This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

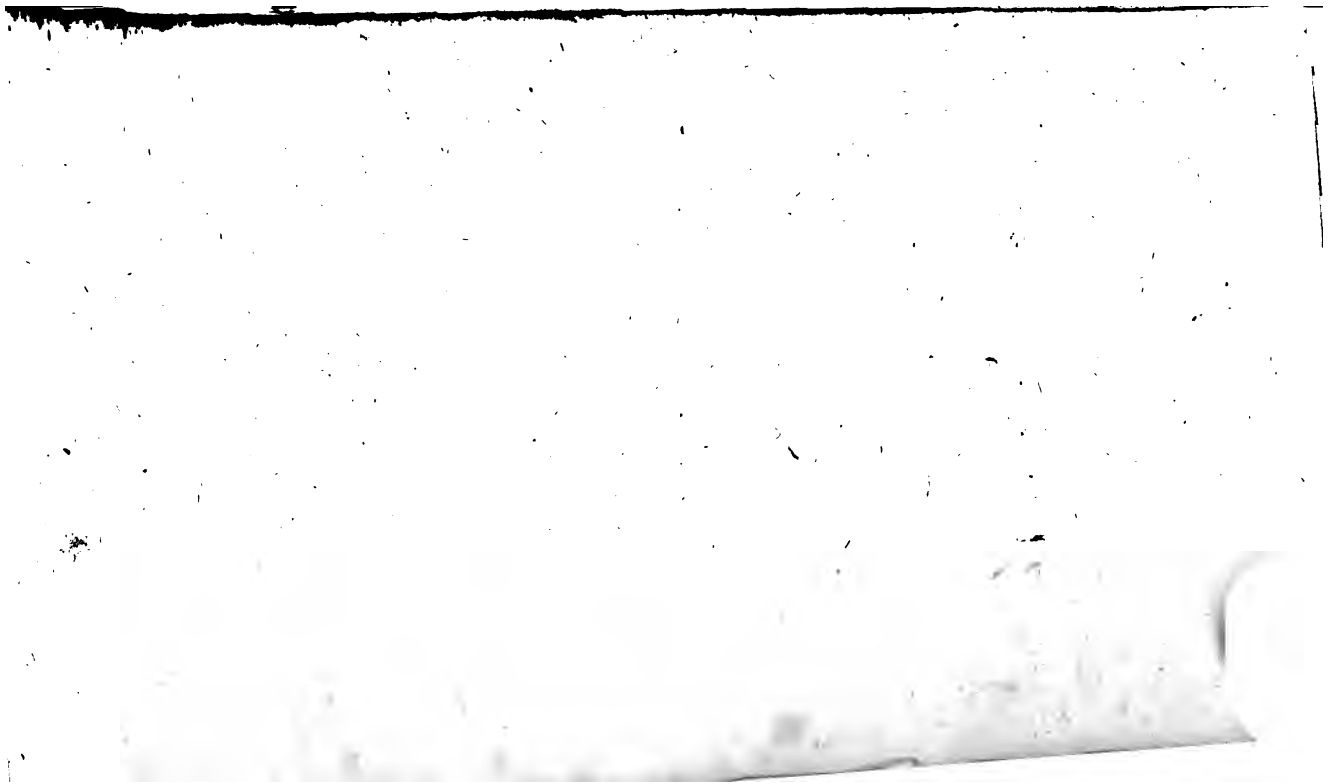
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~2, 1, 4, 1.~~

A
2
.C
18



Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

3 4112

für

gebildete Stände.

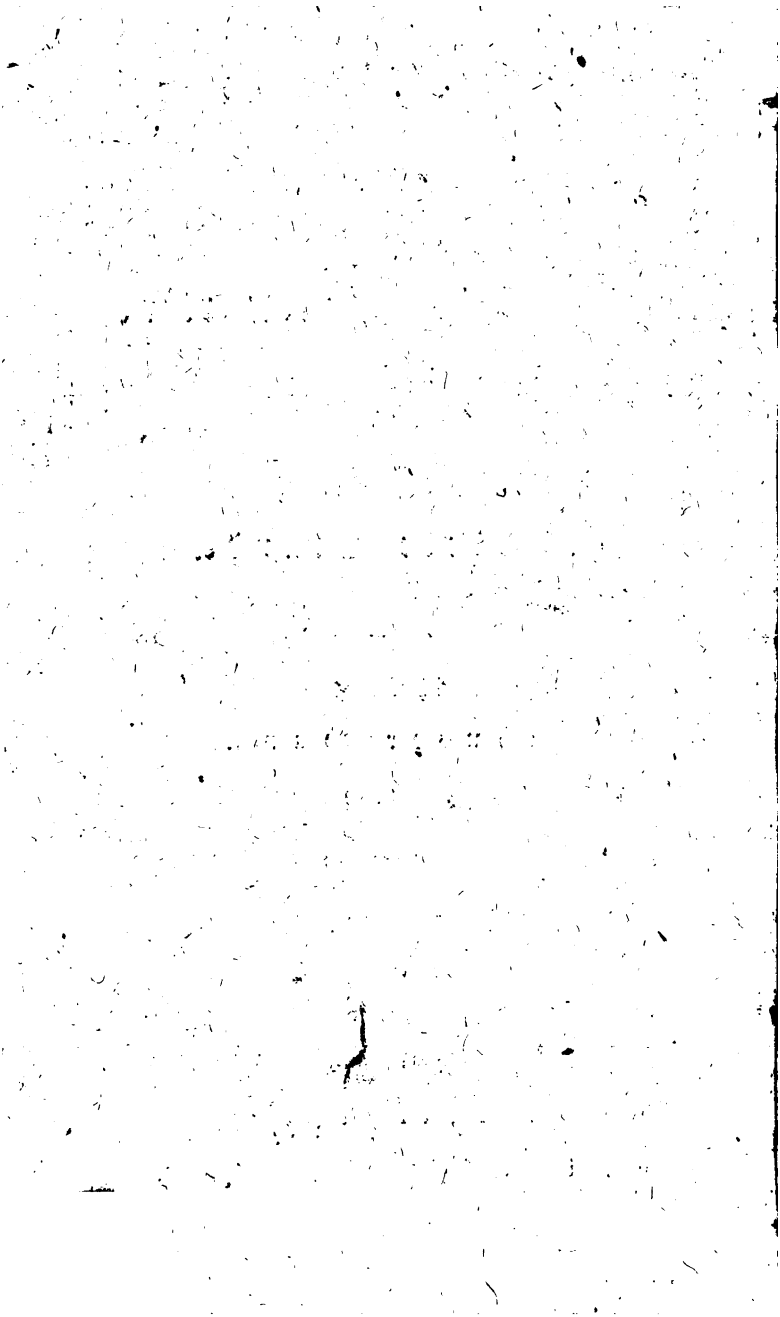
Zehnter Band.

To bis Z.

Louis Lange

Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1819.



Conversations-Lexicon.

Zehnter Theil.

Lo bis Z.

Bei dem Verleger dieser Ausgabe des Conversations-Lexicons ist auch ein zu derselben gehöriger Supplementband (Preis 1 fl. 20 kr.) erschienen, welcher theils eine große Anzahl neuer Artikel, theils viele Nachträge und Berichtigungen zu den in den frühern Bänden abgehandelten Materien enthält.

Verzeichniß

der

Mitarbeiter, nebst ihren Chiffern.

Dr. A. Apel in Leipzig. (Al.)
Dr. Becker in Leipzig. (*r und andere.)
Prof. Benzenberg in Brüggen. (Bg.)
Hofrath von Bosse in Braunschweig. (ohne Chiffer.)
Prof. Bucher in Halle. (o.)
Rector Cannabich in Greußen. (Ch. u. viele Art. ohne Chiffer.)
Prof. Chladni in Wittenberg. (y.)
Fred. Crome in Lüneburg. (C—e.)
Depping in Paris. (Dg.)
M. Ebert in Dresden. (A—s.)
D. Eichmann in Jena. (En.)
Prof. Eisenmann in München. (S. M.)
D. Ficinus in Dresden. (F.)
Prof. Carl Förster in Dresden. (K. F.)
D. Friedr. Förster in Berlin. (F. F.)
D. Herrmann Friedländer in Halle. (Fr.)
D. Otto, genannt Georgius, in Bayreuth. (V.)
Prof. Gilbert in Leipzig. (U.)
D. Fr. Gleich in Erfurt. (F. G.)
D. Greiner in Eisenberg. (H.)
Prof. Gruber in Halle. (dd.)
D. Ludw. Hain. (M. und eine Menge Art. ohne Chiffer.)
Prof. Hasse in Dresden. (K. und andere anonyme Chiffer.)
D. Hassel in Weimar. (ohne Chiffer.)
Prof. Heinroth in Leipzig. (ff.)
Fr. Ferd. Hempel in Altenburg. (A.)
Freihr. von Hormayr in Wien. (Bmr. und andere ohne Chiffer.)
Frau Thereſe Huber, geb. Heyne. (H. g. H.)
Hartwig v. Hundt. (N. F.)
D. Keferstein in Danzig. (ee.)
D. Kosegarten in Hamburg. (ohne Chiffer.)
D. und Prof. F. A. Köthe in Jena. (K—e.)
M. Kraft in Naumburg. (M. K.)
Prof. u. D. Krause in Dresden. (Z.)
Prof. Krehl in Dresden. (Kl.)
D. Kritz in Leipzig. (Dm.)
Prof. Krug in Leipzig (D.)
Prof. Lampadius in Freiberg. (Ss.)
Justizrath Lawätz in Altona. (ohne Chiffer.)
Prof. Leonhardi in Leipzig. (X.)
Lindau in Dresden. (R.)
Prof. Lindner in Leipzig (W. L.)
Rath Lüders in Altenburg. (I.)
M. Meißner in Döhlen. (M—s—r.)
Prof. Messerschmid in Altenburg. (bb.)

M. Michaelis in Leipzig. (M. S.)
D. Mosch in Dresden. (ohne Chiffer.)
M. Mößler in Dresden. (ohne Chiffer.)
A. Müller in Dresden. (ohne Chiffer.)
Regier. Rath Adam Müller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
D. Corn. Müller in Hamburg. (x. μ. δ.)
Hofr. Meth. Müller. (K. L. M. und viele ohne Chiffer.)
Hofr. A. Müllner in Weißenfels. (A. Mnr.)
D. Carl Murhard in Frankfurt. (K. M.)
D. u. Prof. Niemeyer in Halle. (Ll.)
Hofrath Oken in Jena. (O.)
M. Peschek in Zittau. (f.)
Pred. Petri in Zittau. (E.)
D. Pfeilschifter in Frankfurt. (ohne Chiffer.)
Lieut. Pierer in Posen. (P—r.)
Prof. Pohl in Leipzig. (P—l.)
Prof. Pölitz in Leipzig. (Q.)
D. und Prof. Pucheli in Leipzig. (B. P.)
D. Puttrich in Leipzig (B. L.)
Hofrath Reinhard in Altona. (D. H.)
Prof. Rosenmüller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Prof. Fried. Saalfeld in Göttingen. (Cz.)
D. Schink in Berlin. (ohne Chiffer.)
Plan-Kämmerdirektor von Schlieben in Dresden. (P. S.)
Pred. Schlosser in Gr. Zschocher. (S. g. r.)
Adjunkt Schmeißer in Dresden. (S : x.)
Conrektor Schmidt in Schleusingen. (St.)
Prof. Schubert in Ludwigslust. (C. G.)
Capitain Schulz in Merseburg. (S—z.)
D. Sievers in Paris. (Pq.)
Prof. Kurt Sprengel in Halle. (ut.)
M. Stenzel in Berlin. (Stl. und ohne Chiffer.)
Prof. Sturm in Jena. (Bc.)
D. Treitschke in Leipzig. (H. L.)
Superintend. D. u. Prof. Tzschirner in Leipzig. (N.)
Musikdirektor Uber in Dresden. (U—r.)
Prof. Uebelen in Stuttgart. (Y—Z.)
Varnhagen v. Ense in Carlsruhe. (ohne Chiffer.)
D. Carl Venturini in Hordorf. (zz.)
Prof. Wachter in Danzig. (L.)
Adolph Wagner in Leipzig. (Wa.)
Prof. Am. Wendt in Leipzig. (T.)
Insp. Werner in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Fräulein Therese von Winkel in Dresden. (Wl.)
Hofrath Carl Winkler in Dresden. (Wr.)
Legationsrath v. Woltmann in Prag. (G. und andere Chiffern.)
Consistorialrath Wunster in Breslau. (Wst.)
Prof. Zimmerling in Warschau. (M. A.)

T.

Toaldo (Giuseppe), ein berühmter italiänischer Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geboren den 11ten Juli 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, kam 1733 in das Seminarium zu Padua, widmete sich der Theologie, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften. Er zeichnete sich rühmlich aus, wurde in der Folge selbst Lehrer am Seminarium, und 1762 Professor der Astronomie und Meteorologie an der Universität zu Padua. Er bewirkte es, daß eine Sternwarte zu Padua erbaut wurde; auch wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten des damaligen venetianischen Staats Blitzableiter errichtet, und landwirthschaftliche Akademien gestiftet. Die mathematischen Lehrbücher, die er für den Unterricht der Studirenden ausarbeitete, und die sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnen, fanden Beifall, und wurden in vielen Schulen Italiens eingeführt. Um die Meteorologie oder Witterungslehre erwarb sich Toaldo ein vorzügliches Verdienst. Er gab zuerst einen meteorologischen Versuch, und dann seit 1773 ein astro-meteorologisches Journal ununterbrochen bis zu seinem Tod heraus. Im J. 1774 gab die Societät der Wissenschaften zu Montpellier die Preisfragen auf: Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche practische Folgerungen lassen sich in dieser Rücksicht aus den bisher gemachten Wetterbeobachtungen ziehen? Toaldo beantwortete diese Fragen; seine Schrift erhielt von der Societät den Preis, wurde nachher in verschiedne Sprachen übersetzt, und als ein classisches Werk in diesem Fache angesehen. Deutsch erschien sie unter dem Titel: Toaldo's Witterungslehre für den Feldbau, übersetzt von J. G. Stendel, 2te Auflage, Berlin bei Himburg 1786. Diese Schrift enthält zuerst Bemerkungen über den Einfluß, den Winde und andre Naturerscheinungen auf das Wachsthum der Pflanzen und Früchte haben, stellt sodann Erfahrungsregeln, die aus 49jährigen Beobachtungen gesammelt worden, und zuletzt Vorsichts- oder Vermuthungsregeln in Ansehung der Witterung auf, wobei die Einwirkungen des Mondes vorzüglich berücksichtigt werden. Wenn auch gleich das meiste nur auf das Vaterland des Verfassers, Oberitalien, berechnet ist, so finden sich doch in dieser Schrift Bemerkungen, die auch auf andre Länder anwendbar sind. Toaldo war stets ein aufmerksamer Beobachter der Natur, und ein fleißiger Schriftsteller. Er gab noch verschiedne andre astronomische und meteorologische Schriften heraus, machte im J. 1788 eine gelehrte Reise

durch einen großen Theil Italiens, und starb am 11ten November 1798, geschätzt von den Gelehrten und bedauert von seinen Freunden und Bekannten.

Toast (englisch), bedeutet als Zeitwort zuerst rösten, bähen, z. B. Brod; dann eine Person, auf deren Gesundheit man trinken will, mit Namen nennen, vorzüglich Frauenzimmer; das Substantiv Toast bedeutet daher nicht nur eine Gesundheit, die man ausbringt, sondern auch im besondern Sinne irgend eine berühmte Schöne, auf deren Gesundheit in Gesellschaften öfters getrunken wird. Man versteht jedoch unter Toasts nicht bloß die gewöhnlichen Gesundheiten, sondern auch die sogenannten Sentiments, kurze Sätze, die auf irgend eine Person Bezug haben, und weitläuftige Trinksprüche, die bei feierlichen Gastmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation ist der Gebrauch, bei jedem Gastmahle auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, so allgemein und so unerläßlich, als bei den Engländern. In Deutschland, wo die ehemals so beliebten Leberreime nur Wenigen noch dem Namen nach bekannt sind, so wie in Frankreich und Italien, schien dieser Gebrauch bisher als veraltet bloß den niedern Volksclassen überlassen zu seyn; was Fröhlichkeit in dieser Art hervorbrachte, war wenigstens von steifer Form entfernt. Aber in England ist das Gesundheittrinken allgemeine Volkssitte, und geschieht nach festbestimmten Regeln. Kein Gast darf bei einem Mahle, so durstig er auch seyn möge, das Glas eher an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauses auf die Gesundheit einer der anwesenden Frauen getrunken, und diese solches erwiedert hat; die übrigen Gäste folgen diesem Beispiele der Reihe nach. Später werden auch die Gesundheiten von Abwesenden, vorzüglich der königlichen Familie, getrunken, und Trinksprüche ausgebracht. Diese Gesundheiten und Trinksprüche werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt. Bei feierlichen Gastmählern, wo nur Männer gegenwärtig sind, bringt der Wirth oder der Vornehmste der Gesellschaft den ersten Toast aus, und da es an sehr zahlreich besetzten Tafeln nicht möglich seyn würde, daß die Entfernten alle Worte deutlich genug vernehmen könnten, so wird bisweilen einer der Aufwärter dazu bestellt, jeden Trinkspruch als Echo mit lauter Stimme zu wiederholen. In Deutschland hat man auch seit einiger Zeit bei feierlichen Gastmählern die Trinksprüche eingeführt.

Tobolsk, Hauptstadt einer russischen Statthalterschaft in Sibirien, am Zusammenfluß des Irtisch und der Tobol. Man theilt es ein in die obere und die untere Stadt. Die obere liegt auf dem östlichen Ufer des Irtisch auf einem Hügel. Die untere ist größer als jene, und leidet sehr von den Ueberschwemmungen des Irtisch. Oft reißt dieser so große Stücken Erdreich vom Ufer los, daß die Anwohnenden mit ihren Häusern weiter ziehen müssen. Nur in der untern Stadt gibt es Trinkwasser, aber auch dies ist schlecht. Die Häuser sind größtentheils von Holz und nur wenige von Stein. Die Festung ist vom Fürsten Gagarin angelegt, aber jetzt abgetragen. 1787 ward die Stadt durch eine fürchterliche Feuersbrunst verheert, wodurch sie aber eine bessere Bauart erhalten hat. Die gesammte Stadt zählt 1120 Häuser und 23 Kirchen. Ohne die Verwiesenen, die Soldaten und Geistlichen, befinden sich hier über 17,000 Einwohner, die

Russen, Tataren und Deutsche sind; die Tataren machen über den vierten Theil aus. Unter ihnen lebt ein Gouverneur, ein Archimandrit und ein Erzbischof über ganz Sibirien und Tautien. Alles Pelzwerk, das von den Verwiesenen gewonnen wird, bewahrt man hier auf, und liefert es sodann nach Moskau. Es ist auch eine Juftenfabrik hier. Der Handel der hiesigen Kaufleute mit China ist sehr beträchtlich; desgleichen der mit dem russischen Nord-Archipel. Die Bucharen und kalmückischen Kaufleute stehen mit der hiesigen zahlreichen Kaufmannschaft in ununterbrochnem Verkehr. Die hiesige deutsche lutherische Gemeinde besteht seit 1770, und ist sehr klein. — Das Gouvernement Tobolsk, wovon eben die Stadt Tobolsk Hauptort ist, gehört zu Asien, und hat mit Tomsk's 85,387 Einwohnern, 622,422 Einwohner, ohne die wilden Völker. Die vorzüglichsten Flüsse desselben sind der Ob, Tobol, Jenisei u. s. w. Es ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Wildpret, Fischen, Pelzthieren u. s. w. Die südlichen Theile haben viel Holz, und für den Feldbau guten Boden; die nördlichen Theile sind wasserreiche, unabsehbare Ebenen, wo fast gar keine Vegetation sichtbar ist, und der Winter vom August bis zum Junius währt. Ehedem gehörte auch die Provinz Tomsk dazu, ward aber davon getrennt, und mit Kolywan zu einer eignen Statthalterschaft erhoben.

Toccator, Toccato, Toccata nannte man sonst ein Clavier- oder Orgelstück, in welchem beide Hände im Vortrag einer Notenfigur häufig abwechseln. Es bestand gewöhnlich in freier Phantasie. Toccatina hieß es bei kleinerem Umfang und weniger Ausführung. Beide Namen sind jetzt veraltet. — Toccato (touquet) nennt man in den Aufzügen der Trompeterchöre die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundstimme bildet.

Tockay, ein Marktflecken in der sempliner Gespannschaft in Ober-Ungarn, am Einfluß des Bodrog in die Theiß. Er hat 2800 Einwohner mehrerer Confessionen, und ist der Sitz eines Postamts. Von ihm führen die vortrefflichen Weine, welche man Tockayer nennt, den Namen. Der eigentliche Tockayerberg heißt seit 1741 der Theresienberg, und erzeugt ganz vorzüglich guten Wein. Den allervorzüglichsten gibt der Szarwaschbezirk, der mit Säulen umgeben ist, welche der doppelte Adler ziert. Aber bei weitem die wenigsten Weine wachsen bei dem Flecken; die meisten erzeugen die Berge von Mada, Tarczal, Zombor ꝛc., welche zu der vier Meilen sich fortziehenden Bergkette Hegy-allya gehören. Jede dieser Ortschaften hat einige Arten, welche sich entweder durch Stärke und Haltbarkeit, oder durch Feinheit im Geschmack auszeichnen. Man schätzt das jährliche Erzeugniß des ganzen tockayer Weingebirges auf 110,000 Eimer. Die besten der erwähnten Weine nennt man Essenzen, und sie entstehen aus dem, was von den Trockenbeeren ohne Presse abfällt. Auf diese folgt der Ausbruch, ein ebenfalls sehr guter Wein; hierauf der Maschlasch oder der geringere, und zuletzt der gemeine Wein.

Tod wird gewöhnlich als dem Leben geradezu entgegengesetzt, als ein Aufhören, Erlöschen desselben angesehen, und das ist auch allerdings der Begriff desselben. Wenn wir aber eben diesen Begriff an den Zustand halten, der gewöhnlich mit diesem Namen

elegt wird, und wenn wir keineswegs sogleich ein vollkommnes u-
ales Aufhören aller Lebenserscheinungen wahrnehmen (denn die Er-
cheinungen, die dem Momente des Todes folgen, die der Fäulniß,
ch immer noch als Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen an-
ufehen, und nicht, wie oft angenommen wurde, rein chemische
Erscheinungen), sondern vielmehr nur einzelne Functionen (die Be-
egung und Empfindung, und alle die, welche von diesen beiden ab-
ängen), verschwinden und schweigen; so ergiebt sich, daß der Begriff
es Todes zu weit ausgedehnt, und der Uebergang vom Leben zum
Tode auch schon so genannt werde. Ja wenn wir am Ende in höhe-
er Absicht die ganze Natur als belebt erkennen, so muß wohl der
Begriff des Todes, wie er oben aufgestellt wurde, aus derselben ganz
erschwinden, und der Zustand, der diesen übeln Namen trägt, ist
nichts als ein Zerfallen des organischen Einzelwesens, ein Wechseln
er Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus
ieder aufgenommen wird, und nur als Individuum verschwindet.
Es geht aber dies nicht so gar schnell, sondern wird in den meisten
Fällen durch Krankheiten oder die Verhältnisse des Alters vorberei-
et; nur wo das Centrum der Bewegung, das Herz oder das der
Empfindung, das Hirn (und dies auch nur an einigen Stellen) ver-
etzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehmbare Krankheit plötz-
ich bisweilen der Zustand, der Tod genannt wird. — Herz und Hirn
ind es wohl auch eigentlich, von denen der Tod ausgeht; diese ster-
en zuerst entweder beide zugleich oder eins von beiden; weil aber
das wirkliche und vollkommne Aufhören ihrer Thätigkeit nicht so sehr
in die Augen fällt, als die Respiration, die vom Herzen und
Hirn abhängt, so setzt man willkührlich das Moment des Todes
auf den Augenblick, wo der letzte Athemzug bemerkt wird. In
den Organen der Empfindung und Bewegung werden deßhalb die
Folgen des Todes zuerst sichtbar, die Muskeln strecken sich, und
werden steif, Kälte und Blässe verbreiten sich über den ganzen
Leichnam, das Auge hat seinen Lebensglanz, der ganze Körper seine
Turgescenz verloren. Man kann jedoch aus diesen Veränderungen
nicht mit voller Sicherheit schließen, daß der Tod wirklich einge-
treten sey, und seine Herrschaft begonnen habe. Denn es lehrt
die Erfahrung, daß ein dem beschriebenen äußerlich ganz gleicher
Zustand bisweilen nur vorübergehend sey, und es wird derselbe
Scheintod oder Asphyxie genannt. Hier ist die Kraft des
Hirns und Herzens nicht wirklich zerstört, sondern nur unterdrückt,
und man beobachtet diesen Zustand, der wohl mehrere Tage dauern
kann, in nervösen Krankheiten, wo er sogar bisweilen kritisch ist,
und besonders häufig von Luftentziehung. — Die Unmöglichkeit,
den Scheintod von dem wahren zu unterscheiden, macht in plötz-
lich eingetretenen Fällen der Art Rettungsversuche zur Pflicht,
und verbietet das zu schnelle Begraben. Ja die Unmöglichkeit, in
jedem Falle mit Gewißheit zu bestimmen, ob und wie weit das
Bewußtseyn und die Empfindung unterdrückt seyen, sollte veran-
lassen, daß die für todt gehaltenen mit mehr Sorgsamkeit und
Schonung behandelt würden; es sind Fälle bekannt, daß Schein-
todte die Verhandlungen über das Begräbniß u. s. w. mit anhör-
ten, und sich dessen später erinnerten. — Nur erst die nach eini-
gen Tagen eintretende Verwesung ist das sicherste Zeichen des wirk-
lichen Todes. Diese ist aber als die letzte Stoffverwandlung des

Organismus anzusehen, und schließt sich an die reproductiven Functionen, insonders die Excretion an. Der ganze Körper scheidet sich nach und nach aus, und wird in den Erdorganismus aufgenommen. Es beginnt dieselbe in dem Unterleibe und in den Genitalien, indem beide aufgetrieben, locker und weich werden, und sich entfärben, auch die Haut verändert sich, wird hie und da roth, bekommt Blasen, das Blut wird wieder flüssiger, und ergießt sich aus dem Munde, der Nase, den Augen, Ohren und After. Nach und nach zerfallen und entmischen sich dann auch die übrigen Theile, am letzten die harten, die Knochen, Zähne ꝛc. — Im Anfange dieses Herganges entbindet sich Stickgas und Ammonium, bei fortschreitender Fäulniß erhält das Wasserstoffgas im gekohlten, geschwefelten, gephosphorten Zustande die Oberhand, und veranlaßt den heftigen Gestank, so wie auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Zuletzt endlich wird nur kohlensaures Gas ausgeschieden, und es riecht dann der faulende Körper wie frisch aufgegrabne Erde. So bleibt endlich eine fettige, talkartige Erde, und eine schleimige seifenartige Substanz zurück, die sich dem Humus beimischt, und welche mit den übrigen Excretionsstoffen zur Fruchtbarkeit desselben beiträgt, weil auch in diesen Rückständen des Organismus das Leben noch nicht ganz erloschen ist, sondern vielmehr fortwirkt, und neue, sowohl thierische als vegetabilische Organismen mit sich entstehen läßt und sie erhält. Ein Kreislauf, der unsre ganze Bewunderung verdient! — Ob nun gleich auch die Fäulniß als eine Lebenserscheinung anzusehen ist, so steht sie doch, wie jede andre, unter dem Einflusse der Außenwelt; besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebnen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige Wachsmasse, und dies geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mumienartig ein, so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwohl noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen dadurch, daß in ihnen der Prozeß der Fäulniß entweder sehr langsam oder gar nicht von Statten geht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Gerbestoff, und andre, der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Erhaltung mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren. B. P.

Tod (mythologg.). Die Erscheinung des Aufhörens der Lebensthätigkeit des Menschen konnte nicht anders, als einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der ihn überlebenden machen. So wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur und über die Bestimmung des ewigen Geistes, der sie beseelte, bildeten und änderten, änderte sich auch ihre Vorstellung von dieser Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keres und den Thanatos; jene war die Göttin des Todesgeschicks, die Nothwendigkeit zu sterben; dieser der Zustand des Todes, der natürliche Tod. Der Tod erschien ihnen bald schrecklich, wie er

die hungrigen Zähne fletschet, mit blutigen Nägeln seine Opfer bezeichnet, ein Ungeheuer an Gestalt, ganze Schlachtfelder überschattend; bald freundlich (zur Zeit der heitern, urbanen Bildung derselben), ein Genius, der die Menschen anhaucht, und die Fackel des Lebens abwärts senket. Nach Homer sind Schlaf und Tod Zwillingsbrüder (die Aehnlichkeit ihrer Erscheinung), und nach Hesiod Söhne der Nacht. Als solche sind sie auf Kameen und dgl. oft auch der Gegenstand der bildenden Kunst. Euripides brachte in der Alcestis den Tod sogar auf die Bühne, gehüllt in ein schwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirdischen Göttern weihte. — Die Neuern, d. h. die Christen, lassen ihn oft auch erscheinen, als scheußliches Todtengerippe, eine Sense in der Hand, womit er die Sterblichen wegmäht, Gräsern gleich. Nachdem die Phantasie sich erschöpft hat, das Hinscheiden von den Freuden des Lebens traurig genug, und den Tod selbst gräßlich genug auszumalen, hat man jetzt angefangen, der Sache eine mildere Seite abzugewinnen. Die Religion zeigt tröstend ein Auferstehen und Verklären, ein Wiederfinden der Heimath; die bildende Kunst das Erscheinen eines erlösenden Genius.

Todesstrafen. Ueber die in Deutschland üblichen Todesstrafen und ihre Anwendung im Allgemeinen sehe man den Art. **Strafen und Verbrechen.** Wir werden hier bloß Einiges über die Rechtmäßigkeit und Vollziehung der Todesstrafen anführen. Die Rechtmäßigkeit derselben ist besonders in neuern Zeiten häufig bestritten worden, und dies gab Veranlassung, daß manche Gesetzgeber diese Art Strafen aus einer mißverstandenen Menschenliebe ganz abschafften. Allein in mehreren Staaten zeigte sich nur zu bald der Nachtheil solcher Maßregeln, da die meisten Menschen das größte und langwierigste Uebel noch dem kürzesten und letzten, dem Tode, vorziehen, und deßhalb durch diesen sich eher von Verbrechen abhalten lassen, als durch jede andre ihnen angedrohete Bestrafung. Um über die Befugniß des Staats, Todesstrafen zu verhängen, zu urtheilen, setzen wir hier folgende Grundsätze fest. 1. Ist der Staat seinen Mitgliedern und Bürgern den höchstmöglichsten Schutz ihres Lebens, ihres Vermögens, ihrer Freiheit und Ehre schuldig, und also verpflichtet, diejenigen Mittel, wodurch dieser Zweck am leichtesten und sichersten erreicht wird, zu wählen. Gehört nun die Todesstrafe, wie die Erfahrung lehrt, zu diesen Mitteln, so steht auch dem Staat das unbezweifelte Recht zu, sie zu verhängen. Jedoch muß die gesetzlich anzuordnende oder angeordnete Todesstrafe in einem gehörigen Verhältnisse zu dem Verbrechen stehen. (M. s. auch Strafen.) 2. Gesetze sind als Verträge anzusehen, welche von den im Staat befindlichen Einwohnern oder Fremden durch ihren Aufenthalt in demselben genehmigt sind. Jeder muß sich daher nach den Gesetzen, so lange er in dem Staate sich befindet, richten, und diejenigen Handlungen unterlassen, welche jenen zuwider sind. Vermittelst des Bleibens und Aufenthalts in dem Staate, wo Todesstrafen gesetzlich sind, hat der Einwohner, oder Durchreisende auf den Fall, daß er sich eines todeswürdigen Verbrechens schuldig machen sollte, dem Staate stillschweigend das Recht übertragen, ihn am Leben zu strafen. Zur Uebertragung dieses Rechts hat ein Jeder um so mehr die Befugniß, da es ihm frei steht, Handlungen zu

vermeiden, die dem Staate Veranlassung geben, von dem ihm übertragenen Rechte Gebrauch zu machen. Bei Unterlassung des letztern würde der Staat pflichtwidrig und unverantwortlich sowohl gegen die Einheimischen als gegen die in seinem Gebiet befindlichen Fremden handeln, da er ihre Personen und ihr Vermögen einer grössern Gefahr, als nothwendig wäre, aussetzen, und dadurch die Veranlassung zu dem Unglücke Einzelner oder Mehrerer, die von ihm durch die Verheißung des Schutzes und der Sicherheit getäuscht wären, geben würde. Es ist also nicht bloß jede Gesetzgebung berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die Todesstrafen, in so fern dadurch sowohl die eigene Existenz des Staats, als auch die höchsten Güter seiner Einwohner und Schutzverwandten gesichert werden können, anzuwenden. 3. Hingegen hat man behauptet, daß das Leben eines Menschen ein unveräußerliches Gut sey, und daß Niemand weder durch Verträge auf sein eigenes Leben Verzicht leisten, noch auf das Leben eines Andern ein Recht erlangen könne. Das Leben eines Menschen kann aber nur dann als ein Gut für ihn betrachtet werden, wenn es nicht auf eine widerrechtliche Weise zum Schaden Anderer angewandt wird. Es hört auf, ein Gut für ihn zu seyn, wenn das Letztere geschieht, wenigstens ist es dann nur ein eingebildetes Gut, und ein Uebel für die Menschheit. Die letztere leidet also durch die Todesstrafe eines groben und unverbesserlichen Missethäters keinen Verlust, sondern hat sogar einen Gewinn, wozu der Staat mitzuwirken verbunden ist. Ueberdies kann das Recht, bedingter Weise auf das Leben Verzicht zu leisten, um so weniger bestritten werden, wenn es in der Macht und dem Willen des Menschen steht, die Bedingung, unter welcher er das Leben verlieren soll, zu vermeiden. Die Freiheit des Menschen ist ein eben so unveräußerliches heiliges Gut, als das Leben; so gut, wie aber nun dem Staat die Befugniß zusteht, einem Verbrecher die Freiheit zu nehmen, und so gut wie der Mensch auf die Freiheit bedingter Weise verzichten kann, eben so gut findet beides in Rücksicht des Lebens Statt. 4. Durch die Todesstrafe erlangt der Staat keinen Ersatz für den durch das Verbrechen mittelbar oder unmittelbar angerichteten Schaden. Deßhalb ist es rathsam, dem Verbrecher das Leben zu erhalten, falls er im Stande ist, durch Arbeiten oder sonst den gestifteten Schaden gut zu machen, und seine Lebenserhaltung nicht muthmaßlich größere Nachtheile hat. 5. Die Schärfung der Todesstrafe kann nicht als Strafe für den Verbrecher, sondern bloß als Abschreckungsmittel für Andere Statt finden; sie kann also auch bloß dort eintreten, wo sich jener Zweck dadurch erreichen läßt. 6. Kein Unschuldiger muß, so weit dies zu vermeiden ist, durch irgend eine Strafe, am wenigsten durch die Todesstrafe eines Verbrechers mit leiden; daher müssen die Folgen derselben, als Ehrlosigkeit, Verlust der Standesrechte oder des Vermögens, nicht mit auf die Familie ausgedehnt werden. Nur der Gewalt des Despotismus ist es zuzuschreiben, daß der Verlust des Vermögens, des Erbfolgerechts und der bürgerlichen und Standesehre, hinsichtlich der Kinder, mit der Strafe des Hochverraths verbunden worden ist. Indessen werden diese Folgen, welche durch die blutdürstige Constitution des Arcadius und Honorius verordnet wurden, gewöhnlich durch die landesherrliche Gnade erlassen. Die Vollstreckung der Todesstrafe pflegt in ca-

catholischen Ländern gewöhnlich drei Tage nach der Intimation oder Verkündung des Urtheils, in protestantischen Ländern später zu geschehen. Auch wird der zum Tode Verurtheilte gewöhnlich nach geschehener Verkündung des Urtels in ein besseres Gefängniß gebracht, und durch einen Geistlichen seines Religionsbekenntnisses zum Tode vorbereitet. Gewöhnlich wird gleichfalls ein solcher Verurtheilter besser gehalten, mit warmer Speise und Bier oder Wein u. s. w. auf eine mäßige Weise erquickt u. s. w. Die Befugniß eines zum Tode Verurtheilten, über sein Vermögen zu verfügen, steht, mit Ausschluß des Hochverraths, nicht zu bezweifeln. Wenn ein zum Tode Verurtheilter so wenig Verwandte, als eine Dispositon hinterließ, fallen seine Güter dem peinlichen Gerichte, falls dieses mit dem Jure fisci versehen ist, anheim. Sollte ein zum Tode Verurtheilter sein Geständniß widerrufen, so wird ihm freilich in der Regel noch eine Vertheidigung zugestanden, aber in dem darauf erfolgenden die Todesstrafe bestätigenden Urtel zugleich auf wirkliche Vollziehung der Strafe, und Nichtbeachtung eines nochmaligen ungegründeten Widerrufs erkannt. Das Letztere kann jedoch nur hinsichtlich derjenigen Ursachen des Widerrufs geschehen, die man falsch befunden hat; denn sollte ein zum Tode Verurtheilter sein Bekenntniß aus andern scheinbaren Ursachen auch zum zweiten- und drittenmale vor gehegtem peinlichen Halsgericht widerrufen, so kann dennoch die erkannte Todesstrafe nicht vollzogen, sondern es muß ihm zu einer neuen Vertheidigung eine hinlängliche Frist zugestanden werden. Bei dem ersten Widerruf muß dies selbst dann geschehen, wenn er auch erst auf dem Richtplatze selbst erfolgen sollte. Nach eröffnetem Todesurtel wird dem Verbrecher auch so viel Zeit gewöhnlich verstattet, daß er seine Angelegenheiten in Ordnung bringen kann. Die Vollziehung des Urteils wird gleichfalls dann aufgeschoben, wenn man den Verurtheilten zu der Entdeckung der Mitschuldigen, oder zu der Anstellung der Confrontation, oder zu Entdeckung dem Staat vortheilhafter Geheimnisse noch nöthig haben sollte. Nach dem Gerichtsgebrauch pflegt man das eröffnete Todesurtel nicht zu vollstrecken, wenn der Inquisit sich mit vielen Betheurungen auf seine Unschuld, oder wohl gar mit Beziehung auf das jüngste Gericht und den Richterstuhl Christi beruft, sondern der Grund einer solchen Berufung wird vorher genauer untersucht, und dieselbe als Widerruf des Geständnisses betrachtet. Wenn bei einer Todesstrafe Aufruhr und Tumulte zu besorgen sind, so wird die Vollziehung entweder aufgeschoben, oder geschieht mit landesherrlicher Bewilligung im Stillen. Eine überfallene Krankheit kann nur sodann die Vollziehung der Todesstrafe verhindern, wenn der Kranke des Gebrauchs seines Verstandes und seiner Sinne beraubt ist: denn ein anderer kranker Verurtheilter wird zum Richtplatze gefahren. Der Schlag, wodurch dem Verurtheilten kurz vor der Execution seine Besinnlichkeit geraubt wird, ist, so lange dieser Zustand dauert, ein Aufenthalt und Hinderniß der Urtheilsvollstreckung. Eben so wenig kann ein Missethäter, der in Raserei oder Wahnsinn verfällt, hingerichtet werden; er bleibt bis zu seiner Herstellung in sicherer Verwahrung. Schwangerschaft ist gleichfalls eine temporäre Verhinderung der Todesstrafe, womit man auch nach der Entbindung die Zeit von sechs Wochen abwartet. Nach der sehr richtigen Meinung vieler Rechtsgelehrten,

darf auch einer Schwangern ein, wider sie ergangenes Todesurtheil nicht vor ihrer Entbindung bekannt gemacht werden. Beharrlicher Unglaube ist kein Grund des Aufschubes einer Todesstrafe, allein wenn Aussichten zur Sinnesänderung da sind, so wird dem Verurtheilten noch einige Frist gestattet. Der Uebertritt eines Juden u. s. w. kann jedoch weder eine Erlassung, noch Milderung der Strafe bewirken. Indessen pflegt man selbst dort die letztere aufzuschieben, wo der Verurtheilte zu einer andern, als der herrschenden Religion übertreten will. Sollte ein Urtheilsverfasser vielleicht auf eine an dem Orte des Gerichts ungewöhnliche Todesstrafe erkannt haben, so darf der Richter sie nicht vollziehen, sondern muß es dem Urtelsverfasser melden, und auf Erkennung einer andern Strafe antragen. Ehe man zur Vollziehung peinlicher und besonders der Todesstrafen schreitet, muß der Richter die nöthigen Gerichtsplätze in den gehörigen Stand setzen lassen, und die zur Execution erforderlichen Leute annehmen. Dies ist ein Recht, welches mit der peinlichen Gerichtsbarkeit verbunden ist, selbst wenn die Lehnbriefe nichts davon sagen. Es geht auch dadurch nichts verloren, daß die alten Gerichtsplätze verfallen oder umgestürzt sind. Dem bloßen Civilrichter steht die Anlage solcher Gerichtsplätze aber nicht zu. Die Anlegung derselben geschieht mit gewissen Feierlichkeiten, die der Richter selbst mit einigen Hieben ins Holz und dem Legen des Grundsteins beginnt, und wo möglich an solchen Orten, wo ein Jeder der Strafe mit beiwohnen kann. Dem Endzweck der letztern ist es zwar gemäß, daß sie dort, wo das Verbrechen begangen worden, vollzogen werde; wenn jedoch keine Gerichtsplätze daselbst vorhanden sind, so kann dies mit landesherrlicher Erlaubniß auch in einer andern, demselben Landesherrn unterworfenen Gerichtsbarkeit geschehen. Ist das Verbrechen ein sehr schändliches und anstößiges, so pflegt man auch die Execution an Privat- und abgelegenen Orten zu vollziehen. An Fest-, Feier- und öffentlichen Freudentagen finden in der Regel — wenn anders bei dem Aufschub keine Gefahr ist, — auch keine Todesstrafen Statt. Dagegen dürfen sie während der Gerichts- oder bloß menschlichen Ferien, ingleichen während der Fasten- und Adventszeit vollstreckt werden. Bei Verurtheilten, die als Christen sterben, wählt man gewöhnlich den Freitag, als den Todestag des Heilandes, und so auch den Dienstag. Vor der Vollziehung der Strafe selbst wird das hochnothpeinliche Halsgericht gehegt, welches nach den verschiedenen Gewohnheiten eines jeden Orts mit mancherley Feyerlichkeiten, die noch von den altdeutschen Gebräuchen herstammen, verbunden ist. Einige davon sind von Carl V. in der peinlichen Halsgerichtsordnung feierlich bestätigt, und werden, um den Eindruck bei den Zuschauern zu vermehren, an den meisten Orten noch beobachtet. Zu den noch üblichen Feierlichkeiten gehört die Zusammenberufung der Richter und Beisitzer (bei früher Tageszeit) durch das Läuten der Malefizglocke, durch Trompetenschall, oder ein anderes Zeichen, wodurch zugleich die unter dem Gerichtszwang befindlichen die Nachricht erhalten, daß peinliche Verbrechen öffentlich gerügt und bestraft werden sollen. Die peinliche Gerichtsordnung erfodert zur Besetzung des hochnothpeinlichen Halsgerichts sieben bis acht Schöppen, manche Landesordnungen noch mehrere. In Ermangelung

besonderer Vorschriften genügen vier bis fünf Beisitzer, und in einigen Fällen, wo der Thatbestand des vollendeten Verbrechens hinlänglich erwiesen, der Thäter völlig ausgemittelt, und zur Todesstrafe auch ein bloßer Conatus (ein Versuch) hinreichend ist, wie beim Vatermorde, würde selbst die Gegenwart zweier Beisitzer und des Gerichtsschreibers hinreichen. Wenn Richter und Beisitzer an dem für die Haltung der peinlichen Gerichte bestimmten Orte zusammengekommen sind, und das Gericht selbst mit der nöthigen Wache bedeckt ist, nimmt der Richter sein entblößtes Schwert oder den Stab in die Hände, und fragt die Schöppen (Beisitzer): ob das peinliche Gericht zur peinlichen Handlung wohl besetzt sey? Nach Bejahung dieser und einiger andern Fragen erfolgt die feierliche Eröffnung des hochnothpeinlichen Halsgerichts, welches die Frohnboten öffentlich bekannt machen müssen. Hierauf tritt der bestellte Ankläger, den man auch Bauschreier zu nennen pflegt, vor Gericht, bittet um Erlaubniß klagen zu dürfen, und um Vorführung des Angeklagten. Sodann erfolgt an den meisten Orten das Beschreien des Angeklagten, welches gewöhnlich des Ankläger oder der Scharfrichter mit verschiedenen Formalien verrichtet. Dieses Zetergeschrei stammt aus den Zeiten der Fehden, in welchen die beleidigte Familie damit den Todtschläger ihres Verwandten oder Freundes verfolgte, um seiner habhaft zu werden, und sich rächen zu können. Nach erfolgtem Zetergeschrei (wo solches nämlich üblich ist) wird der Gefangene in Fesseln und unter genugsamer Bedeckung vorgeführt. Hierauf wird er entfesselt, und über die wesentlichsten Dinge der Missethat befragt. Beharrt er bei seinem Bekenntniß, so wird ihm das Urtheil von dem Gerichtsschreiber öffentlich vorgelesen, und er zur Vollstreckung dem Nachrichter auf Eid und Pflicht übergeben. Auch wird erforderlichen Falls dem Nachrichter alle Sicherheit versprochen, und öffentlich bei schwerer Strafe verkündigt, ihm nichts Leides zu thun. Sodann endigt man gewöhnlich mit dem Brechen des Stocks, dem Umwerfen, oder wenigstens doch dem Umkehren der Tische, Stühle und Bänke. Diese Formalitäten bewirken jedoch keinesweges, wie man häufig glaubt, die Unabänderlichkeit des Todesurtheils, sondern dienen bloß zur Bestätigung des Urtels auf so lange, als die Sachen sich im gegenwärtigen Zustande befinden. Ein gegründeter Widerruf, eine rechtliche Vertheidigung, eine landesherrliche Begnadigung oder Veränderung der Strafe können noch auf dem Richtplatze die Vollziehung des Urtheils aufheben oder aufschieben. Den Stock zerbricht der Richter gewöhnlich selbst, und wirft ihn vor sich hin. Nach allen diesem begeben sich die sämmtlichen Gerichtspersonen nach der Fohmstatt, oder dem Richtplatze. Der Missethäter wird unter Begleitung von Geistlichen, wo dies noch üblich ist, und unter einer gehörigen Bedeckung dahin abgeführt. Wenn die Vollziehung der Todesstrafe dem Nachrichter auch anfangs nicht gelingt, so muß sie doch Statt finden; es wäre denn, daß nach einer mitleidigen Execution die ganze Handlung aufgehoben, und der Verurtheilte in sein Gefängniß zurückgebracht seyn sollte, dann wird er gewöhnlich zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt. Der Scharfrichter kann aber, wenn er sein Amt nicht recht verwaltet, mit Gefängniß, Absetzung vom Dienst, am Vermögen oder sonst willkührlich bestraft werden. Nach der Vollstreckung des

Todesurtheils hält der Richter oder der Prediger die Warnungsrede an die Umstehenden. Der letztere darf jedoch niemals Bemerkungen über die peinlichen Gesetze, oder das richterliche Verfahren einmischen. Sodann fragt auch der Scharfrichter gewöhnlich den Richter, ob er das Urtheil nach dessen Willen und pflichtmäßig vollstreckt habe. Hierauf ertheilt der Richter die gesetzmäßige (in der peinlichen Halsgerichtsordnung vorgeschriebene) Antwort. In dem bei der Vollziehung abzuhaltenden Protokoll müssen zur Rechtfertigung des ganzen Verfahrens von dem Gerichtsschreiber die Zeit, die Umstände und die Förmlichkeiten, welche bei der Execution Statt hatten, genau verzeichnet werden. Bei den Römern wurden die Leichname der Hingerichteten gewöhnlich beerdigt. Die Gehängten bleiben in Deutschland meistens am Galgen, die Gerädderten werden auf das Rad geflochten, und die Geviertheilten bleiben vor Jedermanns Augen an den vier öffentlichen Landwegen liegen. Doch pflegt man häufig in besser eingerichteten Staaten solche Körper an die Anatomien abzuliefern. Ein Unterrichter kann hierüber indessen nichts entscheiden, noch weniger das Begraben erlauben, wenn es nach den Gesetzen, der ausgemachten Gewohnheit oder nach dem Urtheil nicht Statt finden kann und soll. Die Körper der Enthaupteten werden, wenn das Urtheil nicht ausdrücklich ein Anderes bestimmt, auf dem Richtplatze, oder nicht weit davon in einem gemeinen Sarg eingescharrt. Billig sollte mit dem Tode ein jegliches Verbrechen als abgebüßt betrachtet, und jedem Missethäter, wo keine Anatomien vorhanden sind, ein Begräbniß zugestanden werden. Wenigstens sollten in keinen gebildeten Staaten die Körper solcher Unglücklichen zum Siegeszeichen der strafenden oder irrenden Gerechtigkeit dienen, indem dadurch bloß der Ekel der Vorübergehenden, das Mitleiden mit dem Hingerichteten, der Widerwille gegen die menschliche Rachgier, selten aber Abscheu gegen das Verbrechen erregt werden kann. N. P.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Lissabon um das Jahr 1748, sang zu London, Paris, Berlin und Petersburg mit außerordentlichem Beifall, bereiste noch in ihren letzten Lebensjahren Italien, Holland und England, und starb 1793 in ihrem Vaterlande. Ihre Stimme war schön, klar und hinreißend, ihr Gesang rein, kunstmäßig und im Adagio ganz vorzüglich. Den Künstlerstolz trieb sie, wie manche ihrer Mitschwestern, bis zur höchsten Ausschweifung.

Todte Hand (nach dem Lateinischen des medii aevi, manus mortua) heißen im deutschen Staats- und bürgerlichen Rechte Klöster, Kirchen, alle Stiftungen und Corporationen, sowohl geistliche als weltliche, die beständig fortdauern, und die, weil ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder stets wieder durch andere ersetzt werden, immer als die nämlichen anzusehen sind, und durch keinen Todesfall eine Veränderung erleiden. Doch werden sie nur in Rücksicht der unbeweglichen Güter, die sie besitzen, so genannt. — Etwas an die todte Hand verkaufen, heißt etwas an eine Kirche, Kloster, oder an irgend eine andre geistliche oder weltliche Stiftung verkaufen. Durch diesen Ausdruck werden dergleichen Anstalten lebendigen Personen entgegengesetzt, weil die Güter, die sie einmal an sich gebracht haben, nicht leicht wieder veräußert werden, oder in Handel und Wandel kommen, folglich

für den Staat gleichsam todt und gestorben sind. Es ist auch daher der Verkauf liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Wesen nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden, und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Landesherrn gestattet. — Im Lehn-Rechte ist todte Hand die Unfähigkeit des Leibeigenen über seine Habe zu testiren, und das daher folgende Recht, das der Herr hat, aus dem Nachlasse der Leibeigenen oder Gutsunterthanen dasjenige zu fordern, was ihm nach besondern Verträgen, Gesetzen oder Herkommen, von allen Universalerben daraus gebührt. Die Leibeigenen haben todte, d. i. keine freien Hände, über ihre Sachen zu disponiren und zu testiren. Daher pflegte man, um anzuzeigen, daß man in einer Sache uneingeschränkte Befugniß habe, und unter keiner Leibeigenschaft, Hörigkeit oder Curatel stehe, den Zusatz beizufügen, daß man seine schriftlichen Urkunden mit eigner Hand, manu propria, unterschrieben.

Todten-Austragung, (Todtenfest, Tod-Austreiben), ein altes slavisches Fest, das im Monat März, oder zu Anfange des Frühlings, mit welchem die Slaven ihr Jahr anfingen, wie einige glauben, zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wurde. Noch jetzt wird in einigen ehemals slavischen Ländern (Lausitz, Böhmen, Schlesien, Polen) am Sonntage Lätare, welcher daher der Todten-Sonntag genannt wird, das Todtenfest mit der fast überall gebräuchlichen Ceremonie gefeiert, daß man einen Strohmann, der den Tod vorstellen soll, in Prozession und mit Gesang durch das Dorf trägt, und ihn endlich vor dem Dorfe in das Wasser wirft, oder verbrennt. Diese Feierlichkeit wird jetzt gewöhnlich nur von Kindern oder jungen Leuten begangen. Ehemals wurde auch in einigen deutschen Ländern, z. B. in Franken, eine ähnliche Ceremonie, jedoch nur von Kindern, gefeiert. Die Meinung, daß diese Sitte eigentlich das Frühlingsfest bedeute, und daß man dadurch anzeigen wollte, der Winter sey nun mit Gewalt verdrängt, hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch die Lieder, die dabei gesungen werden, haben Beziehung auf das Ende des Winters und den Anfang des Frühlings. Daß dieser Gebrauch erst nach Einführung des Christenthums entstanden, und daß das zur Schau herumgetragne Symbol des Todes die Abschaffung des Götzendienstes bedeute, wird dadurch widerlegt, daß diese Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß der Götzendienst auch überall an dem nämlichen Tage abgeschafft worden seyn möchte (S. Antons Versuch über der ältern Sklaven Ursprung. Leipzig, 2 Th. 1783 — 1789.)

Todtengericht, war bei den alten Ägyptern eine merkwürdige, diesem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (B. 1. 92.) beschreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptstadt des Reichs, Memphis, beschränkt gewesen zu seyn scheint. Ehe der Leichnam eines Verstorbenen beerdigt werden konnte, versammelten sich an einem bestimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem besondern Kahne an das jenseitige Ufer übergefahren wurden, vierzig Richter, und es stand Jedermann frei, vor ihnen den Verstorbenen anzuklagen. Fanden die Richter die Anklage gegründet, hatte besonders der Verstorbene Schulden hinterlassen, so

wurde ihm das gewöhnliche ehrliche Begräbniß verweigert, und die Verwandten mußten die Leiche bei sich in der Stille beisetzen. Wurde hingegen von dem Verstorbenen viel Rühmliches gesagt, und wurden die wider ihn angebrachten Klagen als falsch befunden, so wurden die Ankläger bestraft, und die Beerdigung geschah mit aller Feierlichkeit. Diesem Todtengerichte waren nicht bloß Privatpersonen, sondern die Könige selbst unterworfen. Eine vortreffliche Einrichtung, zur Tugend aufzumuntern und vom Laster abzuschrecken! — Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Griechen ihre Dichtungen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, dem Charon ꝛc. von dieser Sitte entlehnt haben. — In England gibt es eine andere Art des Todtengerichts. Es ist nämlich ein eigner königlicher Beamter, Coroner, angestellt, dessen Geschäft es ist, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden seyn, zu untersuchen. Zu diesem Behuf muß der Coroner, jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworne) versammeln, die dann über den vorliegenden Fall entscheiden. Bei den in England so häufigen Selbstmorden ist diese Einrichtung sehr nothwendig.

Todtenkopf (sphinx atropos Linn.), ein schöner Schmetterling, der besonders auf Jasmin sich gern aufhält; er hat seinen Namen von der, einem Todtenkopfe ähnlichen Zeichnung, die sich auf seinen Schultern findet. — Todtenkopf (caput mortuum, lete morte) diesen Namen gaben und geben noch jetzt die Chemiker dem feuerbeständigen Rückstande, welcher in der Retorte bleibt, nachdem alles Flüchtige durch die Destillation hinweggetrieben worden ist. (S. d. Art. Caput mortuum).

Todtentanz nennt man eine Reihe von Gemählden, Menschen aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft darstellend, denen sich der Tod unter verschiedenen Gestalten, und unter den verschiedenen Wirkungen naht, die er auf das Gemüth eines jeden in Folge seiner Lebensverhältnisse machen muß. Man findet dergleichen oft auf den catholischen Begräbnißplätzen. Der berühmteste ist der Todtentanz auf einer Mauer des Predigerkirchhofes in der Vorstadt St. Johann zu Basel, der schon früher durch Ueberstreichen sehr verdorben worden war, und nun ganz zerstört ist. Durch Mißverständniß hatte man dieses Gemählde für das Werk des berühmten Hanns Holbein gehalten. Allein es ist schon längst bewiesen worden, daß dieser Todtentanz fast 60 Jahre vorher, ehe Holbein geboren wurde, zum Andenken der Pest, welche 1431 zu Basel während der Kirchenversammlung daselbst herrschte, gemacht worden. Man hielt in der Folge einen Mahler, Glauber, dessen Name auf einer der Figuren stand, für den Verfertiger desselben. Dieses Gemählde enthielt gegen 60 Figuren in Lebensgröße. Es ist von Joas Dennecker (Augsburg 1544), und von Matthäus Merian dem ältern (1621) in 44 Blättern in Kupfer gestochen worden; die neueste Ausgabe von Merians Werke ist 1726 erschienen. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie dieses Gemähldes vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem Gemählde die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaiserin von Rußland, Catharine II., gekommen sind. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst diese Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Der neueste Stich dieses holbeinschen Todtentan-

zes in 33 Blättern ist in den Oeuvres de Jean Holbein par Chrn. de Mechel, T. I. Bâle 1780. Auch in andern Städten der Schweiz wurden im 15ten Jahrhunderte ähnliche Abbildungen gemacht. (S. Müllers Geschichte der Schweizer, B. 4.). Zu Dresden ist an der Mauer des neustädter Kirchhofes noch jetzt ein, ähnlicher Todtentanz zu sehen. Er besteht aus 22 halberhabenen, aus Sandstein gearbeiteten Figuren, welche Personen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen vorstellen. Die Arbeit des Bildhauers hat etwas mehr Verdienst, als die später hinzugefügten unpoetischen Reime. In neuern Zeiten hat man dieses Kunstwerk wieder aufgefrischt.

Todtes Kapital (Nationalökonomie), Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche nicht gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umsetzbar sind. Dem todten Kapitale steht das lebendige (s. d. Art.) entgegen, welches die Eigenschaft einer solchen Umsetzbarkeit besitzt. Der gemeine Sprachgebrauch verwechselt häufig das todte Kapital mit dem müßigen. Beide Gattungen sind aber wesentlich von einander verschieden, unter müßigen Kapitalien müssen nämlich bloß solche verstanden werden, welche nicht in Thätigkeit gesetzt sind, sondern ruhen, eine solche Unthätigkeit aber kann eben sowohl bei dem lebendigen als todten Kapitale statt finden. (S. Kapital). K. M.

Toga, das weite mantelartige Obergewand von weißer Wolle, welches die Römer öffentlich trugen, und zwar in der spätern Zeit fast ausschließend das männliche Geschlecht. Da nur Freigeborne, nur römische Bürger die Toga tragen durften, so war es ein Ehrengewand, und zugleich ein Merkmal, das den Römer von andern Völkern unterschied; daher gens togata — das Volk in der Toga — so viel als das römische Volk. Weil aber zugleich dieses Gewand nur von dem Bürger im Frieden getragen wurde (der Krieger trug dafür das sagum), so bezeichnet das Wort toga bisweilen auch den friedlichen Bürger und den Friedenszustand überhaupt im Gegensatz des Krieges. Uebrigens wurde die Toga so übergeworfen und umgenommen, daß der rechte Arm gänzlich frei blieb, und mit einer eigenen Geschicklichkeit mußten die Römer dies Gewand so zu behandeln, daß der Faltenwurf ein gefälliges Ansehen bekam. Da die Römer keine Taschen trugen, so diente ihnen die Toga, wo sie vorn in der Gegend der Brust einen Bausch bildete, sinus genannt, zum Aufbewahren und Verbergen kleinerer Dinge, die sie mit sich führten. Da die, welche sich um ein Staatsamt bewarben, eine glänzendweiße Toga (toga candida) trugen; so nennt man noch jetzt diejenigen, welche das Recht haben, sich um ein öffentliches Amt zu bewerben, oder auch uneigentlich solche, die mit Gewißheit etwas zu erwarten haben, — Candidaten. Trauernde und gerichtlich Angeklagte trugen eine schmutzige, abgetragene, graue, oder überhaupt eine unscheinbare Toga (toga sordida). War sie mit einem Purpurstreif eingefaßt und verziert, so hieß sie toga praetexta, und eine solche Toga trugen alle höhere obrigkeitliche Personen und Priester, auch war sie eine Auszeichnung der Knaben und Mädchen, jener bis zum 17ten, dieser bis zum 14ten Jahr, wo dann erstere sie mit der sogenannten toga virilis, der männlichen, d. h. der gewöhnlichen einfach weißen Toga, vertauschten.

Toggenburg (Tockenburg) in der Schweiz, war ehemals der Name einer besondern Grafschaft, die ihre eignen Herren, die Grafen von Toggenburg, hatte, deren gewöhnlicher Sitz auf dem Schlosse Toggenburg bei der Stadt Lichtenstein, dem Hauptorte des Landes war. Dieses kleine Land ist in der Geschichte der Schweiz dadurch merkwürdig geworden, daß es zweimal zu blutigen Fehden zwischen den verbündeten Cantons selbst Veranlassung gegeben hat. Diese innerlichen Kriege, bekannt unter dem Namen der toggenburger Händel, waren zwar ohne große militärische Ereignisse, aber sie verursachten, wie alle Bürgerkriege, traurige Verwüstungen, und hätten, durch den Antheil, den auswärtige Mächte daran nahmen, für die Freiheit der Schweizer selbst leicht sehr verderblich werden können. — Die eigentliche Grafschaft Toggenburg bestand aus verschiedenen Thälern, und lag zwischen der Landschaft des ehemaligen Stifts St. Gallen, dem Thurgau, und den Cantons Zürich und Appenzell. Die Länge desselben betrug 10 Stunden, die größte Breite 3 Stunden; die Bevölkerung bestand aus 9000 Menschen. Die Grafen von Toggenburg gehörten im 15ten Jahrhunderte unter die reichsten und mächtigsten Landeigenthümer in der Schweiz. Friedrich, Graf von Toggenburg, der letzte seines Geschlechts, das 1436 mit ihm erlosch, besaß überdies die Herrschaften Uznach, Windek, Sargans und verschiedene Güter im Thurgau, hatte auch am Bodensee ansehnliche Besitzungen. Verschiedene dieser Güter hatte er durch Kauf oder pfandweise erhalten; alle aber gingen vom Kaiser und Reich zum Lehn. Er starb am 30. April 1436 ohne über seine Besitzungen gehörig verfügt zu haben. Die benachbarten Cantons suchten daher unter mancherlei Ansprüchen, einen Theil dieser Güter an sich zu bringen. Darüber entzweite sich Zürich, das sich von dem Schweizerbunde trennte und auf Oesterreichs Seite neigte, mit den beiden catholischen Cantons Schwitz und Glarus. Dieser Zwist ging bald in offnen Krieg über, an dem in der Folge auch andre Cantons wider Zürich, so wie für dasselbe Oesterreich und Frankreich, Theil nahmen. Die einzelnen Vorfälle dieses, mit Erbitterung geführten Bürgerkriegs, und die Belagerung der Stadt Zürich durch die Schweizer, erzählt J. Müller in der Geschichte der Eidgenossenschaft, Th. 3 und 4. Nachdem dieser Krieg vierzehn Jahre lang, unter mancherlei Abwechselungen, gedauert hatte, wurde er am 13. Jul. 1450 durch einen friedlichen Verein beendigt. Zürich trat dem Schweizerbunde wieder bei, und in dem Länderbesitze wurde wenig geändert. Das eigentliche Toggenburg kam an die nächsten Verwandten des letztern Grafen, die Freiherrn von Raron, die ihren neuen Unterthanen bei der Huldigung große Freiheiten zugestanden, besonders diese, daß die Toggenburger das schon vorhin bestandene Landrecht und eine genauere Verbindung mit den Cantons Schwitz und Glarus wieder erneuern konnten. Eben dadurch wurde aber auch der Saame zu der zweiten, spätern Fehde ausgestreut. Im Jahre 1468 verkaufte der Besitzer der Grafschaft Toggenburg, Petermann, Freiherr von Raron, weil er keine männlichen Erben hatte, das ganze toggenburger Land für 14,500 Gulden an den Fürst, Abt Ulrich zu St. Gallen und dessen Gotteshaus. Abt Ulrich, ein gewandter und für die Aufnahme seines Stifts äußerst thätiger Mann, bestätigte den Toggenburgern alle ihre Rechte und Freiheiten; aber seine Nachfolger

ntzogen ihnen nach und nach verschiedene derselben, und erlaub-
en sich mancherlei Bedrückungen gegen die Toggenburger, beson-
ders seit die Reformation auch in diesem Lande Eingang gefunden
hatte. Die reformirten Cantons Zürich und Bern nahmen sich ih-
rer bedrückten Glaubensgenossen an, jedoch mit Widerspruch des
Abts von St. Gallen, und der catholischen Cantons Schwiz und
Glarus, welche letztere beide ein näheres Schirmrecht über Tog-
genburg zu haben behaupteten. Vom J. 1701 an dauerten, je-
doch fruchtlos, die Verhandlungen zwischen den Cantons über die
Freiheiten der Toggenburger fort. Diese letztern, da sie von denen,
durch das Landrecht mit ihnen verbundenen Cantons Schwiz und
Glarus gegen die immer zunehmenden Anmaßungen des Abts nicht
geschützt wurden, wendeten sich an die Cantons Zürich und Bern,
die die Sache vielleicht zu gebieterisch entscheiden wollten. Die
Bemühungen der österreichischen und französischen Gesandten, den
Streit zu vermitteln, blieben ohne Erfolg, eben so wie die Vor-
stellungen anderer auswärtigen Regierungen. Doch scheint die Ver-
muthung auch nicht ungegründet, daß einige fremde Mächte die
Uneinigkeiten unter den Schweizern absichtlich unterhielten, entwe-
der um zu verhindern, daß die Schweizer keinen Antheil an dem
gleichzeitigen spanischen Erbfolgekriege nehmen möchten, oder um
andere Absichten zu erreichen. Die reformirten Cantons rechneten
auf den Beistand Englands und Frankreichs; Oesterreich nahm die
Parthei des Abts und der catholischen Cantons; die letztern un-
terstützte der päpstliche Hof mit Geld, um den Krieg führen zu
können. Die Erbitterung zwischen den Cantons, durch Religions-
haß vermehrt, brach 1712 in einen wirklichen Krieg aus; Zürich
und Bern begannen ihn, indem sie ihre Truppen in das Toggen-
burgische einrücken ließen. Dieser Krieg — der keine große milit-
tärische Expedition aufzuweisen hat, obgleich 150,000 Mann unter
den Waffen gewesen seyn sollen, der aber, durch die gemachten
Erfahrungen, Veranlassung zu der nachmaligen Verbesserung des
schweizerischen Kriegswesens gab — wurde durch den am 11. Au-
gust 1712 zu Aarau geschlossenen Landfrieden beigelegt. In der
Verfassung der Schweiz änderte er im Wesentlichen nichts, und
der helvetische Bund erhielt sich unverletzt. Nach dem Tode des
unruhigen Abts von St. Gallen, Leodegar, der alle ihm angetra-
genen Vergleichsvorschläge hartnäckig verweigerte, kam erst 1718
mit seinem friedliebenden Nachfolger Joseph ein völliger Verein
zwischen ihm und den Cantons zu Stande. Die Hauptpunkte des
Vertrags waren: daß der jedesmalige Fürst und Abt zu St. Gal-
len natürlicher Landesherr in Toggenburg seyn, jedoch die Rechte
und Freiheiten der Unterthanen nicht verletzen sollte; den Toggen-
burgern wurde ein eigner, aus ihren Mitteln zu wählender Land-
rath und die Freiheit zugestanden, nöthigenfalls bei den vermit-
telnden Cantons Hülfe suchen zu können. — Nach der im Jahr
1803 in der Schweiz statt gehabten großen Veränderung (s. Hel-
vetien und Schweiz) macht das ehemalige Toggenburg gegenwärtig
den 4ten und 5ten District des Cantons St. Gallen aus.

Toilette (französisch; eigentlich das Diminutiv von toile), ein Tuch, das über einen Tisch gebreitet oder gehängt wird, auf welchem sich die zum Putz für Weiber gehörigen Sachen befinden; dann, die Sachen, die auf einem solchen Tische stehen, und zum

weiblichen Putz- gehören, auch der Putz- oder Nacht-Tisch selbst. Daher wird Toiletten-Stütze (pilier de toilette), im Scherz ein Mensch genannt, der sich gewöhnlich bei der Toilette einer Dame einfindet. Endlich versteht man unter Toilette auch alles und jedes, was zu einem ordentlichen Anzuge gehört; daher der Ausdruck, seine Toilette machen (sich ordentlich und wie es sich gehört, anziehen).

Toise ein Maß, das besonders im Königreich Frankreich üblich, jedoch auch in andern Ländern, als Längenbestimmung bekannt ist, und 6 Fuß oder 3 Ellen hält. P. S.

Tököly (Emmerich Graf von), ein edler Ungar, berühmt durch seine Anstrengungen, sein Vaterland von österreichischer Herrschaft zu befreien, war der Sohn Stephans, Grafen Tököly, eines lutherischen Edelmanns, der sich nach der Hinrichtung des Grafen Zrini und anderer ungarischen Edelleute, die einer Verschwörung gegen Oesterreich sich schuldig gemacht hatten, an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der General Heister wurde gegen ihn geschickt, und Tököly zog sich in sein Schloß Kas zurück, wo er belagert ward. Er starb während dieser Belagerung, nachdem er noch vorher so glücklich gewesen war, seinem Sohn, damals 15 Jahr alt, zur Flucht aus dem Schloße zu verhelfen. Emmerich Tököly ging nach Siebenbürgen, wo er sich bei dem dortigen Fürsten durch seinen Muth und sein Betragen so beliebt machte, daß derselbe ihm den Oberbefehl über ein Corps Truppen, welches er den ungarischen Mißvergnügten zu Hülfe sandte, übertrug. Die letztern wählten ihn 1678 zu ihrem Oberfeldherrn, und fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er sein Vaterland von der deutschen Herrschaft befreiet habe, brach er mit einer sich täglich verstärkenden Armee in Oberungarn ein, eroberte mehrere Festungen und die Bergstädte, ließ Mähren durch eine Abtheilung seiner Truppen verwüsten, und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, sogar bis in Oberösterreich vor. Der Kaiser half zwar einigen Beschwerden auf dem Reichstage zu Oedenburg 1681 ab, aber Tököly setzte seinen Widerstand fort, begab sich in den Schutz Sultan Muhameds IV. und wurde von diesem 1682 zum Könige von Ungarn erklärt. Ein Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte war hiervon die Folge, worin die Türken sogar 1683 bis Wien vordrangen, und diese Kaiserstadt belagerten, aber bald gänzlich geschlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld des ganzen Unglücks auf Tököly schieben, dieser reiste jedoch selbst nach Adrianopel, und bewies dem Sultan seine Unschuld so klar, daß man ihm allen Schutz verhieß, und den Großvezier strangulirte. Tököly selbst setzte den Krieg unglücklich gegen die Kaiserlichen fort, verlor mehrere entscheidende Schlachten, wurde deßhalb 1685 von den Türken gefangen genommen, und das Heer der Mißvergnügten zerstreute sich. Er erhielt, als unschuldig, seine Freiheit wieder, aber von seinen Anhängern verlassen, konnte er nichts Erhebliches ausrichten. Das Glück lächelte ihm aufs neue, da er von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmt wurde. Er drang in dies Land ein, schlug den kaiserlichen General Heusler und wurde von den Siebenbürgern wirklich zum Fürsten erwählt; allein der Markgraf Ludwig von Baden vertrieb ihn wieder. So war er unaufhörlich den Launen, bald der Pforte, bald des Schicksals, Preis gegeben, wurde in Ketten

nach Adrianopel geschickt, und nachher wieder zum Fürsten von Wallachei ernannt; begab sich nach dem Frieden von Carlowitz 1699 nach der Türkei, wo er auf einem Landgute bei Nicomedien wohnte und den 13ten September 1705 sein unruhiges Leben endete. Er war ein Mann von hohem Muthe, scharfer Beurtheilungskraft, gereifter Einsicht und einer Gegenwart des Geistes, die ihn nie verließ. Mit diesen Eigenschaften war ein schönes Aeußere und sehr einnehmende Sitten verbunden, welches alles ihn wohl zu einem glücklichern Erfolge seiner Bemühungen für sein Vaterland berechtigt hätte. Indessen muß Ungarn doch in ihm den Wiederherstellter seiner alten constitutionsmäßigen Freiheit verehren. „Es ist unser Unglück gewesen, Bruder, sagte er zu dem Fürsten Demetrius Cantemir, in dem Dienste eines Souverains gewesen zu seyn, dessen Wille veränderlicher ist, als das Licht, welches er in seinem Wappen führt.“

Toledo, die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens im Königreiche Neu-Castilien, auf einem Felsen, am Tajo, der an steilen hohen und felsichten Ufern die Stadt auf drei Seiten umgibt. Die Stadt ist dieser Lage wegen sehr ungleich; das nöthige Wasser wird aus dem Flusse durch Esel auf den Felsen hinauf getragen. Toledo war ehemals sehr ansehnlich, hatte 200,000 Einwohner und war der Sitz maurischer Könige, deren alte Residenz, der Alkazar, jetzt in ein Hospital verwandelt worden ist. Die Stadt ist dermalen sehr verfallen, hat zwar viel Kirchen und Klöster, aber nur 25,000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, der den Titel als Primas von Spanien führt, 8 Bischöffe unter sich hat, und sonst 300,000 Ducaten jährliche Einkünfte bezog. Auch ist hier eine, aber sehr unbedeutende Universität. Unter den Gebäuden zeichnet sich die in gothischem Geschmack erbaute Domkirche aus. In der Nähe der Stadt finden sich noch Ueberreste römischer Alterthümer. Es gibt hier Seidenfabriken und eine dem Könige gehörige Degenklingenfabrik. — **Toledo** war auch der eigentliche Familienname des großen, aber durch seine Grausamkeit in den Niederlanden unter Philipp II. berüchtigt gewordenen spanischen Generals Duca d'Alba.

Toleranz, s. Duldung.

Tolly (Barclai de), Fürst, russisch kaiserlicher Generalfeldmarschall, geb. 1760, ist der Sohn eines Predigers in Liefland, stammt aber ursprünglich aus einer alten schottischen Familie ab, deren Namen einige berühmte Gelehrte geführt haben. Er diente mit Auszeichnung in der russischen Armee, und erwarb sich in den Feldzügen von 1806 und 1807 gegen die Franzosen durch persönliche Bravour vielen Ruhm. Auch in dem Kriege, der 1808 mit Schweden ausbrach, zeichnete er sich in Finnland bei verschiedenen Gelegenheiten aus. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1809 zum Generallieutenant, nachher zum General der Infanterie und im J. 1811 zum Kriegsminister ernannt, welche Stelle er bis zum J. 1813 bekleidete. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im Winter 1812 erließ er unterm 3ten Januar 1813 den bekannten merkwürdigen Aufruf an die deutschen Truppen bei der französischen Armee, in welchem er sie aufforderte, sich unter dem Schutze Rußlands in eine deutsche Legion zu vereinigen, um die Franzosen aus Deutschland vertreiben zu helfen. Bei Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1813 commandirte er ein Reserve-

corps an der Weichsel. Nach der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813) wurde ihm das Obercommando über die russischen, preußischen und schwedischen Truppen übertragen, und er führte sie zum Siege bei Leipzig. Sein Kaiser erhob ihn zur Belohnung zum Grafen. Barclai de Tolly ging nun mit der russischen Hauptarmee durch die Schweiz nach Frankreich. Am 30. May befand er sich mit den übrigen alliirten Armeen unter den Mauern von Paris, und zog am 1. April dort ein. Der Kaiser Alexander ernannte ihn an diesem Tage zum Generalfeldmarschall. Im Juli 1814 ging er mit der russischen Armee aus Frankreich zurück, und nahm sein Hauptquartier zu Warschau. Am Ende des Jahres 1814 wurde, auf Befehl des Kaisers, das russische Heer in zwei Armeen getheilt. Ueber die nördliche erhielt Barclai de Tolly das Obercommando, über die südliche der General Benningsen. Als im J. 1815 die Rückkehr Napoleons, und die dadurch in Frankreich bewirkte Revolution die Ruhe Europa's aufs neue bedrohte, ließ auch Kaiser Alexander seine Truppen gegen den gemeinschaftlichen Feind marschiren. Mit einer Armee von 200,000 Mann ging der Feldmarschall Barclai de Tolly in schnellen Märschen aus Polen nach dem Rhein und drang in Frankreich ein. Die ausgezeichnet gute Mannszucht, welche die russischen Truppen unter seinen Befehlen in diesem Lande beobachteten, wurde sehr gerühmt. Das Hauptquartier des Feldmarschalls war anfangs zu Chalons an der Marne, in der Champagne, später in dem nicht weit davon entfernten Städtchen Vertus. In der dasigen großen Ebene, den durch die Niederlage des Attila (im J. 451) berühmt gewordenen catalaunischen Feldern, hielt der Kaiser Alexander am 10. Sept. 1815 eine, in ihrer Art einzige Musterung über seine, unter Barclai de Tolly's Befehl hier aufgestellte, 150,000 Mann starke, Armee. Am folgenden Tage fand eine große religiöse, tiefen Eindruck erregende Ceremonie Statt, welche Frau von Krüdener in einer eignen Schrift: le Camp de Vertus, geschildert hat. Der Kaiser Alexander erhob bei dieser Gelegenheit den Feldmarschall Barclai de Tolly in den Fürstenstand. Auch der König von Frankreich bewies ihm seine Erkenntlichkeit, und gab ihm, bei einem Besuche in Paris, das Commandeurkreuz des Ludwigsordens. Da bald nachher der größte Theil der russischen Armee zurückkehrte, so ging auch Barclai de Tolly im October nach Rußland zurück. Die Verfügungen, die er in Rücksicht des Unterhalts der Truppen zur Erleichterung der Einwohner derjenigen Länder, durch welche der Rückmarsch ging, veranstaltete, haben ihm ein ehrenvolles Andenken gestiftet. Im Februar 1817 kam der Fürst Barclai de Tolly auf kurze Zeit nach Petersburg. Ihm zu Ehren fand eine Gala-Parade der in der Hauptstadt und der Umgegend garnisonirenden Truppen Statt. Mit Auszeichnungen überhäuft, und auf Kosten des Hofes bewirthet, kehrte der Fürst nach Mohilew zurück, wo nach der neuen, ausgedehnten Dislocation der russischen Armee nach dem jetzigen Friedens-Etablissement, sein Hauptquartier blieb.

Tombak ist eine Metallmischung von röthlichgelber Farbe. Die Siamer werden für die ersten Erfinder desselben gehalten und nehmen das beste chinesische Kupfer und Gold dazu, schätzen es auch höher als Gold. In Europa ward es erst im 17ten Jahrhundert durch eine Gesandtschaft, die von dort an Ludwig XIV.

chickt wurde, bekannt und nachgemacht. Zu dem europäischen
mmt man Kupfer, Messing und etwas gutes Zinn oder Zink
ches zusammen verschmolzen wird.

Tombuctu, ein Königreich der Neger in Afrika, zwischen
n Niger und der Wüste Zara gelegen. Es wird von einem eig-
n König regiert, und von starken, kräftigen aber unreinlichen
gern bewohnt. Der Boden ist leicht und locker und wird mit
inen Karsten bearbeitet, welche die Neger von den Mauren kau-
. Reiß und Guinaakorn sind die gewöhnlichen Getraidefrüchte;
ßerdem erzeugt man auch eine Menge trefflichen Gemüses, so
: Datteln, Feigen, Ananas im Ueberfluß. Pferde sieht man nicht.
: Elephanten, Kühe, Esel, Ziegen, Kameele, Hunde, Antilopen,
nachen ꝛc. und außer diesen Thieren auch noch eine kleine Art
Kameels, welche die Einwohner Heirie nennen. Schwefel fin-
sich in der Nähe der Stadt Tombuctu, welche zwei Tagrei-
sen nördlich vom Niger in einer Ebene liegt. In einiger Entfer-
ng von der Stadt strömt ein Fluß, La Mar Jahr, hin und wen-
sich dann südwestlich. Sie hat weder Mauern noch Festungs-
rke; die Straßen sind unregelmäßig; die Häuser viereckig, von
hm, mit flachen Dächern und nur ein Stockwerk hoch. Der kö-
liche Palast ist aus Lehm mit Stroh durchknetet erbaut, und hat
nfalls nur ein Stockwerk, in welchem 8 bis 10 Zimmer angebracht
d. Sein Umfang nimmt einen halben Morgen Landes ein, er
mit einer Lehmmauer umgeben. Die Wache, welche den König
gibt, besteht aus etwa 30 Mann, und die ganze Bevölkerung
: Stadt ohngefähr aus 10,000 Seelen. Der Handel, welchen
: Einwohner mit den nördlichen Mauren treiben, die vorzüglich
s Steinsalz der Wüste hierher bringen, soll nicht unbeträchtlich seyn.

Ton, Tonart, Tonleiter, Tonsystem, in musikalischer Hinsicht (denn auch in malerischer, declamatorischer und sodlischer Hinsicht redet man von Ton) bedeutet den Klang in ückſicht des Verhältnisses von Höhe und Tiefe im allgemeinen und den einzelnen Klang unsers Tonsystems insbesondere. Der Ton in eser Bedeutung — und dies ist die musikalische Grundbedeutung wird durch die größere oder geringere Schnelligkeit gleichartig iederkehrender Schwingungen des elastischen Körpers, welche unr Ohr afficiren, bestimmt. Die musikalischen Töne unterscheiden h von den Sprachtönen besonders dadurch, daß diese kurz herausßen, jene aber mehr durch einen anhaltenden Druck herausgegen werden, und daher dem Gehör eine bestimmtere Empfindung rer Höhe, Bildung und ihrer Verhältnisse einprägen. Die Verleidenheit des einen Tons von dem andern in Hinsicht der Höhe d Tiefe bildet das Intervall (s. d. Art.). Da aber in der onkunst nicht alle Töne brauchbar sind, sondern nur diejenigen, rch welche eine Zusammenstimmung möglich ist, so hat man die usikalischen Töne in ein System (Tonsystem) gebracht, lches daher den ganzen Inbegriff der in der Musik brauchbaren, rch Höhe und Tiefe verschiedenen Klänge in abgemessener Ordng aufgestellt bezeichnet. Diese abgemessene Ordnung, und mit das Tonsystem selbst, ist erst eine Erfindung der spätern Zeit, über die Töne genauere Nachforschungen angestellt, und ihre rhältnisse an musikalischen Instrumenten festgestellt wurden; nn der Naturmensch folgt nur seiner Empfindung, wenn er Töne

hervorbringt, ohne von einer bestimmten Abmessung zu wissen, was sich daraus ergebt, daß die Lieder der Wilden in unser heutiges diatonisches Tonsystem so wenig passen wollen. Da nun das Instrument nicht wie die menschliche Stimme alle verschiedenen Töne ohne besondere Vorrichtung angibt, so mußten diejenigen, welche durch Instrumente eine bestimmte Melodie hervorbringen wollten, gewisse Töne denselben gleichsam auf bestimmte Weise zutheilen, und in regelmäßiger Folge festsetzen: Saiten mußten zu Hervorbringung mancher Töne auf bestimmte Weise gestimmt, ihnen eine bestimmte Länge gegeben, und Löcher auf Blasinstrumenten in abgemessenen Entfernungen ausgebohrt werden. Zuerst wird man die einfachsten, von Natur am leichtesten in die Ohren fallenden Tonverhältnisse auf diese Weise fixirt haben. So sagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit vier Saiten bespannt, und sie in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmt; und wahrscheinlich waren diese Töne zur einfachsten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In diesem ersten System nun, welches vier Saiten oder Töne begriff, lagen zwei Quarten, welche die beiden äußersten Töne bildeten z. B. a d e a, daher nannte man dies System, oder die Abtheilung der Töne nach Quarten, Tetrachord. Die Fortsetzung der Töne scheint ebenfalls durch Quarten fortgeschritten zu seyn, so daß man z. B. d seine noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Ton e die Quarte b, indem man immerfort nach Quarten stimmte. Nun hatte G seine reine Quarte noch nicht, um aber nicht über die Octave hinauszugehen, so nahm man dieselbe in der Octave von g unterwärts; diese bekam die Quarte f und so hatte man die Octave, die in den Tönen

	A	B	C	D	E	F	G	a	
in dem Verhältniß von	1	$\frac{8}{9}$	$\frac{27}{32}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{81}{128}$	$\frac{9}{16}$	$\frac{1}{2}$	bestand.

Da man aber die Quarten auf verschiedene Arten in kleinere Intervallen theilte, so entstanden daraus die Ton- oder Klanggeschlechter, nämlich 1) das enharmonische, bei welchem die Quarte so getheilt war, daß die zwei ersten Intervallen kleiner als unsere halben Töne waren (s. enharmonisch), z. B. nach Ptolemäus

H	#H	C	E
1	45	15	3
	46	16	14

2) das chromatische, in welchem die Quarte so eingetheilt wurde, daß die zweite Saite gegen die erste, und die dritte gegen die zweite Intervalle bildeten, die etwas kleiner waren, als ein halber Ton, die erste gegen die dritte aber ein Intervall, das ohngefähr mit unserer kleinen Terz übereinkommt (s. chromatisch). 3) das diatonische, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatonische System ist diejenige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in sieben Töne eingetheilt wird, welche aus fünf ganzen und zwei halben Stufen (Tönen —

daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in denselben nie in kleinern, als halben Tönen, auch nie durch zwei harte Töne hintereinander fortschreitet. Da nun die alten die Halbtöne (Semitonia) e-f, h-c, fis, gis in ihr System noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter, oder die fortschreitende Reihe der acht Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch Zahlen bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz ꝛc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die siebente Stufe einen doppelten Ton (klein und groß B) hatte, woraus späterhin aus Irrthum H geworden ist, so erhielten sie dadurch 2 Hauptarten oder modos, des Klanggeschlechts, nämlich die harte und die weiche. Um einem andern Töne reden wir von einer harten oder weichen Tonart. Siehe weiter unten. Wird nämlich an der Doppelstufe B der höhere Ton (jetzt h) genommen, so heißt der Gesang hart (cantus durus), wird der tiefere genommen, so entsteht der weiche Gesang (cantus mollis). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (tonica) — auch dieser wird oft der Ton schlechthin genannt, wenn man sagt ein Stück gehe aus dem oder jenem Ton — nehmen kann, und hierbei die halben Töne des Diatonischen Systems immer eine verschiedene Lage erhalten, so entstehen daraus 7 verschiedene Tonarten. Die alten Kirchensänger, welche in ihre Melodie die Gesänge einer Octave nicht überschreiten durften, erhielten dadurch, daß sie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Decime aufstiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentische und plagalische. Hätte nun jeder Ton ihres Systems seine reine Quinte und Quarte gehabt, so würden in allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentische und 7 plagalische gewesen seyn, weil aber dem H die Quinte, dem F die Quarte fehlte, so konnte jener nur plagalisch, dieser nur authentisch seyn, daher überhaupt nur 12, nämlich 6 authentische und 6 plagalische Tonarten der alten Kirchenmusik, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieser sogenannten Tonarten der Alten, oder sogenannten Kirchentöne, hatte ihren eigenen griechischen Namen, und sie sind in folgender Uebersicht enthalten:

Auth.	d e f g a h c d	dorische.
Plag.	A H c d e f g a	hypodorische
Auth.	e f g a h c d e	phrygische
Plag.	h c d e f g a h	hypophrygische
Auth.	f g a h c d e f	lydische
Plag.	c d e f g a h c	hypolydische
Auth.	g a h c d e f g	mixolydische
Plag.	d e f g a h c d	hypomixolydische

Auth.	a h c d e f g a	äolische	Tonart.
Plag.	e f g a h c d e	hypoäolische	
Auth.	c d e f g a h c	jonische	
Plag.	G A H c d e f g	hypojonische	

Wir haben noch viele Choralmelodien in diesen Tonarten (s. Prinz musikalische Kunstübung). Nach dem alten diatonischen System nun konnte kein Ton, b ausgenommen, vergrößert werden. Das Gefühl dieser Unvollkommenheit und das Bedürfniß der Transposition veranlaßte die Erfindung neuer halber Töne zwischen den ganzen Stufen. Man theilte daher die Octave in 12 Stufen, so daß sie mit Wiederholung des Grundtons 13 Stufen und Saiten erhielt. Hätte man nun jeder Saite des Instruments auch seine reine, sowohl kleine als große, Terze, reine Quarte und Quinte geben wollen, so würde man noch viel mehr Zwischensaiten bekommen, und durch den Gebrauch der Viertelstöne, durch welche z. B. es und dis verschieden seyn würden, die Ausübung der Tonkunst unendlich erschwert haben. Man blieb also bei den 13 Tönen und Saiten stehen, so daß jeder der zwölf Töne der Octave zum Grundton in der harten und weichen Tonart gemacht werden kann, doch so, daß nicht alle Intervallen ihre vollkommene Reinheit erhalten, sondern bald dieser bald jener Ton auf eine fast unbedeutende Weise höher oder tiefer gebraucht wird. Dieses nennt man die Temperatur des Tonsystems. Sie wird bei Sulzer definirt als eine wohlüberlegte kleine Abweichung von der höchsten Reinheit eines Intervalls, um es dadurch in Verbindung mit andern desto brauchbarer zu machen, und insbesondere als die Einrichtung eines ganzen Tonsystems, nach welcher einigen Tönen etwas von ihrer genauen Reinheit, die sie in Absicht auf gewisse Tonarten haben sollten, benommen werde, damit sie auch in andern Tonarten brauchbar sind, und alle in möglichster Harmonie bleiben. Die Anfoderungen an die Temperatur sind die, daß jeder der 12 Töne des Systems als Grundton in der harten und weichen Tonart gebraucht werden könne, ohne die Anzahl der Saiten zu vermehren, daß die Octave völlig rein sey, und die Quinte nicht merklich von ihrer Reinheit abweiche. Gleichschwebend heißt die Temperatur, bei welcher alle 12 halbe Stufen des Systems gleich abgemessen werden, durch welche mithin allen reinen Quinten etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit entzogen, und den Quarten zugefügt wird (hier sagt man die Quinten schweben abwärts), auch eine große Terze um so viel zu hoch gestimmt wird, als die andere; ungleichschwebend, wenn einige Quinten und Terzen von einander abweichen, so daß einige ein wenig höher, die andern tiefer sind. Nun kann man aber auf der Tonleiter entweder durch die große oder kleine Terze aufsteigen (und diese Beschaffenheit der Tonleiter wird bei uns im engern Sinne Tonart, nämlich die Aufsteigung durch die große Terze die große, harte, Durtonart, die durch die kleine, die kleine, weiche Molltonart genannt). Es gibt also hiernach in der neuern Musik 24 Tonleitern oder Tonarten im weitern Sinne (Gattungen der zu einem Tonstücke verbindungsfähigen Töne, in Beziehung auf den Grundton). Die Dur- und

Molltonart haben jede ihren eigenthümlichen Charakter; jene dient mehr zum Ausdruck fröhlicher und lebhafter, diese zum Ausdruck weicher und trauriger Empfindungen. Nicht minder hat jede Tonleiter, nach der Verschiedenheit ihres Grundtons und dessen Lage und Verhältniß im Tonsystem ihren eignen Grad der Härte und Weichheit und ihren besondern zum Ausdruck der Empfindung geeigneten Charakter. Ersteres hängt damit zusammen, daß die harten und weichen Tonleitern nicht für alle Töne völlig gleich sind, indem weder die Terzen noch die Sexten in jedem Tone gleiche Verhältnisse haben. Dieser Vortheil eines innern Unterschiedes der Tonleiter findet aber nicht bei der gleichschwebenden Temperatur Statt, bei welcher vielmehr die Tonleiter Cdur und Amoll sich in andern Tönen wiederholt. Folgendes ist die Uebersicht aller Tonleitern in beiden Tonarten, wobei zu bemerken ist, daß 1) in der Durtonart sowol auf- als absteigend dieselben Töne, nur in umgekehrter Folge, berührt werden, in der Molltonart aber beim Aufsteigen die große Sexte und Septime berührt wird, die letztere, um einen Leitton (Subsemitonium) zu haben; die erstere, um die unharmonische Fortschreitung der übermäßigen Secunde zu vermeiden; 2) beide Arten der Tonleiter eine Octave von fünf ganzen und zwei halben Tönen enthalten, und daß die verschiedene Lage der letztern, welche bei den Alten nicht in alle Töne versetzt werden konnten, nebst den dadurch veränderten Verhältnissen der Reinheit, eine verschiedene Schattirung in den Tonleitern hervorbringen.

Tabelle der Tonleiter in Hinsicht der Verhältnisse ihrer Töne und nach ihrer Vorzeichnung.

Durtonarten:		
Cdur	ohne Vorzeichnung	C D E F G A H C
G	mit 1 Kreuz	G A H C D E #F G
D	— 2 —	D E #F G A H #C D
A	— 3 —	A H #C D E #F #G A
E	— 4 —	E #F #G A H #C #D E
H	— 5 —	H #C #D E #F #G #A H
Fis	— 6 *) —	#F #G #A H #C #D #E #F
Cisdur	— 7 —	#C #D #E #F #G #A #H #C
Gisd.**)	— 8 —	#G #A #H #C #D #E #F #G
Disd.	— 9 —	#D #E #F #G #A #H #C #D

Durtonarten mit b		
F	mit 1 b	F G A bH C D E F
Bdur	— 2 —	bH C D bE F G A bH

*) Grundton und Octaven zählen nur ein Kreuz.

**) Zu Gisdur findet man ein Doppelkreuz, welches zwei einfache gilt. Dieses ist auch bei den folgenden Tonleitern zu bemerken.

Es dur	mit 3 b	♭E F G ♭A ♭H C D ♭E
As dur	— 4 —	♭A ♭H C ♭D ♭E F G ♭A
Des dur	— 5 —	♭D ♭E F ♭G ♭A ♭H C ♭D
Ges dur	— 6 —	♭G ♭A ♭H ♭C ♭D ♭E F ♭G

In dieser Tabelle sind 16 Durtonarten aufgeführt; da aber eis und des, dis und es, as und gis, ges und fis auf den meisten Instrumenten (Claviren) nur durch einen Ton dargestellt werden, und überdies ein Tonstück wegen Erschwerung der Uebersicht nicht leicht aus eis, dis und gis geschrieben wird, so die Kreuze zu 7 — 9 steigen, geschweige denn noch weiter, so sind die angegebenen Tonleitern nur als 12 zu betrachten.

Tabelle der Molltonarten.

			In absteigender Folge
A mol	ohne Vorzeichnung		A G F E D C H A
E —	mit 1 Kreuz		E D C H A G ♯F E
H —	— 2 —		H A G ♯F E D ♯C H
Fis —	— 3 —		♯F E D ♯C H A ♯G ♯F
Cis —	— 4 —		♯C H A ♯G ♯F E ♯D ♯C
Gis —	— 5 —		♯G ♯F E ♯D ♯C H ♯A ♯G
Dis —	— 6 —		♯D ♯C H ♯A ♯G ♯F ♯E ♯D

			In absteigender Folge
A mol	ohne Vorzeichnung		A H C D E ♯F ♯G A
E —	mit 1 Kreuz		E ♯F G A H ♯C ♯D E
H —	— 2 —		H ♯C D E ♯F ♯G ♯A H
Fis —	— 3 —		♯F ♯G A H ♯C ♯D ♯E F
Cis —	— 4 —		♯C ♯D E ♯F ♯G ♯A ♯H ♯C
Gis —	— 5 —		♯G ♯A H ♯C ♯D E ♯♯F G♯
Dis —	— 6 —		♯D ♯E ♯F ♯G ♯A ♯G ♯D

Molltonarten mit b

			In absteigender Folge
D mol	mit 1 b		D C ♭H A G F E D
G —	— 2 —		G F ♭E D C ♭H A G
C —	— 3 —		C ♭H ♭A G F ♭E D D
F —	— 4 —		F ♭E ♭D C ♭H ♭A G F
B —	— 5 —		♭H ♭A ♭G F ♭E ♭D C ♭H
Es —	— 6 —		♭E ♭D ♭C ♭H ♭A ♭G F ♭E
H —	— 7 —		♭A ♭G ♭F ♭E ♭D ♭C ♭H ♭A
Des — *)	— 8 —		♭D ♭C ♭♭H ♭A ♭G ♭F ♭E ♭D
Ges —	— 9 —		♭G ♭F ♭♭E ♭D ♭C ♭♭H ♭A ♭G

*) Das Doppel b wird ebenfalls 2 gerechnet.

D moll	mit 1 b	In aufsteigender Folge	D E F G A ♮H ♯C D
G	— — 2 —		G A ♭H C D ♮E ♯F G
C	— — 3 —		C D ♭E F G ♮A ♮H C
F	— — 4 —		F G ♭A ♭H C ♮D ♮E F
B	— — 5 —		♭H C ♭D ♭E F ♮G ♮A ♭H
Es	— — 6 —		♭E F ♭G ♭A ♭H ♮C ♮D ♭E
H	— — 7 —		♭A ♭H ♮C ♭D ♭E ♮F ♮G ♭A
Des	— — 8 —		♭D ♭E ♭F ♭G ♭A ♮♭H ♮C ♭D
Ges	— — 9 —		♭G ♭A ♭♭H ♭C ♭D ♮♭E ♮F ♭G

Auch hier werden es und dis, as und gis, des und cis, ges und fis moll als gleich angenommen, wie die Durtonarten dieser Töne.

Bei Sulzer werden die Tonleitern in Hinsicht des ihnen eignen Grades von Härte und Reinheit in folgende Uebersicht gebracht, wobei zugleich die natürlichsten Ausweichungen aus einem Grundton in einen andern durch Zusammenstellung sich ergeben, welche der Tonsetzer kennen muß, um in jedem Fall den zum Ausdruck seiner musikalischen Empfindungen und Gedanken angemessensten Ton zu finden.

Unter den Durtönen sind C G D F die reinsten, und zwar C der reinste, G weniger ꝛc. A E H Fis sind härter, C F G B die härtesten. — Unter den Molltönen sind A E H D die reinsten, und zwar im höchsten Grade A ꝛc., Fis Cis Gis Dis weicher, C G F B die weichsten. Die reinsten Töne, setzt er hinzu, sind zum pathetischen Ausdruck weniger geschickt, hingegen mit Rücksicht auf den besondern Ausdruck der Moll- und Durtonart zum lärmenden, kriegerischen, gefälligen und scherzhaften Ausdrucke brauchbar. Die weniger reinen Töne sind nach den Graden ihrer geringern Reinheit oder größern Härte und Weichheit zur Ausdrückung stärkerer oder gemischter Empfindungen geschickter, und die härtesten und weichsten sind von den gewaltsamsten Wirkungen. — Was den Charakter der einzelnen Töne betrifft, so hat der geniale Schubart eine interessante Charakteristik derselben (in seinen Ideen zu einer Aesthetik der Musik, Wien 1806, S. 377) geliefert, wobei er bemerkt, daß jeder Ton entweder gefärbt ist, oder nicht; Unschuld und Einfalt drücke man mit den letztern; sanfte melancholische Gefühle mit b Tönen, wilde lebhafte und starke Gefühle mit bekreuzten Tönen aus. Der Tonsetzer muß den verschiedenen Charakter der Tonarten hauptsächlich kennen lernen; denn jede Empfindung hat ihre Tonart, die ihr am angemessensten ist, weshalb die Versetzung eines guten Tonstücks in einen andern Grundton (Transposition) nie ohne Nachtheil geschieht. Schubarts Charakteristik ist wenigstens ein geistreicher Versuch, dies genauer zu bestimmen. — Um endlich am Schlusse dieses Artikels eine noch bisher unberührte Bedeutung des Ausdrucks Ton anzuführen, so bemerken wir, daß man in der Musik durch Ton auch die Art des Klanges bezeichnet, welchen die Töne eines Instruments oder einer Stimme haben. Man sagt ein Sänger, ein Violinspieler hat einen schönen Ton, wenn der Ton, welchen er durch seine Stimme,

durch sein Instrument hervorbringt, wohltönend, mannichfaltig, voll, und dem Charakter seines Instruments, seiner Stimme vollkommen angemessen ist; dagegen redet man auch von einem schlechten, dumpfen ꝛc. Ton, von einem Kehlenton, Nasenton ꝛc. Vergleicht man die menschliche Stimme mit Instrumenten, so hat jene unstreitig einen schönern, d. i. bedeutsamern, der größten Mannichfaltigkeit des Ausdrucks fähigern Ton, denn sie ist dem Gefühle in ihrer Entstehung unmittelbar verwandt. Der Ton der Instrumente ist um so vollkommner, je mehr er sich der menschlichen Stimme annähert. Blasinstrumente haben einen andern Ton als Saiteninstrumente, und unter diesen wieder einen andern Schlaginstrumente, einen andern Instrumente, deren Saiten gerissen oder gezupft werden. Der Tonsetzer muß den Ton der Instrumente kennen, um sie der Idee seines Tonstücks gemäß zu benutzen.

Tonleiter, s. Ton.

Tonkunst, s. Musik.

Tonica. Durch dieses Wort wird in der Musik der Grundton der diatonischen Tonleiter (s. d. Art.) angedeutet, der in jedem Satz eines Stücks der Hauptton ist, in welchem der Gesang und die Harmonie fortgehen, und den Satz schließen. Die Tonica ist von dem eigentlichen Hauptton darin unterschieden, daß sie mit jeder Ausweichung ihren Platz verändert, da dieser hingegen durch das ganze Stück derselbe bleibt. Der fünfte Ton der Tonica ist die Dominante. Beide Töne haben ihre eignen Accorde. Der Accord der Tonica ist allezeit der vollkommene Dreiklang. — In der Arzneikunde nennt man Tonica tonische Mittel, Arzneien, durch welche die verloren gegangene Elasticität der Fibern des Magens und der Eingeweide wieder hergestellt wird.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von bestimmtem Maße, meistens für flüssige Dinge, das aber in verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In Sachsen ist eine Tonne Bier der vierte Theil eines Fasses, und enthält 90 Kannen. Auch der Landwein wird bisweilen nach Tonnen, zu 100 Kannen, berechnet. Oel, Butter, Schmalz, Heringe werden auch nach Tonnen berechnet. In Niederdeutschland, Ostfriesland und Dänemark ist Tonne ein Getraidemaß. In Dänemark sind die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachsen nach den Hufen) festgesetzt; man versteht da unter einer Tonne Hartkorn so viel Land, als mit 3 Tonnen Korn, Gerste und Hafer besäet werden kann, und das gewöhnlich 112,000 Quadratfuß enthält, aber nach Beschaffenheit des Bodens auch verschieden ist. — Eine Tonne Goldes sind 100,000 Thaler oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzsorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt bedeutet Tonne 1) das Maß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich einen Raum von 42 Quadratfuß; 2) das Maß der Last, oder Schwere, welches ein Schiff tragen kann. In dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last von 2000 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe gesagt wird, daß es 200 Tonnen führe, oder 200 Tonnen groß sey, so heißt dies so viel, als es kann eine Ladung von 4000 Centnern, à 100 Pf., oder 400,000 Pfund tragen. Zwei Tonnen, oder 4,000 Pfund machen eine Schiffslast. — Bei den Schiffern heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Baye) ein starkes, mit eisernen Reifen beschlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit dem Unterschiede, daß es an

einem Ende spitziger ist, als an dem andern, welches mit Ketten an einem Anker oder schweren Stein gehangen, und in das Meer, oder in die Mündungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felsen sind, gesenkt wird, um durch die obere auf dem Wasser treibende oder schwimmende Tonne das Fahrwasser zu bezeichnen, und die Schiffer zu warnen. Diese Tonnen haben nach Beschaffenheit der Umstände und Jahreszeiten verschiedne Farbe, und es gibt schwarze, weiße und rothe Tonnen. Die rühmlichst bekannte patriotische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe in Hamburg stellte im J. 1815 eine Preisaufgabe über die bessere Einrichtung der Tonnen und Eisbogen auf der Elbe auf.

Tonsur. Seit den ältesten Zeiten gehörte ein kahlgeschornes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Priesterstandes, doch nicht der ersten christlichen Lehrer, die, um sich von heidnischen Priestern zu unterscheiden, die Haare nur nach Männerart kurz geschnitten trugen. Büßende ließen sich den Kopf kahl scheren, und nach ihrem Beispiele thaten dies auch die Mönche bis in das 4te Jahrhundert. Um diese Zeit ging mit mehreren andern Eigenheiten des Mönchslebens auch die Gewohnheit, sich eine Platte scheeren zu lassen, auf die christlichen Kleriker über. Man unterschied ein kahlgeschornes Vorderhaupt unter dem Namen der Tonsur des Apostels Paulus von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man Tonsur des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griechischen Kirche, bei den Britten und Irländern üblich, diese in der römischen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf einer Synode zu Toledo im Jahr 633 wurde letztere den Klerikern gesetzlich vorgeschrieben, und die priesterliche Krone (corona clericalis) genannt. Die römische Tonsur blieb seitdem in der occidentalischen Kirche Priestern und Mönchen gemein, und wurde ein Mittel zur Unterscheidung der höheren Würden des geistlichen Standes von den niedern. Diese tragen sie kleiner — die ersten Anfänger im Umfange eines halben Kopfstücks, die Priester im Umfange einer Hostie — die Bischöfe am größten, so daß bei dem Papste fast das ganze Vorderhaupt kahl ist, und nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehn bleibt. Das Abscheeren geht der Ordination voran, und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt, um den Nachwuchs der Haare auszurotten. Die Geistlichkeit der griechischen Kirche blieb bei ihrer alten Sitte. E.

Tontine, eine Art von Leibrenten, hat den Namen von einem Italiener Lorenz Tontini, der sie erfand, und ward in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuerst in Frankreich eingeführt. Die Interessenten erben die Theile der vor ihnen mit Tode abgehenden Mitglieder, auf solche Weise haben diejenigen, welche am längsten leben, am Ende für ihre Capitalien sehr große, die letztern oft weit übersteigende Zinsen einzunehmen. Uebrigens unterscheiden sich die Tontinen dadurch von den Leibrenten, daß die Zinsen der erstern auf die ganze Lebenszeit, diejenigen der letztern aber nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren fortlaufen. (S. auch Anleihen.)

Topas ist gewöhnlich von weingelber, seltner von fleischrother, blaßröthlich violblauer, gelblichweißer, aschgrauer und blaßgrüner Farbe, und steht als Edelstein in keinem besonders hohen

Werthe. Er hat seinen Namen von einer Insel im rothen Meere, welche bei den Römern und Griechen Topazos genannt wurde; aber die Alten nannten ihn nicht Topas, sondern Krysolith, hingegen unsern Krysolith bezeichneten sie mit dem Namen Topas. Er findet sich ursprünglich nur in Urgebirgen, und macht einen eignen Gemengtheil einer besondern Gebirgsart aus, die sich bei Falkenstein im sächsischen Voigtlande findet, und Topasfels genannt wird. Außerdem kommt er in Sibirien, im Ural, und bei Nertschinsk, und in Brasilien und Natolien vor; an den letztern Orten der blaue und rothe. Diese letztern werden am meisten geschätzt, die sächsischen aber oft weiß gebrannt, und zu Schnallensteinen verarbeitet. Die gebrannten brasilianischen Topase werden blasroth, und dann für Ballas-Rubine verkauft. Ein brasilianischer gelber Topas von einem Karat Schwere kostet 4 Thaler, ein dergl. gebrannter 6 Thlr., ein natürlichrother 10 Thlr. Die sächsischen kosten in der Niederlage zu Freiberg das Pfund Ringsteine 26 Thlr. Der berggrüne Topas heißt auch Aquamarin.

Töpferkunst (Töpferhandwerk) lehrt aus Thon, der mit Wasser geknetet ist, Geräthschaften formen, und im Feuer hart brennen. Das hohe Alter dieser Kunst ergibt sich aus verschiedenen Stellen der mosaischen Geschichte. Zeitig schon verfertigten die Griechen zu Samos, Athen und Corinth Töpferwaare. Demeratus, Vater des Tarquinius Priscus, unterrichtete die Etrurier und Römer in dieser Kunst, deren damalige Vollkommenheit die etruskischen Vasen bezeugen. Seit der Erfindung des Porzellans steht sie unläugbar auf einer noch höhern Stufe. Die verschiedenen Geräthe, welche sie liefert, theilt man in folgende: 1. gemeine Töpferwaare, 2. Delft und Fayence, 3. Steinout, 4. Porzellan, 5. Pfeifen, 6. Schmelzgefäße, 7. Ziegelsteine. Gemeine Töpferwaare, bestehend in Schüsseln, Tellern, Töpfen, Kacheln u. s. w., wird aus gemeinem eisenhaltigen Thone bereitet, der im Feuer sich porös, und nicht weiß brennt. Wegen dieser Porosität erträgt das Geschirr die schnellen Abwechselungen der Kälte und Hitze, die man ihm zumuthet, ganz gut. Der Thon wird durch Einweichen, Kneten und Schlagen, damit er eine gleichförmige Masse werde, durch Absonderung aller Steine vorbereitet; einem sehr fetten, der sich nicht porös genug brennt, wird auch Lehm oder Sand zugesetzt. Die runden Gefäße werden dann aus ihm auf der Scheibe gedreht. Diese ist eine perpendiculäre Drehbank, bestehend aus einem untern massiven Rade, was der davor sitzende Töpfer mit seinen Füßen in Bewegung setzt, und welches ein kleineres, oberes (Wellbank) in Umdrehung bringt. Auf diese legt der Arbeiter feuchte Thonklöße, drückt in sie ein Loch, dreht sie mit nassen Händen gröber, glättet sie durch Holzschienen, bringt auch wohl Zierrathen mit der Schablone an. Henkel und Füße werden aus freier Hand angesetzt, Teller und Schüsseln durch die Bechertraube geformt. Alle nicht runden Geräthe werden durch hölzerne oder Gypsformen gestaltet. Diese fertige Waare wird an der Luft, so weit es möglich, getrocknet, dann in den Ofen gebracht und gebrannt. Der Ofen ist durch das Einsetzloch zugänglich, welches, wenn die Waare eingebracht ist, zugemauert wird; ihm gegenüber befinden sich die Schürlöcher und vor ihnen der Feuerraum, mit einem eignen Mantel umgeben.

Anfangs wird nur mäßig geheizt, später aber der Ofen bis zum Glühen erhitzt. Durch diesen einfachen Brand werden alle unglasirten Geräthe gahr. Solche aber, die nicht porös bleiben sollen, bekommen einen glasartigen Ueberzug (Glasur, s. d.), bestehend gemeinhin aus 3 d. Bleiglätte und 2 Kiesel, und die unschädlich (d. i. unauflöslich) ist, sobald kein stärkerer Zusatz von Blei dabei Statt findet. Weiße Glasur erfodert Beimischung von Zinn und Pottasche, die blaue Zaffera, die grüne Kupfer, die gelbe und rothe Eisenocker, die dunkeln Braunstein. Bleifreie Glasur kann aus Flußspath, Schwerspath, Gyps, Glaspulver bereitet werden. Fayence oder Delft ist unechtes Porzellan, das zwar seinen Namen von Faenza in Italien hat, aber wohl dort nicht erfunden ward (s. d. Art.). Der Thon dazu muß sich weiß und weniger porös brennen, als bei der gemeinen Töpferwaare, mit dem in der Bereitung übrigens alles übereinkommt. Die Waare bekommt eine weiße Zinnglasur, auch wohl Malerei darüber. Wird der Thon nicht mit den verlangten Eigenschaften natürlich vorgefunden, so setzt man ihn aus mehrern fein gemahlenen Thonsorten, Gyps, Mergel, Sand u. s. w. zusammen; nach der Zubereitung schlägt man ihn in Tücher und läßt ihn eine Zeit lang liegen. Das Drehen wird mit größerer Genauigkeit, auch wohl mit Hülfe eiserner Instrumente, vorgenommen: das Brennen geschieht in Kapseln, damit die im Ofen herumfliegende Asche die Glasur nicht beflecke. Der Ofen selbst hat zwei Stockwerke, die mit einander durch Züge in Verbindung stehen; in dem untersten werden Kapseln, im obern aber die Fayence selbst gebrannt. Nach dem ersten Brande bekommt die Waare einen Anstrich von Glasurmasse, Farben werden gleichfalls nach dem Eintrocknen derselben aufgetragen, und beides mit einander gebrannt. Einzubrennende Kupferstiche werden mit Hausenblase angeleimt, das Feuer zerstört das Papier, und läßt den Stich zurück. — Steingut ist durch und durch dicht, feinartig, und wird mit Kochsalz ohne Blei glasirt. Seine Farbe ist verschieden. An mehreren Orten von Europa, z. B. in Lüneburg, Bunzlau, Hohenleipe, wird farbiges Steingut gemacht, auch gehören hieher die steinernen Krüge, worin Selters-, Egers-, Bitterwasser verfahren wird. Der Thon dazu ist fetter, als zur Fayence, wird größtentheils künstlich zusammengesetzt, die übrige Bereitung ist, nebst dem Ofen wie bei der Fayence. Nur das white stonoware oder weiße englische Steingut, wird aus völlig eisenfreiem Thone gebrannt, und ist wohl auch mit etwas Blei glasirt. Seine Erfindung geschah 1690 zufällig durch einen Töpfer in Staffordshire; diese ist auch so gut benutzt worden, daß seitdem der nördliche Theil der Grafschaft über 9 Meilen weit mit einer Menge Flecken und Dörfern angefüllt ist, die fast nichts als Töpfer und Steingutfabriken enthalten, und daher Poterie heißen. Diese verarbeiten jährlich an 190,000 Centner Kiesel von der Küste Hull. Wedgewood zu Etrurien in derselben Grafschaft erfand eine andre Sorte Steingut, die nach ihm Wedgewood benannt ist. Er bereitete es von allen Farben, als: weißes Biscuit oder jasper, sanftes weißes oder white-china, porphyrähnliches oder terra cotta, strohfarbiges oder bamboo, blaugraues oder basaltes. Es zeichnet sich durch seine Härte, indem es am Stahle Funken gibt, und durch seine Unauflöslichkeit in

Säuern aus. Außer Caffee- und anderm Trinkgeschirr u. s. w. findet man davon auch im Handel Cameen, Büsten, Pfeifen, Trichter, Schalen u. s. Porzellanmasse ist die feinste Sorte Töpferarbeit (s. d. Art.). Pfeifenbrennerei ist ebenfalls als ein Zweig der Töpferkunst anzusehen. Roman Pane, ein spanischer Mönch, lieferte 1496 das erste Modell zu irdenen Pfeifen aus Domingo nach Spanien. Später fanden der Engländer dergleichen in Virginien. 1621 legte Jacob I. von England eine Fabrik davon an, etwas später die Holländer eine zu Tergau. Pfeifenthon muß sich vollkommen weiß brennen, wird gut geschlämmt, und zu einem zähen Teige ausgeknetet. Dieser Teig wird in gleichgroße Stücke, jedes zu einer Pfeife, getheilt, solche Stücke von dem Roller in die Pfeifengestalt (Weiger) gebracht, darauf durch den Former oder Kaster mit Drath durchstochen, und ihm in einer messingenen Form die gehörige Figur gegeben. Hier wird der Kopf mit dem Stopfer ausgebohlt, die geformte Pfeife nochmals geebnet, geglättet, bezeichnet und mit Glasröhren polirt (geglaset). Sind die Pfeifen an der Luft ausgetrocknet, so schichtet sie der Töpfer in Thonkasten zwischen Pfeifenbrocken, setzt solche in einen backofenähnlichen Brennofen, und brennt sie hart. Nach dem Brennen erhalten sie wohl noch durch Traganthschleim, Wachs oder Fett, ein vollkommnere Politur. Schmelzgefäße sind von zweierlei Art. Hessische Tiegel bereitet man zu Almerode in Hessen aus geglühtem, gemahlenen Sande mit ¼ Thon, und brennt sie 18 Stunden lang. Passauer Tiegel bestehen aus gleichen Theilen Graphit und Thon, und sehen schwarzgrau aus. Ziegelsteine oder Backsteine werden aus Lehm gemacht. Dieser ist eine Thonart, welche viel Eisen enthält, und sich daher im Feuer roth brennt. Der Lehm wird eingeweicht (es ist sehr gut, wenn er einen Winter über durchfrieren kann), durchgetreten, der fette mit Sand vermischt, alle Kalknieren vorzüglich zerrieben, weil diese im Brennen die Steine sonst zersprengen, dann in hölzernen Formen von dem Ziegelstreicher geformt, die Ziegel in der Trockenscheuer lufttrocken gemacht, und in Oefen oder Haufen gebrannt. Man setzt dazu die Backsteine kreuzweis mit engen Zwischenräumen zum Durchströmen der Hitze, fängt mit gelindem Halbfeuer an zu heizen, steigt bis zum Glühen der Steine (Mittelfeuer), und verstärkt dieses bis zur Erscheinung einer weißen Flamme (Ganzfeuer) an der obern Oeffnung. Gewöhnlich dauert ein Brand neun Tage. Die Ziegel haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Aegyptische Luftsteine werden nur an der Luft getrocknet. Brunnenziegel und Kesselziegel sind mondförmig; Falz- oder Mauerziegel haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel sind vier- oder sechseckig, und dienen zum Auspflastern der Fußboden; Keilziegel haben eine keilförmige Gestalt; Bieberschwänze sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel sind sehr breite Bieberschwänze mit einer Oeffnung in der Mitte. Hohlziegel sind concave Dachziegel zum Decken der Forsten. Ochsenmäuler sind Dachziegel von einer runden, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel sind wie ein ⌒ gebogen, sehr gut zum Dachdecken, aber sehr schwer von Gewicht. Sehr dauerhaft sind glasurte Ziegel, die in China mit Blei, sonst auch mit Kalk, Gyps oder Flußspath überschmolzen werden. Klinker Backsteine haben einen Zu-

satz von Kalk, und werden bei sehr starkem Feuer gebrannt; sie sind sehr hart und dauerhaft. Dasselbe gilt von den Mundsteinen oder solchen Ziegeln, die zufällig am Mundloche des Ofens gestanden, und einen sehr starken Feuersgrad ausgehalten haben.

Topik. Der Ausdruck Topik hat eine doppelte wissenschaftliche Bedeutung, eine rhetorische und eine theologische. Was die erste betrifft, so pflegten die alten griechischen und römischen Lehrer der Redekunst unter dem Namen Topik eine systematische Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze vorzutragen, welche sowohl bei der Ausarbeitung jeder öffentlichen Rede, als bei besondern Gattungen rednerischer Vorträge zu einem Leitfaden für die Wahl und Erfindung zweckmäßiger überzeugender Gründe und Beweise benutzt werden konnten. Sie unterschieden Beweisplätze (locos argumentorum, τόπους, Quellen der Beweise, fontes argumentorum) und Gemeinplätze (locos communes). Unter den ersteren verstanden sie allgemeine Begriffe, aus welchen der Redner mit Hülfe seiner Urtheilskraft, welche den gegenwärtigen bestimmten Fall, den Gegenstand der Rede mit jenen allgemeinen Ansichten vergleicht, hinreichende Beweise für seine Behauptung zu entwickeln im Stande sey, z. B. das Aehnliche, das Unähnliche, das Entgegengesetzte, oder Ursache und Wirkung, oder Gattung und Art u. dgl. Gemeinplätze nannte man dagegen allgemeine Sätze, welche dadurch gebildet werden, daß wenn die vermittelst der Beweisquellen aufgefundenen Beweise, die sich zunächst auf bestimmte Personen und Thatsachen beziehen, auf die ganze Gattung übertragen. Ein solcher locus communis war z. B. bei den griechischen Reden der Alten, die sich mit einer Anklage oder mit einer Vertheidigung beschäftigten, der Satz: alle Rechtssachen sind in so fern von gleicher Wichtigkeit, als sie die Frage betreffen; was ist Rechtens? Man sammelte daher in der Topik theils die Beweisquellen, theils die Gemeinplätze, von welchen der Redner sowohl zur Belehrung des Verstandes, als zur Rührung und Erschütterung des Gemüthes Gebrauch machen konnte. Vergl. Aristoteles Rhetorik, B. 1, vorzüglich Cap. 2, 3. Den Verfasser der rhetorischen Bücher ad Herennium 1. 2. 3. Buch; Cicero de inventione 1. Buch Cap. 6 — 15, Cap. 24 — 52, und 2. Buch; Ebend. Topica und partitiones oratoriae Cap. 1, 2, 3, 9 — 15; Ebend. Bücher de oratore B. 1, Cap. 30 folg. Quinctilians Werk institutiones oratoriae B. 5. Ob sich gleich die Topik der Alten immer zunächst auf die griechische und römische Staatsberedsamkeit, insbesondere die gerichtliche bezog; so finden wir doch in ihren Anweisungen auch manchen, für unsern Redner, selbst für den geistlichen, brauchbaren und interessanten Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unsere Rhetorik geeigneten, besonders homiletischen Topik haben verschiedene neuere Schriftsteller geliefert. Mehrere sind bereits in Schotts kurzem Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, zweiter Ausgabe, Leipzig 1815, 8., S. 102 folg. angeführt worden. Außerdem müssen in eben dieser Hinsicht auch noch die neueren Schriften von Küstner: Topik, oder Erfindungswissenschaft, Leipzig 1816, 8.; Reinbek Handbuch der Sprachwissenschaft, 2. B. 1. Abtheilung, Essen und Duisburg 1816, 8., S. 10 folg.; Kaiser, Entwurf eines Systems der

geistlichen Rhetorik, Erlangen 1816, 8., S. 52 folg. genannt und verglichen werden. Im theologisch-dogmatischen Sinne aber ist Topik eine Theorie der Grundsätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der biblischen Beweisstellen zu beobachten hat. Denn, um die reine biblische Glaubens- und Sittenlehre aufzustellen, in welche nichts fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine biblische erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit sich einig werden: ob es auch in der That Stellen der heiligen Schrift gebe, in welchen diese Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder aus welchen sie leicht und natürlich durch eine Schlußfolge abgeleitet werden kann und muß? Da es nun hier nicht sowohl auf die Menge der Stellen ankommt, die man für eine Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Lehre, welche als eine biblische dargethan werden soll, ihre beweisende Kraft; so bedarf der Theolog auch bestimmter Grundsätze, nach welchen er entscheidet, ob eine Stelle für einen solchen Zweck angewendet werden könne oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung der Art und Weise, wie aus der angeführten Stelle (wo dies nicht schon von selbst einleuchtet) der zu beweisende Lehrsatz folgt. S.

Topisch, örtlich, von dem griechischen Worte τοπος (topos) der Ort, daher topische Mittel, in der Medicin, örtliche Mittel, solche, welche auf einen leidenden Theil des Körpers selbst angewandt werden, und daher den allgemeinen Mitteln entgegengesetzt werden, welche auf den ganzen Körper, oder doch auf einen beträchtlichen Theil desselben, auf eine Reihe von Organen, oder auf ein im ganzen Körper verbreitetes System in ihrer Wirkung sich beziehen. Die topischen Mittel sollen nur auf die Stelle wirken, wo sie angebracht werden, dahin gehören z. B. Bähungen und Aufschläge, Einreibungen, Aetzmittel, Blasen ziehende Mittel u. s. w.

Töplitz, ein berühmter Badeort im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer lachenden, fruchtbaren Ebene zwischen dem hohen Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge. Es verdankt seine Entstehung den warmen Quellen, die Ritter Kolostus, wie es heißt, 762 hier entdeckte. Er ließ hier ein Schloß bauen, und nannte es Teplaulicze, (Warmort). Gegenwärtig sind hier 304 Häuser, und gegen 2900 Einwohner. Die Stadt ist nicht regelmäßig gebaut, die Häuser aber sind mit freundlichen hellen Farben übertüncht, was einen angenehmen Eindruck macht. Die Stadt gehört dem Fürsten Clary, der hier ein geschmackvolles Schloß mit einem herrlichen Garten besitzt, welcher stets zum Gebrauch geöffnet ist. An dem Schlosse ist das Schauspielhaus, das vom Professor Theil in Dresden erbaut ward. An Kirchen verdienen die Schloß- und Dechantkirche bemerkt zu werden. Das Merkwürdigste der Stadt sind ihre Bäder. Das große Männerbad, die zwei Weiberbäder in der Stadt, und das Weiberbad in der Vorstadt wurden im J. 1550 errichtet. Später kamen eine Menge andere hinzu, z. B. das warme, mittlere und kühle Bad u. s. w., so daß endlich zweiundzwanzig Bäder entstanden. Sieben derselben haben ihre besondern Quellen: das große Männerbad und das gemeine Weiberbad in der Stadt, das Frauenbad in der Vorstadt, das tiefe Bad und die Fürstenbäder.

Die Einwohner ernähren sich größtentheils von den durch die Badegäste herbeigeführten Geschäften; nur wenige fertigen etwas Tuch, Leinwand, wollene Bademäntel, Beinkleider und Strümpfe. Thplitz ist auch der Sitz eines fürstlich claryschen Amtes. — Bei dem benachbarten Dorfe Schönau finden sich die sogenannten Steinhäder, die Schlangenbäder und die Schwefelbäder. Die vorzüglichsten Belustigungsorte für Badegäste in dieser mahlerischen Gegend sind: das Dorf Dorna mit einem angenehmen Garten, das ehemalige Kloster Mariäschein, die Bergstadt Graupen mit einer Burgruine, das Jagdschloß Doppelburg, das Kloster Osseg, das Städtchen Bilin mit einem Sauerbrunnen, die Ruine des Schloßbergs bei Thplitz, der millschauer Berg mit einer unendlichen Aussicht, das Städtchen Dux mit einer Naturaliensammlung und mancherlei Reliquien von Wallenstein, und das Schloß Culm, wo 1813 eine Schlacht vorfiel.

Topographie. Hierunter versteht man die örtliche Beschreibung eines Landes, einer Stadt u. s. w. Gewässer, Berge, Wälder, besonders angebaute Plätze, einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gassen und ihre Verbindung unter einander, sind die wesentlichsten Gegenstände derselben. Unter einer topographischen Zeichnung oder Aufnahme denke man sich demnach eine solche, wo alle diese Gegenstände bestimmt und genau angegeben sind. Man unterscheidet sie von blos generellen Rissen, wo diese Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von Rissen besonderer Zweige, als Cameralrisse, Forstrisse, militärische Risse, Wasserbaurisse, wo jedesmal die darauf Bezug habenden Gegenstände besonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargestellt sind. P. T.

Tora (Thora), Hathorah (hebräisch), das Gesetz. Man versteht darunter die fünf Bücher Mosis, weil in diesen das eigentliche geschriebene Gesetz der Juden enthalten ist. In den Synagogen ist die Tora die pergamentne Rolle, auf welcher die fünf Bücher Mosis geschrieben sind, und woraus am Sabbath gewisse Abtheilungen vorgelesen oder abgesungen werden. Dieses geschriebene Gesetz ist von der Cabbala oder den mündlichen Ueberlieferungen unterschieden, die Gott dem Moses auf Sinai mitgetheilt haben soll, und die in der Folge im Talmud gesammelt worden sind.

Toreutik. Bei den Griechen und Römern wurde dieses Wort in einer weiten Bedeutung gebraucht, und man verstand darunter die Kunst, mit dem Grabstichel oder Meißel, aus Holz, Stein oder einer andern harten Materie Figuren zu bilden. In diesem Sinne begreift die Toreutik die eigentlich sogenannten bildenden Künste, die entweder durchaus runde, oder halbrunde Bildwerke hervorbringen, auch die Stein- und Formschneidekunst, so wie die Kunst, aus Elfenbein oder Holz künstliche Sachen zu drehen. Die in Metall getriebenen halberhabenen Arbeiten gehören insbesondre mit dazu. Die berühmtesten Kunstwerke der letztern Art bei den Griechen waren die Schilde des Hercules und des Achilles.

Torf besteht aus Pflanzen und Pflanzenwurzeln, vorzüglich Moosen, Gräsern und Heidekraut, welche dicht in einander verwachsen, und mehr oder minder mit Erdpech durchdrungen sind. Seine jüngste Bildung gehört noch dem Pflanzenreich an; mit der ältesten, dem Pechtorf, reiht er sich dem Mineralreiche, in der

Braunkohle, an, und macht so das verbindende Glied zwischen dem Stein- und Pflanzenreiche. Er gibt in manchen Gegenden, wo er in besondern Torfgräbereien gestochen und in Ziegelform an der Luft getrocknet wird, ein sehr erwünschtes Brennmaterial; sie und da werden auch Ziegelhütten und andre Fabriken, die starker Feuerung bedürfen, vortheilhaft damit betrieben. — Die Torferde ist durch Verwitterung des Torfes entstanden.

Torgau, eine an dem Elbstrom gelegene Festung im preußischen Herzogthum Sachsen, von ungefähr 700 Häusern, und gegen 4000 Einwohnern, ohne die Besatzung. Zuverlässig erscheint es erst als Stadt 1305, von welcher Zeit an die Markgrafen von Meißen dort oft ihren Sitz hatten. Im dreißigjährigen, so wie im Befreiungskriege 1813 litt Torgau viel. In dem letztern ward es vom König von Sachsen, nachdem Dresden seine Festungswerke verloren, zur Festung umgeschaffen, und das Zucht- und Armenhaus von da weggebracht. Nachdem es im Winter 1813 bis 1814 erst von den Sachsen, dann von den Preußen belagert worden, nahmen es die letztern ein. Es hat fünf Kirchen, ein Lyceum und ein Schloß, Hartenfels genannt. Hier verfertigten Luther und seine Freunde 1530 die torgauer Artikel, Grundlage der augsburgischen Confession; und das torgauische Buch, das gegen den Cryptocalvinismus gerichtet war, ward hier von mehr denn 8000 Geistlichen unterschrieben und publicirt. Die Stadt ist der Sitz eines Rent-, Justiz-, Forst- und Postamts. In alten Zeiten war die Tuchmanufactur und Brauerei sehr beträchtlich, und das torgauer Bier berühmt; die Tuchmanufactur hat sich erhalten. Der Elbhandel ist sehr beträchtlich, und hat in gewissen Artikeln Stapelrecht.

Torricelli (Evangelista), ein sehr berühmter Philosoph und Mathematiker, wurde 1608 zu Faenza, wo sein Vater Bürger war, geboren. Er legte sich sehr eifrig auf Mathematik, und kam in seinem 18ten Jahre nach Rom, wo er unter der Leitung Benedetto Castelli's, der dort Professor jener Wissenschaft war, fortstudirte. Nach Lesung von Galilei's Werke „über die Bewegung" schrieb Torricelli eine Abhandlung, worin er seine Ansichten von diesem Gegenstande entwickelte. Castelli theilte diese Abhandlung dem Galilei mit, der voll Bewunderung den Verfasser zu sich einlud. Nicht lange genoß Torricelli den Umgang jenes großen Mannes, indem Galilei schon drei Monate nachher starb. Er wollte deßhalb nach Rom zurück, allein der Großherzog Ferdinand II. ernannte ihn zum Lehrer der Mathematik und Philosophie zu Florenz. Hier setzte er seine mathematischen und physikalischen Studien mit dem größten Eifer fort, wurde jedoch schon 1647 in einem Alter von 39 Jahren durch einen zu frühen Tod den Wissenschaften entrissen. Indessen hat er genug gethan, um seinen Namen unter den ausgezeichnetsten Naturkundigen zu verewigen. 1644 gab er seine „Abhandlung über die Bewegung" vermehrt, nebst andern mathematischen und physikalischen Werken heraus. In dieser Sammlung geometrischer Schriften zeigt er sich nicht blos als einen würdigen Nachfolger Galilei's, sondern er hat auch durch eigene Entdeckungen die Naturwissenschaft ungemein bereichert. Die Microscope, welche er machte, waren von außerordentlicher Vollkommenheit, und auch in der Verfertigung der Linsengläser für die Telescope, um deren Verbesserung er sich

ungemeine Mühe gab, besaß er eine seltene Geschicklichkeit. Die genauere Darstellung dieser und anderer Erfindungen Torricelli's findet man in den „Lezioni accademiche," welche Tommaso Bonaventuri 1715 zu Florenz in Quart nebst dem Leben Torricelli's herausgegeben hat. Dieser schrieb übrigens seine Muttersprache mit Reinheit und Eleganz, und war in Hinsicht seines Betragens höflich, gefällig und zuvorkommend, so daß er sich die Liebe und Achtung Aller, die ihn persönlich kannten, erwarb.

Torso (italienisch), eigentlich der Krybs von einem Apfel, Birne und dgl., dann der Rumpf oder Rest einer Statue, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Der Torso des Hercules im Belvedere des Vaticans zu Rom ist das berühmte Fragment eines Statue des Hercules, das von Kennern für eins der größten Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. „Auf das äußerste gemißhandelt und verstümmelt," sagt Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst, „und ohne Kopf, Arme und Beine, wie diese Statue ist, zeigt sie sich noch jetzt denen, welche in die Geheimnisse der Kunst hineinzuschauen vermögend sind, in einem Glanze von ihrer ehemaligen Schönheit. Der Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabnen Körpers, und eine Natur männlich vollkommner Jahre in diesem Hercules gebildet. — Er hat, wie die Stellung des übrigen Restes urtheilen läßt, mit gestütztem und aufwärts gerichtetem Haupte gesessen. — Man könnte sagen, daß dieser Hercules einer höhern Zeit der Kunst näher kommt, als selbst der Apollo." Eine griechische Innschrift nennt den Künstler Apollonius als Verfertiger dieses Meisterwerks, das gegen Ende des 15ten Jahrhunderts zu Rom gefunden, und von den Franzosen mit andern Kunstschätzen nach Paris gebracht wurde, aber auch unlängst wieder nach Rom zurückgekommen ist.

Torstenssohn (Leonhard), ein berühmter schwedischer General im dreißigjährigen Kriege (s. d. Art.). Torstenssohn war einer der besten Zöglinge aus des großen Gustav Adolphs Kriegsschule. Als Capitain der Leibcompagnie kam er (1630) mit seinem Könige nach Deutschland, machte unter ihm, und nachher unter Banner, alle Feldzüge mit Ruhm und Glück, stieg immer höher, und commandirte bisweilen abgesonderte Corps. Er ging 1639 nach Schweden zurück, und wurde zum Reichsrath ernannt, nach Banners Tode aber wurde ihm 1641 von der schwedischen Regierung das Generalcommando der Armee in Deutschland übertragen. Er fand hier die schwedischen Angelegenheiten in einer schlimmen Lage; fast alle Bundesgenossen waren zurückgetreten. Aber die Verstärkung an Truppen und das Geld, das Torstenssohn mitbrachte, setzten ihn in den Stand, den Krieg bald in die Erblande des Kaisers zu versetzen. Er lieferte den Kaiserlichen bei Schweidnitz (den 21sten Mai 1642) ein glückliches Treffen, mußte demungeachtet aber vor ihrer Uebermacht sich nach Sachsen ziehen. Hier belagerte er Leipzig, wurde aber (den 23sten October 1642) bei Breitenfeld, in eben der Gegend, wo Gustav Adolph seinen ersten großen Sieg (1631) erfochten hatte, von den Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm angegriffen. Die Kaiserlichen wurden mit einem Verluste von 9000 Mann geschlagen. Die Folge dieses Sieges war, daß fast ganz Sachsen wieder in die Gewalt der Schweden kam, und daß der Krieg nach Schlesien und Mähren versetzt wurde. — Die dänische Regierung hatte schon seit

einiger Zeit feindselige Gesinnungen gegen Schweden, und besonders die Absicht gezeigt, durch Unterhandlungen zu bewirken, daß Schweden keine Besitzungen in Deutschland behalten möchte. Strenge Untersuchungen der schwedischen, den Sund passirenden Schiffe, welche die dänische Regierung befohlen hatte, gaben die nähere Veranlassung zum völligen Bruch zwischen beiden Staaten. Torstensohn marschirte unerwartet und schnell, im December 1643. aus Schlesien nach Holstein, und bemächtigte sich, da man in Dänemark auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, und daher keinen Widerstand leisten konnte, des ganzen festen Landes, die Festungen Glückstadt und Krempe ausgenommen. Doch wurde die Absicht, etwas gegen die dänischen Inseln selbst zu unternehmen, durch einen allzu gelinden Winter vereitelt. Dieser lange, gegen hundert Meilen betragende, und in einer rauhen Jahreszeit ausgeführte Marsch Torstensohns ist immer bewundert worden. Das Talent des Feldherrn abgerechnet, läßt er sich nur daraus erklären, daß die Armeen damals verhältnißmäßig weit mehr Reiterei hatten, als in den folgenden Kriegen, und daß man keine Magazine mit sich führte, sondern, eben so wie in den neuesten Zeiten, auf Requisition lebte. Der kaiserliche General Gallas rückte mit einer Armee den Schweden nach, und glaubte, sie in Jütland und Schleswig aushungern zu können. Aber Torstensohn zog sich unerwartet bei ihm vorbei nach Deutschland, wohin ihm Gallas folgte, aber von Torstensohn an verschiedenen Orten so umsetzt wurde, daß er viel Menschen und Pferde durch Hunger verlor, und zuletzt mit nur wenigen Truppen in Böhmen ankam. Torstensohns kühner Zug hatte viel zu dem nachher (den 23sten August 1645) zu Bromsebrö mit Dänemark geschlossenen, für Schweden sehr vortheilhaften Frieden beigetragen. Bald nach Gallas Niederlage drang Torstensohn in Böhmen ein, in der Absicht, sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Ragoczki, zu vereinigen, der kurz vorher mit dem Kaiser in Krieg gerathen war. Eine kaiserliche Armee unter Hatzfeld und Götzen kam ihm entgegen, aber Torstensohn schlug sie (24sten Februar 1645) bei Jankow (Jankowitz) mit einem Verluste von 9000 Mann, und kam so nahe gegen Wien, daß er der Stadt gegenüber stand, und die Schanze an der Donaubrücke eroberte. So nahe war noch kein Feind dem Sitze des Kaisers in diesem Kriege gekommen. Die Schweden vereinigten sich in Oesterreich ungehindert mit Ragoczki, aber dieser machte bald darauf Friede mit dem Kaiser, und Torstensohn belagerte Brünn vergebens. — Vom Podagra heftig geplagt, war Torstensohn öfters genöthigt, sich während der Actionen in einer Sänfte tragen zu lassen. Eben diese Kränklichkeit nöthigte ihn auch, im J. 1646 das Commando an die Generale Wrangel und Königsmark abzugeben, und nach Schweden zurückzugehen, wo ihn die Königinn Christina in den Grafenstand erhob, und ihn zum Statthalter verschiedener Provinzen ernannte. Er starb 1651, noch nicht völlig 48 Jahre alt, und hinterließ nicht nur der Ruhm eines großen und glücklichen Feldherrn, sondern auch eines Kenners und Beförderers der Wissenschaften und Künste. Er war Strateg im eigentlichen Verstande; vorzüglich wußte er die Artillerie gut zu gebrauchen, und dadurch viel zur Entscheidung des Siegs zu bewirken.

Tortur, scharfe Frage oder Marter, nennt man im Criminalrecht diejenige gerichtliche Handlung, wodurch ein Verbrecher oder Mitschuldiger mittelst körperlicher Schmerzen angehalten wird, die Wahrheit zu gestehen. Schon bei den ältesten Völkern hatte diese schreckliche Art, die Wahrheit zu erforschen, Statt. Man trifft sie nicht bloß bei den Juden, sondern auch bei den Rhodiern und Athenienſern, und die Römer, bekanntlich große Nachahmer der Griechen, bewieſen ſich auch als ſolche hinabſichtlich des Gebrauchs der Tortur. Man bediente ſich derſelben jedoch nur gegen die Sklaven (Servos), und die Größe der Anzeigen beſtimmte vornämlich den Grad der Tortur. Die Alten Deutſchen wußten anfänglich nichts von derſelben, und bedienten ſich ſtatt deſſen der Ordalien oder Gottesurtel. (M. ſ. Ordalion.) Obgleich nun nachher mit der Einführung des römiſchen Rechts auch die Tortur in Deutſchland aufgenommen wurde, ſo bediente man ſich doch derſelben bloß gegen Knechte; gegen die Freien behielt man die Ordalien bei. Mit dem 15ten Jahrhundert, und bei dem vermehrten Anſehen des Gebrauchs des römiſchen Rechts in Deutſchland ward die Tortur allgemein eingeführt, und nach Aufhören der Ordalien auch auf die Freien ausgedehnt. Obgleich die Tortur, ihrer Abſicht nach, ein Mittel zur Erforſchung der Wahrheit ſeyn ſoll, ſo iſt und bleibt ſie doch in den Händen eines Richters, der ſeine Pflichten nicht kennt, oder nicht ausübt, eine Tyrannei. Deßhalb iſt ſie (unſers Wiſſens) in allen deutſchen Ländern abgeſchafft. Indeſſen fehlt es leider, trotz der vielen Schriften über den Mißbrauch der Tortur, an andern Mitteln, um die Wahrheit von hartnäckigen Inquiſiten herauszubringen. Möge dies immer ſeyn, möge manches Verbrechen den Augen des irdiſchen Richters immer bedeckt bleiben, ſo iſt es doch viel beſſer, daß Tauſende von Verbrechern ungeſtraft hingehen, als daß ein Unſchuldiger geſtraft werde. Nicht die Rechtmäßigkeit, nur die Anwendbarkeit der Tortur veranlaßte Zweifel, die zu ihrer Abſchaffung in den beſſer gebildeten Staaten die Veranlaſſung gaben. Wir halten uns nicht dabei auf, die Gründe für und wider die Folter zu entwickeln, ſondern begnügen uns bloß mit der hiſtoriſchen Darſtellung deſſen, was in Hinſicht dieſes Gegenſtandes in Deutſchland gebräuchlich und Rechtens war. — Die peinliche Halsgerichtsordnung beſtätigte im Allgemeinen den Gebrauch der Tortur in eigentlichen peinlichen und beſonders in Capitalfällen (Art. 8 der peinlichen Halsgerichtsordnung). Bei denjenigen alten Völkern, bei welchen die Tortur üblich war, hat man viele Arten derſelben gehabt, von denen manche überaus grauſam waren, ſo daß es unbegreiflich iſt, wie man ſie als Mittel zur Erforſchung der Wahrheit gebrauchen konnte. Die gewöhnlichſten Torturinſtrumente in Deutſchland waren: der Daumenſtock oder die Daumenſchrauben, die Beinſtiefeln oder die Beinſchraube, die Leine oder Schnüre, die Leiter mit oder ohne geſpickten Hafen, das mekleburgiſche Inſtrument (welches nie in Mekleburg, wohl aber in vielen andern Ländern üblich, und höchſt grauſam war), das bambergſche Inſtrument, der mannheimer Bock, der Schwefelfaden, der lüneburgſche Stuhl, der Halskragen, die pommerſche Mütze, das doppelte ſpaniſche Fußband und die Folter mit dem Feuer. Ungeach-

bei mehrerer Localbenennungen waren diese Marterinstrumente doch fast allgemein in Deutschland üblich, und beurkunden eben so sehr die Hartherzigkeit der Menschen, als ihre Erfindsamkeit in Qualen für Andere. Im Meklenburgischen bediente man sich einer Bank, worauf der entkleidete Inquisit festgebunden lag, in den übrigen deutschen Ländern einer Leiter, an welche er mit Händen und Füßen angebunden war, um die Tortur bei ihm anzuwenden. Die alten Rechtsstühle pflegten durch gewisse Formeln sowohl die Arten, als die Grade der Tortur auszudrücken. Indessen war man in Hinsicht der Grade sehr uneinig, und es kam hier viel auf örtliche Gewohnheiten an. Rasende, Wahnsinnige, Taubstumme wurden nur dann (oder sollten nur dann) gefoltert werden, wenn man sich von ihrem Wahnsinn, ihrer Stummheit u. s. w. überzeugen wollte. Gleichfalls waren und sind der Regel nach von der Folter ausgenommen: 1. Kranke, 2. mit der fallenden Sucht oder dem Schlage behaftete, 3. Schwangere und Kindbetterinnen (letztere konnten jedoch in wichtigern Fällen mit dem ersten Grade der Tortur belegt werden), 4. alte Leute, die ihr Gedächtniß verloren haben. Alle diese wurden mit einer außerordentlichen Strafe belegt. Gemildert wurde die Folter 1. wegen körperlicher Schäden oder Mängel, 2. bei Frauenspersonen, die selbst ihre Kinder stillen, u. s. w. Nach römischem Rechte waren die Viri illustres und clarissimi von der Tortur frei, und diesen Grundsatz wollte man auf Adelige, fürstliche Räthe, Geistliche u. s. w. in Deutschland anwenden. Indessen blieb doch bei ihnen die Folter (mit Vorbewußt und Einwilligung des Landesherrn), wenn schwere Verbrechen vorhanden waren, zulässig. Um auf die Tortur erkennen zu können, war erfoderlich 1. der Mangel anderer Beweismittel, 2. eine moralische Gewißheit des Corporis delicti, 3. ein wirklicher peinlicher Fall, 4. ein solches Verbrechen, weßhalb ein gegründeter Verdacht vorhanden war, 5. eine hinlängliche Vertheidigung des Inquisiten, 6. nicht bloß ein halber Beweis, sondern daß derselbe auch durch mehrere Vermuthungen und Anzeigen bestärkt seyn mußte. Ein Unterrichter durfte nur nach Befragung des Oberrichters oder der Rechtsstühle auf die Folter erkennen. Dem Gemarterten schadete sein Bekenntniß auf der Marter nicht, wofern es nicht nachher, wenn die Schmerzen vorüber waren, wiederholt wurde. Doch konnte die Tortur im Fall des Widerrufs oder falsch angegebener Umstände wiederholt werden. Ein Angeschuldigter, der ohne ein Bekenntniß abzulegen, die Tortur überstand, mußte völlig frei gesprochen werden. Doch konnte die Marter, wegen neuer, von den vorigen unterschiedener Anzeigen wiederholt werden. Man durfte auch in der Regel nicht zur Marter schreiten, um das Verbrechen außer Zweifel zu setzen, sondern bloß um zu erfahren, ob der Inquisit die Missethat, welche an und für sich moralisch gewiß war, begangen habe. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung hatte die Tortur nur bei solchen Verbrechen Statt, worauf eine Todesstrafe stand. Nur wegen eines vorsätzlichen, nicht aber wegen eines aus Fahrläßigkeit begangenen Verbrechens war die Tortur zulässig. Die Größe der Tortur richtete sich nach der Größe des Verbrechens und der gesetzlich angedrohten Strafe, nach der Menge und Wichtigkeit der Anzeigen und Halsstarrigkeit der Inquisiten. Vor dem Erkenntniß auf die Tortur mußte der

letztere mit seiner Vertheidigung gehört werden. Die Eröffnung des Beiurtheils, worin auf Tortur oder Territion erkannt war, mußte auf solche Weise geschehen, daß der Angeschuldigte nicht den ihm zuerkannten Grad der Tortur erfuhr. Die Marter selbst wurde gewöhnlich früh Morgens oder zur Nachtzeit angestellt; Zeit und Stunde, wo es aber geschehen sollte, wurde sorgfältig dem Inquisiten verheimlicht. Feiertage waren in der Regel hievon ausgenommen. Wann die Tortur angestellt wurde, begab sich der Richter nebst zwei Beisitzern in die Marterkammer. Vorher ward noch ein gütliches Verhör des Angeschuldigten versucht, wozu auch häufig ein Prediger zugezogen wurde. Bei beharrlichem Läugnen wurde der Inquisit dem Scharfrichter übergeben, der ihn in die Marterkammer führte, ihm die Folterinstrumente zeigte, und die Art und Weise ihrer Anwendung. Kehrte sich der Inquisit hieran nicht, so wurde er an die Leiter oder die Bank festgebunden, und sodann begann die wirkliche Folter, während welcher der Richter dem Angeschuldigten zureden mußte, zu gestehen. Der Gerichtsschreiber mußte indessen, während der Scharfrichter und seine Gehülfen den Inquisiten folterten, alles, und so auch das Betragen des Gemarterten genau aufschreiben. Sobald der letztere sich zum Geständnisse erbot, mußten Bande und Marterinstrumente abgenommen werden. Nach dem Gerichtsgebrauch durfte die Tortur nicht über eine Stunde dauern. Wenn mehrere Mitschuldige vorhanden waren, so wurde mit dem, welchen man am wenigsten für verstockt, sondern vielmehr für furchtsam hielt, angefangen, so auch mit dem, der von zarterem Alter war, oder mit einem solchen, der die meisten Anzeigen gegen sich, und die größten Grade der Tortur zu erwarten hatte. Gewöhnlich wurde der Sohn vor dem Vater, eine Frauensperson vor einer Mannsperson gemartert. Wenn der Inquisit heftig schrie, so ward ihm, um dies zu hindern, die sogenannte Birne auf den Mund gesetzt, und ihm ein Zeichen angegeben, woran man erkennen konnte, wenn er zu einem Geständniß geneigt sey. Da das auf der Tortur abgelegte Bekenntniß zum Beweis nicht genügte, und nachgehends bestätigt werden mußte, so mußte der Richter die Wiederholung eines solchen Geständnisses fodern, wenn die Eindrücke und Schmerzen der Folter größtentheils sich verloren hatten. Einige Rechtslehrer behaupteten, daß es drei Tage, andere, daß es vierundzwanzig Stunden nach geschehener Folter Statt haben müßte. Die Bestätigung des auf der Tortur abgelegten Geständnisses nannte man die Urgicht, und sie geschahe an dem gewöhnlichen Orte des Gerichts. Wenn der Richter das abgeleistete, und von dem Inquisiten außer der Marter bestätigte Bekenntniß nach aller Wahrscheinlichkeit gegründet befand, so vertrat es die Stelle eines vollständigen Beweises gegen den Inquisiten, und es konnte die Verurtheilung zur peinlichen Strafe erfolgen. Wenn der Inquisit nach ausgestandener Marter widerrief, und die Ursachen seines Widerrufs beweisen konnte, so wurde er frei gesprochen. Konnte er bloß die Ursachen des Widerrufs wahrscheinlich machen, so wurde er außerordentlich bestraft. Ein bloß von der Furcht der Tortur und den empfundenen Schmerzen hergenommener Widerruf war der Regel nach unnütz. Nach einer zweimal erfolgten Marter und zweimaligem Widerruf des abgelegten Geständnisses schritt man höchst selten zum drittenmale zur Tortur, sondern

der Inquisit wurde zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt. Wenn der Inquisit die ganze angeschuldigte That sammt ihren Umständen auf der Folter oder bei der Territion abgeläugnet hatte, dabei verharrte, und nicht anderweitig derselben rechtlich überwiesen werden konnte, so wurde er nach geleisteter Urphede d. h. nach eidlicher Versicherung, sich wegen der ausgestandenen Gefangenschaft und Marter nicht rächen, und falls er des Landes oder der Gerichtsbarkeit verwiesen würde, binnen der gesetzten Zeit nicht zurückkehren zu wollen, völlig freigesprochen, und in den Besitz seiner sequestrirten Güter und bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt. Die gegen ihn vorhanden gewesenen Anzeigen konnten weder einzeln noch zusammengenommen zur Bestärkung eines gegründeten Verdachts wider den Inquisiten dienen, und wurden für erloschen geachtet. Wer ihm die Tortur auf irgend eine schimpfliche Weise verrückte, konnte mit der Injurienklage belangt werden. Im Anklageprozeß wurden die Kosten compensirt, im inquisitorischen fielen sie dem Gemarterten nur in soweit zur Last, als er durch unerlaubte Handlungen zu dem Verdachte Anlaß gegeben hatte. Ein Richter, der ohne genugsame Anzeigen zur Tortur geschritten, oder auch die vorgeschriebenen Gränzen nicht beobachtet hatte, wurde nicht bloß bestraft, sondern auch den Umständen nach angehalten, dem Angeschuldigten Genugthuung zu leisten; denn im Fall dieser seine Unschuld bei der Tortur behaupten, oder wenigstens nicht überführt werden konnte, und doch ein unziemliches Verfahren des Richters zu beweisen stand, so mußte der letztere dem Gemarterten nicht bloß alle Schäden und Kosten ersetzen, sondern konnte auch mit der ästimatorischen Injurienklage belangt werden. Wenn der Gemarterte durch die Grausamkeiten des Richters sogar das Leben verlor, so konnte dieser bei erwiesenem Vorsatz sogar am Leben oder sonst peinlich bestraft werden. Einem überführten Verbrecher gereichte der gesetz- und urtelswidrige Gebrauch der Tortur zum Milderungsgrunde der Strafe. — Mit der Tortur höchst nahe verwandt ist die Territion oder die Bedrohung mit der Tortur, welche darin bestand, daß man in Gegenwart des Angeschuldigten Anstalten zur körnlichen Tortur machte, es aber hiebei bewenden ließ, ohne ihm körperliche Schmerzen zuzufügen. Man machte einen Unterschied zwischen Real- und Verbalterrition: Bei der Realterrition wurden die Marterinstrumente nach geschehener Entkleidung des Inquisiten wirklich angelegt, jedoch so, daß es keine Schmerzen verursachen konnte. Bei einer Verbalterrition fand eine ernstliche Verwarnung Statt, welche derjenigen, welche vor der Tortur von dem Richter und dem Scharfrichter zu geschehen pflegte, völlig gleich war. Indessen fiel hier sowohl das Entkleiden, als das wirkliche Anlegen der Marterinstrumente hinweg. Die Realterrition geschahe gewöhnlich in der Marterkammer, die Verbalterrition häufiger in der Gerichtsstube. Die Territion hatte Statt, wenn es an genugsamen Anzeigen zur Tortur fehlte, und zur Verbalterrition schritt man dann, wenn jene Anzeigen nur geringe oder durch andere Umstände entkräftet worden waren. Wer seines Standes halber nicht mit der Tortur belegt werden konnte, war in der Regel auch von beiden Arten der Territion frei; indessen konnten solche Personen, welche durch ihre kränkliche oder körperliche Beschaffenheit von der Tortur ausgenommen waren,

doch mit derselben sowohl gerichtlich, als thätlich bedrohet werden. Die Territion hatte, wie die Marter selbst, ihre Grade, welche zum Theil eben so wie bei der Folter nach den an einem Orte üblichen Torturinstrumenten bestimmt wurden. — Diese beiden, das menschliche Gefühl empörenden Erforschungsmittel der Wahrheit sind in den meisten deutschen Staaten durch ausdrückliche Gesetze, in andern stillschweigend abgeschafft worden, da man nicht bloß ihre Grausamkeit durchgehends erkannt, sondern sich auch durch zu viele traurige Beispiele von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt hat. In den Fällen, wo vormals die Tortur oder die Territion Statt fand, tritt jetzt gewöhnlich nach Befinden der Umstände entweder eine außerordentliche Strafe oder der Reinigungseid (Juramentum purgatorium) ein. M. P.

Torys und Whigs, Parteien in England, deren Ursprung unter König Jacob I. zu suchen ist, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Gewalt sehr überspannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der englischen Nation in Mißhelligkeit kam, aber doch noch viele Höflinge fand, die seine Grundsätze billigten. Unter seinem Sohne Carl I. gieng das Uebel weiter. In dem innerlichen Kriege, der zwischen ihm und dem Parlamente ausbrach, nannten die Anhänger des letztern die königlichgesinnten Tories, ein irländisches Wort, welches so viel bedeutet, als Räuber. Hiemit zielten sie besonders auf die Räuberbanden in Irland, und auf die Beschuldigung, welche man dem Könige machte, daß er die damals in Irland entstandene Empörung, und mithin also Rebellen und Räubergesindel begünstige. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, ein schottisches Wort, das einen kleinen Hut bedeutet, und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, und besonders auf die puritanische Partei in Schottland, welche sich durch solche Hüte auszeichnete, und schon gegen Jacob I. die Waffen ergriffen hatte. Inzwischen wurden diese Schimpfnamen, welche beide Theile einander gaben, wenig bekannt. Erst unter Carl II. wurden Torys und Whigs ansehnliche Namen und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verschwörung gegen den König, deren die Catholiken beschuldigt wurden. Diejenigen, welche die Verschwörung für eine leere Erdichtung ansahen, wurden Tories, und die, welche sie für wahr hielten, Whigs genannt. Sie waren größtentheils Ueberbleibsel jener alten Parteien, und ihre Verschiedenheit in der Gesinnung wirkte auch auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit dieser Sache. Diese Namen und diese Parteien dauerten bis in die Regierungszeit König Georgs II., da sich die Namen allmählich verloren, oder doch viel seltener als sonst gehört wurden; obgleich die Parteien in den Grundsätzen die nämlichen blieben. Indessen hätten sie doch viel von ihrer gegenseitigen Erbitterung und ihrer übertriebenen Heftigkeit nachgelassen. Sie unterscheiden sich beide in ihren Grundsätzen in Absicht auf die Kirche und auf den Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischöflichen Kirchenregiments, und die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre englische Kirche für die allein seligmachende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, und den Catholiken

vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen vertriebenen Abschen gegen alles, was päpstlich ist, haben, und die andern Protestanten für Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen Tories dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt, und ein unwiderrufliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegränzten Gehorsam. Hingegen finden die Whigs die königliche Gewalt nur in der Bewilligung des Volks gegründet, und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraucht, abzusetzen, und auch, wenn es die Umstände erfordern, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von einander entfernen, so sehr nähern sich diejenigen, welche gemäßigt denken, denn es gibt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, und entweder keinen, oder doch nur sehr wenige, die heutiges Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Aeußerste gehen. Es ist übrigens auch möglich, daß eine und eben dieselbe Person in Kirchensachen Tory, und in Staatssachen Whig ist, und umgekehrt; obgleich die kirchlichen und politischen Grundsätze jeder Parthei in verschiedenen Punkten so genau mit einander verwandt sind, daß eine solche Trennung in einerlei Person wenigstens unter die seltnen Fälle gehört.

Toskana, ein Großherzogthum in Mittelitalien. In den ältesten Zeiten hieß dies Land, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien und Thuscien, woraus endlich Toskana geworden ist. Die Hetrusker waren anfänglich Feinde der Römer, als welche sie sogar Rom belagerten. Aber endlich wurden sie von diesen in einer Hauptschlacht besiegt, wo 60,000 Hetrusker das Schlachtfeld deckten. Sitten und Gesetze, die Wahl ihrer Consuln, und überhaupt billige Freiheit, ließen ihnen die Römer; nur Oberbefehlshaber gaben sie ihnen. Als Italien aber in die Gewalt nordischer Völker gerieth, geschah auch das dem Lande der Hetrusker, welches ein eignes Herzogthum als Lehen der longobardischen Könige ward. Von dieser Zeit an erhielt es den Namen Toskana. Die Markgrafen und Herzoge des Landes wußten, nachdem Toskana unter die deutschen Kaiser gekommen, ihre Würde bald erblich zu machen. Aber 1160 gelangte es durch Kauf an Kaiser Friedrich I. Doch empörten sich die Städte, und suchten sich unabhängig zu machen. Vor allen zeichnete sich unter ihnen Florenz aus, das bald die Familie Medicis regierte, und zu hohem Flor brachte. Durch Vertrag gelangte endlich das Land, das durch Kosmus I. von Medicis zum Großherzogthume erhoben worden, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieser den deutschen Kaiserthron bestiegen, an das Haus Oesterreich. Bei diesem blieb es, und ward von einem des Erzherzoge regiert, bis auch dieses Land von der unersättlichen Ländergier Napoleons an sich gerissen, und mit dem alten Namen Hetrurien bezeichnet ward. Aber nachdem dieser gefallen, ist es im pariser Frieden wieder seinem ehemaligen Herrn eingeräumt worden. Toskana ist ein herrliches, paradiesisches, mit allen Reizen der Natur ausgestattetes Land, von einem milden, sanften Clima. Die Winter sind so wenig kalt, daß nur in sehr wenigen Häusern Kamine gefunden werden. Die Luft ist größtentheils gesund; nur in einigen Sumpfgegenden, namentlich um Siena, ist es ungesund; Zu großer Beschwerde gereichen die Winde Sirocco und Libeccio. Das

Land ist theils eben, theils hüglich, theils, nach den Apenninen zu, bergig. Die flächeren Gegenden sind mit Oliven-, Citronen-, Pomeranzen-, Aprikosenbäumen und Weinstöcken u. s. w. bedeckt; die bergigern tragen Kastanienwälder. Kleine Vulkane finden sich auch hier. Besonders reich ist Toskana an Gewässern, von denen aber nur der Arno schiffbar ist; unter den Seen ist der Lago di Castiglione della Pescaja der bedeutendste, von ungefähr 20 Meilen Umfang; Canäle sind überall angelegt. Mineralquellen sind vorzüglich um Pisa und Siena, kalte und warme, auch Sauerbrunnen. Unter ihnen ist das sogenannte Bad des Königs Possenna. Im Mineralreiche finden sich Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober, Schwefel, Vitriol, Alaun, Kalk, Gyps, Jaspis, Lasurstein, Chalcedon, Karneol, Bergkrystall, Steinsalz, Seesalz, und nicht unbedeutende Steinkohlenlager. An Gebirgsarten haben die Gebirge Granit, Kalk, Gyps, Sandstein, Tuffstein u. s. w. In ihnen finden sich bisweilen Höhlen und Stellen, welche mephitische und Schwefeldämpfe ausstoßen. Das Pflanzenreich enthält einen außerordentlichen Reichthum an Gewächsen; alle Arten vortrefflichen Getraides, Weinstöcke und Oelbäume, deren Producte stark ausgeführt werden, die meisten Obstarten, Mandeln, Kastanien, die Brodfrucht der Gebirgsleute, Maulbeerbäume, Feigen, Apfelsinen, Pomeranzen, Citronen, Krapp, Safran, Flachs, Melonen u. s. w. An Holz hat das Land hinlänglichen Vorrath. Der Wiesenwachs ist ganz vorzüglich gut in den Berggegenden. Der Berg Montenero bei Livorno ist besonders berühmt wegen des Schatzes von seltnen Pflanzen, den er enthält. Es gibt hier gute Pferde, treffliches Rindvieh, Büffel, gute Schafe, Schweine, aber wenig Wildpret; an Geflügel Ortolane, Schnepfen, Lerchen, Rephühner u. s. w. und viele Arten Wasservögel. — Die Toskaner sind schön gebaute Menschen, von sehr angenehmer Gesichtsbildung, zu Künsten und Wissenschaften am meisten geneigt unter allen italienischen Völkern, nicht ohne Anlage zur Dichtkunst; dabei gutherzig, artig und wohlgesittet, fröhlich und doch arbeitsam. Die Sprache der Toskaner wird für die schönste und reinste Mundart des Italienischen gehalten. In der Landwirthschaft zeichnen sie sich vortheilhaft aus, wozu die Gesellschaft des Ackerbaues gar sehr viel beiträgt; aber der Bergbau ist in einem jammervollen Zustande. An die ehemalige Blüthe der Künste und Wissenschaften in Toskana erinnern die gewiß jedem gebildeten Deutschen nicht unbekannten Namen Petrarca, Dante, Galilei, Machiavelli, Buonarotti, Tulli, Giotto, Cimabue u. s. w., deren Vaterland Toskana war. Universitäten hat das Land zu Florenz, Pisa und Siena. Die allein herrschende Kirche ist die römisch-catholische. Hauptstadt des Großherzogthums ist Florenz (Fiorenza). Sie ist die Residenz des Großherzogs, und Sitz der Landesstellen. Ihre Lage, ihr Gewerbfleiß, und ihre herrlichen Gebäude machen sie zu einem der interessantesten Punkte Italiens. Der Arno geht mitten durch die Stadt. Sie ist etwas befestigt, und wird durch einige Forts vertheidigt. Die Volksmenge schätzt man auf 70 — 75,000, die Häuserzahl auf 9000, ohne 172 Kirchen und viele andre Gebäude (s. d. Art Florenz).

Totaleindruck (Gesammteindruck) ist der Eindruck, welchen ein Gegenstand als Ganzes und überhaupt hervorbringt.

Insbesondre verlangt man von schönen Kunstwerken einen Totaleindruck, und fodert damit, daß alle Theile derselben unbeschadet ihrer Mannichfaltigkeit, zur Hervorbringung eines solchen Eindrucks wirken sollen. Totaleindruck aber soll ein ästhetischer seyn, d. h. es soll das Kunstwerk das Gemüth des Gebildeten in eine harmonische Stimmung versetzen können. Ein solcher Totaleindruck findet nicht Statt, 1. wo eine unübersehliche Vielheit der Theile die Auffassung des Ganzen unmöglich macht (daher z. B. ein Werk der bildenden Kunst von irgend einem Standpunkte, dem sogenannten Augenpunkte, als ein Ganzes muß wahrgenommen werden können), 2. wo der lebendige Zusammenhang der Theile (Organismus) mangelt, vermöge dessen eine das Ganze beherrschende Idee, gleichsam das Lebensprincip des Ganzen, alle Theile durchdringt, verbindet und gestaltet (s. d. Art. Organisation), mithin die Theile entweder nicht innig und kräftig verbunden, oder so hervorgen sind, daß eine Verbindung unmöglich ist, und einer die Wirkung des andern vernichtet, oder endlich das Einzelne in seiner Ausbildung und Wirkung aus seinem natürlichen Verhältnisse heraustritt, und die Aufmerksamkeit von dem Ganzen abzieht, und das Zufällige das Wesentliche in Schatten stellt (s. d. Art Kunst. III.) T.

Totalität (Gesammtheit) drückt aus die Eigenschaft eines Dinges als eines Ganzen (welches in der Verbindung aller seiner Theile besteht), oder den Inbegriff aller Personen oder Sachen einer bestimmten Gattung; entgegengesetzt der Singularität (Einzelnheit) und Pluralität (Mehrheit). Sie ist insbesondre Eigenschaft des Kunstwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthalten soll, durch welche sie eine ästhetische Idee klar und erschöpfend ausspricht — daher sie in dieser Hinsicht auch von einigen Vollständigkeit genannt wird, wiewohl sich nie mit völliger Bestimmtheit festsetzen läßt, wie viel zur Sphäre eines ästhetischen Ganzen, sowohl den Theilen, als ihrer Beziehung zum Ganzen nach gehöre, um den darzustellenden Gegenstand, oder die Idee desselben zu erschöpfen, oder welche Theile ein Kunstwerk haben müsse, um vollständig zu seyn. Denn frei ist die Wirksamkeit des Künstlergeistes, und das Kunstwerk unendlich in seinen Beziehungen (s. Begeisterung). T.

Totila, König der Ostgothen in Italien, ein Neffe des Königs Ildebald, nach dessen Ermordung Erarich, ein Rugier, zum Könige erwählt wurde. Totila hatte sich in den Kriegen gegen die Römer ausgezeichnet, und befehligte gerade die Besatzung von Treviso, welches er dem Statthalter des Kaisers Justinian zu Ravenna übergeben wollte, als die Gothen sich bereit erklärten, den Erarich abzusetzen, und ihn auf den Thron zu erheben. Dies geschah, Erarich wurde ermordet, und Totila zu Ende 541 nach Chr. Geb. als König ausgerufen. Wegen der dadurch unter den Gothen entstandenen Verwirrung griffen die Römer Verona, die gothische Hauptstadt, jedoch vergebens, an; denn sie wurden bei Faenza von Totila geschlagen. Nach einem zweifen Siege über die Römer unterwarf er sich alle festen Plätze in Tuscien, gieng durch das Herz von Italien nach Benevent, und belagerte Neapel. Justinians Flotte, welche dieser Stadt zu Hülfe kommen sollte, wurde von der gothischen geschlagen; eine zweite römische Flotte wurde vom Sturm zerstreuet, und die Besatzung von Neapel durch Hun-

ger gezwungen, sich zu ergeben. Totila behandelte sie sehr menschlich, und unterwarf sich zu eben dieser Zeit auch Cumae, Lucanien, Apulien und Calabrien. Hierauf führte er sein Kriegsheer in die Nachbarschaft von Rom, welches er aufforderte, sich gleichfalls seinem Scepter zu unterwerfen. Die eroberten Länder behandelte er mild und gütig, und hielt unter seinen Soldaten eine vortreffliche Mannszucht. Den italienischen Landleuten verhieß er seinen Schutz, und ermunterte sie zur Fortsetzung ihres Ackerbaues. Bei allen Städten, welche er einnahm, ließ er die Festungswerke zerstören, um sie keiner künftigen Belagerung wieder Preis zu geben, und betrug sich überhaupt nicht als Feind, sondern als der gesetzmäßige Landesherr der eroberten Provinzen. Justinian sandte den Belisarius der Stadt Rom zu Hülfe. Dieser Feldherr segelte in die Mündung des Tiberflusses, und griff die Gothen sehr lebhaft, jedoch vergebens an. Er mußte sich zurückziehen, und Rom seinem Schicksale überlassen. Die Stadt wurde durch Hunger auf das äußerste gebracht. Die meisten Einwohner wanderten aus, und die übrigen bestürmten den Befehlshaber sich zu ergeben. Endlich öffneten einige Isaurier, welche die Wälle vertheidigten (17ten December 546), dem gothischen Heere die Thore, und Totila zog mit seinen Truppen in die von der römischen Besatzung verlassene Stadt ein. Als er der Peterskirche sich näherte, flehete der Archidiaconus Pelagius mit dem Evangelium in der Hand den Sieger an, der Einwohner zu schonen, und nur 26 Soldaten und 60 Bürger verloren bei der Einnahme dieser großen Hauptstadt ihr Leben. Das Leben der Einwohner und die Ehre der Frauen wurden freilich auf Totila's Befehl geschont, allein er gestattete seinen Truppen eine freie Plünderung, und viele Familien wurden dadurch zu Bettlern. Hierauf versammlete der Sieger die Ueberbleibsel des Senats, warf ihnen ihre Untreue, ihre Undankbarkeit und Thorheit vor, und drohete sie als Sklaven zu behandeln und ihre Güter einzuziehen. Indessen verzieh er ihnen endlich auf Pelagius Verwendung. Hierauf sandte er den letztern und einen andern Abgeordneten zum Justinian, bot demselben den Frieden an, und drohete im Verweigerungsfall, Rom dem Boden gleich zu machen, und auch Illirien mit Krieg zu überziehen. Der Kaiser verwies ihn wegen der Antwort an den Belisarius, worüber Totila so aufgebracht wurde, daß er anfing, die Stadt abbrechen zu lassen. Den dritten Theil der Wälle hatte er schon abtragen lassen, und wollte so eben die prachtvollsten und ehrwürdigsten Gebäude in Asche verwandeln, als er vom Belisarius eine Vorstellung gegen dies barbarische Verfahren erhielt. Hiedurch zur Ueberlegung gebracht, verließ er die Stadt, und führte die Senatoren mit sich nach Lucanien fort. Die übrigen Einwohner mit ihren Familien waren alle zerstreuet und entflohen, und vierzig Tage lang war Rom durchaus wüste. Als Totila sich entfernt hatte, nahm Belisarius mit seinen wenigen Truppen die Stadt ein, stellte die Wälle wieder her, und rief die zerstreuten Einwohner zurück. Auf die Kunde hievon kam auch Totila wieder, um die Stadt von neuem einzunehmen. Er machte einen heftigen, aber vergeblichen Angriff, der zweimal wiederholt wurde, den Gothen ihre beste Mannschaft, und ihrem Könige einen großen Theil seines Kriegsruhms kostete. Als er hierauf aufbrechen, und nach Perugia marschiren wollte, um diese Stadt zu bela-

gern, äußerten sich Zeichen des Ungehorsams bei seinem Heere; i
dessen gewann doch Totila das Zutrauen desselben durch eine Rel
und die Truppen folgten ihm nach Perugia. Hierauf schlug er ei
römische Armee in Apulien und nahm Rusela, nun eine starke F
stung, in Lucanien ein. Nach erhaltener Verstärkung ging er na
Rom zurück, um sein ersteres Vorhaben auszuführen. Belisarii
hatte eine Besatzung unter einem tapfern Heerführer in Rom gela
sen, und Totila's Absicht wäre nicht gelungen, wenn nicht zum zwe
tenmale die bestochenen isaurischen Wachen zur Nachtzeit ein Th
geöffnet hätten. Die Gothen marschirten ein. Totila schonte je
aus Klugheit nicht blos diejenigen, welche sich in die Kirchen g
flüchtet hatten, sondern ließ auch das, was er früherhin an Wäll
und Gebäuden beschädigt hatte, wieder herstellen. Er rief gleic
falls die Senatoren zurück, und setzte sie in ihre vorigen Würde
und Rechte ein. Er foderte nicht minder die Bürger auf, von i
rem Eigenthum wieder Besitz zu nehmen, besorgte Lebensmittel fü
die Einwohner, stellte die öffentlichen Schauspiele her, und wohnt
ihnen, gleich einem römischen Kaiser, bei. Jetzt verlangte er v
Justinian die Abtretung von ganz Italien, allein der Kaiser li
die Abgeordnete nicht vor sich. Totila rüstete also eine zahlrei
Flotte aus, nahm Rhegium (Reggio) und Tarentum ein, und gi
nach Sicilien über. Er unterwarf sich diese Insel, bemächtigte s
dort großer Schätze, und einer außerordentlichen Menge von Pf
den und Hornvieh, bemeisterte sich auch Sardiniens und der
sel Corsica, und verheerte die Seeküsten von Griechenland.
gleich belagerten seine Truppen Ancona, allein die gothische Fl
wurde gänzlich von einer Flotte des Justinian geschlagen, die G
then mußten die Belagerung aufheben, und bald nachher wu
ihnen auch Sicilien wieder genommen. Justinian, jetzt ernst
gewillkigt, Italien von Totila's Gewalt zu befreien, ersetzte
des Belisarius Zurückberufung dessen Stelle durch den Narses,
nen tapfern und geschickten Feldherrn. (M. s. d. Art.) No
kam mit einer großen Armee nach Italien, und ging gera
auf Rom los. Totila versammelte alle seine Truppen in
Nähe dieser Stadt, und ging dem Narses bis Busta Gallo
entgegen. Narses ließ dem Totila in Justinians Namen Ve
bung anbieten, allein der Gothenkönig antwortete auf die schi
liche Botschaft, daß er entweder sterben oder siegen wolle.
griff seinen Feind am nächsten Morgen (im Jul. 552) an, a
die gothische Reiterei wurde in die Flucht geschlagen, und
auch das Fußvolk in Verwirrung. Narses nahm des Vort
wahr, und die Gothen wurden gänzlich besiegt. Totila e
mit fünf Begleitern. Er wurde jedoch vom Asbad, einem
führer der Gepiden, eingeholt, der ihn, ohne ihn zu erke
mit einer Lanze durchbohrte. Seine treuen Gefährten bre
ihn sieben Meilen vom Schlachtfelde fort, worauf e
11ten Jahre seiner Regierung an seinen Wunden starb. Er
insgeheim beerdigt, und die Römer erfuhren seinen Tod
als sein Körper aufgefunden und erkannt wurde. Mit ihm
auch der Ruhm der Gothen. Sein Charakter wird vo
Schriftstellern jenes Zeitraums wegen seines Heldenmuths,
Mäßigung, seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeit sehr
geschildert.

Toulon, eine berühmte Stadt in der Provence am mittelländischen Meere, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im Departement des Var, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsschiffe, wozu auch die Galeeren, die vormals ihre Station zu Marseille hatten, gekommen sind. In dem alten Quartier der Stadt, sieht man vorzüglich die ehemals bischöfliche Kathedralkirche, das Rathhaus, und das Collegium der P. P. Oratorii. Das neue Quartier der Stadt ist schön gebauet. Hier sind zu bemerken: der ansehnliche mit Bäumen besetzte Platz; das Haus der vormaligen Jesuiten, mit einem Seminarium für Schiffbaumeisters; das große Arsenal, die Stückgießerey, das Hospital u. s. w. Der alte und neue Hafen haben vermittelst eines Canals Verbindung mit einander; aus beiden kommt man in den großen Vorhafen, der fast drei Stunden im Umfange hat, durch die umliegenden Hügel sehr sicher ist, und im Eingange durch zwei starke Forts und mehrere Batterien vertheidigt wird. Ein jedes Kriegsschiff hat hier sein besonderes Magazin; die Kanonen und Segel sind aber an gewissen Orten beisammen. Das allgemeine Magazin mit seiner bewundernswürdigen Ordnung und seinen großen Vorräthen, die geräumigen Werkstätte der zum Schiffbau gehörigen Handwerker, und das 320 Klafter lange massive Gebäude zu Verfertigung der Taue und Schiffseile haben wenig ihres Gleichen. Die Zahl der Einwohner schätzte man ehemals mit Uebertreibung auf 100,000 Seelen; aber beträchtlicher war sie, als in den neuern Zeiten; im Jahre 1802 zählte man 20,500 Menschen, die Arbeiter in den Arsenalen mit gerechnet. In der Nachbarschaft der Stadt wachsen ungemein viel Capern. Die Manufacturen von seidenen und baumwollenen Strümpfen und Mützen sind von keiner Wichtigkeit. Im Jahre 1707 wurde dieser Platz von den Alliirten unter dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserlichen General, Prinzen Eugen von Savoyen, zu Lande, und von der englischen und holländischen Flotte zu Wasser bombardirt, so daß die Stadt meist zerstört, und mehrere Schiffe im Hafen verbrannt wurden. Die Belagerung mußte jedoch aufgehoben werden. Nachher sind die zerstörten Werke wieder ausgebessert, und noch viele Forts auf den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwischen dieser Stadt und den hierischen Inseln eine sehr blutige Seeschlacht zwischen der englischen und der combinirten französisch-spanischen Flotte vor. 1793 übergaben die gegen die revolutionäre Regierung aufgebrachten Einwohner und Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwilligen Accord der englischen und spanischen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung verdrängt; aber sie zerstörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arsenale, verbrannten 20 Kriegsschiffe und Fregatten, und führten die übrigen drei Kriegsschiffe und sechs Fregatten mit hinweg. Hiedurch und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von Seiten der revolutionären Regierung verlor Toulon beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Die Arsenale sind jetzt größtentheils wieder hergestellt, und im Jahr 1810 wurde eine Marineschule von 300 Zöglingen hieselbst errichtet.

Toulouse, die ehemalige Hauptstadt in Languedoc, und jetzt im Departement Haute-Garonne. Sie ist eine alte, und nächst Paris die größte und schönste Stadt in ganz Frankreich, hat acht Thore, wohlgebauete Kirchen und Häuser, aber meist

rumme und enge Gassen, eine königliche Münze, eine 1223 gest
tete, jetzt in ein Lyceum verwandelte Universität, eine seit 1807 wied
hergestellte Akademie der schönen Wissenschaften, eine Mahler-, Bil
hauer- und Baukademie. 1805 wurde auch eine der zwölf Landsch
len zur Erlernung der Jurisprudenz hieher verlegt, und 1809 ei
zur Landesuniversität gehörige Akademie. Einwohner waren im
1802 50,171. Es ist hier ein Erzbischof, der einen prächtigen Pal
hat, und dessen Sprengel sich über das Departement der Hau
Garonne und Arriege erstreckt. Die kostbare Brücke über die G
ronne hält 145 Toisen in der Länge, und 12 in der Breite. D
Rathhaus wird Capitol genannt, und die Rathsherren, welche Ca
touls hießen, hatten ehemals den Adelstand. Das Capitol flog 17
durch Entzündung einiger Pulverfässer in die Luft, ist aber bes
und mit einer sehr schönen Façade wieder hergestellt. Außer mehre
merkwürdigen Kirchen, ferner dem Parlamentspalaste, dem Zeu
hause, den herrlichen Promenaden an der Garonne u. s. w. gibt
hier noch verschiedene Ueberreste von römischen Amphitheatern u
Wasserleitungen. Sowohl die Garonne, als der unterhalb der Sta
hineingehende Canal von Languedoc, sind dem Handel sehr vortheil
haft. Die Handlung mit Getraide, Mehl und Bauholz der Lan
schaft, mit spanischer Wolle und den hiesigen Manufacten von fe
nen Tüchern, Seiden- und Baumwollenstoffen ist freilich beträch
lich, entspricht aber nicht der glücklichen Lage der Stadt. Die Ei
wohner waren ehemals sehr eifrig für ihre Religion, und das hies
Parlament verurtheilte 1762 der unglücklichen Calas. Wegen d
von Paris aus zu spät angelangten Nachricht von der Thronen
setzung Buonapartes wurden bei Toulouse im April 1814 zwische
den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen und de
Franzosen mehrere sehr hitzige Gefechte geliefert, und die Sta
von den Engländern am 11ten April eingenommen.

Tournefort (Joseph Pitton de), ein berühmter Botan
ker, geboren zu Aix in der Provence den 5ten Juni 1656, fan
schon in seiner Kindheit das größte Vergnügen am Kräutersam
meln, so daß er, ohne Anleitung, sich mit allen in der Gege
von Aix wachsenden Kräutern in sehr kurzer Zeit bekannt macht
In dem Jesuitercollegium erhielt er seine Schulerziehung, stu
dirte nachher zu Montpellier Theologie, Anatomie und Medicin
vorzüglich aber Botanik. Der Tod seines Vaters (1676) ver
schaffte ihm völlige Freiheit, seiner Lieblingsneigung zu folgen
und jetzt unternahm er mehrere Reisen durch Frankreich, die Py
renäen, England, Holland und Spanien, und eine machte er au
Kosten des Königs nach der Levante. 1683 wurde er als Profe
sor der Kräuterkunde bei dem königlichen Garten in Paris ang
stellt, zu dessen Bereicherung er viele Reisen machte, und 169
zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernann
1694 gab er sein erstes Werk: Elémens de Botanique ou M
thode pour connaitre les Plantes in 3 Quartbänden mit viele
Kupfern heraus. Durch dieses System der Kräuterkunde erwa
sich Tournefort einen unsterblichen Namen, da er eine bessere B
stimmung der Pflanzengattungen einführte, deren Charaktere b
sonders von der Gestalt der Blumen hergenommen sind. Bis
Linné's Zeiten war Tourneforts System das beliebteste, und ei
Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. 1700 e

schien eine vermehrte Ausgabe von Tournefort's Elementis unter dem Titel: Institutiones rei herbariae 3 Vol. 4. und 1719 eine von Anton Jussieu mit 489 Kupfern. Diesem Werke folgten seine Histoire des Plantes, qui naissent aux environs de, Paris 1698. 12.; ferner seine Relation d'un Voyage du Levant. Paris 1717. Vol. 2, 4. (deutsch, Nürnberg 1776. 3 Bände. 8.) u. s. w. Tournefort ging überall mit philosophischem Geiste zu Werke, wodurch seine Schriften um so schätzbarer werden. Durch einen unglücklichen Zufall quetschte er sich an einem schnell vorüberfahrenden Wagen die Brust, und starb an den Folgen davon den 28sten November 1708.

Toussaint l'Ouverture, einer der merkwürdigsten Neger zu Ausgange des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der auf St. Domingo als Heerführer seiner Landsleute für die Rechte der Menschheit stritt. Er war 1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap Français, im nördlichen Theile von St. Domingo geboren, und zeigte solche Wißbegierde, daß er schon sehr früh, trotz seiner traurigen Lage, lesen, schreiben und rechnen gelernt hatte. Sein Durst nach Kenntnissen erwarb ihm nicht bloß die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, Bayon de Libertas, der ihn zu seinem Kutscher machte, sondern auch die Achtung und Bewunderung seiner Mitsklaven. Indessen blieb er selbst noch seiner, im 25sten Jahre erfolgten Verheirathung Sklave seines Herrn, der ihm jedoch seinen Zustand möglichst zu erleichtern suchte. Dies benutzte er, und machte sich mit den in Libertas Bibliothek befindlichen philosophischen Schriften (worunter ihn die von Raynal am meisten anzogen), mit den Werken über Staats- und Kriegswissenschaften bekannt. Als 1791 die erste Negerempörung auf St. Domingo ausbrach, ward auch er von seinen Landsleuten zu Rathe gezogen. Er nahm aber anfangs an dem Kampfe für Freiheit keinen Antheil, sondern suchte erst seinen Herrn, Bayon de Libertas, nach dem festen Lande von Amerika in Sicherheit zu bringen. Als dies geschehen war, begab er sich zu der Armee seiner Landsleute, nahm bei dem unter Biassou's Befehlen stehenden Corps Dienste, und ward der nächste nach diesem im Commando. Als Biassou sich theils durch Grausamkeiten, theils durch fehlgeschlagene Unternehmungen den Haß und die Geringschätzung seiner Armee zugezogen hatte, ward Toussaint l'Ouverture an seiner Stelle (1793) zum Divisionsgeneral ernannt. Hier entwickelte er nun eben so viel Genie, als Kenntniß der Kriegskunst, und der zur Staatsverwaltung erforderlichen Fähigkeiten. Die ihm von vielen zur Last gelegten Grausamkeiten in dem Kriege wider die Weißen waren durch die von dem letztern gegen die Neger früherhin verübten Unmenschlichkeiten, wodurch das Rachegefühl derselben entflammt war, nur zu sehr veranlaßt, als daß die Schuld davon allein auf Toussaint fallen könnte. Ueberdies sind Greuel solcher Art das gewöhnliche Resultat gewaltsamer Staatsveränderungen selbst bei gebildeten Völkern, wie viel mehr nicht bei rohen, die auf das äußerste zum Zorn gereizt sind. Manche von den Grausamkeiten, welche Dessalines verübte (s. Dessalines) fielen auch auf Toussaint zurück. Als dieser indessen wirklich Herr von Domingo geworden war, übte Dessalines die scheußlichsten Grausamkeiten für sich allein aus, und Toussaint war nicht im

Stande, ihn daran zu verhindern. Uebrigens gibt ein englischer Officier Rainsford in seiner Geschichte der Insel St. Domingo oder Haiti, dem Toussaint l'Ouverture das Zeugniß, daß er sich als Gouverneur und Obergeneral durch Gerechtigkeits- und Menschenliebe, durch gutes Benehmen und musterhafte Anstalten zum Besten des Landes mit Recht die Liebe und Achtung der Neger erworben habe. 1796 hatte Toussaint, als er bei einem Volksaufstande in der Capstadt mit einer Armee dahin ging, den französischen, zum Gefangenen gemachten General Laveaux wieder in Freiheit gesetzt. Er zwang die Einwohner der Stadt, die Thore zu öffnen, hielt als Sieger seinen Einzug, und setzte auch den General Laveaux als Gouverneur wieder ein. Hiedurch erwarb er sich die Achtung der französischen Regierung, und wurde zum Divisionsgeneral und Gouvernementslieutenant auf St. Domingo, und damit zum Herrn des Schicksals der ganzen Colonie ernannt. Unter Rochambeau commandirte er nun einen Theil der französischen Armee, und eine gewisse Ordnung, die er allenthalben einführte, erwarb ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 bedeutende Fortschritte gegen die Engländer, so daß ihm das französische Directorium einen Ehrensäbel schenkte, ihm seine ganze Zufriedenheit zu erkennen gab, und ihn zum Obergeneral aller Truppen auf St. Domingo ernannte. Indessen widersetzte sich doch Toussaint, nachdem er 1798 noch wichtigere Fortschritte gemacht hatte, gewissermaßen der Anerkennung der französischen Agenten, und suchte sich überhaupt ganz unabhängig zu machen. Das Directorium stellte sich jedoch fortwährend gut gegen ihn, und auch er schien in gutem Verhältnisse bleiben zu wollen, weßhalb er seine beiden Söhne nach Frankreich schickte, um sie dort erziehen zu lassen. 1799 brach aber zwischen ihm und dem Oberhaupte der Mulatten in den südlichen Departements, dem General Rigaud, ein heftiger Bürgerkrieg aus; Ströme Bluts flossen, und zuletzt ward Toussaint Meister der ganzen Colonie. Er stellte nun die Ordnung im Norden wieder her, kündigte eine Amnestie an, und entwaffnete die rebellischen Schwarzen. Nachdem alles in Ruhe war, begab er sich den 1ten November 1800 nach dem Cap, und verurtheilte von 40 Gefangenen 13, und unter diesen seinen eigenen Neffen Moyse, zum Tode. So sehr er sich nun auch bemühte, das gute Vernehmen mit Frankreich zu erhalten, so wurden seine Maßregeln der französischen Regierung doch immer verdächtiger. Sie sendete deßhalb, und um ihr Ansehen fühlbarer zu machen, 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc und dem Admiral Villaret Joyeuse nach Domingo ab. Allein Toussaint rüstete sich zum Widerstand, und ließ ihnen bei ihrer Ankunft zu erkennen geben, daß er auf keine Weise ihnen erlauben würde, in die Stadt zu kommen. Die französischen Befehlshaber, darüber entrüstet, forderten noch denselben Tag die Schlüssel; als diese verweigert wurden, begannen sie schon am folgenden Tage einen heftigen Angriff. Die Schwarzen, besonders unter den Befehlen des Generals Christoph, flüchteten, und warfen, mit Fackeln bewaffnet, überall Feuer, sowohl in die Stadt, als in die übrigen Besitzungen, durch welche sie sich zurückzogen, wodurch ein schrecklicher Zustand für die Colonie herbeigeführt wurde. Leclerc schickte zwar dem Toussaint seine beiden Söhne, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, zu, um ihn nachgebender zu machen;

und umsonst. Jetzt erklärten die französischen Generale ihr und Christoph in die Acht; sie wurden beide angegriffen, geschlagen, mußten sich in die Wälder zurückziehen, und endlich Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenstillstand und nahm die Unterwerfung der Negergenerale, unter der Bedingung an, daß Toussaint und Christoph sich nach bestimmten, ihnen angewiesenen Orten begeben mußten. Dessalines und Christoph suchten jetzt, voll Haß und Neid, Toussaint ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin Toussaint insgeheim einen Aufstand unter den Schwarzen vorbereitet hatte, oder doch vorbereitet haben sollte, ward dem französischen General in die Hände gespielt, und dieser ließ, um den Verschwörungen ein Ziel zu setzen, Toussaint und einige andere Generale zu Anfange des Junius verhaften, und nach Frankreich einschiffen. Hier langte Toussaint den 7. Aug. 1802 in dem Tempel an, wurde nach der Festung Jour bei Besançon gebracht, wo man ihn in seinem Zimmer neben einem Tische hingestreckt, todt gefunden hat. Nach andern (m. s. Domingo) ward er nach Elba gebracht, und ist dort gestorben. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauisch, eine Folge seiner Verhältnisse und Schicksale; auch war er religiös und predigte wohl selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig, war immer beschäftigt und arbeitete mit größter Leichtigkeit. Er hatte fünf Secretäre, die täglich mehr als hundert Briefe beantworten mußten. Uebrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben eben so zuverlässig als schlau im politischen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zum Fanatismus, und seine Feinde fürchteten ihn. „Toussaint," sagt der Senator und vormalige Bischof Gregoire von ihm, „war der Wiederhersteller des Gottesdienstes auf St. Domingo, und sein Eifer hatte ihm den Beinamen des Capuziners von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben könnte. . . . Daß Toussaint grausam, Heuchler gewesen sey, — ich habe keinen Beruf, es zu läugnen; aber die Weißen! — Man muß in keiner Sache urtheilen, in welcher man nur eine Parthei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Neger schreiben und drucken lassen, oder, wo irgend ein Weißer mit unpartheiischer Feder erzählt." Toussaints Gattin starb im Jahr 1816 in Paris. Einer seiner Söhne steht als Rittmeister in französischen Diensten.

Tower, eine Art von Citadelle an der Ostseite der Stadt London, nicht weit von der Themse, ist sehr alt und merklich im Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den König Wilhelm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt errichten ließ. Dieses Gebäude ward nach, und nach durch Zusätze mehr vergrößert und befestigt. Die Merkwürdigkeiten des Towers für den Fremden sind die wilden Thiere, als Löwen, Tieger ꝛc. Ferner das Zeughaus, worin ein großer Vorrath von Gewehren aller Art für See- und Landsoldaten sich befindet. Die Horsearmory oder die Pferderüstkammer ist die Vorstellung der alten und neuen englischen Könige in ihren Rüstungen zu Pferde nach dem Leben. Die spanische Armory (spanische

Rüstkammer) enthält die Waffen und Rüstungen, welche der spanischen unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht worden sind. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich drei Pistolen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden ꝛc. sind hier. Die hier befindlichen englischen Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer sie sehen will, muß sich überdies so lange einschließen lassen, denn ein englischer Oberst Blood unter Carl. II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen, seit welcher Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Diese Reichskleinodien bestehen in einigen Kronen von großem Werthe, ingleichen Reichsapfel, Scepter, einem Taufbecken, worin die königliche Familie getauft wird, einem goldenen Adler, worin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten ist u. s. f. Alles englische Geld wird im Tower geschlagen, und es ist keine Münze weiter im Königreiche, außer der Münzmaschine eines Privatmanns in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Man kann Silber und Gold nach dem Tower schicken, um es prägen zu lassen, wofür man so viel Geld dem Gewichte nach wieder erhält. Im Tower ist auch ein großes und sehr sicheres Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Personen, die hier enthauptet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, beide Gemahlinnen Heinrichs VIII. u. a. m. In neuern Zeiten wird das Gerüste für diejenigen, welche enthauptet werden, außerhalb des Towers auf einer Anhöhe, Towerhill genannt, errichtet. Es ist auch ein Archiv im Tower, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten König Johanns bis auf Richard III. in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon nachsehen, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshabers im Tower ist sehr ansehnlich und einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Da das Schloß zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen dient, so ist der Aufseher derselben auch kein gemeiner Kerkermeister (goaler), sondern er wird mit dem Zusatze Gentleman-goaler (adlicher Gefängnißwärter) unterschieden. Hinter dem Tower, an der Themse stehen 62 Canonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament geht, abgefeuert werden.

Toxicologie, die Lehre von den Giften, von dem griechischen Worte τοξικον (Toxikon) welches sonst eine besondere Art des stärksten Giftes, womit die Alten ihre Pfeile und Wurfspieße vergifteten, nachher aber jede Art von Giften bedeutete.

Tolze, (Ebald), ein ausgezeichneter historischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, geboren 1715 zu Stolpe in Hinterpommern, war in Göttingen Privatdocent und Universitätssecretär, kam von dort nach Bützow, erhielt von dem Herzoge von Meklenburg den Titel eines Justizraths und starb im März 1789. Als Geschichtschreiber besaß er sehr viel Forschungsgeist und Beurtheilungskraft, und hat dadurch seinen Schriften einen dauernden Werth gegeben. Wir bemerken in dieser Hinsicht von ihm seine Einleitung zur allgemeinen und besondern europäischen Staatskunde. 2. Th. Bützow und Wismar 1779 8. 4te Auflage, neu bearbeitet von V. A. Heinze. Schwerin und Wismar, 1790 bis 1799; Geschichte der vereinigten Nie-

derlande, oder neue Welthistorie, 16ter und 17ter Theil. Halle, 1770. 4., Kleinere Schriften histor. und statist. Inhalts, herausgegeben von K. F. Voigt. Leipzig, 1791. 8. und besonders seine Geschichte der mittlern Zeit, herausgegeben von eben demselben 1795.

Trabanten. Hiermit bezeichnet man 1) diejenigen himmlischen Körper, die zwar ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne ihres Systems erhalten, jedoch nur mittelbar sich um dieselbe bewegen, indem ihr unmittelbarer Lauf um den ihnen zugehörigen Planeten geschieht. Man kennt sie auch unter dem Namen Monde oder Nebenplaneten. Unsere Erde hat einen, Jupiter 4, Saturn 7, Uranus 6. — 2) versteht man unter Trabanten eine reitende Leibwache des Fürsten, wozu gemeiniglich ausgesucht große und wohlgewachsene Jünglinge genommen worden. K. H.

Tradition, Ueberlieferung, kann jede Sage genannt werden, die sich nur durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht zum andern erhalten hat. Bekanntlich kam der historische Stoff aus den Zeiten der Erfindung der Schreibekunst durch solche Traditionen bis auf die ersten Geschichtschreiber und wie treu auch das Gedächtniß der Erzähler sie wiedergeben mochte: ihre Brauchbarkeit für spätere Historiker mußte schon darum zweifelhaft seyn, weil die Nachwelt eine durch Jahrhunderte von ihr geschiedene Vorzeit ganz zu verstehen unfähig ist. Jedes Volk bewahrt die Erinnerungen seines Daseyns vor den Anfängen seiner Literatur in Sagen, die, je später diese entstand, desto weiter zurückweisen und sich in mythisches Dunkel verlieren. Unter den Quellen der Geschichte ist daher die Tradition eine der unzuverlässigsten, dagegen hat sie der Poesie reichhaltigen Stoff und über die Bedeutung des Cultus, den die Religionen des Alterthums aus der vorgeschichtlichen Zeit in die geschichtliche mitbrachten, Aufschluß gegeben. Die catholische Kirche versteht unter Tradition das ungeschriebene Wort Gottes, d. h. die Ueberlieferungen aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, welche nicht aufgeschrieben wurden und sich durch Mittheilung von einer Generation der Bischöfe zur andern mit Hülfe des heiligen Geistes in der Kirche erhielten. Als Hauptquelle derselben werden die Kirchenväter betrachtet, die allerdings Kirchengebräuche, anführen, welche die heilige Schrift nicht vorgeschrieben hat. Mehrere solcher Gebräuche, z. B. die Kindertaufe, die Beichte, die Feier der hohen Feste haben die Protestanten wegen ihrer Zweckmäßigkeit beibehalten. Nur weigern sie sich, was die catholische Kirche für apostolische Ueberlieferung ausgibt, als eine von der heiligen Schrift ganz unabhängige Erkenntnißquelle des Christenthums gelten zu lassen. Dies thut die catholische Kirche; sie schreibt ihrer Tradition göttliche Autorität zu und macht sie dadurch zu einem Princip ihres Lehrbegriffs. Nach ihrem Grundsatze, daß die Kirche (nämlich die Concilien, die übereinstimmenden Kirchenväter und die Päpste) im fortwährenden Besitze derselben Offenbarung des heiligen Geistes sey, deren die Apostel genossen, thut sie es auch ganz consequent. Denn daraus folgt die vom tridentinischen Concilium bestätigte Lehre, daß nicht nur die Echtheit der biblischen Bücher bloß darum anzunehmen sey, weil die Kirche sie für echt erklärt, und daß sie allein in dem Sinne ausgelegt und verstanden werden dürfen, den die Kirche ihnen beilegt, sondern auch alle die Dogmen und Gebräuche,

welche in spätern Zeiten nicht nach Anweisung der heil. Schrift, ja, wie die Protestanten zeigen, oft sogar im Widerspruch mit dem biblischen Christenthume, durch Concilien und Päpste in der Kirche aufgebracht worden sind, als göttliche Institutionen zu achten wären. Der angegebene, bei den echtpapistischen und als orthodox geltenden catholischen Kirchenlehrern nachzuweisende Traditionsbegriff stützte das Dogma von der unumschränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus und Leben der Christen und jene Menge kirchlicher Satzungen, Gebräuche und Einrichtungen, die bei den Protestanten im Rufe schriftwidriger und schädlicher Erfindungen des Aberglaubens, der Herrschsucht und der Geldgier stehen. Die historische Kritik, wie sie von protestantischen Theologen geübt wird, darf daher an die catholische Traditionslehre nicht rühren; sie würde mit ihr das ganze System des Catholicismus umwerfen. Vielmehr muß ein unbedingter Glaube an die göttliche Autorität der Kirche und an die ihr fortwährend beiwohnende Inspiration diese Lehre heiligen und die tridentinische Kirchenversammlung hat nicht ganz consequent decretirt, daß der Tradition nur gleiche Ehrfurcht wie der heiligen Schrift gebühre, da erstere als kirchlich anerkannte alleinige Auslegerin der letztern eigentlich das höhere normative Ansehn hat. Hieraus ergibt sich die zur Beurtheilung der theologischen Gegensätze unserer Tage dienende Bemerkung, daß die Tradition dem echten Catholiken dasselbe ist, was die Vernunft dem Rationalisten und der wissenschaftlich ausgemittelte Buchstabe der heil. Schrift den Supernaturalisten. E.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter den Christenverfolgungen, besonders Diocletians, des Vergehens der Auslieferungen heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es zaghafte Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Aemtern bestrafte. Da die Donatisten (s. d. Art.) solche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellten, milderte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unter den christlichen Kaisern keine Gelegenheit mehr gab. E.

Trafalgar (Schlacht von). Mit vieler Mühe und Vorsicht, mit den größten Erwartungen, hatte sich im Sommer 1805 die große französische Flotte unter dem Admiral **Villeneuve** mit der spanischen unter dem Admiral **Gravina** im Hafen zu Cadix vereinigt und war in die westindischen Gewässer gesegelt, hatte Furcht und Schrecken daselbst verbreitet, aber ohne irgend eine Insel zu nehmen; kaum einige englische Kauffahrer und ein Cutter waren ihr in die Hände gefallen. Die Engländer hatten der französischen Flotte gleich ihren Seehelden **Nelson** mit einer etwa halb so starken Flotte nachgesandt, aber vergeblich suchte er die französisch-spanische Armada in Barbados, in Martinique, in St. Lucie und segelte mißmuthig nach Europa zurück. Hier hatte, bei Corunna (22. Jul. 1805), bereits der Admiral **Calder** die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht angeboten, welche sie zwar annahm, die aber zu nichts führte, da ein dicker Nebel im Augenblick des Kampfes alles verdunkelte und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt. Die combinirte spanisch-französische Flotte bot der englischen unter Calder auch den andern Tag die Schlacht an, diese aber zog sich zurück. So blieb es also. Nelson

überlassen, der englischen Flagge einen herrlichen Triumph zu verschaffen. Nachdem er das ganze Mittelmeer und die Nordsee durchsegelt, und lange vergeblich geforscht hatte, wohin der Feind gesegelt sey, hatte er sich in London aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadix, wo die feindliche Flotte ruhig vor Anker lag. Es lag ihm nicht daran, was vorher schon vom Admiral Collingwood, der bei Gibraltar stationirt war, versucht wurde, die Flotte zu blockiren, sondern sie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog sich daher ganz von Cadix zurück und in der That lockte er dadurch die Flotte heraus. Den 19ten segelte sie aus dem Hafen, den 21. traf sie Nelson beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelson hatte den Plan zu einer Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon am 4. October auseinandergesetzt. Es bedurfte also dazu keines Augenblicks. In einer ganz neuen Schlachtordnung, nämlich in zwei Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die durch mehrere Escadren verstärkte französisch-spanische von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer sich zum halben Monde ordneten. Nelson wurde vom Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft jedoch besser unterstützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit seinen zwei Colonnen an zwei Punkten, auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe an einander und mehrere wurden geentert, in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet, die feindliche Linie auseinander gesprengt, Gravina, der spanische Admiral getödtet, 19 Schiffe waren verloren, worunter eines von 130 und das andere von 120 Kanonen. Der französische Admiral Villeneuve ward gefangen, eben so Alava, der spanische Viceadmiral, und der Contreadmiral Zisneros. So glücklich aber Nelson seinen Zweck überhaupt erreicht hatte, so unglücklich war der Ausgang für ihn selbst. Ein feindlicher Schatzschütze auf der Santa Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er als Held, jedoch wie Epaminondas vom Sieg bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner das Commando. Vier Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Zehn Schiffe blieben also von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in sechs Jahren mit Mühe durch die Thätigkeit der ganzen französischen Nation geschaffen hatte! 15,000 Mann betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 Dienstunfähige und Todte zählten. Uebrigens ward das Manöver, durch welches Nelson siegte, durch ihn selbst zum zweitenmale ausgeführt (das erste mal bei Abukir), und war an sich die Idee eines Privatgelehrten in England, der nie zur See gewesen war.

Tragisch, s. Schauspiel.

Tragödie, s. Schauspiel.

Trajanus, (Marcus Ulpius), ein berühmter römischer Kaiser, war der Sohn des Trajanus, eines ausgezeichneten Feldherrn, der in dem jüdischen Kriege unter dem Vespasian commandirte, der ihn zum Consul und Patricier machte, und ihn als Statthalter und Befehlshaber nach Syrien schickte. Der junge Trajan begleitete seinen Vater in einem Feldzuge gegen die Par-

ther zur Empfehl, und diente auch am Rhein. Er zeichnete sich allenthalben durch Muth aus, und suchte sich besonders durch große Märsche zu Fuß abzuhärten. Zugleich machte er sich mit allen, zum Kriege nöthigen Kenntnissen bekannt, und durch sein einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Im Jahre 86 nach Chr. Geburt wurde er Prätor und im J. 91 Consul. Nachher hielt er sich einige Zeit in Spanien auf, von wo er durch den Kaiser Domitian zum Befehlshaber der Truppen in Niederdeutschland berufen wurde. Als der vortreffliche, aber schon bejahrte Kaiser Nerva zur Regierung kam, fand derselbe Niemand würdiger zu seinem Mitregenten, als den Trajan, den er deßhalb adoptirte und (97) zum Cäsar erhob. Trajan, damals 42, nach Andern 45 Jahre alt, besaß neben seinen übrigen Vorzügen, die ihm auf jeine solche Würde Anspruch gaben, eine majestätische Gestalt, und eine sehr einnehmende, geistvolle Gesichtsbildung. Gleich nach seiner Erhebung beschränkte er die prätorianische Garde, welche den Nerva gezwungen hatte, ihr die Mörder des Domitian zum Bestrafen auszuliefern, und ließ die Urheber des Aufruhrs bestrafen. Nerva starb bald darauf, und Trajan bestieg, ohne Widerspruch (98 n. Ch. Geb.), den Thron. Nichts konnte die Güte und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Personen begegnete, übertreffen. Zuerst machte er allen Einwohnern Roms, die Abwesenden und die Kinder (zu deren Erziehung er Verordnungen traf) mit einem Geschenk an Korn und Geld, und gegen die Provinzen bewies er sich eben so freigebig. Um die Stadt mit Getraide hinlänglich zu versehen, erlaubte er die ganz freie Einfuhr, und dieses Mittel war so zweckmäßig, daß bei einer Theurung in Aegypten, der damaligen Kornkammer Roms, dieses Land von der Stadt aus mit Getraide versorgt werden konnte. Die verderbliche Rotte von Angebern (Delatores), welche unter der Tyrannei des Domitian hauptsächlich entstanden, und während Nerva's sanftmüthiger Regierung nicht gehörig bestraft war, fand in Trajan einen unerbittlichen Feind. Er ließ sie einschiffen und nach eben den unfruchtbaren Inseln bringen, wohin die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit verwiesen worden waren. Auch erließ er ein Edict, worin alle künftigen falschen Anklagen mit den schärfsten Strafen bedroht wurden, und stellte die Abgaben des Zwanzigsten, welche Augustus auf die Collateralerbschaften gelegt hatte, ab. Durch Mäßigkeit und Sparsamkeit setzte er sich in Stand, Alles dies auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch verringert wurden. Mit der edelsten und gewissenhaftesten Rechtlichkeit zog er alle Männer von Verdienst und Kenntnissen hervor, und vertraute ihnen die Staatsämter an. Wie er dem Saburranus als prätorianischem Präfecten das Amtsschwert überreichte, sagte er zu ihm: „dies Schwert gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führst, wenn ich gut regiere; aber gegen mich, wenn ich übel regiere.“ Auch als er schon Kaiser war, lebte er mit den Senatoren und übrigen Personen von Stande auf demselben freundschaftlichen Fuß wie vorher, weßhalb Plinius auch von ihm sagt: „er besaß Freunde, weil er selbst Freund war.“ So wie August besuchte auch er seine Freunde in ihren Häusern, ganz als Privatperson, und seine Freundschaft war um so unentbehrlicher, da es denen, welchen er sie schenkte, frei blieb, nie seine Dienste zu treten, oder für sich zu leben. Aber

sein Pallast war nicht bloß seinen Vertrauten, sondern einem jeden offen, und allen Bürgern gab er zu jeder Zeit willig Gehör. Bei seiner Tafel waren beständig einige der geachtetsten und angesehensten Römer, die sich mit ihm auf die freieste, munterste und ungezwungenste Weise unterhielten. Seine Mahlzeiten waren einfach und mäßig, und man sahe dabei nichts von der Ueppigkeit der vorigen Kaiser. Obgleich er in seinem frühern kriegerischen Leben keine gelehrte Ausbildung erhalten hatte, so kannte er doch den Werth der Wissenschaften und schätzte alle Gelehrten. Daher stiftete er auch Bibliotheken, und unter seinem Schutze blüheten die Zweige der Literatur wieder auf, die unter Domitian gelitten hatten. Diese Beweise so vieler Tugenden eines vortrefflichen Regenten, dessen einziges Streben war sein Volk glücklich zu machen, veranlaßten den Senat, ihm einstimmig den Beinamen Optimus (der Beste) zu ertheilen, und obgleich ihm derselbe schon in den ersten Zeiten seiner Regierung beigelegt wurde, so hat er sich doch desselben niemals unwürdig gemacht. Im dritten Jahre seiner Regierung nahm er zum drittenmal das Consulat an, welches er mit allen den Förmlichkeiten, die durch die republikanische Verfassung vorgeschrieben waren, verwaltete. Er band sich selbst durch einen feierlichen Eid, die Gesetze zu beobachten, und erklärte, daß sie nicht weniger verbindlich für einen guten Fürsten, als für einen guten Bürger wären. Während er dieser Magistratur vorstand, hielt Plinius die vortreffliche Lobrede auf ihn, welche wir noch besitzen, und die uns das Bild eines vollkommenen Regenten darstellt. Im folgenden Jahre, als Trajan wieder Consul war, brach ein Krieg mit dem Decebalus, dem Könige der Dacier, aus, der den Kaiser zu den Ufern der Donau rief. Eine blutige Schlacht wurde geliefert, in welcher die Römer siegten, aber nicht ohne bedeutenden Verlust. Die Verwundeten waren so zahlreich, daß Trajan seine Kleidungsstücke zum Verbinden hergab. Endlich wurde der dacische König besiegt, mußte um Frieden bitten, und wurde ein Vasall des römischen Reichs. Nun kehrte Trajan zurück, und genoß die Ehre des Triumphs, und der Beiname der Dacische (Dacicus) ward ihm gleichfalls zuerkannt. Die beiden folgenden Jahre (102 und 103) brachte er mit heilsamen Anordnungen und Verbesserungen im Innern seines Reichs zu, legte unter andern den Hafen zu Centumcellä (jetzt Civitavecchia) an, und bestellte (103) den Plinius zum Statthalter von Pontus und von Bithynien, wodurch ein Briefwechsel zwischen dem Kaiser und jenem berühmten Schriftsteller veranlaßt wurde, der den klarsten Begriff von Trajans gütiger und aufgeklärter Regierung gibt. Unter jenen Briefen befinden sich auch diejenigen, welche die Christen betreffen, und in deren einem Trajan dem Plinius befiehlt: keine Versuche zur Entdeckung der Anhänger dieser Religionspartei zu machen; wenn sie aber vor seinen Richterstuhl gebracht würden, sie zu bestrafen; indessen sollte, wenn sie den Göttern des Staats opfern wollten, auch von Bestrafung nicht die Rede, und das Vergangene vergessen seyn. Wegen dieser Vorschriften hat man den Trajan unter die Verfolger der Christen versetzen wollen. Er suchte aber ausdrücklich ihre Verfolgung zu verhindern, indem er es verbot, Versuche zu ihrer Entdeckung zu machen, und nur dann ihre Bestrafung verordnete, wenn sie angeklagt wurden. Im J. 104 fing Decebalus von neuem Krieg und Trajan, um desto schneller in Dacien einfallen zu kön-

nen, ließ bei dem heutigen Zeverin in Niederungarn eine Brücke über die Donau schlagen, welche zu den Wundern seiner Zeit und den größten Werken des Alterthums gehört. Darauf fiel er in Dacien ein, eroberte die Hauptstadt des Decebalus, der sich selbst umbrachte, und verwandelte dieses Land in eine römische Provinz, welche er von andern Theilen des Reichs her bevölkerte. Bei seiner Rückkehr nach Rom hatte Crassus eine Verschwörung angesponnen, und Trajan begnügte sich damit, ihn bloß zu verbannen. Seine angeborne Liebe zum Kriege, der einzige Fehler, den man ihm als Regenten mit Recht vorwerfen kann, war durch das Glück noch mehr entflammt, und der übrige Theil seiner Regierung zeigt ihn uns hauptsächlich als siegreichen Feldherrn, dessen Absicht es war, die Gränzen des römischen Reichs zu erweitern. Schon lange war das Verfügungsrecht über die Krone von Armenien ein Gegenstand des Streits zwischen den Römern und Parthern gewesen. Da nun Chosroes, der König der letztern, einen König in Armenien eingesetzt hatte, so ließ sich Trajan dies um so mehr als Vorwand zum Kriege dienen, da auch die Parther durch innere Streitigkeiten getheilt waren. Er ging (106) mit einem Kriegsheere nach Armenien, eroberte es (107), und machte es zur römischen Provinz. Nachdem er seine Eroberungen gesichert, und die Huldigungen einiger benachbarten Fürsten empfangen hatte, ging er nach Edessa, dessen König Abgarus in seinem Betragen zwischen den Römern und Parthern gewankt hatte. Durch die Verwendung seines Sohnes, eines schönen jungen Prinzen, erhielt Abgarus indessen vom Trajan eine günstige Behandlung, und der letztere unterwarf sich nachmals ganz Mesopotamien. Das kleinichte Arabien wurde gleichfalls um diese Zeit von Trajan als eine Provinz mit dem römischen Reiche verbunden. Auch unterwarf er sich alle die kleinen Könige im nördlichen Armenien zwischen dem Euxin und dem caspischen Meere. Im J. 114 baute er das prächtige Forum Trajanum; auch wurde zu Rom die berühmte trajanische Säule (Columna Trajani) errichtet, die das Andenken seiner Siege verewigte, noch jetzt vorhanden ist, und nach seinem Tode auf seinem Grabe aufgerichtet ward. 115 ging er auf einer Schiffbrücke über den Tigris, unterwarf sich Adrabene und ganz Assyrien, Ctesiphon und Susa, segelte sodann mit einer Flotte auf dem Tigris bis zum Ausflusse in den persischen Meerbusen hinab, und war der erste und letzte römische Feldherr, der denselben beschiffte. Als er in den indischen Ocean kam, verheerte er die Küste des glücklichen Arabiens, und beklagte, wie er ein Schiff nach Indien fahren sah, nichts mehr, als daß er nicht jung genug sey, um auch dies Land zu bekriegen. Der Ruhm Alexanders schwebte um diese Zeit seinem Geiste vor; aber ungeachtet des Glanzes, welchen sein Kriegsglück über seinen Namen verbreitet, schmerzt es ein denkendes Gemüth, einen weisen, menschlichen Fürsten in einen ehrgeizigen Eroberer verwandelt zu sehen, welcher, die Rechte der Nationen nicht achtend, die theuersten Güter seines eignen Volks bloß seinem persönlichen Ruhme opfert. Er fand ein eitles Vergnügen daran, seine Briefe an den Senat mit barbarischen Namen noch barbarischerer Völker zu füllen, die er dem großen Reiche einverleibt hatte; und die Erfindsamkeit der Senatoren beschäftigte sich mit neuen Ehrentiteln und den Zeichnungen neuer Triumphbogen bei seiner Rückkehr. Allein diese erfolgte nicht.

Nachdem er einige Zeit mit der Niederwerfung mehrerer Völker verbracht, und den Parthern, die letzt gleichfalls vom römischen Reiche abhängig gemacht waren, einen König gegeben hatte, belagerte er Atra, die Hauptstadt einer arabischen Völkerschaft. Er mußte jedoch diese Belagerung aufgeben, und sich nach Syrien zurückziehen. 117, als er mit seinem Heere wieder nach Mesopotamien gehen wollte, wurde er krank, übertrug dem Adrian den Oberbefehl über sein Kriegsheer, und schiffte sich nach Italien ein. Er erreichte Selinus (Trajanopel) in Cilicien, wo er im August 117 im 64sten Jahre seines Alters und im 20sten seiner Regierung starb. Sein Körper ward verbrannt, die Asche in einer goldenen Urne nach Rom gebracht, und unter der Columna Trajana beigesetzt. Vor seinem Tode hatte Trajan auf Zureden seiner Gemahlin, Plotina, den Adrian adoptirt, und dieser wurde sein Nachfolger, wider den Willen des Verstorbenen, der ihn nicht achtete, sondern durch die List der Plotina, die ein falsches Testament zu Gunsten ihres Lieblings schmiedete, und den Tod ihres Gemahls so lange verbarg, bis sie die Truppen für ihre Absicht gewonnen hatte. — Außer der Kriegsliebe konnte dem Trajan als Regenten kein Vorwurf gemacht werden. Er wachte mit der größten Sorgsamkeit für die Aufrechthaltung der Gesetze, war überaus gerecht, herablassend, gütig und wohlthätig; den Wohlstand seiner Unterthanen suchte er aus allen Kräften zu fördern, legte deßhalb neue Städte an, bauete neue Straßen, Brücken und Häfen, ermunterte den Handel, die Wissenschaften und die Künste, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden, und sorgte väterlich für die Erhaltung und Erziehung der Waisen. Dennoch ist es zu bedauern, daß einige Laster und Ausschweifungen, von denen die Liebe zum Trunk am wenigsten ihn schändete, seinen Charakter beflecken. Die Liebe und Verehrung der Römer für ihn war so groß, daß noch 250 Jahre nach seinem Tode die Senatoren bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers demselben wünschten: er möchte glücklicher seyn, als August, und besser als Trajan! M. P.

Tramontane heißt der Nord- oder Polarstern, und weil die Schiffer sich nach ihm zu richten pflegen, so sagt man figürlich: die Tramontane verlieren für: sich verirren, sich nicht besinnen können.

Trancheen werden in der Kriegskunst die Erdarbeiten genannt, vermittelst welcher die Angriffsarmee sich einer belagerten Festung nähert. In entferntester Kanonenschußweite von der Festung aus wird, in paralleler Richtung mit den Werken der Festung, ein Graben um einen Theil derselben in einen großen Bogen geführt und die erste Parallele genannt, in welcher nun die Batterien placirt werden. Von hier aus rückt man der Festung in Gräben zickzack gelegt, mit Geschütz und Infanterie näher, wo die zweite Parallele ein anderer mannstiefer Graben bezeichnet, in welchem nun wieder besondere Plätze für die Batterien ausgesucht und eingerichtet werden. Man nähert sich nun wieder in Zickzackgräben der Festung bis zum Glacis, wo die Breschbatterien zu stehen kommen, und von wo aus der Sturm geschieht. Uebrigens muß der Zickzack so laufen, daß seine Verlängerung nicht in die Festung trifft, sonst enfilirt ihn der Feind. Die Flügel der Parallelen müssen, wenn sie nicht durch die Natur gehörig gedeckt sind, durch besonders aufgeworfene Werke für einige 100 Mann

und einige Feldstücke eingerichtet werden, um dadurch die Trancheen gegen Ausfälle aus der Festung zu sichern. Die Demontirbatterien kommen gemeiniglich 4 — 600 Schritt vor die Festung zu liegen. Die Mortierbatterien legt man, soviel als möglich, nahe bei der Festung, um die stärkste Wirkung sich davon zu versprechen. Am besten ist es, wenn sie so liegen, daß sie mehrere Werke in einer Wurflinie haben. Eine gewisse Art, die Trancheen mit Schanzkörben auszuführen, heißt eine Sappe machen (siehe diesen Artikel). P. S.

Trankebar (Trankenbar, franz. Tranquebar), eine Stadt und Besitzung auf der Küste von Coromandel im Staat von Tanjore in Ostindien, gehörte sonst den Dänen. Im J. 1612 wurde zu Copenhagen eine dänisch-ostindische Compagnie errichtet, und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von Coromandel an, wo es von dem Rajah von Tanjore gütig aufgenommen wurde. Der letztere ließ sich mit dem Oberkaufmann Roland Krappe wegen Abtretung eines Landstrichs zur Ansiedelung für die Dänen in Unterhandlungen ein, und 1620 erhielt der dänische Befehlshaber Ove Giedde den District von Trankebar (damals Tarangembadie), wofür er eine jährliche Abgabe von 2000 Pardons oder 1666⅔ dänische Thaler versprach. Er legte hier die Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und Krappe blieb als Gouverneur zurück. 1777 überließ die Compagnie diese Colonie an die Krone. Das dänische Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, den Flecken Porejarn und 30 Dorfschaften, welche die Krone theils eigenthümlich, theils pfandweise vom Rajah besaß, dem sie dafür 9630 rthl. bezahlte. Der größeste Theil dieses Landstrichs besteht aus Reißfeldern und Wäldern von Palmen und Luntenbäumen, ein kleinerer Theil ist ein salzichter Morast, in dem man Salz bereitet. Die meisten Einwohner sind Malabaren, 15000 Seelen stark. Die ganze Bevölkerung der Stadt und ihres Gebiets wird auf etwas über 50000 Menschen angegeben. König Friedrich IV. legte eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden an, und 1705 gingen die ersten Missionarien von Copenhagen nach Trankebar ab, wo sie im Jul. 1706 ankamen. Nun wendete man sich von Copenhagen aus nach Berlin und Halle, um sich Missionarien vorschlagen zu lassen, und am letztern Orte, wo auch noch die Berichte der Missionsanstalt herauskommen, wurde eine malabarische oder eigentlich tamulische Druckerei angelegt. Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens mehr an Fortgang, als an Eifer in ihrem Geschäft. Ihre Arbeit wurde bis in die neuesten Zeiten mit ansehnlichen Geldsummen, aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt, und seit geraumer Zeit haben sie auch eine eigene Druckerei zu Trankebar. In dieser Stadt sind fünf heidnische Tempel, eine muhamedanische Moschee, eine lutherische Hauptkirche mit zwei Predigern, eine dänische malabarische Missionskirche, und eine catholische Kirche. In Porejarn ist eine catholische Missionskirche, und in den übrigen Dörfern, und den angränzenden Ländern waren stets königl. dänische lutherische Missionarien mit der Heidenbekehrung beschäftigt. Man hat auch selbst aus der malabarischen Nation Landprediger, Catecheten und Schullehrer gebildet und angestellt. 1773 wurde der vormals dem mongolischen Reiche unterworfene Rajah von Tanjore von dem Subah von Carnatik und den Engländern unterworfen,

Diesen letztern gehörte seit der Zeit die Hoheit und Grundherrschaft über Trankebar, doch bestätigten sie die alten Rechte und Verträge der Dänen. Durch den Friedensbruch zwischen Dänemark und England von 1807 verloren jedoch die Dänen diese, so wie ihre übrigen indischen Besitzungen. Der gegenwärtige Handel von Trankebar beschränkt sich hauptsächlich auf Isle de France, Prinz Wallis-Insel, Ceylon, Batavia und China. Die Einfuhrwaaren bestehen besonders in Arrak, Branntwein, Kupfer ꝛc. 1785 wurde Trankebar von Dänemark für einen Freihafen erklärt.

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römischen Kirchensprache die Verklärung Christi genannt, zu deren Gedächtniß sie ein besonderes Fest ersten Ranges feiert. Vergl. d. Art. Verklärung. Unter dieser Benennung ist auch eines der vorzüglichsten Gemählde Raphaels, von dem wir auch einen sehr guten Kupferstich von R. Morghen besitzen, bekannt.

Transito, der Durchgang, (von dem lateinischen Worte transitus, das Hinübergehen, der Uebergang) wird bloß in der Handelssprache gebraucht. — Transito-Güter, sind Waaren oder Kaufmannsgüter, die nicht an dem Orte, wohin sie zunächst gesendet werden, bleiben, sondern weiter verschickt werden. — Transitohandel, wenn man Waaren aus der Ferne zieht, um sie mit Gewinn wieder in andere Gegenden zu versenden. Im Französischen heißt dieses commerce de Reexportation, die Wiederausfuhrhandlung, und ist von der eigentlichen Speditionshandlung (Exportationshandlung, commerce d' exportation), welche nur inländische Producte oder Fabrikwaaren hinwegschafft, unterschieden. Die Transitohandlung kann für ein Land oder einen einzelnen Ort sehr wichtig werden, und große Vortheile verschaffen, wie mehrere Beispiele beweisen, besonders da, wo es an Fabriken oder eigenen natürlichen Erzeugnissen mangelt. — Transito-Zoll, die Abgaben, die für durchgehende Waaren zu erlegen sind.

Transparent heißt durchsichtig, durchscheinend, und wird bekanntlich von besondern mit Oel getränkten Gemählden gebraucht, auf welchen dann, wenn eine angemessene Beleuchtung dahinter gestellt wird, gewisse Gegenstände, Inschriften u. dgl. sich vorzüglich herausheben. Es kann daraus der Kunst zwar nie großer Vortheil erwachsen, allein für bestimmte Zwecke ist diese Art der Darstellung besonders günstig. Die vorzüglichsten transparenten Gemählde sind unstreitig die Prospecte, die der Mahler König in Bern verfertigt hat. Sie stellen mehrere vorzüglich mahlerische Ansichten aus den Gebirgsgegenden der Schweiz mit übertaschender Wahrheit dar. Die vorzüglichsten darunter sind: Der Reichenbach im Haslithal; die Stadt Bern; der Rheinfall bei Schaffhausen, die St. Petersinsel im Bielersee; die Einsiedelei bei Solothurn, Insel Schwanau im Lowerzersee; der Gießbach bei Brienz; der Staubbach im Lauterbrunnenthal; die Gegend von Interlacken; eine Darstellung der untergehenden Sonne bei Ringenberg; die Jungfrau im Rosenglanz der untergehenden Sonne, und das Aufsteigen des Mondes bei Schadau.

Transporteur ist ein mathematisches Instrument zum Auftragen der Winkel in Graden bestimmt. Er besteht gemeiniglich aus Messing oder Holz und bildet einen halben Cirkel, der nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch in halbe und

viertel Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet ist.

Transsubstantiation. Der Begriff, welcher mit diesem dogmatischen Kunstausdruck bezeichnet wird, gehört zu den Eigenthümlichkeiten des römisch-catholischen Lehrbegriffs. Schon seit dem 11ten Jahrhundert hatte sich die Behauptung von einer wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi bei dem heiligen Abendmahl immer mehr in der christlichen Kirche befestigt. Im 9ten Jahrhundert gab ein gelehrter Mönch zu Corvey, Paschasius Radbertus, den bisherigen Ansichten vom Abendmahl eine eigenthümliche genauere Bestimmung, indem er im Jahr 831 in seiner Schrift de sacramento corporis et sanguinis Domini die Behauptung aufstellte, das Brod und der Wein bleibe nach der Consecration nicht mehr, was es vorher war, sondern verwandle sich nun in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi. Diese wundervolle Verwandlung nannte man späterhin Transsubstantiatio, ein Ausdruck, der zuerst in den Schriften des Hildebert von Tours gefunden wird, und seit dem 12ten Jahrhundert öffentliche Auctorität erlangte. Obgleich die Lehre des Paschasius manchen Widerspruch fand, so wurde sie doch, besonders durch die Bemühungen mehrerer scholastischen Theologen, immer herrschender, durch Konzilienschlüsse bestätigt, und im 16ten Jahrhundert auf der tridentinischen Kirchenversammlung von neuem für einen öffentlich autorisirten und wesentlichen Artikel des römisch-catholischen Lehrbegriffs erklärt. Die christlichen Kirchenverbesserer des 16ten Jahrhunderts haben die Transsubstantiationslehre mit Recht als ein Dogma, das nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden kann, und manche andere irrige Vorstellungen und Gewohnheiten veranlaßt und begünstigt hatte, in Anspruch genommen. Unsere Kirche erklärt vielmehr die wirkliche Gegenwart Jesu Christi bei dem heiligen Abendmahl (eine Lehre, die allerdings mit dem Geiste des Christenthums vollkommen übereinstimmt) als eine geheimnißvolle Verbindung, in welche das Brod und der Wein mit dem Leibe und Blute Jesu Christi treten, ohne dadurch ihre eigenthümliche Substanz zu verlieren, und in den Leib und das Blut Christi überzugehen. S.

Transzendent, transzendental, Transzendentalphilosophie. — Transzendent und transzendental sind Kunstausdrücke der Philosophie. Der Etymologie nach (von transcendere) bedeuten diese Ausdrücke: was über einen Gegenstand, über eine gewisse Gränze hinausgeht; in der Philosophie, was über den Kreis der Erfahrung, oder des nicht durch den Sinn Wahrnehmbaren hinausgeht. In diesem Sinne ist jede wahre Philosophie transzendental, weil alle philosophische Untersuchungen sich über den Kreis des Sinnlichen erheben müssen. Es kommt aber darauf an, ob man in diesen Untersuchungen von der Erfahrung, oder von reinen Principien und Ideen ausgeht. Letzteres wird im engern Sinne transzendental oder rein genannt. Die kantische Schule macht nachfolgenden Unterschied. Transzendental nennt sie dasjenige, was zwar nicht aus der Erfahrung entsprungen ist, aber doch mit der Erfahrung zusammenhängt, weil es den Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalte; transcendent, was sich nicht mit der Erfahrung verbinden und auf sie anwenden lasse, was also — nach dieser Ansicht — die Gränze

möglicher Erfahrung und des Philosophirens überſteige. Das Transzendente wird daher eigentlich dem Immanenten entgegengeſetzt; immanente Grundſätze ſind die, deren Anwendung ſich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält. Ich nenne alle Erkenntniß transzendental, ſagt Kant, die ſich nicht ſowohl mit Gegenſtänden, ſondern mit unſerer Erkenntnißart von Gegenſtänden (folglich mit formeller Erkenntniß), ſo fern dieſe a priori möglich ſeyn ſoll, überhaupt beſchäftigt; und ein Syſtem ſolcher Begriffe würde Transzendentalphiloſophie heißen. Das Syſtem aller Prinzipien der reinen Vernunft, oder wie er ſie an einem andern Orte nennt, Weltweisheit der reinen bloß ſpeculativen Vernunft, wovon das Practiſche abgeſondert wird. Hiernach hat man insbeſondre der Metaphyſik den Namen Transzendentalphiloſophie gegeben. In demſelben Sinne nennt Kant eine transzendentale Erörterung die Erklärung eines Begriffs, als eines Princips, woraus die Möglichkeit anderer ſynthetiſcher Erkenntniße a priori eingeſehen werden kann, und den transzendentalen Schein beſchreibt er als einen ſolchen, der, obſchon man ihn aufgedeckt hat, noch nicht aufhört, weil er in einer Verwechslung der ſubjectiven Nothwendigkeit unſrer Begriffe und ihrer Verbindung mit der objectiven (von unſerm Erkenntnißvermögen unabhängigen, auch außer unſerer Erkenntniß beſtehenden) Gültigkeit unſrer Erkenntniß beruhe. — Indem es nun unter den philoſophiſchen Syſtemen einen Realismus und Idealismus gibt, denen ſich der Synthetismus zugeſellt (ſ. Syntheſe), ſo gibt es auch einen transzendentalen und transzendenten Realismus und Idealismus. (S. den Art. Realismus und Idealismus.) Die kantiſche Philoſophie nennt ſich auch tranzendentalen (kritiſchen, formalen) Idealismus. Kant ſelbſt definirt ihn als den Lehrbegriff, welcher behauptet, daß alles, was in Raum oder Zeit angeſchaut wird, mithin alle Gegenſtände einer uns möglichen Erfahrung, nur Erſcheinungen, d. i. bloße Vorſtellungen ſind, ſo wie ſie vorgeſtellt werden, als ausgedehnte Weſen oder Reihen von Veränderungen außer unſern Gedanken keine an ſich gegründete Exiſtenz haben (ſ. Kant, kantiſche Philoſophie, Idealismus). Der transzendentale Realismus betrachtet die Erſcheinungen als an ſich ſubſiſtirende Dinge.

Trapezunt (franzöſiſch Trébisonde, türkiſch Tarabuſar), eine Stadt in Kleinaſien im ehemaligen Cappadocien, oder heutigen Natolien (Anadoly) in der türkiſchen Provinz Amaſia, der Sitz eines Paſchaliks. Die Stadt liegt am ſchwarzen Meere zwiſchen zwei hohen Felſen, hat einen großen Umfang, weil ſie viel Gärten in ſich ſchließt, aber nur 12000 Einwohner. Der Hafen wird von den Schiffen, welche auf dem ſchwarzen Meere Handel treiben, häufig beſucht, weil er einer der beſten in dieſen Gegenden iſt, und Reiſende nehmen öfters von Conſtantinopel aus den Weg über Trapezunt nach Erzerum, welches nur fünf Tagreiſen davon entfernt iſt, und dann weiter nach Perſien. Es gibt hier einen Schiffswerft, Färbereien und Kupferwerke. Ehemals hatte die Stadt ein größeres Anſehn, und gab einem kleinen Reiche, dem Trapezuntiſchen Kaiſerthume, den Namen. Als durch die innern Streitigkeiten der griechiſchen kaiſerlichen Familie zu Conſtantinopel die Kreuzfahrer (Franzoſen und Venetianer) veranlaßt wurden, Conſtantinopel zu belagern, und als nach Erobe-

rung der Stadt (1204) die regierende kaiserliche Familie vertrieben, und Balduin, Graf von Flandern, zum Kaiser ernannt wurde, erschiete, bei der allgemeinen Zerrüttung, ein Prinz aus dem vertriebenen kaiserlichen Hause, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Asien, und nahm seinen Sitz zu Trapezunt, wo er vorher nur Statthalter war. Seine Nachfolger legten sich den kaiserlichen Titel bei, und führten ihren Familiennamen der Comnene fort. Ueber zwei Jahrhunderte behauptete sich dieser kleine Staat, mußte aber endlich der türkischen Uebermacht unterliegen. - David Comnen, der zwölfte und letzte Kaiser von Trapezunt, wurde in seiner Hauptstadt 1461 von Mahomed II. belagert, und war, da früher schon das griechische Reich zu Constantinopel gefallen war, und ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, genöthigt, sich mit allen seinen Schätzen dem Sieger zu ergeben, der das Land dem türkischen Reiche einverleibte. Wider das gegebene Versprechen führte Mahomed II. den unglücklichen David zuerst zu Constantinopel im Triumph auf, und ließ ihn dann mit seiner Familie zu Adrianopel hinrichten. — Daß nicht alle Mitglieder der trapezuntischen Kaiserfamilie, sondern nur 2 Söhne Davids nebst einem seiner Vettern, Calo Johann, hingerichtet worden, bezeugen Geschichtschreiber damaliger Zeit, und ist in den neuern Zeiten durch die Denkschrift eines spätern Nachkommens dieser Familie, Demetrius Comnen, dargethan worden. (Lettre de Démetrius Comnene sur l'éclaircissement d'un point d'histoire relatif à la fin tragique de David Comnène, dernier Empereur de Trébisonde etc. Paris, 1807.). Dieser Demetrius, stammt aus Corsica her, und ist schon im J. 1782 durch ein Decret Ludwigs XVI. als echter Abkömmling der Comnene anerkannt worden. Ob auch die corsicanische Familie Buonaparte von den Comnenen abstamme, wie in der Zeitung für die elegante Welt, 1808. Nr. 109. S. 867. als eine genealogische Merkwürdigkeit erwähnt wird, dies möchte wohl noch eines weitern Beweises bedürfen.

Trappe, La, Trappisten. In einem 34 Stunden nordwestlich von Paris in der Landschaft Pirche gelegenen, von Wald und Felsen eingeschloßnen Thale hatte Retrou, Graf von Perche, schon 1140 eine Cisterzienserabtei gestiftet, und sie nach dem engen, schwierigen Eingange in dieses Thal la trappe (die Fallthüre) genannt. Diese im 17ten Jahrhunderte kaum noch 7 Mönche zählende Abtei fiel 1636 durch Familienverhältnisse dem zehnjährigen Junker Jean Bouthillier de Rancé als eine geschäftslose Pfründe zu (S. d. Art.) Rancé wurde nach einer in Ausschweifungen vergeudeten Jugend einst durch den Anblick der verstümmelten Leiche eines geliebten Mädchens plötzlich so erschüttert, daß er förmlich in den Mönchsstand trat, und 1664 als regulirter Abt von la Trappe eine Reform seines Klosters unternahm, die, unter allen die härteste, viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Die Trappisten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen sie bei harter Arbeit und in schweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, darf kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung besteht in Früchten und Gemüsen; Fleisch, Wein und Butter ist ihnen gänzlich untersagt. Von dem, was in der Welt

vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfahren sie nichts; ihre Gedanken müssen stets auf Buße und Tod gerichtet seyn, und jeden Abend graben sie an ihren Gräbern. Die Prinzessin Louise von Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens. Als die Revolution sie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutschland (Hamburg 1801), Rußland, England und Nordamerika, und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Prade ging mit dem Hauptstamme ins Paderborn'sche, mußte sich aber 1802 auf Befehl der preußischen Regierung von da entfernen, und auch den Canton Freiburg, wohin er sich gewendet hatte, 1812 wieder verlassen. Seitdem hielten sich diese Trappisten zu Dorfeld im Münsterschen auf, und kehrten, nachdem sie ihr Stammkloster la Trappe (im October 1815) wieder an sich gekauft hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die sich einstweilen in England niedergelassen, ist im Sommer 1817 wieder von da zurückgekehrt. E.

Trassiren, in der Handelssprache, einen Wechselbrief von einem Orte auf einen andern ausgeben, und dafür das Geld einziehen, oder jemanden eine Summe Geldes in der Absicht geben, daß das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt werde, weswegen der Empfänger des Geldes dem, der es ihm zahlt, einen auf einen dritten gezogenen Wechselbrief gibt, den dieser zu gehöriger Zeit zu bezahlen schuldig ist. Trassirter Wechsel, (Tratta, Traite, negociirter Wechsel) ist ein Wechselbrief, in welchem der Trassirer (Trassant, Aussteller oder Ausgeber des Wechsels) einen Andern (den Trassat) ersucht, dem Vorzeiger des Wechsels (Präsentanten) eine gewisse Summe Geldes zu der bestimmten Zeit und am benannten Orte auszuzahlen. Der Trassat, auf welchen der Wechsel ausgestellt ist, wird auch Acceptant genannt, wenn er den auf ihn gezogenen oder trassirten Wechsel zu zahlen acceptirt oder angenommen hat.

Traube, s. Canone und Cartätsche. Traubenhagel, Traubenschuß, s. Cartätsche.

Trauermonumente gehören zu den architektonischen und plastischen Denkmalen (s. d. Art.) und erfordern ihrem Zwecke gemäß (den Verlust einer geliebten oder geachteten Person zu bezeichnen), ernste Formen oder Figuren, welche aber nicht nothwendig Tod und Grab in den schrecklichsten Bildern darstellen müssen. Die Griechen vorzüglich wußten diesen Zweck durch eine Menge freundlicher aber ernster Ideen zu bezeichnen. Uebrigens unterscheidet man Grabmale, als Denkmale, welche wirklich auf dem Grabe eines Verstorbenen stehen, von Trauermonumenten im engern Sinne, bei welchen dieses nicht der Fall ist, und die zur Verzierung eines andern Ortes, den man dem Verstorbenen weiht, aufgestellt werden. Zu den letztern gehören also die Kenotaphien.

Trauerspiel, s. Schauspiel.

Traum nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, in sofern wir uns deren nach dem Erwachen noch bewußt sind. Die Thätigkeit der Seele bezeugt sich uns im Wachen auf mannichfaltige Art, in der Wahrnehmung ihres Körpers und dessen Zustandes, der Außenwelt durch die Aufnahme der Gefühle und Empfindungen, der Sinneseindrücke, in der Bildung von Vorstellungen, von Begriffen und Urtheilen, endlich in dem Hellwerden der

Vernunft, den Ideenschöpfungen und in dem Selbstbewußtseyn. Diese Geistesthätigkeit ist in dem irdischen Leben an das Physische, und zwar an bestimmte Organe des Körpers mehr oder weniger gebunden, indem die Seele selbst auf das innigste mit dem Körper mittelst jener Organe vereinigt ist. Diese Vermittelungsorgane nennen wir das gesammte Nervensystem. Die Seele wirkt in ihnen und durch sie auf den Körper, so wie dieser durch sie auf die Seele und deren Zustand Einfluß hat. Das Nervensystem selbst bildet verschiedene Regionen oder Systeme in dem Körper; eins für die Bildung und Erhaltung des Körpers (das reproductive Nervensystem oder das Gangliensystem), dessen Centralpuncte in dem Unterleibe befindlich sind; eins für die Verhältniße des Körpers mit der Außenwelt (das Cerebralsystem, nebst dem Vertebralsystem), dessen Mittelpunkt das Gehirn ist; endlich ein beide Systeme verbindendes, zwischen beiden sich ausbreitendes System, das sympatische Nervensystem, welches seiner Idee nach keinen Centralpunkt hat, sondern beiden Systemen angehört. (Vergl. weiter den Artikel Nervensystem). Die abwechselnd vorherrschende Thätigkeit von einem der beiden Hauptsysteme ist die Ursache der beiden verschiedenen sich einander entgegengesetzten Zustände des animalischen Lebens, des Wachens und des Schlafes; das vermittelnde oder leitende System bedingt die Möglichkeit der Erscheinung des Traumzustandes. Im Wachen herrscht die Thätigkeit des Cerebral- und Vertebralsystems vor, im Schlafe hingegen die des Ganglionsystems. Im Wachen sind daher diejenigen Kräfte der Seele, welche an die Organe des Cerebralsystems, namentlich an das Gehirn gebunden sind, vorzüglich in Thätigkeit. Dahin gehören die Aufnahme der Sinneseindrücke, die freie Willkühr in den Bewegungen, das Selbstbewußtseyn, das sich in der Beziehung der Sinneseindrücke auf die Gegenstände, von denen diese Einwirkungen herrühren, in der richtigen Beurtheilung derselben, in der Zweckmäßigkeit der sich darauf beziehenden Handlungen als Besonnenheit darstellt, endlich auch die Willkühr in der Erinnerung, die wir Gedächtniß nennen. Obgleich aber in dem Wachen der freie Wille der Seele vorherrscht, so bleiben doch die Vermögen und die Thätigkeit derselben innerhalb der Gränzen beschränkt, welche ihnen die Organisation der Theile, an welche sie gebunden sind, bestimmt, so daß diese Thätigkeit selbst in ihrer Ausübung von dem Zustande, in welchem sich diese Organe befinden, abhängig ist. Die Wahrnehmung der Außenwelt, z. B. bleibt auf die Sinnesorgane und deren Fähigkeit beschränkt, das Gedächtniß hängt von dem gesunden oder kranken Zustande des ihm angewiesenen Hirnorgans ab. Im Schlafe, dessen Nothwendigkeit durch langanhaltende Thätigkeit des Cerebralsystems herbeigeführt wird (vergl. den Art. Schlaf), versinkt das Cerebralsystem (wenigstens seiner eigenthümlichen Function nach in Ruhe, die an die Hirnorgane gebundenen Vermögen der Seele, Aufnahme der Sinneseindrücke, Besonnenheit, Willkühr in den Bewegungen und Gedächtniß, sind ganz, oder doch größtentheils in ihrer Thätigkeit gehemmt. So gut wir aber zugeben müssen, daß gewisse Vermögen und Thätigkeiten der Seele an die Function bestimmter Hirnorgane gebunden sind, so steht auch nichts der Annahme entgegen, welche durch Thatsachen bestätigt ist, daß andere Vermögen der

Seele an die Centralpunkte des reproductiven Nervensystems, an die großen Nervennetze des Gangliensystems angewiesen sind. Darunter seyen wir z. B. das dem körperlichen (reproducirenden) Bildungssystem analoge Vermögen der Phantasie und Imagination, welche letztere besonders als wahres Einbildungsvermögen, d. h. das Vermögen, alle abstracte Vorstellungen, Begriffe und Ideen in Bilder einzukleiden, sich darstellt; ferner das Erinnerungsvermögen, das von der Willkühr unabhängig ist; endlich das Fernsehen, unabhängig von den Sinnesorganen, von Combinationen des Verstandes, unbeschränkt von Raum und Zeit, ein Vermögen, von welchem wir etwas ähnliches bei Thierklassen finden, welche kein ausgebildetes Cerebralsystem, sondern nur ein Nervenknotensystem haben, z. B. bei den Insecten, der Biene, Ameise u. m. a. Wenn nun im Schlafe die Thätigkeit des Gangliensystems im Menschen erhöhter als im Wachen Statt findet, welches wirklich der Fall ist, so muß auch eine freiere Thätigkeit der mit ihm verbundenen Seelenvermögen Statt finden. Während also im Schlafe die Seele keine Wahrnehmungen von der Außenwelt durch die Sinne bekommt, keine Willkühr über die Bewegungen des Körpers, über die Richtung ihrer Geistesthätigkeit im Innern, ausübt, erhebt sich in ihr das Selbstgefühl ihres Körpers in dem Gemeingefühl, und die von ihm abhängige Gewalt der Triebe und Instincte, blüht ferner das Vermögen der Bildersprache lebendiger in ihr auf, wodurch sie alle Gefühle, Vorstellungen und Gedanken in Bildern sich denkt, erwacht das tief verborgene Fernsehen, wodurch sie im Stande ist, Blicke in das Leben entfernter Personen, selbst in die Zukunft hinaus, zu thun, regt sich das unbeschränkte Erinnerungsvermögen der Seele, welches ihr alles wieder vorzuführen im Stande ist, was irgend einmal sie berührt. Die Thätigkeit der Seele im Schlafe ist also wunderbar gestaltet, und weit verschieden von der Thätigkeit derselben im Wachen. Hier geht das Leben derselben mehr nach außen, mehr auf den Wechselverkehr mit der äußerlich uns umgebenden Welt und den Menschen, die Seele beherrscht ihre Thätigkeit nach den Zwecken der Vernunft und den Vorschriften des Verstandes mit klarem Bewußtseyn; dort wendet sie sich von der Außenwelt weg und ganz nach ihrem Innern, die Außenwelt ist jetzt nicht mehr für sie vorhanden, sie denkt und lebt ohne weitere Rücksicht auf die Verhältnisse und Zwecke des äußern Lebens, ohne Beachtung der Vorschriften des Verstandes, alle ihre Thätigkeit geht in lebhaften Bildern vor sich, die unzählbar in stetem Wechsel entstehen und verschwinden, und unter den mannichfaltigsten Gestalten und Auftritten alles darstellen, was in der Seele vorgeht. Nach dem Erwachen tritt jedoch der vorige Zustand der Seelenthätigkeit wieder ein, beide Systeme werden mehr von einander isolirt, das Bewußtseyn wendet sich wieder mehr nach außen, und es würde keine Erinnerung der im Schlafe vorgegangenen Geistesthätigkeit Statt finden, wir würden uns keines Traumzustandes erinnern können, wenn nicht durch das sympathische Nervensystem eine Verbindung zwischen beiden Regionen vermittelt würde, wodurch die Isolation beider in gewissen Fällen mehr oder weniger aufgehoben werden kann. Unter dem sympathischen Nervensystem verstehen wir die Kette von Nervenfäden und Nervennetzen, welche von dem eigentlichen großen sympathischen oder Intercostalnerven und dem Stimm-

nerven gebildet wird. Der erstere fängt schon an dem obern Theile des Halses an, geht durch die Brusthöhle und die Unterleibshöhle fort und wird, von Nervenfäden aus den Hals- und Rückenmarksnervenknoten, so wie aus dem Stimmnerven und aus den großen Nervengeflechten des Unterleibs (dem eigentlichen Ganglienſyſtem), gebildet. Der Stimmnerv hat im Gehirn ſelbſt ſeinen Urſprung, geht als zehntes Nervenpaar aus demſelben ab nach den Stimmorganen, den Lungen, bis zu dem Magen, wo er die Magengeflechte bildet. Indem nun im Schlafe die Seele ſich von der Außenwelt zurückzieht, ſich ganz in ſich ſelbſt verſenkt, der eigenthümlichen Thätigkeit im Schlafe ſich überläßt, wird durch die erhöhte Thätigkeit des Ganglienſyſtems mittelſt jener Verbindungsnerven die Thätigkeit derjenigen Hirnorgane, welche dem Bewußtſeyn der Seele dienen, in dem Grade von Erregung erhalten, daß dieſes Bewußtſeyn, obgleich ganz nach innen gewendet, ſeine Thätigkeit zu erhalten vermag, folglich die Seele der beſondern Thätigkeit im Schlafe ſich nach dem Erwachen noch erinnern kann. Stellt ſich im Schlafe die Einwirkung des Ganglienſyſtems auf die Hirnorgane nicht bis zu dem Grade ein, daß das Organ des Bewußtſeyns erregt wird, haben auch außerdem keine Einwirkungen (z. B. von außen) auf daſſelbe Statt, ſo haben wir auch keinen Traum, d. h. wir können uns der beſondern Thätigkeit unſerer Seele im Schlafe nach dem Erwachen nicht erinnern. Zuweilen iſt auch die Erregung des Hirnorgans nur leicht, ſo daß wir zwar noch einige Erinnerung haben, daß wir mancherlei Traumbilder hatten, aber ſie nicht mehr deutlich unterſcheiden können. Die Bedingungen, unter welchen der Traumzuſtand in dem Schlafenden entſteht, ſind verſchieden, nach der Erregbarkeit des Nervenſyſtems, dem in der Naturanlage des Menſchen gegründeten leichtern Uebertritt des Nervengeiſtes aus dem Ganglien- in das Cerebralſyſtem. Einige der veranlaſſenden Urſachen des Traumzuſtandes wollen wir noch kürzlich anführen. In der Zeit des Einſchlafens und des Aufwachens iſt der Menſch am meiſten disponirt zum Traum, weil das Hirnorgan in dieſer Periode entweder von den Sinneseindrücken noch erregt wurde, oder nach der Erquickung und Ruhe durch den Schlaf ſchon wieder an ſich ſelbſt erregbarer wird. Iſt der Schlaf nur leicht, mit öfterm Erwachen unterbrochen, ſo bleibt eher das Hirnorgan in Erregung, und die Eindrücke auf die Sinne erhalten leicht das Bewußtſeyn in einem geringen Grade von Thätigkeit, miſchen ſich auch oft auf eigene Weiſe in die Traumbilder ſelbſt. Auch ſtärkere Reizungen der Hirnorgane von andern Organen, beſonders aus dem Ganglienſyſtem ſelbſt, verſetzen das Hirnorgan oft in den Grad von Erregung, wodurch der Traumzuſtand entſteht. Daher geben die Krankheiten, beſonders Fieber und Nervenkrankheiten ſo häufige Veranlaſſungen zu Träumen, die uns um ſo lebhafter vorkommen, d. h. deren wir uns um ſo deutlicher wieder erinnern, jemehr das Hirnorgan dadurch in Erregung verſetzt wurde. Auch manche innerlich genommene Stoffe, Getränke, Arzneimittel und Gifte, können dies auf eine beſondere Weiſe bewirken, indem ſie entweder mittelbar durch Beſchleunigung des Blutumlaufs und Direction deſſelben nach dem Gehirn, theils unmittelbar, durch heftige Erregung des Nervengeiſtes im Ganglienſyſtem, eine ſtärkere Erregung des Hirnorgans bewirken. Allein es kann nicht geleugnet werden, daß von der

Seele selbst auch die Entstehung des Traumzustandes ausgehen kann. Theils schon durch eine vor dem Schlafe noch im Wachen Statt gefundene erhöhte Thätigkeit derselben, wodurch die Hirnorgane harmonisch in stärkere Erregung versetzt wurden, welche auch in geringerm Grade sich im Schlafe noch fortsetzen wird; — oder durch Aufnahme gewisser Einwirkungen, welche ihr Interesse durch Liebe oder Haß besonders erregte; theils auch durch ihre Thätigkeit im Schlafe selbst, vorausgefaßten festen Vorsatz (z. B. zu einer bestimmten Zeit aufzuwachen), im Schlafe vorkommende lebhafte Erregung gewisser Ideen, Affecte u. s. w., welche durch ihre Einwirkung auf das Bewußtseyn der Seele das Organ desselben zugleich in dem Grade afficiren, daß der Traumzustand entstehen kann. — Träume sind die Bilder und Begebenheiten selbst, welche uns der Traumzustand im Schlafe vorführt, deren wir uns nach dem Erwachen noch erinnern. Sie sind demnach die Folge der im Schlafe fortgehenden Thätigkeit der Seele, und der charakteristischen Eigenthümlichkeit dieser Thätigkeit selbst. Dieses Eigenthümliche der Seelenthätigkeit im Schlafe müssen wir zuvörderst noch etwas auseinander setzen. Das Selbstbewußtseyn der Seele wendet sich von der Außenwelt, von den Sinneseindrücken ab und ganz nach innen zu auf ihre innere Thätigkeit und auf die von ihrem Körper ihr zukommenden Wahrnehmungen mittelst des sogenannten Gemeingefühls. Das Gemeingefühl, welches von dem gesammten, über den ganzen Organismus verbreiteten, reproductiven Nervensystem ausgeht, ist eben deshalb im wachenden Zustande nur ein dunkles Gefühl von dem Wohl- oder Uebelbefinden des Körpers, wird aber im Schlafe erhöht; und gibt der Seele deswegen, und weil sie bei der Abwendung von den Sinneseinwirkungen sich mehr nach dem Innern zuwendet, deutlichere Wahrnehmungen und Gefühle von der Beschaffenheit und dem Zustande ihres Körpers. Hierzu kommt, daß das in der Seele ursprünglich liegende Vermögen der Bildersprache in dem erhöhten Zustande des Gangliensystems, welcher durch den Schlaf herbei geführt wird, freier wird, und den reichlichen Stoff in den mannichfaltigsten und lebendigsten Bildern verarbeitet. Der Stoff zu den Träumen liegt theils schon in der Seele selbst, theils wird er ihr auf verschiedenen Wegen zugeführt. Schon die Sinne selbst, obgleich durch die Bande des Schlafes größtentheils gefesselt, geben doch, zumal bei nicht ganz festem Schlafe, noch einigen Stoff durch leise Einwirkungen, welchen die Seele als dunkle Gefühle aufnimmt und zu entsprechenden Bildern verarbeitet. Noch häufigern Stoff zu den Traumbildern erhält die Seele durch das erhöhte Gemeingefühl, dessen Einwirkungen sie sich unter Bildern vorstellt. Die Wahrnehmung von dem Normalzustande des Körpers im Allgemeinen stellt sie sich z. B. unter angenehmen Bildern vor, unter fröhlichen Begebenheiten, unter Bildern, die eine besondere Leichtigkeit und Gewandtheit des Körpers anzeigen, z. B. unter der Fertigkeit, nach Willkühr sich hoch in die Lüfte zu erheben. Die Wahrnehmung von einem krankhaften Zustande ihres Körpers drückt sie durch unangenehme und traurige Bilder aus, vorzüglich durch solche, die eine Schwere und Unbeholfenheit des Körpers ausdrücken, z. B. das Versinken in tiefe endlose Gruben u. s. w. Auch nach dem verschiedenen Charakter der Krankheiten bilden sich heftige und wilde, oder mehr schwermüthige und sanfte Träume aus. Selbst

das Ausbilden einer Krankheit, die im Wachen noch nicht bemerkt wird, erkennt die Seele nicht selten im Schlafe, vermöge des erhöhten Wahrnehmungsvermögens, und bildet diese Bemerkung in Traumbildern, z. B. von drohenden Gefahren aus. Die Verlade der Gemeinung, welche die Seele früher vorhersieht, als sie durch ihre Folgen und schon bewirkte Veränderungen dem Wachenden fühlbar und sichtbar wird, kündigt sie dagegen wieder in angenehmern und mildern Auftritten an. Den verfolgenden Schreckgestalten z. B. stellen sich schützende Genien entgegen, der wirbelnde Tumult um den Kranken verliert sich allmählig, und an seiner Stelle bilden sich muntere Gesellschaftsgruppen u. s. w. Die in dem Gemeingefühl gegründeten Instincte, Triebe und Begierden geben auch der Seele reichlichen Stoff zu Traumbildern, da diese bei der Erhöhung des Gemeingefühls sich auch um so deutlicher aussprechen. Der Durstige träumt sich an frische Quellen und an die Ufer eines Flusses, leert die vollen Becher, ohne seinen Durst zu stillen; der Hungrige sieht im Traume reichlich besetzte Tafeln. Auch die Leidenschaften ermangeln nicht, sich an den Zauberkünsten des Traums zu ergötzen, und sich für das, was ihnen die Wirklichkeit versagt, schadlos zu halten. Doch nicht blos die Einwirkung von dem Körperlichen gibt der Seele Stoff zur Thätigkeit im Schlafe und zu den Traumbildern, auch aus sich selbst vermag sie diese sehr oft darzustellen. Schon die von der Leidenschaft gebildeten Träume sind zum Theil ein Eigenthum der Seele, wenn diese den vom Körperlichen zunächst ausgegangenen Begierden sich hingegeben hat, allein auch die rein geistigen Thätigkeiten, die Bildung der Begriffe und Urtheile, die höhern Zwecke und Ideen der Vernunft stellt sich die Seele in ihrer eigenthümlichen lebhaften Bildersprache vor. Selbst die im Wachen mehr gebundenen, im Schlafe sich freier erhebenden Vermögen der Seele, die Erinnerung und das Fernsehen, geben Stoff zu der Thätigkeit im Schlafe. Daher sieht sich der Träumende oft in Auftritte der fernsten Vergangenheit zurückgeführt, die ihm das Gedächtniß im wachenden Zustande nicht wieder vorgestellt hätte; dadurch entstehen sogar Träume, welche zukünftige Begebenheiten enthalten, obgleich es schwer seyn mag, diese rein psychischen Träume von denen durch Einwirkung des Körperlichen entstandenen zu unterscheiden. Die Träume stellen allerdings meistens ein buntes Gemisch von wunderseltsamen Gestalten, schnell wechselnden Bildern, dem Anscheine nach ohne Plan, ohne Zweck und Bedeutung dar, allein sie sind deswegen doch kein leeres Spiel der Phantasie, immer liegt ihnen irgend eine Bedeutung zum Grunde, die sie in der eigenthümlichen Sprache der Seele ausdrücken, bald geradezu unter einem Bilde, bald allegorisch und symbolisch, bald ironisch, indem sie die irdischen Angelegenheiten nach dem höhern Interesse der Seele beurtheilt darstellen, und deren Inhalt von dem Zustande des Körpers, den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen, Vorstellungen und Ideen desselben, Begebenheiten aus der Vergangenheit und Zukunft, moralischen Wahrheiten und Principien, Aussprüchen des Gewissens u. s. f. hergenommen ist. Mehr zuweilen noch als die äußerlichen Handlungen im Wachen, spiegelt der Traum die innerste Natur, den tief versteckten Charakter eines Menschen ab, besonders bei solchen, die im Stande und gewohnt sind, sich im Wachen sehr zu beherrschen, welches im Schlafe wegfällt. Der

fer als der theils zu leichte, theils zweifelsüchtige und kritisirende Geist der neuern Zeit es vermochte, drang die ältere Zeit in die Bedeutung der Träume ein, suchte sie wenigstens darin, und fand sie mehr noch in der ältesten Zeit auf eine wunderbare Weise, wie uns z. B. die Traumdeutung Josephs in Canaan und Aegypten beweis't, — als in der nachfolgenden. Die Versuche, in die Bedeutung der Traumbilder einzudringen, gab die Veranlassung zu den Traumbüchern, mit deren Abfassung, Vervielfältigung und Verbreitung, so wie mit dem Gebrauche in der Folge freilich Täuschung und Betrug, Aberglaube und Frivolität ihr verderbendes Spiel trieben, und sie daher den Gebildeten und Aufgeklärten zum Ekel machten, denen indessen ursprünglich eine fruchtbare Idee zum Grunde lag, und von denen wahrscheinlich die ältesten, noch in reiner Beobachtung, reifer Erfahrung und frommem Ernst verfaßten, viel Weizenkörnchen unter der Spreu verbergen. H.

Trauung heißt diejenige Handlung, wodurch Verlobte feierlich zur Ehe verbunden und einander anvertraut werden, es geschehe dies nun bloß durch obrigkeitliche Bestätigung ihres Verlöbnisses und Ehecontracts (Civiltrauung), oder durch kirchliche Copulation und Einsegnung (priesterliche Trauung). Ueberall, wo die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältniß geachtet wird, bezeichnet man ihren Anfang mit Einweihungsgebräuchen, die bei den meisten Völkern religiöse Bedeutung haben. Wie nach den Berichten der Seefahrer fast jedes der wilden Völker, die sie kennen lernten, eigenthümliche Hochzeitfeierlichkeiten beobachtet, lehrt auch die Geschichte, daß die Sitte der asiatischen und europäischen Vorwelt Ceremonien zur Weihe des Ehebundes mit sich brachte, edlere und bedeutungsvollere freilich da, wo der Mann sich nur einem Weibe verbindet, als unter den der Vielweiberei ergebnen Nationen. Bekannt sind die Gebete und Opfer, die die Verlobten bei den alten Griechen dem Hymen (s. d. Art.) widmeten; bei den Römern in den ältern Zeiten der Republik verbanden sich die Verlobten, während der Priester ein Fruchtopfer darbrachte, durch gemeinschaftlichen Genuß von Salzkuchen (confarreatio) und Zusammensitzen auf einer Schafhaut, um den Verein zum häuslichen und ehelichen Leben anzudeuten; nach den punischen Kriegen hielten sie jedoch auch Ehen, die nur durch Unterzeichnung des Contracts und durch die Heimführung geschlossen wurden, für gültig. Letztere war überall mit Feierlichkeiten begleitet, und auch die Mohammedaner, deren Religion die Vielweiberey verstattet, lassen ihr Gebet und Segen eines Imaams über die Verlobten vorangehn. Bei den Juden, denen Moses keine bestimmte Form der Trauung vorgeschrieben hatte, bestand sie in der vorchristlichen Zeit hauptsächlich in einer feierlichen Heimführung, auf deren Prunk und Jubel viele biblische Stellen hinweisen. Erst nach der Zerstörung von Jerusalem wurden folgende, mit wenigen Veränderungen auch von den heutigen Juden beibehaltene Ceremonien zur Einsegnung der Ehe gesetzlich. Die Verlobten treten mit ihren Führern und Führerinnen unter ein Gezelt (Chuppa), worin die Braut dreimal um den Bräutigam geführt, von diesem einmal umgangen, verschleiert, und wenn Beider Hände verbunden sind, von den Anwesenden unter dem Zuruf: seyd fruchtbar! mit Getraide überschüttet wird. Reiche werfen über das Brautpaar Geldstücke, die die Armen sammeln. Hierauf bedeckt der Rabbi

den Kopf der Braut mit dem Tallis oder Gebetsmantel, und spricht eine Einsegnungsformel, indem er dem Paare einen Becher mit Wein oder Most zum Trinken reicht. Nach diesem Trunke wird der Braut vom Bräutigam ein Goldring mit den Worten angesteckt: Siehe, du sollst mir geheiligt seyn nach der Weise Mosis! — dann der Heirathscontract verlesen, und dem Paare vom Rabbi unter Aussprechung von sieben Segensformeln wiederum ein Becher gereicht; den, wenn beide ihn ausgeleert haben, der Bräutigam an die Wand, oder falls seine Braut Wittwe ist, an die Erde wirft. An diesen Trauungsact schließen sich siebentägige Gelage an, zwischen denen der Bräutigam die Braut dotirt. Achtung gegen diese jüdische Sitte und Vertrauen zur Geistlichkeit, bewog schon die ersten Christen, ihre Ehen unter Mitwirkung derselben zu schließen, obwohl der Stifter des Christenthums keine Trauungsgebräuche angeordnet hat. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts war es unter den Christen Gewohnheit, jedes Verlöbniß dem Bischofe oder Presbyter anzuzeigen, und keine Ehe ohne priesterlichen Segen (Benedictio sacerdotalis) einzugehen. Doch fand diese Anzeige (Professio), welche späterhin (1218) zur Einführung der kirchlichen Aufgebote benutzt wurde, nur bei dem Abschluß der Sponsalien (s. d. Art.) Statt, worauf sich auch ein auf der Synode zu Carthago 389 gegebenes Ehegesetz lediglich bezieht. Zum wirklichen Anfange der Ehe wurden kirchliche Einsegnungen wohl häufig begehrt und ertheilt, aber keineswegs für wesentlich nothwendig gehalten. Im sechsten Jahrhundert kam eine besondre Trauungsliturgie in Gebrauch, und im 9ten Jahrhundert erklärten bürgerliche Gesetze im griechischen und abendländischen Kaiserthum diesen religiösen Act für rathsam und nützlich, ohne darum Ehen, die ohne ihn angefangen worden waren, die Gültigkeit zu nehmen. Selbst nachdem die Kirche die Ehesachen völlig unter ihre Jurisdiction gebracht, und im 12ten Jahrhundert angefangen hatte, die Ehe unter die Sacramente zu rechnen, legte sie immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige und Einsegnung der Sponsalien, als auf die eigentliche Trauung, deren Ritual nächst einer Messe nur Segenswünsche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeinde enthielt. Erst in Trauungsliturgien aus dem 13ten Jahrhundert findet man die Formel: ego vos conjungo in matrimonium in nomine Dei etc. (ich verbinde euch zur Ehe im Namen Gottes u. s. w.), wodurch der Priester als Stellvertreter Gottes den Ehebund bekräftigte und das Paar förmlich copulirte. Doch wurde dieser Gebrauch bei der zweiten Ehe nicht für nöthig gehalten, und selbst bei der ersten bis zu den Zeiten der Reformation bisweilen unterlassen, da nach den Kirchengesetzen der Ehebund schon durch die vor dem Priester abgeschlossenen Sponsalien Rechtskraft erhielt. Die Reformatoren setzten aus moralischen Gründen fest, daß nach dreimaligem Aufgebot die priesterliche Trauung zum Anfang der Ehe wesentlich nothwendig sey, und daher kein ohne diese kirchliche Einsegnung geschlossener Ehebund irgend einige Gültigkeit habe. Nur in Holland, wo alle Ehen als bürgerliche Contracte vor der Obrigkeit geschlossen, und dadurch schon rechtskräftig werden, bleibt es dem Gewissen der Verlobten überlassen, ob sie die religiöse Weihe hinzufügen lassen wollen; jedoch sind kirchliche Aufgebote und Copulationen auch hier, besonders unter den Lutherischen,

üblich. Die Form dieses Acts wurde bei den Protestanten durch Weglassung der Messe vereinfacht. Wesentlich ist dabei, daß der copulirende Pfarrer die Verlobten nach ihrer beiderseitigen Einwilligung fragt, und wenn sie diese gegeben haben, kraft seines Amtes für Eheleute erklärt, worauf Ermahnungen, Gebete und Segenssprüche folgen. Das Trauungsformular der anglicanischen Kirche legt den Verlobten außer dem Jawort noch einige herzliche Erklärungen gegenseitiger Liebe und Treue in den Mund, die man unter den Nachrichten von der am 2ten Mai 1816 erfolgten Vermählung der Prinzessin Charlotte von Wallis mit dem Prinzen Leopold von Coburg fast in allen öffentlichen Blättern gelesen hat. Für die catholische Kirche ließ das tridentinische Concilium es in Ansehung der canonischen Gültigkeit der Ehen bei den oben gedachten Kirchengesetzen über die Anzeige und Benediction der Verlöbnisse bewenden, verordnete aber auch, daß die Ehen erst durch die priesterliche Trauung nach dreimaligem Aufgebot sacramentalische Kraft erhalten sollten, daher sie nun bei den Catholiken auf die seit dem 15ten Jahrhundert übliche Art allgemeiner Gebrauch ist. Das schon bei den Hochzeitfeierlichkeiten der alten Griechen, Römer und Germanen gewöhnliche Wechseln der Ringe gehört zu den nothwendigen Formalitäten catholischer Trauungen, unter den Protestanten hat man es aber neuerdings an mehreren Orten weggelassen, da es schon bei der Verlobung erfolgt. Von den Hochzeitkränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einsegnung aufgesetzt wurden, ist unter den abendländischen Christen nur noch der Brautkranz als Symbol der unverletzten Jungfrauschaft übrig geblieben, und die Verweigerung desselben für solche Bräute, die nicht mehr Jungfrauen sind, ein Mittel der Kirchenzucht. In der griechischen Kirche gehören die Verlobungen, wie die Trauungen, unter die religiösen Gebräuche, die man mit Gebet und Segen in der Kirche begeht. Bei den Verlobungen ist das Wechseln der Ringe die Hauptsache, bei den Trauungen werden beiden Verlobten, falls sie zum erstenmale heirathen, grüne Kränze aufgesetzt, dann trinken sie Wein aus einem Becher, den ihnen der Priester reicht, und müssen nach beendigter Einsegnung vor dem Altar einander küssen. Alle christliche Religionsparteien halten die Gegenwart von Zeugen bei der Trauung für nothwendig. Diese wird, einzelne Dispensationsfälle ausgenommen, stets von demjenigen Pfarrer verrichtet, in dessen Kirchspiel die Braut einheimisch ist, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confessionen; da keine christliche Religionsgesellschaft, die von Pfarrern andrer Confessionen verrichteten Trauungen für ungültig hält, so daß catholische Paare von protestantischen, und protestantische vom catholischen Geistlichen u. s. w. ohne canonisches Hinderniß getraut werden können. Die kleineren Secten und schismatischen Kirchen haben meistentheils die Trauungsgebräuche derjenigen Kirchen, von denen sie ausgingen, mit wenigen Modificationen beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Wiedertäufer schränken sie auf ein von ihren Aeltesten zu leistendes Eheversprechen ein. In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung oder der Abschluß des Ehecontracts vor der bürgerlichen Obrigkeit für allein wesentlich zur Bekräftigung der Ehe erklärt, den bürgerlich Verehelichten aber freigestellt, ob sie sich der priesterlichen Copulation bedienen woll-

ten. Das Concordat von 1801 bestätigte diese Einrichtung und das Gesetzbuch Napoleons dehnte sie auf alle Confessionen im französischen Reiche und in den Ländern, die es unbedingt annahmen, aus; daher in dieser Periode viele Ehen ohne priesterliche Trauung geschlossen worden sind. Seit dem Jahre 1814 ist jedoch auch in Hinsicht der Ehen die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt worden. E.

Travestirung, ein scherzhaftes, meist satirisches Gedicht, welches einen ernsten, von einem Dichter bereits behandelten Stoff seiner ursprünglichen poetischen Form entkleidet und in einem neuen komischen Gewande erscheinen läßt. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Parodie, welche sich der vorhandenen dichterischen Einkleidung eines ernsthaften Gegenstandes zur Darstellung eines lächerlichen Stoffes bedient. Beide wirken durch den Contrast, und können, glücklich durchgeführt, ihres Zwecks, Lachen zu erregen, nicht verfehlen. Gleichwohl aber nehmen sie, bei ihrer Abhängigkeit von andern vorhandenen Kunstwerken, mit welcher die freie, selbstständige Aeußerung eines dichterischen Gemüths unvereinbar ist, nur eine sehr untergeordnete Stelle unter den Dichtarten ein. Es ist gefragt worden, ob sie überhaupt zulässig seyen. Von der Parodie, die sich lediglich an das Aeußere hält, nur mit dem Wandelbaren der Form ein heiteres Spiel treibt, möchte dies ohne Weiteres zu bejahen seyn. Anders scheint es sich mit der Travestirung zu verhalten, die sich an das Ewige der Idee wagt, und es mit keckem Uebermuthe in das Gebiet des Lächerlichen hinüberträgt. Allein es scheint auch nur so; denn es liegt eben in dem Wesen des Scherzes, daß derselbe in freier Willkühr auch das Edelste und Erhabenste in seinen Kreis herabzieht. Weiß nur der travestirende Dichter seinem Gegenstande, mitten unter den Umgebungen von Größe, Ansehen und Würde, die schwache Seite abzugewinnen, und für denselben eine Form zu wählen, die die komische Wirkung sichert, so wird er auch seinen Zweck, Belustigung des Lesers, erreichen, und es fällt ihm weder eine Entweihung des Heiligen, noch eine Verkümmerung des Vergnügens an dem ernsthaften Kunstwerke zur Last, wie ihm seit La Motte oft wohl vorgeworfen worden. Wie die herrlichsten komischen Schöpfungen der Griechen aus dieser freien Herrschaft des Scherzes hervorgegangen, ist bekannt genug, und, obgleich der griechische Geist sich mehr zur Parodie hinneigte (man denke an die Batrachomyomachie, die Parodien des Matron und an unzählige Stellen des Aristophanes. Vergl. Buhle zu Aristoteles Poetik, C. 1., §. 4), so war ihnen doch auch das Ergötzliche der Travestirung keineswegs fremd, vielmehr scherzte diese in den Erzeugnissen bildender Kunst, wie in den komischen Dichterwerken mit gleich kühner Ausgelassenheit, und der oberste der Götter durfte sich nicht weigern, auf plastischen Werken und Vasengemählden eben so, als auf der Bühne in der Schellenkappe als komische Maske zu erscheinen. — Die Travestirung ist entweder rein komisch, freier Erguß des Humors, oder sie verbindet mit dem Zwecke der Belustigung den der Satire. Diese richtet sich entweder gegen den Stoff, indem sie die lächerlichen Seiten desselben durch die Einkleidung hervorhebt, oder gegen die Form, indem sie das Unstatthafte des Ernstes in Beziehung auf den dargestellten Gegenstand ins Licht stellt. Beide Zwecke schließen den

allgemeinen Zweck aller Satire, Geißelung der Thorheit und des Lasters überhaupt, nicht aus. — In Hinsicht der Form ist die Travestirung entweder lyrisch, episch oder dramatisch. — Unter den Neuern ist sie am häufigsten von den Franzosen bearbeitet worden, namentlich von Marivaux, Scarron und Moreau; die Italiener besitzen eine travestirte Ilias von Loredano; die Deutschen, außer mehreren kleineren lyrischen Scherzen der Art, eine zwar oft in das Gemeine herabsinkende, aber doch nicht witzlose Travestirung der Aeneis von Blumauer, „ein tiefes Marschland voll Schlamm, obwohl voll Saft," wie Jean Paul sie nennt. K.

Treckschuyten (d. h. Ziehbalken), eine Art von bedeckten Schiffen, die von Pferden gezogen (getreckt), und in den Niederlanden auf den Canälen gebraucht werden. Sie gehen zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern, und haben ein großes Zimmer für alle Reisende zusammen, nebst dem aber ein Cabinet (Roef, Ruhf) für diejenigen, welche für sich seyn wollen.

Treibhäuser nennt man Gebäude, die durch künstliche Wärme nicht allein die Pflanzen warmer Climate erhalten, sondern auch Gewächse in ungewöhnlicher Jahreszeit zum Blühen und Fruchttragen nöthigen. Die Geschichte menschlicher Künste lehrt, daß diese Erfindung ziemlich neu ist. Zwar findet man schon im Martial eine Stelle, woraus man schließen kann, daß die Cilicier, denen Pompejus Pflanzorte in Calabrien angewiesen, und die sich mit dem Gartenbau emsig beschäftigten, durch Fenster von Frauenglas in Mistbeeten Melonen und Gurken gezogen. Auch Seneca führt in der 90sten Epistel dieß Mistbeetfenster als eine neue Erfindung an. Indessen ist von den Mistbeeten zu den Treibhäusern noch ein bedeutender Abstand. Glashäuser zwar oder Orangerien hatte man schon im Mittelalter, aber bis an das Ende des 17ten Jahrhunderts scheint man in England und Holland noch keine Treibhäuser gekannt zu haben. Der berühmte Sloane führt es wenigstens als eine neue Erfindung an, daß ein Gärtner sein Glashaus durch Cänäle erwärmt habe. Dies schrieb Sloane 1684. Das wesentlichste Erforderniß eines Treibhauses ist seine Lage, da alles darauf ankommt, daß auch im Winter die seine und niedrig stehende Sonne gehörige Wirkung thue. Man braucht zu dem Ende nicht die Wände genau nach der Mittagslinie aufzuführen. Es ist sogar gut, wenn das Haus ein wenig östlich gerichtet ist, doch muß die Abweichung von der Mittagslinie nicht bedeutend seyn. Die etwas östliche Richtung hat den Vortheil, daß die Morgensonne, die äußerst erquickend für die ganze Pflanzenwelt ist, ihre Wirkung nicht verfehle. Ueberhaupt aber muß bei der südlichen Richtung des Hauses auch dahin gesehen werden, daß der südliche Horizont so frei als möglich sey, und weder Gebäude noch viele Bäume die Wintersonne entziehen. Dagegen muß das Treibhaus von den übrigen Seiten her geschützt seyn, besonders von Westen, weil die westlichen Stürme außer andern Nachtheilen auch den haben, daß sie den Rauch leicht in die Schornsteine zurückdrücken. Daher halten wir besonders auf höhere Schornsteine, weil uns die Erfahrung gelehrt hat, daß aus denen, die nicht viel höher als die Firste sind, der Rauch besonders bei Westwinden nicht leicht herausfährt. — Was den Baustoff zu den Treibhäusern betrifft, so ist

dieser sehr verschieden. Die Wände der Nord-, Ost- und Westseite müssen entweder massiv gemauert oder von Lehm aufgeführt seyn, wo denn ihre Dicke auf eine Elle berechnet wird. In England und in einigen deutschen Gärten hat man angefangen, Treibhäuser ganz aus Glaswänden aufzuführen, wo natürlich doppelte Glaswände erfoderlich sind. Bedeutende Vortheile sehen wir davon nicht ein; dagegen sind die Nachtheile, die die geringere Wärme, und die leichtere Verletzbarkeit dieser Wände hervorbringen, überwiegend. Daß die vordere Wand ganz aus Glasfenstern bestehen müsse, versteht sich von selbst, nur ist die Frage, welche Richtung man dieser zu geben habe. Senkrechte Fensterwände an der Südseite können die Erwärmung und Wirkung des Lichts nie so verstärken, als wenn die Sonnenstrahlen, die doch selbst in den kürzesten Tagen des Winters unter einem Winkel von 28° im Fallen, unter einem rechten Winkel die Fenster treffen. Daher gibt man allgemein der südlichen Fensterwand eine gegen den Horizont geneigte Richtung, und diese hat man selbst nach der Polhöhe verschieden einrichten wollen. Indessen kann man im Allgemeinen sich auf die Erfahrung berufen, daß in Deutschland und England, in Frankreich und Schweden, also etwa von 45 bis zum 55° nördlicher Breite, die Neigung der Treibhausfenster nicht unter 34 und nicht über 45° seyn dürfe. Was das Holzwerk anbetrifft, so muß dies natürlich die Fensterwand verbinden und stützen. Ein Träger oben in der Länge des Daches, und Säulen, die zwischen den Fenstern stehen, sind nothwendig. Allein man hat dahin zu sehen, daß diese Pfeiler keinen zu starken Durchmesser haben, weil sie sonst zu viel Schatten geben. Sechs bis acht Zoll Dicke sind in der Regel hinreichend. Das Holzwerk an einem Treibhause ist, wegen der Feuchtigkeit und beständigen Wärme, der Verderbniß besonders ausgesetzt; daher muß man eigentliches Kernholz von guten Eichen, woran kein Splint ist, und das mehrere Jahre trocken gelegen, dazu anwenden, auch es mit Oelfarbe gehörig anstreichen lassen. Ja, wenn diese, wie zu geschehen pflegt, nach einigen Jahren von dem Holze sich abblätiert, so muß es von neuem angestrichen werden. — In England macht man jetzt die Fenstersäulen ganz von Eisen, welches allerdings große Vortheile hat, nicht allein weil man bei weitem nicht so dicke Säulen nöthig hat, sondern weil auch die Dauer ungleich größer ist. Natürlich muß das Eisen ebenfalls durch Anstreichen mit Oel vor dem Roste geschützt werden. Außer dem Sonnenlicht fodern die Gewächse, wenn sie gesund bleiben sollen, durchaus erneuerte Luft. Widrigenfalls überwachsen sie sich, werden verzärtelt, von Blattläusen und andern Insecten befallen. Um die Luft zu erneuern, hat man entweder bewegliche Fenster in der Glaswand, die entweder ganz aufgemacht, oder mit eisernen durchlöcherten Riegeln in einer gewissen Weite offen erhalten werden. Allein bei sehr kalter Luft darf man nicht wagen, die äußere Atmosphäre unmittelbar auf die Pflanzen treffen zu lassen. In diesem Falle pflegt man kleinere Klappfenster zu öffnen, die besonders in der schrägen obern Glaswand keinem Fenster fehlen dürfen. So wie die Sonne aufblickt, und die Temperatur des Hauses es zuläßt, werden diese geöffnet, aber sogleich geschlossen, wenn die Sonne hinter Wolken tritt, oder das Thermometer zu schnell sinkt. Da nun doch immer die äußere Luft im Winter auf die

Pflanzen einen ungewohnten Eindruck macht, so sind die Engländer, als die größten Gartenkünstler neuerer Zeit, darauf gefallen, die äußere Luft dergestalt in das Treibhaus zu leiten, daß sie nur erwärmt auf die Pflanzen treffen kann. Man führt zu diesem Ende Luftcanäle an der äußern Seite der Heizröhren herum. Diese sind außer dem Hause offen, und haben an einzelnen Stellen im Hause auch Oeffnungen, die geschlossen werden können. Nimmt man diese Deckel ab, so zieht die äußere Luft dergestalt hinein, daß sie nur durch die Heizcanäle erwärmt die Pflanzen berühren kann. Wir haben nur dies gegen diese Einrichtung einzuwenden: die Luft in den obern Schichten des Treibhauses wird dadurch entweder gar nicht, oder nur sehr spät und unvollkommen erneuert. Diese obere Luftschicht ist allemal verdorben und wärmer. Die Gipfel also der höhern Pflanzen bleiben von schlechter und heißer Luft umgeben, wenn die untern Theile derselben, und die niedrigen Gewächse einer erneuerten Luft genießen; nicht gerechnet, daß die Luft, welche mit dem Licht und der Wärme der Sonne zugleich eintritt, immer viel wohlthätiger ist, als die, welche man von der beschatteten Erde herleitet. Bei der Anlegung der Fensterwand muß ferner Bedacht auf die Einfassung des Glases genommen werden, die Fensterrahmen müssen vorzüglich von trocknem Holze, das keinen Splint enthält, so gefertigt werden, daß sie auf das genaueste einfassen. Denn die schrägen Fenster sind der Einwirkung des Regens weit stärker ausgesetzt, werfen sich dann und vermodern auch sehr leicht, wenn das Holz nicht die gehörige Härte und Güte hat. Die einzelnen Scheiben legt man entweder in Blei, oder kittet sie auf einander. Das letztere hat bedeutende Vortheile. Nicht allein läuft der Regen leichter ab, sondern es sind auch die gekitteten Fenster deswegen vorzuziehen, weil sie weniger Schatten machen, und im Grunde länger dauern als das Blei, welches die Luft so leicht zerfrißt. — Im Hause selbst ist das nothwendigste Stück der Heizcanal. Es wird dieser aus einem Ofen geleitet, welcher mit dem Boden des Treibhauses ungefähr gleiche Höhe hat, und nicht viel über anderthalb Fuß im Lichten Höhe haben darf. Dieser Ofen wird am besten von starken eisernen Platten zusammengesetzt. Aus ihm führt zuerst ein eiserner Canal, ungefähr eine Elle lang, in die eigentlichen Heizcanäle. Diese werden am besten von stark gebranntem Thon dergestalt zusammengesetzt, daß Platten, einen Fuß ins Gevierte mit Fugen versehen, gehörig auf einander gepaßt werden. Natürlich muß in diesem Fall der Canal viereckig seyn, doch braucht man, wie leicht zu begreifen, nur für drei Seiten diese Platten zu besorgen, da die untere Seite von dem Boden gebildet wird. Es ist indessen nothwendig, daß hier und da die Platten so eingerichtet werden, daß sie herausgenommen werden können, weil man das Reinmachen der Canäle anders nicht vornehmen kann. Die Länge der Canäle darf nicht über 60 Schuh seyn, weil sonst die Wärme sich zu sehr vermindert, und am Ende sich nur Rauch niederschläge. Der Ausgang des Canals wird senkrecht in der Wand hinaufgeleitet, und ebenfalls mit einer Thür versehen, durch die man die Reinigung vornehmen kann. Der Feuerungsstoff der Treibhäuser ist natürlich Holz, wo man dies haben kann. Außerdem sind noch gute Steinkohlen sehr zu empfehlen, nur muß alles angewandt werden, daß nicht

der Dampf der Steinkohlen durch die Ritzen der Platten dringe, und sich im Hause verbreite. — Es kommt ferner bei dem Anziehen der Pflanzen im Treibhause darauf an, ihnen auch von unten eine gleichmäßige Wärme mitzutheilen. Dies bewirkt man entweder durch einen Lohkasten, oder wo die Eichenrinde nicht zu haben ist, durch Pferdedünger, auf dessen Oberfläche die Töpfe gestellt werden. Es gehört dazu ein Kasten, der dergestalt gemauert wird, daß er die gehörige Tiefe, Breite und Länge habe. Ohne diese Eigenschaften hält sich die Wärme nicht lange, und doch muß man bei Anlegung des Lohkastens darauf sehen, daß er wenigstens auf vier Monate hinreiche. Die Länge muß wenigstens 20 Fuß, die Breite wenigstens 8 Fuß, die Tiefe 4 Fuß seyn. Er wird entweder, wie gesagt, mit Lohe oder mit Pferdemist gefüllt, und die Töpfe, damit die Hitze nicht unmittelbar auf die Pflanzen wirke, werden in eine Schicht von Sägespänen eingefüttert, welche ungefähr einen Schuh hoch den Mist bedeckt. Die Hauptsorge für die Gewächse in einem Treibhause besteht immer darin, daß man sie nicht bloß erhalte, sondern auch zur möglichsten Vollkommenheit bringe. Sie müssen daher blühen, Früchte tragen, und sich vermehren. Diese Zwecke erreicht man zwar nicht immer, aber doch desto eher, je mehr man das Vaterland und Clima, den eigenthümlichen Boden, und die besondern Eigenschaften eines jeden Gewächses studirt. Aus Büchern lernt man dies selten, daher sind Versuche und Erfahrungen auch hier die besten Lehrmeisterinnen. Alles kommt auf schickliche Mischung der Erdarten an. Kennt man den natürlichen Standort der Pflanzen, so muß man diesen nachahmen. Wo uns die Kenntniß des natürlichen Standortes fehlt, und wir seine Gewächse zu behandeln haben, mischen wir eine Erde, die so viel als möglich substanziell, d. h. reich an Extractivstoff ist. Dies ist die Erde, welche aus verwes'tem Holz entsteht, und die man am leichtesten aus Sägespänen gewinnt, oder in hohlen Weiden findet. Diese macht man noch kräftiger, wenn man ihr solche Erde zusetzt, die aus Hornspänen, oder aus Kuhfladen entstanden ist. Um sie lockerer zu machen, mischt man sie mit etwas Sand. Das Begießen der Gewächse muß mit der größten Vorsicht, und nur dann unternommen werden, wenn die Erde wirklich trocken ist. Bei feineren Gewächsen muß man sich sorgfältig hüten, daß das Wasser nicht unmittelbar an den Stamm dringe. Sehr oft ist es auch nöthig, den Topf in einen Untersetznapf zu bringen, in den man das Wasser gießt, welches sich alsdann durch die Abzugslöcher der Erde mittheilt. Auf das Wasser endlich, welches zum Begießen gebraucht wird, kommt viel an. Es darf nicht gypshaltig und hart seyn. Regenwasser und Fließwasser, welches man im Winter gehörig erwärmt hat, ist das beste. — Die Temperatur des Treibhauses betreffend, so richtet sich diese begreiflich nach dem verschiedenen Clima, und der verschiedenen Natur der Gewächse. Die wärmsten, worin Pisang und Ananas getrieben werden, muß man fast immer auf 70 Gr. Fahrenheit bringen, dagegen die andern auf 65 oder auch auf 60 Gr. eingerichtet sind. Zu dem Ende darf keinem Treibhaus ein Thermometer fehlen, dessen Grade im nördlichen Deutschland, wie in Großbritannien und Schweden, nach Fahrenheit abgetheilt sind. C. S - I.

Tremulant, tremolo, damit bezeichnet man in der Musik das Beben oder die allergelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone, welches denn auch auf den Instrumenten nachgeahmt wird (z. B. bei der Violine durch schnelles Hin- und Herwälzen des die Saite niederdrückenden Fingers; oder beim Clavier durch sanftes Wiegen des Fingers auf der Taste; daher auch ein Zug in der Orgel, wodurch ein bebender, zitternder Ton hervorgebracht wird, der Tremulant heißt.

Trenck (Franz, Freiherr von der), kaiserlicher königlicher Panburenoberst, ein moralisches Ungeheuer seiner Zeit, war auf Sicilien, wo sein Vater Oberstlieutenant war, 1714 geboren, studirte bei den Jesuiten in Oedenburg, nahm in seinem 17ten Jahre österreichische, nachher russische Kriegsdienste, wurde aber wegen seiner Zügellosigkeit cassirt, und des Landes verwiesen. 1740, beim Ausbruche des Successionskrieges erbot er sich gegen Maria Theresia ein Regiment Panduren zu errichten, welches er nachmals als Oberstwachtmeister bis 1746 befehligte. Er bildete mit seiner wilden Schaar immer die Avantgarde, warf alles vor sich nieder, und beging mit Sengen, Brennen, Morden, Rauben und Plündern die fürchterlichsten Unmenschlichkeiten. Besonders empfand Bayern die Brutalität dieses barbarischen Kriegers, dessen Raubsucht und Geldgeiz keine Gränzen hatten, obgleich er sich ein Vermögen von beinahe zwei Millionen erobert hatte. Wegen seiner Pflichtwidrigkeiten ward ihm 1746 ein peinlicher Prozeß gemacht, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn in Mähren verurtheilt, wo er den 4ten October 1746 starb. Trenck war ein überaus schöner Mann, von unglaublicher Stärke, und zu allen Strapazen abgehärtet. Er redete sieben Sprachen sehr fertig, und besaß tiefe Einsichten in allen militärischen Wissenschaften; aber in sittlicher Hinsicht war er so böse, wie es zum Glück für die Welt nur wenig Menschen gibt. Er selbst hat sein Leben bis zum Jahre 1747 unter dem Titel: Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck, Wien 1807, 8., geschrieben. M. s. auch Franz von der Trenck, dargestellt von einem Unparteiischen (E. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bändchen, Stuttgart 1788, 8.

Trenck (Friedrich, Freiherr von der), geboren zu Königsberg in Preußen den 16ten Februar 1726, besuchte schon im 13ten Jahre daselbst akademische Vorlesungen, nahm bald Kriegsdienste, und ward beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 Adjutant Friedrichs des Großen. Weil er jedoch in Verdacht kam, mit dem kaiserlichen Panburenobersten, Franz von der Trenck, seinem Verwandten, in einem geheimen Verständniß zu seyn, so ließ ihn der König nach Glatz auf die Citadelle bringen. Mehrmalige Versuche zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unwillen Friedrichs, allein endlich entkam Trenck ungeachtet des engen Verwahrs, und machte durch Mähren, Polen und Preußen eine Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter. Darauf wandte er sich an Franz von der Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängniß saß, und ihn sehr übel aufnahm. Deßhalb ging er nach Moskau, und von dort nach Danzig, um mit seinen Geschwistern die Erbschaft seiner Mutter zu theilen. Hier ward er, ungeachtet er Rittmeister in kaiserlichen Diensten war, auf Anstu-

chen Friedrichs II. verhaftet und nach Magdeburg in ein schreckliches Gefängniß gebracht. Er versuchte sich zu befreien, zog sich aber dadurch noch ein härteres Gefängniß zu, indem er an Händen, Füßen und Leib mit eisernen 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet wurde, welche man beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges noch vermehrte. Die mit großer Klugheit angelegten Entwürfe, sich zu befreien, mißglückten ihm, und erst im December 1763 ward er aus seinem Gefängnisse entlassen, und nach Prag gebracht. Auch hier, in Wien, Aachen, Spaa, Mannheim, an welchen Oertern er nach und nach sich aufhielt, zog er sich durch seine theils freimüthigen, theils vorlauten Urtheile, die er auch durch Schriften verbreitete, viele Verfolgungen zu, und verlor durch sie einen großen Theil seines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach seinem Regierungsantritte seine in Preußen confiscirten Güter wieder, und obgleich er nun glücklich hätte leben können, so trieb ihn doch sein unruhiger Geist beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Julius 1794 als einen Verdächtigen und angeblichen Agenten fremder Mächte guillotiniren ließ. Trenck besaß einen hohen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, aber als Mensch verdient er wegen seiner Energie, seines Muths und seiner Standhaftigkeit Achtung. Sein wenigstens zum Theil unverdientes Schicksal ist um so mehr zu bedauern, als er unter andern Verhältnissen sich gewiß einen ehrenvollen Platz unter den preußischen Feldherren erworben hätte. Seine Schriften wurden zum Theil mit großem Beifall aufgenommen, besonders ward seine Lebensgeschichte, die übrigens wohl nicht durchgehends lauter Wahrheit enthält, mit der Theilnahme gelesen, worauf der Unglückliche immer rechnen kann. Sie erschien in 4 Bänden, Berlin und Wien 1786, 8., und ward von ihm selbst ins Französische übersetzt (Paris 1789). Seine übrigen Schriften sind zum Theil in der Sammlung unter dem Titel: Sämmtliche Gedichte und Schriften, 3 Bände, Leipzig (Wien) 1786, 8., erschienen.

Trepaniren ist eine chirurgische Operation, welche in der Oeffnung der Hirnschale vermittelst eines eigens dazu bestimmten Instruments besteht. Dies Instrument heißt der Trepan oder die Trephine, und ist eigentlich eine Cirkelsäge, oder ein hohler eiserner Cylinder, von dem Durchschnitt ungefähr eines Zolls, dessen unterer Rand, die Krone genannt, sehr scharf und mit scharfen Zähnen versehen ist. In dessen Mitte geht ein sehr spitzzulaufender stählerner Stift herab, der Krone beinahe gleich, welcher die Pyramide genannt wird, um welche herum die Krone des Trepans beweglich ist. Oben ist der Trepan mit einem Knopf versehen, mit welchem die Pyramide in den Knochen festgedrückt, und an welchem die Krone im Cirkel herum bewegt werden kann. Die Operation selbst wird im Wesentlichen auf folgende Art bewerkstelligt. Zuerst wird die Stelle des Schädels von Haaren ganz entblößt, dann wird ein Einschnitt durch die Haut bis auf den Knochen, am besten in Form eines großen römischen V (V) oder T (T) gemacht, die Hautlappen abgelöst, die Knochenhaut auf der Stelle, wo der Trepan angesetzt werden soll, weggeschabt. Man bohrt nun mit dem einen Knochenbohrer eine kleine Oeffnung in die Hirnschale, worein die Pyramidenkrone gesetzt wird; jedoch ist dies nicht ausdrücklich nöthig, wenn die Pyramide selbst gehö-

rig ſtark und ſcharf gemacht iſt. Darauf ſetzt man den Trepan perpendiculär auf, und fängt an durch das Herumdrehen deſſelben im Kreiſe um ſeine Axe, die Pyramide, den Knochen anzubohren, womit man nach den Vorſchriften und Regeln der Kunſt fortfährt, bis ein rundes Knochenſtück losgebohrt iſt, welches alsdann weggenommen wird. Die Trepanation iſt vorzüglich dann als nothwendig angezeigt, wenn nach Verletzungen des Kopfes und Entzündung der Hirnhäute ſich unter den Schädelknochen eine Ergießung von Eiter, oder ſchon vor der Entzündung ein Extravaſat von Blut gebildet hat, welches durch die vorher anzuwendenden Mittel nicht wegzuſchaffen iſt. Auch die Niederdrückung eines Knochenſtücks des Hirnſchädels, die Entſtehung von Knochenriſſen oder Splittern an demſelben, macht oft die Trepanation nothwendig. Dieſe Urſachen geben ſich durch die Zeichen zu erkennen, aus welchen man gewahr wird, daß ein Druck auf das Gehirn wirkt, und dadurch ein fremdartiger Reiz deſſelben entſteht, oder die Verrichtungen deſſelben gehemmt werden. Dieſe Zeichen ſind, wenn ſich nach Verletzungen des Kopfes ein bleibender dumpfer Schmerz und eine Schwere im Kopfe einſtellen, Schwindel, Erbrechen, Sinnloſigkeit, unregelmäßiger Puls; in höherm Grade: Schlafſucht mit Schnarchen, Erweiterung der Pupille, unwillkührlicher Abgang des Urins und der Excremente, Lähmung des Körpers. Gemeiniglich treten die Lähmungen nicht gleich unmittelbar nach geſchehener Verletzung, ſondern einige Minuten, zuweilen einige Stunden, und noch ſpäter darnach ein. Die dagegen anzuwendenden Mittel ſind vorzüglich Aderlaß, kühlende Abführungsmittel, Senfpflaſter, der innerliche Gebrauch der Arnicablüthen, und vor allen kalte Umſchläge und zertheilende kalte Bähungen. Erſt dann, wenn dieſe Mittel nichts gewirkt haben, iſt die Trepanation ohne Verzug vorzunehmen. Sie iſt aber allemal ſehr beſchwerlich, und der Erfolg ungewiß, woran theils die vorausgegangene ſchwere Verletzung des Kopfes ſelbſt, die entſtehende Entzündung, und wahrſcheinlich auch der Umſtand ſelbſt Schuld iſt, daß dieſe Operation gewöhnlich nur erſt im äußerſten Nothfall angewendet wird. Nach der Operation wird die Wunde mit einem leichten Faſerbäuſchchen, das mit einer milden Salbe beſtrichen wird, belegt, und ſobald als es die Umſtände geſtatten, zugeheilt. Die Trepanöffnung ſchließt ſich ſehr langſam. Zuerſt wird aus der Lymphe, welche aus den Knochenrändern, der Knochenhaut und den Muskeln ausſchwitzt, eine Membran gebildet, dieſe wird allmählig knorpelartig, und endlich knöchern. Ehe dies geſchieht, muß der Kranke, ſobald die Narbe der Wunde ſich gehörig gebildet hat, eine kleine weich ausgefütterte Platte von Gold, Silber oder Blei auf der Stelle tragen, damit das Gehirn gegen allen äußern Druck geſchützt wird. H.

Treſſan (Louis Eliſabeth de la Vergne, Graf von), ein berühmter franzöſiſcher Dichter und Schriftſteller, wurde 1705 von einer aus Languedoc ſtammenden Familie zu Mans geboren. Er kam jung nach Paris, wurde mit Voltaire, Fontenelle und andern großen und berühmten Männern bekannt, von denen er in ſeiner Liebe zur ſchönen Litteratur beſtärkt wurde. Er vernachläſſigte jedoch darüber den Kriegsdienſt nicht, wozu jeder junge Mann von Stande damals in Frankreich beſtimmt war. In dem Kriege von 1741 wohnte er allen Feldzügen in Flandern bei, war

in der Schlacht von Fontenoy Ludwigs XV. Adjutant, und schwang sich bis zum Generallieutenant empor. Nach dem Frieden begab er sich an den Hof des Königs Stanislaus Leczinski zu Lüneville, und glänzte dort durch seinen Geist und seine Talente als eine der vorzüglichsten Zierden dieses kleinen, aber auserlesenen Hofstaats. Der jesuitische Beichtvater des Königs, welcher seinen Einfluß fürchtete, klagte ihn des Verbrechens der Philosophie an. Als Stanislaus ihm Vorwürfe darüber machte, versetzte Treffan: „Ich bitte Ew. Majestät zu bedenken, daß in dem Gefolge der Ligue 3000 Mönche, aber kein einziger Philosoph war.“ Diese Antwort gefiel niemanden mehr als Voltaire, da sie ganz in seinem Geiste gegeben war, und er hörte nie auf, Treffan zu erheben und zu bewundern. Nach Stanislaus Tode lebte der Graf in Einsamkeit, und verwandte seine letztern Jahre auf die Abfassung einer großen Menge von Schriften verschiedener Art. Er hatte in seiner Jugend einige beißende und witzige Epigramme geschrieben, die ihm viele Feinde zugezogen hatten, und dies war vielleicht die Ursache, daß er erst in seinem 75sten Jahre in die französische Akademie aufgenommen wurde. Ueber diese Auszeichnung, deren er jedoch nur kurze Zeit genoß, war er höchst erfreut. Das Podagra, woran er häufig litt, endete im 77sten Jahre seines Alters 1782 sein Leben. Seine Liebe und sein Talent zur Dichtkunst blieben ihm bis an seinen Tod, und la Harpe hat in seiner Correspondance litteraire von Treffan ein kurz vor seinem Ende gemachtes sehr reizendes Gedicht aufbewahrt, worin er seinen Aufenthalt zu Francouville in dem Thale Montmorency besingt. Seine Werke sind sehr zahlreich. Die Aufzählung derselben wäre hier unzweckmäßig. Einige davon sind Romane oder Rittererzählungen. Seine Umarbeitung des Amadis von Gallien, und seine Uebersetzung des Arioft zeichnen sich vorzüglich aus. Von seinem Chevalier du Soleil (2 Vol. 12.) erschien zu Leipzig 1781, und von seinem Chevalier Robert zu Pirna 1803 eine deutsche Uebersetzung. Auch durch einen Versuch über das electrische Fluidum in zwei Bänden zeigte sich Treffan als einen sehr einsichtsvollen Physiker. Seine Oeuvres complettes erschienen zu Paris 1780 — 1791 in 12 Octavbänden.

Triangel, s. Dreieck.

Trianon ist der Name von zwei kleinen Lustschlössern in der Nähe von Versailles, Groß- und Klein-Trianon (le grand, le petit Trianon). Durch den Garten von Versailles führt ein angenehmer Spazierweg nach Groß-Trianon, welches im orientalischen Geschmack nur ein Stockwerk hoch erbaut ist, und durch den von außen häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Ansehn hat. Die Gärten, welche dieses Schloß umgeben, sind von dem berühmten le Notre angelegt. Am Ende des Parks liegt Klein-Trianon, das bloß in einem Pavillon von römischer Bauart besteht, und einen Garten im englischen Geschmack hat.

Tribaden (griechisch), werden Frauenspersonen genannt, welche mit ihrem eignen Geschlechte ausschweifen.

Tribonianus, ein berühmter Rechtsgelehrter unter der Regierung Kaiser Justinians, war aus Side in Pamphilien gebürtig, erwarb sich durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, besonders durch seine Kenntniß der Rechtswissenschaft, die Gunst so

nes Kaisers, und schwang sich zu den höchsten Staatsämtern empor. Er war Magister officiorum, Quaestor sacri palatii und Consul, aber seine Laster machten ihn verhaßt, und wegen eines Volksaufstandes wurde er 532 nach Chr. Geb. entsetzt. Er war außerordentlich geizig und bestechlich. Durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse gewann er sich wieder Justinians Vertrauen, der ihm und neun andern Rechtsgelehrten die Anfertigung der verschiedenen Sammlungen der Gesetze, die den größten Theil des justinianischen Gesetzbuches (oder des corpus juris civilis) ausmachen, übertrug. Er soll ein heimlicher Feind des Christenthums, und dem Atheismus und der heidnischen Religion ergeben gewesen seyn, welches aber vielleicht bloß auf ungerechte Beschuldigungen seiner bigotten Zeitgenossen sich gründet. Er starb 546 nach Chr. Geburt.

Tribunal hieß bei den Römern ein erhabner Ort, eine Bühne, wo der Prätor (s. d. Art.) auf seiner sella curulis saß, wenn er Gericht hielt; seine Räthe oder Gerichtsbeisitzer saßen neben ihm. Auch in den römischen Lagern hatte der commandirende General ein solches, von Rasen gemachtes Tribunal oder Bühne, wo er über die vorgefallenen Sachen entschied. Tribunal heißt also keineswegs ein Richterstuhl. — Die Franzosen haben daraus das Wort Tribune gemacht, und verstehen darunter einen erhabnen Ort, von welchem man sich Andern zeigt, eine Bühne, z. B. Rednerbühne; auch eine gewisse Art Emporkirchen in großen Kirchen. Die Bedeutung Gerichtshof ist erst in den neuern Zeiten aufgekommen.

Tribunat. Die französische Republik hatte gleich nach ihrer Entstehung, wenn auch selten in der Sache, doch in den Namen eine Menge Einrichtungen der alten Republiken Roms und Griechenlands nachgeahmt, unter welcher sich denn auch das Tribunat befand, ein Körper von 100 Personen, bestimmt über die vorgeschlagenen Gesetze zu debattiren, die Gründe dafür und dagegen aber und besonders das Resultat seiner Untersuchungen dem gesetzgebenden Körper vorzulegen, der denn schweigend stimmen, und das Gesetz annehmen oder verwerfen sollte. Dies war wenigstens Zweck und Verfahren des Tribunats, als Napoleon Buonaparte Consul wurde, und die Constitution neu gegründet hatte. Die Mitglieder selbst sollten von Zeit zu Zeit zum 5ten Theil heraustreten, und durch neue ersetzt werden. In so fern nun alle neuen Gesetzvorschläge hier die Musterung passiren mußten, und die besten Köpfe hier einen weiten Spielraum hatten, ihre Talente glänzen zu lassen, so war dies Corps ein Schutzpfeiler der Freiheit, und mußte seinem Zweck um so mehr genügen, je mehr die größten Rednertalente und freisinnigsten Männer in demselben mit einander wetteiferten. Namentlich zeichneten sich Lucian Buonaparte, Carnot, Benjamin Constant aus. Allein ihre freimüthigen Ansichten und Erörterungen, ihre festen, muthigen Erklärungen gegen die Schritte des consularischen Despotismus scheiterten gar bald an der Macht, an der Festigkeit der inzwischen emporgekommenen kaiserlichen Gewalt, an der Bestechlichkeit des gesetzgebenden Körpers, der ihren Resultaten erst das Siegel aufdrücken konnte, an den Cabalen, die Buonaparte anwandte, die besten Köpfe zu entfernen, als 1803 ein Fünftheil erneuert weichen mußte, und statt

ihrer solche zu wählen, welche nachgiebiger waren. Bei seiner Wahl zum Kaiser finden wir daher die letzten kramphaften Zuckungen dieses republikanischen Instituts in Carnots Reden gegen dieselbe. Späterhin versank das ganze Institut so sehr, daß ohne den Namen, wohl aber die Sache vernichtet zu sehn, derselbe doch kaum genannt wird. Ohne Zweifel war dies die Folge davon, daß das Tribunat mit dem gesetzgebenden Körper fast ganz in Eins zerschmolz; denn die beim Antritt der kaiserlichen Regierung gegebene Constitution betrachtete und bestimmte es nur als inhärenten Theil desselben, das gesetzgebende Corps selbst aber war in der ganzen napoleonschen Regierung so gut wie nicht vorhanden, bis es 1813 von Napoleon berufen war, in der höchsten Noth die Stimme der Nation zu gewinnen, die dadurch repräsentirt werden sollte. Um jeder großen Discussion auszuweichen, untersagte überdies die Constitution dem Tribunat jede Generalversammlung für Erörterung von Gesetzesentwürfen; es sollte nur in einer besondern Section dem versammelten gesetzgebenden Körper beiwohnen, und durch seine Redner einen Gesetzesentwurf lobpreisend empfehlen. Die Unthätigkeit des gesetzgebenden Körpers bedingte folglich auch die des Tribunats dem größten Theile nach, und die Geschichte der letzten zehn Jahre weiß von ihm wenig mehr, als — nichts.

*r.

Tribunus. Dieses Wort bezeichnete bei den Römern im Allgemeinen eine öffentliche Person, einen Vorsteher; aber nicht immer bedeutete es einerlei, sondern das damit verbundene Wort muß entscheiden, von welchen Tribunen die Rede ist. So gab es Kriegstribunen und Tribunen des öffentlichen Schatzes (tribuni militares und aerarii). Jene waren Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus 1000 Mann bestehend, diese waren Gehülfen des Quästors, besonders bei Austheilung des Soldes. Vorzüglich merkwürdig und wichtig aber sind die **Volkstribunen** (tribuni plebis), die, um die Rechte der Plebejer und des gemeinen Volkes gegen die Anmaßungen der Patricier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt wurden, und zwar nicht eigentlich in die Reihe der obrigkeitlichen Personen gehörten, aber oft eine sehr bedeutende Rolle spielten, und nicht selten einen großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. Die Veranlassung, dergleichen Tribunen anzuordnen, gab bald nach Einführung der freien Verfassung unter den Consuln die Auswanderung der Plebejer, die sich von den Patriciern gedrückt und ungerecht behandelt sahen, auf den heiligen Berg. Diese Tribunen konnten durch ihren Einspruch einer Senatsverordnung, wodurch sie das Wohl des Volkes gefährdet glaubten, die Bestätigung verweigern. Oft brachten sie auch selbst Verordnungen in Vorschlag, die dem Interesse der Patricier entgegen zu seyn schienen. So kam es, daß diese ursprünglich wohlthätige und gut gemeinte Einrichtung oft die Veranlassung wurde zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich, da nicht selten Parteisucht und Leidenschaft dabei thätig waren. Die Zahl der Volkstribunen wurde späterhin auf 10 bestimmt, und so wie sie nicht den Obrigkeiten beigezählt wurden, genossen sie auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeitlichen Würde verbunden waren.

Tribut. Romulus theilte bei der Einrichtung seines Staats die Bürger desselben in drei Theile, welche er nach dieser Zahl tribus nannte. Jede Tribus hatte ihren eigenen Vorsteher (tribunus), und hievon stammt auch das Wort Tribut her. Der Tribut (Tributum) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus entrichtet wurde, und die jeder nach Verhältniß seines Vermögens an den Staat bezahlen mußte. Sie hing also von dem Census oder der Schätzung ab. Es gab bei den Römern drei Arten von Tribut. Die eine wurde ohne Unterschied nach den Köpfen auferlegt, und fand unter den Königen Statt. Die andere wurde nach dem Vermögen angeschlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Census auf. Die dritte fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen Statt, und war an keine Regel gebunden, wurde oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen, oder von solchen, welche an den Landsherrn theils von liegenden Gründen, theils von Personen (als Kopfsteuer) entrichtet werden müssen. Für die letztern Abgaben bedient man sich gewöhnlicher jedoch des Ausdrucks: Steuern u. s. w. Figürlich nennt man auch Tribut, was einer von dem Andern als Schuldigkeit fodert, z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentinisches Concilium. Was auf den Concilien zu Costnitz und Basel für die gute Sache der Kirchenverbesserung beabsichtigt worden war, hatte die despotische Politik der Päpste nicht zur Ausführung kommen lassen. Pius II. verbot 1460 jede Appellation an ein allgemeines Concilium, und Julius II. erneuerte dieses Verbot 1512 auf einer Synode zu Rom. Gleichwohl konnte die catholische Christenheit die Befriedigung ihres lauten Verlangens nach gründlicher Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen, freien, d. h. von Papst und Fürsten unabhängigen Concilium hoffen, und im Laufe der deutschen Reformation gaben selbst die protestantischen Fürsten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden der Kirche oft durch die Foderung eines solchen Conciliums zu erkennen. Am eifrigsten betrieb es Kaiser Carl V. Er hatte während seiner Regierung kein wirksameres Mittel, zugleich den Papst zu schrecken, und die Protestanten hinzuhalten, und so beider Parteien Meister zu bleiben, als daß er ein Concilium auf deutschem Boden beharrlich von jenem foderte, und es diesen verhieß; denn während der Papst die Untersuchungen, die dabei zur Sprache kommen konnten, mit Recht als die gefährlichste Klippe seines Ansehns fürchtete, durften die deutschen Protestanten aus Rücksicht gegen ihre catholischen Mitstände sich wenigstens nicht weigern, eine Vertröstung anzunehmen, die eigentlich nur noch für Letztere Bedeutung hatte. Carl kündigte auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 den Ständen das Concilium feierlich an, und um wenigstens zu verhüten, daß er es nicht auch selbst ausschriebe, mußte man in Rom Anstalten dazu treffen. Daher setzte es Clemens VII. noch in demselben Jahre unbestimmt und sein Nachfolger Paul III. zum 27sten Mai 1537 nach Mantua an. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde daraus Vicenza und der 1ste Mai 1538, worauf, weil dahin keine Prälaten kämen, wieder Aufschub, erst

bis Ostern 1539, und da weder Frankreich noch Deutschland den Ort genehmigten, gar auf unbestimmte Zeit folgte. Vom regensburger Reichsabschiede 1541 gedrängt, setzte Paul es aufs Neue zum 1sten November 1542, und um durch seine Bereitwilligkeit zur Wahl einer deutschen Stadt zu zeigen, nach Trient an. Seine Legaten kamen den 22sten November wirklich daselbst an, aber ein neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich gab Veranlassung zu abermaliger Suspension auf gelegenere Zeit. Diese glaubte der Papst mitten unter Carls Rüstungen gegen die Protestanten gefunden zu haben, und schrieb das Concilium zum 15ten März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Cruce und Polus langten zu rechter Zeit als präsidirende Legaten zu Trient an, weil aber zu wenige Bischöfe (20) und Gesandten nachkamen, vertrieb man sich die Zeit mit Rangstreitigkeiten und Spazierfahrten; der Sommer verstrich, während die Prälaten ab- und zufuhren, bis endlich auf Befehl des Papstes am 13ten December 1545 die tridentinische allgemeine Kirchenversammlung (Sacrosancta oecumenica et generalis synodus Tridentina, praesidentibus legatis apostolicis nannte er sie in seinem Breve) mit der ersten Session von 25 Bischöfen und einigen andern Prälaten feierlich eröffnet wurde. In den darauf folgenden vertraulichen Conferenzen traf man die Einrichtung, daß Ausschüsse von Bischöfen und Doctoren der Theologie die zu verhandelnden Gegenstände bearbeiten und vorbereiten, in Particular- und General-Congregationen (nichtöffentlichen Sessionen der Väter) dann die entworfenen Decrete und Canones zur Berathschlagung und durch Mehrheit der Stimmen (nicht nach den Nationen, wie zu Costnitz, sondern nach den Köpfen) zur Entscheidung kommen, die öffentlich in der Kathedralkirche mit Hochamt und Predigt zu haltenden Sessionen selbst aber nur Ceremonialhandlungen zur Publication und Sanction der gefaßten Beschlüsse seyn sollten. Schon diese Art der Abstimmung nach den Köpfen, unter denen die päpstlichen Creaturen aus Italien und die Titularbischöfe leicht die Mehrzahl ausmachten, und der Umstand, daß die Ausschüsse von den Legaten gewählt und instruirt wurden, hätte hingereicht, das Concilium nach dem Willen des Papstes, der eine besondre Congregation von Cardinälen zur Berathung über die Angelegenheiten dieser Kirchenversammlung in Rom niedergesetzt hatte, zu lenken; dazu kam aber noch der kräftige, stolze Herrschergeist des seinem Herrn ganz ergebnen Cardinals Del Monte, dessen tägliche, ja stündliche Correspondenz durch eine ununterbrochne Courierlinie bis Rom, die ihm nach den wechselnden Entschließungen des Papstes öffentlich vorzuzeigende und geheime Instructionen für jede Wendung des Ganges der Verhandlungen zuführte, und eine Menge andrer Mittel der Intrigue und Ueberredungskunst, wodurch die römische Politik nach Befinden der Umstände auf die versammelten Prälaten zu wirken, und Widersprüchen zu begegnen wußte, so daß die Klage, „das Concilium sey nicht frei," selbst von italienischen Bischöfen gehört wurde. Fürsten und Völker erwarteten von diesem Verein heiliger Männer die Abstellung alter Mißbräuche, und eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, die die Vorwürfe der Protestanten widerlegen, und sie zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche einladen sollte; die kaiserlichen Gesandten drangen ihrer

instruction gemäß ganz unverholen darauf, diesen Gegenstand zur
hauptaufgabe der Verhandlungen zu machen; in der zweiten und
ritten Session den 7ten Januar und den 4ten Februar 1546 ge-
hah aber weiter nichts, als daß man Regeln für die Lebensord-
ung der Väter zu Trient, Ermahnungen zur Ausrottung der Ke-
er und das nicäische Glaubensbekenntniß vorlas. Erst in der
ierten am 8ten April, wo schon fünf Erzbischöfe und 48 Bischöfe
egenwärtig waren, kam es zu zwei Decreten, worin die Aufnahme
er Apocryphen in den Canon der heil. Schrift vorausgesetzt, die
Tradition (s. d. Art.) ihr als Erkenntnißquelle der Religion gleich-
estellt, die unter dem Namen der Vulgata bekannte lateinische
Bibelübersetzung für authentisch, und die Kirche für die einzige
echtmäßige Auslegerin derselben erklärt wurde. Sowohl aus die-
en, als aus den Decreten der 5ten, 6ten und 7ten Session am 17ten
Juni 1546, am 13ten Januar und am 3ten März 1547 über die
Lehren von der Erbsünde, Rechtfertigung und den bisher noch durch
ein Kirchengesetz sanctionirten sieben Sacramenten war zu erken-
en, daß der Papst und seine Legaten es darauf abgesehen hatten,
en Catholicismus in möglichst scharfem Gegensatze gegen die Lehre
er Protestanten aufzustellen. Jedem dieser Decrete wurden meh-
ere Canones, d. h. Bannflüche gegen Andersdenkende beigefügt.
Um den vom Kaiser nachdrücklich unterstützten Wünschen der Völ-
er einige Beachtung zu gönnen, ließen die Legaten mit den dogma-
ischen Bestimmungen dieser drei Sessionen Reformationsdecrete
erbinden, wodurch das Predigtwesen und die Verwaltung der geist-
ichen Aemter, vom bischöflichen abwärts, zweckmäßiger geordnet
wurde, ohne jedoch die eingerissenen Mißbräuche an der Wurzel
anzugreifen. Aber schon mit diesen halben Maßregeln fürchteten
ie Legaten zu viel nachgegeben zu haben, und da heftige Auftritte
nd Streitigkeiten unter den Prälaten und verschiedenen Ordensthe-
ogen, kühne Behauptungen und Anträge der kaiserlichen Gesandten
nd deutschen Bischöfe den Gang der Verhandlungen immer bedenk-
icher machten, auch eine baldige Erledigung des päpstlichen Stuh-
es vorherzusehen war; benutzten die Legaten das ungegründete Ge-
ücht einer Seuche in Trient, um unter diesem Vorwande zufolge
er ihnen schon längst aus Rom zugekommenen Vollmacht in der
ten Session am 11ten März 1547 die Versetzung des Conciliums
ach Bologna zu decretiren, worauf dann die Abreise der italieni-
chen Väter sogleich erfolgte. Die feierliche Protestation des Kai-
ers gegen diesen Schritt nöthigte achtzehn Bischöfe aus seinen Staa-
en bei dem Bischof und Herrn von Trient, Cardinal Madruzzi,
n dieser Stadt zurückzubleiben; während die Legaten mit sechs
Erzbischöfen, zweiunddreißig Bischöfen und vier Ordensgeneralen
n der 9ten und 10ten Session am 21sten April und 2ten Juni zu
Bologna sich begnügten, wiederholte Prorogationsdecrete zu publi-
iren, ohne weiter etwas über die Gegenstände des Conciliums zu
ntscheiden. Die Scheinsynode zu Trient hielt inzwischen keine
Session, und da der Kaiser sich standhaft weigerte, die Versamm-
ung zu Bologna als ein Concilium anzuerkennen, auch die da-
elbst befindlichen Bischöfe nach und nach abreisten, sprach der
Papst endlich in einer Bulle vom 17ten September 1549 die Sus-
ension des Conciliums aus. Nach seinem Tode bestieg der bishe-
ige Legat Del Monte am 8ten Februar 1550 selbst den päpstli-

chen Stuhl unter dem Namen Julius III., und kündigte auf Betrieb des Kaisers die Fortsetzung des Conciliums zu Trient noch in demselben Jahre förmlich an. Sein Legat, der Cardinal Marcellus Crescentius, ein heftiger, gewaltthätiger Mensch, kam nebst zwei Nuntien nach Trient, und eröffnete das Concilium den 1sten Mai 1551 mit der 11ten Session. Diese zweite Periode desselben begann wegen der geringen Anzahl von gegenwärtigen Prälaten eben nicht glänzend, und auch nachdem, kam Kaiser bewogen, die deutschen Erzbischöfe nebst mehreren spanischen, italienischen und deutschen Bischöfen, im Ganzen 64 Prälaten, angelangt waren, konnte, weil es an Theologen fehlte, bei der 12ten Session der 7ten September 1551 nur der Gegenstand künftiger Verhandlungen entschieden werden. Frankreich hielt seine Bischöfe, wie in der ersten Periode des Conciliums, davon zurück, und legt ein dieser Sitzung durch den Gesandten Jacob Amyot, wegen der zwischen dem König Heinrich und dem Papst damals obwaltenden politischen Spannung, eine feierliche Protestation gegen die Fortsetzung desselben ein. Nichts desto weniger schritten die Väter wieder zum Werke. Die als päpstliche Theologen angelangten Jesuiten, Lainez und Salmeron, hatten entscheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun mit Beseitigung scholastischer Spitzfindigkeiten kurz und bündig über das Abendmahl, die Buße und die letzte Oelung abgefaßt, und ersteres mit 11 Canones in der 13ten Session am 11ten October, letztere beide mit 19 Canones in der vierzehnten am 15ten November publicirt wurden. Man fügte ihnen zwei Reformationsdecrete über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe hinzu, worin die Gränzen der bischöflichen Macht und die Fälle zulässiger Appellationen an den Papst bestimmt, Eingriffe in fremde Sprengel und Mißbräuche im Gebrauch des Patronatrechts und in der Kleidung der Geistlichen untersagt, und die privilegirten geistlichen Corporationen, Universitäten, Klöster, Spitäler u. s. w. von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen waren. Die mit den Glaubensdecreten verbundenen Canones enthielten nur Verdammungsurtheile über die Meinungen Luthers und Zwingli's, und doch hatte der Papst die Protestanten durch mehrere Nuntien zu diesem Act des Conciliums eingeladen, weil der Kaiser auf ihrer Zulassung bestand. Wirklich erschienen einige Gesandte derselben zu Trient, die brandenburgischen, um durch Schmeicheleien vom Papst die Bestätigung des Prinzen Friedrich im Erzbisthum Magdeburg zu erhalten, die wirtembergischen und Deputirte aus den oberländischen Städten dem Kaiser zu Gefallen, und wohl auch getrieben vom Churfürsten Moriz, dessen eigne Gesandte noch am 7ten Januar 1552 eintrafen, und in einer Generalcongregation am 24sten Januar Gehör erhielten. Zum seinem größten Verdruß mußte der Cardinallegat einwilligen, daß auch ihre Theologen gehört und mit sicherm Geleit versehen werden sollten. Um jede Möglichkeit eines Vergleichs mit den Protestanten abzuschneiden, hatte er ein Decret über die Priesterweihe voll des ausschweifendsten Hildebrandismus entworfen; doch setzte der Kaiser es durch, daß bei der 15ten Session am 25sten Januar dies Decret nicht publicirt, sondern nur ein Aufschub der Verhandlungen bis zur Ankunft der protestantischen Theologen beschlossen wurde. Unter kaiserlichem Schutze kamen nun auch die wirtembergischen und oberländischen

städtischen) Abklagen nach Trient, und die würtembergischen befanden sich unter Anführung Melanchthons schon auf dem Wege. Daß aber diese Maßregel von Seiten Sachsens nur eine Kriegslist war, um den Kaiser sicher zu machen, zeigte sehr bald der unerwartete Feldzug des Churfürsten Moritz, der den Kaiser in die Flucht und das Concilium auseinanderjagte. Es beschloß daher in der 8ten Session am 28sten April seine Suspension auf zwei Jahre, ohne die Unterhandlungen mit den Protestanten auch nur angefangen zu haben. Unter diesen für das Ansehn des Papstes höchst mißlichen Umständen kam nicht nur der passauer Vertrag und der augsburger Religionsfriede (s. d. Art.) zu Stande, sondern zwei katholische Fürsten, der römische König Ferdinand und der Herzog von Bayern, wagten es auch, die ihnen vom Concilio versagte Erlaubniß des Kelchs für ihre evangelischen Unterthanen auf eigne Hand zu ertheilen. In Frankreich schien die wachsende Macht der Protestanten ähnliche und noch größere Begünstigungen erzwingen zu wollen, und weil der Papst Paul IV. (1555 — 1559), der nur durch blutige Inquisitionsgerichte zu herrschen wußte, von einem außerhalb der Stadt Rom zu haltenden Concilium durchaus nichts hören mochte, gingen die französischen Bischöfe schon damit um, eine Nationalsynode zur Stillung der Religionsunruhen zu veranstalten. Pauls Nachfolger Pius IV., sah sich daher genöthigt, 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung der allgemeinen Kirchenversammlung ausgehen zu lassen. Obgleich die Protestanten sie nicht annahmen, und auch die Krone Frankreich mit Verwerfung der bisherigen tridentinischen Beschlüsse ein ganz neues freies Concilium forderte, wurde es nun dennoch nach zehnjährigem Stillstande von sechs Legaten des Papstes, unter denen der Cardinal Prinz Hercules Gonzago von Mantua der vorsitzende war, mit 112 Bischöfen, meist Italienern, vier Aebten, und vier Ordensgeneralen durch die 17te Session am 18ten Januar 1562 wieder eröffnet. Die Decrete dieser Session betrafen nur die Lebensordnung der versammelten Väter, und das Vorrecht der Legaten, allein zu proponiren. In der 18ten Session am 26sten Februar wurde blos ein Decret wegen Abfassung eines Index der verbotnen Bücher publicirt, in der 19ten am 4ten May und der 20sten am 14ten Juni über wiederholter Aufschub der Publication neuer Decrete beschlossen. Diese Unthätigkeit war nur ein gewöhnliches Mittel der römischen Politik, Widersprüche durch Laviren zu umgehen; denn Frankreich sowohl als der Kaiser und Bayern erneuerten ihre Anträge auf Reformation der Kirche, und Verstattung des Laienkelches im Abendmahle, der Priesterehe und der verbotenen Speisen, und in der dem Papste höchst verhaßten Behauptung, daß die bischöflichen Würden und Rechte nicht päpstlichen, sondern göttlichen Ursprungs wären, stimmten alle Bischöfe außer den italienischen überein. Durch die Ueberzahl der letztern wendeten sich aber die Beschlüsse dennoch bei der Abstimmung jedesmal nach den Absichten des römischen Hofes. So kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Meßopfer, wobei vorbereitende Erklärungen in den Landessprachen erlaubt, aber die Laien mit ihrem Verlangen nach dem Abendmahlskelch an den Papst verwiesen wurden, in der 21sten und 22sten Session am 16ten July und 17ten September 1562 zu Stande. Zu den bei diesen Sessionen außer

bey Gesandten der catholischen Höfe gegenwärtigen 290 Prälaten, fand sich am 13ten November noch der Cardinal von Lothringen mit vierzehn Bischöfen, drei Aebten, und achtzehn Theologen aus Frankreich ein, und gab nicht nur der Opposition neues Gewicht, sondern trug auch vierunddreißig französische Reformationsartikel vor, die der päpstlichen Partei ungemein anstößig seyn mußten. Diese suchten daher wieder einen Ausweg im Verschieben der nächsten Session von einem Monat zum andern. Der allgemein geachtete, redliche Gonzaga, der sich bei jedem Schritte durch die römischen Instructionen gebunden fühlte, starb darüber am 2ten März 1563, und an seiner Stelle präsidirten nun die neuen Legaten, Morone und Stavagero, welche die Väter theils mit leeren Förmlichkeiten, theils durch die Zänkereien der Theologen hinzuhalten wußten, so daß man am kaiserlichen und französischen Hofe endlich einsah, von diesem Concilio sey keine Verbesserung der Kirche, noch weniger ein Friede mit den Protestanten zu hoffen, die es auch völlig verwarfen. Ueberdies wurde der Cardinal von Lothringen durch geheime Versprechungen zu seinem persönlichen Vortheile für die päpstliche Partei gewonnen; und so heftig auch bisher die deutschen, spanischen und französischen Bischöfe auf der Verwahrung des göttlichen Ursprungs ihrer Rechte bestanden hatten, willigten sie doch endlich, durch die Länge der Zeit ermüdet oder durch Intriguen umgestimmt, in das ganz aus päpstlicher Ansicht abgefaßte Decret von der Priesterweihe und Hierarchie ein, das bei der 23sten Session am 15ten Juli 1563 mit acht Canones öffentliche Sanction erhielt. Mit gleicher Nachgiebigkeit ließ man bei der 24sten Session am 11ten November das Decret vom Sacrament der Ehe mit zwölf Canones, worin der Cölibat der Geistlichen geboten war, und bei der 25sten und letzten am 3ten und 4ten December die sehr eilfertig abgefaßten Decrete vom Fegfeuer, Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, Ablaß, Fasten, Speiseverbot und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebst der Redaction eines Catechismus und Breviers dem Papst überlassen ward, durchgehen. In den bei diesen fünf letzten Sessionen publicirten Reformationsdecreten, die meist unerhebliche, oder sich von selbst verstehende, oder auch nur mit andern Worten wiederholte Verordnungen enthielten, war besonders für die Abstellung der bisherigen Mißbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geistlicher Aemter und Pfründen gesorgt, und das nützlichste die Vorschrift, Seminarien zur Bildung der Geistlichkeit anzulegen, und die Ordinanden zu prüfen. Am Schluß der letzten Session schrie der Cardinal von Lothringen: „verflucht seyen alle Ketzer!“ und das Corps der Prälaten stimmte ein: „verflucht, verflucht!“ daß der Dom von ihren Verwünschungen wiederhallte. So endigte sich die tridentinische Kirchenversammlung, deren Beschlüsse, von 255 Prälaten unterschrieben, die Trennung der Protestanten von der catholischen Kirche verewigten, und für diese die Kraft eines symbolischen Buchs erhielten. Der Papst bestätigte sie den 26sten Januar 1564 in ihrem ganzen Umfange. Der Hauptzweck dieses Concilii, die Protestanten wieder zu gewinnen, war freilich verfehlt, und der Gegensatz gegen sie und die griechische Kirche mit einer Schärfe aufgestellt, die keine Hoffnung jemaliger Versöhnung erlaubt. Doch hatte es das Verdienst, daß durch seine Beschlüsse

er Lehrbegriff des Catholicismus fester bestimmt, und doch man-
hen Mißbräuchen, wenn auch gerade den größten und verderbli-
hen nicht, abgeholfen worden war. Diese Beschlüsse fanden in Ita-
lien, Portugal und Polen unbedingte, in den spanischen Staa-
ten durch die Observanz der Reichsgesetze bedingte Aufnahme, in
Frankreich, Deutschland und Ungarn dagegen einen Widerspruch,
er allmählig in stillschweigende Billigung der Glaubensdecrete
von Seiten der Catholischen überging, aber der Annahme der mit
manchen Landesgesetzen unvereinbaren Reformationsdecrete stets
ntgegengestanden hat, obwohl die wahrhaften Verbesserungen, die
ie anordneten, allenthalben dankbar benutzt und in Anwendung
ebracht worden sind. Zur Erläuterung und Auslegung der Be-
chlüsse dieses Conciliums setzte Sixtus V. 1588 eine Congregation
on Cardinälen nieder, deren Fortdauer auch seine Nachfolger nö-
hig gefunden haben. E.

Trient (lateinisch Tridentum, italienisch Trento), eine Stadt in der Grafschaft Tyrol, welche ehemals nebst einem nicht unbedeutenden Gebiete, einem Bischofe gehörte, der unmittelbarer Reichsfürst war. Im Jahre 1803 wurde die Stadt und das ganze Bisthum von Oesterreich als ein weltliches Churfürstenthum in Besitz genommen, und mit Tyrol vereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schicksal gehabt hat, bis es seit 1814 wieder unter österreichische Herrschaft gekommen ist. Der Fürstbischof wurde durch eine jährliche Pension von 40,000 Gulden entschädigt. — Die Stadt Trient liegt in einem tiefen, von hohen, mit vielen Landhäusern und Weinstöcken besetzten Bergen umgebnen Thale, an der Etsch, über welche eine lange Brücke führt. Die Stadt ist unansehnlich und düster, die Straßen sind ungleich und unreinlich; sie hat 700 Häuser und gegen 8000 Einwohner. Zur Zeit der bischöflichen Regierung war die Anzahl der Geistlichen sehr groß. Das ehemalige bischöfliche Schloß ist ein altes, unansehnliches Gebäude. In der Kirche Santa Maria ist ein interessantes Gemählde mit vielen Porträts der vorzüglichsten Mitglieder des hier gehaltenen berühmten Conciliums (s. d. Art.). Es gibt hier ansehnliche Seidenfabriken. Die Lage der Stadt zwischen hohen Bergen macht im Sommer die Hitze bisweilen fast unerträglich.

Trier (französisch Treves, lateinisch Trevisi, von einem gallischen Volksstamme, welcher in dieser Gegend wohnte), eine alte, zu den Zeiten der Römer, und nachher unter den fränkischen Königen sehr angesehene Stadt, in einem reizenden Thale, das von zwei mit Weinstöcken bepflanzten Bergen gebildet wird, an der Mosel, über welche eine schöne steinerne Brücke führt. Sie war ehemals die Hauptstadt des Churfürstenthums Trier; durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam sie mit dem größten Theile des Landes an Frankreich, seit dem pariser Frieden aber gehört sie zu dem preußischen Großherzogthum Niederrhein, und ist der Hauptort des dritten Regierungsbezirks dieser Provinz, und der Sitz der Regierung. Die Stadt ist weitläuftig, weil in ihrem Umfange verschiedne große Gärten sind, hat aber nur 1200 Häuser mit 13,000 Einwohnern. Die Domkirche und einige andere Kirchen sind ansehnliche und zum Theil ihres Alterthums wegen merkwürdige Gebäude. Es finden sich hier noch verschiedne römische Alterthümer, unter andern die Reste eines römischen Am-

phiſchen. Das hieſige Gymnaſium beſitzt eine zahlreiche Bibliothek, und eine Geſellſchaft Gelehrter hat einige wiſſenſchaftliche und antiquariſche Sammlungen angelegt. Das ehemalige Bisthum Trier, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden ſeyn ſoll, war das älteſte in Deutſchland. Der Churfürſt von Trier führte den Titel eines Kanzlers des heiligen römiſchen Reichs durch Gallien und Arelat; ſeine gewöhnliche Reſidenz war Coblenz. Der letzte Churfürſt, Clemens Wenceslaus, ein Prinz aus dem ſächſiſchen Hauſe, erhielt, nachdem ſein Land ganz ſäculariſirt worden war, von Frankreich und einigen deutſchen Regenten eine jährliche Suſtentationsſumme von 300,000 Gulden. Er ſtarb 1812 zu Augsburg.

Trieſt (italieniſch Trieste, lateiniſch Tergestum), eine berühmte See- und Handelsſtadt im ehemaligen Friaul, jetzt der Hauptort eines von ihr benannten beſondern Gebiets, das auf vier Quadratmeilen 34,000 Einwohner hat. Die Stadt liegt am adriatiſchen Meere, welches hier einen Buſen (Golfo di Trieste) bildet, beſteht aus der Altſtadt, welche auf dem Abhange eines Berges, des Schloßberges, auf welchem ein Caſtel ſteht, erbaut iſt, und aus der Neuſtadt, die ſich bis an das Meer erſtreckt. Die Altſtadt hat noch viele enge, krumme, unreinliche Gaſſen, beſonders in der ehemaligen Judenſtadt, aber die Thereſien- oder Neuſtadt bildet ein regelmäßiges Viereck mit ſchönen Häuſern, großen Plätzen, breiten Straßen, und einigen Canälen, unter denen der große Canal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Seit 1800 hat man eine zweite neue Stadt, die Franzensſtadt, angelegt. Die Häuſer, deren Anzahl 1500 beträgt, ſind alle ſteinern; die reichen Kaufleute wenden fortwährend viel auf die Verſchönerung derſelben. Auch gibt es hier prächtige Gaſt- und Caffeehäuſer. Aber das neue große Theater ausgenommen, gibt es unter den öffentlichen Gebäuden keins von vorzüglicher Auszeichnung. Der Einwohner ſind 29,000. Sie ſind eine Miſchung von Deutſchen und Italienern, und dieſe Verſchiedenheit ſpricht ſich in ihrem Charakter und Benehmen ſehr deutlich aus. Als Trieſt im Jahre 1719 zum Freihafen erklärt wurde, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menſchen; ſo bedeutend iſt ſie durch die Handelsfreiheit vermehrt worden. Kaiſer Carl VI. erklärte in gedachtem Jahre Trieſt zum Freihafen; ſeine Tochter Maria Thereſia beſtätigte und erweiterte dieſe Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei ausgeführt werden. Der Handel iſt in den Händen von ungefähr 1000 Kaufleuten, die ſtarke Geſchäfte, vorzüglich mit den Häfen der Levante machen. Man rechnet, daß im Durchſchnitt täglich 12 bis 15 Schiffe ankommen, oder überhaupt gegen 6000 Schiffe jährlich ein- und auslaufen. Der Werth aller ein- und ausgeführten Waaren wird jährlich auf 14 bis 15 Millionen Gulden gerechnet. Ein neueres Project, den hieſigen Hafen zum einzigen Stapelplatz der öſterreichiſchen Monarchie zu machen, iſt verworfen worden. Der Hafen, der durch eine ſtarke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt wird, iſt gut, doch ſind die Schiffe darin nicht völlig gegen Stürme geſichert. Auf den vier Schiffswerften werden beſtändig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen ſind zwei Lazarethe (Lazaretto sporco und nuovo) zur Quarantäne für die aus ungeſunden oder verdächtigen Gegenden kommenden Schiffe. Unter den Fabriken zu Trieſt zeich-

man sich vorzüglich die Zuckersiedereyen und Rosoli-Fabriken aus; eine der letztern versendet jährlich gegen 2000 Eimer dieses Liqueurs. Sonst gibt es hier noch eine Fayence-Fabrik, eine Schwefelfabrik und türkische Wollfärbereien. In den Salinen bei Cervola eine Stunde von Triest, werden jährlich zwischen 20 und 30,000 Metzen Seesalz erzeugt. In der Gegend der Stadt wachsen verschiedene leichte Dessertweine. Einen angenehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die mit schönen Landhäusern und Gütten, in denen sich der Luxus der Triestiner zeigt, bedeckt sind. Vor ungefähr 70 Jahren waren diese Hügel noch öde, nackte Steine. Mit großen Kosten wurde aus Istrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und so die Gegend nach und nach zum Paradiese umgeschaffen. — Nach dem wiener Frieden (1809) wurde Triest mit seinem Gebiet zu Illyrien geschlagen; seit 1814 ist es wieder unter seinen vorigen Beherrscher gekommen.

Triglas auch **Triklaff** (nordische Mythol.), eine Gottheit der Wenden, deren Tempel auf dem Harlingsberge stand, und welche mit drei Gesichtern und einer Mondsichel dargestellt wurde. Ihr war ein schwarzes Roß gewidmet, dessen Wartung einem Priester übertragen war. Wenn ein Krieg angefangen werden sollte, so steckte der Priester dieses Göttes 9 Spieße, eine Elle von einander, in die Erde, führte dann jedes Roß dreimal darüber hin, und wenn keines dabei mit dem Fuße anstieß, so prophezeihte er daraus einen glücklichen Ausgang für den Krieg.

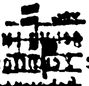
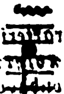
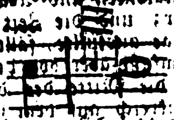
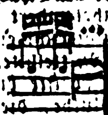
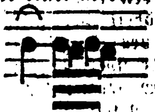
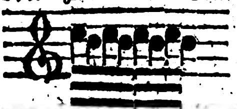
Triglyphen, s. Säulen.

Trigonometrie ist derjenige Theil der Mathematik, welcher lehrt, wie zu drei gegebenen Stücken, sowohl eines geradlinigen als auch eines sphärischen Dreiecks, die übrigen drei gefunden werden.

Triller (ital. trillo) in der Musik, ist das schnelle, abwechselnde Anschlagen zweier nebeneinander liegenden Töne. Der Triller ist eine Verzierungsmanier, welche eine biegsame und gewandte Kehle und eine fleißige Uebung erfordert; er ist um so vollkommner, je reiner die angegebenen Töne an sich, und in ihrem Verhältnisse zu einander sind, und je schneller und gleichförmiger die Abwechselung dieser Töne ist, so daß er, unbeschadet dieser Verhältnisse, wie eine einzige Bebung erscheinen muß; und man keinen der beiden abwechselnden Töne vor dem andern verhören, und durch ein Uebergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß. Den obersten Ton nennt man den **Hülfston**, er fängt den Triller an, und muß um einen ganzen Ton (eine diatonische Stufe) von dem andern verschieden seyn, den untersten den **Hauptton**, auf welchen auch der Triller geschrieben wird, und auf welchen er schließt,

tr

z. B. Man unterscheidet folgende Arten: 1. den einfachen oder simplen Triller, ohne Vor- und Nachschlag, angezeigt durch das Zeichen *m* oder *tr*. Er wird gewöhnlich gebraucht, wenn der Zeitwerth der Note keinen Nachschlag zuläßt; 2. den **zusammengesetzten Triller**, welcher einen Vor- und Nachschlag hat, der gewöhnlich durch ein angehängtes Häkchen bezeichnet wird. Hierzu gehört 3. der **Triller von unten**, d. i. der einen

Vorschlag von unten hat, z. B.  oder  jetzt der gewöhnlichste. 4. Der Triller, der einen Vorschlag von oben hat. Er wird durch ein Häkchen von oben, oder durch kleine Noten angezeigt, z. B.  oder  Statt des Zeichens ... bedient man sich jetzt gewöhnlich der Abbreviatur *tr.* Zu dem einfachen gehört auch der kurze oder Pralltriller, welcher nur bei einer niederwärts gehenden Secunde vorkommt, z. B. wie  . Mehrere fortschreitende Triller heißen eine Trillerkette (catena di trilli), ein Triller von zwei Stimmen oder Parthien ausgeführt, ein Doppeltriller. Nach dem Gesagten ist es ein Fehler, den Triller selbst (die Vorschlagsnoten hier unberücksichtigt) von dem untern oder Haupttone anzufangen, oder zum obern Ton nur einen halben Ton zu nehmen, z. B.  oder gar auf demselben Tone zu zittern. Auf den Instrumenten ist der Triller weit leichter, als beim Gesang; daher selbst einige große Sänger keinen vollkommenen Triller hatten.

Trinidad (franz. la Trinité), eine Insel der kleinen Antillen, welche unter allen Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, am nächsten bei dem festen Lande, unweit der Mündung des großen Flusses Oronoko (Orinoko) liegt, und deutliche Spuren zeigt, daß sie ehemals mit dem festen Lande verbunden gewesen. Columb entdeckte sie 1498 und gab ihr diesen Namen. Die Spanier legten auf ihr eine Colonie an, um von dieser Insel aus eine Verbindung mit dem festen Lande zu unterhalten; in der Folge wurde sie eine lange Zeit vernachlässigt, und erst später, jedoch ohne sonderlichen Eifer, wieder angebaut. Die Länge der Insel beträgt ungefähr 15 deutsche Meilen, und ihre Breite gegen 9 bis 10 Meilen. Das Klima ist ungesund, und diese Insel ist eine von den Antillen, wo das europäische Blut am heftigsten angegriffen wird. Die Insel ist aber auch sehr fruchtbar; sie bringt Zucker hervor, vortrefflichen Taback, Indigo, Ingwer, indianisch Korn, viele Arten der besten Früchte, und eine vorzüglich schöne Baumwolle, deren Cultur noch vermehrt werden könnte; auch war die Insel ehemals stark mit Holz bewachsen, und hatte schöne Mahagonibäume. Als die Spanier noch die Insel besaßen, bauten sie fast blos Cacao, der von vorzüglicher Güte war, und mit welchem ein einträglicher Handel getrieben wurde. Aber im J. 1727 gingen alle Cacaobäume ein, und seitdem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Nordwinde ihnen schädlich sind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhält die Insel durch ihre Lage, die sie in gewisser Art zum Schlüssel des merk-

canischen Meerbusens macht, und den öffentlichen oder Schleichhandel mit Südamerika sehr begünstigt. Daher zog diese Insel auch immer die Aufmerksamkeit der andern Seemächte auf sich. Im Jahre 1595 wurde sie von den Engländern, unter dem bekannten Walter Raleigh, erobert, aber im Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Im J. 1676 wurde sie von den Franzosen eingenommen, geplündert und verheert. In dem am Ende des Jahres 1796 zwischen England und Spanien ausgebrochenen, für die Seemacht des letztern so verderblichen, Kriege wurde, nachdem am 16ten Februar 1797 eine spanische Escadre in dem Meerbusen von Paria von den Engländern vernichtet worden war, die Insel am folgenden Tage von den Engländern unter dem General Abercrombie und Admiral Harvey angegriffen. Sie ergab sich am 18ten durch Capitulation, mit einer Besatzung von ungefähr 600 Mann, vielem Geschütz, Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Millionen Piaster an baarem Gelde. Alles dies fiel in die Hände der Engländer, die nun alles anwendeten, um die Cultur der Insel, auf welcher damals noch einige hunderttausend Acres Land unangebaut waren, zu vermehren. Sie brachten Sklaven dahin, und betrieben den Anbau und Handel mit solcher Thätigkeit, daß in einem Zeitraume von zwei Jahren die Menge der Producte um das Fünffache vermehrt, und der Werth der Grundstücke in eben dem Maße erhöht wurde. Im Frieden zu Amiens (den 27. März 1802) überließ Spanien die Insel an England in völliges Eigenthum und Souveränität. Die Zahl der Einwohner wird auf 33,000 Seelen angegeben. Die vorzüglichsten Oerter sind Puerto de Espanna (spanischer Hafen, auch spanische Stadt, Spanish Town) und St. Joseph. Zur Zeit der Spanier bestand das erstere aus 78 schlechten Häusern, und in der zweiten Stadt waren nur 88 Familien.

Trinitarier, s. Orden, geistliche.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trio, 1. ein Instrumentalstück von drei obligaten Stimmen, oder auch zwei Hauptstimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello. Man nennt es dann auch eine Sonata a tre, dreistimmige Sonate, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (s. d. Art.). Es ist aber nicht immer nothwendig dreistimmig (s. d. Art.), wie z. B. wenn das Clavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Instrument ist, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Parthie gerechnet wird, da es doch wenigstens zwei Stimmen spielt. Doch sollte der dreistimmige Satz immer herrschend seyn. Das Trio nähert sich in seinem Ideenumfange dem Quartett. Sonst gab es sogenannte Kirchentrio's, die im strengen und gebundenen Kirchenstyl gesetzt waren, und förmliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf zwei Violinen und einem Baßinstrument ausgeführt. Die Kammertrio's hatten sonst ihre eigenen Gesetze, gewöhnlich wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen, in den Stimmen aber mit größerer Einheit abwechselnd ausgeführt. 2. bei einer Menuet bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst Menuetto alternativo oder die zweite Menuet genannt hat: er wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben (s. Menuet), und wurde sonst dreistimmig gesetzt, daher der Name Trio (dreistimmige Menuet).

Triolett, ein Ringelgedicht von acht Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die beiden ersten Zeilen wiederholt werden. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen

von denen sie auch wahrscheinlich herstammt, mehr wie bei den Deutschen bearbeitet. Gewöhnlich ist ihr Gegenstand der Ausdruck sanfter lyrischer Empfindungen.

Tripel ist eine zum Thongeschlechte gehörige Steinart, welche gemeiniglich von gelblich-grauer Farbe, weich und ziemlich leicht ist. Er hat seinen Namen von der Stadt Tripolis in Afrika, von wo aus er zuerst bekannt geworden ist. Er wird zum Poliren verschiedener Steinarten, der Gläser und Metalle benutzt. Finden sich grobe, fremdartige Theile darinnen, so muß er vor dem Gebrauche erst gesiebt und geschlemmt werden. Man verfertigt auch aus ihm Formen zu Pasten und feinen Metallgüssen. Er findet sich in Böhmen, England und Auvergne, auch in den Steinkohlenwerken anderer Länder.

Tripolis, eine Republik in der Barbarei (s. Barbarei) zwischen dem mittelländischen Meer und der Wüste Sara, also daß es gegen Osten an das Königreich Barka, und gegen Westen an Tunis gränzt. Die Landschaft Tripolis war längere Zeit unter der Botmäßigkeit der Araber, und mitunter nur auf kurze Zeit in der Gewalt der sicilischen Normänner und Genueser gewesen. 1503 eroberte aber Don Pedro von Navarra, ein Heerführer des Königs Ferdinand des Katholischen, die Hauptstadt, und führte den arabischen Landesfürsten und die Einwohner nach Palermo. Kaiser Carl V. erlaubte diesen Fürsten, seine bis auf das Schloß zerstörte Hauptstadt wieder aufzubauen, und er besaß sie bis 1535, da Scheredin (Hariaden), der Bruder des berühmten Aruk Barbarossa, sie ihm entriß. Carl V. eroberte sie wieder, und überließ sie dem Malthesterrittern. Aber im J. 1551 kam eine türkische Flotte, vereint mit dem berüchtigten Seeräuber Dragut, vor Tripolis. Die Stadt wurde belagert, und ging durch Verrätherei an die Feinde über. Nun wurde Tripolis eine türkische Provinz. Im J. 1598 wollte ein arabischer Marabut die Stadt und das Land den Christen wieder in die Hände spielen, allein sein Anschlag, von den Christen nicht unterstützt, schlug fehl. Eine Zeitlang regierte die Pforte den Staat von Tripolis durch einen Sandschak (Sangiac), der von dem Pascha in Tunis abhing. Als aber (1600) Mahmed Beg, ein griechischer Renegat aus dem Geschlechte Justinians, Sandschak von Tripolis wurde, und sich nachher von dem Pascha unabhängig machte, hörte jenes Verhältniß auf. Inzwischen blieb doch Tripolis unter dem Schutze und der Oberherrschaft der türkischen Kaiser, und zwar abhängiger als Algier; und noch jetzt ist ein türkischer Pascha dort. Oft ist aber der Dei und Pascha eine Person. Uebrigens ist die Regierung wie in den zwei andern afrikanischen Raubrepubliken eingerichtet. Das Haupt derselben ist der Dei, welcher einen Divan oder Rath von Offizieren an der Seite hat. Seine Kriegsmacht ist unbedeutend, und reicht kaum zu, die Mauren des benachbarten Gebirges zur Zahlung des Tributs und zum Gehorsam anzuhalten. Auch die Seemacht ist bis auf ein Kriegsschiff und einige Galeeren herabgesunken, welche jedoch noch immer von einigen italienischen Staaten jährlich Prisen machen, und mit den erbeuteten Waaren Handel ins Innere von Afrika treiben. Die Einkünfte des Dei's betragen ungefähr 500,000 Rthlr. Der Fürst des südlichen Reichs Fessan ist Vasall von Tripolis, und zahlt die kleine Ehrenabgabe gern, weil aller Handel von der Küste nach Nigritien durch sein Gebiet geht. Das

and ist unfruchtbar, aber die Luft gemäßigt, und man findet Löen, Tiger, Straußen und ungemein große Hammel daselbst. Im Sommer regnet es äußerst selten, weßhalb das Land dürre ist. Bei dem häufigen Regen im Winter sieht hingegen alles in voller Fruchtbarkeit, welche durch fleißigern Anbau sich vermehren würde. Die Pferde dieser ganzen Gegend werden sehr geschätzt. Die Hauptstadt Tripolis oder Tripoli di Barbaria liegt am mittelländischen Meere, hat eine geographische Meile im Umfange, und nur 2 Thore, ist volkreich an Mohren, Türken, Juden und Christen. Sie hat eine gute steinerne Mauer, aber weder Graben noch Außenwerke; auch keine Citadelle, sondern nur ein verfallenes Castell, welches zugleich die Residenz des Dei ist. Aus Mangel an Quellen muß man sich bloß mit Regenwasser behelfen. Der Hafen ist gut. Die meisten europäischen Nationen haben hier ihre Consuln. Die Einwohner verfertigen Seidenzeuche, und gute Camelotte, und treiben jetzt nur wenig Seeräuberei auf dem mittelländischen Meere. Nicht weit davon liegt Missisieh oder die Neustadt, wo die vornehmsten Einwohner ihre Lusthäuser haben. — Tripolis in Syrien (arabisch Tarablus oder Tarabolos), Hauptstadt eines türkischen Paschaliks. Ihr Hafen liegt am mittelländischen Meere. Sie hat 15000 Einwohner, die aus Türken, Arabern, Christen und Juden bestehen, treibt bedeutenden Handel und mehrere europäische Nationen haben hier Consuln. Die gewöhnliche Sprache ist die arabische.

Triptölemus (mythol.), ein Sohn des Celeus, Königs von Eleusis und der Metanira. Nach Einigen hatte er andere Aeltern, und zwar zum Vater den Trochilus oder Oceanus, oder Eleusinus u. s. w., zur Mutter aber die Erde, oder die Kothonea, oder Pyomnia u. s. w. Ceres, die ihre verlorene Tochter Proserpina auf der ganzen Erde suchte, kam auch zu den Aeltern des Triptolemus nach Eleusis, und ward von der eben mit einem Sohne, dem Triptolemus, nach Andern dem Demophon, entbundenen Mutter als Amme angenommen. Sie beschloß den geliebten Säugling unsterblich zu machen, und legte ihn deßwegen des Nachts ins Feuer, um alles irdische an ihm zu zerstören. Allein sein Vater überraschte sie dabei und störte durch sein Geschrei die Stille der geheimnißvollen Handlung. Ceres bestrafte ihn dafür mit dem Tode, den Triptolemus aber beschenkte sie mit einem drachenbespannten Wagen, um als ihr Gesandter an die Sterblichen die ganze Erde zu durchziehen, und den Anbau des Getraides zu lehren. Auf seiner Reise hatte er verschiedene Abentheuer. So kam er z. B. zum Könige Lynceus in Scythien, der, um selbst für den Erfinder des Getraidebaues gehalten zu werden, den Triptolemus umbringen wollte, aber Ceres schützte ihren Liebling und verwandelte den Bösewicht in einen Luchs. Ein gleiches Schicksal wollte ihm Karnabon, ein mystischer König, bereiten, der auch schon einen Drachen getödtet hatte; aber Ceres kam ihm wieder zu Hülfe, gab dem Triptolemus einen andern Drachen, und versetzte den Karnabon mit dem getödteten an den Himmel, wo er in steter Furcht schwebt, von dem Ungeheuer umgebracht zu werden. Man hält ihn für das Gestirn des Schlangenträgers. Bei seiner Heimkehr stellte dem Triptolemus (nach Einigen) sein eigener Vater nach dem Leben, aber Ceres rettete ihn wieder und bewog den Vater, um das Reich abzutreten. Er war der Erfinder des Pfluges und

Wagens, der Erbauer der Stadt Eleusine, und der Stifter des eleusinischen Mysterien (s. Eleusis). In Attika besäete er mit dem ersten Getraide das Feld Rharius, und in Arcadien lernte Areas von ihm den Ackerbau, so wie auch Eumelus in Attika, dem er gleichfalls die Kunst, Städte zu bauen lehrte. Triptolemus hatte zu Eleusis einen eigenen Tempel, und auf dem rharischen Felde einen Altar. Man stellte ihn vor, bald mit Kornähren in der Hand, bald steht er neben einem Pfluge, bald sitzt er auf dem mit Drachen bespannten Wagen. Die Römer bildeten aus dem Triptolemus ihren Bonus Eventus.

Trissino (Giovanni Giorgio), berühmt als Dichter und Gelehrter, war 1478 zu Vicenza von adligen Aeltern geboren. Erst spät widmete er sich den Wissenschaften. Demetrius Chalcondylas, dessen Andenken er später durch ein edles Grabmal ehrte, war sein Lehrer in der griechischen Sprache. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Rom. Leo X. bezeigte ihm besonders Wohlwollen und übertrug ihm ehrenvolle Gesandtschaften an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sandte ihn an Kaiser Carl V., der ihn sehr wohl aufnahm und mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte. Inzwischen hatte sich Trissino zum zweitenmal verheirathet, dadurch aber seinen Sohn erster Ehe, Giulio, zu einem Prozeß gegen ihn veranlaßt, der zu Venedig gegen den Vater entschieden wurde, und diesen um einen großen Theil seines Vermögens brachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianischen Staaten und ging nach Rom, wo er 1550 starb. Trissino erwarb sich den Ruhm, Italien in seiner Sophonisbe die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Sie wurde bei ihrer Erscheinung gleichsam als ein Werk, worin der Geist der Griechen sich erneut habe, mit unglaublichem Beifall aufgenommen und Leo X. ließ sie mit höchster Pracht aufführen. Dieser Enthusiasmus mußte jedoch bald schwinden, da die Sophonisbe, als eine kalte Nachahmung des Alterthumes, dem Geiste der Nation selbst fremd blieb. Dennoch sind einzelne Scenen nicht ohne Verdienst, aber dem Ganzen sowohl, als auch besonders der Schreibart fehlt es an Kraft, Hoheit und Schwung. Trissino soll in der Sophonisbe der Schöpfer des reimlosen, elfsylbigen Verses (verso sciolto) gewesen seyn. Wie wenig er aber verstand, diesen Versen tragische Würde zu geben, beweist die vollkommen gleiche Anwendung, die er davon in seinem, dem Plautus nachgeahmten, Lustspiel I Simillimi macht. Auf demselben Wege wie zum Drama, wollte Trissino auch zum Epos gelangen, nämlich den Homer und die Regeln des Aristoteles vor Augen. Da ihm aber Schöpfungskraft und Originalität fehlten, so konnte es ihm auch in seiner Italia liberata dai Goti nicht gelingen, ein Nationalepos aufzustellen, so volksmäßig auch der Gegenstand zu seyn scheint. Glücklicher ist Trissino als lyrischer Dichter; einzelne Gefühle weiß er zart und oft sinnreich auszudrücken. Außerdem verfaßte er eine Poetik, die noch jetzt nicht ohne Werth ist, und von gründlichen Kenntnissen zeugt, wie denn überhaupt sein Ruf als Gelehrter fester steht, als sein dichterischer. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Maffei in zwei Bänden in klein Folio.

Trübheiten werden in der christlichen Kirche diejenigen Lei-

lehrer genannt, die den Mißverstand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von drei Gottheiten treiben.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite, statt welcher auch Celäno und Salacia als seine Mutter genannt werden. Nach Einigen auch ein Sohn des Oceanus und der Thetis oder des Nereus. Er war einer der berühmtesten Meergötter, und man scheint durch ihn das Brausen des Meeres haben andeuten wollen. Er blies auf einer Muschel, und besänftigte damit, wenn Neptun es ihm befahl, das aufgeschwollene Meer. Im Kriege der Götter mit den Giganten trieb er durch den Ton seines Instruments die letztern in die Flucht. Er tödtete des Aeneas Steuermann Misenus, weil dieser mit ihm im Blasen wetteifern wollte. — In der ältesten Fabel war Triton eigentlich der Gott des libyschen Sees Triton (s. unten). Homer erwähnt ihn nicht, aber Hesiodus besingt ihn als einen gewöhnlichen Wassergott. Amphitrite und Neptun, singt er:

Zeugeten Tritons Macht, des gewaltigen, der an des Meeres
Tiefem Grund zur Mutter gesellt, und dem herrschenden Vater
Wohnt in dem goldenen Haus', ein furchtbarer Gott.

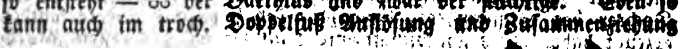
Späterhin machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei den Syrten, sondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich erscheint nicht mehr ein Triton, sondern mehrere Tritonen, die gleich den spätern Panen, Priapen und Silenen den Namen ihres Vaters geerbt hatten, die in halbthierischer Gestalt vorgestellt wurden, und den Nereiden zum Gespann und Reiten dienten. Auch wird Triton als ein Mann mit zweiendigem Fischschwanze und sichelförmigen Floßfittigen beschrieben. Pausanias schildert die Tritonen noch vollständiger: das Haupthaar grünem Sumpfkraute gleich, den Leib von feilharten Schuppen umstarrt, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nasen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, schuppige Hände und Finger mit Klauen, an Brust und Bauch Floßen. Dabei hatten sie eine Menschenstimme und bliesen auf Schnecken. Andere lassen den Triton das Meer mit bläulichen Rossen durchjagen, und so wurde er dann mit Krebsscheeren, die dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen sind, abgebildet. Endlich fabelte man gar wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen um.

Triumph (Triumf). Eine der größten und imponirendsten Feierlichkeiten des alten Roms waren die glänzenden Triumphaufzüge der siegreich zurückkehrenden Feldherrn. Man unterscheidet aber einen doppelten Triumph, einen großen und kleinen. Beide mußten vom Senat bewilligt werden; und zwar wurde nach dem Gesetz der große Triumph nur einem Dictator, Consul oder Prätor gestattet, der als Oberfeldherr in der Provinz über Ausländer, und zugleich freie Leute, einen wichtigen Sieg erfochten hatte, wo wenigstens 5000 Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der ganze Senat ging dem Sieger entgegen, der auf einem vergoldeten Wagen, von 4 weißen Rossen gezogen, mit einer purpurnen, gestickten Toga bekleidet und geschmückt mit einem Lorbeerkranze, einen elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand, durch die Stadt aufs Capitolium fuhr. Voraus gingen Sänger und Musikanten, Senatoren und öffentliche Beamten, die gefangenen Heerführer und Fürsten in Ketten sammt der

gemachten Beute, auch die eroberten Städte und Burgen im Bilde, und die schön geschmückten, auserlesenen Opferthiere. Dem Triumphator folgten die Verwandten und Freunde und ein langer Zug anderer Bürger im Festgewand mit lautem Jubelruf, zuletzt das siegreiche Heer, zu Fuß und zu Roß, lorbeerbekränzt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt. Einer alten Sitte gemäß, die wirklich etwas Rührendes hat, befand sich dicht hinter dem gefeierten Feldherrn ein Sklav, der eine goldene mit Edelsteinen besetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernsten Worte zurufen mußte: Bedenke, daß du ein Mensch bist! — Auf dem Capitolium dankte der Triumphator öffentlich den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere schlachten und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann gab er gewöhnlich ein großes Gastmahl, und Abends begleitete ihn das versammelte Volk mit Fackeln und freudigem Zuruf nach Hause. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes strebte, und daß er es für die höchste Auszeichnung hielt, dieser Ehre gewürdigt zu werden. Bei dem kleinen Triumphe, ovatio genannt (man glaubt von ovis, ein Schaaf, weil ein solches dabei geopfert wurde), fuhr der Feldherr nicht auf dem prächtigen Siegeswagen, sondern hielt seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde. Dieser weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann bewilligt, wenn der erfochtene Sieg nicht so bedeutend war, daß der Imperator von Rechtswegen auf die höchste Auszeichnung Anspruch machen konnte. — Triumphbogen. Eine Art von Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherrn bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet, und noch sind einige zu Rom, zum Theil nur in Trümmern, vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Constantin, des Gallienus, des Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs, die sich auf die Besiegung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen, unter andern auch die heiligen Geräthe des Tempels, z. B. den goldenen Leuchter, den Schaubrodtisch ꝛc. vorstellen.

Triumvirat. Die Römer hatten mehrere Aemter, deren gemeinschaftliche Verwaltung drei Personen übertragen wurde. Als Cäsar ermordet war, ließen sich Antonius, Octavius und Lepidus von dem römischen Volke die Gewalt übertragen, den Staat wieder in Ordnung zu bringen, und sie wurden daher Triumviri reipublicae constituendae, ihre gemeinschaftliche Amtsführung aber das Triumvirat genannt. Octavius wußte sich indessen seine beiden Collegen vom Halse zu schaffen, und führte die Monarchie ein. Man nannte auch die Verbindung zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus ein Triumvirat, aber mit Unrecht, indem dieselbe bloß ein Verein zwischen Privatleuten ohne Bestätigung des Staates war. Ein Triumvirat, d. h. eine dreien Personen vom Staate übertragene und bestätigte höchste gleichmäßige Staatsgewalt, bestand in neuern Zeiten während der consularischen Regierung in Frankreich (aber bloß dem Ansehn nach), da der zweite und dritte Consul dem ersten untergeordnet waren, und dieser sich also eigentlich ganz allein im Besitze der höchsten Gewalt befand.

Trochäus, eine prosodische Wortform, die aus einer langen und kurzen Sylbe besteht, also ein umgekehrter Jambus ist, und, der Ableitung nach vom griechischen Worte trochos, den laufenden bedeutet, weßhalb er vermuthlich auch Chorius oder Choreus, der tanzende, und von einigen Deutschen der Walzer genannt worden ist. Unter den Artik. Rhythmus und Spondeus ergab sich schon, daß das Metrum als Proportionsmaß des Rhythmus ursprünglich in Bild und Gegenbild, Arsis und Thesis, gutem und schlechtem Tacttheil sich ausspreche, daß jedes dieser Momente in neue untergeordnete, und also Momente der zweiten Ordnung zerlegbar sey, welche wiederum dieselbe Bestimmung annehmen; daß nach dem Wechsel der Momente verschiedener Ordnungen gerades und ungerades Metrum entstand, inwiefern nämlich der Hauptmoment in 2 oder 3 zerfalle. Werden nun beide Hauptmomente zerlegt, so entsteht nothwendig ein doppelter Fuß, ein Trochäus (—⏑) Tribrachys (⏑⏑⏑) oder Daktylus (—⏑⏑), und darum werden diese auch nach Dipodien, oder Doppelfüßen gemessen; so wie hingegen, wenn ein Hauptmoment unaufgelöst bleibt, andere entstehen, welche nach Monopodien gemessen werden. Der einzelne Trochäus nun, —⏑, zeigt sich sogleich unbestritten als dreizeitiger Fuß, indem die Länge zwei Kürzen gilt, mithin als dem ungeraden, drei achtel-, sechs achtel- oder neun achtel Takt angehörig. Wird diese seine Länge in zwei Kürzen aufgelöst und die erste bekommt, um seinen Character nicht zu verwischen, den Accent, so entsteht ⏑⏑⏑, welcher Fuß Tribrachys heißt. Wird dieser Accent bis zur Länge gedehnt (das Intensive zum Extensiven), so entsteht —⏑⏑ der Daktylus und zwar der flüchtige. Eben so kann auch im troch. Doppelfuß Auflösung und Zusammenziehung Statt finden in einem Momente und mithin ♩ ♪ ♩ ♪ wechseln mit ♩. ♩ ♪ (metrisch, aber freilich unbestimmt bezeichnet: —⏑—⏑ mit ——⏑) also mit dem Fuß, der Bacchus heißt. Verwandelt sich nun ferner der zweite in einen Daktylus, so entsteht ——⏑⏑, der sinkende Joniker. Wird in dem Joniker der zweite Trochäe ein Tribrachys, so entsteht —⏑⏑⏑ ♩. ♪ ♪ ♪ ♪, welcher Fuß Päon heißt. Wird der zweite Trochäe der Dipodie zusammengezogen, so entsteht —⏑— ♩ ♪ ♩. der Kretikus, oder Amphimacer, und wird der erste Fuß Daktylus, so entsteht —⏑⏑—, der Choriamb. Demnach erscheint die trochäische Dipodie in sieben verschiedenen Formen, welche hier natürlich nicht in ihren einzelnen Vorkommnissen durchgenommen werden können, so wenig als die daraus entstandene jambische, die eigentlich nur eine trochäische Dipodie mit Auftakt ⏑ | —⏑—⏑ ist, also ♪ | ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ | ♩; wo beiläufig das *sf* zeigt, an welcher Stelle die lange Sylbe mit der kurzen vertauscht werden kann. Hiemit nun hat der erste deutsche Metriker Apel die so lang verkannte wichtige, im Wesen des Metrum und der Sprache begründete dreizeitige Länge zu Tage gefördert, welche durch die mangel-



hafte metrische Bezeichnung abhanden gekommen war, und die Theorie erst wieder neu lebendig gemacht hat.

Troglodyten nannte man Menschen oder ganze Völkerschaften, die in Höhlen wohnten. In verschiedenen Ländern des alten Asiens, besonders in Aethiopien, auch in Aegypten, sollen Troglodyten gewesen seyn, über die Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über sie hinterlassen haben, sind sehr schwankend. — In der ältern Kirchengeschichte werden gewisse Ketzer so genannt, die von allen übrigen Christen ausgestoßen wurden, ganz und daher ihre religiösen Versammlungen in Höhlen halten mußten. Auch Juden, denen man Schuld gab, daß sie in verborgenen Höhlen Abgötterei trieben, hat man diesen Namen beigelegt. — In der Naturgeschichte hat man dem Chimpanse, der Gattung ungeschwänzter Affen, die dem Orang-Outang ähnelt, die Benennung Troglodytes beigelegt.

Troja. Keine Stadt des grauesten Alterthums ist wohl öfter genannt und durch den Gesang der Dichter verherrlicht worden, als Troja, obwohl Neuere sogar den Zweifel erregten, ob sie jemals existirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war Ilios oder Ilium, und Troja bezeichnet auch die Gegend um die Stadt; doch ist Troja als Name der Stadt selbst, bei den Späteren wenigstens, ganz gewöhnlich. Sie lag in Phrygien, in der Landschaft Troas, auf einer Anhöhe, zwischen den Flüssen Simois und Skamandros oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am Fuß des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja oder Troas von Tros, einem Sohne des Erichthonius, herstamme, der sein Reich zuerst so genannt, und mit Kallirhoë, der Tochter des Skamandros, vermählt, den Ilos und andere Kinder erzeugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem spätern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als der Sitz eines kleinen Fürsten, des Königs Priamus, wäre sie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen Königssohne, entführte Helena Veranlassung zu dem zehnjährigen Kampfe des vereinigten Griechenlandes gegen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung dieser Stadt endigte, und hätte nicht Homeros durch seine Ilias diesen Kampf verherrlicht. Doch zeigt schon die Wahl des Gegenstandes, daß dieser Krieg durch die Volkssage früher bereits eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war übrigens von so gewaltigen und festen Mauern umgeben, daß man ihre Erbauung den Göttern zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit des Krieges nicht bestimmen, doch geben Neuere das Jahr 1184 vor Chr. als dasjenige an, wo Troja zerstört worden. Früher sollte schon einmal Heraklos diese Stadt erobert haben; doch wurde diese frühere Eroberung in Schatten gestellt durch die spätere des unter Agamemnons, Königs von Mykenä, Anführung vereinigten griechischen Heeres, vorzüglich, weil der genannte alte berühmte Dichter sie durch seine Gesänge der Unsterblichkeit überlieferte. Unter Troja's Heldenthaten erscheint in der Ilias Hektor, Priamus Sohn, als der edelste und tapferste. Er ist Hauptanführer und sein Tod durch Achilles Hand entscheidet über Ilions Fall. Unter den übrigen Trojanern ist Aeneas vorzüglich durch seine Auswanderung nach Italien, und als Held des virgilischen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Noch be-

merken wir, daß die höher gelegene Burg von Troja, die Akropolis, Pergamos hieß, und daß späterhin in der Gegend der zerstörten Stadt eine neue kleinere entstand, die den alten Namen führte, und, so wie sie, der Pallas geweiht war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls spätern Ursprungs, wie schon der Name zeigt, lag, wie man glaubt, nicht in der Stelle des alten Troja, obwohl dies eine gewöhnliche Meinung war, und die Bewohner selbst es behaupteten. In neuern Zeiten haben Reisende an Ort und Stelle sorgfältige Untersuchungen über die wahre Lage des alten Troja angestellt, besonders 2 Franzosen, der Graf Choiseuil-Gouffier und Lechevalier, auch zum Theil noch Ueberbleibsel zu entdecken gemeint. Nach Lechevalier stand das alte Troja oder Ilium an der Stelle, wo sich jetzt das Dorf Bunarbaschi befindet. Man vergleiche Reise nach Troas, oder Gemählde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande vom Bürger Lechevalier. Nach dem Französ. von Lenz, mit Kupfern u. Chart. Altenburg und Erfurt, bei Rink und Schnuphase, 1800, wo man auch eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner die Ebene von Troja, nach dem Grafen Choiseul-Gouffier und andern neuern Reisenden ꝛc. von Lenz. Neu-Strelitz bei Michaelis, 1798. Vortreffliche Bemerkungen über diese altclassische Gegend finden sich auch in des Engländers Wood Essay on the Original Genius et Writings of Homer.

Trokar (franz.), ein chirurgisches Instrument, das bei Menschen in der Wassersucht, beim Aufblähen des Rindviehs und beim Schwindel der Schafe gebraucht wird. Es besteht aus einer dreischneidigen Spitze oder Nadel, die in eine Röhre von verschiedener Länge paßt. Man stößt die Spitze mit der Röhre zugleich an dem bestimmten Orte bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann die Spitze heraus, läßt aber in der Oeffnung die Röhre stecken, durch welche nun das Wasser abfließen oder bei dem durch zu vieles frisches Futter aufgeblähten Rindvieh die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen heraustreten kann. Bei Schafen, die den Schwindel haben, wird mit dem Trokar durch den Schädelknochen eine Oeffnung bis an das Gehirn gemacht. Es sind von Zeit zu Zeit verschiedene Verbesserungen an diesem Instrumente gemacht worden. — Der Name ist französisch, und soll von trois quarts, weil das Instrument dreischneidig ist, herkommen; lateinisch heißt es acus triquetra.

Trollhätta heißt der große Wasserfall in dem schwedischen Flusse Gothelbe, welcher aus dem Wenersee ausläuft, und bei Gothenburg ins Meer fällt. Dieser Fall ist unter dem Ausflusse des erwähnten Stroms aus dem gedachten Wenersee, wo das Wasser bis zwölf Klafter hoch mit einem solchen Getöse herunter fällt, daß man es auf zwei Meilen weit hören kann. Zuweilen wird auch der Fluß Gothelbe selbst Trollhätta genannt. Der daselbst angelegte Brückenweg, der etwas über eine Viertelmeile lang ist, bringt der Handlung vielen Vortheil. Das große Schleusenwerk, welches die Schifffahrt auf diesem Strome möglich macht, ist im J. 1800 vollendet zu Stande gebracht worden. Der ganze Kanal, welcher ½ schwedische Meile lang, 22 Fuß breit, und an den niedrigsten Stellen über 7 Fuß tief ist, hat 9 Schleusen. Es haben ihn bloß Privatleute angelegt. Wenn die Verbindung des Wenersees mit dem Helmar- und Mälersee vollends hergestellt ist,

so können Seefahrzeuge von Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu passiren. Die ganze Höhe des Falls durch die verschiedenen Schleusen beträgt 56 Ellen.

Trommel (le tambour), in der heutigen Musik das besonders bei Kriegerischer Musik übliche Schlaginstrument, besteht aus einem von dünnem Holze, Messing oder Kupfer gearbeiteten cylindrischen Körper, über welchen oben und unten ein halbgegerbtes Kalbfell gespannt ist, auf welches man mit Klöppeln schlägt. Der starke rauschende Ton bei diesem Schlage wird durch eine Darmsaite hervorgebracht, welche über das untere Fell gespannt ist. Wird dafür zwischen diese Saite ein weicher Körper gesteckt, so hört das Rauschen auf, und der Klang der Trommel wird gedeckt. Da die Trommel nur einen Ton hat, so erklärt sich daher der Name Trommelbaß, welchen man braucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort angeschlagenen Tone bestehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Da aber dieses Instrument auf einen Ton beschränkt ist, so ist es desto geschickter zur Hervorbringung der mannichfaltigsten Grade der Stärke und Schwäche (wodurch oft die Täuschung, als würden verschiedene Töne angeschlagen, entsteht), so wie der mannichfaltigsten rhythmischen Figuren. Das Verdienst des Trommelschlägers (auch le tambour genannt), besteht daher vorzüglich in der Fertigkeit im crescendo und decrescendo, wodurch er eigenthümliche, dem Donner ähnliche Wirkungen hervorbringen kann, und in der deutlichsten Bezeichnung des Rhythmus bei den verschiedensten die größte mechanische Fertigkeit erfordernden Schlagfiguren. Letzteres ist vorzüglich der militärische Gebrauch der Trommel, indem sie den Soldaten im geordneten und abgemessenen Gange erhält, und dadurch selbst das Marschiren gleichsam mechanisch leichter macht. Das Tambourin ist einfacher als unsere jetzige Trommel, und daher wohl älter als diese. Die Pauke (s. d. Art.) fällt in ihrer Entstehung mit letzterm zusammen. Die große Trommel, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türkischen Musik an; sie fällt nur bei den Haupttönen, welche gleichsam den Grundrhythmus bezeichnen, ein; während die kleinere Trommel daneben größtentheils immer fortwirbelt und fluthet. — Daß übrigens mehr mechanische Fertigkeit, als höherer Kunstsinn dazu gehöre, diese Instrumente zu spielen, bezeugt Vaucansons berühmtes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre Hand das Flageolet spielte.

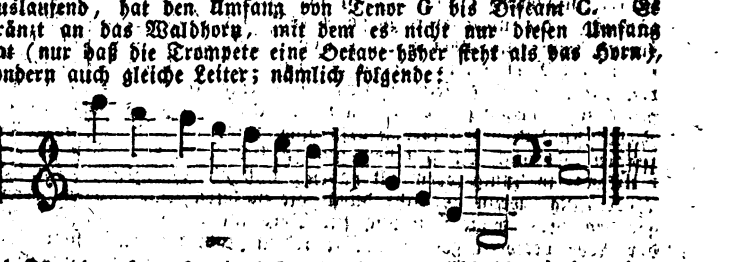
Tromp (Martin Harpertzoon), einer der berühmtesten holländischen Seehelden und Admirale, wurde 1597 zu Brille geboren. In seinem achten Jahre wurde er von seinen Aeltern in Dienst eines nach Ostindien fahrenden Schiffs gegeben. Noch sehr jung ward er von einem englischen Kaper mit zum Gefangenen gemacht, und hatte hier in Diensten desselben Gelegenheit, alle Künste und Manoeuvres des kleinen Seekrieges kennen zu lernen. Einige Jahre nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wurde er im mittelländischen Meere von den Türken gefangen, aus deren Händen er jedoch glücklich entkam. Späterhin trat er in die Dienste der Generalstaaten, und begleitete den berühmten Admiral Peter Hein, dessen größter Liebling er war, bei allen seinen Unternehmungen, und focht an dessen Seite, als Hein getödtet

wurde. Er ward (1630) Admiral von Holland, und auf die N
richt, daß eine spanische Flotte von zehn Linienschiffen, vier F
gatten und mehreren kleinen Fahrzeugen von Randyk ausgela
sey, verfolgte er sie bei Grevelingen, und nahm und zerstörte f
Linienschiffe und vier Fregatten. Im October des nämlichen J
res griff er in den Dünen, vom Admiral Cornelizoon de Witte
gleitet, die mächtige spanische Flotte unter Oquendo an, wel
von den Engländern unterstützt ward, und gewann durch Wegnah
und Zerstörung des größten Theils der feindlichen Flotte ein
giorreichen Sieg. Oquendo's eigenes Schiff würde untergegang
seyn, hätte nicht Tromp ihm großmüthig eine Fregatte zu Hü
geschickt. Dieser Sieg machte seinen Namen in ganz Europa b
rühmt, und der König von Frankreich erhob ihn dafür in d
französischen Adelstand. 1652 brachen Zwistigkeiten zwischen Ho
land und England aus, und Tromp und der englische Admir
Blake hatten ein Gefecht vor den Dünen, wobei die holländisch
Flotte einigen Verlust erlitt, und sich zurückziehen mußte. Bal
nachher, als Blake einige Schiffe, die auf den Häringsfang ausg
laufen waren, genommen hatte, erhielt Tromp Befehl, ihn anzu
greifen, allein ein heftiger Sturm zerstreute und vernichtete sein
Flotte, gerade als das Signal zum Angriffe gegeben war, weßhal
er nach dem Hafen zurückkehrte. Dieser Unfall, obgleich Tromp
unschuldig daran war, veranlaßte die Regierung, ihn zu entlassen
und de Ruyter an seine Stelle zu berufen. Indessen wurde ihm
das Commando noch in dem nämlichen Jahre wieder übertragen
und den 29sten November schlug er, von Evertzoon und de Ruyter
unterstützt, die englische Flotte, welche unter Blake in den Dünen
lag, so, daß sie sich bis in die Themse mit einem Verlust von fünf
Schiffen zurückziehen mußte. Tromp ließ bei dieser Gelegenheit
in wahrem Matrosengeiste einen Besen an seinen Hauptmast befe
stigen, zum Zeichen, daß er den Canal ausfegen wollte. Am Jah
resschlusse lief er mit einer zahlreichen von ihm geleiteten Kaufahrtei
flotte in einen Hafen ein, und empfing den öffentlichen Dank der
Generalstaaten. 1653 wurden Tromp und de Ruyter, welche eine
große Anzahl Handlungsschiffe begleiteten, durch die vereinigten
Flotten von Monk, Deane und Blake angegriffen; beide Theile wa
ren sehr mächtig, aber die Engländer am stärksten. Eine dreitägige
Seeschlacht erfolgte, in welcher die Holländer elf Schiffe verlore
sich aber in guter Ordnung zurückzogen, und ihre Convoy nach
Hause brachten. Tromp, der an seinem Ruhme hiedurch nicht ver
lor, wurde zur Begleitung einer andern Kaufahrerflotte ausgesandt,
welche er, ohne ein Schiff einzubüßen, bis an die Nordküste von
Schottland brachte. Darauf griff er, um sich zu rächen, im Ju
nius die englische Flotte unter Monk, Deane und Lawson bei Nieu
port an, mußte sich aber mit beträchtlichem Verlust nach Weilingen
zurückziehen. Er und de Ruyter retteten sich bei dieser Gelegenheit
beide gegenseitig aus der drohendsten Gefahr. Nachdem ihre Flotten
wieder mit Schiffen und Menschen versehen waren, segelte Tromp
mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Seeland, wo er die engli
sche Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Ein Sturm verhinderte
anfangs den Angriff, aber den 10ten August 1653, als Tromp
durch de Witte bis auf 120 Schiffe verstärkt war, begann zwi
schen Schevelingen und der Maas das Gefecht. Der linke Flü

entschied nichts. Am zweiten Tage aber durchbrach Tromp, seiner Gewohnheit gemäß, die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt und von seiner eigenen Flotte verlassen. Er focht wie verzweifelt, um sich herauszuziehen, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niedersank. „Faßt Muth, meine Jungen," rief er verscheidend aus; „meine Bahn ist mit Ruhm vollendet!" Jede Anstrengung de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die holländischen Truppen zu ermuthigen, waren, sobald Tromps Tod bekannt ward, vergebens, und eine unglückliche, aber theuer erkaufte Niederlage beschloß den Tag und den Krieg. Tromp soll im Ganzen 33 Treffen gewonnen haben. Sein Schicksal, für sein Vaterland sein Blut zu vergießen, hatte er selbst sich gewünscht. Prachtvoll wurde sein Leichnam in der Kirche zu Delft beerdigt, und ein glänzendes Mausoleum wurde seinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen, und durch eine feierliche Deputation Tromps Witwe des öffentlichen Beileids versichern. — Cornelius Tromp, der zweite Sohn des Vorigen, geboren 1629, befehligte schon in seinem 19ten Jahre ein Schiff gegen die Corsaren der afrikanischen Küste. Zwei Jahre nachher ward er von der Admiralität zu Amsterdam zum Contreadmiral ernannt. 1665 war er in dem Kriege zwischen England und den vereinten Staaten bei dem Treffen von Solebay zugegen, wo die niederländische Flotte geschlagen, und der Admiral Opdam in die Luft gesprengt wurde. Durch einen meisterhaften Rückzug gelang es jedoch Tromp, den Siegern ihre meisten Vortheile zu vereiteln. Durch Geschicklichkeit und Muth gelangte er zu dem Ruhme seines Vaters, und war gleich ihm der oranischen Partei ergeben; deshalb fand de Witte, obgleich in politischer Hinsicht das Gegentheil, es rathsam, ihm bis zur Rückkehr de Ruyters, der abwesend war, den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Obgleich Tromp nach de Ruyters Ankunft sich weigerte, unter ihm zu dienen, so mußte er endlich doch nachgeben. Bei der viertägigen Schlacht in den Dünen (im Juli 1666) zeigte er eben so viel Muth als Geschicklichkeit, ohne jedoch so glücklich zu seyn wie de Ruyter. Als er im Anzuge desselben Jahres mit zu großer Hitze eine englische Flotte, die er geschlagen hatte, verfolgte, ward er von der holländischen Hauptflotte abgeschnitten, wodurch er verhindert wurde, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu kommen, welcher sich zurückziehen mußte. Indessen gelang es Tromp, mit geringem Verlust seine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyters Klagen wurde er seines Stelle entsetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwischen Holland und den verbündeten Königreichen England und Frankreich ausbrach, ward Tromp wieder in Dienst genommen, und mit seinem Nebenbuhler de Ruyter vollkommen ausgesöhnt. In diesem Kriege zeichnete der erstere sich durch mehrere Siege, die er gegen die Engländer erfocht, ruhmwürdig aus, und als er (1675) nach dem Frieden England besuchte, wurde er auf das ehrenvollste empfangen, und von Carl II. zum Baronet ernannt. In eben dem Jahre wurde er mit einer Flotte nach Copenhagen zur Unterstützung Dänemarks gegen Schweden geschickt, und von dem Könige von Dänemark mit dem Elephantenorden bekleidet. Nach de Ruyters Tode folgte er demselben als Admiral-Generallieutenant der vereinten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in dänischen Diensten, und hatte zu-

ßen Antheil an den Eroberungen dieser Krone im Norden. Als er 1691 nach der Erneuerung des Krieges zwischen Holland und Frankreich eben im Begriff war, den Oberbefehl über die holländische Flotte zu übernehmen, starb er zu Amsterdam den 29sten Mai, und wurde in dem prächtigen Grabmale seines Vaters beerdigt, dessen würdiger Nachfolger er war. N. P.

Trompete (ital. clarino, tromba.) Dies bekannte Blasinstrument, aus einer langen und dünnen, dreifach zusammengelegten metallenen (gewöhnlich messingenen) Röhre bestehend, oben mit einem Mundstücke versehen, unten in eine weitere Oeffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Diskant C. Es gränzt an das Waldhorn, mit dem es nicht nur diesen Umfang hat (nur daß die Trompete eine Octave höher steht als das Horn), sondern auch gleiche Leiter; nämlich folgende:



Die Töne der obern Octave haben sie nämlich vollständig, in der mittlern nur den harmonischen Dreiklang, und in der Tiefe noch eine Quinte und Octave abwärts. Auch sind ein Paar Töne der Leiter nicht rein; nämlich f ist zu hoch, und h zu tief, daher der Bläser durch den Ansatz nachhelfen muß. Ihre Noten werden, wie bei dem Waldhorn, immer im Violinschlüssel, und aus G gesetzt; durch Ansatzstücke wird sodann der Ton herabgestimmt. (Siehe Alvenburgs Anleitung zur Trompete und Paukerkunst). Die Trompete scheint schon in den ältesten Zeiten (bei den Persern, Medern, Juden), nur in veränderter Form, dagewesen zu seyn; das griechische Instrument, welches σαλπιγξ hieß, scheint ihm am nächsten gekommen zu seyn. Auch die alten Deutschen hatten ein ähnliches, wahrscheinlich hölzernes Instrument. In der neuesten Zeit hat der Hoftrompeter Werdinger in Wien eine Trompete mit Klappen erfunden; auch hat man Concerte auf derselben gehört. Doch verliert die Trompete das an Güte des Tons, was sie dadurch an Umfang gewinnt. Wo die Trompeten zweistimmig blasen, da figurirt die Seconde (die zweite) in Hinsicht des Tonumfangs und der Zunge (s. d. Art.) mehr als die Prime. In Deutschland gab es sonst gelernte und ungelernte Trompeter. Erstere hatten eine Art von Zunft, die sich Cameradschaft nannte, unter sich errichtet, und erhielten darüber von Ferdinand II. und mehreren folgenden Kaisern, bis auf Joseph II. mehrere Privilegien. Auch hatte nach der alten deutschen Reichsverfassung der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall über alle Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reichs ein besondres Protectorat.

Trope (griechisch τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Redegebrauchs, vermittelst deren an die Stelle des eigentlichen Ausdrucks, zur Beförderung der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, ein anderer uneigentlicher und bildlicher Ausdruck gesetzt wird. Die Tropen unterscheiden sich folglich von den Redefiguren dadurch, daß sie nicht, wie

diese, bloß das ursprüngliche Verhältniß der Umgebungen einer Hauptvorstellung, sondern die Bezeichnung der Hauptvorstellung selbst verändern. Sie heben eine einzelne Idee aus einer Gedankenreihe hervor, während die Figuren eine ganze Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen beleuchten. — Die tropische Ausdrucksweise ist so alt, als die Anwendung der Sprache auf unsinnliche und abstracte Begriffe. Das Bedürfniß, Begriffe zu bezeichnen, für welche der unvollkommne Sprachschatz nicht ausreicht, nöthigte, aus dem vorhandenen Vorrathe von Bezeichnungsmitteln Benennungen sinnlicher Gegenstände nach oft nur dunkel gefühlten Aehnlichkeitsbeziehungen auf unsinnliche Begriffe überzutragen. Keine Sprache, die nicht eine große Anzahl solcher tropischen Ausdrücke besäße, die zum Theil, wie Geist, Tugend, Begriff, Urtheil im Verlaufe der Zeit ihre erste eigentliche Bedeutung verloren, zum Theil dieselbe neben der uneigentlichen bewahrt haben, wie Anschauung, erwägen u. a. Allein diese reichen für den Zweck sinnlich-lebendiger Darstellung nicht hin, indem sie durch langen Gebrauch sich mit dem uneigentlichen Begriffe, den sie ausdrücken, so innig vermählt haben, daß die eigentliche, sinnliche Bedeutung, wenn sie nicht durch die nächsten Umgebungen hervorgehoben wird, ohne Wirkung für Veranschaulichung und Belebung der Rede verloren geht. „Mit jedem Jahrhundert," sagt Jean Paul (Vorsch. z. Aesth. Abth. 2, S. 491), „verliert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige Gestalt, und vermodert zu todter Materie." So entsteht für die lebhaftere Darstellung das Bedürfniß neuer versinnlichender Bezeichnungen, und diese sind es eigentlich, welche die Rhetorik als Mittel zur Schönheit des Ausdrucks unter dem Namen von Tropen aufführt. Sie erheben und beleben die Darstellung, indem sie das, was in seiner ursprünglichen Gestalt bloß Sache des Verstandes seyn würde, dem Gefühl und der Einbildungskraft näher bringen. Zu dem Ende genügt es ihnen nicht, das Unsinnliche zu versinnlichen, sondern sie versärken auch oft wohl einen sinnlichen Begriff durch einen andern verwandten, aber anschaulichern, wie dies bei der personificirenden Metapher der Fall ist. Was die verschiedenen Arten von Tropen betrifft, so hat man ihrer bald mehr, bald weniger gezählt. Quinctilian klagt über das Unbestimmte und Streitende in den Meinungen der Grammatiker über diesen Gegenstand. Der Grund davon lag in der unkritischen Vermischung der Begriffe von Figuren und Tropen. Er versuchte daher eine genauere Scheidung und Begränzung beider. Wie schwankend aber auch seine Ansicht hierüber gewesen, würde sich aus dem bloßen Verzeichniß seiner Tropen ergeben, von denen bei weitem die Mehrzahl augenscheinlich in die Reihe der Figuren gehört. Der Erste, der sich das Verdienst einer strengern Sichtung erwarb, war Adelung. Wenn er aber zu den Tropen nur die Metonymie, die Synekdoche und die Metapher rechnet, so scheint er hiermit den Begriff nicht zu erschöpfen. Neuere fügen daher mit Recht die Allegorie und Personendichtung (Prosopopöie, Personification) hinzu, deren tropische Natur allerdings nicht verkannt werden kann. F.

Tropenländer, die Länder der heißen Zone, zwischen den Wendekreisen. S. Erdstrich.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Trophäen sind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Sieges, von eroberten Waffen zusammengesetzt. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo sie einen Sieg erfochten hatten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige heruntergehauen, bis auf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße ꝛc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde ein Panzer oder Harnisch geheftet. In der Folge machte man dergleichen Trophäen von Erz, oder auch von Marmor, und sie waren auch ein Gegenstand, der oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der besiegten Provinzen oder Städte wurden unten an dem Stamme in trauernder Stellung angebracht, dem Ganzen aber eine Inschrift, welche mit einigen Worten den erfochtenen Sieg andeutete, beigefügt. Auch bei Triumphen pflegte man dergleichen Trophäen vor dem triumphirenden Feldherrn herzutragen (s. Triumph). In der Baukunst hat man nachher zur Nachahmung derselben allerhand Zierrathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, oder auch an Pfeilern und Wänden derselben angebracht.

Trophonius, ein Sohn des Erginus und Enkel des Königs Orchomenus in Böotien. Er und sein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Cheyfa bauen. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie erbaueten auch den Tempel zu Delphi, und baten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Diese ward ihnen auf den siebenten Tag verheißen, und sie wurden ermuntert, sich bis dahin durch Gastmahle zu ergötzen. Am 7ten Tage starben sie beide im Schlafe. Andere erzählen: Beide errichteten dem Hyrieus ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in die Mauer ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Gelde nach Belieben entwenden, und die Oeffnung wieder verschließen konnten, ohne daß etwas zu bemerken war. Hyrieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und Schlösser unversehrt. Er ließ also Schlingen legen, Agamedes fing sich darin, und Trophonius, um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab, und nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. Nach Andern geschah diese Geschichte bei dem König Augias in Elis, und es wird den beiden Brüdern denn noch ein dritter Mitgehülfe ihrer Diebereien, Cercyon, zugegeben. Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde eine Wohnung an, spielte hier den Wahrsager, starb in derselben, und ward in der Folge vergöttert. Diese Erzählung ist offenbar eine Erklärung von der, daß ihn die Erde verschlungen habe. Trophonius erhielt in der Folge einen Tempel, worin er als Jupiter Trophonius verehrt wurde, und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt. Eine zweijährige Dürre bewog die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange suchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der älteste von ihnen einen Bienenschwarm, dem sie nach einer Höhle hin folgten. Hier gewahrten sie die Gegenwart eines Gottwesens, bezeigten dem Trophonius göttliche Ehrfurcht, erhielten eine befriedigende Antwort und zugleich Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrschein-

lich war also die Entstehung dieses Orakels eine Speculation der Priester zu Delphi. Es werden von dem Orakel des Trophonius in den griechischen Schriftstellern viele Fabeln erzählt, die wir hier eben so wenig, als die mancherlei Gebräuche alle anführen können. Der Aufenthalt in der Höhle dauerte bald längere, bald kürzere Zeit. Einige kamen erst nach einem Tage und zwei Nächten wieder herauf. Die Priester brachten den Herausgekommenen sogleich auf einen Stuhl, Mnemosynens Sitz genannt, und fragten ihn, was er gesehen und gehört habe. Was er hier in der Betäubung aussprach, galt als die Antwort des Orakels. Nun brachte man ihn in die Kapelle des guten Genius und der Glücksgöttin, wo er nach und nach wieder zu sich kam. Von dem fürchterlichen Eindruck der verschiedenen gräßlichen Erscheinungen auf das Gemüth der Abergläubischen behielten meistens diejenigen, welche aus der Höhle zurückkehrten, ihr ganzes Leben hindurch einen Anstrich von Schwermuth und Traurigkeit, daher man von einem äußerst niedergeschlagenen Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. So grob und offenbar die Betrügerei bei diesem Orakel war, so wurde es doch sehr häufig besucht. Die Priester hatten wahrscheinlich geheime Aus- und Eingänge in die unterirdische Höhle, um darin ihr Gaukelspiel zu treiben. Kam ein Vorwitziger hinein, dessen Rechtgläubigkeit man nicht traute, so mußte er auch wohl für seine Kühnheit mit dem Leben büßen. So ging es einem Begleiter des Königs Demetrius, der in die Höhle hinabgestiegen war, um dort verborgene Schätze zu suchen. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorschein, sondern sein Leichnam wurde nachher an einem ganz andern Orte gefunden, ohne aus der heiligen Höhle herausgeworfen zu seyn. — Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden. — Trophonius ist auch der Name des unterirdischen Mercurs, der ein Sohn des Valems und der Phoronis war. — Theophonius heißt endlich ein übrigens unbekannter Sophist, von dem noch ein rhetorisches Werk vorhanden ist.

Tropicus, Wendecirkel. In der Astronomie und mathematischen Geographie nennt man so die beiden Cirkel oder Ringe, die um die künstliche Erd- oder Himmelskugel in der nördlichen und südlichen Hälfte derselben herumgehen, und von dem Aequator oder der Mittellinie gleich weit entfernt sind. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel ihren größten Abstand von dem Aequator erreicht hat, so tritt sie in einen Parallelcirkel, der 23 Grad 30 Minuten vom Aequator absteht, und der nördliche Wendecirkel oder Wendecirkel des Krebses (tropicus borealis, tropicus cancri) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde, oder Europa, hat alsdann den längsten, die südliche den kürzesten Tag. Die Sonne wendet sich dann, nähert sich wieder dem Aequator, und tritt in der südlichen Halbkugel in einen Cirkel, der ebenfalls 23 Grad 30 Minuten von dem Aequator entfernt ist, und der südliche Wendecirkel oder der Wendecirkel des Steinbocks (tropicus australis, tropicus capricorni) genannt wird.

Troubadour. Eine schöne jugend- und lebenvolle Zeit nimmt uns auf, indem wir in die heitere Zeit zurückgehen, welcher jene Dichtersänger angehören, die ihren Namen von trouver,

finden, charakteristisch genug und passend, um im Gegensatz der griechischen ποίησις die Leichtigkeit dieser Poesie zu bezeichnen, abzuleiten. Troubadours, behaupten wir, gab es eigentlich nur in Frankreich; allenfalls ziehen wir noch einen Theil des obern Italiens und die Reiche Catalonien und Aragon in Spanien aus dem 12ten Jahrhundert hieher; und die Zeit, welche das bunte Leben dieser Dichterschmetterlinge anfüllte, fällt in vier schönen Jahrhunderte des Mittelalters, umgibt aber von diesen nur drei, das zehnte, eilfte und zwölfte bis in die Mitte des dreizehnten. Es war die einzige Blüthe, die Frankreich auf dem Gebiete der Poesie hervorgebracht hat; zu etwas Höherem hat es die französische schöne Literatur nicht bringen können, als zu den Sensuen und Strophen der Provenzalen, und wenn wir werden bewiesen haben, daß die Poesie der Troubadours in die Kindheit der neuen romantischen Zeit gehört, so wird auch dies ein neues Zeugniß für die alte Behauptung seyn, daß der Franzose nie über Kinderspiele und Kinderjahre hinauskommen könne. Der Gascogner, nachdem er aufgehört hat, provenzalisch zu singen, ist in seinem Mannesalter allgemein als der französische Voltaire anerkannt. — Man erlaube uns einige allgemeine Bemerkungen. Das Mittelalter steht an dem Ende der ungewissen, der fabelhaften Zeit der neuern Geschichte, noch mit dem einen Fuße in das heilige Dunkel des Ungewissen und historisch nicht Erweisbaren gehüllt. Ein jeder Cyklus einer ganzen in sich beschlossenen Stufe menschlicher Entwickelung hat eine solche Zeit, und sie ist, wie hier nicht weiter bewiesen zu werden braucht, der Kulminationspunkt, das wahre Zenith derselben. Bei den Griechen ist es die herrliche Heldenperiode, mit welcher die ungewisse Geschichte dieses Volks endigt, und die gewisse anfängt, und welcher die wunderbaren Völkerbewegungen unter Pelasgus, Deucalion, Danaus u. A., ein rechtes Gegenstück der großen Völkerwanderung in der christlichen Zeit, vorangingen. Unverkennbar ist auch das Mittelalter eine solche Heldenperiode für den christlichen Cyklus — der die einzelnen Strahlen des Heldenzeitalters vereinigende Brennpunkt sind die Kreuzzüge. Das Ungewisse, Mythische aus dieser Zeit hinwegnehmen, und in gewisse Geschichte sublimiren oder präcipitiren wollen, heißt den Stein der Weisen suchen, und alchymistischen Träumereien nachhängen. Indem du dieses ungewisse, heilige Heldunkel jener Zeit abziehest, hebst du die diese Zeit selbst auf, und eine Geschichte des Mittelalters kann in der That nur eine Ilias und Odyssee desselben geben. — In dieser Periode glühte durch ganz Europa der rechte ritterliche Geist; aber nach Ländern und Völkern sich anders und anders gestaltend, und die wahre Seele dieses Ritterthums war doch nichts anders als schönes, frisches, jugendlichfreudiges und unverdorbenes Ringen und Kämpfen um die im hellen Licht der Phantasie mehr geahnete als erkannte Liebes- und Lebensbraut, traum eigentlich höheres, dichterisches Spiel, Drama in der Wirklichkeit, wobei die spätere Zeit des sichern Besitzes und des ruhigen Genusses erst die Bilder für ihre Bühnendramas abnehmen mußte. Das Leben dieser Zeit war selbst Poesie, und hauchte sich deßwegen nothwendig in Poesie und Gedicht aus, wie der Vogel im Frühling unwillkürlich in heitere Gesangsweisen sich ergießt, die es im heißen Sommer wieder vergessen hat. Dies allein der Grund, aus welchem wir über

das ganze Europa des Mittelalters eine Poesie sich ergießen sehen, die das natürliche Erzeugniß des Lebens dieser Zeit, der eigentliche Ausdruck und Wiederklang desselben, mit dem ritterlichen Geiste gleichen Schritt haltend, nach Länder- und Völkerverschiedenheit sich verschiedentlich gestaltete und entwickelte, auffallend contrastirend mit der Poesie der spätern Zeit (in Italien z. B. von Dante an, in Deutschland im 15ten Jahrhundert) zu dieser in demselben Verhältniß stehend, in welchem Ernst zu Spiel, Wahrheit zur Dichtung, Spiel in der Kindheit zum Spiel im männlichen Alter steht. So sehen wir die Minnesänger in Deutschland, die hohen nordischen Dichtungen in ihrer cyklischen Gestalt, die Romanzendichtung in Spanien, und die Troubadours in Frankreich, von welchen die Trouveren der französischen Normannen und die Minstrels in England eine bloße Abart sind. Wir betrachten diesen Gegenstand, um ihn besser zu beleuchten, noch von einem etwas veränderten Gesichtspunkt. Das schöne Mittelalter ist der liebliche Frühling, und die sorglose aber kampflustige und im Kampfe fast unbewußt dem Ziel entgegenstrebende Jugend der neuen Zeit. In der Jugend erstarkt der Mensch erst, um in den spätern Jahren in seiner Kraft ruhen, kämpft und arbeitet, um dann genießen zu können. Aber das Ziel ist es nicht, wovon er zur Arbeit und zum Kampfe angeregt wird. Er weiß am Ende in dieser Periode selbst nur wenig von der Absicht, zu welcher er sich müht und anstrengt, und allein die Gewalt der Zeit führt ihn, nach einer innern Vorherbestimmung, dem Ziele näher und näher, ohne daß er Lust hat, etwas davon zu bemerken. Das Gefühl der erwachenden, allmählig erstarkenden Kraft läßt ihn in der Arbeit selbst, in dem Kampfe als solchem, schon seine Befriedigung finden, aber der Unsichtbare macht indeß diese Kämpfe selbst zum Weg zu einem höhern Ziele. So ist die Arbeit des Jünglings für ihn nur Uebung, heiteres Spiel der jungen, frisch sich regenden Lebenskräfte, die üppig anschwellend ausbrechen, und ein Feld der Thätigkeit aufsuchen, um auf ihm gleichsam auszubrausen. Natürlich spricht sich dieses Streben zugleich durch eine heitere Form aus, und wir sehen nicht nur, daß die Natur schon die Wange des Jünglings mit der Blüthe der Schönheit schmückt, und über die ganze Gestalt den Zauber der Anmuth und Lieblichkeit ausgegossen hat, sondern unverkennbar liegt auch dem jugendlichen Gemüth nichts näher, als der Hang zum heitern Spiele der Dichtung und des Gesanges, zum romantischen Schmuck seiner Gewänder, zu allen fröhlichen Wissenschaften und Künsten des Lebens. Aus diesem Gesichtspunkt allein kann dem Mittelalter und seinen ritterlichen Kämpfen, so wie seiner Poesie die rechte Bedeutung gegeben werden. Jene Kämpfe sind das an sich absichtlose, nur von dem unsichtbaren Erzieher des Menschengeschlechts zu großen Absichten hingeleitete Ausbrausen der jugendlichen Kräfte des neuen Geschlechts. Das Leben der Edlen im Volk in dieser Zeit unter allen Himmelsstrichen bestand in fröhlichen, raschen, kühnen Aeußerungen der frischen Lebenskraft, in gewagten romantischen Unternehmungen, in einer Thätigkeit, die für sich nichts weiter war, als ein unwillkührliches Streben und Ausströmen der jungen Kräfte wie zum Spiele. Daher das ganze Ritterwesen, die Tourniere, die kühnen, mit heißer Begierde aufgesuchten Abenteuer. Einem solchen Leben — welche An-

dere Form, welcher andere Ausdruck konnte ihm passen, als äußere Pracht, mitunter phantastische Verzierung an Waffen und Kleidern, fröhliche Versammlungen zu zierlichen Gastmahlen, zu Spiel und Tanz, romantische Ausschmückung des ganzen häuslichen Lebens? — und hätte da Poesie, diese ursprüngliche Dryas des jugendlichen Lebensbaums, hätte eine Dichtkunst fehlen können, zu welcher das jugendliche Geschlecht nach vollbrachtem Kampfe sich wendet, um sich zu erholen, wie das spätere Alter dann der beschaulichen Ruhe sich so gern überläßt? — eine Dichtkunst, welche die natürliche, nie ausbleibende Begleiterin der jungen Lebensaccorde ist — eine Dichtkunst, die, Jünglingspoesie, wohl nie den Foderungen eines kunstgebildeten Zeitalters Genüge leisten kann, die aber den schönen Vorzug hat, ein rechtes Naturgewächs und ein unmittelbares Erzeugniß des ewigen Weltgeistes selbst zu seyn. Ein solches Gewächs ist die Poesie des Mittelalters, und hat auch andere Anlage, anderes Clima, andere Natur der Länder und Völker sie da und hier anders entwickelt und ausgebildet, das Wesen, der innere Geist und Typus ist doch überall ein und derselbe. Man mißdeute diese in ihrer Kürze freilich Mißdeutungen leicht unterliegende Einleitung zu unserm Art. nicht. Vielleicht gelingt es uns, manches Dunkle in diesen allgemeinen Reflexionen mehr aufzuklären, indem wir das Eigenthümliche der französischen Poesie im Mittelalter, der der Troubadours, nun darzustellen unternehmen. — Frankreich theilt sich im Mittelalter, auch selbst in seiner politischen Geschichte, fast fortwährend in zwei Hälften, in die nördliche und die südliche, in die Länder von der Sprache oui (oil) (langue d'oui, wallonisch-romanisch, die Mutter des jetzigen französischen Idioms) und die von der Sprache oc, langue doc, provenzalisch-romanisch) und so auch seine Poesie in die der Trouveres und die der Troubadours, jene dem nördlichen, diese dem südlichen Frankreich angehörig. Schon die Theilung, die Ludwig der Fromme mit seinem Reiche vornahm, schied Aquitanien, welches damals wahrscheinlich ganz Südfrankreich umfaßte, und erst späterhin Provence und die naheliegenden Länder umschied, von dem nördlichen Frankreich mit Lothringen und Oberburgund, welches Lothar zu Italien erhielt. Die ungefähre Gränze möchte die Loire seyn, wie sie, etwa Burgund ausschließend, quer von Osten nach Westen mitten durch Frankreich fließt, und in der südlichen Spitze von Bretagne ins Meer fällt; und wie in der Verfassung und den politischen Schicksalen, so spiegelt sich in der Poesie der Charakter des verschiedenen Bodens und Clima's treulich ab. Die Trouveren, in England auch Minstrels (ministeriales, Hofleute) genannt, wiewohl diese letztern zum Theil auch nur gebraucht wurden, um, wie die Jongleurs der Troubadours, die Gedichte abzusingen, bildeten das wallonisch-romanische Idiom, wie gesagt, die Wurzel des heutigen Französischen, aus, und waren da, wo sie nicht etwa die Dichtungsweise der Provenzalen, auch in der provenzalischen Mundart, copirten, die epischen Dichter Frankreichs, in ihren Gesängen und Ritterromanen die Fabelkreise der Amadis, der Ritter vom Tafelrunde, und von Carl dem Großen und seinen Pairs beschreibend. Sie gingen vornämlich von dem durch Rollo, den Normann, gestifteten Herzogthume der Normandie aus, zwischen Frankreich und England sich theilend, und reichten von dem zwölf-

dem Jahrhundert bis zum Ursprung der neuen französischen Literatur im 16ten Jahrhundert. Treu dem Charakter des nördlichen Frankreichs beschränkte sich ihr Dichten auf räsonnirendes Erzählen, noch jetzt das Herrschende in dem undichterischen Lande. Aber von ihren wenig bedeutenden Werken haben wir unter dem Artikel Ritterwesen weitläuftiger gesprochen, und so können wir der Mühe leicht überhoben seyn, hier umständlicher von ihnen zu reden, zumal ihr Name ohnehin nicht die universale Bedeutung erhalten hat, die dem Troubadour noch jetzt auszeichnet. Handeln wir also jetzt bloß noch von den Dichtern des südlichen Frankreichs, den Troubadours. Das südliche Frankreich, die herrlichen Küstenländer von Provence, Languedoc, und Guyenne mit Gascogne umfassend, war schon durch seine frühere Bekanntschaft mit den Römern der Cultur fähiger geworden, und die germanischen Völkerstämme, die auch dahin drangen, fanden hier offenbar weit mehr Veranlassung, sich zu humanisiren, als in den nördlichen Provinzen. Marseille blühte damals schon als der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs. Wir müssen hier besonders auf zwei Stücke aufmerksam machen, welche auf die Eigenthümlichkeit der südlichen, provenzalischen Poesie bestimmenden Einfluß hatten, die physische Beschaffenheit des Landes und dann die politischen Schicksale desselben in dem Mittelalter. Nicht so in sich abgeschlossen wie Spanien, das in seinen herrlichen Gränzgebirgen gleichsam beständige electrische Zuleiter, eine stetige Anregung innerer Kraft und Selbstständigkeit besitzt, theilt das südliche Frankreich mit jenem Lande die schöne Ueppigkeit des Südens, ohne seine Energie und adelige Männlichkeit zu besitzen. Reiche Fluren mit den schönsten, feuerreichsten Erzeugnissen des südlichen Bodens, romantische Thäler und Berge in dem fruchtbaren Sevennengebirge, eine freundliche, langausgedehnte Küste am mittelländischen Meere, in einem heißen, erschlaffenden Clima, geben dem Lande den lieblichen Anstrich des Idyllischen, und lassen das Leben leicht von dem Ernst der Arbeit, die hier gar nicht so mühsam gefodert wird, zu einer gewissen wollüstigen Weichlichkeit und Trägheit hinneigen. Es verliert sich der Süden Frankreichs ohne eine festere Gränze, als die eines leicht zu passirenden Flusses, allmählig in den Norden, und hat so in sich selbst kein Element, das ihn bestimmte, seiner Weichlichkeit, durch das Bestreben, selbstständig zu seyn, Gränzen zu setzen. Dies gibt natürlich dem Charakter seiner Bewohner jene Hinneigung zu einem heitern, fröhlichen, fast nur spielenden Lebensgenuß, zu weiblicher und in ihrer Weiblichkeit lieblicher Tändelei mit allen Gütern des Lebens, die wir noch jetzt aus Thümmels Reisen ins südliche Frankreich an den Südfranzosen kennen. Ihre Ritterlichkeit (Chevalerie) mußte eine andere seyn, als die Spaniens oder des Nordens — galanter als diese, weicher und heiterer als jene — und ihr Heroismus mußte äußern spielenden Prunk als ein wichtiges Stück zu jedem ritterlichen Unternehmen mitbringen. — Dazu kam aber auch noch die politischen Schicksale dieses Landes, die gewissermaßen selbst in dem Charakter des Clima's geblieben sind, wenig durch große, erschütternde Umwälzungen, mehr durch Königsthrone, fast nur zum Spiel aufgerichtet, und Haushaltungen, mehr der Liebe und dem heitern, glänzenden Lebensgenuß, als dem ernsten Regieren gewidmet, ausgezeichnet. Frankreichs

Schicksale in dem Mittelalter bieten ein seltsames Gewirre, ein wahres Chaos dar, in welchem die entgegengesetzten Kräfte noch völlig geschieden sind, und, sich bald anziehend, bald abstoßend, nur nach langem Streite zur Ruhe kommen können. Der carolingische Königsstamm mußte bald genug die Hand der rächenden Nemesis erfahren, und die Blutrache, die er sich durch seine Ungerechtigkeiten gegen die Merovinger zugezogen hatte, wurde hart an ihm geübt. Durch Theilung seiner Länder unter seine vielfältigen Zweige wurde zuerst der verderbliche Apfel der Eris in Frankreichs Mitte geworfen, und die Geistesschwäche der Theilenden vollendete die Verwirrung. Die Großen des Reichs konnten sich vergrößern, indeß ihre Könige in unseligen Familienkriegen sich schwächten; und sie benutzten die Gelegenheit dazu mit viel mehr Geschick, als nöthig gewesen wäre, die schwachen Könige zu täuschen. Bald war Frankreich unter mehrere Carolinger zersplittert, bald zum Scheine wieder unter Einem vereinigt. Carl der Kahle (um 870) unterwarf das ganze große Reich seinem Scepter, und eben so zuletzt Carl der Dicke auf wenig Jahre nach 880. Aber alle diese Wechselfieber des mürben Stamms dienten nur dazu, seine Auflösung herbeizuführen, bis denn 987 der berühmte Hugo Capet, des Großen Sohn, Herzog von Frankreich und Graf von Burgund und Aquitanien, sich des Throns zu bemächtigen wußte. Alle diese Bewegungen hatten jedoch mehr den Norden Frankreichs berührt. Der Süden war die ganze Zeit hindurch beinahe bloß sich selbst überlassen geblieben, und nur Burgund, das schon vor Hugo in Rudolph Frankreich einen König aus seinen Großen gegeben hatte, mit seinen abwechselnden Schicksalen, diente gleichsam als Medium, durch welches die Länder der Provence mit dem eigentlichen Frankreich in Beziehung kamen. Der Süden, meinte man vermuthlich, folge von selbst dem Schicksale des Norden, und so ließ man das liebliche Kind ruhig fortspielen und fortträumen. In der That gestalteten sich auch die Dinge hier dem Charakter des Landes gemäß, spielend und in sanften, milden Uebergängen und die tragischen Auftritte des Norden wiederholten sich hier als stille, friedliche, ungesucht herbeigeführte Entwickelungen. Wir geben eine ganz kurze Uebersicht der wichtigsten Veränderungen in Südfrankreich im Mittelalter unter den großen Stürmen im Norden. Von Aquitanien, welches Ludwigs Sohn, Pipin, zu Theil geworden war, und auch von dem Sohne dieses, auch Pipin genannt, als Königreich beherrscht wurde, trennte sich ein Theil der Länder nach dem andern (Languedoc, Provence u. s. w.) in Folge der Streitigkeiten der Carolinger, besonders Lothars in Italien mit seinem Halbbruder, Carl dem Kahlen in Frankreich; und in Aquitanien (Guyenne mit Gascogne und der Grafschaft Poitou) bildete sich, wie in Languedoc, Provence, Burgund, Auvergne u. a., unter dem Hinschwinden der königlichen Macht, die Gewalt der Großen, der Herzoge und Grafen unvermerkt und ungehindert aus. Sie machten ihre Würde nicht nur erblich, sondern entzogen den Königen einen Theil ihrer Besitzungen nach dem andern, sie dafür etwa mit einem Heerzug gegen ihre feindlichen Verwandten oder einer ähnlichen vorübergehenden Gefälligkeit entschädigend. So hören wir schon am Ende des 9ten Jahrhunderts von Odo, Herzoge von Guyenne und Grafen von Poitou, welcher sich Carl dem Einfältigen gegen-

über zum König von Frankreich aufwarf; von Rudolf von Burgund, dem Stifter des oberburgundischen Königreichs; und den mächtigen Grafen zu Toulouse mit Provence aus dem Hause St. Gilles; von Fürsten von Oranje; von Dauphins von Viennois. Aquitanien theilte sich in Guyenne und Gascogne, wurde durch Wilhelms IV. Vermählung mit Brisse, Erbin von Gascogne, wieder vereinigt, hatte ums Jahr 1071 den berühmten Troubadour Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, geerbt unter den Kreuzfahrern, und als solcher mit Raymund de St. Gilles verherrlicht von Italiens Tasso, zum Beherrscher, kam 1152 durch die Vermählung der berühmten verstoßenen Eleonore von Frankreich an den ersten englischen Plantagenet, Heinrich II., und blieb bei England bis 1453. In Languedoc herrschten im 9ten Jahrhundert die Grafen von Toulouse mit den Grafen von Provence, aber im 10ten rissen sie auch die Herrschaft der letztern an sich, und im 11ten herrschte der berühmte Sänger, Raymund von St. Aegidius, und Alphons gewann durch seine Verheirathung mit Faydide, der Tochter Boso's II., Grafen von Provence, einen Theil der Länder seines Schwiegervaters. — Die Provence machte sich unter Ludwig dem Stammler unabhängig. Der Herzog von Burgund (Niederburgund) Boso, ließ sich 879 zum König der Provence, ein Titel, welcher unter seinen Nachkommen in den eines Grafen von Provence verwandelt wurde, krönen, und dies Königreich, das von seiner Hauptstadt Arles, das arletanische, sonst auch das niederburgundische heißt, höchst wichtig für die Geschichte der Troubadours, blühte über zwei Jahrhunderte in dem erquickendsten Frieden. Im 11ten Jahrhundert (1092) wo mit Boso II. der männliche Stamm abging, fiel ein Theil der dazu gehörigen Länder, wie gesagt, an die Grafen von Toulouse, und der andere, durch Vermählung der zweiten Tochter Douce an den gefeierten Grafen von Barzelona, Raymund Berengar (vorher IV. jetzt I.). Um und neben diesen politischen Sternen erster Größe welch' eine Menge kleinerer, Grafen, Witzthume, Barone, dem Namen nach abhängig von den größern, der That nach aber in ihrem Bezirk völlig unabhängig und selbstherrschend. — Wenig, wie gesagt, erfuhr der Süden Frankreichs von den erschütternden Kriegen des übrigen Europa. In die ritterlichen Feste der Provence klang bisweilen das ernstere Waffengeräusch einer Privatfehde zwischen mächtigen Baronen, oder auch der, hier jedoch schon weder sonderlich heftige noch häufige, Anfall eines normännischen oder maurischen Streifzugs. Außerdem rief höchstens der Wunsch nach Abenteuern oder der Kriegsruf fremder Länder mitunter die provenzalische Ritterschaft auf die Schlachtfelder der übrigen Christenheit. So, um die beiden wichtigsten Punkte anzuführen, einmal, der Hülferuf des Königs Alfons VI. von Castilien, dem viele Ritter des südlichen Frankreichs folgend, an der Seite des einzigen Spaniers, des Cid, Toledo 1085 am 25sten Mai von den Mauren erobern halfen, und dadurch in die folgenreichste Verbindung mit arabischer Cultur kamen; und dann die Kreuzzüge, deren erste Anregung selbst im südlichen Frankreich, in Clermont, durch den trefflichen Kirchenfürsten, Papst Urban VII. (1095) geschah, eine Erscheinung, die, wie für das ganze damalige Europa entscheidend, ihre Wirkung auf die Provence nicht verfehlen konnte. Ein einziger Krieg ist in den so

segneten Fluren der Provence gekämpft worden, hat aber freilich auch die herrliche Blüthe der Provence begraben, und die zarte Pflanze ihrer Poesie so zertreten, daß sie nie wieder aufblühen mochte — der unselige Kreuzzug wider die Albigenser im Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo das alte Haus der Grafen von Toulouse zu Grunde ging, und die ganze Provence mit Greuel und Mordscenen angefüllt ward. So bietet uns die Geschichte des südlichen Frankreichs vom 9ten bis zum 13ten Jahrhundert das freundliche Bild eines unter den verheerenden Stürmen, die Europa zergeißelten, ruhig und heiter da liegenden Eilandes dar; einer Pflanze, die in üppigen Boden gepflanzt, wunderbarlich von allen Seiten gehegt und geschirmt, üppig und lüstern emporwächst, aber freilich darum auch dem ersten rauhen Nordsturme erliegt. Es sollte und konnte das Volk in diesem Himmelsstriche und Lande nichts anders seyn, als ein spielendes Kind, und als solches hat es der wunderbare Geist der Geschichte auch immer gepflegt und behandelt, bis er, des lieblichen Spielzeugs überdrüssig, es mit einem einzigen Zuge seiner allmächtigen Hand zerdrückte. Wie es bei Kindern schon der Fall ist, welchen Tiefe der schönen Anlagen fehlt, daß sie frühzeitig reif werden, so sehen wir die Provenzalen frühzeitig und früher als ihre Nachbarn ihre Eigenthümlichkeit entwickeln. Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, äußere Ruhe, dies die Basis dieser Entwickelung, und befördernd schloß sich daran die Leichtigkeit, mit Spanien, Afrika und Italien auf dem mittelländischen Meere von der Provence aus in Berührung und Verbindung zu kommen. Ungemein bildend für die Provence wurden besonders die Zeiten Raymund Berengars I., unter welchem ein Theil des Königreichs Arles mit Barcelona und Catalonien vereinigt wurde, und, dahin provenzalische Poesie verpflanzend, sie bereichert zurückerhielt. Der eigenthümliche Geist des Mittelalters, Ritterlichkeit, bildete sich wohl in der Provence am frühsten, aber zugleich auch in der weichsten Form aus, und was wir Spielendes, Tändelndes, Idyllisches bei der Chevalerie überhaupt antreffen, das kann man füglich als den Provenzalen nachgeahmt ansehen, wenigstens war es hier nicht nur am frühsten da gewesen, sondern auch offenbar dasjenige, wodurch sich als durch ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit die provenzalische Ritterschaft auszeichnete. Nirgends ist Courtoisie und Galanterie, diese lieblichen Zierrathen der Chevalerie, so selbstständig und ernsthaft aufgetreten als hier, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Friedrich der Rothbart in Deutschland, Richard Löwenherz in England, Alfons II. in Aragon die provenzalischen Ritter an ihre Höfe zogen, um in ihnen die rechten ritterlichen Ceremonienmeister zu haben. Die Provence ist das Land der Gerichtshöfe der Liebe (s. d. Art.), und außer den Untergerichtshöfen dieser Art, so zahlreich als die Burgen der Vitzthume und Barone, gab es ja selbst vier beständige Cours d'amour, zu Pierrefeu, zu Romagny, zu Aix und zu Avignon. Der königliche Hof in der Provence, zu Arles, von Boso I. an, zwei volle Jahrhunderte hindurch war der Schauplatz der anmuthigsten Chevalerie, der Mittelpunkt alles heitern, romantisch-spielenden Ritterlebens, und die Zusammensetzung der Hofhaltung aus Rittern, Troubadours, Jongleurs mit ihren mantischen Erzählern und Possenreißern, in Sachen der Courtoisie entscheiden-

den oder selbst mit wettkämpfenden Damen gibt das bunteste Gemählde von spielender, weichlicher, üppiger Heiterkeit und Lebenslust. Der provenzale Ritter war es vornämlich und zuerst, welcher das heitere Leben im Dienste des Heilandes und der Dame recht poetisch ernsthaft ausbildete, Tanz und Spiel im Tournier als wirkliches Geschäft trieb, und in heitern Festen und ihrer bunten Ausschmückung seine rechte Lebensweisheit fand. Jeder Baron in seinem Bezirk ein unumschränkter Gebieter, rief er seine nachbarlichen Liebeshelden und Ritter auf seine Burg zu Tournier und Spiel und Wettgesängen, statt daß Deutschlands oder Nordfrankreichs Ritter, einander zu blutiger Fehde zu rufen, Boten und Absagebriefe sandten. Da sah man die fröhlichen Züge buntgeschmückter Damen und Ritter unter duftenden Orangenwäldern, auf bunten Wiesenteppichen; das tiefblaue Zelt des heitern provenzalischen Himmels über ihnen, wie frohe Kinder, von einem Festtage zum andern spielen; dort brach der kampfesfreudige Ritter seine Lanze an dem Schild des männlichen Gegners; hier saß im Kreis der Damen die Fürstin, und hörte ernsthaft dem Wettgesang in lieblichen Reimen über die Gesetze der Liebe streitender Helden zu, um dann ein Urtheil (arrêt d'amour) auszusprechen. Leicht und fröhlich floß das Leben dahin, und jeder Morgen warf vor allem die Frage auf: welch Spiel an diesem Tage das dringendste sey? So war das Leben des Provenzalen selbst im höchsten Grade lyrisch, und wenn es in seinen Auswüchsen in Wollust und Schamlosigkeit ausartete, so war dies die natürlichste Folge des mangelnden kräftigen Halts und innern Gewichts. — Hier nun Troubadours — in diesem Kreise Poesie! was mußte sie werden? und was ist sie geworden? Fehlen konnte, das begreift jeder, natürlich die heitere Gabe der Dichtkunst einem solchen Menschenkreise nicht. War sie irgend ritterlichem Wesen im Mittelalter angemessen, unter welchem Himmelsstriche es sich entwickelte, so war sie dem heitern Provenzalen ganz unentbehrlich. Poesie ist ja an sich und überall das Organ, durch welches die Freude des Lebens und die Lust des Herzens so gut in Thränen als im fröhlichen Lachen sich ausspricht; wie vielmehr bei einem Volke, das unter Leben gar nichts anders versteht, als fröhlich von einer Blume des Genusses zur andern flattern. Aber die Eigenthümlichkeit des Provenzalen bestimmte auch die Eigenthümlichkeit seiner Poesie. Sie mußte durch und durch lyrisch seyn, d. h. nichts als Ausdruck des innern Zustandes, der Gefühle und Leidenschaften, die durch die Saiten der Seele bebten. Denn der heitere Vogel will ja in seinem Frühlingsleben nicht fremde oder eigene Thaten erzählen — er hat ja keine — sondern nur die innere Behaglichkeit in bezeichnenden Tönen und Klängen ausathmen, um sie dadurch gleichsam zu spiren, und mit einem Körper zu begaben. Auch die That wurde dem Provenzalen am Ende bloß durch das Medium und in der Form der Empfindung offenbar. Eine solche Poese konnte nie zur Kunst im eigentlichen Sinne erwachsen, denn sie war ein Theil des Lebens selbst, reine Naturpoesie, ein beständiges Improvisiren, das in seiner Idee schon zu Grunde geht, wenn es dem Ernst der Kunsterfordernisse sich unterwerfen soll. Sie konnte nie über eine gewisse Oberflächlichkeit sich erheben, und mußte Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Gehalt als etwas ihr fremdes verschmähen; denn

wie hätte der spielende Kindersinn des Provenzalen in die Tiefen der Wissenschaften sich versenken mögen — wie irgend etwas, das mehr als spielende Anstrengung erforderte, in seinen Lebenskreis aufnehmen können? Sie wurde von selbst am Ende nichts weiter, als eine der bunten, glänzenden Zierrathen des fröhlichen Lebens, ein Flimmer mehr an den glänzenden Festen der Provence; konnte nur Werth haben, unter den begleitenden Harmonien der Musik im Kreis der Damen abgesungen, nicht als Nationaleigenthum der erhaltenden Schrift anvertraut; und der Beifall, welchen der Troubadour einerndtete, gleicht mehr dem Preis, den des Mimen vorübereilende Darstellung gewinnt, als dem unsterblichen Ruhme, der dem wahren Dichter gewiß bleibt. Wie die lyrische Poesie fast nie über den Kreis des Subjectiven hinauskommt, so ist es die Person des Troubadours, mit welcher seine Lieder leben und sterben. So, ganz so zeigt uns die Geschichte den provenzalen Dichter. — Die Provence hatte unter allen romanischen Ländern ihr Romanzo am frühsten ausgebildet. Die Ursachen davon — die frühere Cultur dieser Gegenden bedingt theils durch die natürliche Beschaffenheit, theils durch die frühere nähere Verbindung mit den Römern, und die frühzeitige freundschaftliche Berührung mit den schon im 7ten und 8ten Jahrhundert so hoch gebildeten Arabern, und der friedliche Zustand, in dem die südlichen Provenzen lebten, während die nördlichen die schrecklichen Kriegsscenen sehen mußten. — Haben wir oben ausführlicher erwähnt. Schon im 10ten Jahrhundert, am Hofe zu Arles, gründete sich dies Romanzo, provenzalisch romanäsch genannt zum Unterschiede von der Sprache d'oui, dem wallonisch romanischen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert war es in der höchsten Blüthe, indeß das Castilianische, das Nordfranzösische und Italienische sich zu bilden erst anfing; hatte sich nach Spanien (durch Catalonien nach Aragon) und in die Lombardei verbreitet, und selbst deutsche Kaiser (Friedrich der Rothbart) und englische Könige (Richard Löwenherz) dichteten in der Mundart der Provence; und im dreizehnten Jahrhundert hatte es bereits seinen Lauf vollendet und sank mit der Provence selbst in den Zustand der Abhängigkeit herab, in welchem es sich noch befindet. Diese Sprache war eine der weichsten, die es geben kann, und trug auch so das Gepräge ihres Landes an sich. Sie hält offenbar das Mittel zwischen dem Klingklang des jetzigen französischen und der kraftvollen Weichheit des Italienischen, dem letztern noch mehr in ihren Beugungen sowohl als in der Form der Wörter überhaupt sich anschließend. Keine Sprache hat, um nur Einiges anzuführen, so viele Onomatopöien, so viel Unbestimmtheit in dem Geschlecht der Wörter, diesem an sich nicht nothwendigen und darum, wo es gilt, höchst veränderlichen Accidens der Sprache, so ausgebildete Diminutiven, Vergrößerungen u. s. w., alles Zeugnisse ihres großen Weichheit und spielenden Zartheit, bei welcher nichts vermißt wird, als Kraft und Energie. Eine solche Sprache hätte sich die Dichtkunst der Troubadours schaffen müssen, wenn sie nicht schon das gemeinschaftliche Band gewesen wäre, das die Großen und Herren der Provence zu einem Ganzen vereinigte. Sie wurde also von den occitanischen Dichtern (Dichtern in der Sprache von Oc) mit Begierde ergriffen, und, wozu ohnehin die Elemente in ihr lagen, für den Reim, der nun doch ohne Widerrede, historisch

als arabischen Ursprungs, in der That aber, als der ächten Poesie überhaupt nothwendig anerkannt ist, ausgebildet. Den Reim und der ihm sich anschließenden neuern Metrik haben die Provenzalen gewiß nicht bloß das Verdienst, die ersten gewesen zu seyn, die davon Gebrauch machten, sondern auch überhaupt der bestimmten Form, in welcher fortan Reim und Metrik in dem ganzen Umfang der Romantik auftraten, die Richtung gegeben zu haben — vielleicht der einzige bleibende Einfluß, den ihre Poesie sich aneignen darf. Aber wie so ganz ihrer Individualität gemäß haben sie nicht Reim und Metrik angewendet! Sie haben sich fast nie über den einfachen Jamben, den sie größtentheils aus Bequemlichkeit an den ungleichen Stellen gar oft mit dem Trochäus, Pyrrhichius und Spondeus vertauschten, erhoben; und wenn sie in ihren zehnsylbigen Versen, den gewöhnlichsten, nur die Cäsuren und die Schlußsylbe gehörig betont hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Maß der übrigen Sylben. Wie könnten improvisirende, in ewiger Heiterkeit schwebende Dichter das Peinliche einer fester geregelten Metrik sich aufbürden lassen? Aber desto geneigter gestimmt fühlten sich die lieblich Spielenden für das wechselvolle Spiel mit dem Reim in seinen künstlichsten Verschlingungen. Wir finden in ihren Stanzen nicht nur denselben Reim oft durch eine lange Reihe von Versen sich wiederholen; nicht nur dasselbe Reimwort am Schlusse des zweiten Verses gar künstlich wiederkehren; höchst mannichfaltige Verschlingungen der Reime in Terzinen und andern Reimarten, spielen der bestimmten Anordnung in Petrarcha's Canzonen und Sonetten deutlich vor, und geben den Dichtungen der Troubadours den bunten Glanz, das klingelnde Tönespiel, das Kindern so sehr lieb und allen eine freundliche Zugabe des Heitern und Fröhlichen ist. — Mit diesen Mitteln sehen wir den Troubadour, wie es nun gar nicht anders zu erwarten ist, auch wirklich kein anderes Gebiet der Poesie betreten, als das der lyrischen. Kaum eine Spur des Epischen; fast keine Ahnung von der Romanzendichtung des Spaniers; überall ist der Dichter nur mit dem Zustande seines Gemüths beschäftigt, und statt zu erzählen, gibt er seine gemüth- und gefühlvollen Reflexionen über das bewegte Leben, das ihn umgibt, und oft selbst in Kampf und Tod mit fortreißt. Was wir von Poesien der Troubadours haben, sind Wettgesänge (tensons), Satiren (Sirventes), und bei weitem die größte Anzahl, Kriegs- und idyllische Liebes- und Lebenslieder (soulas, Lais, Pastourelles, Aubades (Morgen-), Serenades (Abendständchen), Retroanges und Redondes, die letztern durch mühsam und künstlich eingeflochtenen Refrain ausgezeichnet). Und die Lyrik der Troubadours ist dabei nicht jener königliche Aar, der zur Sonne triumphirend aufsteigt, sondern die heitere Nachtigall, die jetzt in langgezogenen Tönen der Sehnsucht und des Verlangens, jetzt im heitern Schwelgen der vollsten Lebenslust unter dem schattigen Gebüsch fröhlich und sorglos umherflattert. Keine Ode, kein kühner Aufschwung der Phantasie wie im Dante; größtentheils nur heitere Naivetät, niedliche Lüsternheit und ungezogene Ueppigkeit, alles Ein- und Ausdruck des Heitern, wollüstigen Lebens der Provencei. Wenn wir denn nun hierdurch den Troubadour zum Feste mit der Harfe vorausgehen sahen, wo er den fröhlichen Kreis der Ritter und Frauen zu hohem Lebensgenuß versammelt, und hier bei den mächtigsten

Götter der Erde, Bacchus und Eros, der fröhlichen Erscheinung der Muse schon lange harrend findet — freundlicher Empfang verkündigt dem Eintretenden die Offenheit der Gemüther für seine freundliche Gabe, und Ritter und Damen wenden sich begrüßend zu ihm, hoffend, in seinem Lied den hellen Wiederschein und die verklärende Echo ihrer innerlichen Freudengesänge, oder in seinem Wettstreit ein treues, veredelndes Bild ihres zärtlichen Lieberingens zu vernehmen; wenn wir selbst Ritter und Damen, Könige und Fürsten und sie gerade vornämlich als Dichter erscheinen, und die heitere Kunst (el gai saber) in gewandter Anstrengung üben sehen; wenn an die heitere Erscheinung des Dichters sich der mitunter ziemlich faunische Haufe der Jongleurs (Joculatores), Gaukler und Possenreißer anschließt, und so ein lyrisches Drama, ein Triumphzug des Bacchus unbeabsichtigt sich vor die Augen stellt; wie leicht begreifen wir da, daß der Troubadour, zumal in seiner großen Entfernung von allem Wissenschaftlichen, nur den Augenblick des Beifalls festhalten, in seinem persönlichen Auftreten seine Unsterblichkeit finden, aber nicht daran denken konnte, durch den innern Gehalt seiner Lieder auf die Nachwelt kommen zu wollen! — Auch die Poesie der Troubadours hatte ihre Perioden der Kindheit, der Blüthe und des allmähligen Verwelkens; aber wundern darf es uns nicht, wenn wir sehen, daß Wesen und Gehalt ihrer Gesänge, vom ersten bis zum letzten Dichter, sich beinahe durchaus gleich bleibt, so daß, wenn wir eins ihrer Lieder gelesen haben, es schier so gut ist, als hätten wir sie alle gelesen. Aber reichere und anziehendere Resultate ohne Widerrede muß die Lebensgeschichte der Troubadours liefern, und in so fern sind die Arbeiten eines Nostradamus und Crescimbeni unsers Bedünkens sehr lesenswerth, die freilich nach der Meinung der neuern Kritiker in ihren Biographien der Provenzalen viel Fabelhaftes gegeben haben, was indeß der schaale Millot in seinen Auszügen aus den Sammlungen von St. Palaye vollkommen genug ausgeschieden hat. Wir bekennen, daß wir uns beim Lesen des Werks von Nostradamus, bearbeitet von Crescimbeni, von seiner historischen Wahrheit im Allgemeinen aus Gründen einer höhern Kritik überzeugt und freilich vieles ganz natürlich gefunden haben, was bei unnationaler Ansicht der Provenzalen fabelhaft erscheinen mußte. — Die Poesie der Troubadours, wie sie im Fortgang der Zeit immer gemeiner und gemeiner wurde, sank nicht selten zu bloßer Gaukelei und Bänkelsängerei herab, und mußte so auch manchen Spott und Hohn erfahren, worüber die edlern Sänger sich oft genug bitterlich klagend vernehmen lassen. Allein sie glänzte unstreitig auch recht sehr lieblich am Hofe zu Arles, und zwar unter dem Grafen von der Provence, Berengar III. im 12ten Jahrhundert — die eigentliche Zeit ihrer Blüthe. Nennen wir nun noch die Namen einiger der merkwürdigsten Troubadours, über welche keiner berufener geurtheilt hat als Simonde Sismondi, in seiner nur etwas zu breiten und desultorischen Manier, im ersten Theile seiner Literatur des südlichen Europa. Zuerst königliche und fürstliche Sänger. Den Zug beginnt der als Dichter und Held gleich berühmte Wilhelm IX., Graf von Poitou, und Herzog von Aquitaine (geb. 1071), zugleich der erste berühmte Troubadour, und ihm schließen wir die auswärtigen Fürsten und Herren, die, wie sie mit den Weinen des Süden ihre Tafeln schmückten, so auch

die ausländische Früchte der galanten Dichtkunst gern an ihren Höfen reifen sahen: Kaiser Friedrich I. Barbarossa; König Richard Löwenherz in England mit seinem berühmten auch provenzalisch dichtenden Minstrel Blondel, der ihn nach der schönen Fabel durch den Zauber des Saitenspiels aus dem Gefängniß befreite; die Könige Alfons und Peter von Aragon; und eine Menge Fürsten und Grafen in Spanien, Frankreich und Italien. Welcher andere Grund aber, als der der Berühmtheit durch ihre Schicksale kann uns bestimmen, aus der übrigen Menge von mehr als 200 Troubadours, deren Namen und Gedichte noch übrig sind, einige vor den andern zu nennen? Wir führen noch an: Sordello von Mantua, berühmt durch seine mährchenhaft vergrößerten Ritterthaten und Dante's Lobspruch; Peyrals, der glückliche und unglückliche Diener der Schwester des Dauphins von Auvergne, der Gemahlin des Barons von Mercoeur; Bertrand de Born, in Richard Löwenherzens romantische Schicksale verschlungen; Arnald von Maravdiglia im Dienste der hohen Frau von Beziers, der gefeyertste Troubadour und tapferste Ritter. Wer kennt den zuletzt genannten nicht aus der Sängerliebe unsers Fouqué, voll provenzalischen Geistes und in dem wieder aufgefrischten Motto: à Dieu mon ame, ma vie au roi, mon coeur aux dames, l'honneur pour moi, die Leerheit wie den Reichthum provenzalischer Ritterlichkeit treffend genug bezeichnend? — Ist nicht etwa gar dieser unermüdete Singvogel Berlins den lieblichen Olivenhainen der Provence entflogen — wir wissen es aus seinen Nordenhelden, daß er schon durch mehrere Ahnen in Deutschland eingebürgert ist — und singt nun selbst im Norden seine liebliche provenzalische Weise? Und — dürfte so auch ihn manche tadelnde Bemerkung treffen, die wir im Laufe unsrer Abhandlung den Troubadours anheim gaben, möchte er sich nicht eben so gut, wie sie, darüber mit dem lebendigen Eindruck des Augenblicks trösten können, den seine Lieder, wie keine andern zu machen gewohnt sind? — M. s. r.

Truchseß (lat. dapifer), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter (am alten französischen Hofe Seneschall, und gegenwärtig an mehrern deutschen Höfen der Oberküchenmeister), der über Küche und Oekonomie eines Hofes die Oberaufsicht führte, bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel seines Herrn trug, und sie denselben präsentirte. Von dieser letztern, ceremoniösen Verrichtung erhielt er seinen Namen (trug's Essen). Nach der ehemaligen deutschen Reichsverfassung hatte der Churfürst von der Pfalz das Erz-Truchsessen-Amt (s. Erzämter und Erbämter). — Das alte reichsgräfliche, jetzt in mehrern Aesten in Schwaben fürstliche, in Preußen bloß als gräflich, fortblühende Haus der Truchsesse von Waldburg, bisweilen auch bloß Truchseß genannt, hatte schon in frühern Zeiten bei den schwäbischen Kaisern die Truchsessen-Würde, und erhielt im J. 1525 von Karl V. das Vorrecht, sich Reichs-Erb-Truchseß zu nennen.

Trüffeln (franz. truffes; ital. tartufli) sind kleine, runde, mit einer runzlichen Haut oder Rinde überzogne, und daher rauh anzufühlende Schwämme, welche unter der Erde wachsen. Sie sind inwendig saftig, mit vielen schmalen Canälen durchschnitten, wodurch kleine Zellen oder Fächer gebildet werden, in denen die Saamenkörner sitzen. Man findet die Trüffeln in Frankreich,

Italien, England, in der Schweiz und in verschiedenen Gegenden Deutschlands, doch zuweilen unter verschiedner Gestalt. Man theilt sie auch, besonders in Italien, in Sommer- und Winter-Trüffeln, nach der Jahreszeit, in welcher sie gegraben werden. Auch ihre Größe ist verschieden, und es finden sich bisweilen welche, die ein Pfund und drüber wiegen. Bisweilen wachsen sie, wie z. B. in Frankreich unweit St. Denis, in großer Menge beisammen. Wo sie wachsen, kommen nicht leicht andre Pflanzen fort, weil sie ihnen entweder die Säfte entziehen, oder durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit den Wachsthum andrer Pflanzen hindern. Sie werden für eine Delicatesse gehalten, und daher fleißig aufgesucht. In Frankreich braucht man zum Aufsuchen der Trüffeln Schweine, in Italien aber Hunde, die eine Art kleiner Pudel sind. Man gibt diesen Hunden, ehe sie auf die Jagd ausgehen, ein Stück Brod in Trüffel-Oel getaucht; sobald der Hund eine Trüffel unter der Erde wittert, fängt er an zu scharren. Der Jäger muß dann gleich bei der Hand seyn, um die Trüffel auszugraben, und zu verhindern, daß der Hund sie nicht verzehrt.

Truhe (geheime) ist ein Kunstausdruck in der gegenwärtig so viel und so leidenschaftlich besprochenen Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg. Der engere Ausschuß würtembergischer gemeiner Prälaten und Landschaft, welcher aus 2 Prälaten und 6 von der Landschaft bestand, und welcher seit Jahrhunderten in ständischen Angelegenheiten allein von Bedeutung war, hatte die Befugniß, jedes Jahr eine unbestimmte größere oder kleinere Summe aus der allgemeinen Landessteuercasse, die er verwaltete, zu nehmen, und darüber nach seinem Gutdünken für ständische Zwecke zu disponiren, ohne jemand anderm als sich selbst Rechenschaft darüber schuldig zu seyn. Nur der Landtag selbst, wenn Prälaten und Bürgerabgeordnete in Masse zusammenkamen, mochte, obwohl es nicht ausgesprochen ist, Rechnung von ihm verlangen können. Es gab also zwei ständische Cassen: die größere, in welche die Landessteuer floß, und von welcher jährlich vor einer herrschaftlichen Commission Rechnung gestellt werden sollte, und eine kleinere, die ihre Zuflüsse aus der größern erhielt, — diese hieß die geheime Truhe, von dem Geheimniß ihres Wesens und Wirkens. Die Entstehung dieser in ihrer Art einzigen Casse läßt sich nicht historisch sicher nachweisen; wahrscheinlich aber ging es so: Schon mit dem tübinger Vertrag, welcher die Existenz der würtembergischen Landschaft oder der Rechte des 3ten Standes auf einmal gründete und vollendete, erhielt dieselbe die Mitaufsicht über eine Casse. Man hatte eine Million Schulden von Herzog Ulrich übernommen. Diese Summe sollte terminweise von einer jährlich dazu bewilligten Steuer abgetragen werden, und diese Steuer floß in eine eigene Casse, deren Verwalter Herzog und Landschaft gemeinschaftlich ernannten, und welche dem Herzog und der Landschaft Rechnung zu stellen hatten. Allein schon unter dem Nachfolger Ulrichs, unter Herzog Christoph, änderte es sich. Gleich am Anfang seiner Regierung ernannte er nur noch Einen Cassier, während die Landschaft 2 ernannte, und die Aufsicht über die Schuldenzahlungscasse selbst ward dem hauptsächlich deßhalb errichteten engeren landschaftlichen Ausschusse vorzugsweise übertragen. Gegen das Ende dieser Regierung ernannte der Ausschuß alle Cassiere, und die Cassiere selbst verwandelten sich in Officialen des Ausschusses. So war

in seine Hände die Verwaltung einer Casse gekommen, welche eine Summe in Bewegung setzte, die den gesammten Kammereinkünften des Herzogthums gleichkam. Zwar war die Verwendung dieser Summe aufs bestimmteste vorgeschrieben, zur Schuldenzahlung, und es wurde jährlich einer herrschaftlichen Commission Rechnung davon gestellt. Wozu der Ausschuß sich diese Casse anfangs erschlichen, zuletzt angemaßt habe, ist nicht anzugeben, läßt sich nicht einmal errathen. Er selbst hat sich nicht darüber erklärt, sondern wie in allem, so auch hier, in ein heiliges Dunkel sich eingehüllt. Die Geschichte des Herzogthums selbst vom Jahr 1608 — 1758, also in einem Zeitraum von 150 Jahren, weiß't nicht das Mindeste auf, das auf eine Nothwendigkeit derselben hindeutete, und nie ist verlautet, was während dieser Zeit in sie geflossen sey. Aber mit 1758 beginnt ihre eigentliche Epoche. Damals nahmen die Prozesse zwischen Herzog Carl und der Landschaft vor dem Reichshofrath ihren Anfang; jetzt galt es, eine geheime Truhe zu haben, und aus ihr bildete sich 1767 eine geheime Negotiationscasse, hauptsächlich zu Betreibung des Prozesses, so wie sie hauptsächlich, als endlich der Erbvergleich, eine neue Revision der würtembergischen Verfassung, von der würtembergischen Familie und der Landschaft anerkannt, und vom Kaiser bestätigt, 1770 zu Stande kam, die Garantie desselben durch die 3 Höfe von Preußen, England-Hannover und Dänemark bewerkstelligte. Nach bekannt gewordenen Rechnungen hat diese geheime Negotiationscasse von 1758—1797 gegen 8 Millionen Gulden ausgegeben, ohne daß man genau wußte, wozu, oder die Ausgeber, der engere Ausschuß, jemand Rechnung dafür gestellt hätten, als sich selbst. Die untadelhafteste Ausgabe der geheimen Truhe überhaupt, welche man kennt, ist diese, daß sie Staatsdiener, welche sich in landschaftlichen Dingen die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten, und um Brod und Dienst gekommen waren, mit Pensionen entschädigte. Sie bestand noch, diese geheime Truhe, im Jahr 1797, als der letztverstorbene König von Würtemberg noch als Herzog unter dem Namen Friedrich II. die Regierung antrat. Seine Sache war sie, wie billig, nicht; und im Jahr 1804 ging er ihr, so wie dem landschaftlichen Cassen- und Rechnungswesen überhaupt, das allgemein im Ruf schmählicher Unordnung stand, aufs ernstlichste auf den Leib. Die Rechnungen sollten abgehört werden und waren wirklich schon vorgelegt, aber kurz ehe die Räthe zur Untersuchung erschienen, hatte die Ehefrau des Landschafts-Sekretarius Stockmaier dieselben hinwegpraktizirt. Das schöne Institut fiel endlich im Jahr 1806, als König Friedrich mit der angenommenen Königswürde der ganzen Verfassung des Herzogthums ein Ende machte. Die im Jahr 1814 zusammenberufenen Stände des Königreichs bezeigten anfangs nicht wenig Lust, sich den Besitz dieser geheimen Truhe aufs neue zu erkämpfen; bald aber mußten sie es gerathen finden, großmüthig darauf zu resigniren.

Truhten, s. Druiden.

Trunkenheit, der Zustand, in welchen der Mensch nach dem verhältnißmäßig zu starken Genusse weingeistiger Getränke verfällt. Alle Flüssigkeiten, welche durch die weinige Gährung zubereitet werden, enthalten einen Antheil des Weingeistes (s. den Art. Weingeist). Zwar kann auch von gewissen andern Stoffen, welche direct auf das Nervensystem wirken, ein ähnlicher Zustand

erregt werden (s. d. Art. narkotisch), allein theils geschieht dies wieder auf einem andern Wege, theils tritt der von den narkotischen Mitteln erregte Zustand auch auf andere Art und Weise ein und hinterläßt auch verschiedene Folgen. Die Trunkenheit tritt allmählig ein, und kann in verschiedenen Graden Statt finden. Der Weingeist ist nämlich ein auf die Nerven des Herzens und der Arterien direct und erregend wirkendes Mittel; anhaltend und in großer Menge genossen, beschleunigt er also die Function des gesammten arteriellen Systems, erregt einen zu schnellen und stürmischen Umlauf des Blutes, Anhäufung desselben im Gehirn, zu schnelle Absonderung des Nervenäthers in den Nervenscheiden sowohl als im Gehirn selbst. Daher gehen zwar anfangs alle Verrichtungen des Körpers, welche von dem Blutsystem abhängen, rascher und leichter von Statten, allein dieser Zustand kann nicht von Dauer seyn, weil die aufgeregte Blutmasse endlich die Nervenfunction unterdrückt. Es entsteht nämlich im Gehirn und dessen innersten Organen ein Ueberfluß an Nervenäther, welcher wegen der übereilten Absonderung aus dem Blute von geringerer Qualität und betrogener Beschaffenheit ist, und anstatt der normalen, ordentlichen Function der Seelenorgane eine verworrene und unrichtige verursacht, wodurch selbst endlich die Thätigkeit der Seele unordentlich, die Klarheit des Selbstbewußtseyns getrübt wird. Die Seele verliert daher allmählig die helle Uebersicht ihrer eigenen Thätigkeit, die Herrschaft über dieselbe und die Besonnenheit der Verhältnisse der Außenwelt. Der physische Zustand kann dabei zwar lange bestehen, weil die Naturkraft sich selbst wieder hilft, entweder schon gleich anfangs den ihr aufgedrungenen, sie übermäßig reizenden heterogenen Stoff auswirft, oder den erregten Wirkungen, der übermäßigen Blutbewegung, der Congestion im Gehirn, der übermäßigen Absonderung des Nervenäthers eben durch heftige Bewegungen und Reactionen wieder abhilft, wodurch die Blutstockungen zertheilt, das Uebermaß von Nervenäther verzehrt und die Erregung erschöpft wird, worauf gewöhnlich Stillung des Tumults erfolgt, das vorige Gleichgewicht der Functionen und die Ruhe in einem tiefen Schlafe wieder zurückkehren. Daß indessen die stürmische Unordnung im Körper auch schädliche Folgen haben kann, läßt sich leicht aus deren Wirkungen auf das Gehirn und auf das gesammte Nerven- und Blutsystem schließen, und lehrt auch die tägliche Erfahrung. Im Anfalle der Trunkenheit selbst kann Schlagfluß erfolgen (s. d. Art. Schlagfluß); Oefters Wiederholungen derselben zerrütten aber allmählig das Gehirn in seiner feinsten Organisation, machen das Seelenorgan, besonders die Organe des Bewußtseyns und des Gedächtnisses unfähig zu der Ausübung ihrer Functionen und geben den Nerven des Gangliensystems eine unverhältnißmäßige Uebermacht über das Cerebralsystem. Daher entsteht bei solchen Menschen Muskelschwäche und Zittern der Glieder, Vergeßlichkeit, Dummheit, Stupidität oder Anlage zum Wahnsinn. Die Trunkenheit hat verschiedene Grade, nach welchen sich auch die äußern Erscheinungen derselben richten. Im ersten Grade ist der Mensch was man weinwarm nennt. Die Circulation des Blutes ist zwar um etwas lebhafter, so daß die Erzeugung der Wärme, so wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter von Statten geht, doch noch nicht bis zum Uebermaß, so daß sie noch nicht Congestion in den Lungen oder im Gehirn

erregt. In diesem Grade sind einige Seelenvermögen freier, die Thätigkeit einiger erscheint sogar erhöht, das Bewußtseyn ist noch nicht angegriffen. Die Phantasie, das Vermögen der Bildersprache, das Gefühl der eigenen Kraft, der Muth des Menschen zeigen sich verstärkt. In dem zweiten Grade ist die Einwirkung auf das Gehirn stärker. Die Temperamentsstimmung des Gemüths wird bedeutend erhöht, die Fehler des Temperaments, welche der nüchterne besonnene Mensch zu beherrschen und zu verbergen weiß, offenbaren sich deutlich, die Thüre zu den verborgensten Geheimnissen ist eröffnet, die unüberlegten Reden strömen aus dem beredten Munde heraus, und schon fängt der Mensch an, die Foderungen des Wohlstandes und der Schicklichkeit außer Acht zu lassen. Im dritten Grad steigt dies alles noch höher, das Bewußtseyn wird noch mehr vermindert, das Gleichgewicht des Körpers geht verloren, indem ein Zustand von Schwindel in dem Gehirn erzeugt wird. Von diesem geht es dann schnell in den vierten Grad über, in welchem die Seele gänzlich von dem Tumult der aufgeregten physischen Kräfte überwältigt wird, alles Bewußtseyn verloren geht, die Sprache verwandelt sich in ein unarticulirtes, unverständliches Lallen, der Mensch besinnt sich nicht mehr darauf, wo er ist; das Gesicht ist glühend roth, die Augen sind vorgetreten, der Schweiß läuft ihm über den Körper, er verfällt in einen tiefen, dem Schlagfluß ganz ähnlichen, soporösen Schlaf, in welchem er auch sterben kann, wenn nicht die Naturkräfte auf schon oben erwähnte Art sich helfen. Die Trunkenheit zu verhüten, hat man sonst wohl verschiedene Mittel empfohlen, z. B. einige Löffel voll Mandelöl vor dem Trinken zu nehmen, Mandeln, besonders bittere zu kauen und zu genießen, im Anfange nicht zu schnell hinter einander, sondern nur allmählig und in kleinen Quantitäten, auch nicht bei nüchternem und leerem Magen zu trinken, mit den Getränken nicht zu wechseln. Alle diese Mittel sind wohl gut, und können bei übrigens mäßigen Trinkern die höhern Grade der Trunkenheit verhüten; indessen vermögen auch sie nichts gegen einen zu großen Schwall von erhitzenden Getränken. Der Cholerische kann am wenigsten vertragen, er wird bald vom Weine überwältigt, fängt in der Trunkenheit Zank und Streit an und kommt schnell zu den höhern Graden derselben. Der Sanguiniker kann eben so wenig lange widerstehen. Er wird leicht Phantast, verliebt und dient den andern zum Gespötte. Der Phlegmatiker kann mehr vertragen, er wird etwas munterer, fröhlich, vergißt aber doch auch endlich seine Würde, gibt sich in der Trunkenheit zu sehr Preis, und kommt, wie man sagt, außer dem Häuschen. Der Melancholiker widersteht am längsten. Er wird bloß etwas sentimental, leichter gerührt, selten geht es bei ihm bis zu lauter Fröhlichkeit über. Er versteht noch am meisten die Kunst, sich zu beherrschen und zu rechter Zeit aufzuhören. H.

Tschaiken (oder Sayken, ein türkisches Wort, das so viel als ein Schiff bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder versehen sind, und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind bewegen. Sie sind von verschiedner Größe, von 2 Kanonen und 10 Mann, bis zu 12 Kanonen und 100 Mann. Die Soldaten, die zum Dienst auf diesen Schiffen gebraucht werden, heißen Tschaikisten, gehören zu den ungarischen Gränz-Trup-

ven, sind in dem Winkel, den die Donau und die Theiß bei ihrer Vereinigung mit der ungarischen Gränze machen, anfässig, und bilden ein Bataillon, das aus ungefähr 1100 Köpfen bestehen soll. Ihre Waffen sind Flinten, Musketonen, Säbel und Lanzen; die Wunden, welche mit den letztern gemacht werden, sollen sehr gefährlich seyn. Diese Tschaikisten sollen zur Beschützung der Donau, Save und Theiß gegen die Unternehmungen der Türken dienen. Prinz Eugen machte in seinen Feldzügen einen vortheilhaften Gebrauch davon.

Tschernitz (Andreas), ein ausgezeichneter deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, gebohren den 18ten Nov. 1611 zu Bunzlau, studirte zu Breslau und Rostock, ward daselbst 1644 Professor der Dichtkunst, und lebte bis zum 27sten Sept. 1659. Tschernitz war als Dichter für sein Zeitalter sehr achtungswerth, vorzüglich glücklich war er in dichterischen Schilderungen der Natur und des Menschen. Eine starke, kraftvolle Sprache und treffende Bilder zeichnen seine Gedichte besonders aus. Doch hat er in Wendungen, Ausdrücken und Gedanken Opitzen häufig nachgeahmt. Er hat einen Frühling und Sommer deutscher Gedichte u. s. w. geschrieben. Mehreres des Vorzüglichern aus seinen poetischen Schriften hat Eschenburg im 3ten Bande zu Zacharia's auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter ausgezeichnet. Von seinen Sinngedichten gab Ramler unter der Aufschrift: Wernicke's Ueberschriften, nebst Opitzens, Tschernings, A. Gryphius und A. Olearius epigrammatischen Gedichten (Leip. 1780, 8.) die bessern heraus.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter von), Herr zu Kislingswalde und Stolzenberg, einer der berühmtesten Mathematiker und Naturforscher, stammte aus einem alten gräflichen Geschlechte in Böhmen, und ward den 10ten April 1651 zu Kislingswalde in der Oberlausitz geboren. Sein Lieblingsstudium war von Jugend an die Mathematik, auf die er sich zu Leyden mit großem Fleiße legte. Achtzehn Monate war er seit 1672 als Volontair in holländischen Diensten, durchreiste dann Frankreich, Italien, Sicilien und Malta, und hielt sich in Deutschland besonders am Hofe Kaisers Leopold I. zu Wien auf. Ueberall beschäftigte er sich mit den Wissenschaften, vorzüglich mit der Mathematik, und als er 1682 zum drittenmale Paris besuchte, ward er daselbst in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von da begab er sich wieder nach Holland, und dann auf seine Güter in Sachsen. Er schlug mehrere Ehrenstellen aus, um ganz den Wissenschaften leben zu können und starb den 11ten October 1708 an Steinschmerzen, als churfächsischer Rath. Tschirnhausen war als Naturforscher, Mathematiker und Philosoph ein sehr verdienstvoller Mann. Durch seine mechanischen und optischen Kenntnisse brachte er die größten Brennspiegel zu Stande, von denen man weiß, und womit er den Magneteisenstein in Eisen, Asche und Erdgewächse in Glas verwandelte, und Sachen, die im Wasser lagen, anzündete. Bekannt ist die von ihm entdeckte Brennlinie (Linea reflexionis) oder kaustische Linie, deren Eigenschaften aber von ihm, weil er die Differenzialrechnung nicht schätzte, nicht so genau als von den Gebrüdern Jacob und Johann Bernoulli bestimmt worden sind. Er errichtete die ersten Glashütten in Sachsen, und soll auch eine Art Porzellan zu machen angegeben haben. Seinen Ruhm als philosophischer Selbstdenker gründete er

durch seine Medicina Mentis (Tentamen genuinae Logicae Amts. 1687. Lips. 1695, 1705 und 1753. T. Tschirnhausen dachte sich unter Philosophie eine Wissenschaftslehre, deutete die allgemeine Verbindung der philosophischen Disciplinen an, verband die analytische Methode mit der synthetischen und drang auf mathematische gründliche Sacherklärung, ohne mathematische Erkenntniß von der philosophischen gehörig zu unterscheiden. Er erklärte sich auch zu hart gegen Syllogistik und Ontologie, philosophirte mehr für das Leben, wie für die Schule, und nahm die Metaphysik in die Logik auf.

Tuba war bei den Römern ein Blasinstrument, das aber nicht im Kriege gebraucht wurde, und unsern Posaunen oder Trompeten zu vergleichen seyn dürfte, ob es gleich eine etwas davon verschiedene Form hatte. Im figürlichen Verstande wird es von der höhern Poesie, z. B. vom Heldengedichte, gebraucht.

Tübingen ist eine der ältern und bedeutendern Städte des Königreichs Würtemberg, bedeutend vorzüglich wegen seiner Universität, mit einer Bevölkerung von etwas über 6000 Seelen. Es liegt 6 Stunden von Stuttgart, südöstlich, hart am Neckar, ist größtentheils über den Rücken und die beiden Seiten eines Hügels hergebaut, und fällt eben deßhalb weniger angenehm ins Auge, obschon die Gegend von Tübingen unter die schönsten und fruchtbarsten des würtembergischen Oberlandes gehört. Die Stadt hat beträchtlichen Getraide- und Weinbau, und die Wollenwebereien daselbst sind nicht unbedeutend. Tübingen war schon zur Zeit Kaisers Heinrich IV. vorhanden, und der Sitz der Pfalzgrafen von Tübingen, jener einst so mächtigen und so begüterten Dynastenfamilie in Schwaben, die aber zusehends tiefer herunterkam, und endlich im 17ten Jahrhundert ausstarb, nachdem längst das große Erbe der Ahnherrn gänzlich zersplittert war. Wo jetzt das Schloß ist, lag die alte Pfalz; das Schloß selbst hieß sonst Hohentübingen, und hat in frühern Zeiten mehrere, zum Theil merkwürdige Belagerungen ausgehalten. Im Jahr 1342 erkaufte Graf Ulrich von Würtemberg Burg und Stadt von den Pfalzgrafen Götz und Wilhelm für 20,000 Pf. Heller, und seitdem blieb Tübingen bei dem würtembergischen Hause. Die hiesige Universität wurde im J. 1477 von Graf Eberhard im Bart, dem nachmaligen ersten Herzog von Würtemberg, gestiftet, den seine Mutter Marthilde, eine churpfälzische Prinzessin, dazu veranlaßte. Manches Mangelhafte war in ihrer ersten Einrichtung; aber dessen ungeachtet gedieh sie gleich in den ersten 40 Jahren, von ihrer Stiftung bis zur Reformation schnell und stattlich empor. Schon 1588 befand sich eine Druckerei in Tübingen; Reuchlin und Melanchthon waren unter seinen Lehrern. Die Reformation schadete weder ihrem innern Werth, noch ihrem Ruf bei Auswärtigen, und es ist bekannt, in welchem Ansehen die tübingischen Theologen eine lange Reihe von Jahren hindurch bei allen Protestanten standen, wie bedeutenden Einfluß einige von ihnen auf die wichtigsten Angelegenheiten des Protestantismus in Deutschland hatten. Nur kümmerlich erhielt sich während des 30jährigen Kriegs die Universität selbst, kümmerlich alle ihre Anstalten. Nach ihm lebte sie wieder auf, und wenn auch nicht das frische lebendige Leben der frühern Zeit zurückgekehrt ist, so war ihr Leben doch nicht unrühmlich. In allen Wissenschaften sah man von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Männer auf den Lehrstü-

len, und ausgezeichnete Männer haben unter ihnen sich gebildet. Eine Zeit erneuerter Blüthe schien für die hohe Schule beginnen zu wollen in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts unter Herzog Carl. Carl interessirte sich für sie, und in der Freude darüber nahm sie den Namen Eberhardo Carolina an und ernannte ihn zu ihrem fortdauernden Rector. Allein sie blieb dennoch für ihn bloß Stiefkind, sein Herz hing an seiner Carlsakademie in Stuttgart, welche Tübingen seine Schüler entzog. Nachtheilig und vortheilhaft zugleich wurde für sie die Zeit Königs Friedrich. Unter ihm begann endlich auch eine bessere Periode für die Medicin. Auch in den andern Fakultäten wurde das Lehrerpersonale vermehrt, und da die Fonds der Universität zu ihrer Besoldung nicht hinreichten, so übernahm der Staat dieselbe. Wissenschaftliche Preise in allen Fakultäten wurden jedes Jahr unter ihm zur Aufmunterung der Studirenden vertheilt. Dagegen nahm ihr aber auch Friedrich einen bedeutenden Theil ihrer alten eberhardinischen Rechte, und entzog ihr namentlich die Selbstverwaltung ihrer Einkünfte. Neu und nach liberalen Grundsätzen sind die Verhältnisse der Universität von der jetzigen Regierung in einem eignen Statute bestimmt worden, welches dem Verfassungsentwurfe für Würtemberg angehängt ist. Tübingen hat gegenwärtig 7 theologische Professoren, 6 Juristen, 5 Mediciner, 11 Professoren, die zur philosophischen Facultät gehören und 2 Cammeralisten, im Ganzen 31 Professoren. Mehrere davon sind außerordentlich. Die ordentlichen bilden den akademischen Senat, an dessen Spitze der halbjährlich gewählte Rector steht. Das Amt und die Würde des Canzlers ist mit der ersten theologischen Professur verbunden. Das theologische Seminar, das Clinicum, der botanische Garten sind Anstalten, welche jeder Universität zur Zierde gereichen würden; die Bibliothek, deren Gebrauch den Studirenden offen ist, gehört zwar nicht unter die größten, aber sie enthält manches Merkwürdige. Die Universität hat viele, zum Theil sehr reiche Stipendien zur Unterstützung für Studirende.

Tübinger Vertrag. Er wurde geschlossen den 8ten Jul. 1514 zwischen Herzog Ulrich von Würtemberg und seinem Volk, und ist die Grundlage aller Freiheit der Würtemberger. Ulrich war ein junger, feuriger, prachtliebender Fürst; sein Hof war der glänzendste in ganz Deutschland; auf Turniere und andere Hoffeste, auf Krieg und Ritterzüge waren große Summen gegangen, und zu dem allen verwalteten unredliche Männer seine Finanzen. Schon als er die Regierung antrat, lasteten mehrere hunderttausend Gulden Schulden auf dem Lande, was Wunder, wenn sie unter solchen Umständen ums Jahr 1514 endlich über eine Million gestiegen waren? Seine Gläubiger fingen an, ihm durch ihr Dringen beschwerlich zu fallen, und er wünschte schnell aus der unangenehmen Lage herauszukommen; aber nicht durch eigene Einschränkung, wodurch er sich wohl hätte helfen mögen, sondern durch neue Abgaben und Steuern seiner Unterthanen. Schon seit 50 Jahren war es im Herzogthum Sitte, in solchen Fällen einen Landtag der Prälaten, der Ritterschaft und der Landschaft auszuschreiben, und mit letzterer hauptsächlich wegen der Steuerübernahme sich zu vergleichen — aber gerade eine solche Versammlung scheuten, zwar nicht der Herzog selbst, aber doch seine jetzt noch alles über ihn vermögenden Räthe, Männer, auf welchen die Unzu-

friedenheit und der Unwille des ganzen Landes lastete. Von ihnen bewogen, ritt er lieber selbst in den einzelnen Städten umher, und suchte die Einwohner und ihre Vorsteher durch gute Worte und Versprechungen zu Uebernahme und Tilgung seiner Schulden zu bewegen. Sie waren willig, und hatten sich schon zu einer starken Abgabe auf 12 Jahre anheischig gemacht; nur bedungen sie, daß aus ihrer Mitte Steuereinnehmer, sie zu erheben, aufgestellt werden mußten, damit ihr Opfer für seinen Zweck nicht verloren wäre. Aber sey's, daß den Herzog diese Clausel beleidigte, oder daß es ihm, der schnell seiner Schulden los zu seyn wünschte, mit dieser Steuer überhaupt zu langsam ging, oder daß er zu eigner Verwendung einen Theil derselben haben wollte — er ließ die bewilligte Abgabe fahren, und gab dem ihm gefällig dargestellten Projekt Gehör, eine Steuer auf Fleisch, Wein, Mühlen u. s. f. zu legen, und damit Wirthe, Fleischer und Bäcker nicht zu kurz kämen, kleineres Gewicht und Maaß bei fortdaurend altem Kaufpreis, einzuführen. Ohne Rücksprache mit der Landschaft war auch nicht einmal ein Versuch dieser Art zu wagen; die ganze Landschaft mochte man sich nicht durch eine allgemeine Versammlung auf den Hals laden, und mit solch einem Vorschlag wieder bei einzelnen Städten umherzureiten, schämte sich der Herzog wohl selbst. Darum wurden nur die Beamten von einigen wenigen einberufen, und sie durch Drohungen genöthigt, die Sache im Namen des ganzen Landes gutzuheißen. Wenn ein Regent solche Steuern auf solche Art einem Volk aufdringt, welches an edlere Behandlung gewöhnt und auf diese eifersüchtig ist, so beleidigt er es an seiner empfindlichsten Seite, und steigert die Unzufriedenheit über die Regierung zur Abneigung und zum Haß gegen seine eigene Person. So geschah es jetzt in Würtemberg. Das ganze Land wurde über die neue unerhörte Last schwierig; unter Bauern und Weingärtnern brach eigentlicher Aufruhr aus. Die erste Bewegung geschah im Remsthale, im Schorndorfer Oberamt. Abgaben an den Fürsten und starke Bezahlungen an seine Beamten hinderten sie in ihrem guten Fortkommen um so mehr, da eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Wild ihre Felder verwüstete, da häufige Jagden und andere Frohndienste Fleiß und Betriebsamkeit der Menschen lähmten. Es loderte die Flamme einigemale hell auf; der Brand schien das ganze Land, ja ganz Schwaben ergreifen zu wollen — doch immer blieb es ohne Schaden. Dies geschah am Ende Aprils und im Mai 1514. Der Herzog befand sich gerade in Hessen während dieser Vorfälle, und eilte schnell herbei, als er Nachricht davon erhalten hatte. Es mißlang ein Versuch, welchen er in Person zur Beruhigung des Volkes machte, und bald blieb nichts übrig, als die Stände zu versammeln, wenn er dem Schlimmsten noch zuvorkommen wollte. Namentlich bestanden einige Städte darauf, und er gab um so williger nach, weil er nur von ihnen Bezahlung seiner Schulden zu gewarten hatte, sie die nächste Hülfe zu Dämpfung des Aufruhrs waren, und weil sich hoffen ließ, die Mißvergnügten möchten sich von selbst beruhigen, wenn sie einen Landtag zu Abstellung ihrer Beschwerden veranstaltet sähen. Er ward auf den 25sten Juli nach Stuttgart ausgeschrieben. Allein die Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, worauf bisher nur Städtabgeordnete erschienen waren, kein Zutrauen mehr: sie selbst mußten dabei seyn, wenn geholfen wer-

den sollte. Unter allen Umständen wäre eine Versammlung dieser Art zwecklos und hinderlich, jetzt war sie auch gefährlich. Ihr Begehren ward abgeschlagen; und nur wenige Aemter ließen sich bewegen, den Abgeordneten der Städte ihre Klagen und Beschwerden schriftlich mitzugeben. Diese versammelten sich jetzt in Stuttgart, auch sie voll Mißtrauen gegen den Herzog; denn er stand allgemein im Verdacht, daß er durch fremde Völker die Ruhe herstellen wolle; hatte er doch schon vom Kaiser und andern benachbarten Fürsten sich Minister zu seinem Beistand ausgebeten. Der Landtag selbst war nichts denn ein Bild des ganzen Landes; wie hier alles voll Sturm und Unordnung war, so hatte auch er sich versammelt, so ging es auch auf ihm her. Ungeachtet des Verbots war alles voll Bayern; sie sprachen mit größerer Dreistigkeit, sie fielen dem Herzog am beschwerlichsten. Darum verließ er schnell Stuttgart und begab sich nach Tübingen. Hieher durften ihm allein die Abgeordneten der Städte nachfolgen; hier kam es endlich zum tübinger Vertrag. Es ist nicht bekannt, welchen Einfluß die Gesandten des Kaisers und der Andern darauf gehabt haben. Einige Aemter, namentlich das erhitzte Volk im Remsthale wollten ihn nicht annehmen; aber bald hatte sie der Herzog dazu genöthigt, vorzüglich mit Hülfe der Bürger von Tübingen und Stuttgart. Mit diesem Vertrag übernahm das Land die Bezahlung der herzoglichen Schulden, über eine Million Gulden; allein dafür wurden ihm auch herrliche Rechte versichert. Ohne Wissen der Landschaft soll der Herzog keinen Krieg des Reichs führen; ohne ihr Wissen und ihren Willen in keinen für sich selbst sich einlassen; die Landschaft erhält das Recht der unbeschränktesten Selbstbesteurung; kein Stück vom Land darf künftig veräußert werden; allen Einwohnern ist freier Abzug gestattet; kein Würtemberger wird künftig in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft: im Anhang zum Vertrag wird der Landschaft ein Antheil an der Gesetzgebung gestattet; und Stuttgart und Tübingen erhalten das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags, wenn sie es nöthig finden, mahnen zu dürfen. Zwanzig Tage ungefähr hatte die Versammlung gedauert, zum Beweis, daß auch in kurzer Zeit Wichtiges vollendet werden kann, wenn guter Wille vorhanden ist. Dies sind die Rechte des tübinger Vertrags. Der Herzog versicherte sie seinen Unterthanen eidlich für sich und seine Nachkommen, der Kaiser bestätigte sie, und die Landschaft huldigte ihm von neuem auf diesen Vertrag. Alle Regenten Würtembergs nach Ulrich haben bis auf unsre Zeit sogleich beim Antritt ihrer Regierung ihn bestätigt und dann erst das Volk ihnen gehuldigt. Nur mit dem deutschen Reich fiel auch er und blieb 10 Jahre außer Uebung; aber mit seiner Thronbesteigung erklärte König Wilhelm seinen Unterthanen, daß er mit ihnen über eine Verfassung sich vereinigen wolle, welcher die tübinger Rechte zur Grundlage dienen sollen, und alle Welt weiß, wie königlich er sein Wort seitdem gelöst hat.

Tubus ist der allgemeine Name eines jeden Fern- oder Sehrohrs, es mag katoptrisch seyn oder nicht, zu Himmelsbeobachtungen gebraucht werden — wo alle Gegenstände verkehrt, aber auch um desto deutlicher erscheinen — oder auch nur zu Beobachtungen auf der Erde, auf einem besondern dazu eingerichteten Gestelle (Stative) ruhen, oder in freier Hand regiert werden. Das galileische

Fernrohr besteht aus einem erhabenen und einem hohlen Glase, die so gegen einander gestellt sind, daß beider Brennpunkte zusammenfallen. Parallele Strahlen, die von entfernten Gegenständen auf das erhabene Glas kommen, werden davon nach dem Brennpunkte zu geworfen, von dem Hohlglase aber durch welches sie nun durchgehen müssen, dergestalt gebrochen, daß sie wieder parallel werden. Befindet sich daher das Auge dicht vor dem Hohlglase, so wird es von den entfernten Gegenständen parallele Strahlen bekommen, und alle Gegenstände aufrecht und vergrößert zeigen. Da man nur einen kleinen Raum durch diese Art von Fernröhren übersieht, auch das Auge dicht an das Augenglas gehalten werden muß, so gebraucht man es gewöhnlich nur als Taschenperspectiv. Newtons verbesserte Fernröhre sind unter dem Artikel Spiegelteleskope beschrieben. P. S.

Tudor (das Haus) ist eines der berühmtesten, und um den Glanz des brittischen Reichs verdientesten Geschlechter in der brittischen Geschichte. Der Krieg der rothen und weißen Rose, oder der Häuser Lancaster und York, welche mit abwechselndem Glück, und mit unzähligen Grausamkeiten und Unbilden um Englands Thron stritten, hatte dieses Reich seit dem Jahre 1453 auf das heftigste erschüttert, den innern Wohlstand und das äußere Ansehen vernichtet. Da riß der blutdürstige, habsüchtige Richard III. (vorher Herzog von Glocester aus dem Hause York) die englische Krone an sich, nachdem er seinen Brudersohn, den König Eduard V., entthront, und nebst dessen Bruder ermordet hatte. Durch Greuel jeglicher Art suchte er sich in dem ungerechten Besitz zu befestigen, und verfolgte deßhalb die Großen und Mächtigen, besonders diejenigen, welche dem Hause Lancaster verwandt waren, und ihm gefährlich schienen. Unter diesen war auch Heinrich, Graf von Richmond, welcher vor Richards Tyrannei erst an den Hof von Bretagne, und späterhin, als er dort nicht mehr sicher war, in das Gebiet des Königs von Frankreich flüchtete. Heinrich stammte väterlicher Seits von der französischen Prinzessin Catharina ab, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Heinrich V., Königs von England, einen Edelmann aus Wales, Owen Tudor, geheirathet hatte. Der Hof, über diese Mißheirath unzufrieden, ließ Owen Tudor nach Catharina's Tode gefangen nehmen, und 1461 wurde er auf Eduards Befehl enthauptet. Sein ältester Sohn war Edmund Tudor, Graf von Richmond, Vater des Grafen Heinrich, dessen Mutter von einem unechten Sohne des Johann von Genth (eines Sohnes Eduards III.) herstammte, welcher jedem Anspruch auf die Thronfolge hatte entsagen müssen. Heinrich hatte also für seine Person gar kein Recht auf die Krone, aber die Grausamkeit, mit welcher er von Richard auch noch im fernen Auslande verfolgt wurde, vermochte den Grafen Heinrich von St. Malo mit einer Flotte 1483 einen Angriff auf England zu wagen, um der Gewalt des Usurpators ein Ende zu machen. Allein Richmonds Flotte wurde durch einen heftigen Sturm zerstört, und er mußte mit dem einzigen Schiffe, das ihm übrig geblieben, unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt fing Richard an mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond zu unterhandeln, der sich deßhalb zum Könige von Frankreich begab. Richard hatte seine Gemahlin heimlich hinrichten lassen, um die Prinzessin Elisabeth von York (die Schwester

des ermordeten Königs Eduard V.), welche an Heinrich verlobt war, zu heirathen, und auf diese Weise die Krone auf seinem Haupte desto mehr zu befestigen. Dieser Vorsatz des grausamen Wüthrichs mußte den Grafen von Richmond, der durch das Mißlingen jenes ersten Versuchs nicht muthlos gemacht war, noch mehr in seinem Entschlusse bestärken, der Gewalt des Usurpators ein Ende zu machen, und sich der Krone und der ihm verlobten Braut zu versichern. Er landete deshalb, von Frankreich unterstützt, mit einer kleinen Armee zu Milfordshaven (im Aug. 1485) besiegte seinen Nebenbuhler, welcher auf dem Schlachtfelde blieb, den 23sten Aug. in dem Treffen bei Bosworth in Lincolnshire, und bestieg (1485) als Stifter des königlichen Hauses Tudor unter dem Namen Heinrich VII. den englischen Thron, ohne darauf für seine Person ein Recht zu haben; denn von dem Rechte seiner nachherigen Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth, machte er keinen Gebrauch, theils vielleicht, weil er keine sichere Kenntniß von dem Tode des einen ihrer Brüder hatte, der, wenn er noch am Leben gewesen wäre, natürlich ihm hätte vorgehen müssen, theils aber wohl hauptsächlich darum, weil er noch nicht mit Elisabeth vermählt, und auch selbst zu herrschlustig war, um nur Mitregent seyn zu wollen. Durch diese Vermählung 1486 vereinigte er die weiße und rothe Rose, und beendigte den öffentlichen Kampf, obgleich die innern Unruhen, welche besonders von Kronprätendenten veranlaßt wurden, noch seine ganze Regierungszeit hindurch fortdauerten. Indessen verlor sich unter ihm die durch innerliche Kriege so sehr genährte Sittenlosigkeit und Rohheit; Ackerbau, Handel, Gewerbe, besonders die Schifffahrt blühten wieder auf, die Gesetze wurden verbessert, und mit Recht zählen die Britten Heinrich VII. unter ihre größten Könige. Sorgfältig vermied er alle Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten, weil ihm zunächst daran lag, den mächtigen Adel seines Reichs zu schwächen, und jedes neue Aufwogen eines Bürgerkrieges zu dämpfen. Er regierte beinahe mit unumschränkter Gewalt, nur litt das Ganze durch seine Geldbegierde, womit er für seinen Sohn Heinrich VIII. (1509—1547) einen bedeutenden Schatz zusammensparte. Dieser launenhafte, eigenwillige Fürst befestigte während des langen Kampfes zwischen Spanien und Frankreich die unumschränkte königliche Gewalt in England, um sich so einen stärkern Einfluß auf die äußern Angelegenheiten zu sichern. Doch ließen ihn seine Minister, der Erzbischof von York und Kardinal Wolsey, nicht den thätigen Antheil an dem Kriege zwischen Karl V. und Franz I. nehmen, wodurch England einen bedeutenden Zuwachs an Macht sich hätte verschaffen können, und Wolsey zog ihn 1525 von Karln ab auf Franzens Seite, weil Karl dem mächtigen Minister nicht zur Papstwürde verhalfen hatte. Heinrich VIII. verband sich jedoch 1544 wieder mit dem Kaiser gegen Franz I., weil dieser für seinen Enkel um die reiche Erbin Schottlands, Maria, geworben, und sie dem Prinzen Eduard vor England entzogen hatte. Gegen Luther schrieb Heinrich VIII. sein Buch de septem sacramentis, dessen wahrer Verfasser aber Wolsey seyn soll. Der Papst ertheilte indessen dem königlichen Schriftsteller dafür den Titel: Beschützer des Glaubens (defensor fidei), ohne zu ahnen, daß Heinrich sich und sein Reich der Abhängigkeit vom römischen Stuhle entziehen würde. Dies geschah, als der Papst nicht in die Ehescheidung des Königs von seiner ersten Ge-

mahlin, Katharina von Aragonien, der Wittwe seines Bruders, willigen wollte; eine Scheidung, welche Heinrich weniger wegen der Gewissensbisse über die blutschänderische Ehe, als wegen des Eindrucks wünschte, welchen Anna Boleyn's Reize auf ihn gemacht hatten. Der neue Erzbischof von Canterbury, Cranmer, bis dahin Professor der Theologie zu Cambridge, rieth dagegen dem Könige desto eifriger zur Auflösung der Ehe, um sich in dessen Gunst zu befestigen. Mehrere theologische Gutachten von auswärtigen Universitäten waren gleicher Meinung. Heinrich VIII. vermählte sich daher (1532) mit Anna Boleyn (der Mutter der nachfolgenden Königin Elisabeth), der Pabst belegte ihn aber mit dem Bann, worauf der König die gänzliche Trennung von dem Pabste beschloß; doch sollte der Katholicismus in England nicht abgeschafft, die Reformation nicht unternommen, sondern blos ihm, dem Könige, als dem höchsten geistlichen und weltlichen Oberhaupt in England, der Suprematseid geleistet, und das ganze Mönchsthum im Königreiche abgeschafft werden (1534). So trennte sich die anglikanische Kirche, aber unter blutigen innern Explosionen, von dem römischen Stuhle. Viele tausend Klöster wurden eingezogen und ihre Güter verschwendet. Die edelmüthigsten Männer bluteten auf dem Schaffot, und erlitten den Feuertod, sobald sie einer andern religiösen Ansicht folgten, als ihr polemischer König. Bei der Vermählung mit Anna Boleyn war Cranmer an Wolsey's Stelle getreten, und er behauptete sich 14 Jahre lang durch Festigkeit und Klugheit auf dem Posten des ersten Ministers. Noch öfter wechselte Heinrich VIII. (s. d. Art.) seine Gattinnen. Ueberdrüssig der Reize der Anna Boleyn, ließ er sie (19ten Mai 1536), ohne sie der beschuldigten Untreue überführen zu können, enthaupten, um sich sogleich darauf mit Johanna Seymour zu vermählen, die ihm seinen Nachfolger Eduard VI. gebar. Die vierte Gemahlin, eine Prinzessin von Cleve, verstieß er (1540), weil sie ihm nicht gefiel; die fünfte, Katharina Howard, eine Nichte des Herzogs von Norfolk, ward (1542) wegen ihrer Ausschweifungen vor und nach der Vermählung mit dem Könige enthauptet; und nur die sechste, Catharina Parr, die Wittwe des Lords Latimer, überlebte ihn als Wittwe. Im Jahre 1542 nahm er den Titel eines Königs von Irland an. Ihm folgte sein Sohn Eduard VI. (1547—1553), während dessen kurzer Regierung unter Cranmers Leitung sich gereinigtere Begriffe, jedoch ohne alle Bedrückung, in England verbreiteten. Dieser Geist der Duldung würde fortgedauert haben, wenn nach Eduards Testament die edle Johanna Gray, die Enkelin der jüngern Schwester Heinrichs VIII. die mit dem Sohne des Herzogs von Northumberland, dem Grafen Dudley, vermählt war, ihm auf dem Throne gefolgt wäre. Denn Eduard hatte seine Schwester Maria, Heinrichs VIII. Tochter, von der aragonischen Prinzessin, wegen ihres Hasses gegen den Protestantismus, von der Thronfolge ausgeschlossen; diese ward aber von dem Geheimenrathe, der Armee und der Stadt London 1553 als Königin anerkannt. Sie ließ den Herzog von Northumberland, und bald darauf Johanna Gray und deren Vater und Gemahl auf dem Blutgerüste sterben, und vermählte sich (25sten Jul. 1554) mit dem Erzherzoge Philipp, dem Sohne Karls V. und künftigen Erben von Spanien. Die Reformation ward unter blutigen Scenen in England beschränkt, und der Katholicismus

hergestellt; selbst der ehrwürdige Cranmer fiel (14ten Febr. 1556) als Opfer der Rache, der Unduldsamkeit und des Fanatismus der Parteien. Mit Spanien, das Karl V. (1556) seinem Sohne Philipp abgetreten hatte, in Verbindung, bekriegte Maria 1557 Frankreich und verlor darüber Calais. Sie starb (17ten Nov. 1558) frühzeitig und kinderlos, und ihre Halbschwester Elisabeth bestieg (1558—1603) den Thron. Bei vielen weiblichen Schwächen und einem bedeutenden Grade von Herrschsucht begründete diese sogenannte königliche Jungfrau (eine Benennung, in welcher sie sich vorzüglich gefiel) durch ihren gebildeten Geist, durch ihre Gewandtheit und Klugheit, durch die Belebung der Industrie, des Handels und des Entdeckungsgeistes bei ihren Unterthanen, durch kluge Oekonomie, durch weise Beförderung des Protestantismus, und durch die vorsichtige Wahl der Personen, die sie gebrauchte, Englands Größe und Wohlstand. Wenn gleich auf manche ihrer Handlungen ein starker Schatten fällt, so darf man nie vergessen, daß sie, bei vielen entdeckten Verschwörungen, besonders der Katholiken, gegen ihr Leben, bei dem Hasse Philipps von Spanien, dessen Hand sie abgelehnt hatte, bei den Ansprüchen der Maria von Schottland auf den englischen Thron, und bei der Verschenkung dieses Throns von dem Papste an Spanien, sich nur unter drohenden Gefahren auf demselben behaupten konnte. Sie ließ sich den Suprematseid, so wie ihr Vater schwören; in Hinsicht aber auf kirchliche Gebräuche und Meinungen bildeten sich unter ihr zwei Hauptparteien, von welcher die eine nach ihrer Ueberzeugung von dem Ansehen der Bischöfe in den ersten Zeiten der christlichen Kirche, den Bischöfen die Oberaufsicht in kirchlichen Angelegenheiten zugestand, und da sie die Mehrzahl in sich faßte, und zur Unterwürfigkeit unter den Willen der Könige geneigt war, als die hohe Kirche (Episkopalen, Conformisten), von Elisabeth begünstigt wurde; die andere hingegen, die besonders mit Calvins Grundsätzen bekannt geworden war, mehr auf Glaubensreinigung drang. Die Anhänger derselben führten den Namen Presbyterianer, (Puritaner, Nonconformisten). Je weniger Elisabeth eine dieser Parteien in politischer Hinsicht vorherrschen ließ, desto strenger bewachte sie auch die heftigen Katholiken, welche Marien von Schottland (seit 1560 Wittwe von Franz II. von Frankreich) auf dem englischen Thron zu sehen wünschten. Doch Maria ward durch mancherlei Verirrungen, den zum verbesserten Lehrbegriffe geneigten Schotten bald so verhaßt, daß sie sich (1568 nach London flüchten mußte, wo sie Elisabeth aus vieljähriger persönlicher Rivalität gefangen halten, und endlich (8ten Febr. 1587) enthaupten ließ. Das spanische Uebergewicht in Europa zu lähmen, durch welches besonders die aufblühende Schifffahrt der Britten beschränkt wurde, unterstützte Elisabeth vornehmlich die Niederländer gegen Philipp, doch vielleicht mit zu strenger Oekonomie. Sie erlebte aber den großen Triumph, die sogenannte unüberwindliche Flotte ihres Gegners, welche zur Eroberung Englands und zur Unterjochung der empörten niederländischen Provinzen bestimmt war (1588), durch Stürme und durch den Muth und die Tapferkeit ihrer eigenen Flotte zerstört zu sehen. Unter ihr erhob sich die englische Monarchie aus ihrer bisherigen Kleinheit. Kühne Unternehmer wagten Reisen nach Amerika; Franz Drake kam 1577 von seiner Reise um die Welt zurück, auf der er große Beute in

den spanischen Besitzungen in Westindien gemacht hatte, und Howard eroberte 1596 Cadix und stürzte Philipps Uebermuth durch die Verbrennung seiner in diesem Hafen liegenden Flotte. Niederländische Flüchtlinge begründeten und hoben die englische Industrie und die Manufakturen erhielten eine neue kräftige Hebung. Zur Bekämpfung Spaniens trat Elisabeth (1596) mit Heinrich IV. von Frankreich in ein Bündniß, dessen Zweck die Demüthigung und Entkräftung Spaniens, in dem Frieden zu Vervins erreicht wurde, obgleich die von Spanien aufgehetzten Katholiken in Irland erst 1601 völlig besiegt werden konnten. Diese Empörung der Irländer, welche Elisabeths Günstling, der Graf Essex nicht zu stillen vermochte, verbunden mit Mißverständnissen zwischen ihm und der Königin, bewirkten seine Hinrichtung (25ten März 1601), nach welcher Elisabeth in tiefe Schwermuth fiel. Nur kurz nach ihrem Tode (24ten April 1603) bestimmte sie den König Jakob I. von Schottland, den Sohn der enthaupteten Maria Stuart, zu ihrem Thronfolger, der auch als Enkel der ältesten Schwester Heinrichs VIII. das nächste Recht hatte. Mit Ausschluß der Königin Maria haben alle Regenten aus dem Hause Tudor, selbst Heinrich VIII. durch den Grund, welchen er zur Kirchenverbesserung legte, sich große und glänzende Verdienste um England erworben, deren Wirkungen noch fortdauern, und für ganz Europa von Bedeutung sind. N. P.

Tuffstein. Mit dieser Benennung bezeichnet man gemeiniglich einen Kalkstein, welcher eigentlich Kalktuff genannt wird. Er ist von gelblich grauer Farbe und hat sich bei seiner Bildung nach den vorhandenen vegetabilischen und animalischen Formen gerichtet, um welche her er sich ansetzte: pfeifenröhrig, moosartig, ästig ꝛc. Er umschließt viele Landschnecken und Knochen von Landthieren, sogar Elephantengerippe, Ueberbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen. Bei Meißen sind in ihm in ziemlicher Tiefe Menschen-Schädel und eiserne Nägel gefunden worden. Er ist ein ganz neues Erzeugniß und bildet sich meistens in tiefen Sumpfgegenden, wo das Wasser die von den benachbarten Kalkgebirgen losgerissenen Kalktheilchen absetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. Er findet sich bei Meißen, Lutzensalze, Weimar, Würzburg, Glashütte in Ungarn und bei Pyrmont.

Tugendbund, Tugendverein. Der sogenannte Tugendbund war ein patriotischer Verein, welches im Königreiche Preußen bald nach dem Tilsiter Frieden entstand und zum Zweck hatte, theils das unsägliche Elend, welches der Krieg hinterlassen, zu mildern, theils die geistige, sowohl intellectuelle als moralische Kraft des Volkes zu beleben und dadurch den Verlust zu ersetzen, welchen der preußische Staat in physischer und politischer Hinsicht erlitten. Deswegen hieß auch dieser Verein in den Statuten, welche dessen Zweck und innere Einrichtung aussprechen, der sittlich-wissenschaftliche, und unter diesem Namen wurde er von der preußischen Regierung nicht bloß geduldet, sondern auch förmlich anerkannt, indem die jener Regierung zur Prüfung vorgelegten Statuten durch eine vom Könige selbst unterschriebene Cabinetsordre bestätigt wurden. Auch ließ sich die Regierung von Zeit zu Zeit Bericht von der Thätigkeit des Vereins erstatten und Verzeichnisse von den Mitgliedern desselben einreichen. Der Verein war also schon darum keine geheime Gesellschaft; war es aber auch

darum nicht, weil er weder Grade hatte, um nach und nach mit den Zwecken und Beschäftigungen des Vereins bekannt zu werden, noch Zeichen, an welchen die Mitglieder sich außer der Gesellschaft erkennen möchten; es wurden vielmehr jedem, der sich zum Beitritte meldete, wenn man ihn sonst für würdig hielt, so wie jedem, den man dazu einlud, die Statuten vor der Aufnahme zur Einsicht und Prüfung vorgelegt; und wenn er dann noch beitreten wollte, so stellte derselbe bloß einen schriftlichen Revers aus, wodurch er sich verbindlich machte, die Zwecke des Vereins zu befördern, die Statuten desselben zu befolgen und dem in Preußen regierenden Hause Hohenzollern treulich anzuhangen. Es wurden daher auch nur wirkliche Unterthanen des Königs von Preußen aufgenommen, und die, welche dies zu seyn aufhörten, hörten eben dadurch auch auf, Mitglieder des Vereins zu seyn. Auch stand jedem, der aus irgend einem Grunde nicht weiter Mitglied seyn wollte, der Austritt frei, so wie andrerseits der Verein sich das Recht vorbehielt, denjenigen wieder auszuschließen, der das im Revers ausgedrückte Versprechen nicht hielt, oder sich sonst als ein unwürdiges Mitglied zu erkennen gab. Aufgenommen konnte jeder gebildete und gesittete Mann werden, ohne Unterschied des Standes und der Religion; selbst Juden waren nicht unbedingt ausgeschlossen. Hingegen waren Weiber und Kinder, so wie solche Männer, die aus irgend einem Grunde die öffentliche Achtung verloren hatten, der Aufnahme unfähig. Da der Verein mit dem Zwecke, die geistige Kraft des preußischen Volks zu beleben und dadurch den physisch politischen Verlust des preußischen Staats zu ersetzen, natürlicher Weise auch den Zweck verband, den preußischen Staat von dem französischen Joch, das gegen die Bedingungen des Tilsiter Friedens fortwährend auf ihm lastete, zu befreien und in Hoffnung günstiger Ereignisse, die Wiedergewinnung des Verlornen vorzubereiten, so durfte der Verein eben so natürlicherweise diesen letzten Zweck in seinen Statuten nicht bestimmt aussprechen, auch überhaupt nicht mit seiner Wirksamkeit vorlaut und vorschnell hervortreten, indem die Franzosen nicht nur die vom preußischen Staate abgerissenen Provinzen, sondern auch den größten Theil der nach dem Frieden zurück zu gebenden immerfort besetzt hielten und auf alles, was im preußischen Staate geschahe, sehr aufmerksam waren. In dieser Hinsicht hatte der Verein allerdings etwas Geheimes an sich; und dies war wohl auch der Grund, warum ihn viele, besonders aber die Franzosen, als sie Kenntniß von der Existenz des Vereins erhielten, für eine geheime politische Gesellschaft hielten. Da nun die Franzosen die feindselige Stimmung des ganzen preußischen, von ihnen so hart gedrückten und so tief beleidigten Volkes sehr wohl kannten; da ihnen ferner die feindselige Richtung, welche der Verein in seiner Wirksamkeit gegen sie nehmen mußte, nicht entgehen konnte: so wirkten sie ihm natürlich entgegen und suchten ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Indessen konnten sie doch nicht verhindern, daß sich der Verein von Königsberg aus, wo er entstanden war und wo sich damals nicht nur der Hof und die Regierung, sondern auch die Vorsteher des Vereins befanden, in Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien und der Mark (wiewohl in der letzten Provinz am wenigsten), bald, und unter allen Classen des Volks verbreitete. Als aber der Hof und die Regierung nach Berlin zurückgekehrt waren,

wußte es die französische Regierung dahin zu bringen, daß der König durch ein allerhöchstes Rescript die augenblickliche Aufhebung des Vereins und die Einsendung aller Acten und Arbeiten desselben befahl. Man war darüber einig, daß der edle König, dessen offner und fester Charakter bekannt war, nicht selbst diese Aufhebung bei sich beschlossen habe, sondern daß dieses auf Ansuchen Bonaparte's geschehen sey. Obgleich nun Einige dafür stimmten, da man durch eine Bittschrift die Fortdauer des Vereins zu bewirken suchen sollte, so sah doch die Mehrheit das Zwecklose dieses Schrittes ein, der den Monarchen in die Verlegenheit gesetzt haben würde, gegen seinen eigenen Wunsch eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Man erklärte also in einer Sitzung, dem Willen des Königs gemäß, den Verein für aufgehoben. Bei Beendigung derselben trat einer von den Vorstehern auf und sagte; „Meine Herren! nach dem Willen unsers Königs ist der Verein seiner Form nach aufgelöst; nie werden wir uns mehr versammeln; unsere gemeinsame Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe, in unserm Herzen dauert unser Bund fort, und das ist nicht gegen den Willen unsers Monarchen. Arbeite jeder für sich zum großen Zweck; wir werden einst bessere Zeiten sehen." Nur in dem hier ausgesprochenen Sinne dauerte der Verein noch fort. Es wurden keine Zusammenkünfte mehr gehalten, keine gemeinschaftlichen Arbeiten mehr unternommen; aber das Alles war auch jetzt nicht mehr nöthig. Der wahre Bürgersinn, der Sinn für das Gute, die Empfänglichkeit für das Große und Edle war im Lande verbreitet, wurde von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten und das heilige Feuer genährt, das bald die Herzen mit dem Muthe zur Wiedererringung der Freiheit entflammen sollte. Eine Mitursache der Aufhebung des Vereins war wohl der Umstand, daß derselbe seinen Protector im Ministerium verloren hatte. Dies war der Freiherr von Stein. Dieser Mann hatte zwar keineswegs den Verein gestiftet — dies war bloß durch eine freiwillige Vereinigung einiger Privatpersonen geschehen — auch hat er nie als Mitglied am Verein Theil genommen, weil er dies als damaliges Mitglied der Regierung nicht konnte; aber jener kraftvolle und großherzige Mann begriff augenblicklich, als ihm die Idee des Vereins mitgetheilt wurde, die Größe und Wichtigkeit derselben, und unterstützte daher auch den Verein mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens, so lange er im preußischen Ministerium war. Nachdem aber Napoleon jenen Mann daraus entfernt hatte, fanden die Gegner des Vereins Mittel und Wege, den Verein bei der Regierung verdächtig zu machen, als wenn er ihrem Ansehen gefährlich werden, Maßregeln wider ihren Willen durchsetzen, sie bei der französischen Regierung compromittiren könnte. Diese Einflüsterungen fanden um so mehr Eingang, als der Major von Schill, der ein Mitglied des Vereines war, obwohl ohne Anlaß des Vereines, im J. 1809 seinen abentheuerlichen Zug von Berlin aus gegen die Franzosen unternahm, und Napoleon, der dadurch (so wie durch den ähnlichen, obwohl gelungenern, Kreuzzug des Herzogs von Braunschweig) nicht wenig erschreckt worden war, die Aufhebung des Vereins nun um so dringender foderte. Diese Foderung unterstützten dann jene Gegner des Vereins — zu welchen nicht bloß die Wenigen gehörten, die mit den Franzosen befreundet waren, sondern auch die Vielen, die sich vor der fran-

zwischen Allmacht fürchteten und denen Unterwerfung klüger und bequemer schien, als Kraftanstrengung zur Rettung — und so mußte der König endlich nachgeben und den Verein aufheben. In sich selbst war der Verein, so lange er bestand, auf folgende Art organisirt: Ein oberster oder hoher Rath, der seinen Sitz zu Königsberg hatte, leitete das Ganze. Er bestand aus sechs erwählten Mitgliedern, die im Vorsitze wechselten, und einem sogenannten Obercensor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, aber nie den Vorsitz hatte, weil er bei dem ihm anvertrauten wichtigen Wirkungskreise immer dem obersten Rathe in dessen Gesammtheit verantwortlich bleiben sollte, damit er von seiner Gewalt keinen Mißbrauch machte, er selbst aber auch wieder den obersten Rath gleichsam kontrolliren sollte, damit auch dieser nicht seine Gewalt über die Gebühr und zum Nachtheile der Regierung ausdehnte. Diese Glieder des obersten Raths wurden auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden, wenn man mit ihnen zufrieden war und sie selbst die Wahl annahmen. Dem obersten Rathe war ein Secretair zugegeben, welcher in den Sitzungen das Protokoll führte und die gefaßten Beschlüsse ausfertigte, aber selbst keine Stimme dabei hatte. Ein Schatzmeister oder Cassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der Mitglieder des Vereins zur Bestreitung der Ausgaben und legte Rechnung darüber ab. Niemand aber empfing irgend ein Honorar für seine Bemühung. Unter dem obersten Rathe standen die Provinzialräthe, die eben so organisirt waren und die unmittelbare Aufsicht und Leitung für die einzelnen Vereine oder sogenannten Kammern in den Provinzen hatten. Daher hatten auch sowohl die Provinzialräthe als die Kammern ihre besondern Censoren, welche dem Obercensor ihre Mittheilungen machten und von demselben Aufträge und Bescheide nach den Umständen erhielten. Die Censoren überhaupt wachten über die Beobachtung der Statuten, leiteten nach denselben die Wahlen der Vorsteher, urtheilten über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuschließender Mitglieder, legten Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei und vertraten das Interesse der Staatsregierung beim Vereine, damit dieser auf keine Weise die ihm in den Statuten vorgezeichneten Gränzen seiner Wirksamkeit überschritte. Sie waren also, wie sich der Professor Krug in Leipzig (der während seines Aufenthalts in Königsberg selbst ein halbes Jahr lang Obercensor war) in seiner nachher anzuführenden Schrift ausdrückt, „nicht sowohl Sittenrichter, wie die altrhmischen, sondern vielmehr Gesellschaftswächter, gleichsam die correctionalen Organe des Vereins.“ Außerdem theilten sich alle Mitglieder des Vereins, die eine bestimmte örtliche Kammer ausmachten, in gewisse Geschäftskreise, welche sich mit Unterstützung der Nothleidenden und Hülfsbedürftigen, (deren Zahl sich durch den Krieg bis ins Ungeheure vermehrt hatte, so daß die Regierung, die nicht einmal die an Frankreich zu zahlenden Summen aufbringen konnte, nicht allen zu helfen vermochte, mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, und überhaupt mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen beschäftigten. Dahin gehörte auch das Kriegswesen, mit dessen Bearbeitung sich in sonderheit die Offiziere, welche im Vereine waren, beschäftigten. Viele Ideen über Bekleidung und Bewaffnung

des Kriegers, über Landwehr und Landsturm, die späterhin ins Leben eingeführt wurden, waren hier schon angeregt und entwickelt, und der General von Scharnhorst hat mehrere hierauf abzweckende Arbeiten des Vereins gesehen, gebilligt und benutzt, ob er gleich für seine Person, als damaliger Stellvertreter des Kriegsministers und mithin als Mitglied der preußischen Regierung, die den Verein unter ihrer Aufsicht hatte, kein Mitglied des Vereins seyn konnte. Durch den Verein wurde daher auch der Haß beschwichtigt, welcher bis dahin im preußischen Staate zwischen dem Bürger und Krieger bestanden hatte, und durch den Krieg noch mehr aufgeregt war, weil man den unglücklichen Erfolg desselben größtentheils dem Heere, wo nicht im Ganzen, doch dem größeren Theile nach Schuld gab. Die Aussöhnung und gegenseitige Annäherung dieser beiden Stände der Gesellschaft ist daher ebenfalls durch den Verein befördert worden, und unstreitig hat der Verein auch hierdurch sehr viel zu dem glänzenden Erfolge beigetragen, welchen die preußischen Waffen späterhin errungen haben. Uebrigens haben sich zwar auch in andern Gegenden Deutschlands ähnliche Vereine gebildet, aber nicht als Theile oder Zweige des preußischen Vereins, der nach den Statuten lediglich auf den noch übrigen Theil des preußischen Staates berechnet war. Auch versichert der Professor Krug in der vorhin berührten Schrift ausdrücklich, daß der oberste Rath, so lang er in demselben war, keinen Theil an der Bildung jener Vereine hatte und wahrscheinlich auch späterhin nicht gehabt habe. Diese Schrift führt den Titel: das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde (Leipzig, 1816. 8.) und ist mit einer andern, zwar anonymen, aber doch das Gepräge historischer Treue an sich tragenden Schrift zu verbinden, die den Titel führt: Darstellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins nebst Abfertigung seiner Gegner (Berlin u. Leipz. 1816. 8.). Die Statuten des Vereins sind im Fürsten- und Volksfreund abgedruckt, aber ohne Gewähr ihrer Echtheit. Doch scheinen sie in der Hauptsache echt zu seyn.

Tuilerien (nicht Thuilerien; von tuile, Ziegel, weil ehedem an diesem Platze eine Ziegelbrennerei war), das berühmte Residenzschloß der französischen Monarchen, an dem rechten Ufer der Seine zu Paris. Catharina von Medicis, die Gemahlin Franz II., fing den Bau desselben 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es, und ließ die Galerie anlegen, die es mit dem Louvre verbinden sollte, und die er zur Wohnung für 24 Künstler bestimmte. Ludwig XIV. vergrößerte es (1654) und vollendete die große Galerie. Die Façade nach der Seite des Louvre besteht aus 5 Pavillons und 4 Hauptgebäuden; die entgegengesetzte Seite hat nur 3 Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte ehemals Napoleon, jetzt wohnt Ludwig XVIII. darin. Das Aeußere der Tuilerien ist ohne gehörige Harmonie, weil zu verschiedenen Zeiten und nach sehr verschiedenen Rissen daran gebaut worden ist; aber das Innere ist prachtvoll. Die Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbinden soll, ist an der Seite der Seine vollendet; der untre Theil derselben besteht aus offenen Bogen, im obern Stockwerk ist die Bildersammlung. Die zweite Galerie, nach dem Platz Rivoli und der Straße St. Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefan-

gen, ist aber nicht vollendet worden. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuser und ganze Straßen niedergerissen; jetzt liegt noch vieles in Schutt, und Häuser-Ruinen stehen neben angefangenen Palästen. An den Palast der Tuilerien schließt sich gegen Westen der Garten an, der ein Viereck bildet, so breit als das Schloß selbst, und 1800 Fuß lang ist; sein Flächenraum soll 67 Arpens betragen. Auf zwei Seiten wird er von langen Terrassen, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine besonders schöne Aussicht gewährt, und von eisernen Gittern eingeschlossen. Dieser Garten, den Ludwig XIV. durch den berühmten Baumeister Le Notre anlegen ließ, und der in den neuern Zeiten sehr verschönert worden, ist in französischem Geschmack, und enthält Orangen- und andere Alleen, schattige Baumpartien, Rasenstücke mit Blumen und blühenden Gesträuchen, Springbrunnen und Bassins mit Schwanen und Goldfischen, eine große Menge Vasen und mehr als 60 Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Er ist dem Vergnügen des Publicums gewidmet, und den ganzen Tag über mit Spazliergängern und Leuten aus allen Volksclassen angefüllt. Zur Bequemlichkeit sind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentlichen Blätter um einen geringen Preis zu haben. Auch ein ansehnliches Kaffeehaus ist hier, bei der Terrasse Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigte republicanische Parthei dieses Namens hier ihre Sitzungen hielt). An den Tuilerien nach der Stadt zu, und von derselben durch ein schönes Portal und ein Gitter abgesondert, ist der Carroussel-Platz. Er hat seinen Namen von einem Carroussel, das Ludwig XIV. im J. 1662 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er viele der benachbarten Häuser niederreißen ließ. Der Platz hat dadurch ein freieres Ansehn bekommen, ist ungefähr 400 Schritte breit, und es ist öfters über mehr als 15000 Mann Revue daselbst gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien wird in eben dem Sinne von dem System und der Handlungsweise der französischen Regierung in Rücksicht der auswärtigen Mächte gebraucht, wie man z. B. die englische Regierung das Cabinet von St. James nennt. Als der alte königliche Hof unter Ludwig XV. und XVI. zu Versailles residirte, brauchte man den Ausdruck: Cabinet von Versailles. Als Napoleon, als erster Consul, seinen Aufenthalt zu St. Cloud nahm, sagte man das Cabinet von St. Cloud. In der Folge war die gewöhnliche Residenz in den Tuilerien, und nun hieß es, und heißt es jetzt noch, das Cabinet der Tuilerien.

Tuiscon (Taut, Teut, Tot, Theot ꝛc.), bei den nordischen Völkern, den Galliern und Deutschen, die Gottheit, der sie ihr Daseyn zuschrieben. Tuisco hat mit der Erde (Artha oder Herta) die Menschen gezeugt; daher sie sich seine Kinder, Teut's Söhne, Teutonen nannten. Doch wurden eigentlich nur die Bewohner der Scandinavischen Inseln zwischen den äußersten Küsten des südlichen Scandinaviens und dem Cimbrischen Chersones gesetzen, so genannt. In Rücksicht dieser Herleitung schreiben auch viele die Teutschen (Teutischen). — Die alten Deutschen verehrten den Tuiscon als einen Mann mit einem großen grauen Barte, in die rauhe Haut eines wilden Thieres gehüllt, einen Scepter in der Rechten haltend, die Linke mit ausgespreizten Fingern vor sich hinstreckend. Nach Julius Cäsar sollen sie ihm sogar Menschenopfer gebracht und die Druiden sie in dunkeln Wäldern ge-

schlachtet haben. Die Benennung Dienstag (Dins-Thüstag) hat man ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Tula, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in Rußland, ehemals zum Moskowischen Gouvernement gehörig, seit 1783 aber die Hauptstadt eines besondern Gouvernements gleiches Namens, am Flusse Upa, mit 3500 Häusern und nach Büschings Angabe — mit 30,000 Einwohnern. Andere Geographen geben ihr nur 18,000 Einwohner. Die Stadt hat eine große Menge Kirchen und Klöster. Die hiesigen Eisenwerke sind sehr beträchtlich. Die Gewehrfabrik ist die wichtigste in ganz Rußland und beschäftigt über 5500 Menschen; sie gehört der Krone eigenthümlich. Es sind hier überdieß 2 Eisengießereien, 600 Schmieden, Gerbereien, Juftenfabriken, Talgschmelzereien ꝛc. Der hiesige Handel ist sehr bedeutend.

Tunguſen sind ein zahlreiches Volk in Sibirien, welches in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguscaflusse, an der Lena, dem Amur bis zum penzinskischen Meerbusen, ja bis an das Eismeer hin, zerstreuet anzutreffen ist. Die jenseits des Amurflusses stehen unter chinesischem Schutze; die diesseits sich aufhaltenden unter russischem. Einige von den Tungusen sind getauft und haben sich zum Ackerbau bequemt, die meisten aber sind schamanische Heiden, und ziehen stets, theils mit Pferden, theils mit Rennthieren, theils mit Hunden, die ihre Schlitten ziehen und ihnen auch zur Speise dienen, umher, und zwar so, daß sie gewöhnlich nicht länger als eine, höchstens zwei Wächte an einem Orte verweilen. Jagd, Fischerei und zum Theil auch Viehzucht ist ihr Geschäft. Sie sind ein munteres und starkes Volk; ihr Gesicht ist platt, und die Augen klein, doch nicht so merklich, wie bei den Kalmücken. Von Geld und dem Gebrauche des Goldes und Silbers wissen sie nichts. Ihren Tribut entrichten sie in Zobelfellen und andern Pelzwaaren nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige schwache Stämme sind frei vom Tribut, und dienen dafür als leichte Truppen an der mongolischen Gränze. Sämmtliche Tungusen haben eine gemeinschaftliche Sprache und sind daher ungeachtet ihrer großen Zerstreuung als ein Volk anzusehen. Ihre ganze Zahl beträgt 24,278 Seelen, so viele derselben unter Rußland stehen. Diejenigen in der jakutzkischen Provinz in der Gegend von Ochozk am Meer heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache, (worin Lam so viel als Meer bedeutet) Leute, die am Meere wohnen, anzeigt. Diese sind besonders diejenigen, welche sich der Hunde zum Fahren und Essen bedienen.

Tunica, ein Untergewand, das von den Römern von beiden Geschlechtern unter der Toga auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Gewöhnlich war es von Wolle und weiß, und reichte bis über das Knie. Man trug auch mehrere Tuniken über einander. Oeffentlich gingen in diesem Gewande nur die Sklaven und ganz gemeine Leute; aber im Hause trugen sie Römer meist nur die Tunica, und dann nicht gegürtet, welches jedesmal der Fall war, wenn man öffentlich erschien, oder auch bei der Arbeit; daher die Ausdrücke: sich gürten zu etwas, gegürtet — so viel heißen, als sich fertig machen, bereit, gerüstet. Die Senatoren trugen eine Tunika mit einem breiten Purpurstreif (clavus) besetzt, die Ritter eine ähnliche, mit zwei schmälern Streifen. Daher die Benennungen laticlavii und angusticlavii von Personen beider Stände. Eine Gattung der Tunica, welche unter einer andern von Frauen

getragen wurde, mit Aermeln versehen und auch von Linnen war, hieß indusium und kam fast ganz mit unserm Hemd überein.

Tunis ist eine Stadt in der Barbarei in dem Innern eines Busens am mittelländischen Meere. Das Gebiet derselben ist beträchtlich und gränzt im innern Lande und längs der Küste gegen Westen hin an Algier und gegen Osten an Tripolis. Nach der Zerstörung Carthagos hatten die Römer in der Gegend des jetzigen Tunis ein neues Carthago erbauet, und mit römischen Einwohnern bevölkert, welches bald eine der wichtigsten Städte der alten Welt wurde. Sie ward aber nachmals von den Arabern zerstört, und nun kam Tunis, vorhin ein unbedeutender Ort, empor. Die cilianischen Normänner, welche sich der Stadt Tunis nachher bemächtigten, wurden wieder von Abdalmumun aus Marocco vertrieben. 1530 entstanden innere Unruhen in diesem Staate und da unternahm Kaiser Karl V. seinen berühmten und glücklichen Zug dahin. Er schlug die Türken unter Hariaden oder Hairadin Barbarossa, welche sich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraschid beizustehen, der Stadt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten viele Gräuel verübten, und eine herrliche Sammlung arabischer Bücher verbrannten. Hassan, Alraschids Gegner, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf den Thron gesetzt. 1570 ward Amida König von Tunis, von den algierischen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien schickte, um seinen Vasallen zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach Tunis. Die Türken entflohen, allein statt des den Seinigen verhaßten Amida, wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze der Stadt ein Fort anlegen, doch schon 1574 eroberten die Türken sowol Tunis und Golletta von neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren, aber auch die spanischen Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches Schicksal selbst die spanischen Befehlshaber Serbelloni und Puertocarrero betraf. Hierauf ward eine türkische Regierung und Militärverfassung eingeführt. Der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorsteher, der es immer 6 Monate lang blieb, und ein Pascha übte Namens des Großherrn die höchste Gewalt. Ungefähr 15 bis 16 Jahre erhielten sich die Aga's als Vorsteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt, und ein Dey für beständig als Staatsoberhaupt eingeführt. Innerliche Unruhen zerrütteten von jetzt an diesen Staat, 1686 bemächtigten sich sogar die Algierer desselben, und übten viele Grausamkeiten aus. Sie wurden freilich mit Geld abgekauft, aber die fortdauernden innern Zwistigkeiten gaben den Algieren selbst noch bis in das 18te Jahrhundert häufige Gelegenheiten sich in die Angelegenheiten dieses ihres Nachbarstaats zu mischen. — Die Einwohner von Tunis sind ein Gemenge von alten Afrikanern, Nachkömmlingen der Vandalen, Araber, Türken und Renegaten aus allerlei Nationen. Die Stadt liegt an der Südseite des Meerbusens von Golletta, hat eine deutsche Meile im Umfange, und ist mit Mauern und einer guten Citadelle versehen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen schmutzig und eng, um gegen die Sonnenhitze zu schützen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 150,000 unter denen 30,000 Juden sind, die hier 8 Synagogen haben. Die Gesundheit der Luft, die durch die Unreinlich-

keit und durch die Ausdünstungen eines Canals, der durch die Stadt geht, leicht verdorben werden könnte, wird meist dadurch erhalten, daß die Ofen mit wildem Rosmarin, Mastix und andern aromatischen Gewächsen geheizt werden. Unter den Einwohnern gibt es die besten Leinwandweber in Afrika. Die Handlung ist beträchtlich. Man holt von Tunis Korn, Oel, Wachs, Häute, Seide, Strausfedern, Pferde und edle Baumfrüchte, welche hier in Menge wachsen. In der Stadt ist kein Wasser, außer was vom Regenwasser gesammelt wird. Der Hafen ist von der Stadt ziemlich entfernt, und hat vom mittelländischen Meere her, durch den Kanal von Goletta einen schmalen Eingang. Für große Schiffe ist dieser Kanal nicht tief genug, und sie müssen auf kleinen Fahrzeugen ihre Waaren nach der Stadt hin- und zurückbringen. Fast alle europäische Nationen haben hier ihre Consuln. Im Jul. 1728 wurde eine französische Escadre hieher geschickt, um die Tunesen wegen einiger von ihren Kapern verübten Ungebührlichkeiten zu züchtigen. Allein Tunis bequemte sich zum Frieden, versprach Bestrafung der Schuldigen, Ersatz des Schadens, und daß die Kaper nicht mehr an den französischen Küsten kreuzen, auch eine Gesandtschaft nach Frankreich gehen und um Verzeihung bitten sollte.

Tunkin (Tunquin, Tonquin), ein Königreich auf der jenseitigen Halbinsel Ostindiens, gränzt nord- und ostwärts an China, südwärts an Cochinchina und westwärts an Loos. Der Name bedeutet in chinesischer Sprache so viel als den östlichen Hof, weil Tunkin sonst eine Provinz von China war, und auch in neuern Zeiten oft in Abhängigkeit von diesem Reiche steht. In der Landessprache nennen die Einwohner von Tunkin ihr Land Annam, d. i. Ruhe des Mittags, wegen seiner südlichen Lage in Asien. Es hat 150 franz. Meilen von Osten nach Westen und 180 von Südost nach Nordwesten. Das Land ist theils eben, theils gebirgig. In jenem Theil sind viele Canäle, Dämme, Flüsse und Seen; in den Gebirgen findet man Gold, Silber, Eisen und besonders viel Kupfer. Die Volksmenge ist sehr groß, aber Städte sind wenig, hingegen viele Flecken und Dörfer, von denen mehrere äußerst volkreich sind. Die königliche Residenz, welche Kacho oder Kecho heißt, liegt an einem zur Handlung sehr bequemen Fluß. Der König, welcher Dova heißt, hat ein Kriegsheer von 140,000 Mann, unter denen 10,000 Mann Reiter sind, und 350 Elephanten. Der Oberfeldherr heißt Chova, und seine Stelle ist erblich. Diese Soldaten sind besser, als andere ostindische Soldaten geübt. Sie führen Flinten mit der Lunte (denn Feuerschlösser sind bei ihnen nicht üblich), Bogen, Pfeile, Piken und Schilde. Getreide wird in Tunkin nicht gebauet, sondern lauter Reis, der auch die gewöhnlichste Speise ist. Außerdem essen die Tunkiner rohes Ochsenfleisch und rohe Fische. Sie sind durchgehends starke Esser. Die Reichen essen täglich dreimal, dem Könige wird aber alle Tage siebenmal, und zwar jedesmal in 140 Schüsseln aufgetischt. Die kleinen Vogelnester, welche auch nach Europa kommen, werden in Tunkin und im ganzen Orient für überaus wohlschmeckend gehalten. Die Vögel heißen Chim, und der Wohlgeschmack ihrer Nester kommt von dem Calambac, einem Harze, das aus dem Aloebaum tropft. Die Waaren, die aus Tunkin geführt werden, sind Firniß, rohe und verarbeitete Seide, Leinwand von Baumrinde, Perlmutter, Rohr, lackirte Arbeiten, Ebenholz,

Schildkröten, Zimmt, Kupfer, Baumwolle ꝛc. Die Chineser treiben den ansehnlichsten Handel, doch kommen auch Europäer, besonders Holländer hin, die Gewürze, Zeuche und Tücher bringen, welche letztern weit höher als die im Lande so gewöhnlichen Seidenzeuche geschätzt werden. Die Landesmünzen sind bloß kupferne Pfennige, welches die Zahlungen sehr erschwert. Die Wissenschaften werden in Tunkin, wie in China aus den Werken des Confucius und seiner Auslzger geschöpft. Auch stammt die Religion der Tunkineſen aus China. Sie haben Tempel, Götzen und Opferprieſter, und angebliche Zauberer, die besonders in Krankheiten helfen sollen. Ihren verstorbenen Vorfahren erweiſen sie große Ehrerbietung. Im 17ten Jahrhundert kamen die ersten christlichen Missionarien, aus Japan vertrieben, nach Tunkin, seitdem hat sich das Christenthum in diesem Lande, ungeachtet verschiedener Verfolgungen, besonders 1772 sehr stark ausgebreitet. Seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts soll sich der König von Cochinchina dieſes Reich unterworfen haben.

Turban (türkisch Dülbend) ist ein Bund oder eine Art Mützen, welche die Türken und die meisten morgenländischen Völker tragen. Sie sind von einem Stück Leinewand oder Taffent gemacht, welches vielmal um eine Mütze gewickelt ist. Des Sultans Turban ist sehr dick, mit drei Reiherbüschen, nebst vielen Diamanten und andern Edelsteinen geziert, und die Türken halten ihn so sehr in Ehren, daß sie kaum es wagen, ihn anzurühren. Der Großvezier hat auf seinem Turban zwei Reiherbüsche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Emirn tragen grüne Turbane. Dieſes Vorrecht haben sie als Anverwandte von Mohammed und Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von) ein berühmter Feldherr, der zweite Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und der Eliſabeth, Tochter Wilhelm I., Fürſten von Oranien. Er wurde 1611 zu Sedan geboren, und zeichnete sich von Kindheit an durch seine Neigung zum Militärſtande aus. Seine Lieblingslectüre war das Leben großer Feldherrn und besonders die Geschichte Alexanders von Curtius. Unter seinem Oheim, dem berühmten Prinzen Moritz von Naſſau, ward er zum Krieger gebildet, erhielt 1634 ein franzöſiſches Regiment, und diente bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen unter dem Marschall la Force, nahm eine Baſtion weg, deren Einnahme dem Sohne des Marschalls fehlgeschlagen war, und la Force empfahl ihn deßhalb dem Hofe. In eben dieſem Jahre erhielt Turenne noch den Rang eines Marechal de Camp, und da er bei der Einnahme von Breisach sehr wichtige Dienste geleiſtet hatte, so bot ihm der Kardinal Richelieu eine seiner Nichten zur Gemahlin an, welche Turenne aber aus Anhänglichkeit an der reformirten Religion, worin er erzogen war, ausschlug. 1639 wurde er nach Italien geschickt, wo er die Belagerung von Caſale aufhob, und bei Montcallier die Feinde schlug, während der Marschall von Harcourt Turin belagerte. 1643 machte er sich durch die Eroberung von Rouſſillon um sein Vaterland höchſt verdient, und erhielt 1644 den Marschallsſtab von Frankreich, nachdem er 17 Jahre lang unter verschiedenen Feldherren gedient hatte. Ihm ward nunmehr der Oberbefehl über die Armee in Deutschland, deren Bedürfnisse er aus seiner eigenen Caſſe beſtritt, übertragen.

Er ging über den Rhein, schlug den Bruder des Generals Merci, und unterstützte die Operationen des Herzogs von Enghien, ward 1645 bei Mergentheim (Marienthal) geschlagen, gewann aber drei Monate später die Schlacht bei Nördlingen. 1646 vereinigte er sich, nach einem Marsche von 150 französischen Meilen, mit der schwedischen Armee unter Wrangel, schlug in Verbindung mit diesem die Bayern bei Zusmershausen, fiel in Bayern ein, und zwang den Herzog, um Frieden zu bitten. Als dieser Fürst nachher den Vertrag brach, wurde sein Kriegsheer von Turenne geschlagen, und er selbst aus seinem Lande vertrieben. Der bürgerliche Krieg der Fronde gegen das Ministerium Mazarins brach 1649 aus, und Turenne wurde zuerst von dem Herzog von Bouillon für die dem Hofe entgegenstehende Parthei gewonnen. Er ward 1650 von dem Marschall du Plessis Praslin bei Rhetel geschlagen, und als Turenne nachher gefragt ward: wie er diese Schlacht habe verlieren können? erwiederte er: durch mein eignes Versehen; denn wenn Jemand keinen Fehler im Kriege begeht, so ist es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei gewesen ist. Der spanische Hof sandte ihm, um ihn zur Fortsetzung des Krieges aufzumuntern, 100,000 Kronen, die Turenne aber, in der Erwartung einer Aussöhnung mit der Hofparthei, zurückschickte. Diese Aussöhnung erfolgte auch wirklich 1651 und Turenne wurde nunmehr zum General der königlichen Armee ernannt. Sein großer Gegner war der Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, der in spanischen Diensten war. Mit abwechselndem Glücke führten diese beide Feldherren den Krieg, bis endlich (m. s. auch den Artikel Condé) Turenne durch die Einnahme von Dünkirchen und des größten Theils von Flandern den Kardinal Mazarin in Stand setzte, den pyrenäischen Frieden zu schließen (s. Friedensschlüsse). 1653 vermählte sich Turenne mit der Tochter des Marschalls und Herzogs von la Force, einer Protestantin, von der er keine Kinder hatte. Bei Erneuerung des Krieges mit Spanien 1667 wählte der hochmüthige Ludwig XIV. den Marschall Turenne zu seinem Lehrer in der Kriegskunst, gab ihm den Titel eines Generalmarschalls der französischen Armeen, machte ihn zu seinem Unterfeldherrn, um durch Turenne's kriegerische Talente sich selbst Lorbeeren zu erwerben. Flandern und Franche Comté wurden erobert, und Turenne trat zur catholischen Kirche (1668) über. Die Catholiken stellen diese Religionsveränderung als das Ergebniß wirklicher Ueberzeugung dar; die Protestanten hingegen schreiben sie ehrgeizigen Absichten zu. Voltaire, vielleicht unpartheiischer als beide, sagt: „die Bekehrung Turenne's kann vielleicht aufrichtig gewesen seyn. Das menschliche Herz vereinigt häufig Politik, Ehrgeiz und die Schwachheiten der Liebe mit religiösen Gesinnungen.“ Als Ludwig XIV. 1672 die Eroberung Hollands beschloß, wurde Turenne wieder der Oberbefehl übertragen, und er nöthigte 1673 den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher den Holländern beistand, den Frieden von Vossen zu unterzeichnen. Turenne bewies sich allenthalben sehr ehrliebend und uneigennützig. Als ein General ihm einen Vorschlag machte, durch dessen Annahme und Ausführung er 400,000 Livres hätte gewinnen können, erwiederte Turenne: er habe oft Anerbietungen dieser Art ausgeschlagen, und würde nie sein Betragen ändern. Eine Stadt bot ihm ein Geschenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen,

nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt, erwiederte Turenne, nicht auf der Marschroute liegt, welche ich für meine Armee gewählt habe, so kann ich auch ihr Anerbieten nicht annehmen.“ Nach der Einnahme von Franche Comté vertheidigte Turenne die Gränzen dieses Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim, und schlug die kaiserliche Armee unter Caprara und dem Herzoge von Lothringen bis an den Mayn zurück. Darauf wandte er sich gegen den Prinzen von Bournonville, der mit frischen Truppen angelangt war, besiegte ihn gleichfalls, und verhinderte seine Vereinigung mit der kaiserlichen Hauptarmee. Der Kaiser fiel mit einem Heere von 70,000 Mann in das Elsaß ein, und belagerte Breisach und Philippsburg. Turenne hatte nur 20,000 Mann, wurde aber von Condé verstärkt. So marschirte er über schneebedeckte Gebirge, und war mitten unter den feindlichen Heeren im Oberelsaß, als diese ihn noch in Lothringen wähnten. Er zerstreuete die große Heeresmacht, welche ihm gegenüber stand, ohne eine bedeutende Schlacht, beschützte das Elsaß, und zwang die Deutschen, über den Rhein zurückzugehen. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast gränzenlos, und gerade dies machte es ihm möglich, so große Dinge auszuführen. Der Ruhm, welchen Turenne sich in diesem Feldzuge erwarb, war um so glänzender, da er ganz seinen eigenen Ansichten, und nicht den wiederholten Befehlen des Königs folgte. Allein durch die grausame Verwüstung der Pfalz befleckte er jenen Ruhm und man muß vermuthen, daß er, in Hinsicht dieser Maßregel, wider seinen Willen den Vorschriften des Ministeriums folgte. „Nach der Schlacht von Sinzheim, erzählt Voltaire, verheerte Turenne die Pfalz, ein ebenes und fruchtbares Land mit Feuer und Schwert. Der Churfürst von der Pfalz sahe von seinem Schlosse zu Mannheim zwei Städte und 25 Dörfer in Feuer. In Verzweiflung darüber foderte er Turenne in einem Briefe voller Vorwürfe zum Zweikampfe heraus. Der Marschall sandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausfoderung verbot, und Turenne antwortete darauf durch ein unbestimmtes Compliment, welches nichts bedeutete. Er pflegte sich gewöhnlich mit Mäßigung und Zweideutigkeit auszudrücken. Eben so kaltblütig ließ er einen Theil der Kornfelder des Elsaßes verheeren, um dem Feinde die Mittel zur Subsistenz abzuschneiden, und erlaubte seiner Reiterei, auch Lothringen zu verwüsten. Er wollte lieber der Vater der ihm anvertrauten Soldaten, als des Volks seyn, welches nach den Gesetzen des Krieges immer das Opfer ist.“ Turenne's außerordentliches Glück veranlaßte den kaiserlichen Hof, seinen besten General ihm entgegenzustellen, und Montecuculi wurde (1673) an den Rhein gesandt. Nach einer Menge der kunstreichsten Manöver, kam es zu einem Treffen, worin Turenne (den 27sten Julius 1675) durch eine Kanonenkugel getödtet wurde (s. Montecuculi). Dieselbe Kugel riß auch dem General von St. Hilaire den Arm weg, der seinem Sohn, welcher darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen!“ Turenne's Ueberresten wurde von dem Könige die höchste Ehre bewiesen. Sie wurden, gleich der Leiche des Connetable du Guesclin zu Saint Denis beigesetzt. Turenne besaß bei einer rohen und gemeinen äußerlichen Erscheinung eine große Seele. Seine Gemüthsstimmung war kalt; seine Sitten waren anständig und einfach. Er war nicht immer

glücklich im Kriege, und beging Fehler; „aber," sagt Voltaire, „er machte sie immer wieder gut, und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel." Er galt für den geschicktesten Feldherrn in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr, als je vorher, studirt ward. Obgleich er wegen seines Abfalls im Frondekriege getadelt wurde; obgleich er in einem Alter von beinahe sechzig Jahren sich durch die Liebe verleiten ließ, ein Staatsgeheimniß zu entdecken; obgleich er in der Pfalz unnöthig scheinende Grausamkeiten verübte; so behält er doch den Ruf eines Mannes von Wort, eines weisen und gemäßigten Mannes, da seine Tugenden und großen Talente die Schwachheiten und Fehler bedeckten, welche er mit so vielen andern Menschen gemein hatte (Man vergleiche auch mit diesem Artikel Condé, Fronde und Ludwig XIV.). N. P.

Turgot (Anne-Robert Jaques), Baron von Aulne, ein patriotischer und aufgeklärter französischer Staatsminister, Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, wurde 1727 zu Paris geboren, und bestimmte sich in seiner Jugend zum geistlichen Stande. Er studirte in der Sorbonne Theologie, und hielt in seinem 22sten Jahre zwei Reden „über die Vortheile, welche das Christenthum der Menschheit verschafft habe." Im 24sten Jahre übersetzte er Virgils Gedicht vom Landbau, und dies veranlaßte ihn wahrscheinlich, seine Studien zu ändern, sich den Staatswissenschaften zu widmen, und sich besonders der ökonomistischen Schule, deren Haupt Quesnai war, anzuschließen. Er verließ also die Sorbonne und begleitete den Handelsintendanten de Gournay auf seinen Reisen, ward nachher (1761) zum Intendanten von Limoges ernannt, welches Amt er 12 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der Einwohner jener Provinz verwaltete. Er lebte überaus sparsam, theilte sehr große Wohlthaten aus, und sorgte auf das thätigste für Beschäftigung und Nahrung seiner Untergebenen. Er schaffte alte, durch Mißbrauch entstandene Auflagen ab, und ihm verdankte man die erste Idee und die erste Errichtung wohlthätiger Arbeitsanstalten. Den 24sten Aug. 1774 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Generalcontrolleur der Finanzen, und hier bewies er in einem weitern Kreise seine edle, auf wirkliche Verbesserungen in der Verwaltung gerichtete, Denkart. Er verringerte die Zölle auf Einfuhrartikel, welche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten, ohne daß die Einnahme vermindert ward; er befreiete den Handel von seinen Fesseln; er ermunterte die Gewerbe durch Erweiterung der Rechte der Personen, welche sie betrieben, und durch die Aufhebung der ausschließlichen Vorrechte von Gesellschaften und Zünften; er beförderte den Ackerbau durch Verringerung der Auflagen; er machte einen Entwurf zur Veränderung der Lehnrechte, welcher den Herren und Vasallen gleich heilsam gewesen wäre; er wünschte gleichfalls das Salz in Frankreich zum freien Handelsartikel zu machen, und die Haushaltungskosten des Königs zu beschränken; allein die Königin, Maria Antoinette warf schon deßhalb einen unauslöschlichen Haß auf ihn; man machte seine Plane lächerlich, und gab zu dem Ende kleinen Schnupftabacksdosen den Namen Turgottinen oder Plattituden. Indessen brachte Turgot mehrere seiner wohlthätigen Plane zur Ausführung. Die Garonne und der Hafen von Marseille wurden für die Ausfuhr der inländischen Weine geöffnet; er stellte die Freiheit des Getrei-

handels wieder her, welche der Abbé Terray 1772 zerstört hatte; er befreiete das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern u. s. w. Niemand übertraf ihn an Thätigkeit. „In meiner Familie, sagte er, leben wir nicht über 50 Jahre; ich habe noch ein paar Jahre vor mir, und muß nichts unvollendet lassen.“ Er starb 1781 im 49sten Jahre seines Alters. Schon lange vorher hatte er die Finanzverwaltung, welche er nur 20 Monate lang führte, niederlegen müssen. Die Zeit nachher bis zu seinem Tode verwandte er zu litterärischen Beschäftigungen. Ludwig XVI. sagte einmal von ihm: Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich. Laharpe schildert Turgot so: „Er war ein Mann von einem starken Charakter, den nichts, selbst am Hofe und unter den größten Verhältnissen; von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; unter den Gegenparteien und Unannehmlichkeiten seiner Verwaltung von unerschütterlicher Gleichmüthigkeit; dabei von einer arbeitsamen Thätigkeit, die keine Krankheit schwächen konnte; er hatte nur zwei Leidenschaften: Gelehrsamkeit und das Glück des Volks.“ Man hat Turgot und fast allen franz. Philosophen und Gelehrten seiner Zeit Schuld geben wollen, daß sie die ersten Urheber der französischen Revolution wären, und daß besonders seine Neuerungen zu Gunsten des Volks das letztere noch auf größere und günstigere begierig gemacht hätten. Allein auf diese Weise könnte man jede gerechte und menschliche Neuerung mit eben solcher Schuld belasten. Turgot war übrigens ein überaus tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Freund der Wissenschaften, besonders der schönen Literatur. Er machte Frankreich auch zuerst mit Ossians Gedichten bekannt, übersetzte außer dem Erwähnten gleichfalls aus dem Italienischen den Pastor fido von Guarini, und aus dem Deutschen Klopstocks Messias und Geßners Tod Abels. Gedruckt sind von ihm einige Abhandlungen über das Finanzwesen ꝛc. In seinem Aeußern war er einfach und angenehm, in großen Gesellschaften etwas ängstlich; aber im Conseil desto muthvoller. Auffallend war es, daß er trotz seines frühern Eifers für die christliche Religion und ungeachtet seiner sich gleichbleibenden ungeheuchelten Frömmigkeit bei reifern Jahren den christlichen Cultus als das Werk eines thörichten Aberglaubens verfolgte.

Turin (ital. Torino), die Hauptstadt der königl. sardinischen Staaten auf dem festen Lande, und die Residenz des Königs von Sardinien, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, die mit Klöstern, Schlössern und Landhäusern bebaut sind, umgeben wird. Ueber den Po führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung, und wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt sind die Festungswerke abgetragen und in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite. Turin hat 32 Hauptstraßen, die alle gerade gehen und sich in rechten Winkeln durchschneiden. Unter den Häusern gibt es viele Palastähnliche, die meisten sind 4 bis 5 Stockwerke hoch, und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehrern Straßen, besonders in der Po-Straße, welche die schönste ist, besteht das Parterre der Häuser aus Bogengängen, in welchen sich Kaufläden befinden. Unter den sechs öffentlichen Plätzen ist der viereckigte Königs- oder

Carls-Platz der schönste und größte, und mit schönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche St Carlo, das königliche Schloß und das Operntheater. Das Schloß ist von weitem Umfange; die königl. Minister haben ihre Wohnungen und ihre Bureaux in demselben. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zur öffentlichen Promenade dient, und von welchem aus man die herrlichsten Aussichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls ein sehr ansehnliches Gebäude. Zu der Universität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet und ein botanischer Garten. Der jetzige König verabschiedete nach seiner Rückkunft (1815) verschiedene Lehrer der Universität, welches viel Aufsehen erregte. Man gibt die Bevölkerung der Stadt, aber wahrscheinlich zu hoch, auf 73,000 Menschen an. Für den Handel, und als eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien, ist die Stadt sehr wohl gelegen. Der meiste Handel wird mit piemontesischer Seide getrieben, und es gibt hier sehr wichtige Seidenfabriken, auch gibt es Tapeten-, Tabacks-, Porcellain- und Gewehrfabriken. Doch soll es, wie neuere Reisende versichern, den Einwohnern an Betriebsamkeit fehlen. Schon in den ältern Zeiten war Turin öfters den Angriffen der Franzosen ausgesetzt. Im J. 1796 wurde es von den französischen Republikanern erobert, aber am 25sten Mai 1799 von den Oesterreichern und Russen unter Suwarow wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es wieder in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Departements, bis es 1814 seinem ehemaligen Herrn, dem Könige von Sardinien, wiedergegeben wurde.

Türkis ist ein versteinerter Knochen eines Thieres und von himmelblauer, etwas zum Grünen sich hinneigender Farbe. Die letztere erhält er wahrscheinlich durch vitriolisches Kupferwasser, das über ihn hinfließt und in ihn eindringt. Man kann künstlichen Türkis verfertigen, wenn man calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirschhorngeist gemachte Kupferauflösung legt, und es eine Woche in einer gelinden Wärme stehen läßt. Das beste Mittel, sie von den echten zu unterscheiden, ist, daß man sie mit einem Federmesser schabt. Die natürlichen Türkisse geben dann einen feinen Staub, die nachgeahmten aber kleine Späne. Die ersten kommen aus der Türkei, woher sie auch den Namen „Türkis" erhielten. Man findet sie auch in Persien. Lange Zeit hielt man sie für Edelsteine und bezahlte sie theuer.

Türken, Türkisches Reich. So benennen die Europäer gewöhnlich und im gemeinen Leben das weite Reich, welches sich unter der Herrschaft der Pforte über die schönsten Gefilde dreier Erdtheile verbreitet. Zwar besitzen seine Bewohner für dasselbe noch keinen Eigennamen, doch sollte es wohl genauer das Reich der Osmanen heißen, da die Nation sich nach dem Stifter ihres Reichs so nannte, und es noch nicht einmal entschieden ist, ob die Osmanen wirklich Türken sind. — Die Türken, ein tatarisches Volk, gehören ursprünglich in die Steppen zu Hause, die sich vom Altai bis zum kaspischen See erstrecken; noch jetzt sind dort ihre Stammverwandten, die Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkomanen seßhaft. Ob sie ein und dasselbe Volk sind, welches die Römer unter dem Namen Turcä kannten, und es zu den Sauromaten zählen, ist doch sehr zweifelhaft. Ihr Eintritt in die Ge-

schichte beginnt erst mit dem 6ten Jahrhundert, wo sie in die benachbarten Provinzen der Römer und Parther brechen, und sich in Khorasan und Armenien festzusetzen suchen. Seit dieser Zeit finden wir sie in beständigen Fehden mit Parthern und Römern verwickelt. Späterhin scheinen einige ihrer Horden von den Arabern überwältigt, und zur Annahme des Islam gezwungen zu seyn; wenigstens waren sie vom 10ten bis zum 12ten Jahrhundert Kriegsgefährten der Araber, bei welchen sie bald sich auszeichnen, und dem Kalifen die Leibwache, dem Heere die Anführer geben. Zwei von ihnen in diesem Zeitraume gestiftete selbstständige Reiche figuriren indeß nur eine kurze Zeit; das der Gazaeckiden in Khorasan entstand um das Jahr 1000, und dauerte kaum ein halbes Jahrhundert, das der Seltschükiden in Anadoli und Armenien 1055 zerfiel bei dem Andrange der Mongolen in sich selbst. — Ob die Osmanen eine dieser türkischen Horden gebildet, ob sie, wie einige Geschichtschreiber meinen, von den Mongolen abstammen, oder nach Andern Ueberbleibsel der vor den Mongolen geflohenen Cumanen sind, wird wohl ewig unentschieden bleiben; wahrscheinlich bestand der Stamm aus einem Amalgama mehrerer zersplitterten und sich unter einem gemeinschaftlichen Anführer von neuem gesammelter türkischer, tatarischer und kaukasischer Horden. Dieser Anführer hieß Osman I., ein glücklicher Krieger, der sich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts in den Gebirgen des Taurus festsetzte, von da in die Ebenen Anadolis herabstieg, und 1285 Bithynien eroberte; er nahm hierauf den Titel eines Sultans an, und hinterließ seinen Kriegsgefährten seinen Namen, der sie von den übrigen türkischen Stämmen unterschied. Er ist der eigentliche Stifter des osmanischen Reichs, und der Stammherr der noch jetzt regierenden Sultandynastie. — Nie erhob sich wohl ein Reich schneller und mit mehrerm Glanze. Gewaltsame Erschütterungen von Innen und Außen hatten den Thron von Bagdad wankend gemacht; der von Constantinopel war schon längst in sich selbst zerfallen, und nur schwach der Widerstand, den Araber und Griechen kühnen verwegnen Abenteurern zu leisten vermogten, die sich einen Namen in der Geschichte zu erkämpfen vorgesetzt hatten. Durch die ersten gelungenen Kriegsthaten war der Muth der Osmanen in wilde Begeisterung übergegangen, die Religionsfanatismus noch mehr erhöhete. Osmans Nachfolger gingen unaufhaltsam auf der Bahn fort, die ihnen der große Ahnherr vorgezeichnet hatte. Glücklich focht sein Sohn Orchan anfangs als Bundesgenosse der Griechen, dann als ihr Feind, und entriß ihnen 1326 Cappadocien, Nikomedien und Nicäa; er verlegte seinen Herrschersitz nach Brusa, und ließ zuerst seinen Sohn Solyman über den Hellespont setzen, wo er 1355 in Galipoli festen Fuß faßte. In ihm verehrt die Nation der Osmanen ihren ersten Gesetzgeber, dem sie manche noch bestehende Einrichtungen verdankt. Noch glücklicher war Murad I., eben so groß im Felde als im Frieden; seinen Waffen unterlag fast ganz Thracien, Macedonien und Albanien; er nahm 1361 seine Residenz zu Adrianopel, nun Edreneh benannt, stiftete den Phalanx der Janitscheri und gab den eroberten Provinzen eine in ihren wesentlichen Bestandtheilen noch fortdauernde Feudaleinrichtung. Sein Sohn Bayezid I. war ein großer Eroberer. Er unterwarf den Rest von Anadoli und Griechenland, eroberte Servien, schlug

Constantinopel ein, und besiegte bei Nikopolis 1396 das Heer der Franken und Magyaren, das unter König Siegmund den bedrängten Paläologen zu Hülfe zu eilen versucht hatte, wurde aber in der Reihe seiner Siege von dem Weltstürmer Timurlenk unterbrochen, der ihn 1402 in der Riesenschlacht von Angurl, wo 1,200,000 Krieger gegen einander kämpften, schlug und gefangen nahm. Bayezid starb im Kerker, und Timurlenk verheerte nun das eroberte osmanische Reich unter dessen Söhne Soliman, Musa, Isa und Mohammed, von welchen letzterer die Oberhand gewann, die zerstückelten Provinzen wieder unter einem Turban vereinigte, und den Glanz der osmanischen Provinzen von neuem herstellte. Er machte die Wallachen zinsbar, verwüstete Ungarn, und drang 1415 selbst bis an die Gränzen von Deutschland vor. Ihm folgte 1421 Murad II. Dieser große Fürst eroberte Thessalonich, schränkte das griechische Kaiserthum bloß auf die Hauptstadt ein, und gab seinem Reiche auch in Asien diejenige Ausdehnung wieder, die es vor 1402 gehabt hatte. Er fand zwei seiner würdigen Gegner: Johann Hunyad und Georg Kastriota; mit beiden stand er während der Dauer seiner Regierung in einer beständigen Fehde, und nicht immer war der Sieg sein Begleiter. Er gab den Säbel Osmans, ein unter Christen fast unerhörtes Beispiel, zweimal an seinen Sohn Mohammed II., und führte ihn eben so oft wieder um, um die Christen zu bekämpfen. Unter seiner Anführung erfochten die Osmanen 1444 den denkwürdigen Sieg bei Varna über das große christliche von Ladislas VI., Könige von Ungarn und Polen befehligte Heer, und der Schrecken seiner Waffen flog durch ganz Europa. Mohammed II. bestieg 1451 den Thron seines Vaters, dessen Glück und Tugenden er erbte; unter ihm fiel 1455 Constantinopel, und diese Stadt wurde nunmehr der Sitz der Osmaniden. Nach der Eroberung von Constantinopel unterjochte er 1459 ganz Servien und Morea, 1461 Trapezunt; 1467 den Ueberrest von Albanien, 1470 Euböa, 1475 Kaffa und die Krimm, und starb auf einem Zuge gegen die Perser 1481. Sein ältester Sohn Bayezid II. von 1481 bis 1512 glich ihm nicht; sein zweiter Sohn Selim II. von 1512 bis 1519 focht mit großem Glück gegen die Perser, eroberte ganz Syrien, Palästina und Aegypten, und machte dem Kalifate zu Kahira ein Ende. Soliman II. gehörte zu den größten Regenten seines Zeitalters, wo Carl V. in Deutschland und Spanien, Franz I. in Frankreich, Emanuel in Portugal, Heinrich VIII. in England, Leo X. in Rom, Siegmund in Polen, und Iwan Wassiljewitsch in Rußland herrschten; nie sah Europa zu einer Zeit so viele würdige Fürsten auf seinen mächtigsten Thronen. Unter Soliman II. trat das osmanische Reich in den Zenith seines Ruhms und seiner Größe; unter ihm reichten die Gränzen desselben von den Katarakten des Nils bis zum Liman des Onieprs, vom Ursprunge und der Mündung des Tigris bis zu den Donauinseln bei Ofen. Belgrad fiel 1521 aufs neue in die Gewalt der Osmanen, die nun ganz Ungarn überschwemmten, und 1520 selbst bis vor Wien vordrangen. Soliman eroberte 1522 Rhodus, schlug die Perser, und entriß ihnen Bagdad und Mesopotamien; auch unterwarf sich die Moldau seiner Herrschaft, und zahlte Tribut. 1538 vereinigte er die priesterliche Würde des Kalifats mit dem Großsultanate, und nahm den Titel eines Padischahs oder Kaisers an. Er blieb 1566

vor Sziget. Unter seinem Sohne Selim II. von 1566 bis 1574 erhielt sich das Reich in seinem Glanze, vergrößerte es durch die Insel Cypern, deren Besitz ihm zum Herrn des mittelländischen Meers gemacht haben würde, wenn nicht Don Juan d'Austria 1571 in der Schlacht von Lepanto seine Flotte vernichtet hätte. Doch blieb dieser Sieg ohne Folgen. — Mit Selim II. endigt die Reihe der großen Prinzen, die den Thron Osmans gezieret haben. Seine Nachfolger wurden nicht mehr unter den Waffen erzogen, und an die Gefahren und Beschwerden kriegerischer Unternehmungen gewöhnt, sondern traten aus dem Harem verzärtelt auf den Thron, um denselben im Genusse der höchsten Schwelgerey und Ueppigkeit durch ihre Laster zu entweihen. Der Soldat folgte dem Beispiele der Herrscher, und der wilde Muth, der bisher die Osmanen ihren Feinden so furchtbar gemacht hatte, erschlaffte, wie ihre Kriegsdisciplin. Murads III. Regierung von 1574 bis 1595 zeichnet sich durch eine wilde Grausamkeit aus; fünf von seinen Brüdern mußten bluten, um ihm den Besitz des Throns zu sichern. Er focht mit abwechselndem Glücke gegen die Perser, welchen er anfangs einige Provinzen entriß, sie aber in der Folge nicht behauptete; die Christen dagegen unterlagen seinen Waffen, und ein großer Theil von Ungarn blieb in seinen Händen. Sein Geiz gab Anlaß zu häufigen Empörungen der Janitscheri, die von nun an jede der folgenden Regierungen auszeichnen. Auch Mohammeds III. Regierungsantritt 1595 wurde mit dem Blute von 19 Brüdern und 10 Weibern seines Vaters befleckt. Achmed I. von 1603 bis 1617, der einen unglücklichen Krieg mit den Persern führte, Mustapha I. und Osman III., die von 1617 bis 1623 abwechselnd den Thron einnahmen, waren mittelmäßige Regenten. Murad IV. führte von 1623 bis 1640 eine strenge, aber thätige Regierung, die den Osmanen das an die Perser verlorne Bagdad wiedergab. Sein Bruder Ibrahim I. regierte von 1640 bis 1648 durch seinen Großvesir, wie nach ihm seine sämmtlichen Nachfolger. Die lange Regierung Mohammeds IV. von 1648 bis 1687 wurde mit der Eroberung von Kandia glücklicher angefangen als beendigt. Zwar verlor er in dem Waffenstillstand mit Oesterreich von 1664 nichts, zwar gewann er 1672 in dem polnischen Frieden nicht allein Kaminieck, ganz Podolien und die Freiheit der Ukräne, aber diese Eroberungen gingen nach der von Sobiesky gewonnenen Schlacht bei Chotim 1673 wieder verloren, und die unglückliche Belagerung von Wien 1683 entriß den Osmanen das Uebergewicht, welches sie bis dahin über die Christen behauptet hatten, die Meinung von ihrer Unwiderstehlichkeit, wogegen doch noch lange in den Kirchen gebetet wurde. Mohammeds IV. nunmehriges Unglück im Kriege bewirkte seine Entsetzung 1687; seine beiden Brüder, Soliyman III. von 1687 bis 1691, und Achmed II. von 1691 bis 1695, setzten den Krieg mit Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig mit wandelbarem Erfolge fort, aber unter Mustapha II. von 1695 bis 1702 sah sich die Pforte nach Eugens Siege bei Zenta zu großen Aufopferungen gezwungen; Ungarn und Siebenbürgen mußten an Oesterreich, Morea an Venedig, Asow an Rußland, und Kaminieck an Polen abgetreten werden. Von diesem Frieden datirt sich der Verfall des Reichs, der nun mit langsamen Schritten nachhinkt. Durch das angenommene Regierungssystem waren die schönsten

Provinzen Asiens und Europas nach und nach verödet; die osmanischen Waffen, durchgehends von Fanatismus und Zerstörung begleitet, hatten überall Cultur und Industrie verbannt, der scheußliche Despotismus, der sich in jeder Staatseinrichtung wiederspiegelt, welche die wilden Eroberer im Innern des Reichs getroffen, hatte Glück und Wohlstand der unterworfenen Völker zernichtet, die Habsucht der Pessire und Paschen das Elend des Volks vollendet, das nun colonienweise seinen heimathlichen Boden verließ, und unter christlichen Regenten einen mildern Scepter suchte. Nie hatten die Herrscher versucht, den Osmanen eine Cultur zu geben, die dem Geiste der Zeiten angemessen war, nie die unterjochten Nationen mit den Siegern zu amalgamiren, und den Stolz der rechtgläubigen Osmanen auf ihr edleres Blut zu mäßigen oder anders zu richten verstanden. Dazu kam, daß die schlaffe Regierung die Haltung des Ganzen aus dem Gesichte ließ; die Paschen fingen an sich den Befehlen der Pforte zu entziehen, die Jenjitscheri den Herrn in Istambol zu spielen, und dem ohnmächtigen Despoten in Seraj nur in so weit zu gehorchen, als es ihnen gutdünkte. — Achmed III. von 1702 bis 1730 endigte seine Kriege gegen Oesterreich, Rußland und Venedig nicht glücklich, gewann zwar von letzterm Freistaate Morea, mußte aber an Oesterreich das Banat, Servien, und einen Theil von Bosnien und der Walachei abtreten, wovon jedoch Mahmud I. von 1730 bis 1754 im belgrader Frieden Servien, Bosnien, und die Wallachei zurückerhielt. Mustapha III. von 1754 bis 1774 wurde 1768 in einen unglücklichen Krieg mit den Russen verflochten, worin sein Nachfolger Abdul Hamid von 1774 bis 1780 die Krimm verlor, auch mußte derselbe 1771 die Bukowina an Oesterreich abtreten. Rußlands Foderungen an die Pforte folgten nun Schlag auf Schlag, und waren jedesmal mit Cessionen von Seiten der Pforte begleitet. Selim III. von 1789 bis 1807 endigte zwar einen 1787 ausgebrochenen Krieg mit Rußland und Oesterreich, der unglücklich geführt war, bloß durch Abtretung des Budschacks und einiger geringen Gränzplätze, allein unter ihm stieg die Verwirrung im Reiche auf das höchste; kein Pascha gehorchte mehr den Befehlen des Großsultans, mehrere, wie die Pascha's von Widdin u. a. lebten mit dem Herrscher in offener Fehde, der Pascha von Janina gründete ein eignes, nur dem Namen nach noch unter der Pforte stehendes Reich, die turkomanischen Befehlshaber Kara Osman und Tschapan Oglu folgten in Anadoli dem Vorgange Ali Pascha's, und an der südöstlichen Gränze des Reichs trat in den Wahabiten ein neuer Feind auf, der dem Islamism den gänzlichen Untergang drohte, und dessen erste Unternehmungen mit so glänzendem Erfolge begleitet waren, daß sogar die heiligen Städte Mekka und Medina in seine Gewalt geriethen. Aegypten war eine Beute der Mamelucken geworden. Als im Coalitionskriege Bonaparte 1798 diese Provinz besetzte, sah sich die Pforte gezwungen, Frankreich den Krieg zu erklären, und erhielt nur mit Hülfe der Britten Aegypten 1801 zurück. In den letztern Regierungsjahren Selims kehrte sie zu dem Interesse Frankreichs zurück. Dieser Schritt stürzte das Reich in einen neuen Krieg mit den Russen und Britten, worin erstere sich aller Provinzen jenseits der Donau bemächtigten, und das schon seit einigen Jahren empörte Servien in einen Freistaat verwandelten, letztere aber durch die

Dardanellen drangen, und der Hauptstadt drohten. In der Verlegenheit, worin sich jetzt die Pforte befand, dachten die Prätorianer, Istambols, die Jenitscheri, nur daran, sich ihres unter den letztern Sultanen gesunkenen Einflusses wieder zu bemächtigen, und führten in der Hauptstadt eine in 36 Stunden vollendete Thronrevolution aus. Selim III. wurde am 29sten Mai 1807 gestürzt, und sein Vetter Mustapha IV. mit Osmans Säbel umgürtet. Indeß konnte Mustapha's muselmännische Rechtgläubigkeit die Zerrüttung des Reichs so wenig hindern, als die Neuerungssucht und Heterodoxie Selims, und schon am 28sten Juli 1808 wurde Mustapha IV. von Mustapha Bairaktar vom Throne gestürzt, und der jetzige Großsultan Mahmud II., der letzte männliche Sprosse Osmans, darauf gehoben, der sich auch bei einer neuern Revolution, deren Opfer Mustapha Bairaktar geworden ist, erhalten hat. Der Krieg mit Rußland wurde unter ihm zwar mit vielem Unglück geführt, doch durch den Frieden zu Bukarest 1812 besser, als man erwarten konnte, beendigt, indem bloß Bessarabien mit dem Theile von der Moldau, welcher jenseits des Pruths liegt, abgetreten, und auf die Kaucasusprovinzen jenseit des Kur Verzicht geleistet wurde, dagegen gab Rußland die übrigen eroberten Provinzen zurück, und überließ die Servier ihrem Schicksale, die 1814 ihren eignen Frieden mit der Pforte schlossen, und darin die Bestätigung mehrerer Freiheiten erzwangen. Während des russischen Krieges hatten sich indeß die meisten Paschen, selbst Ali in Janina, mit der Pforte ausgesöhnt, und Aegypten war beruhigt; auch lächelte Mahmud das Glück von einer andern Seite, indem die fürchterlichen Wahabiten in Aegypten besiegt, und in ihre Wüsten zurückgetrieben, auch die heiligen Städte wieder erobert wurden. Die neuesten Mißhelligkeiten mit Rußland, welche zum Theil durch den niederträchtigen Meuchelmord Czerni Georgs herbeigeführt waren, wurden 1817 dadurch ausgeglichen, daß die Pforte die Mündungen der Donau aufgeopfert hat. — Die Türkei oder das osmanische Reich erstreckt sich noch jetzt über die schönsten Provinzen dreier Erdtheile, über Thracien, Kleinasien, Armenien, Syrien, Mesopotamien, Palästina, Aegypten und Griechenland, Provinzen, die einst die Wiege des Menschengeschlechts, aber auch der Sitz der Cultur und Aufklärung waren, wo einst die mächtigsten Reiche ihr Haupt erhoben, und wo die geläutertsten aller Religionen hervorgingen. Nur mit Wehmuth können wir unsern Blick auf Länder werfen, wo alles, was des Menschen Geist mit dem höchsten Stolze erfüllt, ein Opfer der rohesten Barbarei und des blindesten Fanatismus geworden ist, wo selbst die frischen Farben der nicht mehr gepflegten Natur ihr Colorit verlieren, wo die Pest aus Wüsten und Einöden haucht, und wo allenthalben Trümmer und Ueberbleibsel an eine bessere Vergangenheit mahnen! — Das Reich der Osmanen mag in seinem gegenwärtigen Umfange nach den besten Karten etwa 41,900 Quadratmeilen halten. Davon kommen auf den europäischen Antheil, welcher Thracien, Bulgar Ili, Serfyllajeti, Bosna, ganz Griechenland mit seinen Inseln, die Wallachei und die Moldau diesseits des Pruth enthält, 8700, auf den asiatischen Theil, wohin Kleinasien mit seinen Inseln, Syrien, Mesopotamien, Kiurdistan, Armenien u. s. w. gehören, 24,300, und auf den afrikanischen Theil oder Aegypten 8900 Qua-

breitmeilen. Das osmanische Europa hat sehr viele Gebirge, die sich zum Theil bis zur Schneelinie erheben, und worunter der Hämus oder Emineh Dagh das verbreitetste ist, und auf der einen Seite den dinarischen Alpen, auf der andern den Karpaten die Hand bietet; auch die hellenische Halbinsel ist, so wie Morea, Kirid und die meisten Inseln des Archipels mit Bergen angefüllt. Das osmanische Asien zeigt sich im Ganzen mehr eben als gebirgig; sein vornehmstes Gebirge, der Taurus, füllt die nordöstliche Seite mit himmelhohen Kuppen, worunter der historisch merkwürdige Ararat, setzt in mehreren Nebenketten durch ganz Anatoli, und richtet sich durch eine südwestwärts ziehende Kette an den Libanon, welcher die Küste von ganz Syrien begleitet; doch findet man zwischen diesen verschiedenen Ketten sehr ausgedehnte Ebenen, und in Südosten fangen die großen Wüsten an, die von hier bis in die arabische Halbinsel sich hinabziehen. Der afrikanische Theil oder Aegypten ist ein großes Thal, welches unter dem lothrechten Strahl der Sonne nur durch den Nil Segen und Fruchtbarkeit erhält; es wird auf der einen Seite von Gebirgen, auf der andern von dem rothen Meer eingeengt. Das osmanische Europa hat nur einen einzigen mächtigen Strom, die Donau, der bis zu ihrer siebenfachen Mündung im schwarzen Meere die sämmtlichen nördlichen Flüsse tributär sind; die Mariza durchströmt Thracien, aber die im Alterthume so gefeierten Flüsse der hellenischen Halbinsel sind bloße Küstenflüsse, die wie der Peneus, Acheron, Cephissus u. s. w. im hohen Sommer häufig versiegen. Im osmanischen Asien finden wir zwei große Ströme, den Trat und Tigris, die sich kurz vor ihrer Mündung in den Shat ul Urab vereinigen, und dem persischen Meerbusen zueilen. Aegypten hat blos einen Strom, den Nil. Die Meere, die den Staat bespülen, sind das schwarze Meer, welches durch den Bosfor in das Marmormeer, und dieses durch den Hellespont oder die Straße der Dardanellen in das ägäische oder weiße Meer, einen Busen des größern mittelländischen Meers, ausströmt; Irack Arabi oder vielmehr der Paschalik Basra stößt an den persischen, Aegypten im Osten an den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer. Landseen gibt es mehrere von ziemlichem Umfange, worunter wir hier nur in Europa den See von Iskenderieh, in Asien den von Wan und das todte Meer, in Aegypten den Menzaleh bemerken wollen. Das Clima ist bei dem großen Umfange des Reichs äußerst verschieden, gemäßigt in seinen nördlichen, milde und erfrischend in seinen mittlern, und heiß in seinen südlichen Theilen; am schönsten und bewunderungswürdigsten wohl auf der hellenischen Halbinsel, wo es gleich wohlthätig auf die animalische und vegetabilische Natur wirkt; am drückendsten in Mesopotamien und Aegypten, wo der erschlaffende Samum über die brennenden Wüsten haucht, und wo die Pest zu Hause gehört. Der Producte sind eine erstaunliche Menge, die allen Klimaten angehören; der Waizen aus Rum Ili, der Reis im Süden des Hämus und aus Aegypten, das Olivenöl aus Attika, die Baumwolle und der Tabak aus Makdonia, die Seide aus Arnauth und aus Anadoli, die Corinthen aus Morea, die Feigen aus Anadoli, der Krapp aus Bootien, der Safran, die Galläpfel und der Meerschaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der Salmiak und Saflor aus Aegypten, der Mastix aus Sachi oder Skio, der Wein aus Kibris, das

Angorahaar aus Anadoli, der Honig vom Hymettus, das Naphtha aus Mesopotamien, die Wolle aus der Walachei sind eben so viele Hauptwaaren, die neben vielen andern mit Eifer vom Auslande gesucht und abgeholt werden. Aber fast alles geht roh aus, und kaum entdeckt man einzelne Spuren von Kunstfleiß in dem Safflan, der Rothfärberei, der Baumwollen- und Teppichweberei, und in den Stahlarbeiten der Osmanen und Griechen. Ueberhaupt stehen sowohl Landwirthschaft als Kunstfleiß auf der niedrigsten Stufe; wo es Verbrechen ist, wohlhabend zu seyn, wo ein reicheres Aehrenfeld, ein strotzenderer Weinberg nur Habsucht und Neid reizen, und unerschwingliche Abgaben und Belästigungen nach sich ziehen, da verliert der Mensch die Lust, die Natur zu einem größern Ertrage zu zwingen, als sie ohne viele Mühe geben will. Die Herren des Landes, die Osmanen, bekümmern sich um den Ackerbau fast gar nicht, nur hie und da, besonders im osmanischen Asien, werden Handwerke und einige Fabrickzweige von ihnen betrieben; die ganze Landwirthschaft ist den unterdrückten Völkern überlassen, und diese sind den muthwilligsten Plackereien ausgesetzt; daher denn nur da, wo der Mensch sich freier regen kann, wie auf einigen Inseln des Archipels, oder in Districten, wohin der Arm der Osmanen nicht reicht, wie im Lande der Drusen auf dem Libanon, sich eine regere Betriebsamkeit findet. Im osmanischen Asien trifft man eine regelmäßige Beschäftigung des Bodens nur bei den Städten und in einzelnen Strichen an; das Gras wird von Nomaden bedeckt, die bloß der Viehzucht leben, und nebenbei sich von der Räuberei nähren. Der Handel ist von einem großen Umfange, da trotz der ungeheuern Vernachlässigung doch eine unermeßliche Menge schätzbarer Handelsartikel gewonnen wird; er theilt sich in See- und Landhandel ein. Ersterer wird vorzüglich mit den Europäern getrieben; die Häfen Saloniki und Istambol sind für Europa, die von Ismir und Basra für Asien, und der von Skanderik für Aegypten die Hauptmärkte, wo die Fremden einkaufen, und wo Armenier, Griechen und Juden die Mäkler machen; der Osmane gibt sich so wenig mit dem Handel als mit der Schifffahrt ab, und was unter osmanischer Flagge das mittelländische Meer befährt, sind meistens Hydrioten oder Schiffer von den Inseln des Archipels. Im Ganzen hat indeß das osmanische Reich bei seinen vielen natürlichen Erzeugnissen, und bei den wenigen Bedürfnissen des Morgenlandes die Bilanz für sich, und der Levantehandel kostet den Europäern große Summen. — Die Türkei wird von etwa 24 Millionen Menschen bewohnt, freilich nur nach einer oberflächlichen Schätzung, da in einem halbbarbarischen Lande nie an eine Zählung des Menschencapitals gedacht ist. Im osmanischen Europa mögen davon 7 bis 8, im osmanischen Asien 12, und in Aegypten 4 Millionen leben. Diese Menschenmasse besteht aus den verschiedenartigsten Nationen: 1. Osmanen, die Herren des Landes, in der Mehrzahl im osmanischen Asien, besonders in dessen nördlichen Provinzen verbreitet, im Ganzen ein schöner kräftiger Menschenschlag, in den die Natur die sonderbarste Mischung des Charakters gelegt hat, und der mit den ausgezeichnetsten Tugenden eben so viele Laster verbindet. Er bekennt sich durchaus zum sunnitischen Islam; seine Sprache ist im gemeinen Leben die türkische, Schrift- und Hofsprache aber die arabische. 2. Turkomanen in Armenien seßhaft, so wie

als Nomaden über ganz Anadoli, und auch in andern Provinzen verbreitet. Eine Colonie von ihnen bewohnt unter dem Namen Yeuruks die Gebirge Makedoniens. Sie bekennen sich sämmtlich zum Islam, ohne solche Fanatiker zu seyn, wie die Osmanen, und reden die türkische Sprache. 3. Tataren in der Dobrudscha und den Provinzen an der Donau, wo sie sich aus der Krimm niedergelassen haben. Sie sind Sunniten, und reden die tatarische Sprache. 4. Araber, meistens als Beduinen und Fellahs im südlichen Theile des osmanischen Asiens, wo sie das Gros der Bewohner ausmachen, auch sehr zahlreich in Aegypten. Sie sind Bekenner des Islam, und haben ihren eigenen Dialekt. 5. Anadioten, ein schwacher Volksrest von 4000 Köpfen auf der Insel Kirid oder Kandia, von arabischer Abstammung; Bekenner des sunnitischen Islam mit eignem Dialekte; 6. Kadschiks im osmanischen Asien, aber nur auf der östlichen Gränze; Schiiten mit persischem Dialekte. 7. Kiurden, ein Volk von ungewisser Abstammung, in Kiurdistan, mit persischer Sprache, theils Schiiten, theils nestorianische Christen; 8. Griechen, fast über die ganze hellenische Halbinsel und über alle Inseln des Archipels verbreitet, und aus vielen verschiedenen Stämmen bestehend, worunter sich in neuern Zeiten die Mainoten, Sulioten und Sphagioten durch ihre Freiheitsliebe und durch den Widerstand, den sie den Bedrückungen der Osmanen entgegengesetzt haben, auszeichnen. Sie bekennen sich meistens zur griechisch-christlichen Religion, und reden die neugriechische Sprache. 9. Armenier, vorzüglich in Armenien seßhaft, aber als Kaufleute und Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet. Sie sind Christen von einer besondern morgenländischen Secte; doch hat sich ein Theil mit der catholischen Kirche vereinigt. Sie reden zweierlei Dialekte einer alten Sprache: einen für das gemeine Volk, und einen für die Priester. 10. Kopten, das Gros der Bewohner Aegyptens, mit eigner Sprache: monophysitische Christen. 11. Slaven in mehreren Stämmen, als a) Albanier oder Arnauthen am adriatischen Meere, der Mehrheit nach Mosleminen, b) Bosniaken in Bosna, theils Mosleminen, theils aber auch catholische Christen, c) Servier oder Raizen, meistens griechische Christen, d) Bulgaren, größtentheils griechische Christen, doch haben viele von ihnen sich zum Islam gewendet, e) Montenegriner in den Gebirgen von Montenegro, gegen 60,000 Köpfe, griechische Christen. 12. Ansarier auf dem Libanon, gegen 60,000 Köpfe, weder Christen noch Mosleminen, und mit ganz unbekannter Religion. 13. Drusen auf dem Libanon, 160,000 Individuen, ihre Religion ein Gemisch von den Lehren Christus und Mohammeds, doch nähern sie sich mehr dem Islam. 14. Jesidner, ein Volk von ungewisser Abstammung auf dem Gebirge Sindschar im Paschalik-Mossul, mit einer eignen Religion, die eine Ausartung des Mohamedismus zu seyn scheint. 15. Juden, so wohl Talmudisten als Caraiten und Samariter. 16. Walachen in der Moldau und Wallachei, meistens griechische Christen. Alle diese Nationen zerfallen wieder in zwei Classen: die herrschende, wohin man Osmanen, Tataren, Turkomanen, Araber, und überhaupt die Bekenner des sunnitischen Islam rechnen muß, und Unterdrückte, wohin alle übrigen Nationen gehören. Die Lage der letztern ist zwar sehr verschieden, indem manche derselben bei ihrer Unterwerfung sich gewisse Vorrechte stipulirt haben, andere

hoch im Gebirge und unerreichbar dem Arme der Pascha's ganz unabhängig leben oder doch nur in geringer Abhängigkeit stehen; im Ganzen werden indeß alle diese Völker von den Herrschern mit der größten Geringschätzung und Uebermüthigkeit behandelt, und sind allen möglichen Bedrückungen ausgesetzt, da die Osmanen das ganze Land als ihr Eigenthum, und die Einwohner als ihre Sklaven betrachten und zu behandeln gewohnt sind. Nie hat der Nationalstolz der Osmanen ihnen erlaubt, sich mit einer andern Nation zu verschmelzen; alle werden von ihnen mit Ekelnamen belegt. — Unter einem Volke, bei welchem orientalischer Despotismus, fanatische Religionsschwärmerei und Superstition vorherrschend sind, kann literarische Cultur nicht gedeihen. So ist es bei den Osmanen. Was sie an Kenntnissen besitzen, ist arabischen Ursprungs, wie denn die arabische Sprache auch die Schriftsprache geblieben ist; allein sie stehen weit hinter den Arabern zurück, und ihre Kenntnisse beschränken sich meistens nur auf Auslegung des Korans und unter den Wissenschaften, die geachtet werden, steht die Sternkunde oben an; doch ist sie fast ganz zur Sterndeuterei herabgesunken. In der Dichtkunst haben sich einige gute Köpfe ausgezeichnet, und unter ihren historischen Werken sind einige von Werthe. Aber noch müssen alle Bücher geschrieben werden, und im ganzen Reiche besteht erst eine einzige Druckerei; dagegen gibt es in allen Städten eine Menge Kodjakians oder Leute von der Feder, die sich bloß mit Abschreiben, besonders des Korans und der Calender, beschäftigen, und in Istambol eine geachtete und große Innung ausmachen. — Die Staatsverfassung des osmanischen Reichs ist völlig orientalisch. Unumschränkt herrscht der Padischah über Gut und Blut seiner Unterthanen, wie des vornehmsten, so des geringsten. In seiner Person vereinigt er die höchste weltliche, und als Kalif auch die höchste geistliche Würde. Kein Gesetz, sondern bloß die öffentliche Meinung, die sich nur zu häufig durch Aufruhr und Revolutionen ausspricht, binden den Alleinherrscher. Er gibt Gesetze, ohne ihnen selbst unterworfen zu seyn; er läßt sie vollziehen, ohne daß sich der durch sie Beeinträchtigte über Unrecht beklagen darf, selbst der erste seiner Diener muß die Schnur küssen, die er ihm zusendet. Er ernennt die höchsten Reichsbeamten, und ein Wink von ihm bringt sie ohne weitere Untersuchung um Stelle, Leben und Vermögen, indem der Großsultan auf gut orientalisch natürlicher Erbe seiner Staatsbeamten ist. Kein Senat, kein Adel bewacht die Rechte des Volks, oder wenigstens eines Theils desselben, ja der Gedanke an ein Recht der Nation ist dem osmanischen Staatsrechte völlig fremd; alle Unterthanen sind einander vor dem Despoten völlig gleich, sie sind alle seine Sklaven. Aber darum sitzt der Despot doch nie ruhig auf seinem Throne. Die Eifersucht und die Cabalen der Großen verursachen eine Verwirrung und einen Unbestand in der Regierung, die das Reich schon öfters an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Ein großes Ansehen behaupteten auch die Satelliten des Großsultans, die Janitscharen, die der Despotie gewöhnlich zum Werkzeuge, häufig aber auch zur Geißel dienen. Die Thronfolge ist in der Familie Osmans erblich, doch findet kein Erstgeburtsrecht Statt, sondern die Janitscharen und das Volk wählen nach Belieben einen Prinzen dieser Familie, wobei sie gewöhnlich auf die Geburtsordnung Rücksicht

nehmen, auch nicht gern einen Minderjährigen nehmen. Sollte der Stamm der Osmaniden in seinen männlichen Zweigen verblühen, so geht die Thronfolge auf die Familie des gewesenen Chans der Tataren über, die damit beanwartet ist. Fast jede Thronbesteigung wird mit Blut befleckt. Die Weiber sind vom Thron ganz ausgeschlossen. Der Padischah wird nicht gekrönt, sondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er den Coran und die Aufrechthaltung der mohammedanischen Religion beschworen hat. Er hat keine eigentlichen Gemahlinnen, sondern die Weiber des Harems werden bloß als Odaliken oder Beischläferinnen angesehen. Es sind meistens geborne Tscherkassinen oder Georgierinnen, denn eine freigeborne Türkin kann als Odalik in demselben nicht eintreten. Ihre Zahl ist nicht bestimmt. Aus denselben wählt der Sultan seine Frauen, Kadin oder Damen genannt, deren er seit Sultan Ibrahim sieben nehmen darf. Diejenige dieser Frauen, welche zuerst einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakessi Sultana, die übrigen Mütter von Prinzen Sultana Chassecki, die Mutter des regierenden Sultans Sultana Valide, welche letztere große Vorzüge, und die Einzige ist, die nach dem Tode eines Sultans nicht in die Gemächer des Eski Serai verschlossen wird. Ihre Einkünfte belaufen sich jährlich auf 500,000 Piaster (258,166⅔ Thaler), dagegen jede Sultane Chassekí nur 500 Beutel oder 12,958⅓ Thaler an Baschmaklik oder Pantoffelgeldern bezieht. Die Prinzen werden sämmtlich in dem Kafes oder Käfigcht erzogen, wo man sie eine mechanische Kunst oder ein Handwerk lehrt, in allen übrigen einem Regenten nöthigen Wissenschaften aber ganz unbekannt läßt. In diesem Käfigcht wachsen sie unter Verschnittenen und Odaliken auf, und treten auf den Thron, ohne die Welt, ohne ihr Volk und die Regierungskunst zu kennen. Die übrigen Prinzen bleiben im Kafes des Eski Serai; in den frühern Zeiten des osmanischen Reichs wurden sie bei jeder Thronbesteigung unerbittlich hingerichtet. Die Prinzessinnen, welche sämmtlich den Titel Sultana führen, erhalten keine bessere Erziehung als ihre Brüder; das Herkommen will, daß sie schon in der Wiege an Vessire, Pascha's oder andre Große vermählt werden, aber ihre männlichen Nachkommen sind nach einem Reichsgrundgesetze sogleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Die gewöhnliche Residenz des Sultans ist das Serai zu Istambol, im Sommer auch wohl der Melonengarten bei dieser Stadt oder Dulmah Bakt'sche, sonst besitzt er noch Paläste zu Edreneh, Brusa u. s. w. Der Hofstaat ist äußerst zahlreich, und wird durch ein ungeheures Heer von Verschnittenen, Weibern und Garden vermehrt, so daß man die Zahl aller dazu gehörigen Personen auf mehr als 10,000 rechnet. Er theilt sich in den äußern und innern Hofstaat: jener besteht aus dem Oberhofmeisterstabe, den verschiedenen Kammern, deren man sieben zählt, den Hofämtern und Leibwachen (die Wachen des Serai sind die Thorwächter, die Gartenwächter, die Holzhauer, die Arriergarde, die Botengarde, die Staatsboten und Hoffourire), und aus den Vertrauten oder Titularwürdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünstler, die Vertrauten, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Vessire der Achsel gehören. Der innere Hofstaat besteht aus dem Harem mit seinen Weibern, weißen und schwarzen Verschnittenen, deren Aufsehen,

der Kiaja und Kapi Aga, als vornehmste Vertraute des Sultans bedeutenden Einfluß besitzen; dann aus dem Großvezir und den sogenannten Pforte, der hohen oder glänzenden Pforte, die die beiden Cabinette des Kiaja Beg oder Ministers des Innern und des Reis Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des Padischahs ist ganz im morgenländischen Style: „Der Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II. Chan, Sohn des siegreichen Sultan Abdul Hamed, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Mustapha, des vornehmsten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambol, Edreneh und Brusa, welche alle Fürsten mit Neide ansehen u. s. w.“ Das Reichswappen ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde, auch hat das Reich gegenwärtig einen Ritterorden. — Die Staatsverwaltung ist ganz orientalisch. An der Spitze der Geschäfte sollte eigentlich der Sultan stehen; aber seitdem dieser schon seit Jahrhunderten aus dem Harem den Thron besteigt, regiert statt seiner sein oberster Staatsbeamter, der Großvezir; doch haben auch die Vertrauten des Sultans, besonders die Verschnittenen des Harem, die Favoritsultanen und die Validé Sultan großen Einfluß auf die Regierung. Der höchste Staatsrath heißt der Dywan, welcher im zweiten Hofe des Serai gehalten wird, und in den ordentlichen und außerordentlichen zerfällt; jenen bilden bloß die höchsten Reichsbeamten und die Agas des Militärs, zu diesen werden auch andere Personen gezogen. In beiden führt der Großvezir den Vorsitz; die andern Mitglieder sind der Kiaja Beg, der Reis Effendi, der Tschausch Baschi oder Hof- und Reichsmarschall, der Defterdar, der Aga der Janitscheri, der Spahilar Aga und der Kapudan Pascha. Der Mufti tritt nur dann, wenn er gerufen wird, und der Sultan wohnt ihm zuweilen hinter einer Tapete verborgen bei. Der Großvezir ist die wichtigste Person im Staate; er ist der Stellvertreter des Sultans bei der Armee, erster Minister, Großrichter und Bewahrer des Reichssiegels; seine Stelle gibt die höchste Ehre, Einfluß und Einkommen, ist aber auch äußerst gefährlich, und die Schnur liegt bei jedem Schritte in der Perspective. Entfernt er sich von der Hauptstadt, so ernennt er einen Verweser seiner Würde, den Kaimakan. Minister des Innern ist der Kiaja Beg, der auswärtigen Angelegenheiten der Reis Effendi, der Finanzen der Defterdar, oberster Admiral der Kapudan Pascha, Obrist der Janitscheri der Aga der Janitscheri und Obrist der Ritterei der Spahilar Aga. Der Tschausch Baschi ist Minister der innern ausübenden Gewalt, und hat sieben Unterstaatssecretäre unter sich. — Die Provinzen sind sämmtlich bis auf die Moldau und Wallachei und die beiden Hauptstädte Istambol und Edreneh in Eialets, Paschaliks oder Statthalterschaften eingetheilt, worunter die Statthalter von Rumili, Anatoli und Damas den Titel eines Beglerbegs führen, und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha besitzt; die übrigen Paschen haben deren nur zwei. Die Gewalt der Paschas ist beinahe unumschränkt in den

Provinzen, die ihnen unterworfen sind; sie stehen an der Spitze eines Provinzialdywans, deren Beamte den nämlichen Titel führen, wie die Reichsbeamten. Sie vereinigen in ihrer Person alle Macht: Militär und Finanzen, Polizei und Criminaljustiz hängen von ihnen ab; sie erkennen über Leben und Tod der Unterthanen, führen Krieg und schließen Frieden, alle Gewalt ist ihnen übergeben, bloß damit sie die Abgaben für die Pforte beitreiben können. Halten sie damit richtig ein, so werden sie nie zur Verantwortung gezogen, und Niemand bekümmert sich darum, welche Mittel sie anwenden, ihren Zweck zu erreichen; daher denn alle die gierigsten Blutsauger sind. Nur dann werden sie gewöhnlich von ihren Posten entfernt, wenn das durch unerschwingliche Abgaben gereizte Volk in offene Empörung ausbricht, oder die Ulema gegen sie auftritt, oder man sich ihres Vermögens bemächtigen will. Aber nicht selten widersetzt sich dann der Statthalter mit den Waffen in der Hand, und rettet eben so oft Posten und Leben. In militärischer Hinsicht wird jeder Paschalik wieder in Sandschaks abgetheilt; bei jedem Ausbruche eines Kriegs müssen die im Sandschak wohnenden Jenitscheri, Spahi, Timariots und Zoimiten sich bei dem Sandschak-Beg einfinden, und die Befehle der Pascha's erwarten. Außerdem sind Unterabtheilungen der Paschaliks die Musselimliks, Woiwodaliks und Ajaliks. Noch besteht die Eintheilung des Reichs in Zaims und Timars oder die Güter der Lehnsträger der Pforte, deren Besitzer verbunden sind, außer dem persönlichen Dienste eine gewisse Anzahl Reiter und Fußvolk ins Feld zu stellen. Der Zaims zählt man in Europa 914, in Asien 1,479, der Timars in Europa 8,365, in Asien 28,276. In einigen Gegenden, so in Griechenland, sind einzelne Musselimliks und Aghaliks völlig unabhängig von der Gewalt der Paschen, dergestalt, daß ihre Befehlshaber in ihren Bezirken mit Ausnahme der Justiz jedes Regierungsrecht ausüben können, auch sind verschiedene dieser Stellen gewissen Familien auf ewige Zeiten überlassen, welches Recht jetzt einige Paschas und Sandschaksbegs, wie der von Janina, mit den Waffen in der Hand erzwungen haben. Nach Hammer zerfällt das osmanische Reich jetzt in folgende Ejalets: 1. Rumili, welches Thracien, Bulgar Ili, Serf Wilajeti, und ganz Griechenland mit Ausnahme der beiden Städte Istambol und Edreneh, und dem Sandschak des Kapudan Pascha umfaßt; allein der Beglerbeg, der zu Sophia seinen Sitz hat, hat jetzt wenig mehr als Thracien, Bulgar Ili, Serf Wilajeti und Makdonia unter sich, indem der Pascha von Janina über den ganzen Osten der hellenischen Halbinsel, der von Tripolizza über Morea gebietet, und ein großer Theil von Serf Wilajeti eine Art von Freistaat bildet. 2. Bosna, welches sich über Bosna mit Herfek und osmanisch Croatien erstreckt; 3. Damas, ein Theil vom alten Syrien oder Scham; 4. Stibris, die Insel Cypern; 5. Anadoli, der größte Theil von Kleinasien, aber in diesem Ejalet behaupten Kara Osman und Tschapan Oglu zwei tributäre Staaten; 6. Karaman oder der Paschalik Konieh, Theil von Kleinasien; 7. Siwas, Theil von Kleinasien; 8. Merasche, Theil von Kleinasien; 9. Trabesun, das kappadozische Pontus, wozu auch der Sandschak Okalzike zu gehören scheint; 10. Kurs, Theil von Armenien; 11. Tschildir; 12. Erzerum, Theil von Armenien; 13. Wan, Theil von Arme-

nien; 14. Racka, auch Orfa, Theil von Mesopotamien; 15. Diarbekr, Theil von Mesopotamien; 19. Mossul, Theil von Mesopotamien; 17. Bagdad mit Basra und Schehrefol, drei jetzt vereinigte Eyalets; 18. Jemen, bloß ein Titularejalet, indem der Sultan in Arabistan nicht mehr zu gebieten hat; 19. Haleb, Theil von Scham; 20. Scham, doch wohl Akka, ein Theil von Scham; 21. Tarablus, Theil von Scham; 22. Misr, ganz Aegypten mit allem, was die Pforte in Afrika besitzt; 23. Kirid, die Insel Kandia. — Die einzige Norm der Gesetze ist der Koran; die Justiz mithin zum Theil in den Händen der Geistlichkeit. Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern auch der höchste Ausleger der Gesetze; seine Entscheidungen werden Fetwahs genannt. Das höchste Dicasterium in Rechtssachen ist der Dywan Chaneh, dessen Präsident der Großvesir ist; in seiner Abwesenheit vertritt seine Stelle der Tschorisch Baschi. Die ganze Körperschaft der Rechtsgelehrten macht die Ulema aus, eine Körperschaft, die ein großes Ansehen im Staate behauptet, vieler besondern Vorrechte genießt, und der einzige Damm ist, der in den Provinzen den Bedrückungen der Paschas entgegen steht. Die niedern Gerichte verwalten in größern Städten Richter unter dem Namen Molla, in kleinern die Kadis; unter diesen Richtern stehen die Musselims als Vollstrecker der gefällten Urtheile. Ueberhaupt ist die ganze Rechtspflege höchst einfach — An der Spitze des Kirchenstaats steht der Sultan selbst als Kalif und Nachfolger Mohammeds; in seinem Namen verwaltet zu Istambol ein Mufti die höchsten bischöflichen Rechte. Das Ansehn des Mufti ist sehr groß, und seine Einkünfte bedeutend; sein Stellvertreter heißt der Fetva Emini. Der Mufti kann nach Belieben von dem Sultan ein- und abgesetzt werden. Nächst dem Mufti sind die Kadileskiers, die Mollas und Kadis die wichtigsten Glieder der Ulema; in größern Städten ernennt der Mufti wieder Untermufti's. Die eigentliche Priesterschaft theilt sich in Welt- und Klostergeistliche; zu jenen, die den Gottesdienst in den Moskeen, Dschamis und Metschets verrichten, gehören die Imans, Danischmende und Talismane, diese heißen Dermische, die mehr als dreißig verschiedene Orden oder Brüderschaften bilden; die vornehmsten darunter sind die Nakschbendi, Mewlewi, Begtaschi, Chalweti, Rufaai und Kadri. Die christlichen und jüdischen Religionen werden zwar im ganzen Umfange des Staats geduldet; man läßt ihnen nicht allein die freie Ausübung ihrer Religion, ihre Tempel, sondern auch ihre zahlreiche Geistlichkeit mit allen Abstufungen, wie denn Catholiken, Griechen, Armenier, Nestorianer, Monophysiten u. s. w. ihre Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und niedere Geistlichkeit haben, indeß werden sie allenthalben als Feinde angesehen, deren Gehorsam das herrschende Volk durch Bedrückungen aller Art erzwingen zu müssen glaubt. — Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsschatz, und betragen nach Campenhausen 83,625¼ Beutel und 46 235 Asper oder 41,815,972 Fl., nach Eton aber 40,450,800 Fl., die durch Grund- und Vermögenssteuern, durch Zölle, den Chorabsch, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Despoten von der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Von dem Miri oder Staatsschatze, der mit Schulden belastet ist (1807 rechnete man gegen 107 Millionen Gulden), unterscheidet sich die

sehr reiche Kaisercasse oder der Itsch Hazné, wohin die Einkünfte der Domänen, die Geschenke, die der Sultan empfängt, und die Erpressungen von den reichgewordenen Staatsbeamten fließen. Die gesammten Staatsausgaben sollen nach Campenhausen sich nur auf 28,417 Beutel 617 Asper oder 9,208,506⅔ Gulden belaufen, scheinen jedoch wohl nicht viel unter der Einnahme zu stehen. — Die osmanische Landmacht ist tief von der Höhe herabgesunken, worauf sie vormals stand. Nach Marsigli besteht sie, alles zusammengenommen, aus 220,440 Mann, wovon die Kapikulys oder besoldeten Truppen 74,148 Mann ausmachen, nämlich die Jenitscheri, wovon 12,626 Garnisondienste verrichten, die Atschemoglans, Topschis, Schebeschis und Sakkas oder die Infanterie 58,864 Mann, und die Spahis und Tschauschs oder die Cavallerie 15,284 Mann. Dazu treten bei Kriegszeiten die Serradkulis oder Lehnmiliz mit 126,292 Mann, die Contingente der Tataren mit 12,000, und der Moldau und Walachei mit 8,000 Mann. Alle diese Truppen sind in der schlechtesten Verfassung. Ihr oberster Feldherr ist der Großvezir; die einzelnen Corps befehligen die Agas, unter welchen der Aga der Jenitscheri gewöhnlich die Infanterie, der Spahilar Aga die Cavallerie unter sich hat. Die Provinzialtruppen stehen unter den Paschas und Sandschaks. — Noch tiefer als die Landmacht ist die Marine der Osmanen gesunken; zwar gibt man ihren Bestand auf 20 Linienschiffe, 15 Fregatten und 30 kleinere Fahrzeuge an, allein davon dürfte vielleicht nur noch ein kleiner Theil die See halten können. Befehlshaber der Seetruppen und Admiral der ganzen Marine ist der Kapudan Pascha.

Türkische Sprache, s. im Anhange zu diesem Bande.

Turmalin oder electrischer Schörl ist eine zum Kieselgeschlecht gehörige Steinart, am häufigsten von grauer und brauner Farbe verschiedner Höhe. Er hat die besondre Eigenschaft, daß er durch Erwärmung electrisch wird, und electrische Pole erhält. Um das zu bemerken, darf man ihn nur 1—2 Minuten in heißes Wasser tauchen, und ihm hierauf leichte Körper nähern; sogleich werden diese wechselsweise von ihm angezogen und abgestoßen. Indessen äußert er diese Electricität nur bei gewissen Graden der Erwärmung (30 — 80° Reaumur), so daß er bei größerer Hitze nur dann erst die electrischen Erscheinungen wieder zeigt, wenn er etwas abgekühlt ist. Nicht alle Turmaline äußern gleich starke electrische Wirkungen; aber der braune und hyazinthrothe die stärksten. Er wird in Ceylon, Brasilien, Spanien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und andern Ländern gefunden. Die weißen Bergkrystalle, in welchen schwarze, nadelförmige Turmalin-Krystalle eingewachsen sind, werden Haarsteine genannt. Von dem grünen brasilianischen Turmalin kostet eine Karat zwei Thlr. Er wird bisweilen zu Ringsteinen benutzt.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta), ritterliche Lustkämpfe zu Roß oder Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüstung, mit Speer oder Schwert kämpfte. Der erste Ursprung der Turniere ist ungewiß; wahrscheinlich waren ähnliche Kampfspiele schon in frühern Zeiten gewöhnlich, erhielten aber erst im 9ten oder 10ten Jahrhundert ihre völlige Ausbildung bei den Franzosen, denn bei dieser Nation sind sie unstreitig am ersten in ihrer nachmaligen Gestalt bekannt gewesen. Ein französischer Edel-

nung Gottfried von Preuilly, war im 12ten Jahrhundert der erste, der die Gesetze und Gewohnheiten der Turniere sammelte, die in der Folge auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die Turniere erfunden habe, ist unerwiesen. Sebastian Münster, ein nicht ganz verwerflicher Zeuge, meldet in seiner Erdbeschreibung, daß das erste große deutsche Turnier im J. 1127 zu Magdeburg gehalten worden. Die Gesetze bei den Turnieren waren in der Hauptsache überall gleich, aber in Nebendingen, besonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, waren sie sehr verschieden. Eine Sammlung solcher Gesetze findet sich in Rürners Turnierbuch (s. auch d. Art. Ritterschule). Außer der ritterlichen Geburt, war ein durchaus unbescholtner Wandel eine unerläßliche Bedingung, um beim Turnieren zugelassen zu werden. Es scheint jedoch, daß man nicht immer ganz streng diese Gesetze beobachtet habe, weil sonst viele Ritter nicht hätten zugelassen werden können. Zu den großen Turnieren, welche ein Fürst oder ein Hoher von Adel anstellte, geschahen die Einladungen an benachbarte Fürsten und Ritter auf eine sehr feierliche Art; eben so wurden auch die Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutschland wurden diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte gehalten, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft von Städten. Vor dem Tage des Turnirens selbst mußten die, welche daran Theil nehmen wollten, wenn es nicht fürstliche Personen, oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier veranstaltete, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, sondern trug auch alle übrigen Kosten des Turniers und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Außer diesen feierlichen Turnieren foderten bisweilen einzelne Ritter andere zu einem Turniere heraus, um etwa eine gekränkte Ehre oder sonst etwas zu verfechten. Sie durchzogen in dieser Absicht wohl mehrere Länder, und hießen irrende, fahrende Ritter. — Die Waffen, deren man sich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeschlagne Kolben und stumpfe Schwerter, dann aber, und fast ausschließlich, Lanzen oder Speere. Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem Turniere aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. Man nannte diese Waffen stumpfe Waffen (armes courtoises, gracieuses). In der Folge wurden auch scharfe Waffen gewöhnlich, und die Turniere wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde, und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei Statt hatte, verboten Könige, Päpste und Kirchenversammlungen die Turniere bei schwerer Ahndung; demungeachtet aber dauerten sie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welche die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Aenderung des Geschmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16ten Jahrhunderte nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie ganz verhaßt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da wieder, aber bloß zur Lust. Die Carousels (s. d. Art.) traten an ihre Stelle. An einigen deutschen Höfen wurden noch bis ins 18te Jahrhun-

den Fuß-Turnier, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, zu hoch Hof als Lustbarkeit angestellt. Das letzte bekannte Fest dieser Art war das Turnier, welches am Hofe des Königs August II. im Jun. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Officiere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet.

Turnkunst verdankt ihre gegenwärtige Beschaffenheit dem in Berlin lebenden O. Jahn und ist nach dieser seit den Jahren 1810 und 1811 bekannt. Ihr Zweck ist sorgfältige dauernde Leitung körperlicher Ausbildung zur richtigen Anwendung der Körperkraft; und es folgen hieraus anständige Haltung des Körpers, regelmäßige, nach den Umständen scharf abgemessene schnelle Bewegung, Körperkraft und Dauer, Gewandtheit des Leibes, Sinnenschärfe, Sinnen-Munterkeit und froher, lustiger Muth hervorgehen. Es ist bekannt, wie schon die Alten, vor allen aber die Griechen, die Jugend auf solche Weise zu bilden gestrebt; bekannt, wie unsere Alt-Vodern im Turnwesen und den ritterlichen Uebungen ein Aehnlichtes zu erringen bemüht gewesen. Aber es verschwanden alle diese Uebungen durch die Zeit und die veränderten Ansichten der Menschen. Erst in neuerer Zeit gedachte man wieder in Deutschland der Nothwendigkeit einer Leibesbildung, neben jener des Geistes. Zu Dessau war es, wo — geschah es durch Basedow oder irgend einen andern ist nicht bekannt — zuerst die Leibesübungen getrieben wurden, die man mit dem Namen Gymnastik bezeichnete. Von hier aus gingen sie mit Salzmann nach Schnepfenthal, wo bald die vorzüglichste Pflanzschule für Gymnastik entstand, die Gutsmuths mit vorzüglichem Eifer ausbildete und mit Verstand pflegte. Sein Buch, das unter dem Titel: einer „Gymnastik" erschien, brach bald diesem Erziehungsgegenstands den Weg nach mehrern Gegenden, vor Allem nach Dänemark. Als nun zur Zeit des Franzosendruckes jeder deutsche Mann nach Freiheit schmachtete, überall aber Verweichlichung des Volks, sie zu erringen, entgegen war, da ward es den Thätigern und Verständigern im Volke erst klar, wie nur durch Jugendbildung die Freiheit vorbereitet werden könne. Nachdem O. Jahn schon im J. 1810 in Berlin die körperliche Ausbildung der Jugend zugleich in Beziehung auf künftige Vaterlandsvertheidigung unter dem Namen der Turnkunst angefangen, eröffnete er zuerst 1811 im Frühjahr den ersten Turnplatz in der Hasenhaide. Ob schon, wie fast immer jede gute neue Einrichtung, auch diese Anstalt anfänglich viele Widersacher fand, so ward doch dem Volke der wahre Zweck des Ganzen immer mehr klar. Die Anstalt nahm täglich zu; schon 1812 konnten mehrere als gute Vorturner auftreten. Hierbei bildete sich ein Turnkünstlerverein, welcher zum Zweck hatte, über alles, was dem Turnwesen auf irgend eine Weise förderlich seyn könnte, sich zu besprechen. Als aber Jahn späterhin mit allen wehrhaften Turnern ins Feld zog, stand einer seiner besten Schüler, Ernst Fiselek, der Turnanstalt 2 Jahre lang vor. Nach beendigtem Kriege blühte die Turnkunst, deren Vortheil in ihm sich bewährte, immer fröhlicher auf, und hat jetzt an vielen deutschen Bildungsanstalten bereits festen Sitz. Das Wort Turn selbst ist ein altdeutsches Wort, das drehen, wenden, lenken, schwenken ꝛc. bedeutet und aus dem Deutschen mit in das

Französische hinübergekommen. So wie dies, sind alle bezeichnende Kunstwörter, bei der Turnkunst aus dem Deutschen entlehnt. — Jeder Turnplatz muß so gewählt seyn, daß er hoch und trocken liege, eben und von festem Boden sey und wenigstens einige Bäume habe; von großem Vortheil sind hierbei nahe Anhöhen; wo diese fehlen, sollten wenigstens Schanzen von den Turnern aufgeworfen werden. Auch muß dafür gesorgt werden, daß gutes Trinkwasser in der Nähe sey. Die Bahnen müssen von Lehm geschlagen seyn, wo fester Boden mangelt, und dann durch aufgestreuten Sand weicher gemacht werden. Kann ein kleiner Laubwald in die Anlage des Turnplatzes gezogen werden, so ists desto besser; nur hüte man sich vor Nadelwald. — Zu dem nothwendigsten Turnzeuge gehören: Springel, Beutel, Schnuren, Springstangen, Recks, Schwingel, ein Schwebebaum, ein Pfahlkopf, Gere, Zieh- und andere Seile, Klettertaue, ein Klettermast, Kletterstangen, eine Klimmleiter, ein Schwimmgürtel mit Stange ꝛc. Der Springel oder Springpfeiler besteht aus zwei aufrecht stehenden Pfählen, in denen Löcher über einander angebracht sind, in welche man Pflöcke steckt, über welche eine Schnur gezogen wird. Je nachdem der Sprung hoch oder niedrig geschehen soll, können auch die Pflöcke höher gesteckt werden oder tiefer. Die Springstäbe nimmt man von Fichten- oder Kiefernstämmchen, 7 — 11 Fuß lang, am stärkern Ende zum Einsetzen etwas zugespitzt. Das Reck ist eine auf zwei Balken wagrecht ruhende Stange, gegen 2½ Zoll stark und 4 — 5 Ellen lang. Für Geübtere muß es so hoch seyn, daß sie es nur im Sprunge erreichen; für kleinere nur schulterhoch, oder auf einem höhern und niedrigen Balken ruhend. Es dient dieses Reck zu vielen Hang-, Schwung- und Handaufübungen. Der Schwingel ist ein gepolstertes Gerüst, in der Mitte sattelähnlich, in der Hauptsache wie die Schwing- und Springpferde auf den Fecht- und Voltigirsälen. Unter Schwebebaum oder Wagbaum versteht man einen schlanken, astlosen Fichtenstamm, von 40 Fuß Länge und 10 Zoll Stärke am Stammende. Dieser ruht auf einem zwischen zwei Ständern angebrachten Dorn, welcher, da die Ständer mit Löchern über einander versehen sind, höher und niedriger gesteckt werden kann. Der Baum darf weder zu viel noch zu wenig schwanken; auf ihm muß sich der Turner, ungeachtet seines Schwankens, erhalten und bewegen lernen. Der Pfahlkopf ist ein auf einer Säule befestigter Kopf mit einem Gelenke, mittelst dessen er auf den Treffwurf zurückschlägt und hängen bleibt. Da die Würfe oft weit abgehen, so ist es nöthig, daß die Wurfbahn wenigstens 30 Fuß Breite habe, und hinten durch eine hohe Bretwand oder einen Erdwall geschlossen sey. Ger heißt ein langer Schaft, mit einer 4 Zoll langen, kegelförmigen, eisernen Spitze und einem 2 Zoll langen eisernen Ring am Schaftende; der Ring muß so viel Gegengewicht halten, daß der Schwerpunkt des Gers um 2—3 Zoll aus der Mitte nach der Spitze zu geht. Nach Alter und Kraft müssen diese Gere verschieden seyn. Die Klettertaue müssen ½—¾ Zoll stark und 20—40 Fuß lang seyn. Der Klettermast mag 20 — 60 Fuß Höhe, 6 — 12 Zoll Stärke und oben einen Querbalken zum Ausruhen haben. Die Kletterstange muß von 2—4 Zoll Stärke und 10—30 Fuß Höhe und, wie der Klettermast, gut gehobelt seyn. Die Klimmleiter ist nichts weiter, als eine Strickleiter, an deren

beiden Hauptseilen der Turner hinauf- und hinabklimmt. Unter Schwimmgürtel versteht man einen breiten Bund, der um die Brust des Anfängers bei Schwimmübungen gelegt und vorn zugeknöpft wird. Hinten ist am Bunde eine starke Schnur oder besser ein Seil befestigt, das der Schwimmlehrer entweder frei hält oder das an einer Stange fest gemacht ist, die unten einen hölzernen Bügel hat, welchen man gerade auf die Hüfte stemmt. Hierdurch kann man nach Gefallen den Turner über dem Wasser erhalten oder ihn untersinken und tauchen lassen. — Die Turnübungen zerfallen überhaupt in Vor- und Hauptübungen und sind namentlich folgende: I. Das Gehen. Hierbei wird in den Vorübungen Anstand, Dauer, Schnelligkeit und Gewandtheit geübt. Als Turnübungen betrachtet man 1. den Kriegsschritt, wobei Haltung des Körpers, das Blickwerfen oder die Kopfbewegung, halbe und ganze Wendung, gewöhnlicher und Geschwindschritt, die Richtung in Gliedern, das Schließen, Marsch gerad aus, der Schräg- und Reihenmarsch, die Richtungsveränderung, Frontstellung aus dem Reihenmarsche, Auslaufen der Rotten, Schwenkung von der Stelle und im Marschiren berücksichtigt wird. 2. den Turngang, ein starker, anhaltend fortgesetzter Weg in irgend eine Gegend, wobei wo möglich daran gedacht werde, daß Jeder sein Bedürfniß in einer Tasche selbst trage und so wenig als möglich zu bedürfen sich gewöhne. 3. den Turnzug. Er besteht in einer unvermutheten Wanderung nach einem vorgesteckten geraden Ziele, ohne auf örtliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, also durch Flüsse, Wälder ꝛc. ohne Weg und Steg; er soll den denkbaren Fall darstellen, daß dem Feinde durch einen solchen Zug zuvorgekommen werden soll. 4. den Turnschritt. Er ist ein Geschwindschritt auf der Turnbahn nach der Zeit bestimmt, und hat den Zweck durch Schnelligkeit Zeitkürze zu überwinden. Das Laufen. Vorübungen sind langsames Traben und Ablaufen eines Weges von 10 Minuten, die endlich kaum zum dritten Theil gebraucht werden; dabei darf Keiner am Ziele außer Athem seyn. Turnübungen sind: der Schlängellauf, wobei eine Bahn in Schlangenlinien oder sternförmig angelegt werden muß; der Schnelllauf, wozu die Bahn, 312 rheinl. Fuß lang, nicht zu angreifend werden dürfte; der Langlauf, welcher auf die Dauer im Laufe berechnet ist, und wobei mit offner Brust und unbedecktem Kopfe zu laufen und dann 10—12 Minuten langsam umherzugehen ist; der Springlauf, welcher zur Absicht hat, die beim Laufen sich entgegenstellenden Hindernisse des Bodens durch Sprung zu überwinden, was man durch aufgeworfene Gräben bewirken kann; und der Trablauf, dessen Zweck es ist, den Feind, dem man sich langsam genähert, nachdem man sein Feuern abgewartet, beim Laden schnell anzufallen. II. Das Springen. Der Sprung, welcher mit Beihülfe der Arme und Beine geschieht, ist ein gemischter, der hingegen, welcher nur durch Schnellkraft der untern Glieder erfolgt, ein reiner Sprung. Zu dem Sprung überhaupt gehört 1. Der Hochsprung. Vorübungen sind der Hüpfgang der Hüpflauf und das Hüpfen, wobei die Fußspitzen allein thätig sind, der Anschlag mit den Fersen an das Gesäß, der Kniehub nach der Brust zu. Hauptübung ist der Hochsprung, welcher sich in den Hochsprung mit Anlauf und ohne Anlauf theilt; der Anlauf muß stets leicht auf den Fußspitzen fortlaufend genommen

werden. Wenn die Turner wenigstens bis zur Hüfte zu springen gewöhnt sind, kann man zum Kreissprung schreiten. Dann bilden die Turner laufend einen Kreis, auf dessen Bahn der Springer steht; jeder überspringt die Schnur des Springers, sobald er sich ihr nähert und durchläuft dann den Kreis von Neuem. Wird dieser Sprung mit der Waffe gemacht, so darf diese die Schnur nicht berühren; geschieht er mit dem Degen zum Herabstoßen und Forttragen des Ringes vom Ringpfeiler, so muß der Stich geschehen, wenn der Turner über der Schnur schwebt. Der Turnsprung geschieht gliederweise, wobei die Springel-Pfeiler so weit auseinander gerückt werden müssen, als das Glied breit ist. Diese Uebung kann auch mit und ohne Waffe geschehen. 2. der Weitsprung. Vorübungen sind: Der Satz und der Fortsatz, der in immer wiederholten Sätzen bis zum Ende einer Bahn besteht. Hauptübung ist der eigentliche Weitsprung. Er theilt sich in den Anlauf, Absatz und Niedersprung. Als Turnübungen dienen: der Sprung über den langen, 1 Fuß tiefen Graben, zuerst ungebunden, dann mit Gewehr, endlich im Trab; und der Schlängelsprung über einen in Krümmungen laufenden Bach oder Graben. 3. Der Tiefsprung. Dieser ist rein, wenn die Hand nicht dabei angewendet wird, gemischt, wenn man diese gebraucht. Damit der Stoß sich nicht in gerader Richtung durch das Rückgrath fortpflanze, springe man nie auf die Ferse, sondern auf die Zehen und beuge den Körper zusammen. Zu dem gemischten Sprunge gehören der Sprung mit dem Stabe und der Hochsprung mit dem Stabe. Die Vorübungen bestehen in der Hebung und der Wendung, bei welcher letztern das Gesicht im Niederspringen nach dem vorigen Standpunkte des Turners gerichtet seyn muß. Hauptübung ist der Hochsprung mit dem Stabe selbst. Hierbei muß der Anlauf nach dem Stützpunkte hin immer schneller und leichter werden, und Aufsprung und Einsetzen des Stabes eins seyn. Eben so wie den Hochsprung mit dem Stabe, hat man auch den Weit- und Tiefsprung mit dem Stabe. Als Anhang hierzu gehört der Sprung im Reifen, im Strick und im Seile. Bei den erstern beiden Uebungen schwingt sich der Turner, aufhüpfend, den Reifen und den Strick selbst unter den Beinen und über den Kopf weg; bei dem Sprung im Seil thun dies andere als der Springer. Alle diese Uebungen gestatten sehr viele Veränderungen. III. Das Schwingen. Zum Behuf desselben dient der Schwingel oder das Schwingpferd. Die Vorübungen müssen allein Hände und Arme gewöhnen, durch Stemmen, Heben, Handgeben, Aufsprung in den Sattel, Sprung über den Sattel, Hinaufsprung stehend in den Sattel. Außerdem sind noch als Turnübungen: Aufschwung in den Sattel, Aufsprung im Sattel, Niederschweben in den Sattel, Herabschwingung vom Sattel, Uebersprung rechts, Aufsprung stehend in den Sattel. IV. Das Waghalsen oder Schweben. Dieses zerfällt als Vorübung in das Wagstehen auf einem Beine, auf einem Pfahle und in das Waggehen auf dem Ruhbaum (einem auf dem Boden liegenden geschälten Fichtenstamm), der Kante eines Brets u. s. w. Die Pfähle dürfen nur 1 Fuß hoch und oben 3 Zoll stark seyn. Hauptübung ist das Waghalten auf dem Wag- oder Schwebebaum. Auf diesem versucht der Anfänger zuerst sich von der leitenden Hand des Lehrers zu halten, dann ohne diesen; später auch, wenn man ihm seine Bahn durch

Steine, durch eine vorgehaltene Ruthe ꝛc. erschwert. Endlich nöthigt man ihn auf der schwankenden Spitze des Baums sich umzudrehen, rückwärts zu gehen, einem ihm begegnenden Turner auszuweichen, sich zu setzen und aufzustehen ꝛc. Hierbei ist nöthig, daß man die Füße auswärts setze, langsam und mit geradem, nicht schwankenden Körper gehe und den Baum, wenn er zu sehr schwankt, wieder in Ruhe kommen lasse. Als Turnübung dient der Wagekampf, wenn sich zwei Turner auf einer schmalen Fläche begegnen und einander herabzustoßen bemüht sind, der Steg wo ein Wagebaum über ein tiefes Wasser gelegt und von den Turnern überschritten wird ꝛc. Hieher gehören auch die bekannten Uebungen: das Stelzengehen, das Schlittschuhlaufen und das Gleiten mit den Füßen auf dem Eis. — V. Das Klimmen und Steigen. Hierbei kommt alles an auf Muskelkraft und Nervenstärke, auf Muth und Fassung. Zu den Vorübungen gehören hier: das Hängen am Reck mit gestreckten und gekrümmten Armen, das Heben, wobei der Turner sich mittelst der Arme so hoch hebt, daß er über das Reck hinübersieht; der Hangschwung oder das Hängen am Reck mit hinauf- und hinabgeschwungnen Füßen; der Liegehang, wo man mit Armen und Beinen das Reck umklammert; der Ruhhang, wo dies nur eine Seite des Körpers thut, indeß die Glieder der andern ruhend herabhängen; das Gehen mit den Händen am Reck, das Anhängen mit den Knien indem man die Hände los läßt; das Fortgleiten sitzend auf dem Reck, indem man bei jedem Fortgleiten sich auf die Hände stützt ꝛc. Zu den wirklichen Turnübungen rechnet man: die verschiedenen Arten die Leiter zu erklimmen; das Klimmen am Mast, an der Strickleiter, am Seile senkrecht und quer, am Baume ꝛc. — VI. Das Ringen. Als Grundlagen oder Vorübungen desselben sind zu betrachten: das Heben mit ausgestrecktem Arme; das Ziehen mit der Hand und Schultern, das Ringen um einen Apfel oder dergleichen, damit die Hände sich gewöhnen fest zuzuschließen; das Fortdrängen des Gegners; das Heben und Umfassen desselben, damit er den Boden nicht mehr berühre; das Niederwerfen. Turnübungen geben hierbei: der Kampf am Seile, wobei beide Parthieen das Seil an sich zu ziehen bemüht sind; der Gränzkrieg, wo der Einfall abgewehrt werden soll. Hierbei ist es nun sehr leicht, gewisse, für künftige Vaterlandsvertheidiger unerläßliche Grundsätze in Absicht auf Kriegsstand, vorzubereiten und einzuprägen und allerhand Dinge auszuführen, wie sie im Kriege zu geschehen pflegen. — VII. Das Werfen. Die Absicht dabei ist: Stärkung der Hand, des Arms, der Schultern und Brustmuskeln und Uebung des Auges. Das Werfen ist zweierlei: Steinwerfen und Werfen mit dem Spieß oder Ger. Bei der erstern Art hat man Steine nöthig, die breitgedrückten Kugeln oder Linsen gleichen; andere sind für Anfänger nicht anwendbar. Mit diesen macht man nun entweder den Schwungwurf, der am gewöhnlichsten ist, oder den Hebwurf, wie z. B. beim Kegelschieben üblich. Als Ziel dient eine Scheibe oder der Pfahlkopf. Bei dem Werfen mit dem Spieß ist der Wurf entweder Kernwurf geradeaus, oder Bogenwurf in einem Bogen nach dem Ziele. — VIII. Das Schießen. Dies geschieht bis zu einiger Reife des Turners mit dem Bogen, der am besten von Maßholder, Iben- oder Ahornbaum genommen wird. Die Pfeile macht man von Fichtenholz; die Befiederung nimmt man von den Schwanzfedern der Vögel und leimt sie hinten am Pfeile fest. Ist

der Turner verständiger, älter und kräftiger geworden, so übe er das Büchsenschuß nach dem Ziele; anfänglich mit Anstemmen und Auflegen, später aus freier Hand. — IX. Das Baden. Dies unentbehrliche Beförderungsmittel der Gesundheit ist am besten vorzunehmen im fließenden Wasser eines Flusses oder Baches; wo man das nicht kann, ist ein See oder Teich dankbar zu benutzen. Mit Anfängern beginne man das Baden nur in der heißen Jahreszeit, und bade überhaupt lieber Nachmittags, wo das Wasser durch die Strahlen der Sonne schon mehr erwärmt worden. Sobald man aber einiges körperliche Uebelbefinden bemerkt, ist das Bad auszusetzen; desgleichen zur Zeit der Verdauung. Wie sehr man sich vor aller Erhitzung zu hüten, ist bekannt genug. Ehe man in das Bad geht, benetze man Kopf, Brust und Beine und werfe sich dann schnell ins Wasser. So lange bis Frost eintritt, kann man immerhin im Wasser bleiben. — X. Das Schwimmen. Dabei kommt es vorzüglich auf die Muskeln der Brust und Arme an, deren Stärkung durch den heilsamen Eindruck des frischen Wassers gar sehr befördert wird. Das Rudern bewirkt man dadurch, daß man die breitern Flächen der untern und obern Glieder dem Wasser entgegensetzt, und wenn man einen zweiten Ruderschlag beginnen will, die schmalen schneidenden Seiten zur Rückbewegung dem Wasser entgegenstellt. Die Hauptarten des Schwimmens sind folgende: 1. das Schwimmen auf der Brust. Dieses ist die allgemeinste Art und der Grund von allen übrigen Schwimmarten. Der Turner liegt dabei schräg im Wasser, mit scharf zurückgebognem Kopf und Hals, die Arme vor sich hinaus gestreckt, mit dem Daumen der Hand etwas tiefer, die Finger fest geschlossen, die Beine tiefer und auseinandergespreitet, die Füße bis zum Hindern heraufgezogen. Hierauf streichen die beiden Arme seitwärts in einem Bogen, jedoch nicht bis zu den Hüften aus, die Daumen immer noch tief; die Füße streichen in 2 Bogen weit aus einander und zugleich in die Tiefe, wobei die äußern Flächen der Beine und die obern der Füße rückwärts gegen das Wasser drücken. Um einen neuen Stoß oder Ruderschlag zu machen, müssen sich die Hände mit der schmalen Seite gegen das Wasser vor die Brust ziehen, und werden da wie vor dem ersten Ruderschlage ausgestreckt, desgleichen ziehen sich die Beine in dieselbe Stellung wie vorher, und so erfolgt ein neuer Ruderschlag. Nur ist zu bemerken, daß die Kniee nicht nach dem Kinn hinaufstehen, sondern weit auseinander gespreitet seyn müssen, weil man außerdem sich unter das Wasser arbeiten würde. Hat man diese Art des Schwimmens auf der Brust gelernt, so werden alle übrigen Uebungen leichter. 2. Das Wassertreten. Hierbei gebraucht man die untern Glieder eben so, wie beim Schwimmen auf der Brust; der Turner steht aber und hält die Hände dabei über Wasser. 3. Das Schwimmen auf dem Rücken. Man legt sich sanft aufs Wasser rücklings nieder und hält den ganzen Körper mit angeschlossenen Oberarmen starr. Die Hände liegen neben dem Schenkel, doch so, daß die Daumenseite mehr abwärts gekehrt ist. In dieser Lage macht man die Ruderschläge in der Gegend der Schenkel kurz und schnell und erhält sich dadurch über dem Wasser. 4. Das Tauchen geschieht kopf- und fußwärts. Beim erstern steckt man, wenn man auf der Brust schwimmt, den Kopf ins Wasser und streicht mit der innern Handfläche nach der obern Wasserfläche hinauf; beim

letztern stellt man sich in die Lage des Wassertretens und hält die Hände steif an die Schenkel, dann schlägt man mit steifen Armen und Händen von den Schenkeln nach dem Wasserspiegel aufwärts und sinkt so ziemlich schnell. Will man wieder herauf, so tritt man mit den Füßen stark auf und schlägt mit den Händen nach unten. 5. Das Schwimmen unter dem Wasser ist aus Tauchen und auf der Brust schwimmen zusammengesetzt. Der Schwimmer taucht und schiebt sich während des Tauchens gerade unter der Wasserfläche fort. 6. Das Wasserspringen. Hierbei muß man die Arme vor die Brust legen und die Beine aneinander schließen; will man mit dem Kopfe zuerst ins Wasser, so hält man beide Hände vors Gesicht, so daß sie einen Schnabel bilden, welcher die Wasserfläche spaltet, durch welche nun der übrige Körper nachfolgt. Sehr hat man sich hierbei zu hüten, daß der Leib mit seinen Flächen aufs Wasser falle. Beim Unterricht ist der Schwimmgürtel sehr zu empfehlen. Als Turnübungen dienen: das Schnellschwimmen, das Wettschwimmen auf Dauer, das Ueberschwimmen eines Stroms, die Botschaft, das Schwimmen in voller Kleidung, das Grundholen, die Rettung. — Da alle Turnkunst dahin zielt, den jungen Menschen so zu bilden, daß er von den Beschwerden des Lebens, die so oft den Menschen treffen, so viel als möglich zu seinem Vortheile kehre, und insbesondre den Krieg sich erleichtere und dabei nütze; so ist es gar nicht zu mißbilligen, daß auch bei den Turnübungen auf Uebung der Sinne gesehen werde. — Daher muß das Auge durch Fernsehen, das Gehör durch Horchen und durch Bewußtwerden der Richtigkeit des Gesehenen und Gehörten geübt werden. Das ist vor allem nöthig zum Kriege, überall und immer aber in jedem Verhältniß nützlich. Wird unsere Jugend so erzogen, so dürfen wir nicht mehr fürchten uns beugen zu müssen unter ungerechte Gewalt, und Niemand wird es scheuen, Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern.

Tusche ist ein Farbenmaterial zum Zeichnen, welches am vorzüglichsten in China bereitet wird. Die bräunlich-schwarze Farbe, die man chinesische Tusche nennt, ist allgemein bekannt. Ein portugiesischer Indianer, der sehr lange in Bengalen wohnte und oft Reisen nach China that, gibt folgende Bereitung der echten Tusche an, welche leicht nachzuahmen wäre: Man nimmt Antikosenkerne, schlägt sie auf und nimmt die inwendigen Kerne heraus. Die Schaalen füllt man in kleine Töpfe, belegt sie mit Deckeln, bestreicht die Töpfe und Deckel überall mit Leim und läßt sie langsam an der Sonne abtrocknen. Dann schiebt man sie in einen Backofen, der zum Brodbacken geheizt ist, ehe noch das Brod hinein kommt. Am besten ist es, eine große Menge davon auf einmal hierzu zurecht zu machen, und einen kleinen Backofen besonders zu diesen Töpfen heizen zu lassen. Der Zweck, welchen man dadurch zu erreichen sucht, ist, daß die Schaalen der Antikosenkerne zu einer gut ausgebrannten Kohle im Verschlossenen gemacht werden, damit sie nicht in Flammen gerathen und verbrennen, in welchem Falle nur eine graue Asche davon übrig bleiben würde. Wenn die Töpfe erkaltet sind, öffnet man sie behutsam, damit nichts vom Leime hineinfalle, nimmt die verkohlten Schaalen heraus und reibt sie zu einem sehr feinen Pulver, das durch ein klares Pulversieb geschlagen werden muß. Mittlerweile läßt man arabischs Gummi in Wasser zergehen, und zwar in solchen

Menge, daß das Wasser etwas dick davon wird. Dann nimmt man auf einem marmornen Reibstein eine Portion von dem schwarzen Pulver nebst einer verhältnißmäßigen Menge Gummiwasser, und zerreibt solches mit einem Läufer zu einem recht feinen Teige, wie man die Mahlerfarben zu reiben pflegt. Wenn er die höchste Feinheit hat, thut man diesen Teig in kleine Formen, die aus dünner Pappe gemacht und inwendig mit weißem Wachs überzogen worden sind, damit sich der Teig darinnen nicht fest ansetze. Sie können auch von Zinn oder Blei gegossen, oder von feinem weißen Blech gemacht seyn. Diese letztern müssen zuvor mit einem gebhlten Papiere inwendig bestrichen werden. Hierin läßt man den Teig langsam abtrocknen und alsdann ist die Tusche zum Gebrauch fertig. Der Bisamgeruch, den die chinesische Tusche hat, trägt nichts zu ihrer Güte bei, und er läßt sich der einheimischen eben so leicht mittheilen. Die höchste Reinheit des Wassers und des Gummi's sind besonders nöthig dabei. Die verschiedenen eingedrückten Figuren, die man auf den Täfelchen der chinesischen Tusche findet, sind die besondern Zeichen derjenigen Personen, die sie verfertigen, sie werden mit kupfernen Stempeln oder Formen darauf gedrückt. Je feiner und freier von Erdtheilchen die Tusche ist, desto höher wird sie geschätzt.

Tuschmanier, beim Zeichnen, bildet den Uebergang aus dem trocknen Zeichnen mit Kreide oder Stiften in das Malen. Saftig und weich verschmolzen kann eine getuschte Zeichnung seyn und durch die verschiedenen dunklern und hellern Schattentöne wird sie alle Farben darzustellen vermögen, insofern sie zum Lichteffect des Ganzen beitragen. Alle Lichter müssen bei dieser Manier ausgespart werden, von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet. Es ist die Hauptsache bei der Tuschmanier, alles recht weich und duftig anzulegen, so lange die Schatten noch naß sind, sie zu verwaschen, um die Uebergänge in das Licht ganz zart und verschmolzen herauszubringen, sie dann aber nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmählich durch das stufenweise Auftragen von stärkern Schattentönen die dunkeln Massen herauszubringen, und die kleinern Parthieen hineinzuzeichnen. Durch ein sanftes Schraffiren und ein mit weichen Punkten verschmelzendes Ueberarbeiten werden die Schattentheile, die erst in ganzen Massen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet, sie bekommen dadurch die Durchsichtigkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter genauer Umriß, weiche saftige Schatten, und zuletzt recht markige Drucker in den dunkelsten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten machen eine schöne getuschte Zeichnung. Das Papier muß zum Tuschen auf ein Reißbret gespannt werden. Die Münchner Haarpinsel sind am besten zum Tuschen zu gebrauchen. Landschaften nehmen sich besonders schön in dieser Manier aus. Alles was hier von dem Tuschen gesagt ist, gilt auch für die jetzt weit beliebtere Sepiamanier, es ist dasselbe, ob die Farbe schwarz oder braun ist, es bleibt immer dieselbe Behandlung, die man au lavis nennt, und die durch die in Aquatinta gearbeiteten Kupferstiche nachgeahmt wird. Die größte Wirkung der Zeichnungen in dieser Manier hängt besonders von concentrirtem Licht und schönem Helldunkel ab, kleine verstreute Lichter zerstören die Wirkung ganz; je mehr Einheit im Ganzen ist, und je mehr alle noch so reichen Einzelnheiten sich

ferner unterwerfen, mit desto höherm ruhigen Wohlgefallen wird

Tusculanum, vormals ein berühmtes Villa-Landhaus des Cicero in der Nähe von Frascati unweit Rom, lag am lichten und verschlossenen Hügel, nicht weit von Tusculum, jetzt ganz öde. Von hier aus hatte man eine der Hauptstraßen, und überschaute die Gegend, wo Hannibal, nachdem er Rom vergeblich bedroht hatte, sich zurückzog. Cicero hat in seinen Tusculanischen Quästionen beschrieben, was man jetzt noch von dem Hauptgebäude des alten Latiums, und auch noch einige Ruinen von Villen, einer überaus angenehmen Gegend, weshalb vor Zeiten die Römer sie mit Gärten und Landhäusern anfüllten, wovon man jetzt nur einen zusammenhängenden Garten sieht. Tusculum selbst war eine beträchtliche Stadt, und ist noch gegenwärtig unter dem Namen Frascati, welchen sie von den vielen Lustwäldern und Buschwerk (Frasche) erhalten haben soll. Nach der Fabel ist Tusculum von dem Sohne des Telegonus und der Circe erbauet worden.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet Alle, und zeigt in der Musik an, daß alle Instrumente oder Stimmen einer Gattung einwerken sollen, nachdem vorher eine oder wenige derselben sich hören ließen.

Zwölf Worte, s. Anhang.

Tycho (Tyge) Brahe, ein berühmter Astronom, aus einer adeligen, ursprünglich aus Schweden abstammenden Familie, wurde auf dem Landgute seines Vaters, Knud Sture in Dänemark, am 14ten December 1546 geboren. Von der frühesten Jugend an zeigte er eine entschiedene Neigung für die mathematischen Wissenschaften. Als er 13 Jahre alt war, machte das Ereigniß, daß eine Sonnenfinsterniß zu einer von den Astronomen angekündigten Zeitpunkte genau eintraf, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er für die Astronomie selbst die größte Hochachtung bekam, und sich ihr mit allem Eifer widmete. Er wurde auf die Universität Leipzig geschickt, um da die Rechte zu studiren, aber er beschäftigte sich hier fast ausschließend mit astronomischen Beobachtungen. Als er nach Dänemark zurückgekommen war, heirathete er ein Landmädchen von dem Gute seines Vaters. Dies entzweite ihn mit seiner Familie, mit welcher er jedoch durch die Vermittelung des Königs wieder ausgesöhnt wurde. Er unternahm hierauf verschiedene Reisen nach Italien und Deutschland, lehnte aber die Anerbietungen einiger Fürsten, die ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, in ihre Dienste ziehen wollten, ab. Friedrich II., König von Dänemark, gab ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt, und räumte ihm die kleine, seit 1658 Schweden gehörige Insel Hween im Sunde, auf Lebenszeit ein. Hier erbaute Tycho, auf königliche Kosten, das Schloß Uranienburg und einige Sternwarten. In dieser Einsamkeit, wo er von verschiedenen Fürsten besucht wurde, arbeitete er das Weltsystem aus, das noch unter seinem Namen bekannt ist. Er nahm an, daß die Erde im Mittelpunkte des Weltsystems unbeweglich fest stehe, die Sonne aber, und alle übrigen Weltkörper, sich um dieselbe herum bewegten. Er wollte das alte Ptolemäische System verbessern, aber die nachfolgenden Astronomen haben Brahe's System mit Recht verworfen, und das System des Copernicus vorgezogen (s. d. Art. Copernicus). Sein regel Eifer, die

Astronomie zu vervollkommnen, benutzte ihn [illegible] grosse Summe deßwegen zu verwenden. Uebrigens verdankt man seinen unermüdeten Beobachtungen [illegible] Verzeichniß von Fixsternen, mehrere wichtige Entdeckungen über die Bewegungen des Mondes und der Cometen, so wie über [illegible] (s. d. Art.) und bedeutende Verbesserungen der astronomischen Instrumente. Tycho war dabei ein geschickter Chymiker, [illegible] Medicin, Mathematik, Naturwissenschaften und fand in der Dichtkunst seine Erholung am ernsten Studium. Von dem charakteristischen Geschlechtsstolze der Adelichen, der Vorliebe zur Astrologie und dem [illegible] war Tycho frei. Sein heftiger, [illegible] Charakter, unerschütterliche Ruhe, [illegible] sich Spöttereien über Andere, [illegible] Feinde zuzog, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., König Christian IV., so weit brachten, daß dieser [illegible] entlegt. Tycho verließ (1597) unwillig sein Vaterland, nahm einen ehrenvollen Ruf des Kaisers Rudolph II. an, der ein großer Freund der Astronomie und Astrologie war. An Rudolphs Hofe zu Prag wurde Tycho wohl aufgenommen, gute Besoldung, [illegible] Freiheiten und Unterstützungen, seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Er starb aber schon am 24. Oct. 1601. Tycho Brahe war bei allen Schwachheiten und Fehlern ein großer und ausgezeichneter Mann seines Zeitalters. Seine Werke, durchaus astronomischen Inhalts, sind alle in lateinischer Sprache geschrieben; die von ihm noch vorhandenen lateinischen Gedichte sind ohne großen, poetischen Werth. Seine kostbaren astronomischen und andern Instrumente kaufte der Kaiser Rudolph II., aber sie wurden nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620) größtentheils vernichtet; nur ein großer Sextant soll davon noch in Prag befindlich seyn. Die berühmte messingene Himmelskugel, die 6 Fuß im Durchmesser hatte, und deren Verfertigung 3000 Thlr. gekostet haben soll, kam nach mancherlei Schicksalen zwischen nach Kopenhagen, wo sie aber bei dem großen Brande im J. 1728 mit verloren ging. Von dem Schlosse Uranienburg auf der Insel Hoven sind jetzt nur noch einige Ruinen übrig. Ein mehreres über Tychos Leben und [illegible] ganze Verzeichniß seiner Schriften s. in Tycho Brahe etc. ein Versuch von Helfrecht. Hof 1798.

Tympanum (griech.), ein Instrument bei den Griechen und Römern, ungefähr dem Tambourin ähnlich, das mit der Hand geschlagen, und vorzüglich bei orgiastischen Ceremonien gebraucht wurde; eine Art Pauke, nicht Trommel, denn unsre heutigen Trommeln kannten die Alten nicht. In der Baukunst verstand man darunter ein Zug- oder Tret-Rad. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanum; aber in dieser Bedeutung war den Römern nicht bekannt. — **Tympanitis** (Tympanitis, die Trommelsucht), eine Art der Wassersucht, da der Leib aufschwillt wie eine Trommel.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, Könige von Laconien, die Zwillingsbrüder Castor und Pollux (s. d. Art. Castor).

Typhon, eine ägyptische Gottheit, ein Sohn des Kronus und der Rhea, und Bruder des Osiris, Arueris, der Isis und Nephtis. Der Gemahl seiner Mutter war Hellos; sie liebte aber den Kronus, wurde vom Hellos mit ihm zu unerlaubtem Umgange

Übereinkunft und verwahrte; weder in einem Jahre, noch in einem Monate zu gebären. Hermes, ein anderer Liebhaber der Rhea, half ihr aus der Noth. Er gewann dem Monde im Würfelspiel den 70sten Theil jedes Tages ab. Aus diesen 5½ Tagen machte er fünf Tage, welche er der Rhea schenkte, und welche von den Aegyptern als Schalttage zur Vollständigmachung des Jahres gebraucht wurden. Rhea gebar die dritte Classe der ägyptischen Götter, von denen Typhon, der Sohn Kronos am 5ten der im Würfelspiel gewonnenen Tage geboren ward. Typhon strebte nach der Herrschaft, welche sein Bruder Osiris, dessen Gemahlin Isis geworden war, über Aegypten hatte. Lange ward es von der Isis verheelt (m. s. Isis), allein als Osiris von einer Reise durch die Welt zurückkam, ward er vom Typhon umgebracht, zerstückelt und in einen Kasten in den Nil geworfen. Während nun Typhon regierte, legten alle Künste ihre Kronen ab, zum Zeichen, daß sie sich ihrer Herrschaft begeben hatten. Als aber Horus, des Osiris jüngster Sohn, das Jünglingsalter erreicht hatte, überwand er den Typhon nach einem heißen Kampfe, und überschickte ihn gefesselt seiner Mutter, welche ihn aber wieder frei ließ, so daß der Krieg aufs neue begann, bis Typhon endlich im zweiten Treffen vom Horus geschlagen wurde. Er floh nun sieben Tage seiner Flucht auf einem Esel fort, gerade als er sich in Sicherheit sahe, den Hierosolymus und Judäus, welche, wie Diodorus meint, die Juden aus Aegypten führten. Dem Horus entging er, indem er sich in ein Krokodill verwandelte. Nach einer andern Sage überwand ihn Hermes oder Mercur, der ihm die Sehnen ausschnitt und aus ihnen Saiten machte. Nach Herodot verbarg er sich in den See Serbonis (s. d. A. Typhon, griech. Mythologie), der deswegen von den Aegyptern der typhonische genannt wurde. Seine Gemahlin war seine Schwester Nephthys. Den Aegyptern war es eine böse Gottheit, von der alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührte. Alle verhaßten und unreinen Thiere waren ihm heilig, z. B. der Esel, der Hippopotamus und das Krokodill. Man schimpfte und schmähete auf ihn an gewissen Festtagen. Bei übermäßiger Hitze, epidemischen Krankheiten und andern Landplagen pflegte man einige der ihm heiligen Thiere an einem dunkeln Orte ein, erschreckte sie durch Drohungen und wenn dies dem Uebel nicht abhalf, so wurden sie geschlachtet. Dies that man auch mit rothhaarigen Menschen, welche ihm heilig waren, weil er selbst rothes Haar hatte. Man bildete ihn gewöhnlich als Esel, Hippopotamus und Krokodill ab, nicht in menschlicher Gestalt. Man gibt ihm die Beinamen Aphobis, Bebon, Smy und andere, welche alle Hinderniß, Widersetzung bedeuten, und Seth, welches so viel heißt als: der Alles Bezwingende. Auch hält man ihn für das Symbol des Meeres, das den Nil verschlingt, oder des heißen, höchst verderblichen Südwindes. Der griechische Typhon ist übrigens nichts anders, als der ägyptische. Beide waren böse Dämonen und verfolgten die guten Götter. Das meiste in der Fabel vom griechischen Typhon ist aus ägyptischen Ideen hergeleitet, worauf schon sehr bestimmt die Mythe hindeutet, daß die Götter vor dem Typhon nach Aegypten geflohen waren, und aus Furcht vor demselben sich in Thiere verwandelt hätten.

Typhon (Typhaon, Typhoeus, Typhos), nach der griechischen Mythologie ein Ungeheuer, von dem die Erzählungen der

Dichter höchst verschieden sind. Nach Hesiodus ward er von der Erde und dem Tartarus erzeugt, um sich an den Göttern zu rächen, welche die Titanen und Gigauten besiegt hatten. Nach Homers Hymne auf den Apollo war Juno seine Mutter, welche, dem Jupiter zum Trotz, der die Athener aus sich selbst geboren hatte, auch den Typhon aus sich selbst gebar, und ihn von dem Drachen Delphines erziehen ließ. Eustathius, noch besser berichtet, erzählt: die Erde habe aus Verdruß über die Niederlage der Gigauten Uneinigkeit zwischen Juno und Jupiter gestiftet. Jene beklagte sich deßhalb bei dem Saturn, der ihr zwei Eier gab, die sie auf die Erde legen sollte. Aus diesen ihnen herauskommende Geschöpf würde mächtig genug seyn, den Jupiter vom Throne zu stoßen. Juno legte diese Eier auf dem Gebirge Arima in Cilicien nieder, versöhnte sich jedoch mit ihrem Gemahl und entdeckte ihm alles, worauf er sich mit seinen Blitzen gegen das Ungeheuer, dessen Geburtsort nach den Meisten Cilicien war, rüstete. Pindar läßt den Typhon dort in einer Höhle leben, welche Typhoneum hieß, und mit giftigen Dämpfen angefüllt war. Das Ungeheuer war schrecklich, und größer und stärker als alle, welche die Erde geboren hatte. Bis zu den Hüften war es menschlich gestaltet. Sein Haupt reichte über die höchsten Gebirge empor und berührte die Sterne. Die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger gingen aus den Händen hundert Drachen hervor, und um die Hüften wanden sich Schlangen in fürchterlichen Kreisen, welche über sein Haupt empor ragten, und ein schreckliches Gezisch machten. Sein ganzer Körper war befiedert, den Kopf bedeckte borstiges Haar, das Kinn ein fürchterlicher Bart. Seine Augen blitzten Feuer. Hesiodus sagt: seine Hände und Füße sind in steter Bewegung. Feurige Augen blitzen aus hundert Schlangenköpfen, welche schwarze Zungen hervorschießen. Seine Stimme ist bisweilen den Göttern verständlich, bisweilen brüllt er wie ein Löwe, heult wie ein Hund und zischt so fürchterlich, daß die Berge erbeben. Die Beschreibung paßt auf einen Sturmwind, wofür Hesiodus den Typhon selbst erklärt. Einige Dichter lassen die hundert Drachen gleich aus seinen Schultern wachsen und Feuer ausspeien. Auf dem Rücken gibt man ihm auch Flügel. Er stürmte den Olymp mit glühenden Felsstücken und Feuerflammen, und bahnte sich unter fürchterlichem Zischen der Schlangen den Eingang in denselben. Die Götter flohen nach Aegypten; wo sie, als Typhon sie verfolgte, sich in Thiere verwandelten. Jupiter ward ein Widder, Apollo ein Rabe, Bacchus ein Ziegenbock, Diana eine Katze ꝛc. Nach Apollodor schleuderte Jupiter auf den verfolgenden Typhon seine Blitze, und bearbeitete ihn, als er ihm nahe kam, mit seiner diamantnen Sichel, so daß das Ungeheuer nach dem Gebirge Kasius oder Kaukasus entfloh. Hier wagte Jupiter einen Zweikampf mit ihm, weil Typhon verwundet war, allein dieser umstrickte ihn mit seinen Schlangen, und warf ihn zu Boden. Darauf entriß er dem Gott die Sichel, durchschnitt ihm die Sehnen an Händen und Füßen und trug ihn nach Cilicien, wo er ihn in die corycische Höhle verschloß. Die abgeschnittenen, in eine Bärenhaut gewickelten, Sehnen ließ er vom Drachen Delphines bewachen; Merkur aber und Aegipan stahlen die Sehnen, und heilten den Jupiter. Dieser verfolgte jetzt auf seinem mit geflügelten Rossen bespannten

Wogen den Typhon bis an den Berg Nysa bei Petusium am S
Serbonis. Hier hielten die Parzen den Fliehenden durch eine l
auf, und beredeten ihn, zu seiner Erfrischung einige Früchte
essen. Jupiter erreichte ihn zwar, allein Typhon floh aufs n
nach Thracien, und am Berge Hämus kam es zu einem entsez
chen Gefechte. Typhon schleuderte ganze Berge, aber auch
Blut los. Endlich floh er durchs Meer nach Sicilien, Jupi
schleuderte den Aetna auf ihn, und besiegte ihn so völlig. He
dus läßt ihn zerschmettert in den Tartarus stürzen; nach Hon
aber lag er unter den arimischen Bergen begraben, wo der z
nende Gott noch immer seine Blitze um sein Grabmal schleud
Pindar erzählt: das besiegte Ungeheuer lag im Tartarus, und
phlegräische Gegend bei Cumä in Italien auf ihm, so daß
haarige Brust unter dem Meere hin bis nach Sicilien zum Aet
reichte. Bei Tage spie das Ungeheuer Dampfsäulen, bei Na
Flammen und Steine mit fürchterlichem Getöse ins Meer; de
angekettet lag er zwischen dem Gipfel und der Wurzel des Aet
mit ganz zerfleischtem Rücken. Ovid läßt ganz Sicilien auf
liegen, den Aetna auf dem Kopfe, das peloritische Vorgebirge
dem rechten, das pachynische auf dem linken Arme, und das le
lische auf den Beinen. Nach Einigen erschoß ihn Apollo.
Jupiter ihn auf dem Kaukasus mit dem Blitze traf, verbarg
sich in den See Serbonis. Aus seinem vergossenen Blute entst
der Drache, welcher das goldene Vließ bewachte und alle Schlang
Mit der Echidna zeugte Typhon den Orthrus, Cerberus, die
mäische Schlange und Chimära. Auch der nemäische Löwe,
hesperische Drache, der kaukasische Geier und die Sphinxe wa
seine Kinder. Nach Hesiodus waren auch, mit Ausschluß des
tus, Boreas und Zephyrus, alle verderblichen Winde seine Kind
Die ganze Fabel vom Typhon ist nichts anders, als Verbildlichu
unterirdischer Winde, Erdbeben, Vulkane und der schädlichen
kungen derselben.

Typhus (τῦφος, Betäubung), zeigt eigentlich eine Kra
heit an, die durch Betäubung und Stumpfheit der Sinne aus
zeichnet ist, und kommt in dieser Bedeutung bei dem Hippokra
vor. Aber theils in den unechten Schriften desselben, theils v
Galen, und ganz besonders in der Kunstsprache der andern Aer
wird dies Wort in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht; m
nichfaltige Fieber werden bald mit diesem Namen belegt, bald w
auch eine ganze Classe von Fiebern (die asthenischen, oder die N
venfieber), darunter verstanden. In den neuesten Zeiten endl
stellte besonders Hildebrand (über den ansteckenden Typhus. Wi
1810) nach dem Vorgange von Sauvages die erste Bedeutu
wieder her, und man versteht jetzt darunter eine selbstständ
Fieberkrankheit eigner Art, welche ansteckend ist, eigne und
stimmte Stadien durchläuft und deren einziges bestimmtes Sym
tom in allen Stadien Betäubung mit Delirium ist. Es ist d
die Krankheit, die in Spitälern und Lazarethen, in Gefängniss
Feldlagern, auf Schiffen und in belagerten Städten so häufig e
steht, und dann bald endemisch, bald epidemisch herrscht und gr
Verwüstungen anrichtet. Dieselbe Krankheit ist es, die gewö
lich den Krieg begleitet und deshalb von Hufeland Kriegspest
nannt wird, und welche besonders in dem denkwürdigen Ja

1813 mit dem Kriege einen großen Theil von Europa durchzog, Millionen auf das Krankenlager, Tausende in das Grab warf. Ueber das eigentliche Wesen der Krankheit sind ungeachtet der so häufigen Beobachtungen doch die Meinungen der Aerzte noch getheilt. Einige halten sie für eine Gefäß- und Nervenaffection, wie jedes andre Fieber; Andern schien der Hautausschlag, der die Krankheit oft begleitet, so constant, daß sie nicht anstanden, sie für eine Hautkrankheit zu halten und mit den Blattern ꝛc. in eine Classe zu stellen; noch Andre glauben, ihr Wesen in eine Leberaffection setzen zu müssen; Marcus hält sie für eine Hirnentzündung, weil das Hirn in derselben immer afficirt ist. Dazu kommen noch die verschiedenen Erklärungsarten der angegebenen medicinischen Systeme, zufolge deren sie bald ein asthenisches Fieber ist, bald in einer Entmischung der Säfte oder der festen Theile besteht u. s. w. — Die Ursache dieses Typhus ist immer ein Ansteckungsstoff, der sich unter günstigen Bedingungen zu jeder Zeit und an jedem Orte nicht nur erhält, sondern auch erzeugt. Diese Bedingungen beziehen sich ganz besonders auf die Luft und bestehen in unreiner sogenannter irrespirabler Luft jeder Art, sie mag herrühren von den Ausdünstungen stehender Wässer, oder lebender organischer, besonders thierischer Wesen, oder von der Fäulniß thierischer oder vegetabilischer Körper. Sammeln sich Stoffe der Art in eingeschlossener Luft, in Lazarethen, Spitälern, Kerkern, Schiffen, in Städten oder Häusern, die mit Menschen überfüllt sind, in einer gewissen Menge an, so bildet sich daraus, wenn die Wärme und andere Umstände günstig sind, der Typhusstoff, ob unmittelbar in der Atmosphäre, oder in einem menschlichen Körper, in dem jene Momente zuerst die Typhuskrankheit erzeugt hatten, ist ungewiß; die erwähnten Stoffe aber tragen auch zur Erhaltung und Bekräftigung des Ansteckungsstoffes, der aus einem kranken Körper ausgeschieden wurde, sehr vieles bei, sey es, daß sie gute Leiter für denselben abgeben, oder daß sie sogar die Reproduction desselben unterhalten und so zur Vermehrung desselben in der Atmosphäre mitwirken. — Dahingegen gibt es andere Umstände, die feindlich auf den Ansteckungsstoff einwirken, indem sie ihn entweder zerstören oder nicht fortleiten. Dahin gehört eine reine Luft, besonders wenn sie sauerstoffreich oder auch angeschwängert mit salzsauren oder salpetersauren Dämpfen ist; Feuer und ein hoher Grad von Kälte zerstören denselben gewiß. — Ueber die eigentliche Natur des Typhuscontagium wissen wir eben so wenig, als über jedes andere; eigenthümliche Eigenschaft desselben ist es aber, daß es nicht an einen sichtbaren thierischen Stoff (Schleim oder Eiter) gebunden ist, wie z. B. das Luftseuchen- und Pockengift, sondern daß es flüchtiger ist als diese beiden und mit der Ausdünstungsmaterie der Luft sich mittheilt. Darum wirkt es auch nicht bloß durch unmittelbare Berührung des Kranken, sondern auch in einiger, obwohl nicht sehr großen, Entfernung. Jedoch hängt es sich auch an Stoffe an, die mit Typhuskranken in Berührung kommen; ganz vorzüglich kräftig entwickelt und erhält es sich in schwarzer Wäsche, wenn sie nicht aufgehangen und gelüftet, sondern auf einen Haufen geworfen wird. — Die Ansteckung selbst aber erfolgt endlich, wenn der erwähnte Stoff (am wahrscheinlichsten vermittelst der Lungen und Haut) in einen Körper aufgenommen wird, der Empfänglichkeit für das Contagium und Dis-

position zur Krankheit besitzt. Worin diese Disposition bestehe, ist nicht bekannt, nur so viel wissen wir, daß es mehrere Individuen gegeben hat, die trotz der mannichfaltigsten Gelegenheit zur Ansteckung, doch nie angesteckt wurden. Erhöht wird die Disposition jedoch durch mancherlei Umstände, z. B. Leidenschaften und Affecte, besonders durch die Furcht, Kummer, Aerger, durch erhöhte Reizbarkeit aus irgend einer andern Ursache, sehr bedeutend; auch soll entweder die Empfänglichkeit oder die Disposition durch manche Dinge, z. B. Salben mit Oel, Fontanelle, Kauen gewürzhafter, Speichelfluß erregender Mittel vermindert werden. — Sobald nun die Ansteckung geschehen, gehen krankhafte Processe in dem angesteckten Körper vor; es geben sich diese jedoch nicht jederzeit durch Symptome sogleich zu erkennen. Wenn auch Manche Gefühl von der Ansteckung haben, und wenn auch dann die Krankheit in dem Augenblicke der Ansteckung ihren Verlauf beginnt, so gibt es dagegen Andere, die von der Ansteckung selbst gar nichts empfinden und sich auch einige Tage nach derselben noch vollkommen wohl fühlen, oder höchst unbedeutende Beschwerden, eine veränderte Gemüthsstimmung, verminderten Appetit, leichten Schwindel, leichte Ermüdung rc. empfinden. Es heißt dieser Zustand entweder das stadium lutentis contagii, wenn gar keine Krankheitszufälle zugegen sind und im Innern des Körpers Veränderungen, die uns unbekannt sind, vorgehen, oder das stadium prodromorum, wenn die erwähnten leichten Beschwerden als Vorläufer der eigentlichen Krankheit beobachtet werden. Die Dauer desselben soll sich bis auf 7 Tage ausdehnen können. Die eigentliche Krankheit fängt, wie alle Fieber, mit Frost oder Frösteln an, der oft mit fliegender Wärme abwechselt, mit den gewöhnlichen Zufällen, Blässe, Zittern, Durst, insbesondre aber mit einer überaus großen Abspannung verbunden ist. Er geht innerhalb 6 bis 12 Stunden vorüber und in Hitze über, welche im Anfange zwar gelinde ist, bald aber heftig und stechend wird; dabei röthet sich die Oberfläche des Körpers, besonders das Gesicht, das etwas aufgedunsen aussieht; der Puls ist bald etwas frequenter, bald weniger, immer aber gereizt, oft auch ziemlich voll, der Kopf besonders wird schwer, eingenommen, weniger schmerzhaft; catarrhalische Zufälle, Schmerzen in den Gliedern, die den rheumatischen ähnlich sind, Spannung der Muskeln, besonders häufig aber Erbrechen und Ekel, so wie Abneigung vor Speisen mit mäßigem Durst und rother, feuchter, höchstens dünn belegter, weißlicher Zunge, stellen sich schon an dem ersten Tage dieses Zeitraums ein. Einige derselben lassen nach, andere nehmen ihren Platz ein, die Hitze aber nimmt anhaltend zu, und wenn auch nach einer unruhigen Nacht früh einiger Nachlaß zu bemerken, so wächst sie doch des Abends gewöhnlich wieder. Eben so nimmt auch die Schwere des Kopfes, der Schwindel, mit anfangender Betäubung, Ohrensausen, bisweilen auch Schwerhörigkeit zu, die catarrhalischen Zufälle gehen in Brustbeschwerden, die von Reizung des Magens und der Leber abhängenden in Schmerz und Spannung der Hypochondrien über. Ganz vorzüglich merkwürdig und constant ist aber die große Abspannung, Trägheit und Gleichgültigkeit, die während der erwähnten Zufälle von Reizung zugegen ist und den Typhus von andern Fieberarten unterscheidet. Den 4ten Tag beobachtet man oft Nasenbluten mit einiger vorübergehenden Er-

leichterung der Kopfzufälle, oft tritt auch in dieser Zeit das Exanthem auf, das dem Typhus eigenthümlich ist und mit dem Friesel einige Aehnlichkeit hat; oder es bilden sich kleine Petechen aus, und endlich ist auch eine leichte Ohrdrüsengeschwulst bisweilen schon bemerklich. Das Exanthem wird von einigen Aerzten für ein so wesentliches und constantes Symptom gehalten, daß sie darum die ganze Krankheit für eine Hautkrankheit halten; dies ist jedoch zu viel behauptet, denn es findet sich weder so constant, noch auch so regelmäßig an bestimmten Tagen ein, als andere Exantheme; bisweilen bemerkt man es schon unter den Vorläufern, bisweilen gar nicht; endlich entscheidet es auch in der Krankheit nichts, vielmehr geht diese auch in dem regelmäßigsten Falle ihren Gang fort und es hat weder das Erscheinen, noch das Verschwinden des Exanthems einigen Einfluß darauf. — Unter den erwähnten Symptomen, besonders unter anhaltender Hitze, die sehr wenig und selten nachläßt, verläuft die Krankheit bis gegen den 7ten Tag, alsdann aber nimmt sie eine ganz andere Gestalt an, indem sie das sogenannte nervöse Stadium entwickelt. Es geschieht dies gewöhnlich dadurch, daß der Kranke nach einer kurzen Remission in heftigeres Fieber verfällt, die Hitze bedeutender, und zur wahren Glühhitze wird, die sich bei der Berührung zu vermehren scheint und eine prickelnde, stechende Empfindung in der Hand des Untersuchenden erregt. Die Betäubung, in welcher der Kranke schon vorher lag, vermehrt sich bedeutend; ohne von dem, was außer ihm vorgeht, Notiz zu nehmen, ohne Kummer und Sorgen, ja selbst ohne irgend die Neigung zu verrathen, den thierischen Instincten, Hunger und Durst, Genüge zu leisten, duldet er es, wenn Fliegen sich auf ihm ansammeln; langsam und träge ist jede Bewegung, auf mehrmaliges Zurufen wird die Zunge langsam aus dem Munde gebracht. Dabei verliert sich das Bewußtseyn so vollkommen, daß der Kranke sich an gar nichts aus dieser Zeit erinnern kann, wenn die Krankheit überstanden ist; dies gibt sich oft durch Delirien kund, die dann gewöhnlich murmelnd, selten heftig rasend sind, oft aber scheint der Kranke bei sich zu seyn, urtheilt recht gut spricht vernünftig und doch ist auch dann nach überstandner Krankheit keine Erinnerung mehr da. Die Sinnesthätigkeit wird unterdrückt, besonders gilt dies vom Gehör, das sehr schwer wird und vom Geschmack, dessen Organ, die Zunge, im Anfange dieses Stadiums trocken, später schwarz wird, und in der Nisse erscheinen; eben so sehen auch dann die Lippen und Zähne aus. Aber auch von den übrigen Sinnen ist es wahrscheinlich, daß sie abgestumpft sind, stumpf und stupide ist überhaupt das ganze Ansehen des Kranken, der mit weit ausgespreizten Füßen, die er oft zu entblößen sucht, fortwährend auf dem Rücken liegt, ohne seine Lage ändern zu wollen; dabei ist sehr oft Flechsenspringen und Zittern der Glieder zugegen. Die Respiration ist im Anfange gewöhnlich freier, als in der entzündlichen Periode, weil die catarrhalischen Beschwerden verschwunden sind, aber doch immer schneller; der Puls ist gewöhnlich etwas beschleunigter, gereizt, gespannt, beinahe in andauernder Erweiterung; oft aber verliert sich alles fieberhafte, die Turgescenz der Haut und die Hitze verschwinden, so daß es Aerzte gegeben hat, die den Typhus nicht einmal zu den Fiebern rechnen wollten. Gewöhnlich ist überdies eine Neigung zu Diarrhöen zugegen, und der Urin geht

reichlicher ab als vorher. Das Exanthem verschwindet mit Ausnahme der Petechen, die oft jetzt erst erscheinen. Periodische Verstimmungen sind besonders den 10ten Tag zu bemerken und dieser Zustand dauert bis zu dem 14ten Tage der Krankheit, ist jedoch nicht in jedem Falle so heftig, als er hier beschrieben wurde. Vielmehr gibt es Kranke, die viel besser davon kommen; mehrere (und auch der Verfasser dieses) konnten sogar die größte Zeit des Tages außerhalb des Bettes zubringen; einige Betäubung und ein geschwächtes Erinnerungsvermögen war aber bei aller Gelindigkeit der Zufälle doch zu bemerken. — Den 14ten Tag endlich tritt gewöhnlich die wohlthätige Krisis ein, die sich durch eine stärkere Exacerbation den 15ten Tag ankündigte. Dabei wird nun die Nase und Zunge feucht, der schwarze Beleg stößt sich von beiden los, manche werfen viel gekochten Schleim aus, die Haut dünstet besser aus, wird feucht, oft auch von starkem Schweiße naß, der Urin wird leicht gelassen, zeigt oft Wölkchen oder schleimigen Bodensatz, die Stuhlgänge werden reichlicher und sind oft so erleichternd, daß mit ihnen das Krankheitsgefühl verschwindet, und in wenigen Stunden bekommt alsdann der Kranke ein ganz anderes Ansehn; er erwacht, wie aus einem Traume, aus seinem unbewußten Zustande, die Augen bekommen Leben und Interesse an der Welt und das eigenthümliche an angenehmen Gegenständen erwacht wieder; der Puls wird freier, die Muskelbewegungen leichter. Indessen bleiben immer noch verschiedene Beschwerden, Ohrensausen, eine krankhafte Reizbarkeit, Schwäche des Kopfes, der Augen, Gefühl von Mattigkeit u. s. w. zurück und nur nach und nach verschwinden sie, die dürre und abgestorbene Oberhaut löst sich unter Kleienform los, die Haare fallen aus und der Kranke kehrt nun nicht nur zu seiner frühern Gesundheit zurück, sondern befindet sich oft sogar viel wohler, als lange Zeit vor der Krankheit. Manche Störung anderer Art wird wohl weniger durch den Typhus, als durch die Krisis, die er veranlaßte, mit entfernt. — Indessen verläuft der Typhus weder immer so glücklich, noch so regelmäßig. Sein Verlauf wird durch die herrschende epidemische, oder individuelle Constitution, oder auch durch einzelne Schädlichkeiten, freilich bisweilen auch durch verkehrte Heilmethoden, gar sehr oft modificirt; ja man kann wohl sagen, er, so wie jede andere Krankheit, verläuft bei jedem Individuum anders. Vorzüglich häufig beobachtet man in dem ersten Zeitraume, in dem entzündlichen Stadium bisweilen, wirkliche Entzündung, und zwar kann sie ein jedes Organ befallen, das Hirn, die Brust und Unterleibsorgane; oder es entwickelt sich in andern Subjecten ein apoplektischer Anfall, der sehr gefährlich ist; ferner wird nicht selten ein auffallend gastrischer, besonders gallichter Zustand beobachtet; der nervöse Charakter tritt zu frühzeitig ein, oder es verlängert sich der entzündliche bis zum 9ten, 11ten Tage. — Auch in dem nervösen Stadium entstehen bisweilen noch Entzündungen der genannten Organe; oder der nervöse Charakter ist über die Gebühr erhöht, oder es kommen faulichte Symptome hinzu. Durch diese mannichfaltigen Complicationen, so wie durch die Ursachen derselben und das Regimen, werden dann auch die Krisen, aber freilich immer zum Nachtheile abgeändert, verhindert, verspätigt, und es bringen alle diese Abänderungen entweder den Tod, oder sie verlängern die Krankheit oder veranlassen auch endlich mancher-

lei Nachkrankheiten, die nicht selten noch den hinwegraffen, der den Typhus überstanden hatte. Unter den letztern sind Metastasen auf innere und äußere Theile während der Krise, vor der Krise entstehend, Eiterungen, äußerer Brand, lang dauernde Schwäche ꝛc. zu erwähnen. — Es ist daher der ansteckende Typhus immer als eine in mancher Hinsicht Gefahr bringende Krankheit anzusehen, die edelsten Gebilde, Herz und Hirn, werden ja, wie die Symptome zeigen, von ihm ergriffen, und das letztere besonders bedroht. — Desto schmerzhafter ist es, daß gerade in dieser Krankheit die Kunst auf directem Wege so wenig vermag; ja sie kann nur schaden, wenn sie allzugeschäftig in die Operationen eingreift, die das Leben in den häufigsten Fällen von selbst in der Krise wahrnehmbar veranlaßt. So wie bei einem jeden Fieber (das Wechselfieber ausgenommen), so soll und darf sie auch bei diesem nicht unmittelbar die Krankheit selbst entfernen wollen, sondern sie muß sich begnügen, die Krisis abzuwarten und alles so einzuleiten, daß diese gehörig eintrete und von Statten gehe. Man glaube nicht, daß dies auszuführen entweder leicht oder unverdienstlich sey. In gelindern, wir möchten sagen in den regelmäßigen Fällen des Typhus kommt man freilich mit den diätetischen Maßregeln allein gewöhnlich aus und es ist dann auch nöthig, alles das zu entfernen, was irgend störend wirken könnte. Allein wo einmal eine Störung eingetreten, eine Complication der Krankheit entstanden, oder wo irgend ein besonderer, der entzündliche oder nervöse Zustand gar zu überwiegend geworden ist, da muß die Kunst mit ihrer ganzen Kraft auftreten, da muß die ganze Kraft auch mit der feinsten und umsichtigsten Gewandtheit verbunden werden, wenn die Kranken zweckmäßig behandelt werden. Niemand wird daher vernünftigerweise von irgend einem einzelnen Heilmittel oder von einer bestimmten Heilmethode in dieser Krankheit Hülfe erwarten können, vielmehr wird beinahe ein jedes Heilmittel irgend einmal im Typhus mit Nutzen angewendet worden seyn. Hier aber in das Detail über die Anwendung der einzelnen Heilmittel einzugehen, scheint nicht zweckmäßig; wir wollen nur anmerken, daß in dem entzündlichen Stadium der antiphlogistische Heilapparat gewöhnlich anzeigt sey, daß im nervösen hingegen der reizende vertragen werde, Ableitungen durch Vesicatorien, Senfpflaster nöthig, daß in der Krisis die Ausleerungen zu unterstützen seyen, und wollen von der Vorbeugung dieser Krankheit noch einiges erwähnen. — Diese aber ist ihrer Tendenz gemäß eine doppelte, entweder nämlich will sie den Typhus in seiner Entstehung überhaupt verhindern, oder sie soll nur einzelne Individuen schützen. Die Schutzweise der erstern Art ist Sache des Staats und der medicinischen Polizei, welche theils dahin zu arbeiten haben, daß der Typhus gar nicht entstehe, oder wenn er irgend wo entstanden ist, nicht weiter sich ausbreiten könne. Das erste kann nur dadurch erreicht werden, daß die Ursachen der Krankheit, die wir oben angegeben, vermieden werden; insbesondere muß verhütet werden: daß nicht zuviel Menschen in Spitälern, Gefängnissen, Schiffen ꝛc. angehäuft leben, und daß besonders hier immer gehörig reine Luft sey. Ist die Krankheit einmal entstanden, so wird ihre Ausbreitung theils durch Sonderung der Kranken von den Gesunden, theils durch Zerstörung des Ansteckungsstoffes verhindert werden können. Um aber die Kranken so wenig als möglich in Berührung mit

Ansteckung zu bringen, werden besondere Typhus-Spitäler oder wenigstens Zimmer in den Spitälern für Typhuskranke allein einzurichten seyn. Um den Ansteckungsstoff, der etwa in der Atmosphäre sich befindet, zu zerstören, sind von jeher Räucherungen und in den neuesten Zeiten mit dem größten Nutzen die Guyton-Morveauischen mit oxydirt-salzsauern oder salpetersauern Dämpfen angewendet worden; auch Flammenfeuer, durch Zimmer öfters getragen, ist vielleicht nützlich. Klebt aber das Contagium an andere Dinge, z. B. Kleider, Wäsche ꝛc. so müssen diese entweder, und zwar durch Verbrennen in freier Luft, zerstört werden, oder sie müssen in sehr heißem oder sehr kaltem Wasser gewaschen, durchräuchert oder auch der Kälte oder Hitze unmittelbar eine Zeitlang, aber immer in freier Luft ausgesetzt werden. — Der einzelne Mensch wird sich freilich am sichersten vor Ansteckung schützen, wenn er die Gelegenheit dazu gänzlich vermeidet und keinen Ort besucht, wo das Contagium sich befindet, indessen ist dies nicht allemal möglich. Wer aber Typhuskranke besuchen muß, der verweile nicht zu lange bei ihnen, vermeide die Berührung, gehe nicht nüchtern, oder wenn er noch nicht ausgeschlafen hat, oder wenn er sich in Gemüthsbewegung irgend einer Art befindet, zu ihnen, räuspere und schneuze sich fleißig, reinige sich durch kaltes Waschen und Ausspülen des Mundes und der Nase, durch Anlegen anderer Kleider. Auch künstliche Geschwüre, Fontanelle u. s. w. sind als Vorbeugungsmittel der Ansteckung empfohlen worden. — Ist die Ansteckung schon geschehen, so läßt sich die Krankheit durch Brechmittel und durch äußere Anwendung der Kälte bisweilen noch unterdrücken. Jedoch muß dies vor dem Ausbruche des Fieberfrostes geschehen; ist dieser einmal eingetreten, dann ist die Krankheit nicht mehr zu unterdrücken und sie verläuft ihren Stadien gemäß, und andere Rücksichten treten in Hinsicht auf die Behandlung ein, die nur von einem verständigen und erfahrenen Arzte gehörig getroffen werden kann. B. P.

Typographie (aus d. Griech.), die Buchdruckerkunst; eigentlich die Handlung oder Verrichtung, die Typen oder Lettern zu ordnen, zu setzen und abzudrucken. Die Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes ist neu, so wie die Sache selbst. Die Typographie ist von der sogenannten xylographischen Buchdruckerkunst (in hölzerne Tafeln eingeschnittene Schrift abzudrucken), und der stereographischen Buchdruckerkunst (ganze metallene Platten abzudrucken) unterschieden (s. d. Art. Buchdruckerkunst). **Typographische Kunst, typographische Schönheit** oder **Eleganz**, wenn ein Buch als Prachtausgabe, oder sonst, auf schönes Papier und mit dem Auge gefälligen Lettern gedruckt ist.

Typus, Typik oder Typologie. Typus, ein griechisches Wort, und die Typologie (von τυπτω, ich schlage, stoße) führt auf die Begriffe: Eindruck, Spur vom Schlag oder Stoß zurückgelassen, und wie nahe liegt hier nicht die Bedeutung: Form, die, durch Kunst und bildenden Verstand ausgehöhlt, die weiche bildsame Masse in sich aufnimmt, um ihr Gestalt und Bestimmtheit zu geben (noch ziemlich ursprünglich erhalten in dem Ausdrucke: Buchdruckertypen); Vorbild im eigentlichen Sinne des Worts, in welchem das Abgebildete seine Form erst erhält und das überhaupt nur als solches, und bloß lediglich um dem Abgebildeten Gehalt zu geben, mithin bloß in der Idee da ist. Die Form

wird zerbrochen, wenn das Bild in ihr ausgeprägt ist und hat an und für sich weder Sinn noch Werth. In dieser Bedeutung vornehmlich ist dies Wort in der deutschen Sprache, in vielfacher Beziehung, für Theologie so gut wie für Pathologie und Physik, eingebürgert worden und unterscheidet sich von Symbol (Sinnbild), das das Wesen so gut wie die Form der Dinge angeht (s. Symbol), hinlänglich, indem es ganz allein auf die Form sich bezieht. So bezeichnet es denn im Allgemeinsten die Formen, die für die Einzelwesen als in dem urbildlichen Verstande (mens archetypa nach dem scholastischen Ausdrucke) liegend angenommen werden müssen und welche den Erscheinungen in ihrer zeitlichen Geburt aufgeprägt worden sind. Kant hat in einigen Stellen seiner Kritik den Ausdruck: Schema, gebraucht, um etwas ähnliches zu bezeichnen, als wir hier meinen; allein mit Typus darf weder sein Begriff noch dies Wort verwechselt werden; denn von jenem ist dieses nur eine Species, welche Form nur in so fern auffaßt, in wie fern sie mehrern zugleich gemeinschaftlich ist, und die Beziehung derselben aufs Individuum in der Reflexion vorbeigeht, indeß Typus beides vereinigt. — Die Form, die Gestalt eines Dinges, ist die wunderbare Grenze, Schranke, welche die Sphäre des Individuums abschneidet und doch auch zugleich daſſelbe wieder in die Einheit des Alls aufnimmt. Von einer Seite angesehen, ist sie das gemeinschaftliche Product aller Lebens- und Charakteranlagen eines Wesens; in so fern tief bezeichnend und viel inniger mit dem Wesen eines Dinges zusammenhängend, als der abgezogene Begriff der Form vermuthen läßt; entscheidend über Gehalt und Werth des Individuums; aber daneben auch in all ihren unendlich verschiedenen Erscheinungen doch nur Offenbarung Eines und desſelben, derselbe Lichtstrahl in seine verschiedenen Farben gebrochen und doch in jeder ganz und untheilbar Licht. Eben so muß nothwendig auch die Form der Form, Typus, dieses Urelement, diese mathematische Wurzel aller Gestalt in solchem Schweben gehalten und aufgefaßt werden, um die rechte Erklärung zu finden. Jedes Einzelwesen ist nach einem besondern, in dem ewigen Verstande begriffenen Typus gebildet; dieser Typus ist gleichsam die Idee, nach welcher jedes Einzelne geschaffen, die Bücher der Natur geschrieben sind. Durch ihn wird die Eigenthümlichkeit jedes Wesens nach allen ihren Theilen bestimmt. Aber ihm ist auch zugleich ein Element eingeboren, durch welches sich Verwandtschaft, ja Einheit eines Wesens mit dem ihm zunächst stehenden offenbart, eine Sehnsucht gleichsam nach dem nächsten Höheren, die durch Aehnlichkeit, vorherbestimmtes Uebereintreffen sich ausspricht; und so wird durch Vermittelung des Typischen, das Höchste an das Niedrigste, das Oberste an das Unterste angeknüpft, zum deutlichen Zeugniß, daß ein Geist das All durchwaltete — der Grund aller Klassification. So sehen wir vorerst jede einzelne Klasse und Art der organischen Wesen nach einem besondern, diese Klasse und Art beherrschenden Typus gebildet und entwickelt. Aber jeder Typus der einzelnen Klasse spielt auch zugleich der Bildung und Textur der nächsten höhern Ordnung vor; und sieh ihn als Modell, als Ausführung im Kleinen an, so wirst du mit leichter Mühe in den einzelnen Fällen die Ausführung im Großen nachweisen können, und so kommt durch das Typische in die große unendliche Scala der Wesen ein sinnvoller Zusammenhang, ein wunderbar durchgin-

schlingendes Band, das den Mikrokosmus und Makrokosmus der Bildungen in ihrer Einheit, zugleich in einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Zwischenstufen aus einander hält. Wie sinnvoll sehen wir in den zarten Verästelungen mancher Moose schon die herrliche, freye Baumgestalt vorgebildet, und die nach den Gesetzen der Crystallisation gebildeten Eisblumen des Winters sind gewissermaßen ahnungs- und bedeutungsvolle Träume der schlafenden Natur (Typen) von ihren herrlichen Blumenschöpfungen in der Jahreszeit ihres Wachens. Und wenn der Arzt in dem Verlaufe einer Krankheit, den Typus derselben, d. h. ihre eigenthümliche Form und die Folge ihrer Erscheinungen erkannt hat, so sieht er doch zugleich unwillkührlich von dieser besondern Ordnung hinüber auf die übrigen Krankheitsformen und kommt am Ende wohl gar mit Brown darauf zu, überall nur Quantitätsunterschiede gelten zu lassen. Sollte nun aber das Gesetz, das augenscheinlich für die Bildungen der Natur neben einander betrachtet, constitutiv ist, nicht auch für die Entwickelung derselben in der Zeit, nach einander, gültig seyn? ist es nicht offenbar eben so nothwendig eine typische Bedeutung der Geschichte anzunehmen, wie sich in den Spielen des Kindes auch schon, der genauern Beobachtung, die Thaten und Schicksale des zukünftigen Mannes abspiegeln? Dies die Veranlassung der einst in der Theologie mit so viel Vorliebe ausgebildeten, in der neuern Zeit aber als Aberwitz und kindische Spielerei verworfene Typik oder Typologie d. h. der Wissenschaft von Personen, Ereignissen und Einrichtungen des A. T. welche eine vorbildende Beziehung auf Personen und Ereignisse und Einrichtungen in den neutestamentlichen Zeiten, dem großen Gegensatz der alten und neuen Welt entsprechend, haben sollen. Wir glauben, es ist viel Thorheit mit dem Aufsuchen der Vorbilder im A. T. getrieben worden. Sehen wir doch selbst einen mit Recht gepriesenen Naturphilosophen unsrer Zeit in seinen zum Theil ungemein herrlichen Analogien und Inductionen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft mitunter zu solchen Spielereien und Vereinzelungen herabsteigen, bei deren Anblick man ein gutmüthiges Lächeln nicht zurückhalten kann. Es gehört ein sehr fein und vorsichtig gebildeter Geschmack dazu, in dieser Sphäre nicht zu viel thun, und die Natur selbst ist in diesem Stücke so überfließend reich, daß ihr Strom nur zu leicht über die Gränze der Besonnenheit mit fortreißt. Aber — wenn von Weissagungen auf den Heiland im A. T. noch ferner die Rede seyn soll, ist es möglich, daß wir die typische Ansicht der alten Zeit überhaupt fallen lassen können? Kann wohl etwas lächerlicher, wenigstens unnatürlicher seyn, als ein vier bis fünf Stellen des A. T. für weissagend zu halten, die, wahre Dii ex machina, in die prosaische, bedeutungslose Reihe der reinvergangenen alten Zeit, aller Analogie entgegen, sich eingeschlichen haben sollen? Keinen Unparteiischen wird der Einwand ungläubiger Theologen: wenn es Typen geben solle, so müsse ihre Absicht von den Zeitgenossen schon erkannt worden seyn, sonderlich beunruhigen können. Denn was kann den unerschöpflichen Weltgeist hindern, um eine Harmonie zu begründen, die unter seinem Auge sich ganz enthüllt, da und dort den Dingen Bedeutung zu geben, die dem menschlichen Verstande im Augenblicke verborgen bleibt, und in Hieroglyphen zu schrei-

den, wovon wir nur den kleinsten Theil einzusehen können, der größte Theil erst mit der Zeit zur Klarheit gelangt? M. s. r.

Tyr war nach der alten nordischen Götterlehre der Gott des Kriegs und des Sieges, also was Mars bei den Römern war. Er war ein Sohn Odins und der kühnste und tapferste der Götter. Von ihm wird auch noch bei den Dänen und Isländern der Dienstag Tirstag, Tyrstag genannt.

Tyrann, aus dem Griechischen, wo es ursprünglich und im bessern Sinne so viel als einen Alleinherrscher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als ein Titel für wirklich gute Fürsten gebraucht wurde. Am Ende des peloponnesischen Krieges (im vierten Jahre der 93sten Olympiade) führten die Lacedämonier die Regierung der dreißig Tyrannen in Athen ein, unter denen Kritias und Theramenes die vorzüglichsten waren. Der Anfang dieser Regierung war ziemlich gut, aber bald fingen die Tyrannen an, willkührlich zu herrschen, ohne sich um die Gesetze zu bekümmern. Sie legten nicht bloß ihre Hände an ihre Privatfeinde, sondern verfolgten auch mit der größten Grausamkeit alle reichen und angesehenen Bürger der Stadt, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, den Staat von lasterhaften Personen zu reinigen, wurden eine Menge von Menschen hingerichtet, und die Nation versank in das tiefste Elend. Zum Glück für den Staat dauerte die Regierung der Tyrannen nur acht Monate. Selbst Theramenes, der sich den Grausamkeiten der übrigen Tyrannen widersetzte, wurde hingerichtet. Das Unglück der armen Einwohner wurde um so größer, da die Spartaner das Gesetz machten, daß jeder Athenienser, der um der Tyrannen willen sein Vaterland verließe, gefesselt dahin zurückgebracht werden sollte. Endlich stürzte Thrasybulus die Gewalt dieser Tyrannen, und führte die Demokratie wieder ein. Wahrscheinlich gab die Grausamkeit dieser Tyrannen, so wie auch derjenigen von Syracus, Agrigent u. s. w. Veranlassung, daß man mit dem Worte Tyrann späterhin den Begriff eines grausamen Wüterichs verband. Daher auch Tyrannei eine grausame Handlungsweise, die sich Jemand gegen andere Menschen oder gegen Thiere erlaubt.

Tyrtäus (Tyrtäus). Die Spartaner hatten wiederholt unglücklich gegen die Messenier, ihre Nachbarn, gefochten, mit denen sie schon früher einen Kampf gehabt hatten, und die jetzt von dem kühnen und tapfern Aristomenes angeführt wurden. Sie wendeten sich in dieser Noth an das delphische Orakel, das ihnen, einen Fremden zum Vermittler eines ehrenvollen Friedens anzunehmen, rieth. Sie baten die Athenienser um einen solchen, und diese sandten ihnen ihren Mitbürger Tyrtäus (den einige zu einem gebornen Milesier machen), der sich eben nicht durch eine heroische Gestalt empfahl; aber ein geschickter Mann, und dabei ein guter Dichter und Flötenspieler war. Dieser stimmte nicht nur durch seine Lieder die Herzen der Spartaner zur Eintracht unter sich selbst; sondern entflammte auch ihren Muth durch seinen kräftigen und feurigen Gesang und seine begeisternden Melodien dergestalt, daß sie von neuem sich zum Siege ermannten. Darum wurden auch seine Lieder in der Folge von den Spartanern in besondern Ehren gehalten, und es bestand selbst eine öffentliche Verordnung, vermöge welcher sie wiederholt gesungen wurden. Noch sind drei Lieder im elegischen Versmaß unter Tyrtäus Namen vorhanden; und

in der That — sie sind des alten Sängers würdig, und konnten wohl die jungen Spartaner zum muthigen Kampfe und zum Siege entflammen; kurz, sie gehören zu dem Schönsten, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist, wenn man auch sollte annehmen müssen, daß wir diese alten Kriegslieder nicht mehr völlig in der ursprünglichen Gestalt besäßen. Denn zu den ältesten Ueberresten griechischer Poesie würden sie allerdings zu zählen seyn, da der zweite messenische Krieg, wo Tyrtäos sie sang, um das Jahr 680 vor Chr. Geb. fällt. Eine besondere Ausgabe des griechischen Textes mit einem sehr ausführlichen Commentar und Abhandlungen besitzen wir von Klotz, Altenburg 1767. In deutsche gereime Verse hat sie, größtentheils glücklich, Weiße übersetzt. Eine metrische Verdeutschung findet sich als Anhang bei den Liedern für Deutsche im Jahr der Freiheit 1813 von E. M. Arndt. S.

Tyrus, eine der berühmtesten Städte des Alterthums; sie war, nebst ihrer ältern Schwester Sidon, der wichtigste und reichste Handelsplatz des ehemaligen Phöniciens; jetzt ist sie, unter dem Namen Sur, ein unbedeutender Ort in der türkischen Provinz Syrien, im Paschalik Akre. Tyrus, ungefähr um das Jahr der Welt 2500 erbaut, ward durch Handlung und Schifffahrt blühend und mächtig, aber auch Künste und Wissenschaften blühten in ihr. Einer ihrer Könige, Hiram, war der Freund und Bundesgenosse des israelitischen Königs Salomo, und es ist aus der Geschichte des letztern bekannt, daß die Israeliten Baukunst und Schifffahrtskunde von den Tyriern lernten. Den Phöniciern, und besonders den Tyriern gehören die verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne, und andere wichtige Erfindungen in der Schifffahrt zu. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des mittelländischen Meeres, sondern drangen auch in den atlantischen Ocean, holten Zinn aus Britannien, und wahrscheinlich auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Carthago in Afrika waren tyrische Colonien. Die Stadt Tyrus, auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom mittelländischen Meere umgeben war, erbaut, und durch diese Lage fest, hatte in seinen Mauern einige der berühmtesten Tempel des Alterthums, des olympischen Jupiters, des Hercules und der Astarte. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut, und gleich darauf ganz Phönizien und Syrien mit der Küste des mittelländischen Meeres sich unterworfen hatte, widerstand dem kühnen und glücklichen Sieger Tyrus, auf seine feste Lage trotzend, ganz allein, und weigerte sich, ihn als Oberherrn zu erkennen. Alexander unternahm die Belagerung von Tyrus, eine der merkwürdigsten in der ältern Kriegsgeschichte. Nach unglaublichen Anstrengungen von beiden Seiten — nach der Erzählung des Curtius (B. 4. Cap. 3.) vernichteten die Belagerten die Werke der Belagerer durch Taucher und Brander — und nachdem die Belagerung bis in den siebenten Monat gedauert hatte, fiel endlich Tyrus in die Hände des Siegers, der es glimpflicher behandelte, als von ihm zu erwarten war. Unter der Herrschaft der Römer wurde Tyrus, seines noch immer ausgebreiteten Handels wegen sehr begünstigt. Später kam es, mit dem Lande selbst, in die Gewalt der Saracenen, und galt in den Zeiten der Kreuzzüge für einen festen Platz, der von den Kreuzfahrern gegen die Saracenen standhaft behauptet wurde. Unter der türkischen Regierung ist der Ort ganz gesunken; er ist,

nach des Barons Ertt Berichte, dem Oberhaupte der Mutualis, einer Völkerſchaft des Libanons, unterworfen. Zwar iſt der Hafen von Tyrus noch immer der beſte an der ganzen ſyriſchen Küſte, aber der Handel hat ſich vorzüglich nach dem benachbarten Said (dem alten Sidon) gezogen, wohin Sur bloß etwas Tabak, Getraide und geſponnene Seide verführt.

U

U iſt unter den Vocalen oder Sprachgrundtönen der, tiefſte. In der lateiniſchen Druckſchrift wird U oft mit V verwechſelt, ſo daß beide Zeichen für den Vocal und den Conſonanten gebraucht werden, je nachdem dieſe am Anfang oder in der Mitte eines Wortes ſtehen, und v immer am Anfange, u in der Mitte zu ſtehen kommt; z. B. vrbs ſt. urbs, ciuis ſt. civis u. ſ. f. — Auf franzöſiſchen Münzen bedeutet U, daß ſie in der Münze zu Pau geprägt ſind.

Ueberſetzungskunſt. Ueberſetzungen haben entweder zum Zwecke, bloß die Gedanken, die in einer Sprache ausgeſprochen ſind, in einer andern auszudrücken, oder auch die Eigenthümlichkeit der Darſtellungsweiſe noch kenntlich beizuhalten. Die Ueberſetzungskunſt mußte natürlich geübt und gebildet werden, ſobald ein Volk zu einiger Bildung gekommen war, und dieſe auf ein Volk anderer Zunge übergehen ſollte. Daher finden wir ſie zuerſt zur Zeit, wo die Griechen durch ägyptiſche Kunſt ſich zu bilden bemühten. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften nennt Manetho, einen ägyptiſchen Prieſter, als einen der früheſten Ueberſetzer; er ſoll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geſchichte ſeines Landes in die griechiſche Sprache überſetzt haben. Die Griechen bemühten ſich, die Schätze der morgenländiſchen Völker ſich zu eigen zu machen; daher denn Ptolemäus Philadelphus ſchon die fünf Bücher Moſis überſetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phöniciſchen ins Griechiſche übertrug. Die Kritik brachte die Ueberſetzungskunſt, wie jede andere, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quinctilian ſprechen von den Regeln guter Ueberſetzungen. D'Alembert und Batteux theilen einige ſcharfſinnige Bemerkungen über dieſe Kunſt mit, und H. Stephanus und J. Billius geben Regeln, wie man die griechiſchen Schriftſteller gut überſetzen könne. Dieſe Regeln beſchränken ſich aber mehr auf Hinweiſung auf den Weg, worauf man zu einem richtigen Verſtändniß der Schriftſteller kommen könne, als auf den darſtellenden Ausdruck. (Siehe auch die Artikel Exegeſe und Hermeneutik). Unter den Deutſchen haben neuerlich Voß, Schlegel und Gries einer beſſern Ueberſetzungsweiſe Eingang verſchafft. Das Beſtreben, nebſt dem Wortverſtande auch das eigenthümliche Colorit eines Schriftſtellers auszudrücken, hat der Reichthum und die Bildſamkeit der deutſchen Sprache erleichtert. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechiſchen und römiſchen, im

Charakter so nahe, als die deutsche, keine ist im Stande, die Sylbenmaße der Alten sich anzueignen; daher auch keine bessere Uebersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Homer von Voß, Shakspeare von Schlegel und Torquato Tasso von Gries übersetzt, sind herrliche Kopien für den, dem der Genuß der Originalwerke versagt ist.

Ubiquität — ein nach Art des Lateins der scholastischen Philosophie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde von Luthern diejenige Eigenschaft des Leibes Christi genannt, vermöge deren er unter dem Brote im Abendmahle allenthalben gegenwärtig ist. Die Hitze des ersten Acts der Sacramentsstreitigkeiten hatte diesen unbequemen Ausdruck schon gemacht, als ihn die steiflutherischen Prediger zu Bremen seit 1556 aufs neue in einem noch härteren, der gesunden Vernunft widersprechenden Sinne gegen die Calvinisten anwendeten und die würtembergischen Theologen in dem 1559 von Johann Brenz aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der lutherischen Orthodoxie in ihrer Landeskirche erhoben. Da indessen auch die Calvinisten eine wahre, obwohl nur dem Glauben erkennbare Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle zugestanden, brachten die lutherischen Zeloten, um sich ja recht scharf von diesen verhaßten Gegnern zu unterscheiden, die Hypothese von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo (communicatio idiomatum) in ihren Lehrbegriff und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi in, mit und unter dem Brote im Abendmahle allenthalben, ohne Rücksicht auf den Glauben der Communicanten, gegenwärtig seyn müsse. Damit jedoch dieser, vielen Mißverständnissen ausgesetzten, Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquisten oder Ubiquitisten zuzog, die scheinbare Aehnlichkeit mit der katholischen Transsubstantiationslehre nicht mehr vorzuwerfen wäre, erklärten die Verfasser der bergischen Concordienformel (s. d. Art.) ausdrücklich, die Ubiquität des Leibes Christi finde nicht auf eine räumliche und irdische Weise Statt. Das Interesse für die, ohnehin aus der heil. Schrift keineswegs unwidersprechlich beweisbare Ubiquitätslehre, über die sich noch 1610 ein neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenen tübingischen Theologen und den gemäßigteren gießenschen erhob, haben die folgenden Jahrhunderte auch unter den lutherischen geschwächt, und die unbefangneren evangelischen Theologen beider Kirchen wurden im 18ten Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im heil. Abendmahle denen, die es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung der Art und Weise dieser Gegenwart und der Vereinigung seines Leibes mit dem Abendmahlsbrote (unio sacramentalis) aber kein Gegenstand menschlicher Lehrvorschriften und daher dem Glauben der Individuen zu überlassen sey. E.

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, verdanken wir den müßigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit, von allen Nahrungssorgen befreit, die Nebenstunden, die ihnen die Andachtsübungen übrig ließen, mit Versuchen aller Art, in nützlichen und unnützen Künsten, zubrachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren, die durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Die ersten Spuren derselben finden wir in den Klöstern des Mittelalters. Zwar das Wort

horologium kommt schon bei einigen Alten vor, und man möchte aus manchen Angaben schließen, daß sie schon dergleichen Kunstwerke, wie unsere Taschen- und Stubenuhren sind, gekannt hatten. Allein gewiß ist, daß die Uhren der Alten theils Sand- theils Wasser-Uhren waren. Die letztern brachte namentlich Julius Cäsar aus Britannien. Eine Wasseruhr war es, die Cassiodorus im 6ten Jahrhunderte seinen Mönchen empfahl, wenn die Trübigkeit der Tage sie hindere, die Sonnenuhren zu beobachten. Eine Wasseruhr war es, die der Schwelger Trimalchio, beim Petronius, in seinem Speisezimmer stehen hatte, und bei der er einen Trompeter anstellte, der die abgelaufenen Stunden ausrufen mußte. Im Vitruvius kommt die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesibius vor, der hundert und vierzig Jahr vor unserer Zeitrechnung mit der Wasseruhr Triebräder verbunden habe. Aber die Nachricht ist zu dunkel und unvollständig, als daß man über die eigentliche Einrichtung dieses Kunstwerks deutliche Begriffe haben könnte. In einer alten Chronik wird erzählt, daß Kaiser Carl der Große von dem damaligen Herrscher von Persien im Jahre 807 eine Uhr zum Geschenk erhalten, woran Glöckchen angebracht waren, und kleine Figuren von Reutern nach Ablauf der Stunden an fensterähnlichen Löchern hervorkamen und wieder hineingingen. Allein eine genaue Beschreibung dieses Kunstwerks, welche wir in dem, dem Eginhard zugeschriebenen fränkischen Annalen, lesen, gibt ausdrücklich an, daß es eine Wasseruhr gewesen, und daß nach Ablauf der Stunden kleine Kügelchen von Metall auf eine kleine Glocke herabgefallen, und den Ton hervorgebracht haben. Eben so wenig kann die Uhr, welche Pacificus, Geistlicher zu Verona, in der Mitte des neunten Jahrhunderts erfunden haben soll, mit Bestimmtheit für ein ähnliches Kunstwerk als unsere Uhren sind, angesehen werden. Denn die Worte in seiner Grabschrift sind zu unbestimmt, als daß man etwas gewisses daraus herleiten könnte. Auch dem berühmten Gerbert von Auvergne, der nachmals unter dem Namen Sylvester der zweite Papst war, und im Jahre 1003 starb, hat man die Erfindung unserer Uhren zugeschrieben. Allein der glaubwürdige Zeuge Dithmar von Merseburg sagt nichts weiter davon, als: Gerbert habe in Magdeburg für den Kaiser Otto ein Horologium richtig aufgestellt, in dem er durch eine Röhre den Stern, nach dem sich die Schiffer richten, beobachtet habe. Es kann unmöglich etwas anderes als eine Sonnenuhr gewesen seyn, die Gerbert nach der Polhöhe stellte. Im zwölften Jahrhunderte fing man in Klöstern an, Uhrwerke zu gebrauchen, die die Stunden durch den Schall einer Glocke, welche durch Räder in Bewegung gesetzt wurde, anzeigten. Denn man findet von da an öfters den Ausdruck: die Uhr hat geschlagen; auch wird des Weisers an der Uhr schon erwähnt. Von einem Wilhelm, Abt von Hirschau, sagt sein Lebensbeschreiber: Er habe ein Horologium erfunden nach dem Muster der himmlischen Sphären. So kurz diese Angabe ist, so möchte man doch deßwegen glauben, dieser Abt von Hirschau sey der Erfinder der Uhren, weil man findet, daß er einen eigenen Menschen angestellt, der dieses sein Kunstwerk in Ordnung erhalten und stellen mußte. Dieser Abt von Hirschau starb zu Ende des 11ten Jahrhunderts. Im 12ten Jahrhunderte kommt die Nachricht von einem Kunstwerke vor, welches Sultan Saladin dem Kaiser Friedrich II. verehrte. Dies wurde offenbar durch Ge-

wichte und Räder in Bewegung gesetzt. Nicht allein zeigte es die Stunden an, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise. Gewiß haben die Sarazenen diese Kunst nicht von den Mönchen der europäischen Klöster gelernt, sondern vielleicht waren sie die eigentlichen Erfinder, und die Kreuzzüge das Mittel, wodurch die Europäer diese Erfindung kennen lernten. Im 14ten Jahrhunderte findet man schon Spuren unserer heutigen Uhrwerke. Dante erwähnt ausdrücklich der Schlaguhren. Richard, Abt von St. Albans in England, verfertigte im Jahre 1326 eine Uhr, dergleichen man bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es war eine astronomische Uhr, die nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern sogar die Ebbe und Fluth anzeigte. Große Thurmuhren kamen auch zuerst im vierzehnten Jahrhunderte auf. Vielleicht ist Jacob Dondi in Padua der erste, der eine solche gebaut; wenigstens ward sein Geschlecht nach ihm Dell' orologio genannt. Auch ein Deutscher, Heinrich de Wyck, ward in demselben Jahrhunderte berühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich Carls V., baute. Diese Uhr war noch 1737 zu sehen. Die Taschenuhren müssen von weit späterer Erfindung seyn, ungeachtet man auch sie schon im vierzehnten Jahrhundert hat finden wollen; wenigstens gibt es vor dem Anfange des 17ten Jahrhunderts keine zuverlässigen Spuren davon. Die Pendel wurden von dem Sohne des großen Galilei zuerst 1649 bei einer Stubenuhr angebracht. Hugens scheint der Erfinder der Unruhe in den Taschenuhren zu seyn. Diese Erfindung fällt ins Jahr 1676. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Facio, die Kunst, in Rubinen und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren, um dergestalt die Taschenuhren noch sicherer gehen zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer, worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch sind sie schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen. Ein gewisser Barlow machte im Jahre 1676 eine solche Uhr für König Carl II. Ein Engländer, Graham, war im Jahre 1715 der Erfinder der Compensiv-Pendel. Dies sind breite Pendel aus abwechselnd verschiedenen Metallen zusammengesetzt, damit die Kälte und Hitze nicht nachtheilig auf die Schwingungen der Pendel wirken können. Nämlich wenn die Hitze das eine Metall verlängert, und also die Schwingungen verändert, so wird dies durch das andere Metall verhindert, auf welches die Hitze nicht die Wirkung äußert. Diese Erfindung ward von Harrison dadurch vervollkommnet, daß er seinen Pendel aus neun runden Stäben zusammensetzte, unter denen 5 stählerne und 4 kupferne waren. Mit diesen Pendeln sind noch jetzt die astronomischen Wanduhren versehen, und man kann sich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen. — Im Ganzen muß man bei den Pendeluhren bemerken, daß der Pendel mit dem sogenannten englischen Haken eine gemeinschaftliche Welle haben muß, wodurch vier Haupträder in gleichförmiger Bewegung erhalten werden. Nämlich das Bodenrad, welches sich in 12 oder 24 Stunden, das Minutenrad, welches sich in einer Stunde, das Mittelrad, das sich in sieben und einer halben Minute, und das Steigrad, welches sich in einer Minute herumdreht. In einer Taschenuhr dagegen kommt die Hauptkraft von der elastischen Stahlfeder, die sich in ihrem

eigenen Hause um einen Stift windet. An dieser Feder ist eine Kette befestigt, die sie mit der Kegelschnecke vereinigt und an dieser treibt das Schneckenrad gewöhnlich mit acht und vierzig Zähnen um. Damit aber die Bewegung dieses und der übrigen Räder gleichförmig sey, hat man eine Spindel mit Lappen angebracht, die stets in die Zähne des Steigrades eingreifen. Auf der Spitze der Spindel steht die sogenannte Unruhe, eine dünne metallene Scheibe mit drei Kreuzschenkeln, die, weil sie durchgehends gleich schwer sind, auch immer gleiche Schwingungen machen. Unter der Unruhe bringt man noch, um den gleichmäßigen Gang zu erhalten, eine haarfeine Spiralfeder an, die sich um die Spindel windet und die Bewegungen der Unruhe regelt. Diese Spiralfeder wird durch den sogenannten Rücker verkürzt oder verlängert, um die Uhr schneller oder langsamer gehen zu lassen.

Ukase heißt in Rußland jede Verordnung oder Manbat, das der Kaiser, oder der Senat im Namen des Kaisers, erläßt. In frühern Zeiten fingen sich die Verordnungen mit den Worten an: der Czar hat befohlen und die Bojaren haben gesprochen (ad locuti sunt); aber Peter I. befahl 1701 diese Worte, als der höchsten Gewalt zuwider, wegzulassen, und bloß zu sagen, der Czar hat befohlen.

Ulanen (Uhlanen), eine Gattung leichter Reiterei, die zuerst in Polen gewöhnlich war, und eigentlich von den Königen zum besondern Dienste, z. B. zum Escortiren, gehalten, nachher aber auch im Kriege gebraucht wurde. Sie waren tatarischen Ursprungs, und wurden für sehr treue und zuverlässige Leute gehalten. Ihre Waffen waren Carabiner, Pistolen, Säbel und vorzüglich die Lanze. Die oben an der Lanze befestigte kleine farbige Fahne diente zum Unterschiede der Regimenter oder Pulks, wie man sie nannte. Diese Lanze ist die Hauptwaffe der Ulanen, die, wenn sie geschickt geführt wird, allerdings von großer Wirkung ist. In der Folge wurde diese Gattung Reiterei bei der österreichischen, und im siebenjährigen Kriege auch bei der preußischen Armee eingeführt. In den neuesten Zeiten hat man bei den meisten Armeen Ulanen-Regimenter errichtet.

Ulemà heißt bei den Türken die Classe der Rechtsgelehrten, welche auch zugleich als Geistliche betrachtet werden, weil das Recht oder bürgerliche Gesetz der Türken eben sowohl, als ihre Religion, von dem Propheten Mohammed herkommt. Der Koran macht bei den Türken, eben so wie die Bücher Mosis bei den Juden, den bürgerlichen Gesetzcodex aus, und alle spätern gesetzlichen Vorschriften gründen sich auf denselben. Das Oberhaupt dieser Classe ist der Mufti; er ist der oberste Richter und Ausleger der Gesetze in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Seine Entscheidung, die er jederzeit schriftlich gibt, ist kurz, wird der ebenfalls schriftlich aufgesetzten streitigen Frage beigefügt, besteht oft in einem bloßen Ja oder Nein, und heißt dann Jetfa; jedesmal wird aber der Zusatz beigefügt: Gott weiß es besser. Der türkische Sultan war ehemals verbunden, in allen wichtigen Staatsangelegenheiten den Mufti und die Ulema's um ihr Gutachten zu befragen; diese Classe benutzte dies, um sich Ansehen zu verschaffen, und bildete oft eine Oppositionspartei gegen die Regierung. Allein diese letztere hat in neuern Zeiten gewußt, die Entscheidung der Ulema's nach ihren Absichten zu lenken, hat auch wohl nicht selten im entgegengesetz-

den Sinne gehandelt. Die Ulemy's haben das Vorrecht, daß ihr Vermögen nicht confiscirt werden darf — ein Fall, der sonst bei den Türken sehr häufig ist — und daß sie auf keine andre Art hingerichtet werden können, als daß sie lebendig in einem Mörser zerstoßen werden, welche Strafe jedoch nicht leicht Statt findet. Als Sultan Osman IV., wie der Ritter Tott erzählt, im J. 1755 die Widersprüche und Anmaßungen des Mufti nicht mehr ertragen wollte, befahl er, die steinernen Mörser, welche durch die Länge der Zeit ganz in die Erde versunken waren, wieder aufzustellen. Dieser Befehl allein bewirkte die Nachgiebigkeit des Mufti. Absetzung und Exil sind jetzt die gewöhnlichen Strafen eines Mufti, mit dem der Sultan unzufrieden ist. Die nächste Stelle nach dem Mufti in dem Corps der Ulema's ist die des Cadilesnier, eigentlich eines Richters in Angelegenheiten des Militärs, der aber auch in allen andern Sachen Recht spricht. Es gibt drei solcher Cadilesnier, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Aegypten. Sie haben Sitz und Stimme im Diwan; alle Cadi's oder Unterrichter in dem ihnen untergebnen Theile des Reichs stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Die Stelle des Cadilesnier bahnt den Weg zur Würde eines Mufti, und es kann keiner die letztre erlangen, wenn er nicht vorher das Amt eines Cadilesnier mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Classe der Ulema's machen die Mollahs, die, nach der Größe ihres Gehalts, vom ersten oder zweiten Range sind, und die Oberrichter in einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die Cadi's oder Unterrichter, welche überall in erster Instanz Recht sprechen (s. u. d. Art. Mollah und Cadi).

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas) war in dem Zeitraume von 360 bis 380 Bischof der christlichen Gothen in Dacien und Mösien, oder der sogenannten Mösogothen, und stand bei ihnen in großem Ansehn, durch welches er sie auch zur Annahme der arianischen Lehre, welcher er selbst beigetreten war, bewogen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, und wurde einigemale als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Constantinopel gesendet. Man schreibt ihm gewöhnlich die Erfindung der gothischen Buchstaben zu, dies ist wahrscheinlich aber nur so zu verstehen, daß durch ihn die gothische Schrift mehr verbreitet und bekannter geworden. Gewiß aber ist es, daß er zuerst einen Theil der Bibel, die vier Evangelisten, in die gothische Sprache übersetzt hat. Fragmente dieser Uebersetzung enthält der sogenannte silberne Codex in der Universitätsbibliothek zu Upsala, und eine andre Handschrift in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Neuerlich ist erschienen: Ulphila's gothische Bibelübersetzung, die älteste germanische Urkunde ꝛc. herausgegeben von J. C. Zahn, Weißenfels 1805.

Ulloa (Don Antonio di), geb. zu Sevelion 1716, widmete sich dem Seedienste, und wurde, als der Sohn einer altadeligen Familie, schon 1733 Capitain einer königl. Fregatte. Ein Jahr darauf ging er mit der Commission, die zu der bekannten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel nach dem südlichen Amerika abgeschickt worden war, nach Quito, und blieb daselbst bis 1744. Nach seiner Rückkehr durchreis'te er auf königlichen Befehl zur Vervollkommnung seiner staatswirthschaftlichen Kenntnisse einen großen Theil von Europa, und kehrte mit reichen Erfahrun-

gen zurück, die er zum Besten seines Vaterlandes in Anwendung brachte. Die großen Canäle des Bassins von Ferrol und Carthagena wurden durch ihn vollendet, und die berühmten Quecksilberminen von Almada und Guancavellica in Peru bekamen durch ihn neues Leben. Er ging 1755 zum zweitenmal nach Amerika, und wurde, als er zurückkam, 1767 zum Generaldirector der spanischen Marine ernannt. Er starb in einem hohen Alter den 5ten Jul. 1705 auf seinem Landsitze unweit Cadix. Ulloa gehört zu den berühmtesten und verdienstvollsten Männern, die sein Vaterland im vorigen Jahrhunderte aufzuweisen hatte. Er war unermüdet mit der Verbesserung der Manufacturen und der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande beschäftigt. Von seinen gelehrten Kenntnissen und seinem Beobachtungsgeist zeugen folgende seiner Werke: Relacion historica del Viage a la America meridional, Madr. 1748. (Ins Englische und Französische übersetzt, und deutsch im IX. Bde. der allgem. Historie der Reisen). Noticias americanas sobre la America meridional y la septendrional oriental, Madr. 1772 Deutsch von J. A. Dieze. Leipz. 1781, 2 Bde. 8.) — Don Bernardo di Ulloa ist ein Verwandter des Vorigen, und Verfasser eines wichtigen Werkes über den Handel und das Fabrikwesen Spaniens. — Don Luis de Ulloa y Pereira, ein berühmter spanischer Dichter des 17ten Jahrhunderts. Seine Sonetten werden von den Spaniern am meisten geschätzt. S. Velazquez Gesch. d. span. Dichtkunst, übers. v. Dieze.

Ulm, eine Stadt an der Donau, welche hier die Flüsse Iller und Blau aufnimmt, war bis zum Jahr 1803 eine freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, die ein sehr ansehnliches Gebiet von 15 Quadratmeilen mit 38,000 Einwohnern besaß. Durch den Deputations-Receß von Jahr 1803 wurde sie, mit andern Reichsstädten, an Pfalz-Bayern überlassen. Zufolge einer, am 24sten April 1810 zwischen Bayern und Würtemberg, abgeschlossenen Convention wurde die Stadt von Bayern an Würtemberg abgetreten. Ulm ist nun die Hauptstadt der würtembergischen Landvogtei an der Donau, und hat in 1600 Häusern, 14,200 Einwohner. Ihre Lage an der hier schiffbaren und 100 Schritte breiten Donau macht sie zu einem nicht unbedeutenden Handelsplatze, besonders in Speditionsgeschäften von einem Theile Deutschlands nach Oesterreich und Ungarn. Es wird hier viel Barchent und die unter dem Namen der schwäbischen bekannte Leinwand fabricirt; auch sind hier noch verschiedene andre Fabriken vorhanden. Um die Stadt herum wird viel Hopfen gebaut. Die Stadt hat ein berühmtes Gymnasium und eine schon seit langer Zeit bestehende Erziehungsanstalt (Sammlungsstift) für junge Frauenzimmer. Unter mehrern ansehnlichen öffentlichen Gebäuden ist die Hauptkirche, der Münster, ein altes gothisches Gebäude, die höchste und größte Kirche in Deutschland, das merkwürdigste. Die Lage und Befestigung dieser Stadt machten ihren Besitz ehemals wichtig. In der neuern Kriegsgeschichte ist Ulm dadurch merkwürdig geworden, daß ein Theil der am 14ten und 15ten October 1805 bei Elchingen und Langenau von den Franzosen geschlagnen österreichischen Armee unter dem General Mack sich in die Stadt warf, aber auch schon am 17ten October mit den Franzosen capituliren, und sich, 20,000 Mann stark, kriegsgefangen übergeben mußte.

Ulpianus (Domitius), ein berühmter alter römischer Rechtslehrer, gebürtig aus Tyrus in Syrien. Er bekleidete verschiedene Ehrenstellen unter dem Kaiser Alexander Severus, und wurde zuletzt Präfect des Prätoriums, aber im Jahre 226 bei einem Tumulte der Prätorianer von diesen ermordet. Er war ein Feind der christlichen Religion, und verfolgte die Bekenner derselben mit Heftigkeit. Seine Aussprüche über Gegenstände des Rechts und Erklärungen derselben sind aus seinen Schriften ausgezogen und in die Pandecten (s. d. Art.) aufgenommen worden.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geboren am 15ten Febr. 1487, war ein Sohn des wahnsinnig gewordnen Grafen Heinrich. Er kam zur Regierung, weil von Eberhard im Bart, dem ersten Herzog, und dessen Nachfolger, Eberhard I., keine männlichen Nachfolger vorhanden waren. Die abscheuliche Vertreibung des letztern durch seine Räthe, Diener und Amtleute im J. 1498 setzte ihn schon als eilfjährigen Knaben in den Besitz des Herzogthums; aber diese Räthe regierten dann in seinem Namen während seiner Minderjährigkeit, und besorgten höchst nachlässig und zweckwidrig seine weitere Erziehung. Um der kaiserlichen Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard desto gewisser zu seyn, verlobten sie ihn sogleich mit der Prinzessin Sabine von Bayern, einer Schwestertochter des Kaisers, veranlaßten aber eben dadurch, daß der Kaiser, welcher ein Regiment von 13 Personen weder für das Land, noch den jungen Herzog vortheilhaft finden mochte, ihn schon in seinem 14ten Jahr für volljährig erklärte. Ulrich war kraftvoll, feurig, muthig, ein Jüngling von Kopf und Herz; aber so viel er lateinisch gelernt hatte, war dennoch weder das eine, noch das andere gebildet worden, und er eben durch diese Rohheit und sein ungestümes Feuer ungeheurer Handlungen fähig. Späterhin machten ihn seine widrigen Schicksale hart, was er ursprünglich nicht war, und verbitterten seinen Charakter durch Argwohn und Mißtrauen gegen alle Welt. Die ersten Jahre seiner Selbstregierung zeichnen sich aus durch seine Theilnahme am bayer. landshut'schen Successionskrieg, welcher Würtemberg bedeutend vergrößerte; durch den glänzendsten Hof in Deutschland, welcher der Sammelplatz alles südteutschen Adels war; durch seine prachtvolle Vermählung mit Sabine von Bayern, obschon er sie gegen seine Neigung geheirathet zu haben scheint; durch die Gnade Kaisers Maximilian I., der den Tochtermann seiner Schwester sichtlich begünstigte. Aber bald folgte Unglück auf Unglück. Gerade jener Krieg und andere Ritterzüge, unter glänzende Hof und seine verschwenderischen Feste hatten die zum voraus beträchtlichen Schulden der Familie bis zu einer Million Gulden erhöht; drückende Behandlung, überhaupt schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre dazu machten die Unterthanen mißmuthig und unzufrieden, und so erhob sich 1514 der gefährliche Aufstand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu stillen vermochte, daß er den Würtembergern im tübinger Vertrag jene außerordentlichen Rechte und Freiheiten einräumte *). Schon das Jahr darauf ermordete er eigenhändig seinen bisherigen Liebling, Hans von Hutten, den er im Verdacht allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Da entfloh ihm diese; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunst des Kaisers; der Adel von

*) Siehe oben Tübinger Vertrag.

ganz Süddeutschland wüth durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und drohte ihm die Herzoge von Bayern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erbittertsten Gegner, nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück unrettbar gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen, und er, in der ersten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsstadt selbst weg, und vereinigte sie, als eroberten Gut mit seinem Herzogthum. Nun erwachte der bisher verhaltene Groll seiner alten Gegner aufs neue in aller Kraft; der ganze schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Bayern an seiner Spitze, waffnete sich gegen ihn, und in wenig Wochen war Ulrich vom Land und Leuten gänzlich vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäbische Bund das ausgeplünderte Herzogthum an die österreichischen Brüder Carl und Ferdinand, und bis zum Jahr 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Oesterreich unter König Ferdinand. Ulrich saß inzwischen auf der Bergfeste Hohentwiel, oder weilte in Mömpelgard, das ihm geblieben war, oder suchte Brod und Hülfe in Frankreich bei Franz I., oder in Cassel bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Versuche, sein Land wieder zu erobern, waren mißlungen; sein wiederholtes Ansuchen um rechtliche Entscheidung seiner Sache war nicht geachtet worden; umsonst hatten sich die angesehensten deutschen Fürsten auf öffentlichen Reichstagen bei Carl und Ferdinand für ihn verwendet. Bereits standen damals die Parteien der Catholiken und Protestanten im Reich einander gegenüber, und zum Glauben des letztern war auch Ulrich übergetreten; insgesammt glaubten sich die deutschen Fürsten vom Kaiser in ihrer Freiheit gefährdet, und gerade hatte er und sein Bruder die Hände voll zu thun mit anderweitigen Feinden; Frankreich gab Geld und hetzte gegen sie. Um so eher entschloß sich der kühne Landgraf von Hessen, eines der Häupter der Protestanten, zu einem Wagstück für Ulrich, seinen Glaubensgenossen und Anverwandten. Er führte ihn an der Spitze seines Heers im Jahr 1534 nach Würtemberg zurück, und der Gewinn der einzigen Schlacht bei Laufen am Neckar verschaffte dem lang Vertriebenen endlich sein Herzogthum wieder. Zwar mußte er es, so ungern er auch einwilligte, als österreichisches Afterlehen annehmen, weil Philipp und seine andern Freunde sich mit Kaiser Carl und König Ferdinand wieder ausgesöhnt sehen wollten; aber auch so behielt er Macht genug, um sogleich das Lutherthum darin einzuführen, zu welchem sich sein Volk um so sehnsuchtsvoller hinneigte, je strenger der neuen Lehre der Zugang unter König Ferdinand war verschlossen worden. Die große theologische Anstalt in Tübingen und das reiche Kirchengut der Würtemberger verdankten damals seinem guten Willen ihre ersten Anfänge. Doch auch jetzt sollte Ulrich sich keiner dauernden Ruhe erfreuen. Sein neues Verhältniß zu Oestereich, das den Verlust des schönen und wohlgelegenen Herzogthums nicht so leicht vergaß, und ihn öfters neckte und anmerkbrochen beobachtete, verursachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächsten 12 Jahren, und versetzte ihn gegen das Ende seines Lebens noch einmal in die peinlichste Verlegenheit. Als evangelischer Fürst war er Mitglied des schmalkaldischen Bundes geworden. Er hatte im Jahr 1545

ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Donau rücken lassen, und Würtemberg war nach der unglücklichen Wendung des Kriegs für die Verbündeten eines der ersten Länder, das vom Heer des Kaisers besetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung des Interim im Herzogthum war sein Friede mit dem Kaiser bald geschlossen; aber jetzt rückte König Ferdinand mit einer Felonieanklage gegen ihn, seinen Afterlehensmann, hervor, ließ den Prozeß in Form gegen ihn einleiten, und bald war vorauszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens an ihn verlieren dürfte. Schon hatte sich der alte Herzog entschlossen, was ihm sauer ankam, dasselbe seinem Sohn Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Krieg genommen hatte, als am 6ten November 1550 Kummer und Verdruß über diese letzte Widerwärtigkeit seinem Leben schnell ein Ende machten.

Ultramarin ist die schöne, himmelblaue, aber auch sehr kostbare Farbe, welche aus dem Lasursteine (lapis lazuli) gemacht wird. Bekanntlich gibt es zweierlei Arten von Lasurstein, mit Goldflecken durchsetzten und völlig blauen. Aus diesem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird zum feinsten Pulver zerrieben, mit verschiednen harzigen Materien vermischt und zu einem Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder geschieden. Was sich zuerst absondert, gibt das schönste Ultramarin; nach und nach wird es immer blässer, und folglich auch schlechter. Dieses Ultramarin und die aus den Kobalterzen bereitete blaue Farbe (Schmalte) sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, und daher zur Email- und zu Malereien auf Porzellan gebraucht werden können. Da der Lasurstein sich nur in kleinen Stücken findet, so ist das Ultramarin die kostbarste unter allen Malerfarben. Ehemals wurde sie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Malereien in den Handschriften, und nachher am meisten von Titian.

Ultramontan (aus dem Lateinischen, ultra montes), was jenseit der Gebirge, d. h. der Alpen, ist, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Deutschland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien, und zwar, in einem besondern Sinne, in der Mehrzahl (ultramontains), diejenigen italienischen Schriftsteller, welche die Grundsätze und Vorrechte der Päpste behaupten.

Ultraquisten s. subutraque und Calixtiner.

Ultrarevolutionärs. Diese Benennung kam in den ersten Zeiten der französischen Revolution, seit dem Jahre 1793 auf, um damit diejenigen zu bezeichnen, die in ihrem patriotischen Eifer die Gränzen der angenommenen Revolutions-Grundsätze überschritten. Man schrie unaufhörlich über die dem Vaterlande von innerlichen Feinden drohende Gefahr; aber bei den meisten mochte wohl die versteckte Absicht zum Grunde liegen, ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutions-Tribunal, das Gericht für alle Verbrecher und Anklagen, die sich auf Revolution und Gegenrevolution bezogen — Dantons Werk — wurde durch jenen übertriebenen Eifer veranlaßt. — Nach Ludwigs XVIII. Rückkehr nach Frankreich bildete sich eine Partei überspannter Royalisten — Ultraroyalisten — welche sich des constitutionellen Partei, oder denjenigen, die es

mit dem Könige und der von ihm gegebenen Constitution (Charte) hielten, widersetzten, die Aufhebung der Constitution, die Einführung einer willkührlichen Herrschaft, überhaupt die völlige Wiederherstellung der alten Verfassung in Frankreich mit Ungestüm verlangten, und besonders die von dem Könige erklärte Amnestie verwarfen. Sie fanden selbst am Hofe, bei den königlichen Prinzen, Unterstützung, und wurden dadurch immer kühner. Ihre Ueberzahl in der Kammer der Deputirten machte die Sitzungen der letztern oft sehr stürmisch, und bewirkte, daß die Minister nicht selten in der Minorität waren. Man nannte in der Folge die Mitglieder dieser Partei blos die Ultra's, auch weiße Jacobiner, zum Unterschiede von jenen, welche in den ersten Zeiten der Revolution durch ihre rothen Mützen sich kenntlich machten. Nachdem Ludwig XVIII. um einem neues Unglück, welches dieser Parteigeist zu drohen schien, abzuwenden, die Sitzungen beider Kammern unerwartet am 20sten April 1815 bis zum 1sten Oktober vertagt hatte, und aus gleicher Ursache am 5ten September 1816 die Kammer der Deputirten ganz auflöste, und neue Volksrepräsentanten zusammenrief, wurden unter dem Einflusse der Minister neue und gemäßigter denkende Männer zu Deputirten gewählt. Seitdem scheint dieser Streit wenigstens zu ruhen, und die Ultra's haben sich nur noch, wiewohl bis jetzt vergebens, bemüht, ihre Grundsätze durch Pamphlets verschiedner Art weiter zu verbreiten.

Ultimatum kommt zwar aus dem Lateinischen, von ultimus, her, ist aber kein eigentlich lateinisches, sondern ein neueres, in der diplomatischen Sprache gebräuchliches Wort. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu schließenden Tractate oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich fest stehen zu bleiben erklärt.

Ulysses (griechisch Odysseus), war ein Sohn des Laërtes und König über die kleinen Inseln Ithaka und Dulichium, die jetzt zu der Republik der jonischen Inseln gehören, und an der Küste Albaniens liegen. Er gehört unter die merkwürdigen Männer des Alterthums, aber seine Geschichte ist mit vielen Fabeln vermischt worden. Seine Gemahlin war Penelope, einzige Tochter des Ikarion. Ihre Freier mußten um sie einen Wettlauf halten, in welchem Ulysses den Preis davon trug. Als die griechischen Fürsten den Krieg gegen Troja beschlossen hatten, wollte er keinen Theil daran nehmen, weil ihm geweissagt worden war, daß er erst nach zwanzig Jahren zurückkehren würde. Er stellte sich daher wahnsinnig; allein Palamedes entdeckte die Verstellung, und Ulysses war nun genöthigt, mit zu ziehen. Er kam mit zwölf Schiffen vor Troja an. Während der Belagerung zeichnete er sich durch Kühnheit und List, so wie durch sein großes Rednertalent aus. Er half das Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter denen, die sich in das bekannte hölzerne Pferd verbargen, welches die Trojaner in die Stadt zogen, und wodurch nachher die Eroberung Troja's bewirkt wurde (s. d. Art. Troja). Nachdem diese Stadt eingenommen und verbrannt worden war, mußte Ulysses durch ein besonderes Schicksal zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten herumirren. Er kam an die Küste der Cyklopen, wo Polyphem sechs seiner Gefährten fraß. Er selbst würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht den Cyklopen berauscht, und

ihn in Gestalt seines einzigen Auges heraus hätte. Er besuchte hierauf die Wohnung des Aeolus, kam auf die Insel Aea, wo die Zauberin Circe herrschte, bei welcher er ein Jahr blieb, und stieg selbst in den Orkus hinab. Durch Zufall und den Zorn der Götter hatte er nach und nach alle seine Schiffe und Gefährten verloren. Als Schiffbrüchiger kam er ganz allein auf der Insel Ogygia an, wo er von der Nymphe Kalypso gut aufgenommen wurde, und mit ihr lange Zeit sehr vergnügt lebte. Durch den Beistand der Minerva kam er endlich wieder in sein Vaterland Ithaka zurück, wo er seine Gemahlin Penelope, die ihm beständig treu geblieben war (s. d. Art. Penelope), und seinen Sohn Telemach fand. Diejenigen, welche während seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope beworben hatten, tödtete er. Nach einer langen friedlichen Regierung wurde er in einem Gefechte von seinem eigenen, mit der Circe erzeugten Sohne, Telegonus, durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle diese Abenteuer des Ulysses und seine Reisen hat Homer in dem vortrefflichen Heldengedichte Odyssee (von dem griechischen Namen des Ulysses, Odysseus) besungen, wovon der Dichter Voß eine vortreffliche deutsche Uebersetzung geliefert hat.

Umber, Umbererde, eine weiche thonichte Torfart von brauner Farbe, die zum Malen, Anstreichen und Färben gebraucht wird. Sie soll ihren Namen von der ehemaligen Landschaft Umbrien, dem heutigen Herzogthum Spoleto im Kirchenstaate, erhalten haben, wahrscheinlicher aber wohl von Umbra, Schatten; auch die Franzosen nennen sie terre d'ombre. Sie wird in verschiedenen Nüancen, lichtbraun, dunkelbraun, auch grau und röthlich gefunden. Die cyprische wird für die beste gehalten. Sie findet sich häufig an verschiedenen Orten des sächsischen Erzgebirges. Die cölnische Erde, von brauner, bisweilen auch schwärzlicher Farbe, die von Cöln am Rhein durch ganz Europa versendet wird, wird ebenfalls zu der Umbererde gerechnet.

Umlaufendes Kapital (Nationalökonomie) ist derjenige Gütervorrath, welcher, wenn er zu Hervorbringung neuer Güter mitwirken soll, zuvor aus dem Besitze dessen treten muß, der ihn zu diesem Zweck anzuwenden beabsichtigt. Das umlaufende Kapital kann nur sinnlich seyn, nie geistig, denn nur sinnliche Güter können ihren Besitzer verändern, niemals geistige; es sind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gewerbfleiß der Menschen Waaren bereitet, die Münzstücke, womit die Arbeiter belohnt, die Nahrungsmittel, welche denselben während der Aeußerung ihrer Thätigkeit gereicht werden; denn von sämmtlichen Gütervorräthen dieser Art muß man den Besitz aufgeben, will man die Güter ins Daseyn rufen, zu deren Hervorbringung jene Vorräthe bestimmt sind. (S. Kapital). K. M.

Ummerapura, die große Hauptstadt des birmanischen Reichs in Hinterindien, auf einer Halbinsel des Irawaddy, die erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Ava aufgebaut und dergestalt angewachsen ist, daß Cox vor 1800 bereits 20 bis 25,000 Häuser und 175,000 Einwohner rechnet. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind der kaiserliche Palast, der für sich eine kleine Stadt ausmacht und jeden Fremden besonders durch die ungeheuere darin angebrachte Goldverschwendung überrascht, und der Kiaungdogie, oder das kaiserliche Kloster,

warin ebenfalls alles von Golde starrt und die höchste Gottheit der Birmanen, der Gaudama (der Buddha der Singalesen), verehrt wird. Beide Gebäude gehören zu den ausgezeichnetsten Gegenständen der orientalischen Architektur.

Umriß (Contour), nennt man in den zeichnenden Künsten die äußersten Linien, wodurch man die Schranken — mithin die Form irgend eines Körpers andeutet. Daher man auch Bilder, wo bloß die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, hervorbringenden Schatten und Lichter, und ohne beibehaltende Farben Contouren oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Bilder können daher nur von Anordnung und richtiger Zeichnung zeugen; da dies aber die Elemente der Malerei sind, so haben sie für den Kunstkenner großen Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf solche Contouren zu legen, und die vorzüglichsten Bilder auch auf diese Weise in Kupfer gestochen. Contouren von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, können natürlich von keinem sonderlichen Werthe seyn. — In Gemälden selbst können die Umrisse entweder scharf pronuncirt, oder die Uebergänge mehr verwaschen seyn. Dieses gilt als eines der unterscheidenden Merkmale der altdeutschen und der italienischen Schule. Jene liebte scharfe Linien und scharfes Nebeneinanderstellen der Farben; diese, in Folge treuer Naturbeobachtung, die Stellen, wo ein Körper über dem andern hervorgeht, mit dunklen Schatten anzudeuten; denn nirgends hören die Körper mit Linien auf.

Uncialbuchstaben, Buchstaben, die einen Zoll breit sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lateinischen Worte uncia, welches nicht bloß ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maß, nämlich den zwölften Theil eines Bauschuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Unehelich, uneheliche Kinder sind solche, die außer der Ehe erzeugt worden, deren Geburt also nicht durch die Gesetze der Kirche und des Staates geheiligt ist. (S. d. Art. Ehe.) — Die Gesetze machen mehrere Unterschiede, je nachdem die Aeltern mit einander verwandt, verlobt, oder sonst verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes gewesen. Der einer solchen Geburt anklebende Makel wird durch die Legitimation d. i. die Aufhebung des Standes ungesetzmäßiger Geburt) abgewaschen. Diese Legitimation erfolgt, wenn die Aeltern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe mit einander eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürsten, oder durch ein richterliches Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Aeltern schon verlobt wären.

Ungarn, Magyar Ország, das Land der Magyaren, machte in den ältern Zeiten der Geschichte einen Theil des weiten Pannoniens aus. Seine großen Ebenen wurden im Mittelalter nach und nach von verschiedenen Völkerhorden durchzogen, von welchen bloß die Avaren bleibende Wohnsitze stifteten. Carl der Große besiegte sie, und zwang ihnen das Christenthum auf, aber kaum hatte dies Wurzel gefaßt, als eine zahlreiche Horde Kalmyken, die sich Magyaren nannten und am Fuße des Urals zu Hause gehörten, ihre Wohnsitze verließ und durch die Ukräne und Polen gegen die Karpathen zog, sie alle überstieg und vereinigt mit

andern Horden, innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Murawa bis zur Gränze der Moldau erhorte. Ihre Anführer theilten unter sich das Land und Arpad, ihr erster Feldherr, nahm für sich mehr als die Hälfte; jedes Anführer theilte dann wieder mit seinem Volke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren oder Altvölker, wurden Sklaven. Dies ist der Anfang des Magyarenreichs in Ungarn. Ein wildes Volk, wie die Magyaren, war aber durchaus nicht geschaffen, sich schon eine ruhige Existenz zu gewöhnen; die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte füllen die Streifzüge, die sie bald gegen Westen, wo jedoch Heinrich der Städtebauer und Otto der Große ihren weitern Anfällen Schranken setzten, bald gegen Osten, wo sie bis vor die Thore von Konstantinopel drangen, unternahmen. Erst unter Arpads Urenkel Geisa hören diese Streifzüge auf und die Magyaren lernen allmählig in ihrem erobertn Lande einheimisch seyn. Geisa selbst nimmt 972 die Taufe und ruft auch aus dem Abendlande die Missionare zu sich, um das Christenthum überall zu verbreiten. Mit den Missionarien zogen nun auch Deutsche herbei, die sich überall verbreiteten und deutsche Cultur auf magyarischen Boden verpflanzten. Geisa beschützte die Fremdlinge, deren Werth er bald gehörig würdigen lernte; noch mehr aber sein Sohn Stephan der Heilige, der im Jahre 1000 von Rom den Königstitel annahm, und den kirchlichen und politischen Einrichtungen seines neuen Reichs eine ganz deutsche Gestalt gab. Die deutsche Verfassung, wie sie im zehnten Jahrhunderte bestand, wurde dabei zum Grunde gelegt, das ganze Land in 72 Comitate getheilt und in dem höchsten Beamten, dem Comes, die Civil- und Militärgewalt vereinigt. Es entstand eine Nationalrepräsentation, wohin jedoch bloß die höhern Districtsbeamten und die dem Könige unmittelbar unterworfenen Grundeigenthümer berufen wurden. Es war eine treffliche, schon in einander greifende Verfassung, so lange das bestand, was König Stephan angeordnet hatte. Nur war es unmöglich, daß unter einem so uncultivirten Volke, wie damals noch die Magyaren waren, diese neugebildete Verfassung sich lange in ihrer Integrität hatten konnte. Besonders war ein Punkt, an den sich bald alles stieß, die Erbfolge im königlichen Hause, die nichts weniger als geordnet war und bloß auf Observanzen beruhte; daher denn die vielen und großen Unruhen, die nach Stephans Tode 1038 über 40 Jahre lang das Reich zerrütteten, und den deutschen Königen Gelegenheit gaben, sich in Ungarns Angelegenheiten zu mischen und selbst König Peter 1044 zwangen, sein Erbe von Deutschland als Lehn zu empfangen. Doch wurde dies Lehnsverhältniß schon 1063 wieder aufgehoben und mit Ladislas I. kehrte 1077 die Ruhe zurück. Unter ihm und seinem Nachfolger wurden 1095 Kroatien, und 1105 ganz Dalmatien mit der Krone vereinigt. Unter Stephan II. wanderte 1124 ein großer Schwarm von Cumanen, und unter Geisa II. 1143 mehrere Tausende von Flandern und Niederdeutschen in das Reich ein; erstere bekamen Wohnsitze an der Theiß, letztre in Siebenbürgen. Von Geisa II. bis auf seinen Enkel Andreas II. war ein steter Wechsel der Regierungen und eine Ungewißheit in der Thronfolge, bis der die Ausbildung der Nation nothwendig still stehen mußte. Endlich erhielt 1222 die Nationalfreiheit durch die Urkunde, König Andreas II. ihre erste verfassungsartige schriftliche Fixirung

und das Reich hätte sich nun erholen können, wenn der unvermuthete Einfall der Mongolen unter Khan Batu 1241 nicht alles zerrüttet und das Land auf das äußerste verwüstet hätte. Doch ersetzten den ungeheuren Menschenverlust bald deutsche und italienische Colonisten, denen nach dieser Periode Ungarn die Entstehung mehrerer Städte und die Zunahme des Bergbaus verdankt. Mit Andreas II. starb 1301 der Mannsstamm der Arpäder aus. Auf ihn folgten nun auf Ungarns Throne mehrere Könige aus verschiedenen Häusern, unter welchen Ludwig der Große von 1342 bis 1382 einen vorzüglichen Rang einnimmt. Dieser größte aller Könige Ungarns besaß zugleich die polnische Krone, erwarb seinem ungarischen Reiche Rothreussen, die Moldau, Wallachei, Bulgarien, Bosnien und Dalmatien, und zeichnete seine Regierung durch die weisesten Einrichtungen aus; unter ihm rückten Cultur und Verfassung des Landes um mehr als ein Paar Menschenalter vorwärts. Allein nach seinem Tode brachen über die Thronfolge neue Unruhen hervor, und unter Siegmund, der endlich König blieb, war das Reich nicht glücklich, und verlor die meisten seiner Ausländer, selbst Rothreussen, die zipser Städte und Dalmatien. Zu dieser Zeit bekam auch das Reich seinen gefährlichsten Feind, die Osmanen, die sich von jetzt an in alle seine Händel mischten. Zwar widerstand ihnen unter Wladislav und Ladislav der tapfere Johann Hunlad mit Glück, und wurde der Retter seines Vaterlandes; zwar erhielt es in Johanns Sohne Mathias 1458 einen Monarchen, wie es nach Ludwig dem Großen keinen gekannt hatte, einen Mann von seltener Geistesgröße, unter dem das große Magyarenreich sich fast ganz redintegrirte, aber nach seinem Tode erhoben sich von neuem die unglücklichen Erbfolgestreitigkeiten, und Ungarn verlor in wenigen Jahren alles, was ihm Mathias wieder gewonnen hatte. Unter Mathias Nachfolger Wladislav von Böhmen, der 1490 den Thron bestieg, wurde Wien und alles, was Mathias in Oesterreich, Steyer und Krain erobert hatte, abgetreten; Schlesien, Mähren und die Lausitz lösten sich allmählig ab, viele Städte in Dalmatien ergaben sich den Venetianern, der Woiwode von der Moldau suchte polnischen Schutz, und noch mehr, — die Zügellosigkeit im Reiche, der Kampf des Klerus mit dem Adel, der Magnaten mit den geringern Edelleuten nahm dergestalt überhand, als ob kein König da sey. An der Spitze des niedern Adels stand Johann Zapolya, an der der Magnaten Stephan von Bathori; der Ehrgeiz beider Parteianführer stürzte das Reich in namenloses Unglück, und gab den Osmanen Gelegenheit, dasselbe mit Glück anzugreifen. Suleiman entriß Wladislavs unmündigem Nachfolger Ludwig II. 1521 Sabacz, Belgrad und ganz Servien; der mündig gewordene König, der ihnen späterhin entgegen ging, wurde 1526 mit seinem Heere bei Mohacz niedergemetzelt, und die Osmanen überschwemmten Ungarn bis nach Raab hinauf. Nun wurde Johann Zapolya zum Könige gewählt, aber Stephan Bathori rief Ferdinand I. von Oesterreich auf den Thron, den dieser auch gegen Zapolya behauptete, aber einen großen Theil von Ungarn in den Händen der Osmanen lassen mußte, die selbst Ofen besetzt hatten. Ferdinand war der erste Habsburger, welcher Ungarn auf immer (denn schon früherhin hatte es zwei Habsburger zu Herrschern gehabt) mit Oesterreich verband; er und seine Nachfolger bis auf Leopold I. führten den Krieg mit den Osmanen meistens unglücklich, welche den

schönsten Theil des Reichs in eine osmanische Provinz, die Regierungsschaft Ofen, verwandelt hatten, und unter beständigen Reibungen mit den Aristokraten, die voller Eifersucht stets dem Monarchen gegenüber standen und bei jeder Capitulation neue Vorrechte, neue Einschränkungen der Krone erstrotzten. Erst unter Leopold I. wendete sich das Glück auf Oesterreichs Seite: es gelang Leopolden, nicht bloß ganz Ungarn und Slavonien bis auf das Banat und Siebenbürgen im Frieden von Carlowitz 1699 wieder zu gewinnen, sondern auch das alte Wahlreich 1682 in seinem Hause erblich zu machen. Die rackoczyschen Unruhen wurden unter Leopolds zweitem Nachfolger Carl VI. durch den fruchtbaren Frieden beendigt; die Nation erhielt in demselben ihre Freiheit und den Acatholiken wurde die gesetzmäßige Religionsfreiheit bestätigt. Nun erst kehrte die Ruhe auf immer in das Reich zurück; der passarowitzer Frieden erwarb demselben das Banat, ein großer Gewinn, wenn auch schon die übrigen Früchte dieses Friedens in dem schmachvollen belgrader Frieden 1739 wieder aufgeopfert werden mußten. Als Carl VI. starb, traten die Magyaren einmüthig für seine Erbtochter Maria Theresia in die Waffen, und retteten mit großen Aufopferungen die große alte österreichische Monarchie, mit welcher Ungarn durch so mancherlei Bande verbunden ist. — Unter Ungarn im weitern Sinne versteht man die sämmtlichen Länder, die die österreichische Staatspraxis zur ungarischen Krone rechnet, als: Ungarn, Kroatien und Slavonien, so viel davon zum Civile gehört, nicht aber Siebenbürgen und Dalmatien, so wie die Militärbezirke, welche unter besondern Regierungen stehen; Ungarn im engern Sinne begreift bloß das Königreich Ungarn. Dieses herrliche Land wird durch die Karpathen im Norden von Gallizien, im Osten von der Bukowina, Siebenbürgen und der Wallachei, im Süden durch die Donau und Drave von dem osmanischen Reiche, Slavonien und Kroatien geschieden; im Westen hat es Steyermark, das Land unter der Enß, Mähren und Schlesien zu Gränzen, und hält im Areale mit der Militärgränze 3971⅓, ohne dieselbe 3827⅓ Q. Meilen. Es ist im Ganzen voller Berge, die von den Karpathen abstreifen, schließt aber auch im Südosten sehr große Ebenen ein. Der Boden ist sehr verschieden, meistens aber von hoher Fruchtbarkeit und besitzt einen sehr großen Productenreichthum, worunter besonders Weizen, Wein, Taback, Obst, Pferde, Ochsen, Schafe, Bienen und die mancherlei Metalle und Mineralien, die in keinem Lande von Europa in einer solchen Mannichfaltigkeit gefunden werden, Erwähnung verdienen. Zu den vornehmsten Gebirgen gehören die Karpathen mit ihren Verzweigungen, dem Matra, Fatra und den östlichen ungarischen Bergen, dann das cetische Gebirge; zu den größern Strömen die Donau, Theiß, Drave, Raab, Leitha, Vagh, Tenesch und Maprad; zu den Binnenseen der Platten- und neusiedler See, der palitscher Sumpf; zu den verschiedenen Canälen der Bega-, Franz-, Albrechts-, Jarzina- und Sarvizcanal; kein Land in Europa besitzt mehrere Mineralquellen. Die gemeine Sage nennt Ungarn ungesund und einen Kirchhof der Deutschen, aber nur die Gegenden sind ungesund, wo Moräste sich häufen, und diese findet man am häufigsten im Südosten; der große Ueberrest des Landes ist so gesund, wie irgend ein anderes Land, und sowohl der Mensch als das Thier und die edelsten Pflanzen gedeihen gleich gut. Die Volksmenge beläuft sich mit der Militärgränze auf etwa 7,500,000, ohne diese auf 7,130,000

Kypse. Nach Blumenbach wird Civilungarn mit Kroatien und Slavonien von 8,290,000 Menschen bewohnt, worunter etwa 3,984,000 Slaven, 2,675,000 Magyaren, 633,000 Wallachen, 570,000 Deutsche, 129,000 Juden, 48,000 Zigeuner und 1500 Griechen seyn mögen, die in 43 Städten, 657 Marktflecken, 8400 Dörfern und 922,672 Häusern wohnen. In Ungarn haben Catholiken, Griechen, Lutheraner und Reformirte gleiche Rechte; man rechnet im Reiche 4,870,000 lateinische und griechische Catholiken, 1,344,100 Griechen, 1,050,000 Reformirte, 650,000 Lutheraner und 129,000 Juden. In Hinsicht der Stände unterscheiden sich Adel und Volk: zu jenem gehören die hohen Prälaten und er ist Herr, zu diesem die Bürger und Bauern, wovon die erstern zwar persönlich frei sind und gewisser Vorrechte genießen, auch in den königl. Freistädten Theil an der Reichsstandschaft nehmen, doch aber einzeln keines der Vorrechte des Adels genießen. Die Bauern theilen sich wieder in freie, wohin die Jazygen, Cumanen, deutschen Colonisten u. a. gehören und in leibeigne, deren Zustand in neuern Zeiten gemildert ist, doch schmachten sie auch unter einer Menge von Frohnen und Herrendiensten und tragen die Staatslasten ganz allein, wie denn in der ungarischen Reichstagssprache bloß der Adel, die Prälaten und königl. Freistädte populus in diäta, alles übrige aber misera contribuens plebs genannt wird. Wo die arbeitende Volksclasse unter einem solchen Fluche seufzt, da kann der Ackerbau und die produzirende Industrie auf keiner hohen Stufe stehen. Dies ist auch in Ungarn der Fall, und trotz des gesegneten Bodens befinden sich Ackerbau und Viehzucht in dem elendesten Zustande, und nur wo deutscher Fleiß den Boden düngt, da sieht es etwas besser aus. Eine Stapelwaare des Landes ist der Wein, wovon man in Mitteljahren mehr als 21½ Millionen Eimer keltert, und worunter sich die edelsten Gewächse finden; wer kennt nicht denn herrlichen Most, den die Hegyalla um Tokai und Tarczal erzeugt? nicht den vorzüglichen Menesch und andere Ungarweine? Aber auch an Tabak und Flachs, so wie an Obste, an edlen Früchten, an Honig, Wachs, Fischen, Galläpfeln und andern Producten des Thier- und Pflanzenreichs ist Ungarn außerordentlich reich; doch wirft das Mineralreich das Meiste in die Schale der Ausfuhr. Man rechnet das jährliche Ausbringen an Metallen auf 2100 Mark Gold, 83,220 Mark Silber, 38,000 Centner Kupfer, 24,500 Cnt. Blei, 192,000 Cnt. Eisen, 130 Cnt. Quecksilber, 5250 Cnt. Antimonium, 5000 Cnt. Kobalt, 500 Cnt. Gallmei, 90 Cnt. Auripigment, 1250 Cnt. Berggrün, 1800 Cnt. Alaun, 25,000 Cnt. Natrum, 400,000 Cnt. Steinkohlen und 958,000 Cnt. Salz; außerdem hat Ungarn die edelsten Opale und mancherlei edle Steine. Der Kunstfleiß ist zwar in neuern Zeiten um vieles lebhafter geworden und einige Zweige desselben werden mit Fleiße und Vorliebe cultivirt, doch hängt es in andern wieder ganz von dem Auslande ab, und dürfte, so lange es seine veraltete Verfassung und Oesterreich sein Colonisationssystem gegen Ungarn beibehält, nie sich zu einem Manufacturstaate erheben können. Der Handel liegt ebenfalls in diesen Fesseln, und ist von dem Handelssysteme des großen Kaiserstaats ganz isolirt. Trotz aller Beschränkungen bringt es aber so viele natürliche Güter zur Ausfuhr, daß dessen ungeachtet das Uebergewicht auf seiner Seite ist; 1800 betrug mit Ausschluß des osmanischen Handels seine Ausfuhr 29,150,000, die

Einfuhr 20,140,000 Gulden; doch verliert es in seinem Landhandel mit den österreichischen Staaten. Die vornehmsten Handelsstädte sind Pest, Debrezzyn und Pressburg. — Ungarn ist eine erbliche Monarchie, die eigentlich einen mit dem österreichischen Kaiserreiche conföderirten Staat ausmacht. Der König hat viele und wichtige Rechte; ihm sind alle Majestätsrechte eigen und seine Gewalt erstreckt sich über alles, was zum Zweck des Staats als Mittel dient. Zu seinen Reservatrechten gehören: 1. das Patronat über alle kirchlichen Beneficien, 2. das Recht, den Adel und alle Privilegien zu ertheilen, 3. die Besetzung aller Staatsämter, 4. das Recht, Krieg und Frieden zu führen, 5. er ist die höchste Obrigkeit des Reichs und 6. alle erledigten Stammgüter fallen ihm zu. Dagegen muß er die Aufrechthaltung der Reichsverfassung war und nach seiner Krönung, welche ihn zum apostolischen Könige inauguriert, beschwören, muß ein Catholik seyn, und kann Gesetze, Auflagen und andere Verfügungen nur durch das Organ des von ihm berufenen Reichstags machen, woselbst die Stände eine beifallgebende Stimme führen und sich nicht selten gegen die Eingriffe der Krone setzen. Die Reichsstände bestehen: 1. Aus den Prälaten, wozu die sämmtlichen catholischen und griechischen Erzbischöfe, Bischöfe, die meisten Aebte und Pröbste gehören, 2. aus den Magnaten oder den großen Reichsbeamten und Obergespanen, wovon einige ihre Würden erblich besitzen, 3. aus den niedern Edelleuten und 4. aus den königl. Freistädten, wovon jede doch nur eine Stimme hat. Der Reichstag soll nach den Gesetzen alle 3 Jahre, wenn es das Beste des Reichs befiehlt, durch königl. Comitialbriefe ausgeschrieben werden; er theilt sich in 2 Kammern — die Magnatentafel, wozu die Prälaten, Magnaten, Grafen und Freiherren, und die Ständetafel, wozu die Edelleute und Freistädte gehören. — Die Regierungsgeschäfte verwaltet nach den Landesgesetzen die königl. Statthalterei, welche ganz independent und keiner Hofstelle unterworfen ist. Sie ist das höchste Verwaltungscollegium, ihr Präsident der Palatin, und ihr sind die 25 ungarisch-illyrischen Comitate sämmtlich pflichtig. An der Spitze der Comitate steht der Obergespan, dessen Würde in einigen Comitaten erblich ist. Das höchste Justizcollegium ist die Septemviraltafel, das Apellationsgericht die königliche Tafel, an welche von den Districtualtafeln appellirt wird; niedere Gerichte sind die Herrenstühle für die Bauern, die Magistrate für die Freistädte und Marktflecken und die Comitatsgerichte für den Adel. Uebrigens ist Ungarn unstreitig eine der wichtigsten Provinzen der österreichischen Monarchie; es recrutirt ohne die Gränzen 14 Infanterieregimenter und einen bedeutenden Theil der Cavallerie und bietet in Zeiten, wo dem Vaterlande Gefahr droht, eine Adelsinsurrection auf, die 1809 aus 18,000 Mann Cavallerie und 21,000 Mann Infanterie betrug. Dabei trägt es zu den Lasten der Monarchie wenigstens 20 Millionen Gulden bei, wobei es die innere Verwaltung aus eignen Mitteln bestreitet. Civilungarn zerfällt in 4 große Kreise diesseit und jenseit der Donau und diesseit und jenseit der Theiß, deren jeder wieder in Gespanschaften oder Comitate getheilt ist.

Ungarische Militärgränze, s. **Banatgränze** und **österreichische Militärgränze**.

Ungarweine heißen die sämmtlichen Weine, die in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern erzeugt werden, und zu

den edelsten Gewächsen Europa's gehören; nur wirft man dem Ungarweine öfterhaupt vor, daß er zu stark in das Blut gehe. Die bessern Sorten sind die von Tokai und Tarczal, die auf einem Raume von 5 □ Meilen in der Hegyalla und, was merkwürdig ist, unter 48° Breite sich zu der süßesten Essenz verkochen; dann folgt der rothe Menescher an Kenner dem Tokaier gleich setzen, der Neustädter, welcher dem Burgunder, der Schiraker, welcher dem Champagner, einer, der Oedenburger, Ruster, Seckzarder, Erlauer u. a. Ungarn allein erzeugt im Durchschnitte auf 911,167 Joch Weingebirge 21,893,560 Eimer, wovon es nach Schwarter jährlich 14,257,815 Eimer selbst verzehrt, und das Uebrige ausführt; Tokai gewinnt allein 180,000, Erlau 200,000 und Ofen 100,000 Eimer. Die bessern Ungarweine unterscheiden sich in Essenz, Ausbruch, Muschlasch und gemeinen Wein. Doch stehen die Landweine zu äußerst niedrigen Preisen: so galt auf dem Medardimarkte zu Pest 1813 der Eimer alter rother Ofner 8 bis 12, alter Seckzarder 8 bis 10, und junger Ofner 4 bis 6, dagegen Menescher Ausbruch 60 bis 120, Menescher Essenz 150, Tokaier Ausbruch 50 bis 180 und Tokaier Essenz 200 bis 250 Gulden W. W.

Unger (Joh. Georg), geboren zu Goos unweit Pirna, den 26sten Oct. 1715, lernte in einer unbedeutenden Ofstein die Buchdruckerei, und nebenbei, getrieben von seinem regen Geiste, für sich selbst das Holzschneiden. Im Jahr 1740 ging er nach Berlin, wo er unabläßig arbeitete, die den Buchdruckereien gewöhnlichen Verzierungen zu verbessern, und in der Formschneidekunst ausgezeichnete Fortschritte machte. Um sich in dieser seiner Lieblingskunst recht zu vervollkommnen, widmete er sich ihr 1757 ein ganzes Jahr, und löste dabei die schwierigsten Aufgaben, so z. B. brachte er fünf Landschaften zu Stande, die wahre Kunstwerke sind. Ohne seine Verdienste um typographische Schönheit hinreichend erkannt und belohnt zu sehen, starb der bescheidene Künstler den 15ten Aug. 1788. — Sein Sohn, Joh. Friedr. Gottlieb Unger, geb. 1750, trat rühmlich in die Fußstapfen seines Vaters, und ward einer der ausgezeichnetsten Männer seines Faches. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutsche Schrift durch mehr Abrundung und Annäherung an die lateinische zu verschönern und ihr so viel Einfachheit zu geben, daß sie zwischen der gothisch-deutschen und echtrömischen Currentschrift gleichsam in der Mitte stände. So entstand denn die sogenannte ungersche Schrift, die man zu gebrauchen bereits sehr wieder nachgelassen hat. Noch größer waren seine Verdienste in der Holzschneidekunst. Er brachte es darin zu einem Grad der Vollkommenheit wie bisher noch kein deutscher Künstler. Es wurde ihm daher der Titel eines Professors ertheilt, nachdem er schon Mitglied des Senats der königl. Akademie der bildenden Künste geworden war. Als Buchhändler zeigte er den rühmlichsten Eifer und große Thätigkeit bis an seinen Tod, der schon am 26sten Decemb. 1804 erfolgte.

Unglaube ist die Weigerung, Wahrheiten anzuerkennen, die entweder durch zuverlässige historische Zeugnisse bekräftigt, oder in unmittelbarem Bewußtseyn der menschlichen Vernunft gegründet, oder durch das Ansehn der geoffenbarten Religion verbürgt sind. Im erstern Falle befindet sich der gemeine Unglaube, der, die wissenschaftlich ausgemittelte Geschichte umwerfend, alles menschliche Wissen vernichtet und gegen Thatsachen protestirend, Unsinn

wird; im andern der philosophische oder vielmehr unphilosophische, der Postulaten der Vernunft, z. B. der Lehren vom Daseyn Gottes und von der geistigen Natur der Menschenseele, ihre ursprüngliche Gültigkeit streitig macht; im letzten der religiöse oder vielmehr irreligiöse, der entweder, wie der Naturalismus pflegt, der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer gewissen Form und Weise derselben, wie Juden, Mohammedaner und Heiden (Ungläubige im kirchlichen Sinne) der christlichen Religion, oder einzelnen Religionslehren, wie die Socinianer der Trinitätslehre, die Glaubwürdigkeit abspricht. Das Verfahren des vorsätzlichen Unglaubens „für die Wahrheiten, die er verwirft, Ueberzeugungsgründe zu fodern, die sich nach der Natur der Sache nicht geben lassen," ist eben so unbillig als ungereimt. Indem er augenscheinliche, in die Sinne fallende Beweise für übersinnliche Gegenstände z. B. den Anblick geistlicher Wesen, oder positive Begriffsbestimmungen von unbegreiflichen Dingen, z. B. von der Ewigkeit Gottes, verlangt, werden die Mißverständnisse, von denen er ausgeht, sogleich erkennbar. Wenn aber auch der relative Unglaube, oder das Sträuben gegen die Annahme einzelner, subjectiv nicht gleich einleuchtender Wahrheiten nur unter die Inconsequenzen gehört, so ist der absolute, der alles, was geglaubt werden soll, schlechthin verwirft, eine der größten Verirrungen des menschlichen Verstandes, die nie ohne nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit bleibt. Meistentheils hat der Unglaube seinen Grund in den Neigungen des Herzens, die bei einer strengen, beschwerlichen Wahrheit ihre Rechnung nicht finden, und bezieht er sich auf die übersinnliche Welt, die die Religion uns aufschließt, so werden seine Ursachen im Mangel an Bildung und Sinn für das Höhere zu suchen seyn. Mit allen diesen Arten des Unglaubens ist jedoch die Bedenklichkeit des Philosophen, sich für ungeprüfte Behauptungen zu erklären, oder in Sachen der Ueberzeugung Autoritäten anzuerkennen, nicht zu verwechseln. Diese Schwergläubigkeit kann aus der reinsten Wahrheitsliebe entspringen. Vergl. die Artikel Glaube, Indifferentismus, Skepsis. E.

Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papst Clemens XI. 1713 erlassenen Bulle, die unter dem Namen der Constitution Unigenitus eine dem päpstlichen Ansehn und dem Frieden der catholischen Kirche sehr gefährliche Celebrität erhalten hat. Um einen Hauptstreich zur Unterdrückung der Jansenisten auszuführen, entwarf die jesuitische Partei am Hofe Ludwigs XIV., besonders der Beichtvater des Königs le Tellier, diese Bulle, und nöthigte ihre Bekanntmachung dem Papste ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre fast wörtlich übereinstimmende Sätze aus den damals sehr beliebten moralischen Betrachtungen über das neue Testament, die Paschasius Quesnel, sonst Priester des Oratoriums zu Paris, nun im Exil zu Amsterdam, seiner französischen Uebersetzung des N. Test. beigefügt hatte, mit allgemeinen Machtsprüchen, als ketzerische und gotteslästerliche, oder doch anstößige Behauptungen verdammt. Nur die Wuth der Jesuiten wider Quesnel, den man nach Arnaulds und Nicoles Tode als Wortführer des Jansenismus betrachtete (vergl. d. Art. Jansen), und wider den allgemein verehrten Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles (s. d. Art.), der Quesnels Buch öffentlich empfohlen hatte, und seine

Unabhängigkeit gegen le Tellier männlich zu behaupten wußte, konnte einen so empörenden Gewaltschritt begreiflich machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone seiner Partei der göttlichen Gnade (s. d. Art.) einen unbedingten und unwiderstehlichen Einfluß auf das menschliche Gemüth zuschreibt, mochten allerdings allein durch die Schriften des heiligen Augustinus zu rechtfertigen seyn; aber wenn die Constitution Unigenitus damit auch Sätze, die auf Reinheit der Antriebe zum sittlichen Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Gottesliebe zur Tugend und Versöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebrauchs der heil. Schrift, auf Verbesserung der Sitten und gewissenhaftere Führung des geistlichen Amtes drängen, zusammenwarf und zu lehren verbot, so mußte die Welt erstaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jesuitischen Nachgier und französischen Hofpolitik so weit hatte nachgeben können, unter seinem Namen ein Manifest wider die Grundwahrheiten der christlichen Moral ausgehen zu lassen. Denn dafür wurde diese Constitution bald nicht bloß von den Jansenisten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um desto begierigen gelesenen Buches, sondern auch von vielen neutralen Catholiken angesehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile des französischen Klerus, die Mehrheit der Theologen in der Sorbonne, selbst die französische Damenwelt, der die Constitution durch Verketzerung des quesnelschen Satzes: „daß eine genaue Kenntniß der Religion und heiligen Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sey," dies erste Recht aller Christen absprach, und die herrschende Stimmung des Volks brachen in offenen Widerspruch oder geheimen Gegenwirkungen wider dieses jesuitische Machwerk aus, während die Jesuiten durch den König alle Mittel der Macht und Ueberredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgesetz zu erheben und seine Einführung in allen Diöcesen zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe schwächerer Gemüther durch königliche Befehle, Bestechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerspenstigen von niederm Range umgestimmt werden, so war doch gegen das Parlament und den Cardinal auf diesem Wege nichts auszurichten. Jenes verstand sich nur unter Bedingungen, die die Bulle fast ganz entkräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgesetze; dieser wollte sie erst gar nicht, später nur nach seiner eigenen mildernden Auslegung annehmen und bekannt machen lassen. Während des unter dem Namen der Constitutionsstreitigkeiten bekannten heftigen Kampfes starb Ludwig XIV., ohne den Jesuiten einen vollständigen Sieg verschafft zu haben. Die Gassen von Paris ertönten von Spottliedern auf die Constitution, deren Namen das leichtfertige Publicum einer natürlichen Tochter ihres Ueberbringers, des päpstlichen Nuncius Bentivoglio beilegte; die gegenseitige Erbitterung sprach sich in Streitschriften aus, die den Parteigeist entflammten; Frankreich theilte sich in Constitutionisten oder Acceptanten, die die Bulle annahmen und Anticonstitutionisten, Recusanten oder Opposanten, die sie verwarfen. Unter der Regentschaft, die den Jesuiten nicht günstig war, wagten es mehrere Bischöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitrat, feierlich gegen die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu appelliren, wodurch für die nun bald durch die angesehensten Universitäten und geistlichen Corporationen verstärkte

Oppositionspartei den Name Appellanten aufkam. Diese Parthei zerfiel in gemäßigtere und strengere Factionen, als Noailles sich 1720 zur bedingten Unterschrift der Bulle verstanden und dadurch die eifrigeren Appellanten wider sich aufgebracht hatte. Die strengeren Maßregeln Ludwigs XV. und seines Ministers Fleury, der um den Cardinalshut buhlte und den Jesuiten schmeichelte, bedrängten die Gegner der Bulle von neuem, die Priester unter den Appellanten wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigert; dem 80jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterschrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch sie feierlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerspruchs rege zu erhalten, und um die grausame Sacramentsverweigerung, wodurch der für die Constitution gewonnene Klerus sie ängstigte, abzustellen, wagte das Parlament seit 1752 neue, kühnere Schritte. Der nun mit der alten Erbitterung wieder ausgebrochne Constitutionsstreit wurde endlich durch ein sehr gemäßigtes Breve Benedicts XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufrieden stellte und nur gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten, deren natürliche Folge ein allmähliger Verfall des Gewichts der Constitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern catholischen Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der österreichischen Monarchie, wo einige Bischöfe sie in ihren Diöcesen verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch ein Edict Josephs II. nebst der Bulle In coena Domini förmlich unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch der Geschichte an, da selbst die Päpste sie nicht mehr für eine Glaubensregel ausgeben. E.

Union, kirchliche, oder Religionsvereinigung ist seit dem Zeitalter der Kirchentrennung ein Gegenstand eifriger Wünsche und vielfältiger, bis auf die neuesten Zeiten stets fehlgeschlagner Versuche gewesen. Im Munde des Papstes und seiner Hoftheologen bedeutete dieses Wort nie etwas anders, als unbedingte Unterwerfung und Rückkehr unter seine geistliche Oberherrschaft, wie schon die im Art. griechische Kirche erwähnten Unionsverhandlungen mit den griechischen Kaisern beweisen. Derselbe Anspruch war auch das Hauptbinderniß, wodurch die Projecte zur Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen mit den catholischen vereitelt werden mußten. Nicht zu gedenken, daß die in Rom als kaiserliche Veranstaltungen stets gemißbilligten Religionsgespräche zwischen den Catholischen und Evangelischen, selbst das 1541 zu Regensburg gehaltene, welches die beiderseitigen Theologen einander nahe genug brachte, die Erbitterung nur vermehrten und selten mehr als täuschende Zwischenspiele waren; auch die Unionsvorschläge aufgeklärter catholischer Theologen, wie Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche 1553, und die von dem friedliebenden Kaiser Ferdinand I. 1564 noch kurz vor seinem Tode veranlaßten, mit edler Wahrheitsliebe und Mäßigung abgefaßten Gutachten Cassanders und Wicels fand gerade die römische Kirche am anstößigsten. Die 1644 von Rom, doch nicht einmal unter päpstlicher Autorität, ausgegangene Consultation, die eine Vereinigung

x protestantischen Fürsten und Städte mit der catholischen Kirche
as durch Verhandlungen der Laien bewerkstelligt wissen wollte, war
hlau genug, doch wegen gänzlicher Verkennung des protestantischen
eistes unbrauchbar. Redlichere Willfährigkeit zu nachgiebigem Ent-
:genkommen sprach aus den Vereinigungsvorschlägen, die der Chur-
rst von Mainz, Johann Philipp (Schönborn) 1660 durch seinen
anzler von Boyneburg aufsetzen und unter der Hand an einige deut-
he Höfe gelangen ließ. Sie trugen auf eine Synode von 24 De-
utirten beider Confessionen an, die die beiderseitigen symbolischen
ücher gegen einander abwägen und über das Religionswesen Deutsch-
nds entscheiden sollte, mußten aber schon wegen allzumilder Accom-
odation der catholischen Unterscheidungslehren nach den Ansichten
er evangelischen geheim und erfolglos bleiben. Lauter regte sich der
Bischof Christoph Rojas de Spinola, der als Beichtvater der Ge-
ahlin des Kaisers Leopold I. aus Spanien nach Wien gekommen
ar und seit 1675 bei zwanzig Jahr durch ironische Schriften und
leisen an die deutschen evangelischen Höfe auf die Wiedervereini-
ung der Protestanten mit der catholischen Kirche hinarbeitete. Die
Rücksicht auf den Kaiser, als dessen Abgesandter er sich ankündigte,
erschaffte ihm freundliche Aufnahme, besonders zu Berlin und Han-
over; doch brachten nähere Besprechungen nur seine Zweideutigkeit
nd den Mangel einer hinlänglichen Vollmacht vom Papste an den
Tag, und auch sein letzter Versuch, die verschiedenen Confessionen
n Ungarn und Siebenbürgen zusammenzubringen, scheiterte an der
Vorsicht der Protestanten. Inzwischen trat der ihm weit überlege-
e Bischof Bossuet (s. d. Art.), der schon zur Bekehrung der
ranzösischen Protestanten eine nach Möglichkeit versüßte Auslegung
es catholischen Glaubens geschrieben hatte, als Friedensvermittler
einer Kirche in Unterhandlungen mit dem evangelischen Abt zu Loc-
um Molanus, der wahrscheinlich durch die Wünsche seines Herrn,
es damals dem Kaiser sehr ergebenen und von Frankreich aus bear-
eiteten Churfürsten Ernst August von Hannover und der Gemahlin
esselben Sophie bestimmt oder gar aus Einfalt weit mehr, als ei-
em protestantischen Theologen geziemte, nachgab, und sich dadurch
en Verdacht einer heimlichen Vorliebe für den Catholicismus zuzog.
Noch viel entscheidender hätte der warme Antheil wirken können,
en der große Leibnitz mit freimüthiger Abweisung der bossuetis-
chen Sophismen an der Sache nahm, wenn bei den Bedingungen
Bossuets, die im Grunde auf eine Vernichtung aller Eigenthüm-
lichkeiten des Protestantismus hinausgingen, irgend einiger Beifall
on Seiten der Evangelischen zu hoffen gewesen wäre. Daher blieb
ieser im letzten Decennium des 17ten Jahrhunderts mit großem
Eifer und lebhaftem Schriftenwechsel betriebene Vereinigungsent-
urf ein Privatunternehmen, das sich durch den beinahe gleichzei-
igen Tod der dabei handelnden Hauptpersonen zerschlug. Seit-
em war wenig mehr von solchen Vorschlägen die Rede. Die von
em forbonnischen Theologen Du Pin mit dem Erzbischof Wake
on Canterbury über eine Union der französischen und englischen
Kirche 1717 bis 1719 gewechselten Schriften kamen damals nicht
einmal zur öffentlichen Kunde; die nicht gehörig überlegten Anmu-
thungen des pseudonymen Febronius (s. d. Art. Hontheim)
urden in seiner eigenen Kirche noch mehr gemißbilligt, als von
en Evangelischen; auf den Privatantrag des Erzbischofs von Tu-

rin della Lanze folgte 1772 mit Recht ein ablehnendes Gutachten vom Abt Jerusalem, und die Einladung zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, die Lecoz, Erzbischof von Besançon 1804 öffentlich an die protestantischen Prediger zu Paris richtete, konnten diese auch nur ablehnend beantworten: denn jene zumüthige Wiederkehr und Unterwerfung der Protestanten, worauf die catholische Kirche so lange bestehen muß, als sie ihren hierarchischen Grundsätzen nicht entsagen will, ist doch nur einzelnen Proselyten zuzumuthen. Der letzte, ernstlich gemeinte, auch selbst dem Kaiser [illegible]on 1805 vorgetragene Unionsplan des französischen Rechtsgelehrten Beaufort, der den Kirchenfrieden durch das Uebergewicht der Staatsgewalt stiften lassen wollte, hatte endlich aus guten Gründen beide Kirchen wider sich. Die Vernünftigen aller Parteien sind jetzt in der Ueberzeugung einverstanden, daß hier weder durch Zwangsmittel, noch durch Reklamsgespräche, noch durch Friedensverträge über einzelne streitige Punkte, überhaupt durch keine halbe Maßregel etwas Ersprießliches auszurichten, sondern nur neuer Streit zu entzünden ist; und wer das innere Wesen beider Kirchen kennt, wird mit Plank (s. dessen Worte des Friedens an die catholische Kirche 1809) entweder für eine vollständige, oder wenn diese nicht zu hoffen steht, wider jede Art von Vereinigung stimmen. Denn da der Catholicismus und Protestantismus (vergl. d. Art.) ungeachtet ihrer Einigkeit in den Grundlehren des Christenthums, doch gerade in Rücksicht auf das Kirchenthum, worauf bei einer äußern Vereinigung offenbar das Meiste ankommt, die schärfsten und unversöhnlichsten Gegensätze bilden; so muß entweder eine von beiden Kirchen ganz und ohne Vorbehalt in die andere übergehen, oder der Stand der Dinge bleiben, wie er gegenwärtig ist; bis mit der Zeit die fortschreitende Cultur und die stille Annäherung im Geist Erfolge vorbereitet, die jetzt nur die unverzeihlichste Indiscretion laut zu vermuthen, oder gar anzukündigen wagen könnte. Etwas anders verhält es sich mit dem Wunsche einer Union der beiden protestantischen Hauptparteien. So stark die evangelischen Theologen des 16ten Jahrhunderts sich in die Meinung hineingestritten hatten, Calvinismus und Lutheranismus wären im Grunde und Wesen der Lehre von einander verschieden und ganz unvereinbar, klar ist es doch, daß ihrer Vereinigung eigentlich nur zwei Differenzpunkte im Wege stehen: von Seiten der lutherischen Kirche die buchstäbliche Erklärung der Einsetzungsworte des h. Abendmahls („das ist mein Leib;" vergl. d. Art. Abendmahl und Ubiquität), die die philosophirende Vernunft der Reformirten anstößig findet, und von Seiten der reformirten Kirche, die in aller Strenge von Calvin aufgestellte und von der dortrechter Synode bestätigte augustinische Theologie von einer partiellen Prädestination oder Gnadenwahl (s. d. Art. Gnade), die den Glauben der Lutherischen an die allgemeine Liebe Gottes in Christo kränkt. Ueber den ersten dieser Punkte hatten sich die beiden Kirchen entzweit und die wittenbergische Concordie (Vergleichs- und Eintrachts-Formel), die der straßburgische Theolog Bucer 1536 der Billigkeit oder Klugheit Luthers abgewann, konnte keinen wirklichen Frieden herstellen (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), ja die leidenschaftlichen Streitigkeiten und gegenseitigen Verfolgungen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gaben dem Sectenhaß immer neue Nah-

rung. Friedlicher gingen die Theologen beider Theile von den übrigens fruchtlosen Religionsgesprächen zu Leipzig 1631 und zu Cassel 1661 aus einander. In diesem Jahrhunderte wollte nun auch ein einzelner Mann ausrichten, was den Fürsten und gelehrten Corporationen beider evangelischen Kirchen bisher mißlungen war. Der Engländer John Dury, anfangs Prediger der englischen Gemeinde in Elbing, wendete den größten Theil seines Lebens (starb 1680 zu Cassel) auf, um durch Reisen in alle protestantischen Länder von Europa und Verhandlungen mit den Höfen, Obrigkeiten, Universitäten und geistlichen Ministerien die Union der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen reformirten Kirchen mit den lutherischen zu bewerkstelligen. Doch ungeachtet der Unterstützung, die er in England und einigen Gegenden Deutschlands fand, blieben seine fast 50jährigen, eines leichtsinnigen oder unredlichen Syncretismus endlich verdächtig gewordenen Bemühungen ohne Wirkung. Mehr versprach man sich von den Maßregeln des reformirten preußischen Hofes in dieser Sache. König Friedrich I. veranstaltete 1703 Berathschlagungen reformirter und lutherischer Theologen zu Berlin, ließ Unionskirchen, wo beide Confessionen sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienste verbinden sollten, in Berlin und Charlottenburg einweihen, in den Waisenhäusern zu Berlin und Königsberg Kinder beider Confessionen zusammenbringen und 1706 Entwürfe zur Einführung der englischen Liturgie in seinen Staaten machen. Weil er aber doch billig genug war, nichts erzwingen zu wollen, wurden die Unionsversuche durch die nicht ungegründete Besorgniß der lutherischen Theologen, ihrer Kirche dabei zu viel vergeben zu müssen, vereitelt. Derselbe Grund hinderte die Genehmigung der nach Anleitung eines Aussöhnungsschrift des tübingischen Theologen Klemm 1719 von den protestantischen Reichstagsgesandten zu Regensburg in Ueberlegung genommenen 15 Unionspunkte, und als diese Gesandten 1722 einen unter Berathung des tübingischen Kanzlers Pfaff im Namen der evangelischen Reichsstände abgefaßten Vereinigungsentwurf zur Ratification bringen wollten, protestirten die Consistorien zu Dresden und Gotha mit einem Nachdruck dagegen, der das ganze Unternehmen rückgängig machte. Dennoch dachte der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. darauf, diese Idee wenigstens in seinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Er wollte seiner Seits gern der calvinischen Prädestinationstheorie entsagen, wenn nur die Lutherischen ihre mit dem reformirten Cultus unvereinbaren Ceremonien aufgäben, und verordnete 1736 wirklich die Abschaffung des Singens der Collecten, der Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahl, wozu auch die meisten lutherischen Gemeinden in seinem Reiche sich verstanden. Da aber 1740 Friedrich II. die vorige Freiheit wieder herstellte, gingen einige derselben gleich zu den alten Formen des lutherischen Cultus zurück. Rechtlich konnte auch das kleine, meist aus Colonisten bestehende Häuflein reformirter Unterthanen — 18 bis 20,000 —, die Preußen damals hatte, nicht verlangen, daß die Millionen lutherischer Unterthanen sich nach ihm bequemen sollten, und wie sehr immer die fortschreitende Aufklärung eine Uebereinkunft in den Ceremonien erleichterte, ja selbst eine Annäherung der Ansichten von den Unterscheidungslehren beider Confessionen beförderte, blieben doch die bedeutenden Vortheile, welche die Lutherischen in An-

sehung des Kirchenguts voraus hatten, und mit den Reformirten zu theilen nicht genöthigt werden konnten, schwer zu besiegende Hindernisse der Union. Im umgekehrten Falle befinden sich diese beiden Confessionen in den Rheinländern, besonders in der ehemaligen Pfalz, wo die Reformirten sich bis jetzt weigerten, die Lutherischen zum Mitgenusse ihres vielbedeutenderen Kirchengutes zuzulassen. Doch haben sich schon unter französischer Herrschaft mehrere gemischte Gemeinden am linken Rheinufer im Cultus vereinigt, und auch in andern Gegenden Deutschlands ist durch die Berufung lutherischer Prediger zu reformirten Gemeinden, z. B. in Bremen, eine Uebereinstimmung beider Confessionen in der Lehre factisch anerkannt worden. Mehr als je geschah in dem Jahre 1817 für ihre Vereinigung. Ergriffen von dem schönen Gedanken, das dritte Jubiläum der evangelischen Kirche durch entscheidende Schritte für dieses so lange beabsichtigte Unionswerk auszuzeichnen, trat die Geistlichkeit beider Bekenntnisse im Herzogthum Nassau und in den Gegenden der preußischen Monarchie, wo Reformirte und Lutheraner bei einander wohnen, zu gemeinschaftlichen Synoden zusammen, in denen sich der beste Wille zu inniger kirchlicher Gemeinschaft ausgesprochen hat. Das Edict des Herzogs von Nassau vom 12ten August 1817 verordnete zur Bestätigung der nassauischen Synodalbeschlüsse, daß beide Religionsparteien von dem Zeitpunkte des diesjährigen Reformationsfestes an nur eine evangelische Kirche ausmachen, und an bisher gemischten Orten alle kirchlichen Verhältnisse, gottesdienstlichen Uebungen und Gebräuche, vorläufig bis zur Abfassung einer eignen Kirchenordnung nach der pfälzischen Agende, mit einander gemein haben, erwachsene Christen aber nicht gehindert werden sollten, das Abendmahl auch ferner auf die sonst gewohnte Weise zu empfangen. In Preußen, wo Consistorien und Universitäten schon seit mehrern Jahren beiden Confessionen gemein sind, erfolgte nach einer vom Minister des Innern am 30sten Juni erlassenen Erklärung, worin die Abschaffung der Sectennamen, selbst des nur der Geschichte angehörigen Ausdrucks „Protestanten," und der allgemeine öffentliche Gebrauch des Namens „evangelische Kirche" angerathen war, unter dem 27sten September eine eben so religiös, als liberal abgefaßte königliche Aufforderung an die Geistlichkeit, auf die Vereinigung beider Confessionen zu einer evangelisch-christlichen Kirche hinzuwirken, welche ohne allen Zwang die bereitwilligste Aufnahme fand. Nach stiftungsmäßigem Ritus, wobei die biblischen Einsetzungsworte unverändert angewendet, und wirkliches Brod gebrochen und ausgetheilt wurde, haben die zu den Synoden verbundenen Geistlichen beider Confessionen das Abendmahl begangen, zu Berlin den 30sten Oct. in Gemeinschaft der Behörden und vieler andern Laien, zu Potsdam mit dem Könige und seinem Hause, und an mehrern andern, selbst ungemischten Orten am 31sten Oct. An diesem festlichen Tage ist dasselbe außer den preußischen Staaten im Nassauischen, zu Frankfurt a. M. und in Paris geschehen und dadurch die Vereinigung wirklich eingeleitet worden. Der Einfluß der Regierung auf die Verwaltung des Kirchengutes wird die in Rücksicht desselben möglichen Anstände bei der Willfährigkeit der Geistlichen nun leicht beseitigen. Die zur völligen Union nöthige Gleichstellung beider Parteien in bürgerlichen Rechten ist in den protestantischen Ländern Deutschlands, wie in

den Niederlanden schon früher erfolgt, doch eine öffentlich declarirte oder wenigstens stillschweigende Abschaffung des Gebrauchs, die Geistlichen auf symbolische Bücher zu verpflichten, in den meisten Staaten noch zu wünschen übrig. Weislich hat daher der König von Preußen und seine Geistlichkeit der Zeit überlassen, diese Vereinigung allgemein zu machen, für die auch in Bayern manches geschehen und anderwärts wenigstens Neigung gezeigt worden ist. Hessen, Baden und Würtemberg hätten als gemischte Länder Ursach, dem Beispiele Preussens zu folgen; ungemischte dagegen, wie die lutherischen Reiche Schweden und Dänemark und die reformirten Cantons in der Schweiz, sind durch kein Bedürfniß dazu getrieben. Daher möchte der von der berliner Synode ernstlich abgewiesene Vorwurf: „man begründe durch diese Vereinigung im Abendmahlsritus nur eine dritte evangelische Kirche," doch in so fern einigen Sinn behalten, als dieser neuangeordnete stiftungsmäßige Ritus von den Abendmahlsgebräuchen beider bisher gesonderten Confessionen abweicht, nämlich im Brodbrechen von der lutherischen und in der Anwendung der unveränderten Einsetzungsworte beim Austheilen von der reformirten Kirche. Nur können von dieser Folge der, schon im Zusammentritt verschiedenen Tropen in der evangelischen Brüdergemeine (vergl. d. Art.) bemerkbaren Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen bei der gegenwärtigen Stimmung und Verfassung der evangelischen Kirchen im Allgemeinen keinesweges Nachtheile zu besorgen seyn, welche die unverkennbaren großen Vortheile der Union für gemischte Staaten aufwägen. E.

Unionisten. Unionswerk nennt man das Unternehmen, die verschiedenen christlichen Religionsparteien in eine einzige zu vereinigen; Unionisten heißen diejenigen, welche diese Absicht durchzusetzen suchen. Bald nachdem durch die Reformation eine Trennung der Kirche entstanden war, bemühten sich mehrere Gelehrte, zum Theil vortreffliche Köpfe, die Parteien wieder zu vereinigen. Vorzüglich aber suchte man in der Folge zwischen den beiden evangelischen Religionsparteien, den Lutheranern und Reformirten, eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Schon Jacob I., König von England, wollte (1615) mit dazu wirken. Später wurden zu Leipzig (1631), zu Thorn (1645) und zu Cassel (1661) sogenannte Religionsgespräche zwischen den Theologen beider Kirchen angestellt, aber sie erreichten eben so wenig ihren Zweck, als die nachmaligen Versuche einiger brandenburgischen Regenten. Anstatt der gewünschten Vereinigung wurde vielmehr, durch die Heftigkeit einiger Theologen, eine größere Erbitterung zwischen den Parteien veranlaßt. Der berühmte Professor zu Helmstädt, Calixtus (starb 1656), der nicht sowohl eine völlige Vereinigung der Religionen, als vielmehr eine Verminderung des gegenseitigen Religionshasses zu bewirken wünschte, wurde von seinen Gegnern heftig angegriffen, er, und die, welche ihm beipflichteten, wurden Synkretisten genannt. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts machten die würtembergischen Theologen neue Versuche zu einer Vereinigung, aber auch diese blieben fruchtlos. Eben so wenig ist es auch den Päpsten seit Urban VIII. (1623) gelungen, eine Vereinigung der römischen und griechischen Kirche zu bewirken. Was früher bloßer Wunsch war, scheint in unsern Zeiten in Erfüllung zu gehen. Der so oft fehlgeschlagene Versuch, die lutherische und

reformirte Kirche zu vereinigen, ist zuerst im Herzogthum Nassau wirklich gelungen. Unter der Sanction des Regenten haben die Geistlichen beider Confessionen sich zu einer Gemeinde, unter dem Namen: evangelisch-christliche Kirche, zu gemeinschaftlicher Haltung des Gottesdienstes und Verwaltung des Kirchenvermögens vereinigt. Die Andersdenkenden und Schwachen, welche einigen Anstoß an dieser Veränderung finden möchten, sollen mit zarter Schonung behandelt werden. Möchte dieses Beispiel doch bald in andern Ländern nachgeahmt werden!

Unirte Griechen sind griechische Christen, welche die römische Kirche unter gewissen Bedingungen mit sich vereinigt (unirt) hat. Sie unterscheiden sich von der griechischen Mutterkirche dadurch, daß sie den Ausgang des heil. Geistes auch von Gott dem Sohne, die geistliche Obergewalt des Papstes, das Fegefeuer und die Kraft der Seelenmessen nach den Satzungen der römischen Kirche anerkennen; übrigens haben sie ihre innere Kirchenverfassung, die Namen der geistlichen Würden, die Verstattung der Ehe, der Bärte und Mützen für ihre Priester, die alte Liturgie mit Beibehaltung der griechischen Sprache beim Gottesdienste, die strengeren Fasten und die Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten noch mit der orthodoxen griechischen Kirche gemein, weil die jesuitischen Missionare, welche ihre Bekehrung im 17ten und 18ten Jahrh. allmählig bewerkstelligten, nur durch diese Nachgiebigkeit bei ihnen Eingang finden konnten. Solche unirte Griechen sind in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und Sicilien, in den östlichen Gränzländern der österreichischen Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Croatien, Slavonien, Dalmatien, u. s. w., wo Hunderttausende griechischer Christen theils durch Eroberungen, theils als Flüchtlinge, welche unter österreichischem Scepter Schutz vor dem türkischen Despotismus suchten, einheimisch wurden, und im östlichen Polen, zu dessen alten Einwohnern sie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieser mit der römischen Kirche verbundenen Griechen auf zwei Millionen geschätzt. Von ihnen unterscheiden sich die außer Italien ebenfalls zahlreichen, nicht unirten oder disunirten Griechen in den genannten Ländern, welche den Patriarchen zu Constantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt und die unirten als Abtrünnige betrachten.

E.

Unisonus (Einklang), wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe) auf derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht aus einer gleichen Anzahl von Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem gleichen Zeitraum. Wenn daher eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht, und den Ton c gibt, (bekanntlich sind wenigstens 32 Schwingungen in einer Secunde erfoderlich, um hörbar zu seyn), so wird eine andre Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in derselben Zeit dieselbe Anzahl von Schwingungen machen, und folglich denselben Ton c geben. Diese beiden Töne c : c stehen daher im Einklange, und verhalten sich demnach (durch die gleiche Zahl der Schwingungen) wie zwei gleiche Zahlen, weßhalb man also sagt: der Einklang verhalte sich wie 1 : 1 z. B. 1 : 1 = c : c. $2:2 = \bar{c}:\bar{c}$, u. s. f. Da nun dieses gleiche Verhältniß (ratio

aequalitatis) das faßliche und folglich das verständigendste ist, so ist auch natürlich der Einklang die erste und vollkommenste Consonanz. Die ältern Tonlehrer unterschieden den Unisonum duplatum und den Unisonum auctum. Unter ersterem verstanden sie einen Einklang im strengsten Sinn, d. h. einen einzelnen Ton, ohne Vergleichung mit einem andern; unter dem letztern aber das, was man gegenwärtig ausschließlich einen Einklang (nach obiger Definition) nennt, nämlich: zwei Töne von gleicher Größe auf derselben Stufe, und diesem nach wäre wohl die schon von Walther in seinem Lexicon vorgeschlagne Benennung: Gleichklang (aequisonus) die richtigste. Man hat viel darüber gestritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sey oder nicht. Die Entscheidung dieses Streites hängt indeß wohl vorzüglich von der Bestimmung des Begriffs und des Wesens eines Intervalls ab. Die ältern, so wie selbst mehrere neuere Tonlehrer sagen: „Ein Intervall sey die Entfernung oder der Raum von einem Ton zum andern." Nach dieser Definition wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen zwei Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung Statt findet. Allein dem zu Folge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, bloß durch ihre innere Größe verschieden sind, und folglich, da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Definition das Merkmal eines Intervalls wäre) Statt findet. Nehmen wir hingegen an: „Ein Intervall sey das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe, so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang ohne weiteres unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, so wie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat, welche Verschiedenheit hier aber doch keineswegs auf einer Entfernung beider Töne von einander, sondern allein auf der innern Größe (d. h. dem mathematischen Verhältniß) derselben beruht, da c und cis in der Tabulatur dieselbe Stufe einnehmen. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowohl ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen, wie man dies in den meisten Lehrbüchern findet, wo es gewöhnlich heißt: der Einklang oder Prime, u. s. w. und wodurch eine Identität beider Begriffe bezeichnet wird, die keineswegs Statt findet. Denn daß der Einklang oft auf der ersten Stufe Statt findet, und dann zugleich Prime ist, begründet keine Identität, da man sonst eben so gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der leicht in die Augen fallende Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1. Die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter, und gar kein Intervall, sondern eigentlich der von bemerkte Unisonus duplatus. Nur durch ihre Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe

einer Tonleiter Statt finden. Da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wohl zu einem mehrstimmigen Satz zwei und mehrere Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart. u. s. w. in den Einklang treten können. 2. Kann die erste Stufe (oder vielmehr der Ton auf derselben) einer Tonleiter, also die Prime, um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da sie dabei ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu seyn, und tritt aus dem Verhältniß der Gleichheit, nämlich statt 1:1 wird es nun: $1\frac{1}{24}$ oder $1:\frac{24}{25}$. Ein übermäßiger Einklang (der jedoch durch die Verwechslung mit der Prime wirklich in mehrern ältern Lehrbüchern aufgeführt wird) ist ein offenbarer Widerspruch. Uebrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist dann in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen. F. U.

Unitarier heißen die Glieder einer christlichen Secte, welche im alleinigen Besitz des Glaubens an die Einheit (Unitas) Gottes zu seyn meint und die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit verwirft, daher sie auch Antitrinitarier und neue Arianer genannt werden. Schon gegen die Mitte des 16ten Jahrh. hatten sie Gemeinden in Polen und Siebenbürgen gegründet, unter denen erstere Lehrer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung und in Rakau auch eine gelehrte Schule nebst einer Buchdruckerei besaßen. Innere Lehrstreitigkeiten störten den Frieden dieser polnischen Unitarier, deren freie Religionsübung hauptsächlich durch den Schutz angesehener adeliger Familien, die ihnen angehörten, bis in die Mitte des 17ten Jahrh. gesichert ward. Ein Exceß ihrer Studirenden zu Rakau zog in Folge des Reichstags im Jahre 1638 die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Catholischen nach sich, die sie wegen ihres Zusammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königliches Edict ihre Religionsübung in Polen gänzlich unterdrückt, und jedem dieser neuen Arianer oder Socinianer, wie man sie nannte, geboten, entweder catholisch zu werden oder binnen drei Jahren das Land zu räumen. Manche wählten das erste, doch die Meisten flüchteten sich mit den Resten ihres Vermögens in westliche protestantische Länder. In Preußen gründeten sie zwei Colonien, wovon die eine zu Andreaswalde im Amte Johannisburg noch mit einer eigenen Kirche und freier Religionsübung besteht; in Deutschland verstattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Holland verloren sich mehrere unter den ähnlich gesinnten Remonstranten und Taufgesinnten. Nur die nach Siebenbürgen geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme: denn dieses Großfürstenthum ist das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine durch die Gesetze gesicherte freie Religionsübung bis jetzt genießen, unter die vom Staat recipirten Confessionen gehören, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Aemtern Theil nehmen und ihre eigenen Deputirten zu den Landtagen schicken. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt auf 32,000 Seelen, fast durchaus Ungarn und Szekler, die

164 Kirchen unter einem Superintendenten und zwei Consistorien, auch zu Clausenburg, ihrem Hauptsitze und zu Thoarda gelehrte Schulen haben. In Cultur und Kirchenverfassung stimmen sie meistentheils mit den Protestanten überein. Ob sie gleich gemeiniglich Socinianer genannt werden, weicht doch ihr Lehrbegriff merklich vom socinischen ab und verdient nicht alle die Vorwürfe, die theils die Uneinigkeit der polnischen unitarischen Schriftsteller, theils der Sectenhaß der occidentalischen Christen veranlaßt und bis auf die neuesten Zeiten zu ihrem Nachtheile in Umlauf erhalten hat. Dieser zu wenig bekannte Lehrbegriff der siebenbürgischen Unitarier kann am besten nach dem 1787 unter dem Titel: Summa Theologiæ secundum Unitarios zu Clausenburg erschienenen dogmatischen Werke ihres Professors Markos beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß sie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkührlich auslegen, Jesum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn auch nach seiner Gottheit dem Vater subordiniren und sein Erlösungswerk durch schriftwidriges Allegorisiren in ein dem evangelischen Lehrbegriffe mehrfältig widersprechendes Licht stellen und die Sacramente keinesweges als Gnadenmittel, sondern nur als heilige Gebräuche begehen. Ihre Moral kann dagegen nicht schriftwidrig genannt werden. Der Geist ihrer Glaubenslehre, die noch viel Unbegreifliches im historischen Christenthume stehen läßt, wird am richtigsten als ein auf halbem Wege gebliebener und daher inconsequenter Rationalismus charakterisirt, den die theologischen Schulen der neuen Protestanten immer noch sehr altgläubig finden werden. In ihrer wissenschaftlichen Bildung stehen sie weit hinter den Protestanten zurück. Vgl. d. Art. Socinianer und Socinianismus.

E.

Unität der evangelischen Brüder, siehe d. Art. Brüdergemeinde.

Universitäten sind hohe Schulen, auf welchen alle Haupt- und wichtigen Hülfswissenschaften gelehrt werden, und die zugleich das Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Sie unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Akademien (s. d. Art.), die eine Vereinigung von Gelehrten zu einem gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Zweck sind, bei welchen aber keine Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden, keine Ertheilung von Graden oder Würden Statt findet, ob man gleich in Deutschland seit dem 16ten Jahrhunderte die Benennungen Akademie und Universität als gleichbedeutend braucht. Die Universitäten unterscheiden sich ferner von den Lyceen und Gymnasien, wo nur eine oder einige der Hauptwissenschaften gelehrt, und keine Grade ertheilt werden. Der lateinische Name Universitas (das Ganze, die Gesammtheit) kam im Anfange des 13ten Jahrhunderts auf, und man bezeichnete damit zuerst die Gesammtzahl der Studirenden oder Schüler, in der Folge die an einem Orte vereinigte Gesammtheit der Lehrenden und Lernenden (universitas doctorum et scholarum), später brauchte man den Ausdruck universitas literarum, um anzuzeigen, daß auf einer Universität alle Haupt- und Hülfswissenschaften gelehrt würden. Bei den Alten hießen die Lehrinstitute scholae oder studia; diese letztre Benennung blieb in Italien am längsten gewöhnlich, und man findet noch in ältern Schriftstellern die Ausdrücke Studium

Patavinum, Bononiense, für Universität zu Padua, Bologna. — Die eigentliche Zeit des Ursprungs der ersten Universitäten in Europa läßt sich nicht mit völliger Gewißheit angeben. Bis zu den Zeiten Carls des Großen war Europa durch die Völkerwanderungen und unaufhörliche verwüstende Kriege in die größte Barbarei versunken. Carln gebührt das Lob, daß er in den, seinem Scepter unterworfnen, weitläuftigen Ländern, nach dem Rath und durch die thätige Mitwirkung des Engländers Alcuin (s. d. Art.), wissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten suchte. Auf seinen Befehl wurden bei jedem Kloster und bei jeder Stiftskirche Schulen errichtet, die zwar hauptsächlich der Bildung künftiger Geistlichen gewidmet waren, wo aber auch Jünglinge aus vornehmen Familien, die nicht für den geistlichen Stand bestimmt wurden, Unterricht erhielten. Es wurde in diesen Kloster- und Dom-Schulen zwar nicht in allen Wissenschaften Unterricht ertheilt, aber ihre ganze Einrichtung war geeignet, die geistigen Talente zu entwickeln; aus ihnen gingen die bekannten Schriftsteller Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg und andere hervor, die bei allen Fehlern, welche man an ihnen rügt, doch immer einen gebildeten Geist zeigen. Diese Schulen waren mehrere Jahrhunderte hindurch die einzigen Anstalten, wo Wissenschaften gelehrt wurden. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, die in neuen Wissenschaften, oder bestimmter zu reden, in Wissenschaften, die man bis dahin noch nicht gelehrt hatte, Unterricht ertheilten. Der Reiz der Neuheit oder das Eigenthümliche des Vortrags dieser Lehrer sammelte bald eine Menge wißbegieriger Schüler um sie her. So entstanden einzelne, von den Dom- und Klosterschulen ganz verschiedne Schulen; der Lehrer, welche eine solche Schule um sich sammelte, hieß der Rector (Vorsteher, Regierer) seiner Schule. In Paris standen im Anfange des 12ten Jahrhunderts mehrere solcher Lehrer auf, die vorzüglich Philosophie, Rhetorik und Theologie lehrten; sie waren nicht alle aus dem geistlichen Stande, selbst der berühmte Abelard (s. d. Art.), der zu diesen Lehrern gehörte, war, als er seine Schule öffnete, noch nicht Geistlicher. Der große Ruf, den sich diese Lehrer erwarben, und die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Paris, zogen auch aus fremden Ländern ein Menge junger Leute herbei, die sich unterrichten wollten, und so entstand nach und nach die erste Universität in Europa. Sie war von keinem Regenten gegründet oder mit Privilegien versehen worden; Lehrer und Schüler waren ganz unabhängig und konnten den Ort ihres Aufenthalts nach Belieben ändern; sie selbst gaben sich eine Verfassung, die von der Regierung stillschweigend genehmigt worden zu seyn scheint. Gegen Ende des 12ten Jahrhunderts ertheilte ihnen König Philipp August die Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler constituirten sich selbst zu Corporationen, und anstatt daß vorhin jede Schule ihren besondern Vorsteher gehabt hatte, wählten sie (1206) durch Uebereinkunft einen gemeinschaftlichen Rector. Dadurch wurden sie eine Commun, ein Körper, den man universitas nannte. Die immer stärker anwachsende Menge der Lehrer und Schüler machte jedoch verschiedne Verfügungen von Seiten der Obrigkeit zu Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Eine öffentliche Beleidigung, die (1229) den Studirenden zu Paris zugefügt worden war, und für welche sie die verlangte Genugthuung von Seiten des Hofes nicht

erlangen konnten, erhitterte sie so, daß sie sich mit ihren Lehrern größtentheils von Paris wegbegaben. Dieser Verlust schien zu empfindlich zu seyn; der Hof suchte den begangnen Fehler wieder gut zu machen; durch Vermittlung des Papstes Gregor IX. wurde eine Aussöhnung bewirkt, und die Rechte der Universität, die sie sich selbst zugeeignet, und die man bisher stillschweigend zugestanden hatte, wurden erweitert und bestätigt. Von dieser Zeit an wurde die pariser Universität berühmter, als sie vorher gewesen war. Ungefähr zu gleicher Zeit als in Paris, vielleicht selbst noch früher, waren zu Salerno im Königreiche Neapel und zu Montpellier die ersten Lehrer der Arzneikunde aufgetreten; die erste dieser beiden hohen Schulen (schola salernitana) erlangte nachher auch im Auslande, durch die unter diesem Namen bekannt gewordnen diätetischen Regeln, einen ausgebreiteten Ruf. Zu Bologna wurde der erste Unterricht in der Wissenschaft des römischen Rechts gegeben; Irnerius (Werner), ein Deutscher, lehrte es hier zuerst im Anfange des 12ten Jahrhunderts, und mit dem größten Beifall. An allen diesen Orten fand sich eine große Anzahl junger Leute ein, die in diesen Wissenschaften Unterricht zu erhalten wünschten; die Verhältnisse zwischen Lehrern und Schülern, so wie beider gegen die Regierungen, waren denen in Paris ähnlich; die Einrichtungen, die sie sich selbst gegeben hatten, wurden später, aber noch im 12ten Jahrhunderte, von den Regierungen bestätigt und durch Privilegien befestigt. Zu eben der Zeit, als Lehrer und Lernende sich zu Einem Körper constituirten, entstand auch die Eintheilung der Mitglieder dieser hohen Schulen in Nationen oder einzelne Corporationen, solcher, die aus gewissen Ländern gebürtig waren, ihre eigenthümlichen Vorsteher, Cassen und andere Einrichtungen hatten. Diese Eintheilung in Nationen macht einen wesentlichen Theil in der ursprünglichen Verfassung der ältesten Universitäten aus. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nirgends genau bestimmen, gewiß ist es aber, daß Paris die erste hohe Schule ist, deren Eintheilung in Nationen am frühesten in den Urkunden und Geschichtschreibern erwähnt wird. Im J. 1206 war die Eintheilung in vier Nationen bereits vollendet; diese waren: die französische (zu welcher auch Italien und Spanien gerechnet wurden), die picardische, die normännische und die englische; zu dieser letztern wurden die Deutschen und überhaupt alle Nordländer gerechnet, und sie wurde in der Folge die deutsche genannt. Diese, wahrscheinlich bloß zufällige, Zahl der Nationen wurde nachher auch auf den deutschen Universitäten angenommen. Auf den italienischen Universitäten fand eine ähnliche Eintheilung in Nationen Statt. Eben so dunkel als der Ursprung jener Einrichtung ist auch der Anfang von der Ertheilung der akademischen Würden und von der Errichtung der Facultäten. Die ersten öffentlichen Lehrer (Abelard zu Paris, Irnerius zu Bologna, u. A.) hatten von niemanden einen Ruf oder einen Auftrag zu lehren erhalten. In der Folge mußte es jedoch dem Staate und den Mitgliedern der Universität selbst daran liegen, daß nur geschickte Lehrer aufträten. In dieser Rücksicht wurden Prüfungen angestellt. Dem, der bei einer solchen Prüfung gut bestand, und für würdig und geschickt erkannt wurde, auch Andre zu lehren, wurde, dem Geiste des Zeitalters gemäß, unter gewissen symbolischen, die verschiednen Grade der Würde bezeichnenden Feierlichkei-

ten die Erlaubniß zu lehren und die Würde eines öffentlichen Lehrers ertheilt. Der erste akademische Grad war der eines Baccalaurei, — wahrscheinlich von dem französischen Worte bachelier, womit man sonst einen jungen Menschen, der in seinem Fache als Krieger, Künstler, Handwerker schon eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, bezeichnete. Der zweite Grad war der eines Licentiati. Wenn der Baccalaureus sich hinlänglich ausgebildet und bei wiederholter Prüfung gut bestanden hatte, so erhielt er die Licenz, d. h. er wurde von aller fernern Aufsicht und allen Pflichten, die er bisher als Lernender zu erfüllen gehabt hatte, entbunden und erhielt die Freiheit, als vollendeter Mann selbst zu lehren. Wenn er dann nach Erlegung einer gewissen Summe Geldes die Insignien der Magister-Würde, das Barret, erhalten hatte, so wurde er ein College seiner bisherigen Lehrer und aller ihrer Vorrechte theilhaftig. Solche Prüfungen und feierliche Promotionen waren, wie aus Urkunden erhellet, zu Paris im Anfange des 13ten Jahrhunderts schon gewöhnlich. Was man in Paris Magister nannte, wurde in Bologna Doctor genannt. Diese Einrichtung der Prüfungen und Promotionen veranlaßte in der Folge die Entstehung der Facultäten. Schon lange vorher existirte die facultas artium, die Facultät der sieben freien Künste, nämlich: der Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, oder die jetzige philosophische Facultät. Da diese Wissenschaften von den ältesten Zeiten her in Paris waren gelehrt worden, so behauptete auch die Facultät der Künste den Vorrang, der ihr jedoch in der Folge nicht mehr zugestanden worden ist. Die übrigen Facultäten waren, wie sie es noch jetzt sind, die der Theologie, der römischen Rechte und der Arzneiwissenschaft. Man nimmt das Jahr 1260 als den eigentlichen Zeitpunkt dieser Einrichtung an. Zu den öffentlichen Anstalten, welche im 13ten und in den folgenden Jahrhunderten auf den Universitäten errichtet wurden, gehörten die Collegia, oder solche Gebäude, die auf ewige Zeiten bloß in der Absicht gestiftet wurden, damit Studirende, besonders unvermögende, in denselben unter Aufsicht beisammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wohl auch noch andre Unterstützung finden möchten. Die ersten und vorzüglichsten dieser Anstalten waren in Paris, aber hier, so wie auf andern Universitäten, arteten sie in der Folge aus, und blieben nicht mehr die Zufluchtsörter armer Studirender. Auf den deutschen Universitäten wurde eine ähnliche Anstalt — die Bursen — eingeführt. Milde Geber errichteten Bursen, wo Studirende für eine geringe Miethe Wohnung erhielten. Man nannte aber auch Bursen gewisse von den Lehrern der Universität errichtete Pensions-Anstalten, wo die Studirenden für einen bestimmten Preis Wohnung, Kost und andere Bequemlichkeiten erhielten, sich aber auch gewissen Gesetzen unterwerfen mußten. Die, welche in solchen Bursen wohnten, nannte man Burfarten, woraus in spätern Zeiten die Benennung Burschen entstanden. Die ersten Lehrer auf den ältesten Universitäten wurden nicht vom Staate besoldet, sie lebten von den Honorarien, die ihnen ihre Schüler bezahlten. Ein Lehrer, der Ruhm und zahlreiche Schüler hatte, konnte damals leicht Reichthümer erwerben. In der Folge erhielten die Lehrer bisweilen Geschenke von den Obrigkeiten, um sie dadurch

mehr an den Ort ihres Aufenthalts zu binden; später wurden ihnen fixe Besoldungen angewiesen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden auf den meisten Universitäten die Besoldungen der Lehrer, auch die Zahl der besoldeten Lehrer selbst vermehrt, ihnen aber auch zur Pflicht gemacht, dafür öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen zu halten. Auf den protestantischen Universitäten fand man in der Folge diese öffentlichen Vorlesungen nicht hinreichend, und traf die Einrichtung, daß mehr Privat-Collegia, welche die Studirenden besonders bezahlen, gehalten wurden, und daß eine größere Concurrenz der akademischen Lehrer in Rücksicht der vorzutragenden Wissenschaften entstand. Eine wichtige Veränderung in der Verfassung der Universitäten brachte im 15ten Jahrhunderte die Erfindung der Buchdruckerkunst hervor. Alle die Hülfsmittel, die jetzt das Studiren erleichtern, waren damals noch nicht vorhanden; der Vortrag der Lehrer wurde dictirt, die Zuhörer schrieben ihn nach. Dabei mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, und der Cursus, d. h. die Zeit, die auf das Lehren und Lernen einer Hauptwissenschaft oder eines Theils derselben verwendet wurde, mußte länger dauern. Durch die vermittelst der Buchdruckerkunst vervielfältigten Lehrbücher wurde das Dictiren und Nachschreiben entbehrlich, der Cursus einer Wissenschaft konnte abgekürzt, und die Zeit zur Erlernung andrer Wissenschaften verwendet werden. — Was von der Entstehung der ältesten Universitäten in Frankreich und Italien oben gesagt worden, gilt auch von den hohen Schulen Englands, Oxford und Cambridge. Die eigentliche Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt, aber gewiß ist, daß sie mit zu den ältesten gehören, und schon im 12ten Jahrhunderte ihre Einrichtung, fast ganz nach der pariser Universität, erhielten. Die vorhin erwähnte Zerrüttung der letztern (1229) war für die englischen Universitäten vortheilhaft; mehrere berühmte Lehrer in Paris nahmen die Einladung Heinrichs III. von England an, und gingen nach Oxford. Die ersten Universitäten, die in Deutschland gestiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1356); beide wurden nach dem Muster der pariser hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Eintheilung in vier Nationen angenommen. Dieser Umstand gab zum Verfall der erstern, und zur Gründung einer neuen Universität Anlaß. Kaiser Carl IV. hatte bei der Stiftung der prager Universität die Lehrer und Studirenden in die böhmische, polnische (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), bayersche und sächsischen Nation abgetheilt; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht über die Böhmen. Die letztern wollten den Uebermuth der erstern nicht mehr dulden, und Kaiser Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation drei zu machen, und alle deutsche in eine zu vereinigen, gesetzliche Kraft zu geben (1409). Mehrere Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden zogen hierauf von Prag weg, und gaben zur Stiftung der Universität Leipzig Anlaß, wo sie sich auch in vier Nationen, die meißnische, sächsische, bayersche und polnische bildeten. Mehre der übrigen im 15ten Jahrhunderte in Deutschland gestifteten Universitäten hat die Eintheilung in Nationen, wahrscheinlich durch das Beispiel von Prag gewarnt, angenommen. — Die ältesten Universitäten entstanden, wie oben

gefolgt werden, gleichsam von sich selbst, sie erwarben sich ihre ersten Vorrechte, ohne daß eine höhere Macht ihnen solche geschenkt hätte. In der Folge wurden die Universitäten feierlich gestiftet und ihre Vorrechte bestätigt. Das letztre geschah fast drei Jahrhunderte hindurch von den Päpsten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen bestätigten hohen Schulen zu beschützen, aber auch visitiren und reformiren zu lassen. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten die Bestätigung derselben, die ihnen auch nie verweigert wurde, und ließen sich die angemaßte Herrschaft, welche jene über ihre Landes-Universitäten ausübten, gefallen. Wittenberg war die erste deutsche Universität, die nicht vom Papst, sondern vom Kaiser Maximilian I. (1502) das Bestätigungsdiplom erhielt, doch wurde späterhin auch für sie um die päpstliche Bestätigung nachgesucht. Marburg wurde 1525 ohne päpstliche oder kaiserliche Privilegien und Bestätigungs-Briefe errichtet, erhielt aber in der Folge noch die Bestätigung des Kaisers. Seit der Reformation ist keine protestantische Universität mehr von den Päpsten, sondern bloß von den Kaisern bestätigt worden. Auch Göttingen erhielt (1734) kaiserliche Privilegien, und zwar nach dem Muster der Privilegien von Halle. Die seit einigen Jahren ganz veränderte deutsche Staatsverfassung hat auch in dieser Rücksicht eine Veränderung hervorgebracht, und die Regenten suchen nicht mehr Bestätigungen für Universitäten, die sie errichten. — Die traurige Periode des dreißigjährigen Krieges hatte auch auf die deutschen Universitäten den nachtheiligsten Einfluß. Fleiß und gute Sitten schienen von denselben ganz verschwunden zu seyn. Im Anfange des 18[illegible] Jahrhunderts hoben sich die deutschen Universitäten wieder, vorzüglich die protestantischen, denen die catholischen bis in die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts weit nachstanden. — Deutschland, das uns in dieser Rücksicht am meisten interessiren muß, gibt auch dadurch einen Beweis von seiner höhern Cultur, daß, obgleich seine hohen Schulen später als in andern Ländern entstanden oder ausgebildet wurden, es doch eine weit größre Anzahl von Universitäten aufzuweisen hat, als irgend eins der andern wegen seiner geistigen Cultur berühmten Länder. Noch vor 25 Jahren zählte man mehr als 40 hohe Schulen in Deutschland. Das nachfolgende chronologische Verzeichniß der vorzüglichsten derselben nach den Jahren ihrer Stiftung, mit Inbegriff der seit einigen Jahren aufgehobnen, dürfte nicht ohne Interesse seyn. Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1387), Cöln (1388), Erfurt (1392, aufgehoben 1816), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), Trier (1472), Ingolstadt (1472, seit 1802 in Landshut), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502, aufgehoben und mit Halle vereinigt 1815), Frankfurt an der Oder (1506, aufgehoben und mit Breslau vereinigt 1810), Marburg (1527), Dillingen (1549), Jena (1558), Helmstädt (1576, aufgehoben 1808), Altdorf (1578, aufgehoben 1807), Würzburg (1582), Gießen (1607) Rinteln (1621), Straßburg (1621), Salzburg (1623, aufgeh. 1810), Bamberg (1648, aufgeh. 1804), Kiel (1665), Insbruck (1672, aufgeh. 1810 u. rest. 1814), Halle (1694), Breslau (1702), Göttingen (1734), Erlangen (1749), Berlin (d. 15ten October 1810).

Universum, s. d. Art. Weltgebäude.

Unmittelbarkeit, Reichsunmittelbarkeit, nach dem deutschen Staatsrechte der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die unmittelbare Unterordnung der Stände unter Kaiser und Reich. S. d. Art. Landeshoheit und mediatisirte Fürsten.

Unmündigkeit ist das Unvermögen (oder auch Illegalität), sich seiner Vernunft ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Kinder sind natürlicher Weise unmündig, und ihre Aeltern sind ihre natürlichen Vormünder, d. i. diejenigen, die ihre Vernunft leiten sollen. Die Unmündigkeit (die legale) hört bei Mannspersonen mit dem 24ten und bei Frauenzimmern mit dem 12ten Lebensjahre auf (s. d. Art. Minorennität). Wenn auch Kinder durch Arbeit und Dienste, die sie Andern leisten, ihr Brod sich selber verdienen, und also von ihren Aeltern nichts zu ihrem Unterhalte nöthig haben; so stehen sie doch in Ansehung ihrer übrigen Handlungen noch in väterlicher Gewalt. Uebrigens hat der Staat, dem das Wohl aller seiner Unterthanen gleich heilig seyn muß, überall Vorsorge für diejenigen getroffen, die sich nicht selbst vertreten können. Darum werden nicht nur unmündigen Kindern, wenn sie ihren Vater durch natürlichen oder bürgerlichen Tod verloren haben, und ihnen nicht schon durch den letzten Willen desselben ein Vormund gesetzt, dieser von Obrigkeits wegen gegeben, sondern diese Vorsorge tritt auch bei denjenigen ein, deren Vernunft sich entweder gar nicht entwickelt hat, daß sie als mündig betrachtet werden könnten, oder die dieselbe durch einen unglücklichen Zufall wieder verloren haben (siehe den Artik. Vormundschaft). — In der heil. Schrift finden wir, daß Christus unmündig diejenigen nennt, die da auf eingebildete Weisheit kein eitles Vertrauen setzen, sondern allein an Christus glauben und vertrauen.

Unschuld (Stand der), wird in der christlichen Dogmatik der Zustand genannt, in dem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. Unschuld ist in diesem Sinne die ursprüngliche Unverdorbenheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Bild Gottes noch unentstellt an sich trug und vollkommen war, was sie nach Gottes Absicht seyn sollte. Die Meinung einiger Theologen schreibt den ersten Menschen in diesem Zustande große Kenntnisse, Einsichten und Tugenden zu; nach der biblischen Erzählung läßt sich aber nur annehmen, was auch die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verstandes von Irrthümern und ihres Herzens von sündlichen Neigungen sie eben so tüchtig zur richtigen Erkenntniß des Wahren, als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Nothwendig genossen sie dabei einer völligen Freiheit von allen Uebeln des Leibes und der Seele und einer Glückseligkeit, von der die Menschheit im Stande der Sünde keine bestimmte Vorstellung haben kann, weil die reinen Freuden der Unschuld auch eine völlig unverdorbene Beschaffenheit des Gemüths voraussetzen. Was endlich die ihnen ebenfalls beigelegte Unsterblichkeit des Körpers betrifft, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie den Tod nicht kannten und also auch nicht zu fürchten hatten. Vergl. d. Art. Paradies. E.

Unsterblichkeit. Der Mensch hat, wenn wir Grundsätzen der Theologie und der Physik nachsprechen, gleichsam eine doppelte Unsterblichkeit, d. h. der Körper durch Uebergang in andere Formen der Natur, indem er nach seiner Fäulniß Pflanzen neue Säfte mittheilt, u. s. w.; die Seele durch Versetzung in einen

andern Zustand reingeistigen Lebens. Die Lehre der Unsterblichkeit der Seele findet sich in allen Religionen, erhebend und tröstend in diesem Leben, und nur wenigen rohen Materialisten erschien sie als ein Unding, dessen Möglichkeit sie bestritten (s. d. Art. Fortdauer). — Die Idee der Fortdauer haben die Völker und Zeiten verschiedenartig modificirt. Nach Herodot behaupteten die Aegypter die Unsterblichkeit der Seele, ließen sie aber 3000 Jahr lang einen Kreislauf durch alle Geschöpfe machen. Nach Plutarch dachten sie sich einen unterirdischen Ort zur Fortdauer der Seele (s. d. Art. Unterwelt.) Wahrscheinlich gab es der Zeit nach zwei verschiedene Ansichten. Die erste Zeit, aus der das Mumisiren und die Nekropolen herstammen, scheint nur eine materielle Fortdauer begriffen zu haben: später aber scheint in den Osiris-Mysterien die Idee moralischer Unsterblichkeit bald herrschend geworden zu seyn. Die Griechen entlehnten die Idee ihres Hades von den Aegyptern. Den vorhomerischen Griechen scheint die Seele auch nur als das durch Athemholen und Pulsschlag sich zu erkennen gebende Lebensprincip erschienen zu seyn.

Unterleib, der untere Theil des Rumpfes des menschlichen Körpers, dessen Anfang man von der Gegend der Herzgrube nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen hin bis an das Rückgrath bestimmt. Man unterscheidet äußerlich besonders folgende Gegenden an demselben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenansatz des Brustbeins sich endet; die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt sind, die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf beiden Seiten unter den Hypochondern; die Hüftgegend, unter den vorigen, mit den Hüftknochen; die Weichengegend, in der Beugung, wo Schenkel und Unterleib zusammen kommen. Die **Unterleibshöhle** ist oben weit, unten enger. Sie wird gebildet oben von dem Zwerchfell, welches sich von der Brusthöhle abscheidet, hinten von dem Rückgrath, zu beiden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauchmuskeln, vorn durch die nämlichen, nach unten durch die Beckenknochen. Sie enthält die meisten Eingeweide in sich, die Verdauungsorgane, die Organe der Urinbereitung und Aussonderung, und die innern Geschlechtsorgane. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze, und einem Theil der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daselbst befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dickdarm und ein Theil der schwingen Krümmung. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüsen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die Harnblase, hinter dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Geschlecht der Fruchthälter. In dem Unterleib ist der Hauptsitz des Erhal-

lungs- (Reproductions-) Systems des Körpers. Die Verdauungsorgane sind es, die vorzüglich den Raum ausfüllen (s. d. Art.) Der Unterleib steht daher im Gegensatze mit dem Oberkörper, welcher die Brusthöhle enthält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe, so ist jener der Aufnahme und der Verarbeitung der irdischen, groben materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Diesem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibsorgane dahin, den irdischen Stoff von außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Uebermaß gewisser materiellen Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmasse des Körpers wird den Organen des Unterleibes durch die große unmittelbar aus dem Herzen herabsteigende Schlagader (Aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von der Circulation in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmcanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in Einen Stamm, Pfortader genannt, welcher in die Leber eingeht, daselbst sich wieder in ein eigenes Adersystem ausbreitet und entfaltet, und der Leber den Stoff zur Gallebereitung liefert, wornach das Blut sich wieder in Zweige und Aeste sammelt und diese sich mit dem Stamm der untern Hohlvene vereinigt. Von der Thätigkeit des Leberorgans in der Gallebereitung hängt also der Umlauf des größten Theils der Blutmasse im Unterleibe ab. Das Nervensystem des Unterleibes hat gleichfalls seinen eigenen merkwürdigen Charakter (s. d. Art. Nerven), es breitet sich nämlich in der Unterleibshöhle aus, und versieht die Organe mit Netzen und Fäden, allein nicht symmetrisch, sondern zerstreut, ohne gemeinschaftlichen regelmäßigen Centralpunkt, durch Fäden mit einander verbunden, durch Knoten wieder einigermaßen von einander getrennt, wenigstens unabhängiger gemacht. Dieses reproductive Nervensystem beherrscht also zwar alle Verrichtungen der Unterleibsorgane, allein nicht etwa nach bestimmten Richtungen hin oder auf einmal, sondern successive, indem eins nach dem andern folgt, eins das andere erregt. Es pflanzt auch die Eindrücke, die auf dasselbe wirken, nicht auf das Gehirn fort, erregt also keine Empfindungen, sondern nur dunkle Gefühle im Bewußtseyn (s. d. Art. Gemeingefühl). Eben so steht es auch der Einwirkung vom Gehirn nicht so offen, wie die mit dem letztern unmittelbar zusammenhängenden Nerven. Das Nervensystem des Unterleibes ist daher als eine Region für sich zu betrachten, die bloß zur Leitung und Regulirung der zur Reproduction gehörigen Functionen bestimmt ist. Diese Eigenthümlichkeiten in dem Blutumlauf und dem Nervensystem des Unterleibes gibt auch den Krankheiten desselben einen besondern Charakter. Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar im allgemeinen alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibs oder die in der Höhle desselben befindlichen Organe betreffen; allein gewöhnlich versteht man darunter besonders gewisse langwierige Kränklichkeiten, welche in der fehlerhaften Beschaffenheit und Function eines der größern und wichtigern Organe des Unterleibes, oder in einer anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in einer dauernden Verstimmung

des Nervensystems des Unterleibes ihren Grund haben. Unter den Krankheiten der ersten Classe sind die vorzüglichsten: die Verdauungsbeschwerden (s. d. Art. Verdauung), welche theils in Mangel an Eßlust, krankhafter Eßlust, fehlerhafter Absonderung des Magensaftes, Säure und Schärfe im Magen, desgleichen im übrigen Darmkanal, woher langwierige Durchfälle aller Art entstehen, theils in Abnormität der Organe selbst, Verhärtung des Magens, gewöhnlich am Magenmund oder am Ausgang desselben, Verengerung einer Partie der Gedärme, Geschwüre in dem Umfang dieser Theile, bestehen. Auch die Krankheiten der die Verdauung unterstützenden Organe, der Milz, des Pankreas und vorzüglich der Leber, gehören hierher (s. diese Art.). Die zweite Classe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältniß der Thätigkeit des arteriellen und des venösen Blutsystems im Unterleibe, indem der Rückfluß des Blutes nicht in dem Maße geschieht, als der Zufluß es nöthig machte. Indem nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibs durch die Arterien, namentlich durch die arteria coeliaca ungehindert und unaufhörlich, oft noch durch besondere Reize vermehrt, Statt findet, zugleich aber der Rückfluß der Venenblutes aus dem ganzen Darmcanal, durch die Gekrösvenen, aus der Milz durch die Milzvene, von dem Magen und dem Zwölffingerdarm durch die Kranzvene (vena coronaria) des Magens und die vena duodenalis in die Pfortader langsamer vor sich geht, so muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, Druck der aufgetriebenen Adern, Stockung des Blutes in denselben, und dadurch eine Reihe mancherlei krankhafter Zufälle entstehen, von denen besonders die Hämorrhoiden, Blutflüsse aus dem Darmcanal, Blutbrechen, Magenkrämpfe, Milzkrankheiten, öfters vorkommen. In Rücksicht der Ursache dieser Krankheiten kommt die Leber in besondere Betrachtung, von deren Thätigkeit hauptsächlich der freie Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je lebhafter die Leber ihre Function, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute der Pfortader, ausübt, desto schneller ist der Umtrieb dieses Blutes in der Leber, und der Rückfluß aus derselben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Function der Leber ist, desto langsamer ist der Verbrauch des Venenblutes aus der Pfortader, desto mehr häuft sich demnach das Blut in den Venen des Darmkanals, des Magens, in der Milz u. s. f. an. Hierzu kommt dann noch um so öfter eine Krankheit aus der dritten Classe, da Verstimmung des Nervensystems schon an sich störend auf die Function der Leber wirkt, und wiederum jede Abnormität derselben zunächst in einer Abweichung der Herrschaft des Nervensystems über die Function der Leber gegründet seyn muß. Es kann aber auch die Verstimmung des Nervensystems des Unterleibes von dem Nervengeflechte eines andern Organs des Unterleibes z. B. den weiblichen Sexualorganen, ausgehen, und sich von da über das ganze Nervensystem des Unterleibes ausbreiten. Diese Verstimmung äußert sich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung (reactio) auf die Organe, und daher rührende Irregularität der Functionen, und durch einen stürmischen Uebertritt der Nerventhätigkeit aus den Unterleibsnerven bis in die Nerven des Gehirnsystems. Daher die Zufälle, welche unter dem Namen der Hypochondrie, des Hysterie, des

Magenkrampfes und der allgemeinen Krämpfe und Convulsionen bekannter sind (s. d. Art.). Bei der Cur dieser genannten chronischen Unterleibskrankheiten kommt es zuvörderst auf die Erforschung der Ursachen an, welche zum Grunde liegen, und derjenigen Organe oder Systems, welche ursprünglich angegriffen sind. Bei dem örtlichen Leiden einzelner Organe muß durch specifische Mittel zunächst auf diese gewirkt werden. Bei Stockung des Blutumlaufs im Unterleibe, Anhäufung von Venenblut, daher rührender Anschwellung der Blutadern des Darmcanals, der Milz, des Magens, selbst der Leber, muß besonders eine Erhöhung und Regulirung der Function der Leber zum Ziele genommen werden. Blutverminderung durch Aderlaß ist ohne reellen Nutzen; die, welche von der Natur selbst aus den leidenden Blutgefäßen veranstaltet wird (zuweilen periodisch wie bei manchen Arten von Blutbrechen, bei den Hämorrhoiden), ist zwar die zweckmäßigste in Ansehung der Erleichterung der Beschwerden für den Augenblick, verschafft aber keine dauerhafte Besserung, macht also den Gebrauch der auf die Ursache wirkenden Heilmittel nicht überflüssig. Die Cur der Krankheiten dritter Classe, nämlich der Unterleibsnervenkrankheiten, muß dahin gerichtet werden, die krankhaft erhöhte Nerventhätigkeit zu beschränken, zu reguliren. Dies geschieht entweder durch unmittelbare und allgemeine Einwirkung auf das Nervensystem des Unterleibes, auf das Gangliensystem, vermittelst magnetischer Einwirkung (s. d. Art. Magnetismus), oder durch mittelbare und partielle Erregung einzelner Nervenpartien bestimmter Organe und dadurch Statt findende Ableitung der excedirenden Nerventhätigkeit auf andere Objecte, besonders durch die dadurch bewirkte Erschöpfung derselben in einem Productionsgeschäfte. Die vorgefaßte Meinung, daß diese Krankheiten von Schwäche (Nervenschwäche) herrührten, und daher mit stärkenden Mitteln behandelt werden müßten, gereicht den Kranken zum Verderben, weil nicht Schwäche der Nerventhätigkeit, sondern Excess und Unregelmäßigkeit derselben und Uebermaß der Empfindlichkeit (Empfänglichkeit für Eindrücke) Statt findet, demnach die stärkenden und sogenannten Nervenmittel (krampfstillende Mittel) den Excess der Nervenmittel vermehren, verlängern, den Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe verstärken, oft entzündlichen Zustand veranlassen. H.

Unterthanen. Der Gang der Geschichte bildete erst Herren und Knechte, ehe Glieder eines vernünftig gebildeten Staates, im Lauf der Zeiten hervortraten. Durch diesen Geschichtsgang wurde auch das Wort und der Begriff Unterthan, als der Knecht eines Einzelnen, gebildet, die Zeit aber hat eine Umwandlung desselben bewirkt, und kennt jetzt eigentlich nur einen Unterthan des Staats oder der Staatsgesetze. Nach dem stehenden Rechte gibt es unmittelbare Unterthanen des Regenten, oder auch Unterthanen eines Unterthanen. Die fortgeschrittene Civilisation hat aber die Willkühr in dem Verhältniß zwischen Herr und Unterthanen aufgehoben, und das Gesetz dazwischen gesetzt, wornach die Verhältnisse nur noch in einer bestimmten Leistung und einem gesetzlichen Gehorsam gegen den Herrn bestehen. Daher Unterthanenpflichten, u. s. w.

Unterwalden, einer der kleinen Waldcantone Helvetiens, im Mittelpunkte des Landes, ein Hirtenland, das nun 19 Q. Mei-

ten groß ist und von 31,200 katholischen Einwohnern bewohnt wird. Er theilt sich in die beiden durch den Kernwald geschiedenen Hauptheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für sich besondere Staaten bilden, eine demokratische Verfassung haben und wahlsweise einen Deputirten zur Tagsatzung senden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, die 1308 sich die Hand zum ewigen Bunde reichten, in den neuesten Zeiten aber sich durch seine Widersetzlichkeit gegen die Staatsreformen auszeichnete.

Unterwelt. Die Erde ist nach der Ansicht des Naturmenschen die ganze Welt; sie füllte also den leeren Raum nach allen Horizonten hin aus, und indem sie in die Mitte des leeren Raumes trat, theilte sie diesen in zwei Hälften: über sich in das Lufthemisphär und unter sich in das dunkle Reich unter der Erde. So wie also Erde entsteht, entsteht auch der Tartaros. Dieser blieb dunkel, wie er gewesen war, da er noch den untern Theil des ersten dunkeln Raumes ausmachte, und behielt eben daher den Namen Chaos. Die Unterwelt war ein eben so weites Reich als die Oberwelt. In der hesiodischen Theogonie erscheint Tartaros bald als Unterwelt überhaupt, bald als Kerker der Titanen insbesondere. In dieser Beziehung ist er ein Sohn des Chaos, ein Bruder des Erebos (Dämmerung des Schattenreichs) und der Nacht. Der Begriff eines Todtenreiches war noch nicht damit verbunden. Homer dagegen scheint schon das Reich des Aides auf demselben Wege zu suchen, bevölkert es aber mit einem wohleingerichteten Staate, und trägt den Begriff des Gerichts und der Strafe der Bösen hinein. Allmälig ward das Bild mehr ausgemalt; in der Mitte der Erdkugel befand sich das Todtenreich; der Styx umzog es in neun mäandrischen Strömen, und Charon setzte die Abgeschiedenen als Fährmann über den Acheron. Erebos oder Hades bezeichnete die Unterwelt, getheilt in Elysium, wo die Edelsten in anmuthigen Gefilden wohnten, Tartaros, den Ort der Strafe für Frevler. Die ganze Idee stammt unstreitig von den Aegyptern her. Orpheus hat zuerst, nach Diodors Zeugniß, die Begriffe vom Hades, Elysium und Tartaros nach Griechenland verpflanzt. Osiris, hierauf Serapis, und Isis sind die Herrscher im Todtenreiche; Osiris richtet, Wölfe bewachen den Eingang, Anubis leitet als Hermes die Seelen dahin. Die Hieroglyphen, die auf mehrern Sarkophagen gefunden werden, lassen keinen Zweifel, so wie das Todtengericht (s. d. Art.)

Unüberwindliche Flotte nannte man die große Flotte, die Philipp II., König von Spanien, 1588 ausrüstete, um England und dessen Königin Elisabeth zu bekriegen, die ihm theils durch den Beistand, den sie dem wider Spanien empörten Niederländern leistete, theils durch die kühnen Angriffe des bekannten Franz Drake auf verschiedene spanische Besitzungen in Amerika Ursache dazu gegeben hatte. Den Namen der unüberwindlichen gab ihr Papst Sixt V., der das Unternehmen selbst billigte, in der Hoffnung, England dem römischen Stuhle wieder zu unterwerfen. Die Flotte bestand aus 130 Schiffen, hatte 20,000 Landsoldaten, 8,000 Seesoldaten, 2000 Galeerensklaven, 2600 Kanonen und auf 6 Monate Proviant. Der Herzog von Medina Sidonia commandirte sie. In den Niederlanden stand zu gleicher Zeit der Herzog von Parma mit einer spanischen Armee von 34,000 Mann bereit, nach England überzugehen, welches aber durch die Anstalten der

Niederländer verhindert wurde. Die spanische Flotte war kaum auslaufen, als ein heftiger Sturm sie zwang, zurückzukehren. Sie lief am 29sten Mai zum zweitenmale aus, und wollte die englische Flotte im Hafen zu Plymouth blockiren; allein diese war schon in die See gegangen, und that den Spaniern durch einzelne Angriffe, besonders durch die Brander, sehr vielen Schaden. Auch waren die spanischen Schiffe meistens zu groß, und konnten daher nicht so gut manövriren, als die kleinern, besser segelnden englischen Schiffe, die durch 30 holländische Kriegsschiffe verstärkt worden waren. Es kam zu keiner eigentlichen Seeschlacht, aber durch den häufigen Verlust wurden die Spanier genöthigt, die Landung in England aufzugeben, und um Schottland und Irland herum wieder zurückzukehren. Sie mußten aber unterweges noch viel von den Stürmen und den Angriffen der Engländer ausstehen, die bloß durch den Mangel an Kriegsbedürfnissen von der Verfolgung der Spanier abzulassen genöthigt wurden. Von der ganzen großen Flotte kamen nicht mehr als 53 Schiffe nach Spanien zurück. Als Philipp II. das traurige Schicksal seiner Flotte erfuhr, fiel er mit erzwungener Resignation auf die Kniee nieder und dankte Gott, daß das Unglück nicht noch größer wäre. Diese Niederlage trug indessen viel zu dem nachmaligen Verfall der spanischen Monarchie bei.

Unze (a. d. Lat. uncia), ein Gewicht von 2 Loth, ist in Deutschland in den Apotheken und beim Golde gewöhnlich. In den Apotheken und auf den Recepten der Aerzte wird es durch die Abkürzung ℥ bezeichnet. Eine Mark Gold hat 8 Unzen oder 16 Loth. Bei den Römern war die Uncia der zwölfte Theil eines Ganzen, besonders aber des Pfundes. Diese Rechnungsart ist noch jetzt in Italien gewöhnlich; das italienische Pfund hat 12 Unzen oder 24 Loth. **Unze** (französisch Once) heißt auch ein zu dem Katzengeschlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, das mit dem Panther viele Aehnlichkeit, nur unregelmäßigere Flecken, als dieser hat. Dieses Thier ist sanfter als der Panther und Leopard, läßt sich leicht zahm machen, und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger führt das Thier hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze darauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen läßt.

Upsala, eine große, ansehnliche Stadt in der Provinz Uyland in Schweden, in frühern Zeiten die ansehnlichste Stadt des Reichs, hat in 580 Häusern gegen 4000 Einwohner. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit Birkenrinde bedeckt, über welche Rasen gelegt wird. Die Domkirche ist ein großes Gebäude, und die ansehnlichste im ganzen Lande. Es sind in derselben die Grabmäler einiger schwedischen Könige und viele andere Monumente, unter denen auch des Ritters Linné Grabmal ist. In dieser Kirche werden die Könige von Schweden gekrönt. Der hiesige Erzbischof ist der einzige in Schweden, und das Oberhaupt der Geistlichkeit oder Primas des Reichs. Die Universität wurde 1477 von dem Reichsvorsteher Sten Sture gestiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten wieder sehr in Verfall. König Gustav Adolph, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Freiheiten ertheilte, liegende Gründe schenkte und Stipendien stiftete, ist als

Gymnasium, Gelehrtengesellschaft, Akademie der Künste, Sternwarte und die Einkünfte des Universität. Unter den Lehrern, welche die Universität gehabt hat, sind Linné und Wallerius die berühmtesten. In dem von Gustav Adolph 1622 errichteten akademischen Gebäude ist die ansehnliche Universitätsbibliothek, der welcher gegen 3000 Manuscripte sich befinden, und wo auch die vom König Gustav III. hinterlassenen und seiner Verordnung gemäß, erst 50 Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Handschriften verwahrt werden. Die Universität besitzt auch ein Münzcabinet von 12,000 Stück Münzen, eine Sternwarte, eine Mineralien- und Naturaliensammlung, und einen gut eingerichteten, von Linné angelegten botanischen Garten. König Friedrich stiftete 1728 die hiesige Societät der Wissenschaften (societas literaria et scientiarum).

Uralan (franzöſ. Ouragan, engl. Hurricane, deutsch Orkan), ein ausländisches, aus der Sprache der Antillenbewohner in Amerika entlehntes Wort, das den heftigsten und höchsten Grad eines, gemeiniglich im Wirbel sich drehenden, mit Regengüssen, Donner und Blitz, auch wohl mit Erdbeben begleiteten Sturmes anzeigt, der in den Antillen (s. d. Art.) nicht selten ist. Ein solcher Orkan reißt die stärksten Bäume mit den Wurzeln heraus, zertrümmert Wohnungen und verwüstet in wenigen Minuten die schönsten Pflanzungen. Diese Stürme finden nur in der regnerischen Jahreszeit, vom Juli bis October, Statt. Man hat bemerkt, daß sie jedesmal von Nordwest herkommen, und glaubt, daß sie durch das Zusammentreffen des Nord- und Westwindes verursacht werden. So verwüstend auch ihre Wirkung ist, so folgt doch gewöhnlich die größte Fruchtbarkeit darauf. S. Raynal Geschichte der europäisch. Colonien in Indien, Th. 4.

Ural, ein tartarisches Wort, welches einen Gürtel bedeuten soll, ist der Name einer Gebirgskette und eines Flusses. Die erstere fängt in der Gegend des caspischen Meeres an und erstreckt sich bis an die Stadt Orenburg, lenkt sich aber dann nach Norden; sie trennt Rußland von Sibirien. An sie schließen sich unter verschiedenen Namen andere Gebirgsketten an, die bis an das Eismeer reichen, und die natürliche Gränze zwischen Europa und Asien bilden. — Der Fluß Ural, ehemals Jaik, in ältern Zeiten Rhymnus, entspringt aus den uralischen Gebirgen, und fällt, nach einem Laufe von ungefähr 2000 Werſten oder 300 geographischen Meilen, während dessen er mehrere Flüsse aufgenommen hat, in verschiednen Armen bei Gurjew in das caspische Meer. Er ist zum Theil seicht, aber sehr fischreich, besonders wird in ihm der Stör, aus dessen Rogen der Caviar bereitet wird, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Urals bis an das caspische Meer, die ungefähr 360 Werſte lang und 6 Werſte breit ist, wohnen die uralischen Kosaken; das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgisen. Die uralischen, sonst jaikischen Kosaken, die ein Zweig der donischen Kosaken, von diesen aber seit 1708 ganz abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts hier niedergelassen, und blieben ihren Nationalsitten am längsten getreu. Unter ihnen erschien im J. 1772 der bekannte Abenteurer Pugatschew, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab, aber seine Rolle nur kurze Zeit spielte (s. d. Art.). Ungeachtet der Theilnahme, welche die uralischen Kosaken an Pugat-

schews Aufstande gehabt hatten, wurde ihnen doch durch eine Akte der Kaiserin Catharine II. vom 16. Jan. 1775 eine allgemeine Amnestie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Doch wurde den Name Jaik aufgehoben und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und die jaikischen Kosaken die uralischen genannt werden sollten. Sie stellen 20,000 Mann ins Feld. Von den donischen Kosaken unterscheiden sie sich bloß durch ihre Kleidung: rothe weite Beinkleider, rothen bis an die Kniee reichenden Rock und rothe sehr spitzige Mützen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Fischerei; wobei sie den Ackerbau vernachlässigen. Sie stehen unter einem selbst gewählten, vom Kaiser bestätigten Attaman, halten streng auf alte Sitten und Gebräuche, und gehören zu den sogenannten Roskolnicki oder Altgläubigen.

Uralsk (sonst Jaik s. d. vor. A.), der Hauptort der uralischen Kosaken, an einem alten Flußbette des Ural; eine unregelmäßige, in Gestalt eines halben Mondes gebaute Stadt, von ungefehr 3000 hölzernen Häusern, mit 5 steinernen Kirchen, ungefähr 270 Werste von Orenburg entfernt. Sie ist eine unbedeutende Festung. Der Fluß Ural ist hier breit und hat einige mit Holz bewachsene Inseln, auf denen starke Bienenzucht getrieben wird.

Urania (Mythol.), die Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, und in einem mit Sternen besäeten Gewande, eine Himmelskugel oder eine Leier haltend, vorgestellt. Bisweilen stellt man sie auch mit einem Sehrohr vor, mit welchem sie die Gestirne beobachtet. Oft hat sie auch einen Cirkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen. — Urania ist auch der Name der himmlischen Venus, oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatze der bloß sinnlichen. — Bei den alten griechischen Dichtern heißt eine der Oceaniden oder Meernymphen auch Urania.

Uranium, ein in neuerer Zeit und zwar von Klapproth entdecktes Metall, welches in dem grünen Glimmer enthalten ist. Es ist dunkelgrau, weich, spröde und strengflüssig.

Uranus (astronom.) wird der Hauptplanet genannt, der in neuerer Zeit von dem berühmten Herschel im J. 1781 entdeckt wurde. Er ist 386 Millionen deutsche Meilen von der Sonne entfernt, folglich unter allen Planeten am weitesten. Sein Durchmesser beträgt 7656 deutsche Meilen, und seinem körperlichen Inhalte nach ist er 83 mal größer als die Erde. Er vollendet seine Bahn um die Sonne in 83 Jahren, 150 Tagen und 18 Stunden; auch entdeckte Herschel 1787 zwei Monde um ihn; vermuthet aber, daß er deren noch 6 habe. Nach Bode sollen ihn Mayer schon 1756, und Flamstead 1690 entdeckt, aber ihn für einen Fixstern gehalten haben. Den Namen Uranus schlug Bode sehr schicklich vor, und so wird er auch von den meisten Astronomen in Deutschland, Italien, Dänemark und Rußland genannt, Herschel selbst schlug die Benennung: Georgium sidus (the Georgian planet) vor; und die französischen Astronomen nannten ihn nach seinem Entdecker Herschel. — Uranus (mythol.). Nach der Kosmotheogonie der Griechen ging aus dem Chaos (der unendliche, leere Raum) die Gäa (Erde) hervor. Diese erzeugte aus sich selbst den Uranos (Himmel) und mit demselben die Titanen, von denen der jüngste Kronos (die Zeit) hieß. Was nun entstand,

Die Bildung der Natur zu vollenden, entstand durch die Umar-

mungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos hatten aufgehört. Dies drückte die plastische Sprache des alten Gedichts so aus: die Zeit (Kronos) hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn mit ihrem Siegel entmannt.

Urchristenthum wollen einige philosophische Bearbeiter der Religions- und Kirchengeschichte im wahren (idealen) Sinne des Wortes zwar nur die reine Idee der Religion, die dem Stifter des Christenthums selbst vorschwebte und in seiner Lehre, Gesinnung und Handlungsweise verwirklicht war, genannt wissen; gemeiniglich aber bezeichnet man mit diesem Worte die Eigenthümlichkeit der ersten Christengemeinden in der Lehre, Religionsübung, Gesellschaftsverfassung, Sitte und herrschenden Gemüthsstimmung, welche das Gepräge des Geistes der Apostel, die diese Gemeinden gegründet hatten, noch unentstellt an sich trug. Kindliche Einfalt, schlichter, zuversichtlicher Glaube an die Worte und Thaten Jesu, fromme Begeisterung, strenge Sittlichkeit und festes Zusammenhalten in bürgerlicher Liebe waren die Grundzüge dieser Individualität der ersten Christen. Ihnen genügte treulich anzunehmen, was die heil. Schrift und der Unterricht frommer, mit der gelehrten Bildung und philosophischen Speculation der Weisen ihres Zeitalters meist unbekannter Lehrer ihnen sagte, ohne den Mangel eines wissenschaftlich begründeten Lehrbegriffs und die wenige Bestimmtheit ihres Glaubens in den wichtigsten Dogmen, z. B. von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von der Modalität der Rechtfertigung des Sünders vor Gott u. s. w., zu empfinden. Dafür war ihre zuverlässige, wenn auch noch keineswegs kritisch gesichtete Erkenntniß des Historischen im Christenthum desto lebendiger und fruchtbarer. Ihr Herz entbrannte in Schauern heiliger Ehrfurcht und Freude bei der Verkündigung des Evangeliums, wo ein immer gegenwärtiger, alles beseelender und allen Gliedern seiner Gemeinde innig vertrauter Freund stand der einst gekreuzigte und auferstandene, nun verklärte Heiland vor den Blicken ihres Geistes, und mit tiefer Rührung hörten sie die Jünger, die ihn selbst gesehn, betraten sie die Stätten, wo in einer noch nahen Vergangenheit er selbst umhergegangen war und auch für sie gewirkt, gelitten und gesiegt hatte. Nicht in Kirchen, deren die ersten nicht vor dem Anfange des 3ten Jahrh. gebaut wurden, überhaupt ohne alle Beiwerke äußerer Pracht und Sinnenlust, auch nicht als eigentlichen Gottesdienst, da der heidnische und jüdische Begriff des Cultus dem Urchristenthum fremd war, sondern, zur gemeinschaftlichen Erbauung hielten sie ihre Versammlungen in Privathäusern, später, da harte Verfolgungen über sie kamen, auch in Höhlen, Wäldern und unterirdischen Gemächern (Catacomben) meist geheim, oft — aus Frucht entdeckt zu werden — unter dem Schutze der Nacht, mit Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und auslegender Belehrung; verbanden sie sich zu traulichen Agapen (s. d. Art. Liebesmahle), auf welche die Feier des Abendmahls zum Gedächtniß des Todes Jesu und zur Befestigung brüderlicher Gemeinschaft folgte, ihnen ein Mysterium, durch Entfernung aller Ungetauften und Uneingeweihten auch äußerlich mit heiligem Dunkel umhüllt. Lebendiges Wasser diente zur Taufe derer, die Aufnahme in die Gemeinde Jesu begehrten und ihren Glauben an Vater, Sohn und Geist bekannten. Eine

vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptwahrheiten des Christenthums wurde bei ihnen vorausgesetzt, weil eben diese sie nur bewogen haben konnte, sich an die äußerlich unscheinbaren, ja bedrängten und verfolgten Christen anzuschließen — das Institut des Catechumenen-Unterrichts kam erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auf. In stiftungsmäßiger Einfachheit wurden diese Gebräuche begangen, die Innigkeit der Feiernden ersetzte den festlenden Glanz; von andern später in den christlichen Cultus eingeflochtenen Ceremonien sagt die Geschichte der Kirche des ersten Jahrhunderts nichts erheisliches; die heilkräftige Oelung der Kranken, das Teufelaustreiben und die Pflege der Energumenen hatten noch fast allein die Bedeutung einer brüderlichen Hülfe, das Begraben der Leichen in die Erde aber den Zweck der Unterscheidung von den Heiden, die sie verbrannten. Demnächst war in der ältesten apostolischen Gemeinde zu Jerusalem zum Zeichen der Einheit im Geist und gegenseitigen Hingebung eine Gütergemeinschaft eingeführt worden, bei der jedes Glied den Ertrag seiner Habe zu einer Gesammtcasse liefern mußte und aus derselben zu Herstellung brüderlicher Gleichheit nicht mehr als der Aermste zu seiner Versorgung erhielt. Aber nach nicht gar langer Zeit erkannte man, daß diese von andern Gemeinden nicht nachgeahmte Einrichtung wohl dem engen Vereine Jesu mit seinen Jüngern angemessen gewesen, aber für größere Gesellschaften eher verderblich als heilsam wäre und schaffte sie wieder ab. Eine ähnliche wieder abgekommene Eigenheit der ersten Christen war der Gebrauch des Looses zur Entscheidung in wichtigen Fällen. Für ihre Gesellschaftsverfassung ordneten sie nicht mehr als das Nöthige und dies zum Theil nach dem Muster jüdischer Synagogen an. Die Apostel hätten, so lange sie lebten, ein überwiegendes Ansehn bei den Gemeinden; an ihre Stelle traten Bischöfe und Aelteste (Presbyter s. d. Art.), welchen der Vortrag und die Bewahrung der Lehre, die Aufsicht über den religiösen und sittlichen Zustand, letztern insonderheit das Geschäft, in vorkommenden Fällen für die Gemeinde zu sprechen und ihre öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, übertragen war. Schon früher verordneten die Apostel das Amt der Diaconen (Helfer) zur Cassenverwaltung und Sorge für gute Ordnung bei den Versammlungen, für Pflege der Kranken und Armen und die Diaconissen zu gleichen Diensten bei dem weiblichen Theile der Gemeinde. Einen eigenen Priesterstand machten diese Gesellschaftspersonen nicht aus, da die heidnische und jüdische Priesterider erst später in die christliche Kirche einschlich; daher fand auch noch keine eigentliche Hierarchie Statt; denn die Gemeinden regierten sich unter Berathung dieser Vorsteher selbst. Jede Gemeinde bestand für sich unabhängig von den übrigen; nur durch das Band einer Glaubens und einer Liebe, durch wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen, die abgesandte oder reisende Glieder gelegentlich überbrachten, durch den Eifer, einander in Fällen der Noth mit reichlichen Gaben zu unterstützen, hingen die einzelnen Gesellschaften der Christen an verschiedenen Orten mit einander zusammen. Damit vertrug sich manche, durch die abweichenden Individualitäten und Ansichten der ersten Stifter und Lehrer veranlaßte Verschiedenheit in den Meinungen dieser einzelnen Kirchen. Die Christen aus dem Judenthume hielten noch viel auf mosaische Gebräuche und jüdische Sitten, ihr Gewissen wollte ihnen nicht er-

lauben, die Beschneidung, die Sabbathsfeier, die Vermeidung des Genusses erstickter Thiere und jene Fasten und Reinigungen zu unterlassen, an die das Judenthum sie gewöhnt hatte. Dagegen war den Christen aus dem Heidenthume vom Apostel Paulus, der die meisten gewonnen hatte, eben so wenig etwas von den Gebräuchen des Mosaismus aufgenöthigt, als die Fortsetzung des Verkehrs mit den Heiden und der Theilnahme an ihren Opfermahlen gestattet worden und nur, um Zwietracht zu verhüten, legte ihnen ein Beschluß der sogenannten ersten Kirchenversammlung, die die Apostel mit den Aeltesten zu Jerusalem um das Jahr 50 wegen solcher Verschiedenheiten hielten, die Pflicht auf, sich wie die Judenchristen des Blutes erstickter Thiere zu enthalten. Ob nun gleich hier durch gemeinschaftliche Uebereinkunft für gegenseitige Nachsichtigkeit in unschädlichen Dingen entschieden worden war, sonderten sich doch um die Zeit der Zerstörung Jerusalems einzelne Haufen strenger Eiferer für das mosaische Gesetz unter den Christen in Palästina von der Gemeinschaft mit den übrigen ab und bildeten die wenig bedeutend gewordene Secte der Nazarener oder Ebioniten, während die Mehrzahl der christlichen Gemeinden, durch die Gewaltthätigkeiten der Juden empört, sich von den Resten mosaischer Gebräuche in ihrer Sitte und Lebensart immer mehr frei machten. Ungeachtet dieser Annäherung kam es aber noch keinesweges zwischen den einzelnen Gemeinden in verschiedenen Gegenden zu einer völligen Uebereinstimmung, die erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch die Diöcesan- und Metropolitanverfassung vorbereitet, und nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte durch die Macht eines kirchlichen Universalmonarchen, von der das Urchristenthum keine Ahnung hatte, erzwungen werden konnte. So wenig nun das Urchristenthum von Glanz und Macht umgeben war, überstrahlte es doch die Volksreligionen seines Zeitalters durch die innere sittliche Würde seiner Bekenner. Die Gemeinden hielten es für heilige Pflicht, über die untadelliche Reinheit der Sitten ihrer Glieder zu wachen; Irrende wurden ermahnt, Frevler erst vom Abendmahle, dann von den Andachtsversammlungen und aller Gemeinschaft ausgeschlossen, und nur nach starken Proben der Buße wieder aufgenommen. Dieses Befugniß des Bannes oder der Excommunication übten die Gemeinden im Ganzen aus, ohne ihren Bischöfen und Presbytern als Aufsehern über die Kirchenzucht mehr zu verstatten als eine berathende Stimme. Denn noch war der Geist Jesu allen gemein, seine wundervollen Gaben und Kräfte (vergl. d. Art. heiliger Geist) wirkten nicht bloß in den Lehrern, sondern in jedem Gliede der Gemeinde, das durch Glauben und geistige Anlage, wie durch eignen Eifer dazu geschickt war. Was man auch von den Wunderthaten, die den ersten Christen nachgerühmt werden, von den außerordentlichen Wirkungen, die sie durch Gebet und Auflegen ihrer Hände zur Genesung der Kranken und zur Ausrüstung der Schwachen mit neuen Geisteskräften hervorbrachten, urtheilen mag; bewunderungswürdig wird man immer die reine Gewissenhaftigkeit, die freudige Selbstverläugnung finden, womit sie sich ganz der Sache Jesu widmeten, die hohe moralische Kraft, womit sie die Rohheit und Verderbniß ihrer Zeit von sich abhielten und in ihren Sitten das Muster wahrer Humanität darstellten, die fromme Gottergebenheit endlich, mit der sie ihr Glück nur darin suchten, Christo an-

zugehören und den Willen seines himmlischen Vaters zu thun. Nirgend haben sich zugleich so viele und so schöne Züge heroischer Tugend, muthiger Verachtung des Todes und aller Güter und Freuden, aller Kränkungen und Feindseligkeiten der Welt, aufopfernder Bruderliebe und Wohlthätigkeit, schonender Sanftmuth und fester Vereinigung gegen Gefahren, zuversichtlichen Glaubens und unerschütterlicher Treue gegen die erkannte Wahrheit (vergl. d. Art. Märtyrer) hervorgethan, als bei den ersten Christen, gerade unter den härtesten Drangsalen, mit denen sie wegen ihrer Religion zu kämpfen hatten. Noch mehr als der Ruf von Wunderwerken und neuen Lehren war es dieser innere sittliche Werth und fromme Heldensinn, was ihnen bei aller scheinbaren Niedrigkeit (sie gehörten meist den untern Volksclassen an) und wirklichen Armseligkeit ihres Zustandes doch so zahlreichen Zuwachs neuer Glieder aus gutgesinnten Juden und aufgeklärten Heiden verschaffte. Freilich hatte auf die erhabene Gesinnung und tiefe Religiosität nächst dem reinen Geiste des Evangeliums selbst die unter den ersten Christen gangbare, durch ihre Lehrer, besonders durch die Offenbarung Johannis (s. d. Art. Apokalypse) genährte zuversichtliche Aussicht auf eine nahe, zugleich schrecklich majestätische und hocherfreuliche Wiederkunft Jesu zur Aufrichtung seines Reiches überwiegenden Einfluß. Der hauptsächlich durch diese Vorstellung angefachte Enthusiasmus erhielt sich über die Periode des ersten Jahrhunderts der christlichen Kirche, auf welche der Begriff und die hier angegebenen Merkmale des Urchristenthums eigentlich nur passen, hinaus, aber er verlor später viel von seiner Lauterkeit und Fruchtbarkeit: und die folgenden Jahrhunderte haben auf diese Periode, als auf ein goldenes Zeitalter ursprünglicher Echtheit und Blüthe des Christenthums, oft mit Beschämung über das Verderben der anwachsenden Kirche zurückgeblickt; die meisten der Secten, die sich der römischen Hierarchie entgegensetzten, gingen darauf aus, in ihren bedrängten Gemeinden jene apostolische Einfalt der Lehre, Verfassung und Sitte wiederherzustellen. In einem historisch erweislichen Zusammenhange hat sich die Idee dieser Erneuerung des Urchristenthums von den Waldensern bis auf die evangelische Brüdergemeinde (s. d. Art.) fortgepflanzt und die Einrichtungen begründet, die noch jetzt als Nachbilder der ersten Liebe und Frömmigkeit bewundert werden. Doch wird sich jener Geist der ersten Christen immer nur da erneuern, wo man das Christenthum nicht, wie wir, die wir in der Kindheit getauft und von Christen erzogen, gar kein Verdienst bei unsrer Anschließung an die Sache Jesu haben, bloß als eine Gabe des Glücks und durch Gewöhnung empfängt, sondern eben wie die ersten Christen als ein ganz neues, sonst nie empfundenes und schwer zu behauptendes Heil aus eigner Bewegung ergreift und gegen eine Welt voll Hindernisse zu vertheidigen hat. E.

Uri, einer der drei kleinen Waldcantone, der classische Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelm Tells und das Land, wo noch alles an die ersten Hochthaten der Eidgenossen erinnert. Er schloß 1308 mit Schwyz und Unterwalden den zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, und hat seitdem unter mancherlei Stürmen seine rein demokratische Verfassung zu behaupten gewußt. Zwei große Thäler, Reuß- und Urseren, beide von himmelhohen Alpen, worunter der Galenstock 9930, der Spitzli

9285, und der berühmte St. Gotthard 8576 Fuß hoch sich erheben, eingeengt und beide 30½ Q. Meilen groß, machen seine Oberfläche aus, worauf nur auf einigen Blößen etwas Korn, Hülsenfrüchte und Gemüse gedeihen; der Rest besteht aus Felsen und Alpenweiden, die ein armes, kaum 15,000 Köpfe zählendes Hirtenvolk bewohnt, das seinen Haupterwerb aus der Rindviehzucht und aus der Straße, die über den St. Gotthard nach Italien führt, zieht. Die Religion ist catholisch; die höchste Gewalt steht bei der Landesgemeinde, wozu jeder Bürger über 20 Jahre Zutritt hat, die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte finden sich hier nicht; der Hauptflecken und Sitz der Regierung heißt Altorf.

Urkunde heißt ursprünglich jedes Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Sache oder Handlung; daher *kunden* und *urkunden*, davon Zeugniß geben. Insbesondere jedes geschriebene Zeugniß; daher Urkunden von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutung heißen alle Diplome Urkunden, (s. d. Art. *Diplom* und *Diplomatik*). Daher Geschichtsurkunden und Urkundenstudium.

Urlaub, überhaupt die Erlaubniß; in engerer Bedeutung die von einem Vorgesetzten erhaltene Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen. Daher sich beurlauben, wenn man weggeht. Besonders gebraucht man es von der den Soldaten gegebenen Erlaubniß, sich auf eine gewisse Zeit aus ihrem Standorte entfernen, sich in die Heimath begeben zu dürfen. Bestimmter und unbestimmter Urlaub, d. h. wo der Tag des Wiederkommens bestimmt ausgedrückt ist, oder noch zu bestimmen vorbehalten wird.

Urne, ein rundes Gefäß von gefälliger Form, welches bei den Alten dazu diente, die Asche der verbrannten Todten aufzubewahren. Diese Urnen wurden in den Grüften oder Grabgewölbern in Seiten-Nischen beigesetzt, oder auch an Sarkophagen angebracht, und waren von verschiedener Größe, bald von Marmor, bald von Erz. Jedes andere so gestaltete Gefäß, daher *Thränenkrüge* oder *Urnen*, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verstorbene Verwandte vergossenen Thränen sammelte und aufbewahrte; *Urnen*, woraus die Nymphen und Flußgötter Wasser strömen lassen; *Urnen*, worin man z. B. bei Wahlen und andern Abstimmungen die Kugeln sammelt. Auf unsern Grabmählern werden die Urnen jetzt sehr häufig angebracht, und sind durch Mannichfaltigkeit und gefällige Form ein Hülfsmittel zur Verschönerung. Von Urnen der Alten hat *Montfaucon* in einem eigenen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen gesammelt und aufbewahrt.

Urphede soll, nach Adelung, *Urfehde* geschrieben werden, und aus den Worten *Fehde*, Krieg, thätige Feindschaft, und *ur*, so viel als *un*, zusammengesetzt seyn; Urfehde würde also so viel bedeuten, als Unterlassung aller Fehde. Es ist ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, und bedeutet ein eidliches Versprechen, sich wegen einer erlittenen Beleidigung, besonders wegen ausgestandenen Verhaftes nicht rächen zu wollen. Urphede ist also der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen. In diesem Sinne sagt man, daß einer die Urphede geschworen habe. Die Ge-

wohnheit scheint noch aus den Zeiten des Faustrechts, und der damals so sehr üblichen Selbsträche herzurühren.

Urproduction, in der Staatswirthschaft, ist derjenige Zweig der Werthschaffung, welcher dem Urstoffe Güter entlockt und dieselben in ihrer ersten Gestalt dem Genusse darbietet. Urstoff aber ist die ganze Natur, welche Genußmittel zu liefern fähig ist, also 1. die Erdfläche, 2. das Wasser, 3. die freien Landthiere und 4. den Schoos der Erde. Mit der ersten beschäftigt sich die Landwirthschaft (Feldbau, Viehzucht, Gartenbau, Forstwirthschaft), mit dem zweiten die Fischerei, mit den dritten die Jagd und mit dem vierten der Bergbau. Unter diesen verschiedenen Zweigen der Urproduction steht die Landwirthschaft oben an, denn hier gattet sich die Kraft des Menschen unmittelbar mit dem Segen der Natur, hier verbindet sich sein Fleiß unmittelbar mit der Wirksamkeit der Elemente; daher wird auch häufig unter Urproduction im engen Sinne die Landwirthschaft allein verstanden. Dieser Gattung der Production gebührt schon darum der Vorzug vor allen übrigen, weil sie es ist, welche der industriellen Production erst den Stoff zur Bearbeitung liefert, und dem Handel die ergiebigste Quelle der Thätigkeit öffnet. Nur da, wo Urproducte in gehöriger Menge hervorgebracht werden, können dauernde, gegen Unfälle gesicherte, von fremder Production unabhängige Fabriken und Manufacturen entstehen und blühen; und diese sind es wieder, welche die Urproduction durch einen erhöhten Absatz beleben, während sie Nationalglieder, deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beschäftigen. Die Urproduction ist daher die Basis, welche dem Kunstfleiße, wo nicht nothwendig unterliegt, und nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten zur Grundlage dient und eben darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. Dennoch sieht man gewöhnlich die Regierungen den entgegengesetzten Weg einschlagen, Fabrikwesen erkünsteln, städtisches Gewerbe auf Kosten des Landbaus begünstigen, Blut in Strömen für den Gewinn des Handels vergießen, und so Wirkung für Ursache wähnend, diejenigen Glieder zuerst ergreifen, mit denen die Kette des Nationalgewerbs am natürlichsten endet. Auf dreifache Weise kann von oben herab die Erhöhung der Urproduction befördert werden, nämlich: 1. durch Vermehrung des Urstoffs. Streng genommen kann zwar der Urstoff nicht vermehrt werden, denn der Erdball ist weder zu vergrößern noch zu vermindern; aber große Landstrecken werden der Production entzogen durch Seen und Gewässer, durch nutzlose Pflanzen, welche den Boden bedecken, die Befreiung der productiven Erdfläche von diesen Hindernissen, das Austrocknen der Seen und Moore, die Ausrottung von Wäldern, die Vertheilung schlecht benutzter Gemeinheiten kann man daher mit Recht Gewinnung neuen Urstoffs nennen. 2. Durch Verbesserung des Urstoffs mittelst Benutzung und Anwendung der in der Landwirthschaft gemachten neuen Entdeckungen und Erfahrungen mittelst Entfesselung des Ackerbaus von den zahllosen, ihn niederdrückenden, Lasten, den Ueberbleibseln eines rohen Zeitalters. 3. Durch Erleichterung des Absatzes der Urproducte, mittelst Entfernung aller demselben in Wege stehenden Hindernisse. In der Staatswirthschaft werden die Mittel gelehrt, welche von Seiten der Verwaltungs-Behörden anzuwenden sind, um den Urstoff zur höchst-

möglichen Production zu bringen und alle dazu erforderliche werthschaffende Kraft in Bewegung und Thätigkeit zu setzen, mit den Fortschritten jener Wissenschaft und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, und namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staatsruder lenken, steht daher die Vervollkommnung und Erweiterung dieses Hauptzweigs der Werthschöpfung in genauester und unmittelbarster Verbindung. (S. Staatswirthschaft). K. M.

Ursache, eine frühere Sache, welche macht, daß eine andere ihr gemäß geschieht, und so geschieht, wie sie geschieht; Grund, Quelle. Krankheit ist Ursache des Todes, u. s. w. Die zweite Sache ist Folge, Wirkung. Der Begriff der Ursache ist ein Stammbegriff des reinen Verstandes, nämlich derjenige, ohne welchen wir nicht hypothetisch, zu auch nicht assertorisch urtheilen können. Wenn wir unter der Ursache die Bedingung von dem, was geschieht, verstehen, so muß alles, wovon die Erfahrung lehrt, daß es geschieht, eine Ursache haben. **Leucipp** soll zuerst mit dem großen Satz: nichts ohne Ursache und Grund, aufgetreten seyn. **Plato** aber stellte den großen Grundsatz: was geschieht, muß eine Ursache haben, dessen sich die Vorgänger unerkannt bedienten, wahrscheinlich zuerst als einen unumstößlichen deutlich auf.

Ursprache. Wenn man die Sprache überhaupt als eine **menschliche Erfindung**, d. h. als ein allmählig, nach Maßgabe des Bedürfnisses und der Cultur, entstandenes Erzeugniß des menschlichen Geistes und der menschlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, so kann die erste Sprache nur aus wenigen, sehr einfachen und sehr unvollkommen artikulirten Tönen bestanden haben. Will man nun dies die **Ursprache** des menschlichen Geschlechts nennen, so versteht es sich von selbst, daß keine von den uns bekannten, todten oder lebenden, Sprachen jene ursprüngliche Sprache seyn könne. Denn alle diese Sprachen sind schon viel zu reich und gebildet, so unvollkommen sie auch übrigens seyn mögen. Wie die Menschen mehr und besser sprechen lernten, so verlor sich auch jene erste rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir sie irgendwo vernähmen, kaum für eine Sprache anerkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein **göttliches Geschenk**, d. h. für einen, den ersten Menschen gleich angeschaffenen oder von Gott als Lehrmeister mitgetheilten Inbegriff von Worten und Wortformen hält, so hätten freilich die ersten Menschen bereits eine fertige, wenn auch noch nicht sehr reiche und gebildete, Sprache geredet. Da aber die Annahme einer **solchen** Ursprache auf ganz willkürlichen, sowohl unphilosophischen als unhistorischen, Voraussetzungen beruht, so ist es auch ganz thöricht, zu fragen, welches diese Ursprache gewesen. Aeltere Theologen hielten die **hebräische** dafür, weil das alte Testament Gott in dieser Sprache reden läßt. Wie ungereimt dies Argument sey, bedarf keines Beweises.

Ursulinerinnen sind Nonnen der h. **Ursula**, die von der h. Angela zu Brescia 1732 zuerst ohne Clausur als eine Schwesterschaft zur Uebung der christlichen Liebe gestiftet wurden und später zu 12 Congregationen anwuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Dieser Orden folgt der Regel des h. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich

mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besonderes Gelübde verpflichtet ist. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Er zählte im 18ten Jahrh. über 250 Klöster und die Regierungen haben ihn wegen seiner Gemeinnützigkeit bis jetzt bestehen lassen. E.

Urtheil, eine auf die Verbindung der Umstände gegründete, oder aus den Gründen der Handlung gefolgerte Meinung über die Beschaffenheit eines Dinges und deren Aeußerung; daher wahres und falsches, je nachdem die Umstände richtig bekannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die Verbindung oder Trennung von zwei Begriffen. In engerer Bedeutung der entscheidende Ausspruch eines Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil, wobei die Gründe (Motive), wornach oder woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — **Geschmacksurtheil**, der Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmackes) über einen ästhetischen Gegenstand. Da bei diesem Urtheil mehr das Gefühl in Anspruch genommen wird, welches nicht nach so bestimmten Regeln und so unabhängig wirkt, wie der Verstand, so erklärt sich dadurch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile, die alles Entscheiden in Sachen des Geschmacks so schwierig machen.

Urtheilskraft (judicium) ist das zweite von den drei obern Erkenntnißvermögen (Verstand, Urtheilskraft und Vernunft), das Vermögen, unter Regeln zu subsummiren. Subsummiren aber heißt, unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel (dem Allgemeinen) stehe oder nicht. Das Gesetz z. B. ist das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Besondere, von dem er entscheiden muß, ob er unter diesem Allgemeinen begriffen sey oder nicht. Der Verstand (das Vermögen der Regeln) ist zwar einer Belehrung und Ausrichtung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Besondere, in so fern es ein Fall der Regel ist, aufzufinden, will nur geübt werden. Daher auch die Urtheilskraft das Specifische des sogenannten Mutterwitzes, dessen Mängel keine Schule ersetzen kann, deren Wachsthum Reife und derjenige Verstand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Eine Schule kann einem eingeschränkten Verstande Regeln vollauf, von fremder Einsicht entlehnt, darreichen, und gleichsam einpfropfen; das Vermögen aber, sich ihrer richtig zu bedienen, muß dem Lehrling selbst angebören. — Der Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. — Beispiele haben den großen Nutzen, daß sie die Urtheilskraft schärfen. Was die Richtigkeit und Präcision der Verstandeseinsicht betrifft, so thun Beispiele derselben vielmehr einigen Abbruch, weil sie nur selten die Bedingung der Regel adäquat erfüllen. Ueberdies schwächen Beispiele oftmals diejenige Anstrengung des Verstandes, Regeln im Allgemeinen einzusehen. Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheit. — **Kant** hat eine eigene „Kritik der Urtheilskraft" (2te Aufl. Berlin 1793) geschrieben. In dieser untersucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft, das in der Ordnung unserer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied oder den Verband zwischen beiden ausmacht, nicht auch für sich, wie nach der Analogie schon zu vermuthen ist, we-

nigstens subjective Principien a priori habe, die nämlich aus diesem Vermögen entspringen und in ihm seinen Boden haben. Er untersucht in dieser Kritik ferner, ob diese Principien a priori der Urtheilskraft constitutiv oder bloß regulativ sind, und ob die Urtheilskraft nicht etwa mit einer andern Ordnung unserer Vorstellungskräfte in Verbindung zu bringen sey, nämlich dem Gefühl der Lust und Unlust die Regel a priori gebe. Die Kritik der Urtheilskraft beschäftigt sich nun mit diesen Principien a priori, die aus der Urtheilskraft entspringen, und welche dem Gefühl der Lust und Unlust die Regel geben.

2. Urversammlungen (assemblées primaires). Eine der ersten und wichtigsten Verfügungen der ersten oder constituirenden Nationalversammlung beim Anfange der Revolution in Frankreich (1789) war eine neue geographische Eintheilung des ganzen Landes. Anstatt der bis dahin gewöhnlich gewesenen Statthalterschaften (gouvernements généraux) wurde ganz Frankreich, nach richtigen geographischen Bestimmungen, in 83 Departements eingetheilt, die von Flüssen, Bergen oder Wäldern ihren Namen erhielten, und deren Anzahl in der Folge durch die gemachten Eroberungen sehr vermehrt wurde. So schnell auch diese neue Eintheilung zu Stande kam, so ist sie doch bisher immer beibehalten worden, auch nachdem fast alles andere, was jene erste Nationalversammlung gethan hatte, untergegangen ist. Diese Departements wurden nun jeder in Kreise (arrondissements) und Bezirke (cantons) getheilt. Nach der Constitution hatte jeder Activbürger, d. h. jeder, der seinen Antheil zu öffentlichen Staatslasten entrichtete, das Recht, mittelbar seine Stimme bei der Wahl obrigkeitlicher Personen oder Convents-Deputirter zu geben. Es wurden deßwegen in den Cantons und Arrondissements Wahlversammlungen angestellt, in welchen die Activbürger gewisse Wahlmänner (électeurs) ernannten, welche sodann die zu den ledigen Stellen vorzuschlagenden Candidaten wählten. Diese Versammlungen für die Ernennung der Wahlmänner hießen assemblées primaires, Urversammlungen, weil sie gleichsam die Grundlage der nachherigen Wahlen ausmachten. Bei der Einrichtung dieser Primair- oder Urversammlungen ging die Nationalversammlung von der Idee aus, daß jeder Bürger des Staats sich als durch einen andern repräsentirt sollte ansehen können. Dieser Zweck konnte freilich nicht besser als durch die kleinern Urversammlungen und die von diesen ausgesonderten Wahlmänner bewirkt werden, und es dürfte wohl nicht leicht möglich seyn, diese Einrichtung wieder aufzuheben. Nun beging die Nationalversammlung darin einen Fehler, daß sie das Stimmrecht in den Urversammlungen nicht auf den Besitz von Grundstücken einschränkte, sondern auf den geringen Beitrag von 3 Livres zu den Contributionen ausdehnte. Die Einrichtung der Versammlungen der Wahlmänner, oder der Wahlcollegien (colléges électoraux) ist in der Folge anders organisirt worden. Die Präsidenten derselben waren unter Napoleons Regierung auf Lebenszeit ernannt. Unter dem Könige sind diese Präsidenten für die Wahlen neuer Deputirten bisher jedesmal besonders ernannt worden.

Usо (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, wird in Wechselgeschäften gebraucht, und bedeutet die Nachsichtszeit, welche dem

jenigen, auf den ein Wechsel gezogen worden, zur Zahlung desselben, nach Sicht (oder Ansicht des Wechsels), gestattet ist. Dieser Uso oder Nachsichtsfrist ist nicht überall einerlei, auch bisweilen an einem und demselben Orte, nach der Entfernung der Länder, aus welchen die Wechsel eingehen, verschieden. So ist z. B. in Amsterdam der Uso für die Wechsel aus Deutschland und der Schweiz, 14 Tage nach Sicht, aus Italien, Spanien und Portugal 2 Monate, aus den übrigen Ländern einen Monat nach Dato des Briefs. In London sind diese Fristen noch länger, und für die Wechsel aus Deutschland ist der Uso ein Monat. Außer diesem sind noch an beiden Orten Respecttage, in London 3, in Amsterdam 6, die nach dem Verfalltage des Wechsels anfangen. In Leipzig ist der Uso durchgehends 14 Tage nach der Acceptirung des Wechsels; Respecttage finden hier nicht Statt.

Usufructus (Nießbrauch, Nutznießung), heißt in der Rechtswissenschaft der rechtliche Gebrauch einer Sache, von der man weder Eigenthümer noch Pächter ist. So z. B. hat der Vater den Nießbrauch des Vermögens der Kinder, das ihnen als mütterliches Erbtheil durch den Tod der Mutter anheimgefallen ist, so lange die Kinder noch unter seiner väterlichen Gewalt stehen. **Usufructuarius** heißt derjenige, der eine Sache auf solche Weise nutznießen darf.

Usurpator (aus d. Lat. usurpare), wird derjenige genannt, der auf widerrechtliche Weise die Staatsgewalt, einen Thron oder sonst fremdes Eigenthum an sich reißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgrundes, als aus offener Raubsucht. Der Lauf der Zeit gestaltet die erste Usurpation zu einem rechtlichen Verhältnisse; denn alle Machthaber haben entweder durch Entfernung ihrer Vorfahren oder durch allmählige Zueignung der Staatsgewalt ihre Thronen erbaut. Die neueste Zeit hat nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron das Princip der Legitimität der Usurpation scharf entgegengesetzt, und die Ausbildung dieses Princips ist der eigentliche Gegenstand und Inhalt der jetzigen Staatsgeschichte.

Utopien (aus dem Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich existirt. Der berühmte englische Kanzler unter Heinrich VIII., Thomas Morus (starb 1535), schrieb einen politischen Roman, Utopia, in welchem er das Ideal eines vollkommnen Freistaates aufstellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der kaiserlich österreichische General Schrebelin eine moralisch-satirische Landkarte unter dem Namen: Tabula Utopiae oder Schlaraffenland. Utopien und Schlaraffenland sind also gleichbedeutende Namen eines bloß idealischen Landes, dessen Einwohner vollkommen glücklich sind.

Ut, Re, Mi, etc. Ut heißt in der Musik die erste der sogenannten guidonischen Sylben, womit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne der diatonischen Tonleiter (d. h. einer Stufenfolge von 5 ganzen und 2 großen halben Tönen) bezeichnet. — Guido d'Arezzo nämlich (auch Aretinus genannt), ein Benediktinermönch und nachmaliger Abt zu Avellana, aus Arezzo gebürtig, im 11ten Jahrhundert, machte sich besonders durch seine Unterrichtsmethode im Gesange (ein Pestalozzi dasiger Zeit) und durch andere bedeutende Verbesserungen der da-

mahligen Musik um die Vervollkommnung der Tonkunst sehr verdient. Er theilte den Umfang der damals üblichen Töne, statt der griechischen Tetrachorde (eine Folge von 4 zu 4 Tönen), in Hexachorde (eine Folge von 6 Tönen) von denen das erste von C, das 2te von F, das dritte von G ausging, und welche Hexachorde den ganzen Umfang (was die Griechen ein Diagramma nannten) aller damals üblichen diatonischen Töne enthielten. Er führte die Tonschlüssel ein, und reducirte (da man zu der Zeit die Noten allein auf die Linien setzte), die 7 Linien des Systems (welches nicht überschritten wurde) auf vier, und setzte die Noten auch zwischen die Linien (die fünfte Linie unsers heutigen Systems ist erst ein Paar hundert Jahr nachher zugefügt worden), wodurch das Ganze nunmehr viel leichter zu übersehen war. Jedes seiner Hexachorde enthielt 6 diatonische Töne, die er (vermuthlich um seine Schüler im Gesange, in der Aussprache der Vocale zu üben) mit den Anfangssylben der halben Verse einer Hymne an Johannes den Täufer benannte, welche sich also anfing:

Ut queant laxis *Re* sonare fibris
*Mi*ra gestorum *Fa* muli tuorum
*Sol*ve polluti *La*bii reatum.
Sancte Johannes.

Hierdurch nun entstand die Benennung der 6 diatonischen Töne:

c d e f g a

durch die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, welche man daher die guidonischen Sylben, und die Art, im Gesange die Töne auf diese Sylben auszusprechen, die guidonische oder aretinische Solmisation nennt. Nach Guido's Zeit fügte man noch, um den Raum bis zur Octave zu füllen, für den Ton H (als subsemitonium oder Leitton von c) die Sylbe *Si* (die Anfangsbuchstaben der letzten Zeile: *S*ancte *J*ohannes, obiger Strophe), bei, und vermehrte, so wie durch die allmählige Erweiterung des Umfanges der Töne das zunehmende Bedürfniß es heischte, die Anzahl der Hexachorde, oder nunmehrigen Heptachorde. Da nun aber nach der Grundregel der guidonischen Solmisation allemal auf die halben Töne die Sylben mi, fa fallen mußten (wie solches durch das erste Hexachord bei dem halben Ton e (mi), f (fa) begründet ist), so mußte man auch den Eintritt der folgenden Hexachorde so einrichten, daß man allemal das mi, fa auf einen halben Ton brachte, und diese Abänderung des Eintritts eines neuen Hexachords nennt man die Mutation (Umwechselung). Durch die Mutation geschieht es nun, daß nicht jede Sylbe bloß einen Ton bestimmt, sondern daß die Töne bald durch diese, bald durch jene Sylbe benannt werden, je nachdem es die Lage der halben Töne (mi, fa) erfodert, da dem mi allemal das re vorangehen muß. Hierbei ist noch zu bemerken, daß die 7te Sylbe, Si, überhaupt nur den 7ten Ton (er sey groß oder klein) bezeichnet, und also sowohl für h als für b gilt, im Hexachord aber nicht mit aufgeführt wird. Setzt man nun mehrere solche Hexachorde nach der Regel der Mutation unter einander, nämlich also:

G	ut, re, mi, fa, sol, la,
D	re, mi, fa, sol, la,
E	mi, fa, sol, la,
F	fa, sol, la,
G	sol, la,
A	la,
H oder: B	
c	ut, re, mi, fa, sol, la,
d	re, mi, fa, sol, la,
e	mi, fa, sol, la,
f	fa, sol, la,
g	sol, la,
a	la,
u. s. f.	

ut, re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

so erhält also der Ton c die Benennung: ut, sol, fa, der Ton d die Sylben: re, la, sol, u. s. w. Daher benennen die Italiener, welche sich noch gegenwärtig der guidonischen Solmisation bedienen, die 6 Töne des Hexachords, die wir im Deutschen bloß mit den Buchstaben unsers Alphabets benennen, auf nachstehende Art. Nämlich:

Deutsche Benennung:	c	d	e
Italienische "	c, sol, fa, ut,	d, la, sol, re,	e, la, mi,

Deutsche Benennung:	f	g	a
Italienische "	f, fa, ut,	g, sol, re, ut,	a, la, mi, re.

Unser deutsches H (den unterhalben Ton von c) nennen sie B mi, und unser B (das durch b erniedrigte h) nennen sie B fa. Die durch ♯ erhöhten Töne bezeichnen sie durch das Beiwort diesis, z. B. cis heißt c, sol, fa, ut, diesis. Dis heißt d, la, sol, re, diesis u. s. w. Die durch b erniedrigten Töne aber durch bemolle, z. B. des heißt de, la, sol, re, bemolle. Es heißt e, la, mi, bemolle u. s. w. Beim Singen brauchen überdies die Italiener noch statt der Sylbe *Ut* die Sylbe *Do*. Also nicht *Ut*, re, mi, fa etc., sondern *Do*, re, mi, etc. — Auch die Franzosen bedienen sich noch der guidonischen Sylben zur Benennung der Töne; allein nicht nach der Art der Italiener, sondern bei ihnen bezeichnet jede Sylbe bloß den Ton der natürlichen Tonleiter. Also das Ut bloß c, das Re bloß d u. s. w. Auch heißt bei ihnen das H nicht *B mi*, sondern bloß *si*, und unser B nicht *B fa*, sondern si bemolle, da auch sie die erniedrigten Töne durch *bémolle*, so wie die erhöhten durch *Dièse*, bezeichnen, z. B. dos, es, as ꝛc. re bémolle, mi bemolle, la bémolle, cis, dis, fis u. s. w. ut, diese, re diese, fa diese etc.

Utraquisten, s. Sub utraque und Calixtiner.

Utrecht, eine der 18 Provinzen der Niederlande, welche zwischen dem Zuidersee, Holland und Geldern liegt, 23½ Q. Meilen groß ist, 107,642 Bewohner zählt, die sich der Mehrheit nach zur reformirten, ein großer Theil aber auch zur catholischen Religion bekennen, und acht Deputirte zu den Generalstaaten sendet. Die Hauptstadt Utrecht, am alten Rheine gelegen, zählt in 8000 Häusern 34,881 Einwohner, ist der Sitz eines jansenistischen Erzbischofs und einer Ballei des deutschen Ordens, hat eine Universität mit 5 Facultäten und mancherlei Manufacturen, worunter die in schwarzem Tuche, halbseidenen Zeugen, Sayettgarn, Siegellack und Stecknadeln Ruf haben, und ist in der Geschichte der Niederlande theils durch die utrechter Union von 1579, theils durch den 1713 geschlossenen utrechter Frieden berühmt geworden.

Utrechter Friede ist unstreitig einer der wichtigsten Friedensschlüsse in der neueren Staatengeschichte, nicht nur darum, weil er einem langen und verderblichen Kriege ein Ende machte, sondern auch und mehr noch des politischen Systemes wegen, das hier ausgesprochen, in seinen Folgen bis auf uns herab und noch fortwirkt. — Der Tod Carls II., Königs von Spanien (der am 1sten Nov. 1700 ohne männliche Nachkommen starb), veranlaßte zwischen dem bourbonischen und habsburgischen Hause einen Erbfolgestreit, der ganz Europa unter die Waffen rief, und bis ins Jahr 1710 mit abwechselndem Glücke verderblich fortgeführt wurde (s. d. Art. Ludwig XIV.). Es galt, die Kronen von Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und die großen spanischen Besitzungen jenseit des Weltmeers entweder mit dem mächtigen Oesterreich oder dem nicht minder furchtbaren Frankreich vereinigt zu sehen. Carl VI. aus dem habsburgischen Hause nannte sich mit den Ansprüchen der Erbfolge, Philipp V.

aus dem bourbonischen Hause mit dem Rechte des Testamentes König von Spanien und Indien; für jenen stritt England, das Reich und die Generalstaaten, für diesen die Churfürsten von Bayern und Cölln als Frankreichs Bundesgenossen. Im Verlaufe der langen kriegerischen Zeit ergaben sich theils andere Ereignisse, theils änderten sich die Ansichten. Der 1711 erfolgte Tod des Kaisers Joseph I. machte Carl VI. nicht nur zum Erben der Kronen von Oesterreich, Böhmen, Ungarn u. s. w., sondern verschaffte ihm auch die römische Kaiserwürde, und seine Macht drohte mit der spanischen Erbschaft unermeßlich zu werden; anderer Seits ward durch den Tod des alten Dauphin von Frankreich die Furcht vermindert, Frankreichs und Spaniens Scepter in einer Hand zu sehen. Dies und mehr noch die (man sagt durch französische Politik herbeigeführte) Ungnade des Herzogs Marlborough am englischen Hofe, oder, wie Andere sagen, der durch ein Paar Handschuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna, waren Ursache, daß die bereits öfter vergeblich angeknüpften Unterhandlungen wieder erneuert wurden. Graf Tallard, der als Kriegsgefangener in England sich befand, machte dem nach dem Sturz des Whigministeriums gestiegenen Bolingbroke die ersten Eröffnungen, im Oct. 1711 war man bereits über die Hauptpunkte einig, und machte sie als Präliminarien bekannt. Die Königin, durch Verträge zu gemeinsamem Unterhandeln verpflichtet, benachrichtigte sogleich den Kaiser und die Alliirten davon; allein der Kaiser fand diese Artikel gar nicht angemessen und beharrte auf der Fortsetzung des Krieges. Aber alle Vorstellungen waren vergebens. Die Königin erklärte, zu einem Separatfrieden entschlossen zu seyn, wenn man nicht zu einem Congresse zusammentreten wollte. Solchem Ernste mußte man endlich weichen, und so wurde Utrecht zum Versammlungsorte, und der 11te Januar 1712 zur Eröffnung des Congresses bestimmt. Die Ausgezeichnetsten unter den hier versammelten Gesandten, von denen anfangs nur die englischen, französischen und die der Generalstaaten erschienen, waren der Marschall d'Uxelles und der Abbé Polignac von Seiten Frankreichs, der Bischof von Bristol von Seiten Englands, der Graf von Sinzendorf von Seiten des römischen Kaisers, u. s. f. — Frankreich erbot sich, die jetzt bestehende Regierung in England und ihre Succession anzuerkennen, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, die Inseln St. Christoph, Terreneuve u. s. w. und die Hudsonsbay mit Vorbehalt des Stockfischfangs an England abzutreten, den Generalstaaten Ypern, Knocke u. s. w. zu überlassen und einen angemessenen Handelsvertrag mit denselben zu schließen, wogegen es Douay, Bouchain u. s. w. begehrte; auf die italienischen Reiche der spanischen Monarchie zu verzichten, wogegen das Haus Habsburg alle Ansprüche auf die spanische Erbfolge aufgeben sollte; am Rheine sollen die Gränzen dieselben bleiben, wie sie vor dem Kriege gewesen; die Churfürsten von Cöln und Bayern sollen in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden, wie sie vor dem Kriege gewesen sind; dagegen wolle es Preußen in seiner königlichen Würde anerkennen; Frankreichs und Spaniens Kronen sollen nie auf einem Haupte vereinigt werden u. s. f. — Kaiser und Reich begehrten, daß Frankreich alles inzwischen im innern Zustande des Reiches Vorgegangene anerkennen, alles durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nimwegen und Ryswick ihm Zuge-

fallene, alles von Lothringen seit Carl IV. Eroberte, und alle in Spanien, Italien und in den Niederlanden erobterten Plätze wieder herausgeben, und daß das ganze spanische Erbe, wie es Carl II. hinterließ, dem habsburgischen Hause zufallen solle. — England foderte die Anerkennung der protestantischen Succession, die Entfernung der englischen Kronprätendenten aus Frankreich, Abtretung der Inseln St. Christoph u. s. w., die Errichtung eines Handelstractats, und eine rechtmäßige und billige Entschädigung für die Alliirten. Was für die Protestanten in Frankreich noch gefodert werden solle, würde im Verlaufe der Unterhandlung ausgesprochen werden. Es würde zu weit führen, hier die Ansprüche und Foderungen jedereinzelnen Macht zu erwähnen, und unnöthig seyn, da vorgedachte Punkte schon alles Wichtige enthalten. — Die ersten Conferenzen waren ohne erfreuliche Resultate, und die französischen Gesandten fanden bald Gelegenheit und Veranlassung, sie zu unterbrechen, in der Absicht, England ganz zu gewinnen und zu einem Separatfrieden zu bringen, zumal die Foderungen Englands und Frankreichs, wie aus dem Vorerwähnten zu ersehen, leicht zu vereinigen waren. In diesem Falle hoffte man dann gegen die übrigen Alliirten entweder im Gang der Unterhandlungen oder durch das Glück der Waffen gemäßigtere Foderungen zu erringen. Wirklich wurden die Unterhandlungen mit England ins geheim fortgesetzt, und gediehen bald zu einem für Frankreich sehr nützlichen Resultate; denn die Königin schloß einen Waffenstillstand und zog ihre Truppen zurück, wodurch die Unternehmungen der Alliirten gehemmt wurden, ja der Kaiser Spanien ganz aufgeben, und einen nachtheiligen Evacuationstractat eingehen mußte. Am 19ten Aug. wurden Frankreich und England bereits über die Hauptpunkte einig; die Generalstaaten, Portugal, Preußen u. s. w. traten diesen Unterhandlungen bei, und so brachte Frankreich am 11ten April 1713 in Utrecht neun einzelne Friedensschlüsse zu Stande. England erlangte dadurch von Frankreich alles Vorerwähnte, von Spanien Gibraltar und Minorka, nebst dem Negerhandel für das spanische Westindien, und legte insbesondere den Grundstein zu seiner darauf so furchtbar erwachsenen Herrschaft zur See. Daher ist merkwürdig der an demselben Tage unterzeichnete Handels- und Schifffahrtsvertrag, und hat in der neuern Zeit noch größere Wichtigkeit erlangt, indem Napoleon, als Herr von Frankreich, sich öfters gegen England darauf berief. Besonders waren es die Artikel XVII und XVIII, die Grundsätze aussprachen, die England in der neuern Zeit verachtete. Dieser ihrer Wichtigkeit wegen wollen wir sie hier anführen: „XVII. Allen großbritannischen und französischen Unterthanen soll freistehen, nach den Häfen zu schiffen, die mit dem einen oder andern Theile im Kriege begriffen sind, und dies nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen, sondern auch aus einem friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieser Freiheit der Schiffe sind auch die darauf befindlichen Menschen begriffen, wenn sie keine Soldaten sind. XVIII. Diese Freiheit erstrecket sich auf alle auf dem Schiffe befindlichen Waaren, wenn auch diese dem Feinde zugehören sollten. Die Contrebanden ausgenommen." Durch diesen Artikel ist die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt und der völkerrechtliche Grundsatz: frei Schiff macht frei Gut. — England erfuhr bei diesem Friedensschlusse schon, welchen Einfluß es auf die Mächte

es Continents äußern könne; denn auf sein Abfall von der Allianz wang die Uebrigen zu gleichen Unterhandlungen. Durch diesen bfall konnte es sich günstige Resultate erkaufen, denn das furchtare Dünkirchen verschwand, es gewann die Hudsonsbay und roße Wichtigkeit in Westindien, Gibraltar und damit den Schlüsel zum mittelländischen Meere. — Mit Kaiser und Reich ward n Utrecht gar kein Friede zu Stande gebracht, sondern die Unerhandlungen kamen erst im folgenden Jahre zu Rastadt und Baden zu dem erwünschten Ende (s. d. Art. Friedensschlüsse).

Utz (Johann Peter), zuletzt königl. preuß. geheimer Justizrath nd Director des Landgerichts zu Anspach, wurde daselbst am 3ten Oct. 1720 geboren, und von seinem Vater, einem Goldschmiede, ehr frühzeitig auf das dortige Gymnasium gesandt. Außer seiner llgemeinen Liebe zu den Wissenschaften zeigte sich schon damals ehr bestimmt eine Neigung zur Malerei und Poesie in ihm. Was etztere betraf, so machte er schon als Schüler viele Versuche in erselben; Anakreon und Horaz waren beständig in seinen Händen. ls er im Jahre 1739 die Universität zu Halle bezog, studirte er nfänglich unter Baumgarten, nach dessen Abgange aber unter dem erühmten Wolf Philosophie, so wie die übrigen Wissenschaften unter den dasigen vorzüglichsten Lehrern. Ob er nun gleich in seiner chönsten Kunst, nämlich in der Poesie, wie alle Günstliche der Muen, sein eigener Lehrer blieb, so trug doch Baumgartens Dissertatio de nonnullis ad poema pertinentibus viel zu seiner kritischen Bildung bei. Hier schloß er auch mit Gleim, der zu gleicher eit in Halle studirte, einen engen Freundschaftsverein, dem sich uch späterhin Götz, der damals in Halle war, ebenfalls beigesellte. Während nun in Halle sich dieser Cirkel talentvoller Jünglinge den hönen Künsten, besonders aber der Poesie widmete, bildete sich einige Meilen davon, in Leipzig ein ähnlicher Verein, der, wie bekannt, aus Gärtner, Schlegel, Klopstock, Ebert und Andern bestand. tz übersetzte in Halle einige Stücke aus dem Homer, Pindar, nakreon, so wie er auch thätigen Antheil an Götzens Uebersetzung ieses letztern Dichters nahm. Als Versuch, den reimlosen Versbau er Alten auch in der deutschen Poesie einzuführen, dichtete er seine de, der Frühling, welche er in abwechselnden Hexametern und leinen daktylischen Versen mit einer Vorschlagsylbe schrieb. Da ieser Versuch ihm viele Mühe gekostet hatte und ihn doch nicht bediedigte, so entschied er sich von nun an für den Reim, der keinem einer spätern Gedichte mangelt. Im Jahre 1743 verließ er Halle nd kehrte nach Anspach zurück, wo er seine Zeit den Wissenschafen und der Dichtkunst widmete. Drei Jahre später erschien seine mit Götz zugleich vollendete Uebersetzung des Anakreon, welches vielleicht die geschmackvollste Uebersetzung eines alten Dichters war, die amals in Deutschland existirte. Vom Jahre 1743 an trat er bei einem anspachischen Justizrathe als Secretär in Dienst und bekleidete diese Stelle ohne Gehalt während zwölf Jahre. Die Muße, welche ihm dieselbe gewährte, wandte er zu fortgesetzten Versuchen n lyrischen Fache an, und so entstand die kleine Sammlung yrischer Gedichte, die sein Freund Gleim 1749 zum Druck eförderte. Nachdem nun bereits durch diese Gedichte sein Ruf als ichter begründet war, ward sein Sieg des Liebesgottes, n erzählendes Gedicht in vier Gesängen, mit nicht geringerm Bei-

falle aufgenommen. Doch zog es ihm einige Streitigkeiten zu. Uz glaubte nämlich, Bodmers Noachide, die damals so eben erschienen war und viel Aufsehen machte, werde bei weitem überschätzt. Von dieser Meinung geleitet, griff er Bodmern an einigen Stellen in seinem Siege des Liebesgottes an, worauf Bodmer in den freimüthigen Nachrichten sehr harte Urtheile über Uzens Poesien fällte. Hieraus entstand eine literarische Fehde, die einige Zeit mit ziemlicher Heftigkeit fortgeführt wurde, und 1754 durch seine Episteln an den Hofrath Christ, in welcher er die unglücklichen Nachahmer der englischen Dichter verspottet, neue Nahrung erhielt. Ja in diesen Streit mischte sich sogar der damals noch junge Wieland, der mit aller Wärme seines Herzens seine schweizerischen Aesthetiker fast eben so sehr wie seine Religion liebte, und deßhalb Uzens Anfälle auf diese mit Heftigkeit bekämpfte. Indessen nahmen alle diese seine Gegner in der Folge ihre Beschuldigungen, besonders diejenige, daß seine Gedichte unsittlich wären, mit Bereitwilligkeit zurück und söhnten sich sämmtlich mit ihm aus. Im Jahre 1755 erschien nun seine Theodicee, ein Werk, welches unter allen seinen Gedichten den meisten poetischen Werth hat. Hierauf ließ er 1760 sein Lehrgedicht, die Kunst, stets fröhlich zu seyn, folgen, welchem damals ein vorzüglicher Werth unter den Erzeugnissen in diesem Fache zugestanden wurde; auch vermehrte er seine bereits 1755 herausgekommenen Oden und Lieder mit einem dritten und vierten Bande. Bisher hatte Uz ohne bedeutende öffentliche Geschäfte gelebt, und seine Zeit der Dichtkunst gewidmet; im J. 1763 ward er zum Assessor des kaiserlichen Landgerichts ernannt, worauf er sich ganz den Obliegenheiten seines neuen Amtes widmete und gänzlich von der Dichtkunst Abschied nahm. Nachdem er noch eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, denen das fünfte und sechste Buch seiner Oden und Lieder beigefügt wurde, für den Druck vorbereitet hatte, und diese 1768 von Weiße in einer so splendiden Ausgabe, als es bis dahin noch keinem deutschen Dichter widerfahren, herausgegeben worden war, entsagte er nun völlig allen poetischen Arbeiten feierlichst, und widmete sich bloß den Geschäften seines neuen Amtes. Die so eben genannte Ausgabe der Sammlung seiner Gedichte wurde trotz der häufigen Nachdrücke, welche von derselben erschienen, 1772 abermals aufgelegt. Späterhin verband er sich mit seinen Freunden Jünkheim und Hirsch zu einer prosaischen Uebersetzung der gesammten Werke des Horaz, welche 1773 erschien, und in ihrer Art als gelungen genannt werden kann. Noch arbeitete er 1781 auf Verlangen seines Fürsten mit Jünkheim das neue anspachische Gesangbuch aus, das durch seine Mitwirkung einen allgemein anerkannten Werth erhielt. Im J. 1771 ward der Wirkungskreis seines Amts vergrößert, indem man ihn zum Mitgliede des neu eingesetzten Scholarchats einsetzte, dessen Geschäfte er ebenfalls mit der Treue eines ehrlichen Mannes und im Geiste seines gemäßigten Charakters zu versehen strebte. Uebrigens erfuhr Uz in seinem Privatleben das nämliche Schicksal, welches allen den ausgezeichneten Männern zu Theil zu werden pflegt, die in ihrer Vaterstadt leben; während das Ausland mit Achtung und oft sogar mit Verehrung von ihren Talenten spricht, werden sie von ihren Mitbürgern ganz unbeachtet gelassen. Dies war auch der Fall mit unserm Uz. Ganz

Deutschland und selbst das Ausland erkannte in ihm einen der größten Dichter, den die deutsche Literatur bis dahin aufzuweisen gehabt hatte, und sein eigener Fürst, so wie die sämmtlichen höhern Stände seiner Vaterstadt wußten nichts von ihm, als höchstens, daß er Verse machte. Denn als der Markgraf Alexander im J. 1770 eine Reise nach Italien machte, und dem Papste Ganganelli vorgestellt wurde, freute sich dieser auch aus dem Grunde der Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil letzterer das Glück habe, einen der ersten Dichter, den er selbst freilich nur in einer italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in seinem Dienste zu besitzen. Erst hierdurch wurde der Markgraf auf Uz aufmerksam gemacht, so daß er nach seiner Zurückkunft diesen ihm merkwürdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ, ihm seine Achtung bezeigte, und ihn 1790 zum burggräflichen Director, mit dem Titel eines Geheimenraths ernannte. Allein Uz, der für eine solche Auszeichnung zu bescheiden war, nahm zwar das ihm übertragene Amt an, verbat sich aber jenen Titel. — Gegen die neuesten Dichter war er in spätern Jahren entschieden eingenommen, und besonders mißfiel ihm Bürger, dem er zwar Phantasie nicht absprach, von dem er jedoch glaubte, daß er, seiner Incorrectheit, der Tralirum Larum und anderer Possen wegen, welche man in den alten Dichtern, die doch auch für das Volk gedichtet hätten, vergebens suchte, nur zu oft unter die Würde eines wahren Dichters herabsinke. Ueberhaupt war es ein charakteristischer Zug von Uz, daß er, der sonst so ruhige, gelassene Mann, der die gewagteste Behauptung mit Stillschweigen überhören konnte, jedesmal eine harte und laute Mißbilligung verrieth, so oft von der neuesten deutschen Poesie die Rede war. Er war nämlich der falschen Meinung, daß der correcte Frost der alten Dichter auch eine Norm für die Poesie der Neuern seyn müsse. Man sieht heraus, die Romantik der Neuern war ihm noch nicht deutlich geworden. Ueberhaupt war Uz für eine gewisse mechanische Correctheit so sehr eingenommen, daß er nichts gelten ließ, als was sich durch eine solche auszuzeichnen im Stande war. Auch behauptete er, daß nur die eigentlichen Jugendjahre zur Hervorbringung von Dichterwerken geeignet seyen, weßhalb er denn auch nach 1767 nicht mehr zu bewegen war, etwas Poetisches von sich in die Welt zu senden. Nur durch außerordentliches Bitten brachte es Oberkingk 1783 bei seiner Durchreise durch Anspach dahin, daß er sich entschloß, noch das religiöse Gedicht, der Christ, zu verfertigen, welches späterhin im Journal von und für Deutschland (März 1784) erschienen und von Schulz componirt worden ist. Dies Lied, ungeachtet mancher schönen Stellen, trägt in der That Spuren, welche beweisen, Uz habe recht gefühlt, wenn er glaubte, seine Zeit, Poesien hervorzubringen, sey nun vorüber. — Als die anspachischen Länder dem Könige von Preußen anheim fielen, wurde er zum wirklichen königl. preuß. geheimen Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt, und wenige Stunden vor seinem Tode, am 12ten Mai 1796, wurde ihm noch das desfallsige Patent überreicht. Einige Wochen vorher hatte er einen Anfall vom Schlagflusse gehabt, an dessen Folgen er nun an jenem Tage, als ein allgemein verehrter Greis, in seinem sechs und siebzigsten Jahre starb.

V.

V ist auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Tropez. Das lateinische V bezeichnet als Zahl fünf.

Vaccinіren, Vaccine (vom lateinischen vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzosen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutschen jetzt seltener gebraucht. (S. d. Art. Kuhpocken und Jenner).

Vademecum (ein zusammengesetztes lateinisches Wort: Gehe mit mir) ist der Titel von Sammlungen lustiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen sollen, ein Taschenbuch, das man mit sich nimmt, um eine Gesellschaft oder sich selbst zu unterhalten. Dieser Titel wurde zuerst einem ascetischen Buche gegeben: Vademecum piorum Christianorum, Cöln 1709. Im J. 1764 erschien zu Altona das Vademecum für lustige Leute, und nun folgten mehrere ähnliche Sammlungen für Dichter, Studenten, Schauspieler, Soldaten ꝛc. Da die in dergleichen Sammlungen enthaltenen Geschichten zum Theil ohne Witz und schon oft wiederholt worden sind, so heißt bisweilen Vademecums-Geschichte eine Erzählung ohne innern Gehalt, oder die schon oft vorgekommen ist. An die Stelle der Vademecums traten in der Folge die Sammlungen von witzigen Einfällen und Anekdoten, Anekdoten-Almanache u. dgl. In diese Classe gehören auch die Bücher, welche unter dem Namen der Ana bekannt sind, Sammlungen der witzigen Einfälle irgend eines berühmten Mannes oder Schriftstellers, z. B. Taubmanniana, Volteriana, Menagiana etc., Einfälle von Taubmann, Voltaire, Menage.

Valencia, eine der Provinzen Spaniens, welche zur Krone Aragon gehört und zwischen dem mittelländischen Meere, Murcia, Cuenca, Aragon und Catalukia belegen ist; ein herrliches Land von 381½ Q. Meilen, das als das gefeierte Eden Spaniens geschildert wird und sich unter dem schönsten Himmel Europens ausbreitet. Sehr üppig fruchtbarer Boden, der die edelsten Producte Spaniens, besonders den herrlichen Alicantewein, Olivenöl, Südfrüchte, und unter diesen auch Datteln, Karuben, Aloe, Zuckerrohr, Waizen, Soda, Flachs und Hanf, Esparto u. s. w. in hoher Güte hervorbringt und Ueberfluß an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern und allerlei Metallen und Mineralien hat, ist von seinen 830,000 Einwohnern auf das beste angebaut; nirgends in Spanien findet man so angenehme Huertas wie hier, nirgends wird die Landwirthschaft einsichtsvoller betrieben, und nirgends ist die Kunst der Bewässerung so hoch getrieben. Sie ist zugleich nach Catalukia und Galicia die betriebsamste Provinz des Reichs, die eine ansehnliche Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, starke Brennereien, Papier-, Esparto- und Zuckerfabriken, Töpfereien und Seifensiedereien unterhält. Alles, was sie an natürlichen und Kunsterzeugnissen zur Ausfuhr bringt, steigt auf den Werth von fast 17 Mill. Gulden. Uebrigens

gehörte sie von Alters her zur Krone Aragon, war eine Zeit lang von den Mauren eingenommen, und hat zwar ihre Vorrechte 1814 verloren, doch aber noch ihr eigenes Provinzialrecht und Audienz behalten. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einer höchst reizenden und fruchtbaren Huerta am Turia, ist ziemlich groß, gut gebaut und zählt 5290 Häuser und 80,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Generalcapitains von Valencia, eines Erzbischofs, einer königl. Audienz, einer Universität, einer Akademie der bildenden Künste und einer ökonomischen Societät. Die hiesigen Seidenzeug- und Strumpfwebereien beschäftigen 3618 Stühle und mehr als 24,000 Menschen; auch die Stadt hat sieben gegen 50 Papiermühlen.

Valenciennes, eine französische Stadt und starke Festung an der Schelde, im Departement Nordem. Sie hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie die Stadt mehrere hartnäckige Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 2500 Häusern 16,918 Einwohner, die nicht allein vortreffliches Battist und Linon, wovon jährlich gegen 50,000 Stück auswärts gehen, sondern auch die berühmten dentelles de Valenciennes in größter Vollkommenheit liefern.

Valentinian. Diesen Namen führen drei römische Kaiser. Valentinian I. kam 364 zur Regierung, und theilte diese mit seinem Bruder Valens, dem er das Morgenland überließ. Zwar tapfer, aber roh und unwissend, und den gröbsten Ausschweifungen ergeben, vermochte er nicht, den Verfall des Reiches abzuwehren. Er starb, nachdem er gegen die slavischen und teutonischen Völker vergebens gekämpft hatte, 375. — Valentinian II., des Vorigen Sohn, regierte unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, und wurde von einem fränkischen Feldherrn, Arbogastes, 392 erschlagen. — Valentinian III. saß vom Jahr 425 — 455 auf dem kaiserlichen Throne, und sah in dieser unglücklichen Zeit Spanien durch die Gueven und Westgothen, Gallien durch die Franken verloren gehen, und Italien von den Hunnen unter Attila verwüstet werden. Nichtswürdig und wollüstig kam er durch eine Verschwörung um.

Valentinianer, s. d. Art. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser von 250 bis 260 der christlichen Zeitrechnung, geboren 190. Er stammte aus einem edlen Geschlechte und hatte sich als Feldherr in verschiedenen Kriegen, so wie überhaupt durch seinen großen und vorwurfsfreien Charakter, ausgezeichnet. Als einer seiner Vorgänger, der Kaiser Decius, um den Verfall des römischen Reiches zu hemmen, das in Rom ehemals gewöhnlich gewesene Amt eines Censors wieder einführte, wurde Valerian von dem Senate einstimmig für diese Stelle gewählt. Aber kein Censor konnte damals mehr die ganz gesunkenen Sitten der Römer wiederherstellen. Valerian wurde, wie verschiedene seiner Vorgänger, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Da er schon sechzig Jahr alt war, als er diese Würde erhielt, wollte er sie, vielleicht im Gefühle seiner Schwäche, mit einem Andern theilen, und wählte seinen Sohn Gallien zum Mitregenten. Aber die Lage des römischen Reichs war damals so beschaffen, daß die ganze Periode ihrer vereinigten Regierung fast nichts als Verwirrung im Innern des Reichs, und von außen wiederholte Angriffe fremder Völker, der Deutschen, Gothen

und Menschenwohl. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (238?) war in Asien ein neues persisches Reich von Artaxerxes gestiftet worden. Sein Nachfolger Sapor suchte die Provinzen, welche die Römer früher von Persien abgerissen hatten, wieder zu erobern, und es gelang ihm. Der Kaiser Valerian ging selbst mit einem Heere ihm entgegen, ward aber in der Nähe von Edessa (260) geschlagen und selbst gefangen genommen. Sapor behandelte ihn, wie mehrere andere die Erzählungen der Geschichtschreiber nicht übertreiben sind, auf eine unwürdige Art. Der unglückliche Valerian war täglich dem Muthwillen des Volks ausgesetzt; wenn der persische König zu Pferde steigen wollte, trat er mit dem Fuße auf Valerians Nacken, und als dieser vor Gram starb, ließ er seine Haut ausstopfen, um sie als ein Denkmal seines Triumphes aufzubewahren. Valerian hatte sich im Anfange seiner Regierung sehr geneigt gegen die Christen bewiesen, ließ sich aber nachher verleiten, sie heftig zu verfolgen.

Valerius Flaccus (Caj.), ein römischer Dichter, vermuthlich aus Padua gebürtig, und gestorben im Jahr 89 nach Chr., von dem wir nichts weiter wissen, als daß er der Verfasser eines epischen Gedichtes sey, das den Argonautenzug besingt. Einzelne Stellen dieses Gedichtes sind zwar frisch und poetisch, das Ganze aber ist ohne Interesse und Anmuth. Wunderlich hat diese Dichtung metrisch übersetzt und sammt dem Urtext (Erfurt 1805) herausgegeben.

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, der ums J. Chr. 30 in neun Büchern Dicta et facta memorabilia schrieb, und darin die Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster u. s. w. durch Beispiele aus der Geschichte der Römer und anderer Völker zu erläutern suchte. Er stammt vermuthlich aus einer Patricierfamilie her, diente unter Sextus Pompejus in Asien, und zog sich nachher in die Einsamkeit zurück, deren Frucht obiges Werk ist. Sein Styl ist ungleich und geziert. Wir besitzen mehrere deutsche Uebersetzungen von diesem Werke, die neueste von einem Ungenannten. (Frankf. a. M. 1805—7).

Valetta, die bewunderte Hauptstadt der brittischen Insel Malta, einst der Hauptsitz des Malteserordens und jetzt noch eine eigentlich aus 5 Theilen, Citta nuova, Citta Vittoriosa, Senglea, Burmola und Cottonera, bestehende zusammengebaute Stadt, die von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und ihren prächtigen Kirchen einen überaus reizenden Anblick gewährt und in 3500 Häusern 33,470 Einw. zählt. Sie hat 3 eben so geräumige als sichere Häfen, und ist seit der brittischen Besitznahme ein Markt für die Barbarei geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage zu, auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufakturen. Bewunderungswürdig sind ihre Festungswerke, die meistens in Felsen eingehauen sind und den Platz unbezwinglich machen, wenn Eintracht seine Vertheidiger beseelt und es nicht an Nahrung und Munition fehlt. An ihren Mauern brach sich 1565 Suleimans Glück, und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die seine ganze Macht bedrohete, gehört gewiß unter die schönsten Thaten des sechzehnten Jahrhunderts. 1798 lieferte sie Verrath den Franzosen, 1800 Hunger den Brittен in die Hände.

Valkenaer (Ludw. Kasp.), wurde den 7ten Juni 1715 zu

Leuwarden geboren, studirte zu Franecker alte Literatur, Philosophie und Theologie, wurde 1741 Professor der griechischen Sprache in Franecker und in der Folge in Leyden, wo er den 14ten März 1785 starb. Einer der verdienstvollsten Philologen, der große Bescheidenheit mit gründlicher Kenntniß seines Gegenstandes verband. Er begleitete mehrere griechische Schriftsteller mit schätzbaren Commentaren, und wirkte gleich thätig durch mündlichen Unterricht für Verbreitung des humanistischen Studiums.

Valla (Laurentius), ein berühmter Philolog des 15ten Jahrhunderts, der um die Wiederherstellung der alten classischen Literatur in Italien viel Verdienste hat, geboren zu Piacenza 1416. Er lehrte die schönen Wissenschaften und Rhetorik mit Ruhm und Beifall in verschiedenen Hauptstädten Italiens. Seine Streitsucht und Neigung, Andere zu tadeln, erregten ihm Feinde, die ihm viel Böses nachsagten. Er verließ Rom und ging nach Neapel, wo der König Alphons V., ein großer Beschützer der Wissenschaften, ihn aufnahm, und, obgleich schon 50 Jahre alt, noch von ihm sich in der lateinischen Sprache unterrichten ließ. Die Händel, die er hier mit der Inquisition wegen seiner zu freien Aeußerungen über religiöse Gegenstände gehabt, und die beschimpfende Strafe, die er deswegen erfahren haben soll: daß er nämlich öffentlich mit Ruthen gepeitscht worden, wollen Einige für bloße Verleumdungen seiner Gegner halten. Er ging nach Rom zurück, war hier päpstlicher Secretär, Canonicus an der Kirche zu St. Johannes im Lateran, und ward, als er 1465 starb, in dieser Kirche begraben, wo ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet wurde. Unter seinen Werken werden die Elegantiae latini sermonis in sechs Büchern für das vorzüglichste gehalten; die übrigen sind: eine Abhandlung über das Wahre und Falsche; eine Geschichte Ferdinands, Königs von Aragonien; eine Abhandlung über die angebliche Schenkung Constantins des Gr. und Uebersetzungen des Herodotus, Thucydides und Homer.

Valladolid, eine zur Krone Castilla gehörige Provinz des Königreichs Spanien, die auf 160½ Q. Meilen nur 187,390 Einw. zählt, und trotz ihrer hohen Fruchtbarkeit zu den ödesten und nahrungslosesten Provinzen des Reichs gehört. Die gleichnamige Hauptstadt am Pisuerga hat 11,000 Häuser und etwa 30,000 Einwohner, ist aber ein todter gewerbloser Ort, der blos durch die daselbst befindliche Universität, der vornehmsten in Spanien, einiges Leben gewinnt.

Valle (Pietro della), geboren in einer vornehmen Familie zu Rom im J. 1586, gehört zu den besten Reisebeschreibern des 17ten Jahrhunderts, wiewohl er weder von Leichtgläubigkeit, noch von der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, frei ist. Seine natürlichen Anlagen waren durch eine sorgfältige Erziehung früh entwickelt worden, und er besaß mannichfaltige Kenntnisse, als er wegen einer unglücklichen Liebe und anderer Widerwärtigkeiten wegen Rom verließ und nach Neapel reiste. Hier beschloß er, nach Palästina zu wallfahrten. Er ging über Rom nach Venedig, wo er sich 1614 nach dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Aegypten, Arabien, Persien und Indien und verweilte über 11 Jahre in diesen verschiedenen Ländern, deren Beschaffenheit und Einwohner er in so langer Zeit genau kennen lernte. Auch in den morgenländischen Sprachen erwarb er sich gute Kenntnisse.

zu Bagdad vermählte er sich mit einer schönen Georgianerin Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entrissen wurde. Dieser Unfall bewog ihn zur Rückkehr; im J. 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Morgenländern wieder in Rom an, wo er sich mit einer ehemaligen Dienerin seiner ersten Gattin, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte hier in angesehenen Verhältnissen und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Reise. Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verfassers vielseitiger Gelehrsamkeit und ist noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art wurde, jedoch nur vorübergehend, seine Ruhe gestört. Als er einst auf dem quirinalischen Platze einer Prozession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedienten desselben über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstlichen Diener nieder. Der Rache des Papstes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 1652. Doni ertheilt ihm den kurzen aber großen Lobspruch: Unicum ferme hodie habemus in eo expressum antiquae illius ac Romanae virtutis exemplar.

Valliere (Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin de la), Maitresse Ludwigs XIV., stammte aus einem altadeligen Geschlechte in Bourbonnois, und war Hofdame bei der Gemahlin des Herzogs von Orleans. Sie nährte zwei Jahre lang im Stillen eine zärtliche Neigung für Ludwig, bis dieser sie endlich bemerkte, und sie zu seiner Favorite machte. Sie besaß einen sehr sanften Charakter, und verläugnete ihn auch nicht im Sonnenglanz ihres Glückes, das sie nicht lange genoß. Von der Montespan verdrängt, ging sie in ein Carmeliter-Kloster, beweinte ihre Verirrung und hinterließ, als sie 1710 in ihrem 66sten Jahre starb, die mit vieler Salbung geschriebenen Reflexions sur la miséricorde de Dieu. Die Frau von Genlis hat sie zum Gegenstand eines anziehenden Romans gemacht, und der berühmte le Brun hat eine büßende Magdalena nach ihrem Bilde gemalt.

Valmy (Canonade bei.) Diese Canonade hat das Eigenthümliche, daß sie, obgleich als Endpunkt des Vordringens der Alliirten im J. 1792 wichtig, doch bei weitem interessanter durch die Folgen wird, die sie hätte haben können; denn es war sehr möglich, daß hier die nachherige Präponderanz Frankreichs im Keime erstickt, und dem Laufe der Revolution eine andere Richtung gegeben ward — ihn ganz zu hemmen, lag außer dem Bereich menschlicher Kräfte. Weil also in dem Feuer bei Valmy die Kraft der jungen Republik zu ihren künftigen Siegen gleichsam gehärtet ward, so halten wir es für nöthig, diesem Ereigniß eine genauere Erörterung zu widmen, als bei den Bedingungen des Raums ein Gefecht verdienen würde, welches nicht mehr als etwa 300 Mann in den Orkus, oder dessen Vorhallen, die Lazarethe, befördert. — Dumouriez stand am 19ten Sept. mit seinem fast zu 60,000 Mann angewachsenen Heere bei Menehould, die Argonnenpässe les grandes Islettes und la Chalade besetzt haltend, das Corps von Kellermann gegen Braux vorschiebend; die Hauptarmee der Alliirten unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig lagerte bei Massige, die

Avantgarde, vom Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen commandirt, machte eine Recognoscirung gegen Vienne le Chateau, die Eroberung des Passes von la Chalade beabsichtigend, dessen Besitz die nächste Communication mit dem Hauptmagazin in Verdun verschafft hätte. Auf diesem Wege wäre dann unter Mitwirkung des bei Clermont stehenden hessischen und des (österreichischen) Corps vom Fürsten Hohenlohe-Kirchberg bei Varennes der Posten von les grandes Islettes genommen, die Argonnen vollends besetzt, und Dumouriez, durch ein gleichzeitiges Vorrücken der Hauptarmee von Rheims und Chalons abgeschnitten, genöthigt worden, seine Stellung zu verlassen; auf dem Marsche angegriffen, hätten dann seine entmutheten und großentheils undisciplinirten Truppen der taktischen Ueberlegenheit der verbündeten Armee unbezweifelt unterliegen müssen. Aber Alles gestaltete sich anders; denn als am 19ten Kellermanns Bewegung von den Vorposten gemeldet ward, hielt man dies für einen Rückzug der ganzen französischen Armee*), und der ritterliche König Friedrich Wilhelm, mehr den eignen Muth als die weise Ruhe seines Oberfeldherrn beachtend und in der Furcht, der Feind möge ihm so entwischen, befahl selbst, daß die Armee sogleich (ungefähr Nachmittags 3 Uhr) aufbrechen, und gegen die große Straße von Chalons nach St. Menehould rücken solle; die Avantgarde marschirte demnach, ohne die Recognoscirung zu beenden, nach Somme Bionne, die Hauptarmee nach Somme Tourbe. — Eine gedrängte Beschreibung des Terrains wird hier einzuschalten nöthig. Das Lager von Dumouriez Hauptarmee befand sich eine Meile von St. Menehould, das Dorf Breaux vor, Chaude Fontaine hinter dem Centro auf einer Anhöhe, die das vorliegende Terrain bestrich; es lehnte sich rechts an die Aisne, links an die große Straße nach Chalons; hinter dem linken Flügel liegt das Dorf Gizaucourt an einer Anhöhe, vor ihm Morästte, die sich nach der Höhe von Valmy ziehen; als Außenwerke dieser Stellung sind zu betrachten die Höhe von la Lune an der Straße von Chalons, die von Valmy weiter rechts, und der Cote d'Hyron nordöstlich von dieser. Zwischen diesen Anhöhen und dem Lager ist ein Thal, das selbst durch mehrere Vertiefungen getrennt ist; von der Höhe von Valmy gegen Garenne Maisnieux ziehen sich einige Gründe und Hohlwege. — Kellermann hatte, am 19ten in der Stellung von Breaux angekommen, sie nicht für haltbar erachtet, und war am 20sten früh im Begriff, über die Auve zurückzugehen, als seine Vorposten von der preußischen Avantgarde gegen Valmy zurückgeworfen wurden. Der Uebergang über diesen kleinen Fluß war nun nicht mehr möglich, und er eilte daher, mit den nächsten Abtheilungen die Höhe bei Valmy vor dem Feinde zu gewinnen, auf der 36 schwere Canonen aufgeführt wurden. Der Rest seines Corps folgte dieser Bewegung. Dumouriez Avantgarde unter Stengel ward auf den

*) Der General von Köhler ließ durch seinen Adjutanten melden: der Feind schiene sich nach St. Menehould zurückzuziehen, als darauf der Befehl zum allgemeinen Vorrücken ertheilt ward, eilte er mit der Ahnung eines Mißverständnisses in das Hauptquartier, und meldete dem Könige mündlich: nur einzelne feindliche Trupps zögen sich nach St. Menehould, das Gros der feindlichen Armee scheint hinter Vienne la Ville feststehen zu bleiben; — dennoch blieb es bei dem gegebenen Befehle.

Cote d'Hyron zur Deckung der rechten Flanke, fast alle Cavallerie zur linken der Höhe hinter la Lune à cheval der großen Straße aufgestellt, Gizaucourt mit Infanterie besetzt. Dumouriez hatte nach der ersten Meldung von des Feindes Vordringen den General Chazot mit 9 Bataillons und 8 Escadrons abgeschickt, um das schwache Detachement bei la Lune zu verstärken; dieser verlor aber Zeit; jenes Detachement ward indeß durch Artilleriefeuer vertrieben und die zu spät auf der Chaussee vorrückende Unterstützung zurückgewiesen, worauf sie sich hinter die Cavallerie zurückzog; zu gleicher Zeit hatte er 14 Bataillons unter Beurnonville zu Unterstützung des rechten Flügels von Kellermann und Stengel detachirt, und den General le Veneur mit 12 Bataillons und 8 Escadrons in die linke Flanke des Feindes dirigirt (dieser stieß bei Maison en Champagne auf die preußischen Equipagen, zog sich aber, mit einer geringen Beute zufrieden, ohne weitere Unternehmungen in das Lager zurück). Die übrigen Truppen endlich blieben in der Hauptstellung. — Die preußische Hauptarmee traf Mittags bei der großen Straße ein und formirte sich hinter der Avantgarde in zwei Treffen, den rechten Flügel an diese Straße gelehnt, das Centrum ungefähr hinter Garenne Maisnieux. Sie begann die Canonade gegen die Höhe von Valmy gegen 1 Uhr, der Feind erwiederte sie lebhaft, bis ungefähr um 3 Uhr eine Granate einige seiner Munitionswagen in die Luft sprengte. Die französischen Truppen, die schon früher bei Montchemin keine sonderliche Contenance gezeigt hatten, geriethen dadurch in Verwirrung, das Feuer ward schwächer und die ganze Linie fing an, sich unordentlich und muthlos zurückzuziehen. In diesem Augenblicke formirten sich schon die ersten preußischen Bataillone zum Angriff; führte man ihn jetzt kraftvoll und muthig aus, so war die entscheidende Höhe von Valmy fast ohne Verlust genommen, das kellermannsche Corps zerstreut und auf die Hauptarmee geworfen, welche (wie sich nach den bisherigen Ereignissen fast gewiß voraussehn ließ) keines bedeutenden Widerstandes fähig, sehr bald zersprengt, vernichtet und gefangen worden wäre. In ihm hätte aber Frankreich sein einziges Heer von Bedeutung, das Werkzeug der nachherigen Operationen, den Kern für alle später gebildete Armeen verloren; und wenn nach unserer vollkommenen Ueberzeugung der Herzog von Braunschweig auch nach diesem vollkommenen Siege wegen der eigenen Schwäche nicht nach Paris marschiren konnte, so mußte dieses Ereigniß doch auf die Lage der Dinge und die Stimmung der Nation einen ungeheuren Einfluß haben, welcher gewiß Deutschland die herben Erfahrungen der Folgezeit erspart hätte. Aber dieser für die Geschichte des Jahrhunderts höchst wichtige Moment verfloß ungenutzt; denn während man noch über die Ausführbarkeit eines allgemeinen Angriffs berathschlagte, hatte Kellermann die Ordnung wieder hergestellt, die Reserve-Artillerie in die Linie gezogen und begann ein stärkeres Feuer als vorher. Der Herzog von Braunschweig, der nach jenem Vorfalle die feindliche Stellung von la Lune aus beobachtete, entschied sich gegen den Angriff; das Feuer endete um 6 Uhr Abends und Kellermann zog sich in der Nacht nach der Hauptstellung zurück. Die Alliirten besetzten darauf in den folgenden Tagen die Höhe von Valmy und den Cote d'Hyron, aber an einen Angriff des Feindes war nicht mehr zu denken; er hatte zum Ge-

kennmale die für unüberwindlich geachteten Preußen aufgehalten, und sein Muth ward dadurch unendlich erhöht, während dessen der im preußischen Lager eingerissene Mangel, und in dessen Gefolge ansteckende Krankheiten wütheten, welches denn bald (gosten Sept.) den schrecklichen Rückzug veranlaßte, dessen Beschreibung außer dem Bereich dieser Darstellung liegt. — Von den Franzosen waren an diesem Tage das Corps von Kellermann, die Avantgarde unter Stengel und das Detachement des Generals Chazot im Feuer gewesen; preußischer Seits die Hauptarmee mit Ausschluß des chalkstattischen Corps und der Emigranten (ersteres traf wegen der grundlosen Wege erst gegen Abend auf dem Wahlplatze ein, die letztern erreichten in der Nacht erst Somme Tourbe) und die Avantgarde. Der Verlust betrug auf jeder Seite etwa 300 Mann.

Valuta (franz. valeur), der Werth, ein ursprünglich italienisches Wort, das in den Wechselbriefen gewöhnlich ist, um kurz anzuzeigen, woher die Schuld rühre, oder daß man für die zu zahlen aufgegebene Summe den Werth erhalten habe, des Werths vergnügt worden sey. — Valuta empfangen heißt also, ich habe den Werth für die zu zahlende Summe erhalten. Bisweilen wird auch wohl angegeben, worin dieser Werth bestehe, ob in Geld, Waaren, Wechselbriefen u. dgl.

Valvation (von dem französ. Worte evaluation, Schätzung des Werthes oder Preises einer Sache), ist die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte, oder die auf einen festgesetzten Münzfuß sich gründende Bestimmung des Werthes gewisser Geldsorten, nach welchem sie in einem Lande cursiren und angenommen werden sollen. Das Verzeichniß der Münzsorten, die in einem Lande cursiren sollen, mit der Angabe des Preises, zu welchem sie anzunehmen sind, heißt Valvationstabelle. Dergleichen Valvationstabellen werden, z. B. in Sachsen, von Zeit zu Zeit von der Behörde bekannt gemacht. In einigen Ländern nennt man es den Münztarif. Die in den Valvationstabellen nicht enthaltenen Münzsorten sollen, eben so wie die wirklich verrufenen, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel und Wandel in dieser Rücksicht mancherlei Ausnahmen gemacht.

Vampyren sind die größte Gattung der Fledermäuse, von welcher es, nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, drei Arten oder Spielarten gibt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in einigen Gegenden Afrika's, vorzüglich aber in den ostindischen Inseln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Schaaren von einer Insel zur andern. Sie nähren sich von Früchten, fallen aber auch Thiere und selbst Menschen an, wenn sie schlafen, und saugen ihnen Blut aus, daher sie auch Blutsauger genannt werden. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, wenn die Fenster offen sind, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden und saugen ihnen das Blut aus. Der Schrecken soll jedoch größer seyn, als der Schaden, den sie damit anrichten. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen Anlaß gegeben haben; wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. Das Wort Vampyr soll servischen Ursprungs seyn. Im J. 1732 entstanden in Ungarn und besonders in Servien große Bewegungen über die Vampyren, welche Untersuchungen von Seiten der Regierung, und

in Deutschland verschiedne Schriften für und wider die Sache ve
anlaßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, un
glaubt es vielleicht zum Theil noch jetzt, daß die Leichname dere
die wegen Verdacht der Zauberei oder andrer Vergehungen im Kirche
banne gestorben waren, nicht verwes'ten, sondern an sich selbst nagte
des Nachts aus ihren Gräbern gingen, Personen, mit denen sie eh
mals in Verbindung gestanden, das Blut aussaugten, und sie
umbrächten. Wahrscheinlich mochte ein Leichnam, den man no
unversehrt gefunden hatte, zu dieser abergläubischen Erdichtung Anl
gegeben haben. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Va
pyren solche Männer, die durch ungerechte und drückende Auflage
oder auch durch wucherliche Unternehmungen, Geld von den Bewo
nern eines Landes erpressen, und ihnen gleichsam ihren Schweiß u
ihr Blut aussaugen.

Vandalen waren eine von den Nationen, welche durch
berühmte Völkerwanderung den Untergang des römischen Reic
beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz war höchst wahrschei
lich in dem Theile von Norddeutschland, der sich zwischen d
Elbe und der Weichsel hin erstreckt; die ältern römischen Schri
steller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Seit dem dritt
Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung führten sie, gemeinscha
lich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rhe
Unter dem Kaiser Aurelian (um das Jahr 271) ließen sie sich
westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und ein
Theile des jetzigen Ungarns nieder. Als sie aus diesen Gegend
von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Constan
der Große, sich in Pannonien niederzulassen, wofür sie sich v
pflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten.
war ein großer Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie,
dem Verfall des römischen Kriegswesens, Fremde unter ihre
gionen aufnahmen, und sie selbst zu den höchsten Würden er
ben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den
genannten barbarischen d. h. fremden Völkern immer bekannt
und diese dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf
römische Reich zu wagen. Daß es unter den Vandalen Männ
von Talenten gab, beweis't das Beispiel des Stilico, der
Geburt ein Vandale war, und den Theodosius der Große
schätzte, daß er ihn zum Reichsverweser für seinen zweiten So
Honorius ernannte, und ihm seine Nichte Serena zur G
mahlin gab. Im J. 406 verließen die Vandalen Pannonien,
zogen, vereint mit den Alanen und Sueven (s. d. Art.), n
Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten, von da über
Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, sich mit den Sueven
das heutige Altcastilien und Galicien theilten, und da ein Re
errichteten, dem sich die Alanen, die sich in Lusitanien nieder
lassen hatten, aber sich gegen die Angriffe der Westgothen all
nicht behaupten konnten (420) unterwarfen. Zwischen den V
dalen und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege; die erst
behielten zwar die Oberhand, mußten aber doch, von den
mern gedrängt, aus Galicien weichen, und sich nach Bact
— dem Küstenstriche des heutigen Königreichs Granada — zieh
Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber (423) eine gr
Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Un

nehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König war Genserich (Gunserich), ein tapferer, kluger, und unternehmender Fürst, und einer der größten Männer seiner Zeit, der aber, weil er viel Verwüstungen durch seine Kriege verursachte, und von der rechtgläubigen Kirche zu der arianischen Parthei übergetreten war, bei den Geschichtschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hat. Das nördliche Afrika war zu dieser Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiser Valentinian III. beleidigt zu seyn glaubte, wollte sich gegen den Kaiser durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und rufte diese, unter dem Versprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich schiffte sich mit seinem ganzen Volke (427) in den Häfen von Andalusien ein, und ging nach Afrika über. Bonifacius war inzwischen mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt worden, wollte daher sein Versprechen nicht erfüllen, und suchte zuletzt durch die Waffen die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Aber Bonifacius wurde besiegt; Genserich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländischen Kaiserthume gehörte, und stiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Majorca und Minorca vermehrte. Seine Schiffe beherrschten das mittelländische Meer, und verbreiteten Schrecken an den Küsten Italiens. Die Kaiserin Eudoxia, Witwe Valentinians III., welche der Mörder dieses ihres Gemahls und Usurpator des kaiserlichen Throns, Maximus, gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, rufte aus Rache die Vandalen nach Italien. Genserich erschien bald (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden; alles floh, und der Kaiser Maximus wurde nach sehr kurzer Regierung ermordet. Die Vandalen plünderten nun vierzehn Tage lang Rom, und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Gothen (s. d. Art.) vormals übrig gelassen hatten. Eine Menge Bildsäulen und andre Denkmäler des Alterthums wurden weggenommen, um, nebst mehreren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Ueberfahrt ging ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der dem König Genserich feierlich entgegen gegangen war, hatte nichts weiter, als die Verschonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Diese rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die schönsten Kunstwerke raubten, und größtentheils zerstörten, hat zu der Benennung **Vandalismus** Anlaß gegeben, womit man auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionäre bezeichnete, alles, was das Gepräge der Cultur und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die rohesse Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genserichs Nachkommen wegen der Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandalischen Reichs. Gelimer, ein unruhiger, ehrsüchtiger Prinz, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderich, einen guten Regenten, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hilderich hatte in freundschaftlicher Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian gestanden. Dieser rüstete, um jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Absicht, sich Afrika zu unterwerfen, Gelimern den Krieg an. Justinians großer Feldherr, Belisarius, kam mit nur

15,000 Mann nach Afrika (534), besiegte aber Gelimern in zwei Schlachten, und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Constantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm hörte das Königreich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 Jahre bestanden hatte.

Vandamme (Dominikus), geboren in Cassel (im Norddepartement), wo sein Vater Stadtapotheker war, nahm sehr jung Kriegsdienste, kam vor der Revolution mit einem Colonialregiment nach den Inseln, kehrte nach dem Ausbruch der Unruhen zurück, und bildete ein Freicorps, das unter dem Namen der Jäger vom Berg Cassel bekannt wurde. An der Spitze dieses Corps machte er den Feldzug von 1792 mit, und zeichnete sich so aus, daß er zum Brigadegeneral befördert wurde. Im Jahre 1793 stand er bei der Nordarmee, kam dann zur Armee der Sambre und Maas, und machte 1795 den Feldzug unter Jourdan, darauf 1796 unter Moreau, und zeichnete sich in diesem und dem darauf folgenden am Rhein durch Muth und Thätigkeit aus. Nach dem Frieden von Lüneville wurde er Commandant der 16ten Militärdivision, kam dann in das Lager vor Boulogne, und ging bei dem Ausbruch des Krieges mit Oesterreich nach Deutschland, wo er seinen früher erworbenen Ruhm wieder bewährte. Im Feldzuge 1806 und 1807 wurde er mit der Eroberung Schlesiens beauftragt. Im Feldzuge 1809 gegen Oesterreich standen die Würtemberger unter seinem Befehl, und lieferte mit denselben bei Urfar, Linz gegenüber, den Oesterreichern ein rühmliches Gefecht. Im Jahre 1812 machte er den Feldzug nach Rußland mit, fiel aber wegen eines Streites, den er mit Joachim Murat gehabt, in Ungnade, und wurde auf sein Landgut bei Cassel verwiesen. Im folgenden Jahre wurde er aber schon wieder an die Spitze eines Truppencorps, das sich in der 32sten Militärdivision bildete, gestellt, und wollte eben die Feindseligkeiten gegen die Russen eröffnen, als der Waffenstillstand eintrat. Nach Verlauf desselben drang er Ende Augusts in Böhmen ein, wurde aber bei Kulm auf allen Seiten angegriffen und eingeschlossen, daß er sich trotz des tapfersten Widerstandes ergeben mußte. Berüchtigt seines übeln Betragens wegen wurde er als Kriegsgefangener mit Verachtung behandelt, und nach Rußland abgeführt, wo er erst 1814 zurückkehrte. Nach der Zurückkehr Napoleons 1815 wurde er zum Pair von Frankreich ernannt, commandirte im Juni unter Grouchy das 3te Armeecorps, und zeichnete sich bei dem Angriff auf Wavre besonders aus. Seinen Rückzug machte er in bester Ordnung, brachte fast sein ganzes Corps nach Paris, und ging mit demselben hinter die Loire. In der Verordnung vom 24sten Juli mit begriffen, verließ er 1816 Frankreich, und ging nach den Niederlanden. Nach einigen Nachrichten soll er sich noch dort befinden, nach andern aber auf seinem Landgute bei Cassel leben. Durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnend, hat er anderer Seits durch seine unmäßige Raubsucht und sein tyrannisches Betragen den Haß von ganz Deutschland auf sich geladen.

Van Dyk, s. d. Art. Dyk.

Vanille (epidendrum vanilla Linn.) von dem spanischen Wort Vaynilla, eine kleine Schote, ist eine windenartige Pflanze, die in Südamerika in den Provinzen Mexico, Peru, Guiana, und in einigen westindischen Inseln auf Bergen wächst, und wie

der Weinstock Knoten hat, aus welchen hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie treibt einen sehr langen Stengel, der sich, wie der Weinstock, mit Hülfe seiner kleinen Gabeln um Bäume schlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe sind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe ist weißlich gelb. Aus dieser bildet sich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr sechs Zoll lange, schmale, rauhe und braune Saamenkapsel, in Form einer Schote. Das Innre dieser Schote ist mit einem röthlichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine schwarze, blichte, balsamische Feuchtigkeit, in welcher sich eine Menge kleiner, schwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende des Septembers an bis zu Ende des Decembers sammelt man diese Schoten, trocknet sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Oel, um die Insecten abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Auf diese Art bringen sie die Spanier, die mit diesem Artikel einen beträchtlichen Handel treiben, über Cadix nach Europa; doch werden sie auch von andern Nationen, die mit dem spanischen Amerika einen Schleichhandel unterhalten, eingeführt. Es gibt drei Sorten dieser Schoten; die beste derselben, und die gewöhnlich in Handel kommt, wächst auf den ganz hohen Gebirgen in Neuspanien. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingebornen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Die feinen, flüchtigen und gewürzhaften Bestandtheile der Vanille sind nervenstärkend, und durch den Reiz, den sie im menschlichen Körper erregen, heilsam, können aber auch durch zu starken Gebrauch sehr schädlich werden. Am häufigsten bedient man sich der Vanille bei der Zubereitung der Chocolate, dann auch zu feinern Speisen; man hat sie sogar bisweilen als Medicin gebraucht.

Vanini (Lucilio, oder wie er sich später auf den Titeln seiner Schriften nannte, Julius Cäsar Vanini), war ein gelehrter Italiener am Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, der von seinen Zeitgenossen des Atheismus beschuldigt, und deßwegen, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, nach dem Urtheilsspruche eines Tribunals verbrannt wurde, in der Folge aber von mehreren Gelehrten, namentlich von Bayle und Voltaire, vertheidigt worden ist. Vanini war 1585 zu Taurisano im Königreiche Neapel gebiren, legte sich frühzeitig und mit Eifer auf die Wissenschaften, und studirte zu Rom und Padua Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Astrologie. Er wurde zum Priester geweiht, und fing an zu predigen, gab aber diese Beschäftigung bald wieder auf, und widmete sich ganz dem Studiren. Nach damaliger Art konnte er für einen Polyhistor gelten, oder hatte wenigstens die Eitelkeit, als solcher zu erscheinen. Er durchreiste nachher einen Theil von Deutschland, Böhmen und der Niederlande, hielt sich eine Zeit lang in Genf und Lyon auf, wo er sich mit dem Unterrichte junger Leute beschäftigte, fand sich veranlaßt, von letzterm Orte nach England zu flüchten, wurde hier ins Gefängniß gesetzt, und ging nach erhaltener Freiheit nach Lyon zurück. An allen diesen Orten hatte er sich durch seine Aeußerungen über die Religion verdächtig gemacht, und einen übeln

Ruf zugezogen. In Lyon gab er sein Buch: Amphitheater der göttlichen Vorsehung (amphitheatrum aeternae providentiae) 1615 heraus, das zwar gegen Cardanus und andre Gotteslängner gerichtet zu seyn scheint, durch welches er sich aber doch den Verdacht, selbst den Atheismus verbreiten zu wollen, zuzog. Er mußte deßwegen Lyon verlassen, und ging nach Paris. Hier gab er 1616 eine zweite Schrift: Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur (de admirandis Naturae, reginae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) heraus. Dieses Werk ist in 60 Dialogen abgefaßt, daher es auch bisweilen unter dem Titel: Gespräche über die Natur, erwähnt wird, und ist eigentlich mehr physikalischen, das erstre hingegen theologischen Inhalts. Beide Bücher sind selten geworden. Obgleich dieses zweite Buch mit Erlaubniß der theologischen Facultät zu Paris (der Sorbonne) gedruckt wurde, so wurde Vanini doch bald deßwegen angegriffen, und als Atheist angeklagt. Er verließ daher Paris 1617, und ging nach Toulouse, wo er Unterricht ertheilte. Aber auch hier fand er Gegner, wurde des Atheismus und der Zauberei beschuldigt, in das Gefängniß gebracht, und, ohne hinlängliche Beweise seiner Strafbarkeit durch einen Urtheilsspruch des Parlaments zu Toulouse am 9ten Februar 1619 zum Feuer verdammt. Das Urtheil wurde noch an dem nämlichen Tage vollzogen. Vanini wurde zum Richtplatz geschleift, nachdem ihm die Zunge herausgerissen worden war, erwürgt, und dann verbrannt. Er war erst 34 Jahre alt. Durch diese Art des Todes ist Vanini berühmter geworden, als er es sonst durch seine Schriften, denen man keinen hohen Werth zugestehen will, geworden seyn würde. In seinem Falle hätte er eine solche Strafe verdient; aber es schimpft, daß er durch unvorsichtiges Benehmen, durch eine gewisse gelehrte Prahlerei und durch beißende Sottisen, sich heftige Gegner zugezogen habe. Er hat auch eine Apologie des tridentinischen Concilium und eine Abhandlung über die Astronomie geschrieben; ob er noch andre Werke, die unter seinem Namen angeführt werden, geschrieben habe, ist ungewiß. Ein Verzeichniß dessen, was für und wider Vanini geschrieben worden ist, enthält das Buch: Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc. von W. D. F., Leipzig 1800.

Vanloo ist der Name einer Künstlerfamilie, die aus Ecluse in Flandern abstammte, und mehrere berühmte Maler der niederländischen Schule hervorgebracht hat. Der erste dieser Familie, der sich als Künstler bekannt machte, war Johann. Sein Sohn Jacob arbeitete anfangs als Porträtmaler zu Amsterdam, ging 1663 nach Paris, wurde Mitglied der dasigen Kunstakademie, und starb 1670. Von ihm ist ein Gemälde in der dresdner Gallerie: Angelica und Medor. Jacobs Sohn, Ludwig, war als Zeichner und Frescomaler berühmt, lebte erst zu Paris, dann zu Aix. Er hatte zwei Söhne, die den Namen ihrer Familie zu dem großen Rufe erhoben haben, den sie in der Künstlerwelt erlangt hat. Der Aelteste derselben, Johann Baptista, geb. 1684, war Geschichts- und Porträtmaler, hielt sich in Frankreich, Italien und England auf, und malte sehr viel Porträts. Von seinen historischen Gemälden sind die meisten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. Verschiedne Kupferstecher haben nach ihm gestochen. Der zweite Sohn, Carl

Andreas, geb. 1705, lernte bei seinem ältern Bruder, studirte dann in Rom, malte Historien und Landschaften, wurde 1746 Mitglied der Akademie der Künste zu Paris und später Professor bei derselben. Seine Gemälde sind meistens in Frankreich geblieben; einige derselben sind in Kupfer gestochen worden. Johann Baptista hatte drei Söhne, die alle geschickte Künstler waren. a) Carl Andreas Philipp, lernte bei seines Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmaler an Pesne's Stelle berufen, malte da verschiedene Deckenstücke und Portraits, und ging 1770 nach Paris zurück. b) Ludwig Michael, war Geschichts- und Portraitmaler, wurde 1745 erster Maler des Königs von Spanien und starb 1771. c) Claudius Franz, beide zeigten sehr viel Anlagen, gute Künstler zu werden, starben aber frühzeitig.

Vapeurs (von dem lateinischen Worte vapor, Dunst) haben außer der wörtlichen Bedeutung in der französischen Sprache (Dämpfe, Dünste), auch noch die in der Umgangssprache, des vergangenen Jahrzehnte übliche erhalten, daß man bei dem weiblichen Geschlechte gewisse Zufälle die man anfangs bloß von aufsteigenden Winden (Blähungen), dann von Nervenzufälle ableitete, damit bezeichnete. Das Weitere hierüber siehe unter dem Artikel: Hysterie.

Varianten. Cleriones variantes, lectiones variatæ, abweichende Lesarten, nennt man die Verschiedenheit, die man in einem oder mehrern Worten in der nämlichen Stelle in den Handschriften, welche von den Werken eines alten griechischen oder römischen Schriftstellers noch vorhanden sind, findet. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Werke der Alten und neuern Schriftsteller abgeschrieben; dieses Geschäft wurde vorzüglich in den Klöstern von München, aber auch von andern Personen außerhalb der Klöster betrieben. Unwissenheit, Unachtsamkeit, wohl auch bisweilen Eigendünkel und unzeitige Verbesserungssucht machten, daß diese Abschreiber oft nicht nur einzelne Worte, sondern auch ganze Stellen veränderten. Diese Verschiedenheiten in den Handschriften von einem und demselben Werke eines Schriftstellers sind die Varianten. Es ist eine eigene, oft wenig Dank bringende, Beschäftigung solcher Gelehrten, welche neue Ausgaben von ältern Schriftstellern besorgen, die von dem herauszugebenden Werke noch vorhandnen Handschriften mit einander zu vergleichen, die verschiednen, von einander abweichenden Lesarten zu prüfen, und unter denselben diejenige zu wählen, welche den Sinn des Schriftstellers am besten auszudrücken scheint. Verschiedne Kritiker der vorigen und neuern Zeiten haben sich durch diese Bemühung ein großes Verdienst um die Berichtigung des Textes der alten classischen Autoren erworben; obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß man nicht selten augenscheinlichen Fehlern der Abschreiber mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat, als sie verdienten, nicht bloß in den Handschriften von den Werken der alten griechischen und römischen Autoren, sondern auch in denen späterer Schriftsteller, namentlich der Dichter des 14ten Jahrhunderts, Dante, Petrarca ꝛc. finden sich dergleichen Varianten.

Variation (ital. Variazione.) heißt in der Musik überhaupt eine veränderte, auf mannichfaltige Art modificirte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leichtfaßlichen) musikalischen Satzes. Eine solche Veränderung wird

durch Zergliederung der Hauptnoten der Melodien, durch Einmischung durchgehender, harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten, und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie u. s. w. bewirkt. Das Haupterforderniß hierbei ist, daß man bei allen diesen verschiedenen Modificationen der Melodie eines solchen Satzes die Grundzüge derselben nie ganz unterdrückt, und der Hauptgesang nicht dadurch ganz aus dem Gedächtniß verwischt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variirt wird, heißt das Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Hauptmelodie des Thema's bestimmt bemerken. Ein Thema wird entweder so variirt, daß jede auf solche Art modificirte Wiederholung desselben einen für sich bestehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen in sich abgeschlossenen Satz, von durchaus gleichem rhythmischen Umfange wie das Thema, bildet, oder es wird so variirt, daß man dabei nicht so streng auf das Thema sowohl in Hinsicht des zu Grunde liegenden Hauptgesanges als des Umfanges Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder sie durch eingeschaltete Zwischensätze so verbindet, daß sie, nicht jede für sich bestehend, sondern zusammen ein Ganzes bilden. Im erstern Fall nennt man den Satz (das Thema) streng variirt, und solche Veränderungen heißen dann Variationen (variazioni) im eigentlichen Sinn. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Hauptstimme entweder allein oder mit Begleitung anderer, zuweilen aber auch für mehrere, Stimmen abwechselnd (concertirend) gesetzt. Man hat deren eine unzählige Menge für alle Instrumente wie für den Gesang. Im letztern Fall aber nennt man diese Veränderungen freie Variationen, oder bloß einen variirten Satz, und dergleichen sind z. B. die meisten Andante's (oder überhaupt Mittelsätze) in den Symphonien von Haydn (welcher diese Manier zuerst einführte), von Beethoven, Romberg, Mozart u. a. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trio's, Sonaten u. s. w. Gebrauch.

Varinas, eine Sorte guter Enaster, der seinen Namen von der Stadt Varinas in der Provinz Venezuela im spanischen Südamerika erhalten hat, wo er vorzüglich gebaut wird. Die Blätter sind schmal, rauh, zugespitzt und 9 Zoll lang. Unter diesem Namen wird aber auch virginischer Tabak zubereitet und verkauft.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Männer und fruchtbarer Schriftsteller des alten Roms, geb. in J. Roms 630 oder 116 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er diente in seinen jüngern Jahren im Kriege, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns und andre öffentliche Aemter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde in der Revolution, welche die römische Republik vernichtete, vom Antonius ins Exil geschickt, kam aber unter Augustus wieder nach Rom zurück, und starb da 89 Jahr alt mit dem Ruhme des allergelehrtesten Römers, wenigstens der gelehrtesten Kritikers seiner Zeit. Er hat sehr viel über Sprache, Geschichte und Philosophie geschrieben; die Anzahl seiner Schriften soll gegen 600 betragen haben, aber es sind davon nur zwei bis auf unsre Zeiten erhalten worden: ein Werk über die Landwirthschaft (de re rustica) in drei Büchern, und die Fragmente von einem andern über die lateinische Sprache. Das, was in diesem letztern über die Abstammung (Etymologie) der Wörter ent-

halten ist, scheint oft zu gesucht zu seyn, und nicht allen Beifall zu verdienen.

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus, der, ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutschland erlitt, wohl nicht in der Geschichte würde erwähnt werden. Die kriegerischen Unternehmungen, die Julius Cäsar gegen die Deutschen begonnen hatte, wurden unter Augustus fortgesetzt. Dieser schickte seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, nach einander nach Deutschland. Dem letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. Varus wollte die Deutschen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen, aber anstatt diese Veränderung mit behutsamer Langsamkeit zu bewirken, verfuhr er dabei mit übermüthiger Eile. In seinem Lager, von seinen Legionen umgeben, saß er zu Gericht, richtete und strafte die Deutschen nach den römischen Gesetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein solches Benehmen mußte ihren Argwohn erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verschwörung gegen Varus wurde insgeheim eingeleitet; der Cheruskerfürst Hermann war die Seele derselben. Er faßte den großen Gedanken, Deutschland von den römischen Unterdrückern zu befreien. Dem unter den Verschwornen verabredeten Plane gemäß, wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands Feindseligkeiten begonnen. Um sie zu dämpfen, verließ Varus, auf Hermanns falschen Rath, und wider des Segests, des Schwiegervaters von Hermann, Vorstellungen, sein verschanztes Lager, und setzte sich mit drei auserlesenen römischen Legionen in Marsch. Als er den teutoburger Wald — in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafschaft Lippe — erreicht hatte, wurde er von den vereinten Deutschen auf allen Seiten angegriffen. Varus befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegsame Gegenden, undurchdringliche Waldungen, ungünstiges Wetter, zahlreiche und erbitterte Feinde machten hier die Kriegskunst der disciplinirten und sieggewohnten Römer unnütz. Zweimal schlugen sich die Römer mit der größten Anstrengung durch, um sich in einem Lager zu verschanzen, aber sie mußten endlich unterliegen, und wurden völlig zu Grunde gerichtet. Die Vornehmsten ihrer Anführer wurden von den Deutschen den Göttern geopfert, die andern wenigen, die noch am Leben blieben, zu Sklaven gemacht. Varus hatte noch Muth genug, sich selbst zu entleiben, um die Schande seiner Niederlage nicht zu überleben; sein Kopf wurde dem Augustus nach Rom zugeschickt. In Rom erregte diese Niederlage, die im 9ten Jahre der christlichen Zeitrechnung vorfiel, die größte Bestürzung; Augustus war über den Verlust seiner Legionen fast untröstlich. Man erwartete selbst einen Angriff der Deutschen auf Italien, und sie würden ihn im ersten Augenblicke nicht ohne glücklichen Erfolg haben ausführen können. Aber ihre innerlichen Uneinigkeiten, die vorzüglich der den Römern ergebne Segest, Hermanns Gegner, zu unterhalten suchte, machten, daß alles unterblieb.

Vasall (Lehnmann), ist derjenige, der von seinem Oberherrn (Lehnherrn) den Besitz irgend eines Gutes (Lehn) unter der Bedingung gewisser Verbindlichkeiten (Lehnsverband) und zu leistender Dienste erhalten hat. Wort und Sache stammen aus dem

Mittelalter her. Die Benennungen Vassus und Vasallus werden in den Schriften jener Zeit als gleichbedeutend gebraucht; die Erklärung des Wortes Vasall, daß es so viel als Gesell (Genosse, Gefährte, nämlich im Kriege) anzeige, ist erzwungen. Die Lehnsverfassung entstand bekanntlich zuerst bei den Longobarden in Italien; die Carolinger nahmen das longobardische Lehnrecht zum Muster, und bildeten es weiter aus. Die von den überwundnen Völkern abgetretenen oder abgenommenen Stücken Landes wurden unter die Tapfersten der Nation vertheilt, und hießen fortes; sie waren der Ursprung der Lehngüter. Andere Arten der Lehen waren die Beneficia Regum, welche die Könige von ihren eignen Besitzungen, auf Widerruf oder auf Lebenszeit ertheilten, um sich solche beneficiarios, auch Vassos, milites ꝛc. genannt, zur Treue und zu Kriegsdiensten näher zu verbinden — Vasallagium — ein gleichfalls barbarisches Wort des Mittelalters — ist die Lehnpflicht, womit ein Vasall seinem Oberherrn verbunden ist. Wenn der Lehnmann oder Vasall seinem geleisteten Eide der gelobten Treue zuwider handelt, so begeht er Felonie (s. d. Art.) und wird dadurch der Lehn verlustig (s. d. Art. Lehnswesen).

Vasari (Giorgio), wichtig als der Erste, der eine vollständige und ausführliche Geschichte aller neuern Künstler lieferte, war 1512 zu Arezzo geboren. Seine Lehrer waren Luca Signarelli, Michelangelo Buonaroti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Hippolito de Medici, Papst Clemens VII. und der Herzog Alexandro hatten ihn nach einander in ihren Diensten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entschluß, nicht wieder Hofdienste zu nehmen. Dennoch wurde er von den nachfolgenden Herzogen, von den Päpsten und andern vornehmen Personen vielfältig als Baumeister und Maler gebraucht; denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer hatte er einen großen Namen. Von allem, was er in Florenz, Arezzo, Pisa, Venedig, Bologna, Rom und andern Orten arbeitete, hat er selbst uns Nachricht gegeben. Wichtiger und interessanter für uns sind seine Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, welche zuerst 1550 und in wiederholten Auflagen vermehrt erschienen. Sie sind noch jetzt sehr geschätzt wegen der in ihnen enthaltenen Notizen sowohl, als auch wegen der eingestreuten Reflexionen über die Künste, von denen die Rede ist, und deren Fortschritte sehr gut nachgewiesen werden; wiewohl den Verfasser allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an bessern Nachrichten zu entschuldigen sind, aufgenommen, sodann, daß er die vaterländischen und die nicht-toskanischen Meister nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, sondern diese gegen jene sichtlich in Schatten gestellt hat. Diesem weniger verzeihlichen Mangel abzuhelfen, haben spätere Schriftsteller zu Neapel, Bologna, Venedig u. s. w. die Lebensgeschichten der Künstler ihres Vaterlandes geliefert. Noch besitzen wir von Vasari eine Abhandlung über die Malerei und einiges Andre. Er starb 1574.

Vase (Lat. vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir verbinden damit gewöhnlich den Begriff eines schönen, kunstreich geformten. Daher in engerer Bedeutung gewisse, bei den Alten bekannte, irdene Gefäße, welche verschiedene Bestimmungen,

hatten. Sie wurden theils bei dem Gottesdienste gebraucht (vasa votiva), theils standen sie in Grüften (vasa funeraria) — s. d. Art. Urnen — theils dienten sie bei öffentlichen Angelegenheiten, z. B. zum Stimmesammeln ꝛc. Diejenigen Vasen, welche besonders neuerlich bei dem Ausgraben der Alterthümer aufgefunden worden, sind von einer ganz vorzüglich feinen, röthlichen Erdmasse, und mit den herrlichsten Zeichnungen, den schönsten Gruppen en hautrelief geziert. Man nannte sie fälschlich etrurische, da doch erwiesen ist, daß sie altgriechischen Ursprungs, und vielleicht vor mehr als 2000 Jahren in den blühenden Freistaaten von Unteritalien, das man von seinen griechischen Pflanzstädten auch Großgriechenland nannte, von kunstreichen Händen nach griechischen Modellen verfertigt sind, und daher weit richtiger campanische oder nolanische Gefäße genannt werden. Von Kunst- und Alterthumsliebhabern werden sie mit großen Summen bezahlt. Der berühmte W. Tischbein zu Neapel hat 1791 in einem prächtigen Kupferwerke Zeichnungen von solchen Vasen gesammelt herausgegeben, nachdem ihm d'Hancarville schon mit der Herausgabe seines zierlichen Werkes vorangegangen ist. Unstreitig enthalten alle diese Zeichnungen die interessantesten Belehrungen über Mythologie, Religionsgebräuche ꝛc. des geistreichsten Volkes des Alterthums; und Mahler, Zeichner u. s. w. finden hier den reichsten Schatz für neue Ideen und Compositionen, aus welchen auch schon reichlich geschöpft worden (S. d. Art. Wedgewooth). Winckelmann, Hamilton und Böttiger (s. d. Art.) haben sich um Sammlung und Erklärung solcher Vasengemählde unsterbliche Verdienste erworben.

Vasco da Gama, s. d. Art. Gama.

Väterliche Gewalt besteht, nach unsern jetzigen Rechtsprincipien, in dem Rechte des Vaters, die Handlungen seiner Kinder, so lange dieselben noch nicht aus seiner Gewalt getreten, zu leiten, d. h. in so fern sie nicht mit andern Gesetzen in Widerspruch gerathen, und dem Mißbrauche des Vermögens derselben. Diese Rechte lassen sich folgendermaßen näher bestimmen. Dem Vater steht das Recht der Erziehung, also auch der Correction zu; nicht aber die Bestrafung eines Verbrechens; das Recht, die Kinder zu Dienstleistungen anzuhalten, und ein modificirtes Recht auf das Eigenthum der Kinder. — Das alte römische Recht erkannte dem Vater zu das Recht über Leben und Tod der Kinder, das Recht dreimaligen Verkaufes, d. h. wenn sie das erstemal freigegeben waren, sie wieder zu verkaufen, das Recht auf allen Erwerb derselben. Nach diesem Rechte war die Lage der Kinder noch ungleich ungünstiger als die der Sklaven. — Die väterliche Gewalt wird aufgehoben a) durch den bürgerlichen Tod des Vaters; b) durch Rechtsgründe, wenn z. B. der Vater das Kind aussetzt oder die Tochter prostituiren will; c) durch Emancipation, d. h. durch Anstellung einer besondern Haushaltung, in so fern von den Aeltern dazu nichts mehr verlangt wird; bei Töchtern durch Verheirathung; durch rechtliche Entscheidung nach der Klage über schlechte Behandlung ꝛc. Die väterliche Gewalt ist in der Natur der Dinge begründet und ein reinmenschliches Institut. Sie ist am stärksten im patriarchalischen Leben der Menschen, d. h. in den Anfängen des Staates, und wird schwächer, je mehr sich die Staatsverhältnisse entwickeln, weil dann der Staat mit seiner Vorsorge

wie mit seinen Aussprüchen und Maximen an die Stelle des Vaters tritt. Eine glückliche Harmonie zwischen den Rechten des Vaters und des Staates herzustellen, ist für jede Gesetzgebung eine noch zu berücksichtigende Aufgabe, indem durch zu große Lästigkeit der Familienbande die vollkommene Entwickelung des Menschen gestört wird.

Vatican, der größte Palast der heutigen Roms, auf dem vaticanischen Berge erbaut, von welchem er den Namen erhalten hat. Es ist ein ungeheures, aber nicht regelmäßiges Gebäude, das 22 Höfe und 11,000 Zimmer enthält. Mehrere Päpste haben an demselben gebaut und es ist erst unter Sixt V. (s. 1590) vollendet worden. Hier ist die berühmte vaticanische Bibliothek, aus welcher unlängst die ehemals von der heidelberger Bibliothek weggeführten literarischen Schätze zurückgegeben worden sind. Der Vatican ist mit dem wegen seiner Statuen berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden. Hier wird auch das Conclave zur Wahl eines neuen Papstes gehalten (s. d. Art. Rom). Da der Papst gewöhnlich in diesem Palaste wohnt, so wird die Benennung Vatican auch oft für die päpstliche Regierung selbst gebraucht.

Vauban (Sebastien le Prestre de), Marschall von Frankreich, der größte Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat, war geboren den 1sten Mai 1633 und nahm im 17ten Jahre Kriegsdienste. Seine Talente und sein außerordentliches Genie für die Befestigungskunst zeichneten ihn sehr bald bei den Belagerungen von St. Menehard (1653), von Stenay (1654) und bei andern Gelegenheiten rühmlichst aus, und seine Verdienste erhoben ihn zu den ersten militärischen Würden. Er wurde 1668 zum Gouverneur von Lille (Rysel) — dessen Befestigung für sein Meisterwerk gehalten wurde — und im folgenden Jahre zum General-Commissär aller französischen Festungen ernannt. Im J. 1689 erhielt er das Commando an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallsstab. Er starb zu Paris den 30sten März 1707, alt 74 Jahre. Vauban gehört zu den großen Männern in Frankreich (Turenne, Condé und Luxembourg), welche die Kriegskunst vervollkommneten, und dadurch Frankreich eine so große Ueberlegenheit über andre Mächte eine geraume Zeit hindurch verschafften. Er hat die Kunst, Plätze zu befestigen und feste Plätze anzugreifen, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, den man vor ihm nicht kannte; sein System ist noch immer unter dem Namen von Vaubans Manier bekannt. Er hat mehr als 300 Plätze befestigt, und die Belagerungen von 53 Festungen dirigirt, kam aber nie selbst in den Fall, sich in einer Festung vertheidigen zu müssen. Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im spanischen Erbfolgekriege, das Kriegsglück von den französischen Heeren wich, gingen auch die beiden wichtigsten Werke Vaubans, die Festungen Landau (1704) und Lille (1708), verloren. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über die Befestigungskunst zu. Vaubans Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände; er war Statistiker und politischer Arithmetiker. Es wird ihm ein Werk: Projet d'une Dixme Royale, zugeschrieben; in diesem ist eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten. Auf königlichen Befehl, bey Vauban veranlaßt hatte, mußten die Intendanten der verschiednen Provinzen,

die Data einsenden, aus welchen Vauban seine Berechnungen fertigte. Wenn man auch in der Folge gegen diese Berechnungen, bei fortgesetzten Nachforschungen, einige Einwendungen machte, und die Angabe des Flächeninhalts für zu groß, die der Bevölkerung aber für zu gering hielt; so bleibt doch Vauban das Verdienst, diese für die Staatswirthschaft so wichtigen Untersuchungen zuerst angestellt zu haben.

Vaucanson, ein französischer Mechaniker des vorigen Jahrhunderts, gebürtig aus Lyon, gestorben 1789. Er hat sich durch seine künstlichen und sinnreichen Automaten (s. d. Art.) auch im Auslande berühmt gemacht. Diese Automaten sind: a) eine Ente von Messing, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgestreute Futter verschlingt, und es auf dem gewöhnlichen, Wege wieder von sich gibt; b) ein provenzalischer Schalmeipfeifer; c) der berühmte Flötenspieler. Dieses letztre stellt eine Figur in gewöhnlicher Mannshöhe, auf einem Piedestal sitzend, vor, in welchem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht sind, durch die der Wind so in die verschiednen Theile der Maschine geleitet wird, daß sie die Lippen des Flötenspielers und seine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen. Vaucanson zeigte dieses Automat schon 1738 in Paris, und erklärte den Mechanismus desselben in einer Abhandlung, die er unter dem Titel: le Mecanisme du fluteur automate par Vaucanson, Paris 1738 herausgab. In der Folge kam es, nebst den andern Maschinen, in die Hände eines Mechanikers Du Moulin, der es in Deutschland zeigte, und dann nach Petersburg brachte. Im J. 1781 kaufte es der bekannte Hofrath und Professor Beireis in Helmstädt, wenigstens sind alle drei Automaten in dem Verzeichnisse einer Sammlung Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zusammengebracht durch ꝛc. Beireis, Helmstädt 1811 aufgeführt, und wurden, wie die übrigen Gegenstände dieser sonderbaren Sammlung, öffentlich zum Kauf ausgeboten.

Vaucluse (vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem Thale unweit Avignon, von welchem ein Departement in Frankreich den Namen Departement von Vaucluse erhalten hat. Petrarka, dessen Vater dem päpstlichen Hofe nach Avignon gefolgt war, wo der Dichter einen Theil seiner Jugend verlebte, wählte diesen Ort, wo er die Bekanntschaft seiner geliebten Laura gemacht hatte, eine Zeit lang zu seinem Aufenthalte, wovon man noch die Spuren zu bemerken glaubt. Bei Vaucluse entspringt, zwischen eng geschlossenen Felsen, aus einer Höhle, die Sorgue (Sourgue), ein sonst unbedeutender Fluß, der aber gleich beim ersten Ursprunge stark ist, sich von hohen Felsen in verschiednen Cascaden herabstürzt, und nach einem Laufe von ungefähr zwei Meilen durch eine der anmuthigsten Gegenden, bei Avignon in die Rhone fällt. Die Quelle dieses Flusses und sein Wasserfall ist durch Petrarca's Gesänge berühmt geworden, besonders durch die, ihr und dem Andenken an die erste Zusammenkunft mit Laura gewidmete Ode: chiare, fresche e dolci acque, die für eine der schönsten des Petrarca gehalten wird, und von seinem Landsmanne Flaminio lateinisch, von Voltaire aber französisch, sehr glücklich übersetzt worden ist.

Vaud (Pays de), s. d. Art. Waadtland.

Vaudeville, ein Gattung französischer leichter Lieder — eine Art Volkslied, das aus mehrern Strophen (couplets) besteht und heitern, öfters auch satirischen Inhalts ist, und im letztern Falle irgend eine komische Begebenheit des Tages, eine lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters schildert. Ein Haupterforderniß des Vaudeville ist, daß es eine leichte, gefällige Melodie habe, und daß das Hauptwort oder der Hauptgedanke am Ende jeder Strophe mit passenden Veränderungen wiederholt werde. Die kleinen, leichten, mit Strophen aus solchen Liedern durchwebten, Schauspiele, die auf dem, seit 1791 zu Paris eröffneten, Théâtre du Vaudeville aufgeführt werden, und Comédies-Vaudeville heißen (s. d. Art.), endigen mit einem Vaudeville; jede der spielenden Personen singt eine Strophe desselben, die auf den Charakter, den sie im Stücke vorstellte, Bezug hat. Man hat neuerlich den Versuch gemacht, diese Art Theaterspiele auch in Deutschland einzuführen, allein es fehlt uns, wie Reichard (der allerdings das Verdienst hatte, mit seinem Liederspiele: Lieb' und Treue, den Anfang gemacht zu haben) bemerkt, an witzigen und satirischen Liedern, um denselben Effect zu erreichen, der in Frankreich damit erreicht wird. — Ueber die Etymologie des Worts sind die Meinungen verschieden. Das Wörterbuch der französischen Akademie leitet es von Vau de Vire, einem Thale in der Normandie, her, wo dergleichen Gedichte gesungen worden seyn sollen. Aber diese Herleitung ist unstreitig gezwungen; natürlicher scheint es, daß Vaudeville einerlei Ursprung habe mit dem Worte vau-deroute, ein jäher, abhängiger Weg, das nur noch in der Redensart fuir à vau-de-route, über Hals und Kopf fliehen, sich gleichsam von der Anhöhe herabstürzen, gebräuchlich ist. Beide Ausdrücke scheinen von dem lateinischen Worte vaedare, gehen, abzustammen, und dadurch zugleich ihren sehr alten Ursprung zu beurkunden. Es würde daher auch vergebliche Mühe seyn, den Erfinder des Vaudeville erforschen zu wollen. Aus dieser Etymologie geht aber auch die Bedeutung des Worts Vaudeville hervor, daß es nämlich ein Lied sey, das häufig in der Stadt gesungen wird, und gleichsam von Mund zu Munde geht. Man würde es jedoch mit Unrecht durch unser deutsches Gassenhauer, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, übersetzen.

Vauxhall ist der Name eines der vielen Vergnügungsörter in der Nähe von London. Es ist ein äußerst angenehmer, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, am Ufer der Themse gelegener Garten, in welchem einzelne Baumpartien, Arkaden, Alleen und viele Pavillons sind. An den sogenannten Galla-Nächten, wenn der Geburtstag irgend eines Mitglieds der königlichen Familie gefeiert wird, ist dieser Garten prachtvoll erleuchtet, und wird dann wohl von mehr als 12,000 Menschen besucht. Instrumental- und Vocal-Musik, Tanz, Feuerwerke und andere optische Vorstellungen unterhalten die Gesellschaft, auch der Gaumen kann hier auf alle Art befriedigt werden. Alle deutsche Reisende, welche über England geschrieben haben, und neuerlich Johanna Schopenhauer (Th. II. S. 208.) schildern diesen Ort und die Unterhaltung daselbst als äußerst reizend. — Man hat angefangen, auch in Deutschland gesellschaftliche Versammlungen zu Musik und Tanz Vauxhall zu nennen.

Vedam, Wedam, ist eines der heiligen Bücher der Hindus, welches die Offenbarungen ihrer Götter enthält, von den Brami-

gen aber vor den Laien verborgen gehalten wird. Es ist in der Samscritsprache geschrieben, der Religionssprache der Hindus (s. d. Art. Hindostan).

Vedette, eine Schildwacht zu Pferde im Felde. Das Wort kommt ursprünglich aus dem Italienischen her; **vedetta**, von **vedere**, sehen, heißt a) ein Wartthurm, auf welchem man sich weit in die Ferne umsehen kann, b) eine Reiterschildwacht. Die Vedetten am schicklichsten Orte aufzustellen und sie zweckmäßig zu instruiren, gehört mit zu der Theorie des kleinen Kriegs, die einem Officier der leichten Cavallerie unentbehrlich ist. Es ist rathsam, zwei Mann anstatt einen, als Vedette aufzustellen, damit einer den andern gehörig unterstützen könne. Die Vedette muß, nach Beschaffenheit der Umstände, bei Annäherung des Feindes sich sogleich zurückziehen und Nachricht geben, oder auch wohl dem Feinde ein Stück entgegengehen. Sie müssen fleißig visitirt und, um die Leute nicht zu sehr zu ermüden, öfters abgelöset werden.

Vega) s. Lope de Vega.

Vega (Georg Freiherr von), Obristlieutenant beim k. k. Bombardiercorps und Ritter des militärischen Marien-Theresien-Ordens. Er war 1754 zu Sagovitz im Herzogthum Krain von armen slavonischen Aeltern geboren, studirte in Laibach Philosophie und Mathematik und wurde darauf Feldmesser. Kaiser Joseph II. lernte ihn auf seinen Reisen als einen talentvollen Kopf kennen, und gab ihm eine Lieutenantsstelle im 2ten Artillerieregiment, wo er lange Zeit die Mathematik lehrte. Er wurde, nachdem er zu obenerwähntem Dienstgrade gestiegen war, am 17ten Sept. 1796 unweit Nußdorf von einem Müller, dem nach seiner mit Dukaten gefüllten Börse gelüstete, ermordet, und sein Leichnam in die Donau geworfen. Man muthmaßte lange, daß Vega sich in einem Anfalle von Schwermuth selbst in die Donau gestürzt hätte, allein 1811, nach 15 Jahren, wurde der Mörder entdeckt. Vega war ein Mathematiker von ungemeinem Scharfsinn und Genauigkeit, und viele Schriften machten ihn der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt, vorzüglich aber sein logarithmisch-trigonometrisches Handbuch (Leipzig, 1793, 1800, 4.) und seine logarithmisch-trigonometrischen Tafeln (Leipzig, 3te Aufl. 1814, 4.). Er war Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und anderer Akademien, ward vom Kaiser Franz in den Freiherrnstand erhoben und von den Landständen der Steyermark unter ihre Zahl aufgenommen.

Vegetabilien (Naturgeschichte), Pflanzen, sind diejenigen organisirten Körper in der Natur, denen die willkührliche Bewegung, welche den Thieren eigen ist, gänzlich mangelt, und die ihren Nahrungssaft durch Wurzeln einsaugen, nicht aber, wie die Thiere, ihre Speise durch eine besondre Oeffnung zu sich nehmen. Diese Eigenschaften der Pflanzen begreift man unter dem Namen der **Vegetabilität**. Die Benennung kommt aus dem Lateinischen her; **vegetus**, munter, lebhaft, gesund. Daher heißt **Vegetation** eigentlich das Wohlbefinden und das dadurch beförderte Wachsthum der Pflanzen. Eine üppige Vegetation sagt man, wenn in irgend einer Gegend Baum-, Garten- und Feldfrüchte gut gedeihen, oder die Wiesen vorzüglich schönes Gras hervorbringen. In einer schlimmen Bedeutung hingegen wird **vege-**

ihren von einem Menschen gesagt, der entweder aus Trägheit oder aus physischer Schwäche, bloß seinen Körper nährt, ohne mit dem Geiste thätig zu seyn, mithin ein bloßes Pflanzenleben führt. — Vegetabilisch ist alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabilische Kost, wenn man bloß von Brod und Zugemüsen lebt, ohne Fleischspeisen zu genießen; vegetabilische Säuren (Pflanzensäuren) sind diejenigen Säuern, welche aus Materien gezogen werden, die aus dem Pflanzenreiche abstammen.

Vehikel (lat. vehiculum, ein jedes Fahrzeug, womit man etwas fortschafft), ein jedes Mittel, eine Sache zu befördern und zu ihrer eigentlichen Bestimmung zu bringen; ein Beförderungs-, Hülfsmittel, z. B. eine Schrift, die der ersten Ansicht nach ganz andre Sachen enthält, als ihre eigentliche Tendenz ist. Bei den Aerzten ist es ein Mittel, mit welchem sie ein anderes, das sonst wegen des Ekelhaften ꝛc. nicht leicht allein gegeben werden kann, versetzen.

Vehmgerichte (heimliche Gerichte — westphälische Gerichte) waren im Mittelalter eine ganz eigene Criminalanstalt in Deutschland, welche die Stelle der damals sehr mangelhaften und ganz in Verfall gerathnen Justizpflege, besonders in peinlichen Sachen, ersetzen sollte. Sie hatten ihren Ursprung und Hauptsitz in Westphalen, und ihre Verhandlungen wurden mit dem größten Geheimnisse betrieben; daher nannte man sie westphälische oder heimliche Gerichte. Ueber die eigentliche Bedeutung des Wortes Vehm sind die Meinungen verschieden. Die wahrscheinlichste Herleitung ist wohl von dem alten sächsischen Worte verfehmen, das so viel als verbannen, verfluchen, bedeutet. Vehmgericht ist also in diesem Sinne ein Tribunal, das den Verbrecher verbannen und für vogelfrei erklären kann. Obgleich diese Gerichtsstühle selbst ihren Ursprung von Carl dem Großen herleiten, so ist dieser Umstand doch nie mit historischer Gewißheit bewiesen worden; kein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt etwas davon, und man findet überhaupt vor dem 12ten Jahrhunderte keine bestimmte und deutliche Nachricht von ihnen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie erst nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1181) entstanden sind, oder doch sich weiter ausgebildet und größeres Ansehen erhalten haben. Als das Herzogthum Sachsen aufgelöset wurde, erhielt der Erzbischof zu Cölln von Heinrichs Ländern Engern und Westphalen unter dem Namen eines Herzogthums. Damals mögen, bei der in der Gerichtspflege eingerissenen gänzlichen Unordnung, an die Stelle der Gerichte, welche vorher die Bischöfe oder die königlichen Commissarien (Missi regii) hielten, diese heimlichen, oder — wie sie sich selbst nannten — Freigerichte, getreten seyn. Während der allgemeinen Anarchie, die zu jenen Zeiten in Deutschland herrschte, konnte es ihnen leicht werden, sich ein furchtbares Ansehen zu verschaffen, und die Kaiser vergrößerten dasselbe in der Folge dadurch, daß sie selbst diese Freigerichte bisweilen zu ihren Absichten brauchten, um mächtige Große dadurch zu schrecken. In den Zeiten, wo Gewalt alles und Recht nichts galt, konnten diese heimlichen Gerichte allerdings bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen, und vor ihrem Urtheilsspruche, der plötzlich erschien und vollzogen wurde, mußte selbst der kühnste Frevler zittern. Aber diese Gerichte ar-

reien in der Folge aus, banden sich nicht mehr an Gesetze und Vorschriften, mißbrauchten das Ansehn, das sie an sich gerissen hatten, und das Geheimniß, in das sie sich hüllten, diente zuletzt bloß dem Eigennutz und der Bosheit zum Deckmantel. Durch die große Menge ihrer Mitglieder, die überall verbreitet waren, wurde es ihnen möglich, ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland zu erstrecken. Wer in irgend einer deutschen Provinz eine Foderung an einen Andern hatte, der ihm vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wendete sich an ein westphälisches Gericht, und verschaffte sich von demselben Ladungen und Urtheile. Es war daher kein Wunder, daß so viele Stimmen sich gegen sie erhoben, und daß im J. 1461 verschiedene Fürsten und Städte in Deutschland, denen auch die schweizerischen Eidgenossen beitraten, unter sich Vereine errichteten, um einen jeden bei sich Recht finden zu lassen, aber auch durch alle Mittel zu verhindern, daß Niemand solches in Westphalen bei dem heimlichen Gerichte suche. Dergleichen Vereine wurden in der Folge öfters gemacht, und von einzelnen Ständen des Reichs besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen die Anmaßungen der westphälischen Gerichte verlangt. Die Kaiser selbst wagten es nicht, sie aufzuheben, vielleicht fanden sie es auch gerathen, dieselben fortdauern zu lassen; sie ließen es bloß bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Reformen in der Verfassung der heimlichen Gerichte einzuführen. Aber diese waren kühn genug, sich den Kaisern zu widersetzen. Ihre Wirksamkeit hörte dann erst völlig auf, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbesserte Gerichtsform und die peinliche Halsordnung eingeführt worden waren. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Zelle gehalten. Am berühmtesten und furchtbarsten waren die heimlichen Gerichte im 14ten und 15ten Jahrhunderte. Ihre eigentlichen Sitze waren in Westphalen; es gab deren aber auch in Niedersachsen und selbst in einigen andern deutschen Provinzen, doch hatten sie in diesen letztern ein weit geringeres Ansehen, und ihre Gerichtsbarkeit war bloß auf einige gewissen Distrikte eingeschränkt. Bei dem Geheimniß, in welches diese Gerichte sich verbargen, ist von ihrer innern Einrichtung wenig bekannt geworden; die Phantasie neuerer Dichter hat zwar einzelne Umstände dabei ausgemacht, aber die historischen Beweise fehlen. Der Vorsitzer des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf — Grafen hießen in frühern Zeiten die, welche in den Provinzen im Namen des Königs Recht sprachen —; seine Beisitzer, die bei den Urtheilen stimmten und sie vollzogen, hießen Freischöpfen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freie Stuhl. Der freien Schöpfen war eine außerordentliche Menge, in allen Provinzen und Städten Deutschlands gab es deren. Man behauptet, daß ihre Anzahl sich auf hunderttausend erstreckt habe. Eben durch diese weite Verbreitung des Bundes gelangten die heimlichen Gerichte zu einem so gewaltigen und furchtbaren Ansehen. Die Freischöpfen erkannten einander an gewissen Zeichen und Losungen, welche den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden sie auch die Wissenden genannt. Sie band ein furchtbarer Eid, denn sie gelobten, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne

bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist." Sie erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an, und machten ihn daßhalb meistentheils bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Aufnahme sollte, nach strenger Regel, nur auf rother, d. h. westphälischer Erde geschehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage, unter freiem Himmel, diese des Nachts in einem Walde, oder in unterirdischen, verborgnen Orten gehalten. In beiden waren die zu beurtheilenden Gegenstände und der Gang des Processes verschieden. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte sich das Urtheil anmaßten, waren: Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Die Anklage geschah durch einen Freischöpfen, der, ohne weitern Beweis zu führen, durch Ablegung eines Eides versicherte, daß der, den er anklagte, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht citirt, indem man die Citation insgeheim an die Thüre seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschien, so wurde er in einer feierlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verfehmt, das hieß, den Freischöpfen Preis gegeben. Der erste Freischöpfe nun, der den Angeklagten traf, knüpfte ihn an einen Baum; nicht zu einem Galgen, auf, zum Zeichen, daß ein Freischöffe es gethan habe. Wehrte sich der Verurtheilte, so hatten die Freischöpfen das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben den Körper, ebenfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, sondern die von einem Freischöpfen vollzogene Strafe wäre. Wie viel unverantwortliche Justizmorde auf diese Art aus Rache, Eigennutz oder Bosheit begangen worden seyn mögen, läßt sich leicht denken. Der Freischöpfe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu seiner Rettung gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Wie leicht war es aber auch möglich, daß mancher Furchtsame oder Schwache durch einen Wink auf diese Art aus seiner Heimath entfernt worden konnte, ohne wirklich angeklagt worden zu seyn. — Mit vollem Rechte kann man diese geheimen Gerichte die abscheulichsten Mißgeburten von Justizanstalten nennen, die es bei einem gesitteten Volke jemals gegeben hat. Denn was kann entsetzlicher gedacht werden, als Richter, die die Gründe ihrer Urtheile nie bekannt machen, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenschaft geben wollen, und die, ohne den Angeklagten zu hören, die Urtheile auf meuchelmörderische Art vollziehen lassen. Die Vehmgerichte sind ein Schandflecken in der Geschichte der Deutschen.

Veitstanz, eine Krankheit, die in ältern Zeiten bekannt war; die Leute, welche davon befallen wurden, fingen an zu tanzen. In neuern Zeiten haben die Aerzte ähnliche, krampfhafte Zufälle, die aber zum Glück äußerst selten sind, den Tanzkrampf genannt. Was die alten Chroniken von Personen erzählen, die, zur Strafe ihrer Ruchlosigkeit, ein ganzes Jahr hindurch getanzt haben sollen, gehört wahrscheinlich zu den frommen Erdichtungen, durch welche man der eingerissenen Tanzwuth steuern wollte.

Veleda, Velleda, eine berühmte Prophetin der alten Deutschen, die der Sage nach im ersten Jahrhundert unserer Zeit-

rechnung im Lande der Brukterer an Ufer der Lippe sich aufhielt. Sie wohnte in einem hohen Thurme, und konnte weder gesehen noch gesprochen werden; ihren nächsten Verwandten blos war es gestattet, die Vermittler zwischen ihr und denen zu seyn, die sie befragten. Die Römer hegten große Furcht vor dieser Prophetin, weil sie auf die Gemüther der Deutschen großen Einfluß ausübte. Uebrigens ruht alles in so tiefem Dunkel, daß man nähere Umstände von den Verhältnissen dieser Prophetin gar nicht angeben kann. Vielleicht ist sie mehr als ein bestehender Charakter, denn als eine eigene Person zu betrachten. In dieser Beziehung hat man auch das in Thüringen und Vogtland bekannte Gespenst Holle oder Frau Holde mit ihr in Verbindung bringen wollen.

Velin (franz.), das feinste Pergament, das aus Kalbshaut, und zwar von unzeitigen Kälbern (veldt) gemacht wird. Velinpapier (papier velin), Papier, das so weiß und so glatt ist, wie Pergament, ohne daß in demselben die Abdrücke von den Formdrähten, wie bei dem gewöhnlichen Papier, sichtbar sind.

Veliten waren bei den Römern junge, leichtbewaffnete Soldaten, die im Treffen nicht in Reihe und Glied, sondern vor der Fronte agirten, sich nöthigenfalls zwischen die Glieder des ersten Treffens (Hastati) zurückzogen, folglich blos scharmuzirten und in gewisser Art unsere heutigen Tirailleurs vorstellten. Das davon herstammende lateinische Wort velitatio, das Scharmuziren, wird jetzt auch bisweilen im Französischen gebraucht, um ein leichtes Gefecht zu bezeichnen. Bei den französischen Infanterie-Regimentern wurden unter der kaiserlichen Regierung auch Veliten eingeführt. In der österreichischen Armee nennt man die bei den Husarenregimentern als Landwehr sich befindlichen Ungarn ebenfalls Veliten.

Vella. Der Abbate Vella hat sich durch einen merkwürdigen literarischen Betrug vor etwa 20 Jahren bekannt gemacht. Als ein geborner Maltheser war er mit dem arabischen Dialekt, der noch jetzt auf dieser Insel gesprochen wird, vertraut. Nachher scheint er die Küsten der Barbarei bereist zu haben. Dort, gab er vor, habe er in einer Moschee eine Handschrift gefunden und an sich gebracht, welche mehrere der verloren gegangenen Bücher des Livius in arabischer Sprache enthielte. Nächstdem besaß er nach seinem Vorgeben eine Handschrift voll der wichtigsten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, wie auch einen Siegelring, aus dessen arabischer (cufischer) Inschrift hervorgehen sollte, daß derselbe gleichfalls dem König Roger gehört habe. Jene Urkundensammlung war aus dem Grunde sehr wichtig, weil durch sie die Privilegien des Adels auf Sicilien, die sich aus der Zeit Rogers herschreiben, größtentheils vernichtet wurden. Vella gab dem Könige von Neapel von seinen angeblichen Schätzen Nachricht und fand, besonders wegen jener Urkundensammlung, die günstigste Aufnahme. Sowohl der Codex diplomaticus, als auch der Livius sollten arabisch mit einer von Vella gefertigten ital. Uebersetzung auf königl. Kosten im Druck erscheinen. So sonderbar es auch war, daß Vella seine Handschriften nie aus den Händen gab und nur mit höchster Vorsicht und Schüchternheit solchen Personen, die kein Arabisch verstanden, vorzeigte, so konnte man doch keinen Argwohn schöpfen, da die Proben des Originals und der Uebersetzung, welche den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt wurden, ihren Beifall erhielten. Selbst Olaus Tychsen, dem

zu gleichem Zwecke ein Bruchstück des Livius zugesandt worden, konnte Vella's divinum ingenium nicht genug preisen. Es erschien der Codex diplomaticus (in einigen Quartbänden) und der erste Theil des Livius in einem starken Foliobande gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Da trat unerwartet der bekannte Joseph Hager, ein Mann, der selbst nicht ohne gelehrte Charlatanerie und des Arabischen wenig kundig ist, auf, und machte bemerklich, daß in Vella's Livius gewisse Eigennamen ganz anders geschrieben wären, als sie die Araber schrieben; er behauptete ferner, die Inschrift des Siegelrings stimme mit Vella's Uebersetzung nicht überein, ohne daß er sie jedoch zu übersetzen wagte. Aus diesen und andern äußern Umständen zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zum Grunde liege. Er machte dies in einer kleinen Schrift bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie sahen, daß das Arabische in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern der verdorbene Dialect von Malta, daß der Livius eine dürftige Compilation aus den vorhandenen Quellen und ebenso der Codex dipl. ein neueres Machwerk sey. Tychsen entzifferte und übersetzte die Inschrift des Ringes, die einen Spruch des Coran enthielt. Man untersuchte jetzt die Handschriften und der Betrug war unläugbar. Vella kam ins Gefängniß und starb wahrscheinlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewisses Dunkel. Merkwürdig ist dieser Betrug an und für sich, aber noch merkwürdiger dadurch, daß ihn ein Unwissender entdeckte, während Sachkenner sich täuschen ließen.

Vellejus Paterculus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem Zeitalter des Augustus, lebte ungefähr 20 Jahre vor und 31 Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, und stammte aus einer angesehenen Familie in Campanien. Er commandirte die Reiterei bei der römischen Armee in Deutschland unter Tiberius, folgte diesem auch in seinen andern Feldzügen, und wurde zuletzt Prätor in Rom. Er war ein eifriger Anhänger und Lobredner des Tiberius und seines Günstlings Sejan. Man vermuthet daher auch, daß er in den Proceß des letztern (s. d. Art. Sejan) mit verwickelt worden und dabei umgekommen sey. Von seinem Auszug der römischen Geschichte, der in gutem Latein, aber nicht ohne Parteilichkeit für die damals regierende Familie, geschrieben ist, und viel Schmeicheleien für Tiberius und Sejan enthält, sind noch zwei Bücher übrig, von denen jedoch der Anfang fehlt. Die erste Ausgabe dieses Schriftstellers besorgte Rhenanus, Basel 1520 Fol. Die beste Ausgabe, die man von ihm hat, ist von David Ruhnken, Leyden, 1777.

Veltlin (Veltelin, Valtelin, lat. vallis tellina) eine kleine, aber in natürlicher und politischer Hinsicht merkwürdige Landschaft, sonst der Schweiz, und zwar Graubündten zugehörig, jetzt ein Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs. Dieses Ländchen ist 8 geographische Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, bildet ein überaus fruchtbares Thal, das seiner ganzen Länge nach von der fruchtbaren Adda durchströmt wird, und viele Arten Früchte, vorzüglich guten Wein hervorbringt. Es gehörte ehemals zum Herzogthum Mailand; im J. 1512 kam es durch einen Vertrag an Graubündten. Es wurde immer als ein wichtiger militärischer Punkt angesehen, daher suchten auch Oesterreich und Spanien, als dieses noch in Italien mächtig war, in der ersten Hälfte des 17ten

Jahrhunderts sich in den Besitz desselben zu setzen; die Absichten beider wurden von Frankreich vereitelt. Im J. 1620 kündigten die Veltliner den Graubündtnern den Gehorsam auf, ermordeten alle evangelischen Einwohner und errichteten eine eigene Regierung. Es entstand nun in dieser Gegend ein innerlicher Krieg, und erst im J. 1637 kamen die Graubündtner, vorzüglich durch Vermittlung Frankreichs, wieder zum ruhigen Besitz des Veltlin, bei dem sie sich auch in der Folge behaupteten. Als die cisalpinische, nachmals italienische Republik entstand, mußte das Veltlin im J. 1797 an diese abgetreten werden; es verblieb auch dem nachher errichteten Königreiche Italien, und machte einen Theil des Departements der Adda aus. Seit 1814 steht es unter österreichischer Herrschaft, und ist ein Theil der Provinz Sondrio im lombardischen Gouvernement. Die vorzüglichsten Oerter darinn — eigentliche Städte gibt es in diesem Ländchen nicht — sind die Marktflecken Sondrio oder Sondrio, in einer schönen Gegend, wo der Fluß Maler sich in die Adda ergießt, mit 3500 Einwohnern, und Tirano an der Adda mit 3700 Einwohnern. — Die interessante Geschichte eines veltliner Landmädchens s. in Müllers Geschichte der Schweiz Bd. IV. Cap. 3.

Vendée, ein Departement des französischen Reichs, ehemals ein Theil des Gouvernements Poitou, und zwar der westliche oder Unter Poitou, das seinen Namen von dem kleinen Flusse Vendée erhalten hat. Es wird von den Departements der niedern Loire, der beiden Sèvres und der niedern Charente umgeben, und stößt gegen Abend an das atlantische Meer. Die Hauptörter darin sind: Fontenay, Lugon und Sables d'Olonne. Der Flächeninhalt des Departements beträgt 134 Q. Meilen; seine Bevölkerung ist, selbst nach den officiellen Berichten, sehr verschieden, von 222 bis 270,000 Einwohner angegeben worden. Das Land ist größtentheils fruchtbar und durch fleißige Cultur gut angebaut; es bringt viel Getraide hervor, und versorgt zum Theil die Hauptstadt des Reichs mit Schlachtvieh. Diese Gegend ist durch den Krieg berühmt geworden, den ihre Einwohner in den ersten Jahren der Revolution gegen die Republikaner führten, und der unter dem Namen des Vendéekriegs bekannt ist. Er wurde mit der leidenschaftlichsten Erbitterung geführt, hatte daher alle Gräuel eines Bürgerkrieges im Gefolge, und hätte der erst entstandnen französischen Republik sehr gefährlich werden können, wenn unter den Anführern der Vendéer mehr Uebereinstimmung gewesen wäre. Ueber verschiedene Vorfälle dieses Kriegs, so wie über die Absichten mancher in demselben handelnden Hauptpersonen, herrscht noch ein Dunkel, das wohl nie ganz aufgehellt werden wird. Manche Aufschlüsse sind jedoch in denen, im J. 1816 erschienenen, obgleich nicht ganz unparteiischen Denkwürdigkeiten der Marquise de la Roche-Jaquelin gegeben worden. Dieser Krieg wurde nicht blos in den Gränzen des obenbeschriebenen Departements geführt, sondern erstreckte sich auch in drei benachbarte Departements bis an die Loire bei Nantes und Angers; aber weil er in der eigentlichen Vendée entstanden war, behielt er auch den Namen daraus. Der Landstrich, in welchem er geführt worden, und der im gemeinen Leben le Bocage heißt, ist durch seine natürliche Beschaffenheit ganz zu dem sogenannten kleinen Kriege geeignet. Es gibt wenig eigentliche Waldungen da, aber viele einzelne Baumgrup-

pen; jedes Gehölz ist wie einer Heide umgeben, das ganze Terrain ist überall durchschnitten. Es mußte daher regulären Truppen schwer werden, hier die wohlgeübten, mit allen Vortheilen, gewöhnlich unbemerkt, thaten Angriffen der mit allen Wegen und Schlupfwinkeln bekannten Einwohner zu widerstehen. In diesem, von der Hauptstadt weit entfernten, Lande herrschte beim Ausbruche der Revolution durchaus noch Ritterlichkeit und Gastlichkeit, und in den niedern Ständen mehr Anhänglichkeit an den Adel, als in irgend einem andern Theile Frankreichs; daher mußte auch hier die Zerstörung der Monarchie, besonders aber des rüstigsten Cultus durch die herrschende Partei sehr mißfallen. Wegen Neuerungen in der Religion entstanden schon im J. 1792 unter den Landleuten unruhige Bewegungen, die aber bald wieder unterdrückt wurden. Allein im folgenden Jahre wurde durch die unversöhnte Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste eine neue Ursache zum Mißvergnügen, und dadurch die eigentliche und nächste Veranlassung zum Ausbruche des Krieges gegeben. Am 10ten Mai 1793 sollten zu St. Florent die jungen Leute zum Kriegsdienste ausgehoben werden; sie fanden sich ein, aber mit dem festen Vorsatze, nicht zu gehorchen. Sie setzten der Gewalt, die man gegen sie brauchte, Gewalt entgegen, und mißhandelten die öffentlichen Beamten zur Flucht. Ein von seinen Mitbürgern geachteter Frachtfuhrmann, Cathelineau, stellte sich, aus Patriotismus, an die Spitze der jungen Leute, um sie der Rache der Republikaner zu entziehen. Mit einem schlecht bewaffneten Haufen von etwas mehr als 100 Mann, griff er einen Posten republikanischer Truppen von 50 Mann mit einer Kanone unvermuthet an, überwältigte ihn und bemächtigte sich der Kanone. Durch diesen ersten glücklichen Erfolg muthig gemacht, führte er noch am nämlichen Tage ein größeres Unternehmen aus, und siegte ebenfalls. Aehnliche Bewegungen, jedoch ohne Verabredung oder wirkliche Verbindung unter einander, entstanden sogleich in andern Gegenden; die stärksten waren in der Gegend von Fontenay, oder in der eigentlichen Vendée. Ein Verkehrenmacher, Gaston, war hier der erste Anführer, aber er fand bald seinen Tod. Nach ihm stellte sich der um der Sache als bekannt gewordne Charette an die Spitze der Insurgenten in dieser Gegend; späterhin nahm er seine Stellung an der Meeresküste, und wurde einer der Hauptanführer der Vendeer. Ein Fürstenberg, Elsasser, aus dem Elsaß gebürtig, führte einen andern Haufen an. Die Bewaffnung der Insurgenten war anfangs sehr schlecht; die meisten hatten nur Stöcke, Sensen und Spieße; nicht besser war ihre Cavallerie equipirt; keinem fehlte jedoch das geweihte Herz auf der Brust und der Rosenkranz im Knopfloche. Aber ihre Art zu fechten, indem sie durch die Hyphalte des ihnen bekannten Terrains begünstigt, die republikanischen Truppen unvermuthet überfielen und sich sogleich auf die Kanonen stürzten, verschaffte ihnen Vortheile, Waffen und größern Muth. Selbst die Anführer der Insurgenten hatten wenig Erfahrung in der Kriegskunst; aber sie waren immer die ersten beim Angriff und feuerten dadurch den Muth ihrer Leute an. Und eben dieser Muth der Anführer, der an Tollkühnheit gränzte, und ihre sich schnell entwickelnden Talente verschafften ihnen in der Folge ein so großes Uebergewicht über die republikanischen Truppen. Auch waren die Truppen, die man ihnen zuerst entgegenstellte, größtentheils selbst ungeübt und

ohne Enthusiasmus für die neue Republik. Eine Sonderbarkeit dieses Krieges war es, daß, wenn ein Gefecht geendigt, ein Unternehmen vollführt war, die Bauern sogleich wieder nach Hause und an ihre Arbeit gingen; nur eine kleine Zahl blieb bei den Anführern. Aber alle Anstalten waren getroffen, daß die Bauern im Nothfalle sehr bald wieder versammelt werden konnten. Wenn ihnen ein Angriff nicht gelang und sie zurückgeschlagen wurden, so zerstreuten sie sich einzeln, so daß es den regulären Truppen unmöglich wurde, sie zu verfolgen; sie gingen in ihre Heimath und warteten ruhig, bis sie einen Aufruf zu einem neuen Unternehmen erhielten. Die ersten Unternehmungen der Vendéer geschahen ohne durchdachten, zusammenhängenden Plan, ihre Absichten waren, bloß die Gewaltthätigkeiten der Republikaner, besonders die wiederholten Versuche derselben, die jungen Leute zum Kriegsdienste wegzunehmen, zurückzutreiben; unter den einzelnen Haufen der Vendéer war noch keine feste Verbindung, jeder agirte für sich da, wo es nöthig war. An die Spitze eines dieser Haufen stellte sich ein neuer Anführer, de la Roche-Jaquelin, der bald einige Vortheile erfocht, die den Muth der Vendéer vermehrten. Nach und nach vergrößerte sich auch die Zahl derselben, mehrere Ausgewanderte aus andern Provinzen vereinigten sich mit ihnen, selbst von den Republikanischen gingen einige zu ihnen über. Die Vendéer griffen nun selbst die Städte an, die von Republikanern besetzt waren, und bemächtigten sich ihrer. Eine Niederlage, die sie (d. 16ten Mai 1793) bei Fontenay erlitten, hielt sie nicht ab, acht Tage nachher die Republikaner an eben diesem Orte anzugreifen. Sie erhielten einen vollständigen Sieg, der ihnen 40 Kanonen, viele Gewehre, Munition und eine nicht unbedeutende Kriegscasse verschaffte. Dieser Sieg gab der Insurrection eine Festigkeit, die sie vorher nicht gehabt hatte; man errichtete nun einen obersten Verwaltungsrath, der zu Chatillon seinen Sitz haben, und alle die Landesverwaltung betreffende Geschäfte leiten sollte. Die Hoffnung der Vendéer, daß auch in andern Departements ähnliche Insurrectionen zu Gunsten der alten Verfassung entstehen sollten, blieb jedoch unerfüllt. Bisher hatte der Nationalconvent zu Paris den Aufstand in der Vendée entweder für zu unbedeutend gehalten, oder nicht Kräfte genug gehabt, ihn beim ersten Ausbruche zu unterdrücken. Die Truppen, welche er den Insurgenten bisher entgegengestellt hatte, bestanden größtentheils aus Nationalgarden oder in der Eil zusammengerafften, wenig geübten Leuten. Der Convent wollte nun mehr Ernst brauchen, und schickte Truppen eiligst nach der Vendée; später wurde auch die Garnison der, am 22sten Juli durch Capitulation an die Deutschen übergegangnen, Festung Mainz dahin gesendet. Alle Anstalten wurden getroffen, die Insurgenten von allen Seiten einzuschließen, und zu Grunde zu richten. Aber ehe noch von den Republikanern alles bewerkstelliget werden konnte, errangen die Vendéer mehrere wichtige Vortheile. Sie nahmen am 24sten Juni Saumur weg, eroberten dabei eine beträchtliche Artillerie, viele Gewehre und Munition, machten mehrere tausend Gefangene, die sie größtentheils mit kahlgeschornen Köpfen entließen, und waren nun im Besitz eines wichtigen Postens, der ihnen den freien Uebergang über die Loire verschaffte. Bis dahin hatten die Vendéer ohne fremde Verbindung gehandelt; erst jetzt wurden ihnen entfernte Anträge von Seiten Englands

gemacht, aber eine thätige Unterstützung erfolgte noch nicht. Im September 1793 waren die Truppen der Republikaner versammelt, welche die Vendéer besiegen sollten. Vom 19ten bis 23sten September wurde an mehrern Orten gefochten; die wichtigste Affaire war bei Chollet. Die Vendéer waren überall Sieger, ob durch ihre Tapferkeit oder durch heimliches Einverständniß, ist jetzt noch dunkel. Die Gefechte waren mörderisch, der Gefangenen wurde jetzt weniger als vorher geschont; die republikanischen Truppen verübten da, wo sie die Oberhand hatten, die größten Grausamkeiten. Die Folgen des Siegs entsprachen den Erwartungen nicht; unter den Häuptern der Vendéer entstanden Uneinigkeiten; Charette sonderte sich mit seinem Haufen von den übrigen ab. Bald sahen die Vendéer sich von den Republikanern gedrängt, und ließen sich zu dem falschen Schritte verleiten, bei St. Florent (im October 1793) auf das rechte Ufer der Loire überzugehen, in der Erwartung, im ehemaligen Bretagne Unterstützung zu finden. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt, aber ihre Heimath wurde unterdessen von den Republikanern verwüstet. Durch viele einzelne mörderische Gefechte wurden die Vendéer, die, in der Hoffnung, von England aus Unterstützung zu erhalten, sich der Küste bis Avranches genähert hatten, zum Theil aufgerieben und genöthigt, den Rückzug über die Loire zu unternehmen. Aber auf diesem Rückzuge wurden die Flüchtlinge und die, welche als Verwundete oder Gefangene in die Hände der Republikaner fielen, von diesen ohne Schonung ermordet. Zwar erkauften die Republikaner ihre Siege theuer genug, aber die Lage der Vendéer war verzweiflungsvoll. Gegen Ende des Decembers 1793 kamen sie an die Loire zurück, aber der Uebergang über diesen Fluß war nicht mehr möglich; das Treffen bei Savenay (d. 24sten December) löste die Armee der Vendéer völlig auf. Dieser Feldzug war von beiden Seiten mit gränzenloser Wuth geführt worden. Aber noch schrecklicher war das Schicksal, das, nach jener Niederlage, die Vendéer und ihre unglücklichen Familien erfuhren. Sie wurden schaarenweise nach Nantes geschleppt, wo das Ungeheuer Carrier, dem die strengen Befehle des Nationalconvents noch zu milde, und die gewöhnlichen Hinrichtungen zu langsam schienen, sie in ganzen Haufen ersäufen ließ (noyades). Der Convent zu Paris hielt jetzt diesen Kampf für beendigt, aber er ruhte nur den Winter hindurch. Im Frühjahr 1794 sammelten sich unter le Roche Jaquelin (der aber bald im Gefechte blieb) und Stofflet neue Haufen von Insurgenten in der Vendée; Charette stand mit seinem Heere an der Küste. Zu gleicher Zeit zeigten sich auf dem rechten Ufer der Loire, in den Departements der Nordküste und Morbihan, die unter dem Namen der Chouans (s. d. Art.) bekannt gewordnen Insurgenten. Sie gaben zwar einen gleichen Zweck ihrer Bewaffnung, die Erhaltung der Religion, der Königswürde und des Adels, vor, aber sie machten nicht immer gemeinschaftliche Sache mit den Vendéern, und sind daher nicht mit ihnen zu verwechseln, sondern mehr als eine Abart derselben anzusehen. Die Vorfälle dieses erneuerten Kampfes waren zwar nicht so wichtig, als die vorhergehenden, aber die Hartnäckigkeit und Erbitterung, mit welcher er von den Insurgenten geführt wurde, brachte in der Folge den Nationalconvent zu der Ueberzeugung, daß es nicht rathsam sey, ihn durch die Gewalt der Waffen zu beendigen. Nach dem Sturze des Ty-

tannen Robespierre erließ der Convent am 2ten December 1794, auf Carnot's Vorschlag, einen Aufruf an die Insurgenten, in welchem diese bloß als Verirrte angesehen, zur ruhigen Rückkehr in ihre Heimath aufgefodert, und ihnen Verzeihung und völlige Vergessenheit alles Geschehenen feierlich zugesichert wurden. Im Februar 1795 fand zu Nantes eine Zusammenkunft zwischen den vom Nationalkonvent abgesendeten Deputirten und einigen Häuptern der Insurgenten, vorzüglich Charette, Statt. Man vereinigte sich über die Punkte, daß eine allgemeine Amnestie Statt finden, die Vendeer die französische Republik anerkennen, dafür aber ihnen ungestörte Ausübung der Religion, Befreiung vom Kriegsdienste und Entschädigung für erlittenen Verlust bewilliget werden sollten. Unter diesen Bedingungen nahmen zwei Häupter der Insurgenten, Charette und Sapineau den Frieden an. Später versöhnten sich auch der dritte Anführer der Insurgenten, Stofflet, und die Chouans mit den Republikanern. Die Ruhe war nur von kurzer Dauer. Die Landung einiger tausend französischer Emigrirten auf Quiberon (s. d. Art.) am 28sten Juni 1795, die von den Engländern unterstützt wurde, gab den Vendeern neuen Muth, und sie griffen wieder zu den Waffen. Charette erklärte in einem Manifeste, daß die Republikaner den Frieden gebrochen hätten, und führte als einen Grund der Anklage wider sie den um diese Zeit erfolgten Tod des Sohnes Ludwigs XVI. an. Aber das Unternehmen der auf Quiberon gelandeten Emigrirten, von welchem man einen großen Erfolg gehofft hatte, wurde durch die Thätigkeit des republikanischen Generals Hoche in einem Tage (d. 21sten Juli) ganz zu Grunde gerichtet. Hoche setzte nun den Krieg in der Vendée, mit möglichster Schonung gegen die Einwohner, aber auch mit rastloser Thätigkeit in Verfolgung der Anführer der Insurgenten, fort. Einer der ersten derselben, Stofflet, wurde am 24sten Februar 1796 gefangen und am folgenden Tage zu Angers erschossen. Charette, der nur noch wenige Anhänger um sich versammeln konnte, irrte noch einige Zeit umher, ward aber auch, nachdem er im Gefechte verwundet worden war, am 23sten März gefangen und drei Tage nachher zu Nantes erschossen. Mit dem Tode dieses Hauptanführers hörte der dreijährige schreckliche Krieg in der Vendée auf; die noch übrigen wenigen Anführer der Insurgenten unterwarfen sich der Republik unbedingt. Ruhe und Ordnung wurden nach und nach in der Vendée wieder hergestellt, und die Regierung behandelte seitdem diesen Landstrich immer mit einer gewissen Schonung, aber doch nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Gesinnungen der Einwohner. Dieses Mißtrauen äußerte sich vorzüglich unter Napoleons Herrschaft; Einkerkerungen und Verbannungen royalistisch Gesinnter waren in der Vendée nicht ungewöhnlich. Aber eben da entstanden auch, als die Aussicht zu einer Veränderung der Regierung sich zeigte, sogleich Bewegungen zu Gunsten der Bourbons. Daß seitdem diese Familie wieder den französischen Thron bestiegen, nach öffentlichen Blättern, neue Bewegungen in der Vendée entstanden, davon ist sowohl die Veranlassung, als der Erfolg noch unbekannt (s. auch Posselts Annalen Jahrg. 1796, St. 3. 4. 7.).

Vendome, ein berühmter Name in der französischen Geschichte. Die Vendome waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs

IV. und seiner bekannten Geliebten, der schönen Gabrielle d'Estrées, die ihm zwei Söhne, Cäsar und Alexander Vendome, gebar. Unter den Nachkommen derselben hat sich Ludwig, Herzog von Vendome als Feldherr unter Ludwig XIV. vorzüglich ausgezeichnet. Er war 1654 geboren, machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, erhielt dann das Commando einer französischen Armee in Spanien, und nahm 1697 Barcelona ein. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs wurde ihm, nachdem der sorglose Marschall Villeroi (1702) in Cremona gefangen worden war, das Commando der französischen Armee in Italien übergeben. Hier lieferte er bei Luzzara im Mantuanischen (den 15ten August 1702) dem Prinzen Eugen ein Treffen, das zwar nicht viel entschied, doch konnte Vendome es wagen, im Frühjahr 1703 durch Tyrol in Deutschland einzudringen, um sich mit Bayern zu vereinigen. Er drang bis Trient vor, aber der weitere Versuch wurde durch den tapfern Widerstand der Tyroler vereitelt. Vendome entwaffnete hierauf die Truppen des Herzogs von Savoyen, der sich kürzlich wider Frankreich erklärt hatte, nahm verschiedene Festungen desselben ein, und belagerte zuletzt Turin. Aber er wurde von da abgerufen, um die Fehler, die Villeroi in den Niederlanden begangen, und wodurch er der französischen Armee die Niederlage bei Ramilliers zugezogen hatte, wieder gut zu machen. Vendome konnte hier anfangs nichts weiter thun, als daß er durch meisterhafte Märsche die weitern Unternehmungen des Herzogs von Marlborough vereitelte. Im Jahr 1708 nahm er Gent, Brügge und andere Oerter in Flandern und Brabant ein. Aber nun wurde ihm der Herzog von Bourgogne im Commando vorgesetzt, und die Uneinigkeit zwischen beiden veranlaßte die Niederlage der Franzosen bei Oudenarde (den 11ten Juli 1708), die nicht erfolgt seyn würde, wenn Vendome's klügerer Rath befolgt worden wäre. Die bekannte Maintenon hatte zu viel Einfluß auf Ludwig XIV. besonders in Besetzung der Stellen. Daher wurden die geschicktesten und erfahrensten Generale, wenn sie das Unglück hatten, ihr zu mißfallen, nur im höchsten Nothfalle herbeigerufen, um die begangnen Fehler zu verbessern, aber auch bald wieder zurückgesetzt, um ihren Günstlingen Platz zu machen. In diesem Falle befand sich auch Vendome. Er wurde jetzt wieder von der Armee abgerufen, und blieb zwei Jahre lang unthätig. Als aber in Spanien die Angelegenheiten Philipps V. sich immer mehr verschlimmerten, baten die Spanier Ludwig XIV. um Vendome. Seine Ankunft in Spanien belebte die Nation mit neuem Muthe; er hatte bald eine Armee und Geld beisammen, und benutzte den allgemeinen Eifer sehr gut. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, schlug (den 9ten December 1710) den österreichischen General Stahremberg bei Villaviciosa, und alle Eroberungen, welche die Alliirten in diesem Feldzuge in Spanien gemacht hatten, gingen durch dieses einzige Treffen wieder verloren. Nachdem Vendome das Glück Philipps V. völlig wieder hergestellt hatte, starb er (1712) an einer Krankheit. — Philipp, Herzog von Vendome, Großprior des Malteserordens in Frankreich, Bruder des Vorigen, geboren 1655, zeichnete sich ebenfalls im Kriege aus, und machte, vom Jahre 1672 an, die Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien mit. Im spanischen Successionskriege erhielt er, nach der Schlacht bei Cassano

(1708) seine Entlassung, und lebte dann einige Jahre in Rom. Als er (1710) durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde er aus einer sonderbaren Veranlassung gefangen genommen. Thomas Maßner, Rathsherr zur Chur, dessen Unternehmungen in der Geschichte der Schweizer unter dem Namen der Maßnerischen Händel bekannt sind, hatte sich laut für die österreichische Partei erklärt. Sein zu Gent studirender sechzehnjähriger Sohn wurde deßwegen auf einer Lustreise von den Franzosen verhaftet und nach Frankreich geführt. Da der Vater die Befreiung des Sohnes nicht erhalten konnte, lauerte er dem Großprior Vendome auf der Durchreise durch das sarganser Land auf, nahm ihn gefangen und führte ihn auf österreichisches Gebiet nach Feldkirch. Erst im folgenden Jahre entließ er den Großprior wieder der Haft, der eine schriftliche Versicherung ausstellte, sich für des jungen Maßner's Befreiung zu verwenden, die aber erst 1714 auf Verwendung des österreichischen Hofes erfolgte. Vendome starb zu Paris 1724.

Venedig, Venezia. Bei dem Andrange der Barbaren auf das römische Reich, welcher besonders den obern Theil Italiens, der schon damals Venetien hieß, traf, flüchteten viele der ärmern Bewohner auf die Lagunen-inseln des adriatischen Meeres, wo sie ein ungestörtes Asyl fanden. Hauptsächlich geschah dies bei dem Einfalle des wilden Attila 452 und der Longobarden 568. Diese Auswanderer stifteten hier bald ein kleines Gemeinwesen, das anfangs einen ganz demokratischen Anstrich hatte; erst 697 wählten die Inseln ihren ersten Dux oder Doge in der Person des Paolucci Anafesto. Damals war zu Traclea der Sitz der Regierung, 40 Jahre später wurde es Malamocco und endlich 737 Rialto, wo in kurzem eine volkreiche Stadt aus dem Meere aufstieg. Dies war das heutige Venedig, das sich bald durch Handel und Schifffahrt hervorthat und die Herrschaft auf dem adriatischen Meere an sich riß. Große Privilegien, die sie theils von Rom, theils von Constantinopel aus erhielt, waren ihrer Freiheit und ihrem Emporkommen günstig; bald begnügte sich die Stadt nicht mehr mit dem Besitze der Lagunen-inseln und des umher belegenen Landes, sondern machte selbst in der Ferne, in Istrien und Dalmatien, Eroberungen. Doch bei diesem Anwuchse des jungen Staats verschwand allmählig Form und Geist der alten Demokratie, und der Aristokratismus trat an ihre Stelle, der sich nach und nach die ganze Macht in die Hände zu spielen und den Dogen zu einem bloßen Schattenbilde herabzusetzen verstand. Venedig gewann in diesen Zeiten durch die Kreuzzüge ungemein, und wurde nicht allein die reichste, sondern auch die mächtigste Stadt der Lombardei, in welcher die Schätze des ganzen Orients zusammenflossen. Nach der Ermordung des Doge Michiele 1172 wurde zwar eine Veränderung in der Verfassung getroffen, aber doch das Wesentliche derselben nicht abgeändert, und die Demokraten behielten noch immer Einfluß, der Doge einige Macht. Der 1202 unternommene Kreuzzug der Venetianer und Franzosen endigte sich, abenteuerlich genug, mit der Eroberung von Constantinopel und gab den Venetianern Candia, mehrere archipelagische und ionische Inseln; aber nach der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums 1261 zog sich der ostindische Handelsweg von Constantinopel nach Alexandrien. 1297 erfolgte die letztere entscheidende Staatsrevolution, welche den Erb-

aristokratismus in Venedig völlig stürzte, und nur den Familien, die im goldenen Buche gelesen waren, die Regierung überließ. Jetzt breitete die Republik ihre Besitzungen auf dem festen Lande immer weiter aus, besonders nachdem das rivalisirende Genua im dem Kampfe um die Oberherrschaft der Lombardei 1381 unterlegen hatte: Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden seit 1402, Friaul seit 1420 und Brescia, Bergamo und Crema 1428 Bestandtheile des venetianischen Gebiets. Die Macht Venedigs war auf das höchste gestiegen, aber nun traten auf einmal Umstände ein, die keine menschliche Klugheit abzuwenden vermochte. Der Weg nach Ostindien wurde 1498 entdeckt und der ostindische Handel verlor sich zu Alexandrien ganz; die Osmanen waren Herren von Constantinopel geworden, und ihre Macht drückte alles vor sich her zu Boden; die Venetianer verloren nach und nach an diese fürchterlichen Feinde, was sie im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Der schreckliche Sturm, womit die Ligue von Cambrai 1508 gedroht hatte, war zwar glücklich und mit wenigem Verluste abgewendet, doch hatte dieser Krieg so große Anstrengungen verursacht, daß die Macht der Republik auf lange Zeit geschwächt war. Die Osmanen entrissen ihnen Cypern und Kandia, und der Besitz des eroberten Morea war nur vorübergehend und mußte im passarowitzer Frieden wieder aufgegeben werden; doch vertheidigten sie und behielten Corfu und Dalmatien. Von dieser Zeit an 1718 nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil, und begnügte sich bloß, ihre veraltete Constitution zu bewahren und ihr Gebiet, das noch fast 3 Millionen Unterthanen zählte, zu behaupten. Das gelang ihr auch bis 1797, wo sie sich gezwungen sah, an dem Kampfe zwischen Oesterreich und Frankreich Theil zu nehmen. Ein allgemeiner Aufstand des Volks erfolgte in dem Augenblicke, wo der siegende Feldherr Buonaparte in Steyermark eingedrungen war, die Franzosen wurden in den Rücken genommen, aber leider schloß Oesterreich zu voreilig die Präliminarien zu Leoben ab, und die Existenz der Republik war vernichtet. Es half nun nicht mehr, daß, um die Sieger zu beschwichtigen, schnell die alte aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde: Venedig war einmal zum Opfer bestimmt. Durch den Frieden von Campo Formio wurde das ganze Gebiet diesseit der Etsch mit Dalmatien und Cattaro an Oesterreich, das jenseit der Etsch aber an das Königreich Italien gegeben, welchem 1805 auch das Oesterreichische Venedig und Dalmatien, jedoch ohne die Inseln der Levante zufiel. Doch mach. Venedig mit seinem Gebiete gegenwärtig von neuem einen integrirenden Bestandtheil des österreichischen Königreichs Lombardei-Venedig aus, und ist unter die Gouvernements Mailand und Venedig vertheilt, Istrien aber, nebst einigen Inseln des Quanero zu dem Küstenlande des Gouvernements Triest, und Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln zum Gouvernement Dalmatien geschlagen. Das eigentliche Gouvernement Venedig, ein Theil des Königreichs Lombardei-Venedig, ist gegenwärtig 458½ Q. Meilen groß, zählt 1,930,696 meistens italienische und catholische Bewohner und wird in 8 Delegationen, Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Friaul, Treviso, Belluno und Rovigo, abgetheilt.

Venedig, Venezia, die österreichische Hauptstadt des

Gouvernements Venedig, einst zu den Zeiten seines höchsten Flors die Königin der Meere, und noch jetzt eine der merkwürdigsten Städte Europens und der ganzen Erdkugel. Venedig ist eine Stadt von 72 Inseln, die ganz nahe beisammen liegen, und wovon immer 4 durch schmale Canäle, statt der Gassen, mit Schiffen, wie die Deutschen und Staatswagen, schwarze Gondeln genannt, einzig auf dieser Erde. Die Inseln, woraus die Stadt erbaut ist, sind, nach Einigen 90, nach Andern 72 seyn sollen, werden durch die Lagunen, einen seichten breiten und flachten Meeresarm, von dem festen Lande getrennt und sind mit einander durch 450 Brücken, worunter die prächtige Brücke Rialto sich auszeichnet, verbunden. Die Häuser, worunter sich viele Paläste und prächtige Kirchen, die zum Theil mit kostbaren Denkmälern, zum Theil mit den herrlichsten Gemälden der venetianischen Schule prangen, erheben, sind meistens auf Pfählen gebaut und haben fast sämmtlich mit der Hauptseite gegen die Canäle gekehrt, die sich zu breiten und langen Gassen öffnen, dagegen die eigentlichen Straßen kaum für 2 neben einander gehende Fußgänger gangbar sind. Es gibt zwar 44 öffentliche Plätze, aber, bloß den Marcusplatz ausgenommen, verdient nicht einer diesen Namen. Der Marcusplatz besteht eigentlich aus zwei, einen Winkelhaken bildenden Plätzen, und ist ringsumher mit Arkaden umgeben. Auf diesem Platze steht die St. Markuskirche, ein altes gothisches, geschmackloses, aber im Innern reich ausgeschmücktes Gebäude, worin die heilige Sage den Körper des Evangelisten Markus ruhen läßt. Vor derselben sind die antiken Pferde, die einst zu Constantinopel und neuerdings zu Paris standen, von neuem aufgestellt. Der vormalige herzogliche Palast, worin jetzt das österreichische Gouvernement seinen Sitz hat, ist ebenfalls von alter gothischer Bauart; in demselben zeigt man auch die berühmten Staatsgefängnisse oder Bleidächer, aber der ebenfalls berüchtigte Löwenrachen existirt längst nicht mehr. Uebrigens ist der Markusplatz, den zwei hohe Säulen schmücken, das Palais royal der Venetianer, zugleich die einzige Promenade, der Sammelplatz der Fremden, der Abenteurer und Gaukler, so wie der Mittelpunkt der Carnevalslustbarkeiten. Das Arsenal oder Zeughaus ist gleichfalls eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs, und steht im Sestiere di castello; es bildet eine mit hohen Mauern und Thürmen umgebene Insel, die einen Umfang von 1 Meile hat; in demselben findet man alles, was zu der Ausrüstung einer Flotte gehört, sehr gute Docken, reiche Magazine, Tau- und Segeltuchfabriken, Stückgießereien und Schmieden. Kirchen, Klöster und Capellen waren sonst in Menge vorhanden, doch sind die Pfarrkirchen bis auf die Patriarchal- und 29 andere catholische Kirchen eingeschränkt. Außerdem besitzen hier Unirte, Armenier und Minoritenkirchen und die Juden 7 Synagogen. Unter den nützlichen Stiftungen sind merkwürdig das Conservatorio di Pieta, worin mehrere hundert Mädchen in weiblichen Arbeiten und in der Musik Unterricht erhalten. In dieser Stiftung werden die künstlichen Wachsblumen, die ganz Europa bewundert, verfertigt. Dann das Conservatorium der Musik mit einem Pensionate für 24 Zöglinge, das von jeher treffliche Künstler zog; die kaiserlich königliche Bibliothek, die Akademie der schönen Künste, die Schifffahrtsschule, das Convictlyceum u. a. Die Zahl der Häuser wird auf 15,000 an-

gegeben, aber der Einwohner waren 1810 nicht mehr als 116,340, worunter gegen 20,000 Bettler. Die vorzüglichsten Manufacturen bestehen in Tuch, in Gold und Silberstoffen, in Masken, Golddraht und andern Goldarbeiten, Seife, Wachs, Theriak und chemischen Producten; in Glas war Venedig vormals die Lehrerin von Europa, aber das, was jetzt an Spiegeln und größern Glasarbeiten verfertigt wird, übertrifft Böhmen weit, und bloß die Teleskope, Brillen und Perlen genießen einer verdienten Achtung. Im Ganzen ist die Fabrication der Inselstadt außerordentlich gesunken, noch mehr aber der Handel, wenn Venedig gleich noch immer ein Hauptmarktplatz für Italien bleibt, und jährlich 3 bis 4000 Fahrzeuge in seinen Hafen aufnimmt. Dieser ist sicher und geräumig, aber die Einfuhr wird in sehr durch die Untiefe der Canäle und den sich immer verändernden Sand erschwert. Zu Venedig gehören und machen gewissermaßen seine Vorstädte aus: die Inseln Giudecca, St. Giorgio, St. Helena, St. Erasmo, il Lido di Malamocco, Michele und Murano; sie werden meistens von Künstlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt, auf denselben auch vorzügliches Gemüse gezogen. Sonst hatte Venedig so wenig Festungswerke als Garnison, und war bloß durch seine Lage fest; jetzt sind nach der Landseite zu Festungswerke angelegt und eine starke Garnison vertheidigt den Platz, die aber, so viel wenigstens Deutsche und Ungarn betrifft, hier eine sehr unangenehme Existenz genießt. Ueberhaupt ist das gesellige Leben, das hier von jeher finster und todt einherschlich, jetzt ganz verödet und erhält nur während des rauschenden Carnevals einige lichte Augenblicke. Die Theater sind schön, aber die Kunst ist sehr gesunken.

Venerabile (lat.), das Hochwürdige, heißt bei den Catholiken die geweihte Hostie, welche in einem eignen Behältnisse — **Monstranz** — während des Gottesdienstes oder auch zu gewissen heiligen Zeiten, auf dem Altare zur öffentlichen Anbetung ausgestellt, und in den Ländern, wo die catholische Religion herrschend ist, bei feierlichen Prozessionen oder wenn ein Sterbender die Communion empfangen soll, von einem Priester öffentlich herumgetragen wird. Die übrige Zeit hindurch wird diese Hostie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (s. d. Art.) verwahrt, und die ewige Lampe dabei stets brennend unterhalten. In Ländern, wo die catholische Religion nicht herrschend ist, trägt der Geistliche, der dem Sterbenden die Communion reichen soll, die geweihte Hostie in einer Kapsel auf der Brust.

Venerische Krankheit. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfange des sechzehnten zeigte sich fast gleichzeitig in Europa eine vorher fast ganz unbekannte Krankheit, die durch ihre schnelle Verbreitung, durch die schrecklichen sie bezeichnenden Zufälle, durch ihre leichte Mittheilung und große Ansteckungsfähigkeit, durch die Kraftlosigkeit aller dagegen angewandten Mittel den Aerzten ein Räthsel, den übrigen Menschen ein Schrecken war, und über deren Ursprung noch bis jetzt nichts bestimmtes ausgemacht ist, und auch wohl darum nicht ausgemacht werden wird, weil die Aerzte damals im Allgemeinen zu ungebildet waren, um auf den Ursprung einer innern Krankheit zu sehen, die sie mit aller ihrer Kunst nur selten vollkommen heilen konnten. Bis auf die neuern Forschungen glaubte man ziemlich allgemein, das Uebel sey durch die Flottille des Columbus aus Amerika nach Europa

gebracht worden. Allein durch die genauste Prüfung der Kritik ergibt sich das Unrichtige dieser Ansicht, so bald sie so nackt hingestellt wird. Der erste Schriftsteller, der darauf hindeutete, war ein Nürnberger Arzt, Ledyh. Schmauß 1518 3 er stützte seine Meinung auf das inzwischen bekannt gewordene, aus Amerika zugeführte Guajakholz, das als ein gutes Heilmittel bekannt wurde, und woraus er den Schluß zog, daß die Krankheit, gegen die es nütze, nothwendig da seyn müsse, wo sich das Mittel fand, indem immer in der Natur das Gegengift beim Gift liege. Ein Satz, der vor der historischen Kritik unmöglich besteht, den man aber von mehrern andern gleichzeitigen italienischen und spanischen Schriftstellern wiederholt findet. Am meisten gewann diese Meinung besonders durch das Zeugniß vom Sohne des Columbus, vom Nachfolger desselben, Oviedo; allein der erstere spricht nur von einer grindartigen Krankheit, die in Domingo herrschend seyn soll, der andere aber, ein Tyrann, wie fast alle damaligen Spanier, hat seine Freude daran, diese als das geübte Volk Gottes, die Amerikaner als verworfene Philister vorzustellen, und wenn man alles sorgfältig vergleicht, so ergibt sich nur, daß die ganze Mannschaft der columbischen Escadre eine ansteckende Krankheit mitbrachte, die den größten Theil aufrieb, und sich auch denen mittheilte, welche mit ihr Umgang hatten, die aber in nichts ändern, als der unvollkommenen Sorge für ihre Gesundheit, und den damals ungewöhnlich großen Beschwerlichkeiten einer Seereise zu suchen war, und in keinem Falle die Lustseuche seyn möchte, indem diese fast im nämlichen Augenblicke, im Sommer 1493, im südlichen Frankreich, in der Lombardei, wie im nördlichen Deutschland war, und Columbus Flotte erst im April zu Sevilla landete, so daß sie von da aus unmöglich so weit verbreitet, und in einem, bis zwei Monaten verführt seyn konnte. Andere, von diesen Gründen überzeugt, suchten daher den Ursprung der Krankheit in der Vertreibung der Marranen (heimlichen Juden) aus Spanien, deren zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen den Jahren 1485 bis 1493 viele hunderttausende verjagt, und in alle Länder Europens zerstreut wurden. Viele tausend dieser Unglücklichen starben auf der Seereise, nach Italien, Griechenland ꝛc. an der Pest; andere Tausende litten am Aussatz, und sie brachten allerdings Krankheit und Elend mit, wo sie, geächtet und verfolgt, hinkamen, die Barbarei der Zeit und der Christen zu rächen. Aber daß gerade diese Krankheitsform bei ihnen begründet gewesen sey, kann um so weniger erwiesen werden, da Deutschland von dieser Einwanderung frei blieb, und sich die erstere doch 1493 gleichzeitig in Halle, Braunschweig, Mecklenburg ꝛc. zeigte. Was nun vollends die Meinung anbetrifft, daß immer venerische Krankheitszufälle obgewaltet hätten, so läuft dies auf ein Wortspiel hinaus, indem krankhafte Erscheinungen an den Zeugungstheilen, und die das Wesen der Lustseuche begründen durchaus zweierlei Dinge sind, besonders wenn man auf die schrecklichen Erscheinungen Rücksicht nimmt, die sie damals zeigte, und es bleibt daher immer am wahrscheinlichsten, daß die venerische Krankheit das Product einer damaligen epidemischen Constitution sey, die dem allgemein verbreiteten Aussatze diese neue Form gab, daher auch die alten Schriftsteller die venerische Krankheit viele Jahre lang mehr als eine fürchterliche Haut- und Knochenkrankheit, denn

als ein Heer einzelner Zufälle, mehr als eine Pest, denn als eine nur einzelne Menschen ergreifende Krankheit schildern. Die ganze Krankheitsconstitution war damals so pestartig, daß die Aerzte in allen Gestirnen den Grund davon suchten. Es konnte sich daher allerdings um so eher nach und nach daraus eine neue Krankheitsform bilden, da die politischen Verhältnisse die Völker damals ungemein zusammenmischten, Spanier und Franzosen und Deutsche Italien, und jene mit den Italienern Deutschland durchzogen, und die dem Scharbock nahe verwandte Krankheit der aus Amerika zurückgekehrten Matrosen wohl auch ihren Beitrag spenden konnte. — So viel ist gewiß, daß die Krankheit, die als Lustseuche alles in Schrecken setzte, damals tausendmal fürchterlicher war, als jetzt. Sie machte den Kranken zum Scheusal für seine Freunde, und stürzte ihn fast nothwendig in Verzweiflung, da kein Arzt zu helfen wußte, und seine Mittel fast so schrecklich wie die Zufälle waren. Weil die Ansteckung viel leichter Statt fand als jetzt, wo eine anhaltende Berührung der Haut in ihren dünnsten oder verletzten Stellen sie allein möglich macht, und die allgemein gewöhnlichen Freudenhäuser vollends das Ihrige dazu beitrugen, so war damit keineswegs der zweideutige Begriff verbunden, den man jetzt von einem daran Leidenden hegt, im Gegentheil blieb Hutten, der Jahre lang daran litt, und endlich erst durch das Guajak und seine kräftige Natur genas, immer in allgemeiner Achtung, und konnte seine Schrift darüber ohne Anstoß und Beleidigung einem der ersten geistlichen deutschen Fürsten widmen. Wie jede Krankheit allmählig in ihrer Wuth mit der Zeit nachläßt, so hat auch diese sich um so mehr gemindert, da die Aerzte seit Paracelsus besonders im Quecksilber, und seit Schwediauer in den Säuern die kräftigsten Mittel dagegen fanden, und allgemeines Leiden des Körpers ist daher jetzt nur Folge großer Vernachlässigung, nicht mehr in der Krankheit selbst nothwendig begründet. Fürchterlich bleibt sie jedoch immer, da sie 1. nicht allein die ganze Maschine mehr oder weniger zerrüttet, sondern auch 2. den Grund zu den hartnäckigsten Krankheiten anderer Art, besonders zur Gicht, Rheumatismus, Fehlern der Harnblase ꝛc. legt. *r.

Venezuela ist der Name einer Provinz und einer Stadt im spanischen Südamerika; gewöhnlich nennt man sie aber die Provinz Caracas, von dem Hauptorte dieses Namens. Venezuela, die Stadt, hat in Ansehung der Gegend viel Aehnlichkeit mit Venedig, erhielt deßwegen auch von den Spaniern, die (1499) zuerst da landeten, diesen Namen, und ist wie Venedig auf Inseln und Pfählen erbaut. Sie hat 10,000 Einwohner. Im J. 1528 verpfändete Carl V. diese Provinz an die Familie Welser in Augsburg, welche 300 deutsche Colonisten dahin schickte, die aber alle ihren Untergang da fanden. In dieser Provinz brach 1810 zuerst die Insurrection gegen das Mutterland aus, und der Kampf, den die Einwohner für Freiheit und Selbstständigkeit gegen die Spanier führen, — ein wahrer Vertilgungskrieg — dauert noch jetzt fort.

Ventil heißt im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dient, den Rückgang des Luftzugs aufzuhalten. In der Orgel nennt man daher Ventil jene Klappe, welche den Wind in den Windladen aufhält, damit er nicht zurückgeht. In Wasserbauten oder bei Brunnen nennt man Ventil jene Klappe, die durch Verdünnung der Luft gehoben wird, und so einen Wasserstrom durch

läßt, aber, von der Schwere dieses Stromes wieder zugedrückt, den Rückgang ihm versperrt.

Ventilator ist eine Vorrichtung, durch welche aus eingeschlossenen Räumen, z. B. aus Zimmern, Hospitälern, Schiffen ꝛc., die verdorbene Luft hinweggeschafft und frische hineingebracht wird. Schon 1711 hatte der zellerfeldische Maschinendirector, Joh. Justus Bartels, der 1721 starb, eine solche Maschine angegeben; allein der Engländer Stephan Hales gerieth 1741 auf denselben Gedanken, und verschaffte auch seiner Erfindung allgemeinen Eingang. Zu der nämlichen Zeit kündigte auch der schwedische Ingenieurcapitain Martin Triewald der London-Societät die Erfindung einer Maschine an, die Luft auf den Schiffen zu erneuern. Diesen folgte dann mehrere Mechaniker, die sich die Vervollkommnung der Ventilatoren zum Ziele nahmen. — In Zimmern hat man oben in den Fenstern sogenannte Radventilatoren, durch welche ebenfalls reine Luft in die Zimmer gebracht wird.

Venus (Astron.), ein Planet unsers Sonnensystems, der ein vorzüglich schönes Licht hat, und der prächtigste Stern am Himmel ist. So lebhaft auch sein Licht ist, so ist es doch nicht funkelnd, oder zitternd. Wenn er im Frühjahre und im Herbste seinen größten Abstand von der Sonne erreicht hat, dann zeigt er sich in seinem vollen Glanze. Er bewegt sich innerhalb der Erdbahn um die Sonne, und ist dieser anderthalbmal näher, als es die Erde ist. Sein Körper ist größer als unser Erdkörper. Durch Ferngläser beobachtet, zeigt die Venus große blasse Flecken — eine deutliche Anzeige von einer Atmosphäre, und von Bergen und Thälern in derselben. Dies ist besonders zu der Zeit beobachtet worden, als die Venus, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, durch die Sonne, oder eigentlicher zu reden, vor der Sonne vorüberging. Dieser sogenannte Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher darin besteht, daß die Venus zwischen der Sonnenscheibe und unserer Erde vorübergeht, und alsdann wie ein schwarzer Fleck auf der Sonnenscheibe erscheint, hat sich am 6ten Juni 1761 und am 3ten Juni 1769 ereignet, und wird im Jahre 1874 wieder beobachtet werden können. Nach einer schon sehr alten Benennung heißt die Venus, wenn sie früh vor der Sonne hergeht, der Morgenstern, und wenn sie ihr Abends folgt, der Abendstern.

Venus (Mythol.), war bei den Römern die Göttin der Liebe; bei den Griechen hieß sie Aphrodite. Die Fabeldichter erwähnen eigentlich einer ältern und einer jüngern Venus, aber die Begebenheiten beider werden von ihnen auch oft einer und derselben zugeschrieben. Von eben diesen Begebenheiten und von dem Orten, wo Venus als Göttin verehrt wurde, hat man ihr verschiedene Beinamen beigelegt. Die ältere Venus war eine Tochter des Uranus; man nennt sie deßwegen, und weil sie die reinste, auf nichts Körperliches abzielende Liebe anzeigen soll, Venus Urania, die himmlische, und unterscheidet sie von der jüngern Venus, oder der irdischen Liebe, die eine Tochter des Jupiter und der Dione gewesen seyn soll. Nach einer andern Fabel entstand sie aus dem Schaume des Meeres; man nannte sie deßwegen Anadyomene, stellt sie bisweilen mit einem meergrünen Schleier vor, und schreibt ihr eine große Macht über das Meer zu; auch riefen die Seeleute sie um glückliche Schiffahrt an. Ihr war der Myrthenbaum ge-

heiligt, weil sie sich hinter einen solchen verbarg, als sie aus dem Meere nackend am Gestade der Insel Cythera ausstieg. Auf dieser Insel des candischen Meeres (jetzt Cerigo) wurde sie besonders verehrt, und hieß deßwegen Cythere, so wie sie aus gleichen Ursachen die Beinamen Cypris, Gnidia, Paphia, Idalia u. s. w. erhielt. Sie wird als das höchste Ideal weiblicher Schönheit abgebildet, theils gar nicht, theils nur leicht bekleidet. Schwäne, Tauben, auch wohl Sperlinge ziehen ihren Wagen. Ihr Sohn, Amor oder Cupido, ist gewöhnlich bei ihr, bisweilen sind auch die Grazien in ihrem Gefolge. Mit ihrem eigentlichen Gemahle, Vulcan, hatte sie keine Kinder, wohl aber gebar sie deren viele von andern Göttern, als vom Mars, Bacchus, Mercur u. A., mit denen sie vertrauten Umgang hatte. Die bekanntesten ihrer Kinder sind: Amor oder Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe), Hymen, Hermaphrodit, Aeneas. Sie hatte auch Umgang mit Sterblichen, und liebte unter diesen vorzüglich den schönen Adonis (s. d. Art.). Als die Göttin der Zwietracht (Eris) einen Apfel mit der Ueberschrift: der Schönsten, in den Versammlungssaal der Götter geworfen hatte, und Jupiter den Streit der Göttinnen darüber nicht entscheiden wollte, sprach Paris den Apfel der Venus, als der Schönsten, zu. Die schönste Vorstellung der Venus, die uns von den großen Künstlern des Alterthums übrig geblieben, ist die berühmte mediceische Venus von weißem Marmor in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Vera Cruz Nueva, eine Handelsstadt im Königreiche Neuspanien oder Mexico in Amerika, am mexicanischen Meerbusen. Cortez baute an dem Orte, wo er am 21sten April 1519 landete, eine Stadt und nannte sie Vera Cruz. Die unbequeme und unsichere Lage dieser Stadt machte, daß man in der Folge in einer Entfernung von einigen Meilen an derselben Küste eine neue Stadt baute; jene heißt nun Alt-, diese Neu-Vera Cruz. Diese letztere, 72 Stunden von der Hauptstadt Mexico entfernt, hat eine ungünstige Lage zwischen einer Sandebene und ungesunden Morästen; Sie hat 16,000 Einwohner, die größtentheils nur des Handels wegen hier bleiben, ist gut gebaut, hat aber bloß hölzerne Häuser. Der Hafen ist klein, kann höchstens einige 30 Schiffe aufnehmen und ist gegen die Winde nicht gehörig geschützt. Aber dieser Hafen ist der einzige im mexicanischen Meerbusen, wohin die für Mexico bestimmten europäischen Waaren gebracht werden können. Von Zeit zu Zeit gehen Kauffarteischiffe aus Cädiz mit Ladungen von Wein, Oel, Tüchern, Leinwand, seidenen Zeuchen u. dgl. nach Vera Cruz, wo diese Waaren ausgeschifft und auf die Messe nach Halapa, das 12 Stunden davon entfernt liegt, gebracht werden. Die Zahlung für die europäischen Waaren besteht außer dem baaren Gelde in Cochenille, Häuten, Campechehoz, Vanille und andern Producten Mexico's, welche die spanischen Schiffe als Rückfracht einnehmen. Da die Insurrection, welche im spanischen America seit 1810 begonnen, sich auch in das Königreich Mexico verbreitete, so wurde dadurch die einzige Communication von Mexico nach Europa über Vera Cruz eine Zeit lang unterbrochen.

Verbannung, jedes Entfernen oder Ausstoßen eines Menschen aus einem Verbande, insbesondere aber das als Strafe ausgesprochene Ausstoßen aus dem Vaterlande (Landesverweisung). Diese Art der Bestrafung ist so naturgemäß, daß sie schon in den

ersten Menschenvereinen in Ausübung gebracht werden mußte; wirklich finden wir sie auch bei allen alten Völkern. Die Strafe war um so grösser und härter, je mehr alle Nachbarvölker (Barbaren) wirklich roh und barbarisch waren, je weniger gleichmäßige Bildung vorhanden und cosmopolitischer Lebensverkehr eingeführt war. Daher Verbannung wirklich als die schmerzlichste Strafe erschien, wie so manche Scenen aus der Geschichte der Alten uns es beweisen. Doch nicht nur begangener Verbrechen wegen verhing man die Verbannung (Exil), sondern auch zuweilen aus Vorsicht. (S. d. Art. Exil.) — In der neuern Zeit bestraft man nur selten mehr mit Verbannung, Staatsverbrecher etwa ausgenommen, deren Gegenwart man im Vaterlande für gefährlich hält, ohne ihnen vielleicht das Verbrechen hinlänglich nachweisen zu können. Häufiger ist die Deportation der Verbrecher; so sandte Frankreich die seinigen nach Cayenne, England nach der Botany-Bay, Rußland nach Sibirien u. s. w. (S. d. Art. Deportation.)

Verbindlichkeit ist die Nothwendigkeit einer Handlung, von der Moral oder dem Gesetze geboten. Die Vielartigkeit der Lebensverhältnisse des Menschen macht dieselben eben so vielartig, und bewirkt sogar oft eine Collision derselben, d. h. einen Kampf zwischen zwei Verbindlichkeiten, wovon eine vernachlässigt werden muß, um die andere zu erfüllen. Man spricht in dieser Beziehung von vollkommnen und unvollkommnen Verbindlichkeiten, d. h. solchen, die in keinem Collisionsfalle aufhören und solchen, die aufhören können; allein es gibt kaum eine Verbindlichkeit, die nicht durch Umstände verdrängt werden könnte. Erhaltung unsers Lebens ist unstreitig eine unserer ersten Verbindlichkeiten; allein doch ist die Verbindlichkeit, es für die Rettung des Vaterlandes, der Wahrheit u. s. w. zu opfern, überwiegend. Man theilt die Verbindlichkeiten in äußere und innere, d. h. solche, die, oder vielmehr deren Erfüllung von jedem eben so gut erkannt werden können, als von dem, welchem sie obliegen, und in solche, die nur von dem allein erkannt werden, der sie zu erfüllen hat; hier kann eigentlich nur von den erstern die Rede seyn, da die letztern als Pflichten schon behandelt sind. (S. d. Art. Pflicht.) — Die Verbindlichkeiten können entweder schon im Naturrechte begründet, oder durch die positiven Gesetze auferlegt seyn. Die Verbindlichkeit, jemanden jene Dienste zu leisten, für die und um derentwillen er uns bezahlt, ist allerdings schon im Naturrecht begründet; nicht aber die durch positive Gesetze aufgelegte Verbindlichkeit, das Accisbase am Thore anzuzeigen. Die Gesetzgebung theilt die Verbindlichkeiten nach den Folgen, die sie nach sich ziehen, d. h. nach dem Zwang, der die Erfüllung derselben herbeiführen kann, in verworfene, d. i. solche, auf deren Erfüllung nicht geklagt werden kann, und in wirksame, d. i. solche, zu deren Erfüllung die Gesetze durch Zwang nöthigen, wenn geklagt wird. Eine nicht minder wichtige Eintheilung ist die in persönliche Verbindlichkeiten (obligationes personales) und in dingliche (obligationes reales), d. h. in solche, zu der die Person als solche verpflichtet ist, z. B. Verbindlichkeiten, die aus einem Ehecontracte für die Personen entspringen, oder aus Amtsverhältnissen u. s. f., und in solche, die jemanden wegen des Besitzes einer Sache obliegen, aus dem Grunde, weil einem Andern an dieser Sache ein Recht zuständig ist, das gegen jeden Besitzer dieser

Sache geltend gemacht werden kann, z. B. Verbindlichkeiten, die auf Kauf-, Miethscontracten u. dgl. beruhen. (S. auch den Art. Kldgen.)

Verbindungen, geheime, s. d. Art. Orden.

Verbrechen, s. d. Art. Criminal.

Verbrennen, einen Körper durch Feuer zersetzen. Die Physik war über den Prozeß des Verbrennens lange im Dunkeln, bis endlich Priestley's Untersuchungen über die Gasarten die Nachforschenden auf die rechte Spur leiteten. Nach Lavoisier, dessen Vorstellungsart die antiphlogistische genannt wird, wird der Prozeß des Verbrennens so erklärt: Wenn ein brennbarer Körper verbrennen soll, so muß er auf irgend eine Art entzündet, d. h. es muß ihm eine hinreichende Menge freien Wärmestoffs mitgetheilt werden, es geschehe dies nun entweder durch Daranhaltung eines wirklich brennenden Körpers, oder durch Selbstentzündung, wie z. B. in Gährungen, oder durch Reibung ꝛc. Ist diese erste Veranlassung zum Verbrennen einmal gegeben, und hat die freie Luft hinlänglichen Zutritt, so dauert, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die Verbrennung so lange fort, als noch brennbare Theile in dem angezündeten Körper vorhanden, das heißt bis alle Bestandtheile desselben völlig zersetzt sind. Während des Verbrennens entwickelt sich oder entbindet sich eine Menge bisher gebundenen Wärmestoffs. Bei dem Verbrennen der Körper merkt man eine beträchtliche Verschiedenheit; manche glühen bloß, andere dampfen fast nur, noch andere verbrennen mit einer Flamme, die aber in Rauch oder Dampf eingehüllt ist. Diese Verschiedenheit beruht auf den mannichfaltigen Bestandtheilen der Körper, oder auf der Mischung und dem Verhältnisse derselben. Je stärker der Zufluß der Luft und je reiner diese ist, desto schneller geht das Verbrennen vor sich; im luftleeren Raume erlischt das Feuer sogleich. — Das Verbrennen, als letzte Auflösung des menschlichen Körpers, war schon bei den ältesten Völkern Sitte und ist es noch bei vielen außereuropäischen.

Verbum (lat.), ein Wort, in der Sprache der Grammatiker ein Zeitwort, ein Wort, das entweder eine Handlung oder einen Zustand ausdrückt, z. B. gehen, reden, schlafen, wachen; oder auch ein Wort, das ein Seyn, Thun oder Leiden anzeigt (verbum activum, passivum etc.). Ein Hülfswort (verbum auxiliare) dessen Hülfe einem jeden Zeitworte nöthig ist, um gewisse Veränderungen zu machen, z. B. seyn, haben. Die verschiedenen Veränderungen und Endungen eines Zeitworts — die nach der Art, wie man das Thun oder das Seyn ausdrückt (modus) nach der Zeit (gegenwärtige, vergangene, zukünftige) und nach den Personen, denen die Handlung oder der Zustand zugeschrieben wird, verschieden sind — angeben, heißt conjugiren.

Verdauung ist der erste Act in dem Prozesse der Ernährung des thierischen Körpers, wodurch die aufgenommenen Nahrungsmittel aufgelöst und die zur Ernährung tauglichen Stoffe von den dazu untauglichen abgeschieden werden. Die dazu erfoderlichen Theile des Körpers sind sowohl die eigenthümlich dazu gehörigen Verdauungsorgane, als auch Hülfsorgane. Die erstern machen den ganzen Darmcanal aus, und bestehen aus dem Magen, dem Duodenum, den dünnen und den dicken Därmen. Zur zweiten Classe gehören die Leber, das Pankreas und die Milz. Der erste

Vorgang bei der Verdauung ist die Auflösung der Nahrungsstoffe. Wenn die Speisen, durch das Kauen gehörig vorbereitet, in dem Magen angelangt sind, werden sie vermittelst der Bewegung des Magens mit der in demselben befindlichen Flüssigkeit, dem sogenannten Magensaft, aufs innigste vermischt. (Vergl. d. Artikel Magen). Durch diese Beimischung einer dem Leben angehörigen Flüssigkeit wird die eigenthümliche Beschaffenheit des Nahrungsmittels, sein körperlicher Zusammenhang, selbst seine chemische Eigenschaft, wenn sie die Vitalkraft des Magens nicht übersteigt, bezwungen. Die Nahrungsstoffe werden demnach bis in ihre kleinsten Theilchen mechanisch getrennt, von dem Magensafte durchdrungen, mit ihm vereinigt und in eine gleichförmige, breiartige, oder auch flüssigere Masse verwandelt. Dabei findet eine Art von Gährung zugleich Statt, nämlich eine Trennung des Nahrungsstoffes in seine einfachen Grundstoffe, und eine Vereinigung derselben zu anderen Producten, welches theils durch die eigenthümliche Lebenskraft des Magens und der von ihm abgesonderten Flüssigkeit, theils durch die Wärme desselben bewirkt wird. Dieser so veränderte Speisebrei (Chymus), geht nun aus dem Magen durch den Pförtner in den zunächst folgenden Theil des Darmcanals, nämlich in den Zwölffingerdarm (Duodenum). Hier beginnt der zweite Vorgang des Verdauungsgeschäftes, die Abscheidung der zur Erhaltung des Organismus nöthigen und brauchbaren Stoffe von den unnützen. Diese Abscheidung beruht auf der animalischchemischen Wahlverwandschaft der Grundstoffe und ist eine Art vitaler Gerinnung. In diesem Darme mischen sich nämlich der speichelähnliche Saft aus der großen Bauchspeicheldrüse (succus pancreaticus) und die Galle aus der Leber und Gallenblase mit dem Speisebrei, und diese beiden Flüssigkeiten, beide von starkwirkender Vitalität durchdrungen, beide aber von ganz verschiedener, im Innersten einander gerade entgegengesetzter Beschaffenheit und Tendenz, wirken so mächtig auf den Chymus, daß der milde, den einsaugenden Haargefäßen analoge pankreatische Speichelsaft die ihm entsprechende milchähnliche Flüssigkeit aus dem Chymus an sich zieht, sich mit ihr zum sogenannten Milchsaft (chylus), vereinigt; dagegen der bittere, der animalischen Natur widrige und von ihr ausgestoßene Gallenstoff die ihm ähnlichen gröbern und der Natur heterogenen Theile der Nahrungsstoffe an sich reißt, den Darmcanal zu den forttreibenden Bewegungen anreizt, und so immer weiter fortrückt in den Zug der dünnen, und von da in die dicken Därme. (Vergl. d. Art. Ernährung). Zu einer gesunden und kräftigen Verdauung gehört also richtige Beschaffenheit und der gehörige Grad von Lebenskraft (Energie der Vitalität) sowohl der eigentlichen Verdauungsorgane, als auch der Hülfsorgane. Die Verdauung geht alsdann gesetzmäßig von Statten, erfodert nicht mehr als die gehörige Zeit (die jedoch nach dem Alter, Geschlecht, der Lebensweise, dem Temperament und den Speisen selbst verschieden ist, und bei einem jugendlichen Körper, bei gehöriger körperlichen Bewegung kürzer ist, als bei ältern Personen, und deren Mittel ungefähr drei Stunden beträgt) geht ohne merkliche Empfindung, wenigstens ohne belästigende Gefühle vor sich, liefert ein gesetzmäßiges Product, einen rein abgeschiedenen Milchsaft und die gehörig abgesonderten Auswurfsstoffe. Ist die Verdauung fehlerhaft, so offenbart sich dies auf verschiedene

Weise. Sie dauert länger als die gewöhnliche Zeit, z. B. bei einem Erwachsenen über fünf bis sechs Stunden, verursacht unangenehme Empfindungen, zunächst ein lästiges Gefühl von Vollheit und Auftreiben in der Magengegend, Druck und Empfindlichkeit in derselben, ein Gefühl von fliegender Hitze über den Körper, von Trägheit und Abspannung. Das Erzeugniß der Verdauung selbst wird fehlerhaft. Die Auflösung der Nahrungsstoffe im Magen geht unvollkommen und zu langsam von Statten; sie werden daher nicht hinlänglich in ihre einfachen Grundstoffe aufgeschlossen, nicht einmal immer mechanisch fein genug zertheilt, die eigentlichen ernährenden Grundstoffe werden also nicht gehörig von ihrer innigen Verbindung mit den gröbern Theilen befreit, die eigenthümliche chemische Natur der genossenen Nahrungsstoffe wird nicht gänzlich überwältigt, sondern sticht noch hervor, z. B. die saure, fette Beschaffenheit; durch die Langsamkeit des Verdauungsprozesses gewinnt der todte Chemismus Zeit, von der Wärme des Magens begünstigt, seine Gesetze auszuüben, und nach diesen neue dem Organismus schädliche Producte, z. B. aus dem Fett die ranzige Fettsäure zu erzeugen, luftförmige Stoffe zu entwickeln, welche den Magen widernatürlich ausdehnen und das Aufstoßen bewirken. Ferner geschieht auch die Scheidung des Chymus nicht kräftig und rein, der Milchsaft ist nicht so mild, sondern mit untauglichen, zum Auswerfen bestimmten Stoffen vermischt, dagegen der Abgang noch viele flüssige Theile und dem Chylus angehörige Stoffe in sich enthält, die mit dem Stuhlgang fortgehen. Die Ursachen der fehlerhaften Verdauung liegen theils in der fehlerhaften Wahl der Nahrungsmittel (s. d. Art.), theils in der unrichtigen Art des Genusses (in Rücksicht der Zeit, des Maßes, der Art zu kauen), theils in Fehlern der eigentlichen Verdauungsorgane und der Hülfsorgane. Mangel an Lebensenergie des Magens (Schwäche der Nervenfunction), fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, krankhafte Empfindlichkeit des Magens vom Exceß der Nerventhätigkeit des Magennervengeflechts, oder aufgeschwollene Blutadern an demselben von fehlerhafter Blutcirculation bewirken eine zu langsame, unvollkommene und schmerzhafte Verdauung im Magen; gleiche Fehler in dem Fortgang des Darmcanals tragen mit bei zu einer unvollkommenen Scheidung des Milchsaftes von dem Excrementalstoff. Krankhafter Zustand der Milz ist mitwirkende Ursache an der schlechten, meistens zu sehr gesäuerten Beschaffenheit des Magensaftes, wodurch derselbe an auflösender Kraft verliert, und als fremdartiger Stoff dem eigenen Gefühl des Magennerven widrig wirkt, und verursacht auch eine fehlerhafte Absonderung der Galle (vgl. d. Art. Milz). Abnormität in der Function des Pankreas und der Leber sind vorzügliche Ursachen der unvollkommen Scheidung des Milchsaftes von dem Auswurfsstoffe. Ist die Absonderung der pankreatischen Flüssigkeit fehlerhaft, zu sparsam, der Drüsensaft selbst von schlechter Beschaffenheit, zu dünne und unkräftig, so fehlt es an der anziehenden Kraft für den Milchsaft; ist die Verrichtung der Leber zu träge, oder übereilt, oder in ihrer Qualität verändert, so wird zu wenig, oder eine zu wässerige, unkräftige, oder eine zu scharfe Galle zubereitet, daher die Excrementalstoffe nicht gehörig von ihr angezogen werden, diese mit vielem Milchsafte vermischt bleiben, oder der Mangel an Galle die Gedärme zu einer zu sehr beschleunigten Be-

wegung reizen, u. s. w. Die Heilung der Verdauungskrankheit muß sich durchaus zuerst mit Aufsuchung der Ursachen derselben, und Ausmittelung desjenigen Organs, oder des Systems, von welchem sie ursprünglich ausgingen, beschäftigen. Einerlei Mittel können unmöglich gegen jede Art von Verdauungskrankheit heilsam seyn. Daher der Nachtheil von dem Gebrauch allgemeiner Mittel dieser Art, z. B. der sogenannten Visceralmittel. Die erste und eine unerläßliche Bedingung, eine gesunde Verdauung zu erhalten ist Mäßigkeit und Ordnung im Genusse der Speisen, zweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel nach dem Alter, der Lebensart der Person, und nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel selbst.

Verdeck (Oberlauf; franz. Pont), heißt der Boden eines Schiffs; bisweilen wird es auch für den Raum zwischen zwei Böden, oder das Stockwerk selbst genommen. Die großen Schiffe haben drei Böden oder Verdecke, und werden daher auch Dreidekker genannt; die mittlern haben deren zwei, die kleinen Schiffe nur ein Verdeck. Das erste Verdeck ist das unterste, welches dem Wasser am nächsten oder demselben gleich ist, gerade über dem Schiffsraum. Auf demselben stehet, auf Kriegsschiffen, ringsherum das große Geschütz; gegen das Hintertheil des Schiffs ist die Pulverkammer oder heilige Barbara. In den Böden werden Oeffnungen (Lucken) gelassen, um die Waaren und Sachen hin und her zu schaffen. Auf den Kriegsschiffen wird in dem obern Verdeck ein Gitterwerk gemacht, um den andern Böden Luft zu geben, und damit der Rauch von dem losgebrannten Geschütz verdampfen könne. Es gibt durchgehende Verdecke, welche über die ganze Länge des Schiffs reichen, und halbe, wenn nur ein Theil des Schiffs, von vorn und hinten, bedeckt ist.

Vereinigte Staaten von Nordamerika, nordamerikanischer Freistaat. Geschichte: Die Entdeckungen des kühnen Genuesers Colomb auf einer von den Europäern noch gar nicht besuchten Hemisphäre wurden in Europa mit der größten Theilnahme aufgenommen; alle seefahrenden Nationen wetteiferten, den Spaniern die Früchte derselben streitig zu machen, und wo sie sich nicht nehmen ließen, doch wenigstens zu theilen. So auch England. Colomb war gerade in die Mitte des neuen Erdtheils eingebrochen; wohl ließen sich im Norden, wie im Süden noch andere Entdeckungen erwarten, die jenen die Wage hielten. England sendete daher den Seefahrer Sebastian Cabot in die nördlichen Meere; er suchte und fand 1497 Newfondland mit der Davisstraße und den ganzen Landstrich bis zum Cap Florida. Man kannte nun das nördliche Amerika, aber fand nicht, was man suchte — Gold und Silber, daher es denn auch mit den Ansiedelungen auf diesem Continent sehr langsam herging. Zwar versuchten 1607 zwei Schiffe unter Georg Popham und Raleigh Gilbert eine Niederlassung am Kennebek, eine andere Expedition landete in eben dem Jahre im Jamesflusse, und 1620 wurde Plymouth in Massachusetts angelegt, aber alle diese Anpflanzungen hatten doch nur einen geringen Erfolg und wurden wenig unterstützt. 1627 setzten sich Schweden und Finnen am Delaware in Newjersey und Pennsylvania fest; 1628 gründete John Endicot die Stadt Salem in Massachusetts und Charlestown in Carolina, die Niederländer aber ließen sich auf der Insel Monhattan, eine brittische Colo-

wie 1633 auf Maryland nieder. Nun aber ging es rasch vorwärts: die bürgerlichen Zwistigkeiten in England und der Verfolgungsgeist gegen die Catholiken trieben eine Menge Menschen aus dem Mutterlande, die in Nordamerika ein neues Vaterland fanden: in Connecticut und Rhode Island entstanden 1635, in Südcarolina 1659 englische Colonien, und eine der wichtigsten und folgereichsten war die, die William Penn mit seinen Quäkern in Pennsylvania gründete. Nordcarolina wurde 1728, Georgia 1732, Vermont 1764, Kentucky 1773 gegründet. Alle diese Colonien hatten nur einen geringen Anfang und mußten mit den größten Schwierigkeiten kämpfen, um den mit Wäldern und Morästen bedeckten Boden für die Cultur zu gewinnen: alles, was den habsüchtigen Europäer sonst anlockt, was man in Westindien, in Neuspanien und in Südamerika gefunden, von alle dem war hier nichts zu haben. Um daher den Ansiedlern ihr neues Vaterland angenehm zu machen, ertheilte man ihnen große Privilegien und Freiheiten, und ließ sie frei sich eine Verfassung wählen, die sie wollten: kaum daß man von Seiten der Krone Gouverneure ihnen vorsetzte. Indeß gaben die meisten sich eine Constitution, die der des Mutterlandes ähnlich war, aber aller unbedingtes Princip war ungestörte Religionsfreiheit, und gerade diese war es, die eine Menge wegen ihres Glaubens angefochtener Menschen aller Nationen in die Wälder Amerikas zog, die nun schnell allenthalben lichtere Partien bekamen. Britten, Deutsche, Niederländer, Schweden, Franzosen lebten hier in bunter Vermischung, aber in brüderlicher Eintracht unter einander, und wurden durch den Anbau und die Benutzung ihrer Felder und durch die Fischereien bald wohlhabende Menschen. Ihren Ueberfluß holte der Britte ab und gab ihnen dafür seine Manufacte und alles, was ihnen nöthig war. So lange die Colonien in ihrer Kindheit waren, hatten sie gegen diese Art des Verkehrs nichts, und befanden sich wohl dabei, da sie sonst keine Abgaben an das Mutterland zu zahlen hatten; wollte der brittische Kaufmann mit seinen Waaren zu hoch hinaus, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Schleichhandel, der bald das Gleichgewicht wiederherstellte. Dies ging bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Da Großbritannien aber in dem Kriege von 1756 unermeßliche Aufopferungen zu dem Besten der Colonien gemacht hatte, und diese wohlhabend geworden waren, so fand man es im brittischen Parlamente nicht für unbillig, von denselben einen Beitrag zu den Staatslasten zu fodern, und wahrscheinlich würden sich die Colonien dies auch endlich haben gefallen lassen, wenn nicht die Art und Weise der Festsetzung dieser Beiträge zu Mißvergnügen Anlaß gegeben hätte. Das brittische Parlament behauptete, das Recht zu haben, diesen Beitrag zu bestimmen, die Colonien dagegen wollten dies Rechtsprincip nicht zugestehen. Schon die Einführung des Stempels 1765 und die Auflage auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee 1767 fand allgemeinen Widerspruch, und England sah sich gezwungen, beide zu widerrufen; als es aber 1773 die auf Thee durchsetzen wollte, entstand ein wilder Auflauf in Boston und 342 Kisten Thee, die der ostindischen Gesellschaft gehörten, wurden in die See geworfen. Zur Strafe sperrten die Britten den Hafen von Boston, aber alle Nordamerikaner sahen die Sache der Neuengländer für die ihrige an. 1774 trat ein nordamerikanischer Congreß zu Philadelphia zusammen,

der indeß noch nichts weniger als eine Trennung vom Mutterlande beabsichtigte. Die Britten erklärten indeß hierauf sogleich den Krieg, den sie im Anfange mit ungemeinem Glück führten, aber gerade zur Zeit der höchsten Noth, da die brittischen Waffen am siegreichsten waren, erklärte der Generalcongreß am 4ten July 1776 die Unabhängigkeit und Souveränität der 13 verbundenen Colonien. Diese waren 1. Massachusetts, 2. Newhampshire, 3. Rhode-Island, 4. Connecticut, 5. Newyork, 6. Newjersey, 7. Pennsylvania, 8. Delaware, 9. Maryland, 10. Virginia, 11. Nordcarolina, 12. Südcarolina und 13. Georgia. Nach diesem entscheidenden Schritte trat sogleich das Glück auf die Seite der Nordamerikaner: die Britten erlitten 1776 eine Niederlage bei Trueuton, und 1777 sah sich Bourgoyne genöthigt, sein Armeecorps bei Saratoga zu übergeben. Zwei große Männer trugen durch ihre Talente das Meiste zu den glücklichen Unternehmungen der Colonie bei — Washington als Feldherr, Franklin als Staatsmann. Durch beide stieg die Wage schnell zu Großbritanniens Nachtheile. Bald nahm Frankreich öffentlichen Antheil an diesem Kriege; selbst Spanien ließ sich offenbar wider sein eigenes Interesse dazu bewegen, und Holland war schnell hineingezogen. Zwar führten die Britten den Krieg gegen alle diese Mächte mit großem Uebergewichte, doch sahen sie sich bei dem ungeheuern Aufwande, den er kostete, endlich genöthigt, das große Opfer, warum er geführt wurde, zu bringen. Schon in den Präliminarien, die 1782 mit den Congreßdeputirten zu Paris geschlossen wurden, war die Unabhängigkeit von Nordamerika klar entschieden: als westliche Hauptgränze wurde der Missisippi angenommen, als nördliche der St. Croix, als südliche der Maryfluß, und dies wurde auch im Frieden von Versailles 1783 anerkannt. Jetzt erst trat Nordamerika in die Reihe der unabhängigen Staaten ein. Die Ruhe, die nun der Staat genoß, stärkte ihn ungemein: von allen Seiten kamen neue Ansiedler, um auf seinen Gefilden ein Glück zu finden, das ihnen Europa versagte, und schon 1790 konnte Vermont, 1796 Kentucky und Tennesse, 1804 Ohio, 1810 Orleans, 1816 Maine, Mississippi und Indiana und 1817 Missouri in den Bund aufgenommen werden, so daß nun der Staat außer den Gebieten von Michigan, Illinois und Columbia, denen es noch an der erforderlichen Volkszahl fehlt, aus 22 unabhängigen, durch den Congreß verbundenen, Staaten besteht. Der Wohlstand nahm mit der Bevölkerung mit jedem Jahre zu; der Handel der Nordamerikaner erstreckt sich über alle Erdtheile und scheint selbst den des Mutterlandes übertreffen zu wollen. Der Ankauf von Louisiana verschaffte ihm seit 1803 ein unermeßliches Gebiet, welches es jetzt bis an den Australozean ausgedehnt hat, und ein Theil von Florida wurde 1811 mit Mississippi vereinigt, auch endigte es einen mit dem brittischen Reiche angefangenen und zur Behauptung seiner Nationalflagge geführten Krieg 1815 auf dem Status quo. Es ist kein Zweifel, daß nicht Nordamerika, wenn es einig bleibt, auf dem Welttheater eine äußerst bedeutende Rolle spielen wird, aber schon läßt alles vermuthen, daß diese Einigkeit bei der Eifersucht und dem so abweichenden Interesse der verschiedenen Staaten nicht von langer Dauer seyn, und der große Staatenbund über lang oder kurz in 3 andere Vereine zerfallen dürfte: 1. die nördlichen Staaten, wozu Massachusetts, Maine, Vermont, Newhampshire, Rhode-Island und Connecticut gehören, 2. in die

mittlern Staaten, die Newyork, Neujersey, Delaware, Pennsylvania, Ohio und Indiana mit Michigan und Illinois bilden werden, und 3. in die südlichen Staaten, aus Maryland, Virginia, Kentucky, Tenesse, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Mississippi, Orleans und Missouri mit Columbia bestehend. — Land. Der nordamerikanische Freistaat liegt zwischen 153 bis 310° Oe. L. und zwischen 29 bis 49½° N. Br., mithin ganz in der gemäßigten Zone der westlichen Hemisphäre, gränzt im N. mit dem brittischen Amerika, im O. mit dem atlantischen Ozeane, im S. mit Florida, dem Golf von Mexiko und Neuspanien, im W. mit dem Australozeane, und ist in diesen Gränzen etwa 93,023 Q. Meilen groß. Die Oberfläche dieses ungeheuern Landes ist sehr verschieden: es hat einige sehr große Gebirgszüge, wie die sich von S. nach N. O. ziehenden Apalachen, wovon die blauen, grünen und weißen Gebirge Theile ausmachen, aber noch mehr ebenes in ungeheure Flächen sich verlierendes Land, das zum Theil noch mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt ist; es hat große Ströme, wie den mächtigen Mississippi mit dem Missouri und Ohio, den Hudson, Delaware, Susquehannah, Rappahanok, Merrimak und Potowmak, die nebst mehrern andern sämmtlich schiffbar und zum Theil durch neuangelegte Canäle verbunden sind. Im N. W. finden sich die ungeheuern canadischen Landseen, die zu den größten der Erde gehören, aber auch im Innern finden sich Seen, die, wenn auch nicht von der Größe, doch, wie der Champlain u. a., von ansehnlichem Umfange sind. Auch Sümpfe oder Swamps hat das Land, aber im Ganzen ist es nicht morastig; der Boden, mehr sandig, ist zum Theil von hoher Güte und starkem Ertrage, doch sind meistens erst die Ufer der Flüsse und das an das Meer stoßende Küstenland urbar gemacht, und im Innern liegen noch ungeheure Landstrecken dem Fleiße künftiger Generationen offen: 1810 rechnete man von 1180 Mill. erst 40,950,000 Acres, die die Cultur gewonnen hatte. Das Clima ist gemäßigt, doch aus mehrern Ursachen kälter als in Europa unter gleicher Breite: in den mittlern und südlichen Provinzen findet eine schnell eintretende Abwechselung der Temperatur Statt, und die Extreme berühren sich hier nicht selten; daher denn auch besonders an den Küsten Krankheiten, wie das gelbe Fieber, große Verheerungen anrichten. Dem Erdbeben ist es selten ausgesetzt, auch findet sich im Umfange von Nordamerika nicht ein einziger feuerspeiender Berg. Die Producte, die es hervorbringt, theilen sich in einheimische oder diejenigen, die die Colonisten daselbst fanden, und in diejenigen, die ihm aus fremden Erdtheilen zugebracht sind. Unter jenen gibt es zwar äußerst schätzbare, doch geben ihm nur diese sein großes Uebergewicht im Handel. Ueberhaupt findet der Europäer sein Europa in Amerika ganz wieder, und glücklich gedeiht auch alles hier, was sein Europa erzeugt: so unser Getraide, unsere Gemüse und Obst, unsere Handelskräuter und unsere Hausthiere, nur der Wein scheint nicht so gedeihen zu wollen. Der Taback und Indigo sind den südlichen Provinzen, wie der Mais eigen. Von Gold und Silber hat es bloß einige Spuren, dagegen das unentbehrlichste aller Metalle, das Eisen, in großer Menge, und auch Salz in manchen Gegenden zum Ueberflusse, in andern ist Mangel. — Einwohner. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig gewiß gegen 10 Millionen. Es ist unglaublich, in welcher Progression diese Volksmenge herangewachsen

ist: 1790 fand man erst 3,950,000, 1800 5,305,666, 1810 schon 7,230,514, und wenn man ein gleiches Fortschreiten annehmen darf, so wird sie 1820 gewiß nahe an 15 Mill. und in einem halben Jahrhunderte mit den bevölkertsten Staaten unsers Erdtheils auf gleicher Stufe stehen, vorausgesetzt, daß die Leichtigkeit, sich zu ernähren, nicht durch andere Umstände gehindert wird; in seinem jetzigen Umfange kann indeß der Staat statt 19, wohl 200 Mill. fassen. Die große Masse dieser Volksmenge besteht aus Abkömmlingen von Britten, Engländern, Schotten und Iren, so wie denn auch die englische Sprache nicht allein Staatssprache, sondern die der Mehrheit der Nation ist, und hier reiner gesprochen werden soll, als selbst in Altengland. Nach den Britten folgen der Zahl nach Deutsche, die zwar überall, vorzüglich aber in Pennsylvania sich angesiedelt haben, dann Niederländer in Newyork, Newjersey und Pennsylvania, Franzosen in den Staaten Island, Orleans und Mississippi, dann in der neuen Colonie der Busnapartisten; Schweden in Newjersey, Pennsylvania und Maryland, und einige Italiener. Neger werden besonders in den südlichen Colonien, wo ein Plantagenbau eingeführt ist, gehalten: 1810 zählte man in diesen noch 1,185,123 Köpfe, mithin war etwa der siebente Kopf ein Afrikaner; aber die Urbewohner, die Indianer, bestehen nur noch in schwachen Stämmen und sind von der fortschreitenden Cultur immer weiter gegen Westen gedrückt. Vielleicht dürften kaum noch 130,000 Indianer im Freistaate seyn, wovon die meisten zu den Stämmen der Irokesen, Cherokesen, Creeks, Chikasans, Schakoden und Schipyenäern gehören: Morse rechnet im Ganzen nur 60,000 Köpfe, schlägt aber wahrscheinlich die im Staate Missouri befindlichen nicht an. Viele dieser Stämme stehen bereits auf einer gewissen Stufe der Cultur, andre leben noch ganz in rohem Zustande, alle aber genießen mitten zwischen den cultivirten Amerikanern eine ihnen durch Traktate gesicherte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, deren Antastung sie oft fürchterlich zu rächen wissen. Die Religionen sind hier unendlich verschieden: keine ist herrschend, und Duldung jedes Glaubens ist Fundamentalgesetz des Staats. So leben hier friedlich unter und neben einander Congregationalisten, Presbyterianer und andere Reformirte, Episkopalen, Quäker, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Catholiken, Herrnhuther, Mennonisten, Tünkers, Universalisten, Shakers, Sandemanner, Juden und Fetischanbeter. Einen Unterschied des Standes gibt es nicht; in Nordamerika ist nicht nur jeder Bürger vor dem Gesetze gleich, sondern selbst jede Auszeichnung der Geburt fällt hier weg. Nur findet in diesem freien Staate noch das empörende Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven Statt, welches in den südlichen Staaten selbst das Gesetz heiligt, in den nördlichen in gewisser Rücksicht bloß nachsieht. — Cultur des Bodens, Kunstfleiß, Handel. Nordamerika ist zwar im Ganzen ein Ackerbau treibender Staat. Noch sind Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Waldbenutzung, Jagd in den nördlichen, Plantagenbau aber in den südlichen Staaten die Hauptbeschäftigungen, und diejenigen Gegenstände, die das Meiste in die Schale der Ausfuhr werfen. Von dem ungeheuern Lande ist auch bei weitem der kleinste Theil angebaut, und noch werden manche Menschenalter vorüberfliegen, bis die Cultur von den Küsten sich bis zu dem Mississippi und in das Innere des Missouristaates aus-

gedehnt haben wird. Der Ackerbau und die Viehzucht sind in den nördlichen, der Plantagenbau in den südlichen Provinzen die Hauptsache: in jenen machen Weizen, Hülsenfrüchte, Vieh und Waldproducte, in diesen Tabak, Baumwolle, Indigo die Stapelwaaren: Jagd und Fischerei sind beiden gemein. Dabei gewinnt wenigstens in den nördlichen Provinzen der Kunstfleiß immer mehr am Umfange, und steht lange nicht mehr auf einer untern Stufe; manche Fabrikartikel werden in Newyork und Massachusetts in eben der Vollkommenheit, wie in England, und in solcher Menge gemacht, daß man das Ausland fast entbehren kann. Auch nimmt die Zufuhr auswärtiger Manufacte immer mehr ab, und vielleicht dürfte in wenigen Menschenaltern Amerika in dieser Hinsicht des Auslandes ganz entbehren können. Der Handel ist von dem weitesten Umfange: nordamerikanische Seefahrer bedecken jetzt alle Meere, und stehen selbst mit China, den Sandwichinseln und der Nordwestküste, wie mit allen europäischen Häfen, in unmittelbarer Berührung. Schon 1810 betrug die Tonnenzahl der amerikanischen Schiffe 1,350,281, und die Ausfuhr hatte den Werth von 42,366,000 Dollars, wovon die Manufacturwaaren 2,174,000 Dollars betrugen. Die Münzen sind theils goldene, theils silberne, theils kupferne, diejenige, worin Buch und Rechnung gehalten wird, ist der Dollar, der etwa den Werth von 1 Rthlr. 10 gGr. hat. — Wissenschaftliche Cultur. Nordamerika steht längst nicht mehr in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer niedrigen Stufe der Cultur, doch hat es im Ganzen keine eigene Literatur, sondern diese ist europäisch-brittischen Ursprungs und geht mit dieser Hand in Hand. Wissenschaftliche Werke liefert Amerika fast in jedem Fache des menschlichen Wissens, doch ist gegenwärtig Politik und Staatswirthschaft dasjenige Fach, worin sich die meisten Amerikaner versuchen. Der Zeitungen und Journale gibt es eine Menge, und fast jede ansehnlichere Stadt besitzt ihre eigne Zeitung, und in mancher kommen deren mehrere heraus. Man hat Universitäten, hier Collegien genannt, fast in jedem Staate, dann Akademien, die unsern Gymnasien gleichen, und auch Elementarschulen; doch gibt es letzterer wenige, und überhaupt ähnelt der öffentliche Unterricht ganz dem englischen, von dem er eine getreue Nachbildung ist. Gelehrte Vereine finden sich in den größern Städten, wo es auch nicht an Bibliotheken, Sternwarten, botanischen Gärten und Kunstsammlungen fehlt. — Staatsverfassung. Nordamerika ist ein demokratischer Freistaat, welcher durch einen Bundesverein zusammengehalten und in einen Körper verbunden ist. Jeder einzelne Staat ist für sich unabhängig, aber in allen öffentlichen Angelegenheiten machen sie mit Vorbehalt der Souveränität eines jeden einzelnen Staats ein unzertrennliches Ganzes aus. Dieser Staaten sind jetzt 22: 1. Massachusetts, 2. Maine, 3. Vermont, 4. Newhampshire, 5. Connecticut, 6. Rhode-Island, 7. Newjersey, 8. Newyork, 9. Pennsylvania, 10. Kentucky, 11. Indiana, 12. Maryland, 13. Virginia, 14. Ohio, 15. Tennessee, 16. Nordcarolina, 17. Südcarolina, 18. Georgia, 19. Delaware, 20. Mississippi, 21. Orleans und 22. Missuri. Die Zahl dieser Staaten ist nicht fixirt, sondern jedes Gebiet kann, wenn es die gehörige Volksmenge nachweisen kann, verlangen, in den Bundesstaat aufgenommen zu werden. Sowohl die gesetzgebende, als die vollziehende Gewalt ist dem Generalcongresse übergeben, welcher aus dem Präsidenten, dem

Ober- und Unterhause besteht. Der Präsident steht an der Spitze des Staats, hat bestimmte Vorrechte und wird alle 6 Jahre von den Senatoren gewählt; das Oberhaus oder der Senat ist aus 2 Senatoren jeder Provinz gebildet, die ebenfalls alle 6 Jahre wechseln; das Oberhaus besteht aus den Deputirten der Gemeinden, deren jede Provinz je auf 33,000 Menschen einen sendet. Ein Vicepräsident hat den Vorsitz im Unterhause, wie der Präsident im Oberhause. In den Händen beider Häuser liegt die gesetzgebende Gewalt, so wie die wichtigsten Majestätsrechte. Fundamentalgesetz ist die Constitution von 1787. Die Regierungsform der einzelnen Staaten ist so ziemlich der des Staats gleichförmig: alle haben ein Oberhaus und ein Unterhaus, und an der Spitze der vollziehenden Gewalt einen Präsidenten oder Gouverneur, und in allen ist die Verfassung mehr oder weniger der des Mutterlandes angepaßt, nur fehlt überall der Adel und der König oder die geborenen Repräsentanten der Nation. Der Staat hat sein eigenes Wappen, seine Flagge und auch einen Verdienstorden, den Cincinnatusorden. — Staatsverwaltung. An der Spitze der allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten steht der Präsident, den 4 Minister in seinen Geschäften unterstützen. Jeder dieser Minister ist in seinem Wirkungskreise unabhängig, aber der Nation verantwortlich. Uebrigens regiert jeder einzelne Staat sich zu Hause selbst, und hat sein eigenes Gesetzbuch. Die richterliche Gewalt ist von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt. Der höchste Appellationshof für alle Provinzen ist der Supreme Court; überdies gibt es nach dem Vorbilde von England 3 wandelnde Gerichte, eines für die nördlichen, eines für die mittleren und eines für die südlichen Staaten. — Finanzen. Das Budget des Staats für das Jahr 1816 betrug 19,915,431 Dollars, nämlich die Civilliste 901,612, unbestimmte Ausgaben 573,071, auswärtige Verhältnisse 261,000, Militär 4,656,305, Marine 3,638,071 und früher bewilligter Credit 3,885,372 Dollars. Die Nationalschuld belief sich am 1sten October 1815 auf 120 Mill. Dollars. — Marine. 4 Linienschiffe, 24 Fregatten, 10 Briggs, 10 Schooner, 110 Canonierschaluppen, überhaupt 158 Segel. Landmacht. Nordamerika hat außer dem Staube, der Artillerie, dem Genie und einigen Cadres kein stehendes Militär. Die Landmiliz, wozu alle Männer zwischen 16 bis 40 Jahren eingeschrieben sind, betrug 1809 2,290,000 Köpfe.

Verfangenschaft, s. Anh. z. d. Bde.

Verfassungen, s. Anh. z. d. Bde.

Verfolgungen der Christen waren eine natürliche Wirkung der Besorgnisse, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerstrebende Geist der christlichen Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. So lange der jüdische Staat bestand, konnten die darin gebildeten Christengemeinen auf gutwillige Duldung um so weniger rechnen, da schon der Stifter ihrer Religion wegen seines Widerspruchs gegen die von der herrschenden pharisäischen Parthei eifrig vertheidigten jüdischen Kirchensatzungen als ein Empörer hingerichtet worden, und seinen Anhängern nach der Ansicht des hohen Rathes zu Jerusalem nicht zu verzeihen war, daß sie ihn für den echten Messias hielten. Weil es dieser Behörde aber an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Absichten durchzusetzen, und die Christen sich jeder öffentlichen Ge-

rung der Ruhe enthielten, kam es in Palästina zu keiner allgemeinen, von der römischen Obrigkeit begünstigten Verfolgung derselben und nur einige Vorsteher der Gemeine zu Jerusalem, wie Stephanus und die Apostel Jacobus d. ä. und Jacobus d. j., fielen als Opfer für alle, jener 43 n. Chr., diese 63. Dagegen wußten die Juden in den Städten des römischen Reichs, wo sie Colonien hatten und bald auch christliche Gemeinen entstehen sahen, durch gehässige Verläumdungen den Argwohn der Obrigkeiten gegen sie aufzuregen. Denn diese mochten die Christen anfangs als eine unbedeutende jüdische Secte übersehen oder um so williger geduldet haben, je weniger sie als Heiden, denen die Mannichfaltigkeit der Gottesdienste zusagte, in der Einführung einer neuen Gottheit etwas Verfängliches fanden. Daß Nero die Schuld des von ihm selbst angestifteten Brandes der Stadt Rom den Christen zuschrieb und im Jahre 64 grausame Hinrichtungen, die auch die Apostel Petrus und Paulus um 68 trafen, gegen sie verfügte, war mehr ein Act der kaiserlichen Willkühr als der Politik oder Intoleranz. Diese erste Verfolgung scheint sich nicht weit über Rom hinaus erstreckt zu haben; dagegen entstand eine zweite im Jahre 95, wo Domitian durch den königlichen Namen, den die Christen Jesu beilegten, irregeführt, nach fruchtlosen Nachforschungen wegen angeblicher Verwandten und Bekenntern der Krone Jesu viele Bekenner desselben, besonders in Kleinasien, umbringen oder verjagen ließ. Als die dritte Verfolgung der Christen wird Trajans Gesetz gegen geschlossene Gesellschaften und geheime Verbrüderungen betrachtet, das 105 ein Verbot ihrer Zusammenkünfte und die Bestrafung einzelner Widerspenstigen nach sich zog, weil die römischen Proconsuln, z. B. Plinius d. j. in Bithynien, die Weigerung der Christen, dem Bilde des Kaisers die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, strafbar und überhaupt den von den meisten Nationalgewohnheiten abweichenden, selbstständigen Charakter dieser Leute verdächtig fanden. Ehe jährende, meist durch jüdischen Sectenhaß erzeugte und ausgestreute Beschuldigungen nährten diese ungünstige Stimmung der Heiden gegen die Christen. Da sollten sie bei ihren Versammlungen Menschenfleisch genossen (Mißverstand der Abendmahlsfeier) und schändliche Laster ausgeübt haben und nicht nur den Untergang der alten Volksreligionen, sondern auch den Umsturz des römischen Kaiserthrons und die Stiftung einer neuen Monarchie beabsichtigen. Indeß läßt sich aus ihren Eigenheiten die Entstehung solcher ungegründeten Gerüchte leicht erklären. Ihr freilich nur aus gerechter Furcht mit Geheimniß umgebnes Treiben und Wesen, der separatistische Geist ihrer Gesellschaftsverfassung, ihre verborgenen, oft nächtlichen Zusammenkünfte und Andachtsübungen gaben allerdings dem Mißtrauen Stoff, und die bei vielen unter ihnen bis zu chiliastischer Schwärmerei gesteigerte Erwartung einer nahen Wiederkunft Christi, von der eins ihrer heiligen Bücher, die Offenbarung Johannis (Apokalypse) in seltsamen, bedenklichen Ausdrücken sprach, ihr heftiges Eifern gegen heidnische Sitten und Gebräuche und ihr offner Kampf gegen den Götzendienst, dem sie mit jedem Jahre Tausende abtrünnig machten, mußte wohl eben so sehr die dadurch beeinträchtigten heidnischen Priester, als die in das Interesse der Staatsreligion verwickelten Obrigkeiten wider alles, was christlich hieß, einnehmen. Doch waren die Christen

als Menschen, die fast durchaus den niedern Volksclassen angehörten und wegen der Mannichfaltigkeit der unter ihnen aufkommenden neuen, meist gnostischen Secten immer noch mehr Gegenstände der Verachtung, als der Furcht; und nächst dem unverkennbaren höheren Schutze, der über ihnen waltete, ist es hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß ungeachtet mancher äußern Veranlassung zu neuen Angriffen und heftigen Streitschriften heidnischer Philosophen, (z. B. des Celsus um 140) gegen das Christenthum, über 50 Jahre einer ungestörten Ruhe bis zu der sogenannten vierten Verfolgung hingingen. In Kleinasien hatten sie um 160 einen vorübergehenden Sturm von der Wuth des heidnischen Pöbels auszustehen, mit dem die Hinrichtung des christlichen Apologeten Justinus (Martyr) und des Bischofs von Smyrna Polycarpus zusammenhing, und 177 verhängte Marcus Aurelius über die neuen Gemeinden in Gallien zu Vienne und Lyon Bedrückungen, unter denen viele Christen Märtyrer ihres Glaubens wurden (4te Verf.). Was auch diesen philosophischen Kaiser bewogen haben mag, solche Strenge gegen sie anzuwenden; sie wenigstens in den Provinzen nicht aufkommen zu lassen, wo bisher alles der Staatsreligion ergeben gewesen war, mußte den römischen Regenten schon aus politischen Gründen räthlich erscheinen. Da nun gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts hin ein schon früher unter ihnen geschäftiger Conföderationsgeist augenscheinlich darauf ausging, die sonst von einander unabhängigen Gemeinden zum kirchlichen Ganzen zu verbinden, wie auch der Lehrerstand, beim Aufkommen seiner klerikalischen Auszeichnungen und hierarchischen Vorzüge durch sein Streben nach einer immer weiter um sich greifenden Disciplinargewalt mancherlei Collisionen mit den bürgerlichen Behörden verursachte, so die mächtig anwachsende Menge der Christen im Verspotten des ohnehin sinkenden heidnischen Cultus immer dreister wurde; konnten neue wildere Ausbrüche der Volkswuth, die die Beschimpfung der alten Götter seit 192 durch schreckliche Blutbäder rächte, sie eben so wenig befremden, als das Edict des Kaisers Septimius Severus, das 202 den Uebergang zur jüdischen und christlichen Religion verbot und noch härtere Drangsale für die Christenheit nach sich zog. Keineswegs erdichtet sind die schauderhaften Erzählungen von den Martern, welche damals von den römischen Obrigkeiten angewendet wurden, um Christen jedes Alters und Geschlechts zur Abschwörung ihres Glaubens zu nöthigen. Viele wichen der Gewalt, um in ruhigeren Zeiten zum Christenthume zurückzukehren, doch nicht wenige bewiesen auch eine Standhaftigkeit, die den Tod der Untreue gegen Jesum vorzog und ihnen mit der Märtyrerkrone die Bewunderung, ja die fromme Verehrung der christlichen Nachwelt erwarb. (Vergl. d. Art. Märtyrer und Heilige.) Nach dieser fünften Verfolgung genossen die Christen seit 211 unter Caracalla, Macrin und Heliogabalus wieder Duldung und Ruhe, unter Alexander Severus sogar Vorzüge und Begünstigungen, deren vom Kaiser Maximin 235 erneuerte Beschränkung den Namen der sechsten Verfolgung erhielt; obgleich von diesem Kaiser eigentlich nur christliche Gelehrte und Geistliche bedrückt wurden, was aber manche Gemeinden leiden mußten, ohne seinen Befehl geschah. Denn oft schritt der Privathaß zu Mißhandlungen der Christen und wiegelte den Pöbel wider sie auf, der sie zu Alexandrien noch im letzten Regie-

rungsjahre des ihnen sehr gewogenen Kaisers Philippus Arabs überstieg. Sein Nachfolger Decius begann aber 240 seine Regierung gleich aus einer im ganzen Reiche unbefohlnen Verfolgung der Christen (der siebenten, deren Allgemeinheit), anhaltende Dauer und schonungslose Gründsamkeit seine Absicht, sie völlig auszurotten, deutlich an den Tag legte und viele zum Abfall vom Glauben hinriß. Zum Glück für sie wurde dies Verfahren unter dem schnellen Regierungswechsel jener Periode keineswegs methodisch fortgesetzt. Valerian heegte 257 mehrentheils nur Geistliche mit Todesstrafen, 8te Verf.) und die Vollziehung der Befehle, die Aurelian 274 gegen die Christen gab (angebliche 9te Verf.), hinderte sein gewaltsamer Tod. Desto härter war die (zehnte) Verfolgung, die der Kaiser Diocletian auf Anstiften seines Mitregenten Galerius und anderer Feinde der Christen im Jahre 303 über sie verhängte. Im ganzen römischen Reiche wurden ihre Kirchen zerstört, ihre heiligen Bücher eingetrieben und verbrannt und alle nur ersinnlichen Mittel unmenschlicher Gewaltsamkeit angewendet, sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen. Da man sie überdies aufrührerischer Gesinnungen und der Anstiftung eines Brandes in der kaiserlichen Residenz Nikomedien beschuldigte, mußten Tausende den Märtyrertod leiden; selbst der ihnen geneigte Mitregent Constantinus Chlorus konnte sie in seinen gallischen und brittischen Provinzen nicht ganz vor Bedrückungen schützen, und in Griechenland, Illyrien, Italien und Spanien führten Galerius, Maximinus und Licinius mit Verhaftungen und Hinrichtungen besonders der Geistlichen bis zum Jahre 310 fort. Doch sollten diese die letzten Drangsale der Christen unter römischer Herrschaft seyn. Constantin d. Gr. gab ihnen 312 und 13 volle Freiheit und den Gebrauch ihrer Kirchen und Güter zurück und sein Uebertritt zum Christenthume machte es zur Staatsreligion im römischen Reiche. Seitdem erfuhren sie nur noch außer demselben, z. B. 343 und 414 in Persien, und 427 mit wenigen Unterbrechungen bis zum Anfange des 6ten Jahrh. im afrikanischen Reiche der Vandalen neuen Druck; denn was einige dem Heidenthume günstige römische Kaiser, wie Julian und Eugenius, zur Wiederaufnahme desselben thaten, wurde mehr diesen Fürsten, als den Christen nachtheilig. Dagegen arbeiteten seit der Entstehung des Islamismus die Kalifen in Asien und Afrika mit Erfolg auf die Vertilgung des Christenthums hin und schonten nur einzelne schismatische Parteien, die noch unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen. Und leider haben die Christen, seit es ein Verbrechen wurde, ein Ketzer zu seyn (vergl. d. Art. Ketzer und Inquisition), einander selbst am grimmigsten verfolgt. Erträglich waren die vorübergehenden Bedrückungen unter den Heiden gegen die sinnreiche Vertilgungswuth und unversöhnliche Erbitterung, mit der Christen gegen Christen im Mittelalter Glaubenskriege geführt und die Gerichtshöfe der h. Inquisition sowohl, als fanatische katholische Fürsten bis in das 18te Jahrhundert hinein anders denkenden Christen Verderben und Untergang bereitet haben. Wie aber das heidnische Rom die Verbreitung des Christenthums durch Edicte und Hinrichtungen nicht hemmen konnte, mußte auch das päpstliche aus dem Blute der Schlachtopfer seiner Intoleranz den Protestantismus emporkeimen sehen, der ihm jetzt sichrer und kräftiger als jemals gegenüber steht. Denn gerade Verfolgungen sind

es, die der heldenmüthigen Resignation, deren Größe und Herrlichkeit das lebendige Ideal des Christenthums und der Geist seiner Lehre darstellt, deren Charakter sich seinen wahren Bekennern mitgetheilt und der mödernen Zeit ihr Gepräge aufgedrückt hat, neue Kraft geben, die Welt zu überwinden. E.

Vergennes (Charles Gravier Graf), französischer Minister unter Ludwig XVI., war der Sohn eines Parlaments-Präsidenten zu Dijon, und 1720 geboren. Er betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, und war nach einander an den Höfen zu Lissabon, Constantinopel und Stockholm Gesandter. Als Ludwig XVI. 1774 die Regierung antrat, und das ganze Ministerium veränderte, rufte er den Grafen Vergennes von Stockholm zurück, und übergab ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches er auch bis zu seinem Tode (1787) verwaltet hat. Vergennes gehörte unter die solidesten und gemäßigsten Diplomatiker; ohne ein eminenter Kopf zu seyn, hatte er doch viel Verstand, und dabei viel Erfahrung, Kaltblütigkeit und Arbeitsamkeit. Die Noten des französischen Hofes, welche während Vergennes Ministerschaft in öffentlichen Angelegenheiten mit andern Mächten erschienen, zeichnen sich durch einen Ton der Höflichkeit und Mäßigung aus. Die Hauptpolitik dieses Ministers bestand im Temporisiren; daher rührte seine methodische Langsamkeit, seine Umständlichkeit und Zurückhalten, und sein Zaudern, eine bestimmte Antwort zu geben. Bei alle dem war er mit diesem Charakter und diesen Grundsätzen gerade der rechte Mann, wie er in jenem Zeitraume für Frankreich nöthig war. Einen großen, und durch seine Folgen für Frankreich sehr nachtheiligen Mißgriff beging er jedoch dadurch, daß er (1778) Ludwig XVI. bewog, öffentlich an den Händeln der Nordamerikaner mit England Antheil zu nehmen. Der französische Hof schloß mit den Gesandten der erstern zu Paris (d. 26sten Januar 1778) einen förmlichen Tractat, und machte davon dem englischen Hofe eine, den Ausdrücken nach freundschaftliche, Anzeige. Aber dieser Schritt entschied den Krieg zwischen beiden Mächten, in welchem Frankreich gleich anfangs eine Menge reich beladener Kauffahrer, und alle seine Besitzungen in Ostindien verlor. Es schloß zwar (1783) zu Versailles mit England einen ehrenvollen Frieden, aber der große Aufwand, den dieser Krieg verursacht hatte, verschlimmerte aufs neue die französischen Finanzen, und die Schulden Frankreichs wuchsen so hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen zu finden war. Viel Unglück würde höchst wahrscheinlich unterblieben seyn, wenn Frankreich die Nordamerikaner nur unter der Hand unterstützt hätte. Den wirklichen Ausbruch der Revolution erlebte Vergennes nicht; er soll die Schritte des Hofes, welche dieselbe in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen französischen Gesandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Wenn, sagt er, alle Mächte einsehen wollten, wie elend im Grunde alle politischen Kunstgriffe und Wendungen sind, so würde die Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Minister geringer seyn. Wie viel Leiden würden dann auch der Menschheit erspart!“

Vergesellschaftung der Orden, s. Anh. z. d. Bde.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden menschlichen, oder überhaupt auf einen thierischen Körper.

Sie ist entweder innerlich, durch Aufnahme des Giftes in den Verdauungsweg, oder äußerlich, durch Berührung der zarten oder wunden Oberfläche des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit Willkühr an sich selbst oder an einem Andern verrichtet; oder zufällig, wenn die Absicht, sich oder einem andern Gift als solches beizubringen, nicht Statt fand. Selbstvergiftung, wenn ein Mensch sich selbst Gift beibringt, vorsätzliche Selbstvergiftung, wenn er dies mit freiem Willen, und in der Absicht, dadurch sein Leben zu endigen, thut; zufällige Selbstvergiftung, wenn ein Mensch zwar mit Vorsatz ein Gift an sich oder in sich bringt, doch ohne zu wissen, daß es Gift sey, oder wenigstens ohne den Vorsatz, sich dadurch das Leben zu nehmen, z. B. eines Versuchs wegen. (Vergl. d. Art. Gift.) H.

Vergleich ist ein Vertrag, welcher zur Absicht hat, einen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben, oder einem erst bevorstehenden vorzubeugen, indem die sich Vertragenden beider Seits etwas von ihren Foderungen fahren lassen. Fast alle neuere Gesetzgebungen dringen auf Vergleiche, erleichtern und vergnlassen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruch eines jeden Rechtsstreites gütliche Vergleiche zu Stande zu bringen. Vergleiche sind nichtig, wenn sie durch falsche Urkunden zu Stande kamen, oder durch Irrthum in Ansehung der Sache, oder der Zuständigkeit des Rechts. Ferner jeder Vergleich, durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder Vergleich in Criminalsachen, und der Vergleich über Vermächtnisse zwischen dem Erben und dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Testamentes geschlossen worden, ist.

Vergniaud, (Pierre Victorin), geboren zu Limoges 1758, Advocat zu Bordeaux, spielte in den ersten Zeiten der französischen Revolution eine bedeutende Rolle. Er wurde (1791) von dem Departement der Gironde als Deputirter zu der zweiten, oder gesetzgebenden Nationalversammlung nach Paris gesendet, und als diese (1792) aufgelöst wurde und der Nationalconvent sich bildete, auch Mitglied des letztern. Das Departement der Gironde oder Garonne, dessen Hauptort Bordeaux ist, hatte Männer von vorzüglichen Talenten als Deputirte zu der Nationalversammlung geschickt; sie bildeten mit andern in dieser Versammlung eine Partei, die man die Girondisten nannte, und die sich den Jacobinern widersetzte. Doch hatten die Mitglieder dieser Partei keineswegs günstige Gesinnungen für den König, ihre Absichten gingen ebenfalls auf die Errichtung einer Republik. Vergniaud war einer der Anführer dieser Partei, und zeichnete sich vorzüglich durch seine feurige, alles mit sich fortreißende, Beredsamkeit aus. Vergniaud war Präsident des Nationalconvents, als in dem Sitzungen desselben (d. 15ten bis 20sten Januar 1793) das Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVI. entschieden wurde; er sammelte die Stimmen über ihn, und stimmte selbst für den Tod desselben. Der Versuch, den er und einige Andere machten, den König durch eine Appellation an das Volk zu retten, mißlang. Die Partei der Girondisten verlor bald nachher ihr Uebergewicht im Convent, und wurde, da sie gegen den aufstrebenden Robespierre nicht genug auf ihrer Hut gewesen war, von diesem am 31sten Mai 1793 gänzlich gestürzt. Alle Mitglieder derselben, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden eingekerkert, unter diesen war auch Vergniaud; er wurde mit 20 andern seiner Partei am

31sten October 1793 zu Paris guillotinirt. Vergniauds Talente waren eines bessern Schicksals würdig, und hätten unter andern Umständen Frankreich sehr nützlich werden können.

Vergolden. Die Kunst des Vergoldens muß eine der ältesten seyn, denn die Aegypter verstanden sie, und in den mosaischen Schriften kommt das Ueberziehen mit Golde häufig vor. Indessen verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht, in so dünnen Häuten oder Blechen das Gold aufzutragen, als es jetzt geschieht; denn noch zu Plinius Zeiten machte man die dünnsten Goldblättchen aus einer Unze, die auf 3000 Quadratzoll ausgedehnt wurde. Buonarotti berechnet, daß das Gold zu Plinius Zeiten zweiundzwanzigmal dicker aufgetragen wurde als jetzt. Und Boyle fand, daß ein Gran Gold auf 50 Quadratzoll ausgedehnt werden könne. Da nun dies Metall weder durch Feuchtigkeit, noch von der Luft angegriffen wird, so sind die dünnen Ueberzüge, die man von Gold macht, außerordentlich dauerhaft, und man findet unter andern im Herculanum Vergoldungen, die so glänzen, als wenn sie erst kürzlich aus den Händen des Künstlers hervorgegangen wären. Wie die ältesten Künstler das Gold in seinen Blättchen zum Vergolden geschlagen, wissen wir nicht; aber Lessing fand den Aufsatz eines deutschen Mönchs, Theophilus, aus dem neunten Jahrhundert, worin schon gelehrt wird, daß das Gold zwischen Pergament geschlagen, und, damit es nicht anklebe, das Pergament mit gebranntem und fein zerriebenem Ocher überzogen, und dann mit einem wilden Schweinszahn geglättet werden müsse. Die deutschen Goldschläger fanden in der Folge, daß das Pergament zu dick und zu fest zu diesem Gebrauche sey. Sie wählten also die sehr dünnen Häute ungeborner Kälber, und darauf die innerste Darmhaut der Kühe. Die Zubereitung dieser Häute wird als ein Geheimniß der Irländer angesehen. — Man hat dreierlei Arten von Vergoldung: Erstlich die kalte, wo man zuvörderst das Gold mit Quecksilber verquickt, so daß es halbflüssig wird, und es alsdann vermittelst einer Säure auf den Gegenstand aufträgt. Das Quecksilber wird nachher durch Hitze davon getrieben, und das reine Gold bedeckt dann in unbegreiflich feinen Ueberzügen den Gegenstand. Man kann nur Metall so vergolden, und ehe man das Amalgam aufträgt, pflegt man etwas Quecksilber, in Salpetersäure aufgelöst, auf den Gegenstand zu streichen. Will man Eisen vergolden, so taucht man es vorher in eine starke Auflösung von schwefelsaurem Kupfer; dadurch überzieht sich das Eisen mit Kupfer, und darauf haftet das Amalgam. Aber noch besser geräth die Stahlvergoldung, wenn man eine Goldauflösung in Königswasser in ungefähr zweimal so viel Schwefeläther schüttet. Nach öfterm Umschütteln entreißt der Aether das Gold den Säuern; jener verdampft sehr leicht, und läßt das Gold auf dem Eisen zurück. — Die zweite Art der Vergoldung besteht darin, daß man im Feuer vergoldet. Dazu muß man den sogenannten Goldschaum, oder äußerst dünne Blättchen Gold haben. Diese trägt man nun sowohl auf Metalle, als auf Holz, entweder vermittelst eines Kitts, oder eines fetten und trocknenden Oels. Der Kitt wird aus Pergamentschnitzeln oder aus Abgängen von Handschuhen gemacht, und mit dem Pulver eines feinen Kalks vermischt. Man trägt diesen Kitt auf, um die Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes vollkommen zu ebe-

nen. Das Gold selbst wird dann als Goldschaum vermittelst eines andern Kitts, zu dem Bolus, Talg und Seife genommen wird, aufgetragen, und dann mit dem Schwanz eines Eichhörnchens gepeitscht, damit alles eben werde. Darauf fährt man mit einem Agath oder einem Hundszahn darüber hin, und nun erst kann man es ins Feuer bringen. Statt des Kitts kann man sich auch des Oels bedienen, welches man aus Leinsamen nimmt, und es auf Wasser gegossen, im Sommer an der Luft stehen läßt, damit es ganz dick wird. Dies Oel wird nun mit gelbem Ocher vermischt; vermittelst dieses Oels hängt der Goldschaum äußerst fest an dem Gegenstand, und kann demnächst ins Feuer gebracht werden. — Die dritte Art der Vergoldung ist in Japan Gebrauch. Statt des Goldschaums nimmt man Goldpulver, oder den Staub von Gold, trägt aber vorher einen Kitt aus Leinöl und Gummi auf. Diese Art der Vergoldung kann man auch auf Glas anwenden, wenn man nämlich den Goldstaub mit Borax vermischt, Gummiwasser dazuthut, um es vermittelst eines Pinsels auftragen zu können. Zu diesem Ende muß aber erst das Gold in Pulver verwandelt werden, welches entweder durch Verquickung des Goldes und nachheriges Abtreiben des Queckfilbers, oder dergestalt geschieht, daß man schwefelsaures Eisen zu der Goldauflösung hinzuthut, wo sich denn das Gold als Pulver niederschlägt. — Eine falsche Vergoldung macht man mit dem sogenannten Goldfirniß. Dieser besteht aus Harz, Sandarack und Aloë, wozu man Leinöl und etwas Mennig thut. Die Erfindung des Goldfirnisses verdanken wir einem Sicilier, Antonio Cento.

Vergrößerungsgläser, siehe den Artikel Mikroscope.

Verhärtung (Skirrhus), bedeutet in der Medicin nach wörtlicher Ueberſetzung eine jede Verhärtung am thierischen, und besonders am menschlichen Körper, und ist aus dem griechischen Worte skirrhos, welches dasselbe bedeutet, gebildet. Man hat aber besonders die Verhärtung in den Drüsen damit bezeichnet, um sie von andern zu unterscheiden, und von den Drüsenverhärtungen wieder die in den sogenannten zusammengehäuften Drüsen, z. B. in den Brüsten, in der Speicheldrüse, u. a. m. vorkommenden Verhärtungen herausgehoben, und sie ganz besonders mit diesem Namen belegt. Unter Skirrhus verstehen wir also nur die in den zusammengehäuften Drüsen entstehende Verhärtung, welche in den Krebs übergehen kann. Ein Skirrhus zeigt sich in der äußern Erscheinung als eine in einer solchen Drüse befindliche Geschwulst, welche diese entweder zum Theil oder ganz einnimmt, sich bald mehr bald weniger hart, glatt oder höckerig anfühlen läßt, zuweilen beweglich ist, zuweilen festsitzt, deren Hauptbedeckung, wenn der Skirrhus noch neu ist, ihre natürliche Farbe hat, im weitern Verlauf aber sich verändert, roth, bläulich, und sonst mißfarbig wird, anfangs unschmerzhaft, doch nicht ohne Gefühl ist, im Fortgang aber, vorzüglich bei anfangendem Uebergang in den Krebs, auch schmerzhaft ist, und von Zeit zu Zeit Stiche erregt. Man muß den Skirrhus unterscheiden in gutartigen und bösartigen. Der erste ist noch eine bloße einfache verhärtete Geschwulst von ausgetretener Lymphe oder Milch, oder von der durch gelinde Entzündung entstandenen Ausschwitzung ge-

rinnbarer Lymphe, oder von Verdickung der Wände der Gefäße und kleinen Höhlen der Drüse; der andere ist eine schon in Desorganisation ausgeartete Geschwulst, in welcher ausgetretene Masse, die Gefäße, Ayern und absondernden Canäle in eins verschmolzen, und die Organisation verloren gegangen ist. Man findet diese bösartigen Skirrhen zuweilen von bedeutender Größe, z. B. die Ohrspeichseldrüse über drei Pfund schwer, eine skirrhöse Brust dreißig Pfund *), dabei hart, höckericht, eine feste, weißlichte oder braune Substanz mit einer weißen festen Membran umzogen. Auch in talg- und speckartige Masse fand man die krankhafte Drüse verwandelt. Der gutartige Skirrhus kann in bösartigen, der letztere in das Krebsgeschwür übergehen, wenn die Ursachen fortdauern, oder der Skirrhus gereizt wird. Jedes wahre Krebsgeschwür ist allemal ein bösartiger Skirrhus, dieser ist in den meisten Fällen im Anfange zuerst ein gutartiger gewesen. Jeder Skirrhus ist der größten Beachtung werth, da er so oft Veranlassung zu dem fürchterlichen Krebsgeschwür gibt. Wir halten es daher nicht für unzweckmäßig, auch hier noch etwas über dessen Eigenthümlichkeit, Entstehen, Heilung und Verhütung zu sagen. Es deutet schon auf etwas eigenes hin, daß das wahre Skirrhus nur in den zusammengehäuften Drüsen entsteht, daß er nie ein gutartiges heilendes, sondern jedesmal ein zerstörendes, um sich fressendes Geschwür gibt. Jene Drüsen haben die eigenthümliche Verrichtung, daß sie in ihren Höhlen, Canälen oder kleinen Säckchen gewisse Flüssigkeiten absondern, welche sich in größern Canälen sammeln, und von da zu ihrem bestimmten Zwecke ausgeführt werden. Dergleichen sind z. B. die Speichseldrüsen in der Umgebung des Mundes, welche den Speichel, die Brustdrüsen, welche die Milch absondern, die große Magendrüse, Pankreas, welche den Magensaft liefert, u. a. m. Diese Flüssigkeiten sind aber keine von dem Organismus auszusondernde, keine fortzuschaffende, heterogene todte Stoffe, wie z. B. die Ausdünstung, der Urin, u. s. w., sondern es sind zum Leben selbst noch gehörige, mit einem eigenen specifiken Leben versehene Stoffe, welche andern das Leben in einem gewissen Grade mittheilen, sie dem organischen Leben näher bringen sollen. Dazu gehört, daß diesen absondernden Organen selbst ein hoher Grad von Lebenskraft einwohne, welchen sie ihren Producten mitzutheilen vermögen. Die Herrschaft des Nervensystems in der Reproduction muß demnach auf einen hohen Grad in ihnen gesteigert seyn, und sich als bildende Kraft offenbaren. Eben so muß aber auch ein hoher Grad von Empfindlichkeit und dadurch auch von Verletzbarkeit dieser Theile Statt finden, indem jede heterogene Potenz feindlich auf sie einwirken, ihre regelmäßige Function stören, und eine abnorme Gegenwirkung erregen muß. Wenn nun die Function dieser Drüsen eine große Energie der bildenden Kraft voraussetzt, und durch feindliche Einwirkung die Idee des Lebens verdrängt wird, so muß nothwendig die normale Bildung der belebten Flüssigkeiten aufhören, und eine abnorme, in Rücksicht des Organismus fremde und zerstörende dagegen eintreten. Die plastische Kraft ist in zu hohem Grade in diesen Organen vorhanden, als daß sie durch störende Einwirkungen könnte unterdrückt werden.

*) Handbuch der pathologischen Anatomie von B. Voigtel. I B.

daher zwar ihre Thätigkeit fortdauert, aber auf ein abnormes Product gerichtet ist, woraus die Bildung von übermäßiger Masse, die Geschwulst, die Verhärtung und Desorganisation dieser Theile erfolgt. Eine Verhärtung kann auch in andern Theilen entstehen, und zwar nach jeder Entzündung, welche nicht zeitig genug zertheilt wird, ehe die Ausschwitzung der Masse sich gebildet hat. Allein diese Verhärtung ist bloß Folge der Ansammlung von ausgeschwitzter Masse in dem Organ, dessen plastische Kraft erst durch den Zustand von Entzündung auf einen Grad erhöht wurde, den es im normalen Zustande gar nicht besitzt, und welcher auch von seiner abnormen Höhe schnell herabgesunken ist, ehe er seine Plastik bis zur Eiterbildung durchführen konnte. Bei einer solchen Verhärtung ist also die plastische Kraft in gänzliche Ruhe versunken. Eine solche Verhärtung kann auch nach Entzündung in den absondernden Drüsen zurückbleiben, und bildet zuerst den gutartigen Skirrhus. Hier sinkt zwar auch die durch Entzündung abnorm erhöht gewesene allgemeine Bildungskraft unter den vorigen Grad herunter, allein die specifische der Drüse bleibt auf ihrem eigenthümlichen Grade von Thätigkeit, oder wird, wenn sie auch in scheinbare Ruhe versunken ist, doch leicht excitirt, wozu schon der Reiz der Geschwulst und Verhärtung, theils auch eine äußerliche Reizung Veranlassung geben kann. Von nun an wird die plastische Kraft rege, und geht wegen der Störung der Norm auf Bildung eines fehlerhaften Products, auf Veränderung und endlich auf Zerstörung der organischen Form. Die äußern Veranlassungen zum Skirrhus sind am häufigsten Verletzungen durch Stoß oder Druck auf diese Theile, durch hohen Grad von Kälte, zuweilen auch durch heftig wirkende Mittel. Darum ist es von der größten Wichtigkeit, diese Theile vor solchen schädlichen Einwirkungen zu schützen. Innere Veranlassungen sind Entzündungen dieser Theile, welche nicht durch Eiterung ausgeglichen werden, Störung der Nervosität durch anhaltende deprimirende Affecten, besonders durch Kummer. In Rücksicht der Heilung des Skirrhus kommt alles darauf an, ob er noch gutartig, oder schon bösartig sey. Der erstere kann noch geheilt werden, der letztere nicht. Oefter aber als man gewöhnlich glaubt, ist der Skirrhus noch gutartig und heilbar, nur darf man keine Zeit versäumen und keine unzweckmäßigen Mittel anwenden. Unzeitige Verschämtheit, Versuche mit Hausmitteln und Pflastern, von Unkundigen angepriesen, haben nur gar zu oft Veranlassung zu den traurigsten Uebeln gegeben. Am schädlichsten sind alle die Mittel, welche einen so starken Reiz auf die Drüsenverhärtung ausüben, daß dadurch die schlafende plastische Kraft geweckt, der falsche Productionstrieb erregt wird. Dies befördert jederzeit den Uebergang des gutartigen Skirrhus in die Bösartigkeit, macht denselben schmerzhaft, größer, härter, höckericht, und verursacht einen schnellern Uebergang in den Krebs. So sehr man also zwar eilen muß, jedem Skirrhus durch zweckmäßige Mittel zu begegnen, so bald man seine Entstehung bemerkt, so sehr muß man sich vor jenen Mitteln, und vor denen, welche sie anpreisen, hüten. Jeder Skirrhus muß mit den mildesten, sanftesten Mitteln behandelt, und besonders vor Erkältung, vor neuen Verletzungen durch Druck und Stoß in Acht genommen werden. H.

Verhau oder **Verhack** ist eine Verschanzung mit gefällten Bäumen, welche der Länge nach mit und über einander gelegt, und mit den Aesten in einander geflochten werden. Verhaue werden gewöhnlich angelegt, wo man den Durchgang eines Feindes durch einen Wald verhindern will. Größtentheils sind die Verhaue versteckt, d. h. im Verborgenen angelegt, und können es auch um so leichter seyn, da das Material von der Art ist, daß man es von den Umgebungen nur schwer unterscheidet, theils weil sie ihrer Natur nach gewöhnlich sich in Oertern befinden, wo ihre Entdeckung schwer ist. Der Gebrauch der Verhaue, als die natürlichste Befestigungskunst, ist sehr alt; doch nennt sie Cornelius Nepos eine neue Kunst, wo er von den Verhauen spricht, womit sich Miltiades auf dem marathonischen Schlachtfelde vor der persischen Reiterei schützte.

Verjährung (lat. usucapio, praescriptio) ist die Erlangung des Eigenthumsrechts durch einen unverrückten, ungestörten Besitz. Man erlangt das Eigenthum einer Sache oder eines Rechts, wenn man auf eine Art dazu gekommen ist, durch welche das Eigenthum erlangt werden kann, z. B. durch Kauf, Schenkung, Erbschaft u. s. w., und wenn man eine Sache oder ein Recht eine gewisse, in den Gesetzen vorgeschriebene Zeit hindurch besessen hat. Diese gesetzlich bestimmte Zeit ist verschieden, theils nach den verschiedenen Rechten, theils wenn von beweglichen oder unbeweglichen Sachen die Rede ist. Nach sächsischen Rechten ist die zur Verjährung bei beweglichen Sachen erforderliche Zeit ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage, bei unbeweglichen Sachen aber, und die ihnen gleichgeachtet werden, so wie bei Rechten und Befugnissen, einunddreißig Jahre, sechs Wochen und drei Tage, von der Zeit des erlangten Besitzes an zu rechnen.

Verklärung, s. d. Art. Transfiguration.

Verkohlen, s. im Anhang.

Verlagsrecht, s. im Anhang.

Verlöbniß, s. d. Art. Sponsalien.

Verlorene Posten nennt man im Kriege diejenigen Schildwachen, die auf den äußersten Punkten des Lagers oder des Biwachtes gegen den Feind aufgestellt sind.

Vermächtniß (Legatum) ist dasjenige, was jemand nicht als Erbe aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen zugewendet bekommt, sondern nur aus Auftrag des Testators an den Erben. Bei dem Vermächtniß ist nöthig, daß der, der es gemacht, das Recht zu testiren hatte, und daß der, der es empfängt, in dem Stande sey, Erbschaften anzunehmen. Die Errichtung eines Vermächtnisses kann den Legatarien so wie den Erben auferlegt werden, doch erstern auf nicht mehr, als der Betrag ihres Legats sich erstreckt, und letztern darf, wenn sie Notherben sind, der Pflichttheil dadurch nicht geschmälert werden. Gegenstände des Vermächtnisses können alle diejenigen seyn, die sich in commercio Privatorum befinden. Ist die Sache eine fremde, und wußte dies der Erblasser, so muß der Erbe sie oder den Werth derselben geben; ist die Sache Eigenthum des Erben, und der Erblasser hielt sie für seine eigene, so muß er sie ebenfalls geben; hat der Legatar die vermachte Sache schon in Besitz, und hat er sie titulo onerose erworben, so bekommt er zurück, was er dafür gegeben; hat er sie titulo lucrative, so wirkt das Vermächtniß nicht

weiser. Das Vermächtniß ist entweder purum, d. h. ohne alle Einschränkung jemand hinterlassen, oder conditionatum, d. h. unter gewissen dem Legatar aufgelegten Bedingungen, oder sub modo, d. h. dem Legatar ist der Zweck, wozu er das Vermächtniß zu verwenden hat, vorgeschrieben, oder auch die, d. h. eine Zeitbestimmung beigefügt, von welcher an, oder bis zu welcher der Legatar das Vermächtniß genießen soll. (Siehe übrigens d. Art. Legat.)

Vermessen. Man bezeichnet hierdurch die vollständige geometrische Ausmessung einer Gegend, und unterscheidet sie von einer bloßen Messung dadurch, daß diese die eigentliche Maßbestimmung einer Linie oder Fläche zum Gegenstande hat, jene aber, die detaillirte Bestimmung aller örtlichen Verhältnisse in dem vorgeschriebenen Umfange erheischt, und eigentlich mit dem, was man unter einer Aufnahme versteht, übereinkommt. Die Vermessungen können über ganze Länder sich erstrecken, oder auch nur einzelne Güter, Besitzungen und Gehöfte zum Gegenstande haben. Bei Vermessungen ganzer Länder muß jedesmal der Zweck mit berücksichtigt werden, den solche zum Gegenstande haben, und so hat man rein topographische, topographisch-militärische Vermessungen, statistische Vermessungen, Cameralvermessungen, Steuervermessungen u. s. w., wo bei jeder Branche dasjenige in der Natur besonders berücksichtiget wird, womit sich die Vermessung befassen soll. — Alle ausgebreitete Vermessungen erheischen sehr geschickte und zuverlässige Geometer, die nicht bloß die Routine ihres Geschäfts kennen, sondern auch astronomische Ortsbestimmungen, Gradmessungen und die Bedingungen des Zwecks der Vermessung, zu würdigen und anzuwenden verstehen; aus diesem Grunde sind auch dergleichen brauchbare Subjecte höchst selten zu finden, besonders da man bei höheren Bildungsanstalten noch nicht darauf hinlänglich Rücksicht genommen hat. — Zu den großen Vermessungen bedient man sich der besten und zuverlässigsten Meßinstrumente, die man früher vollkommen nur in England zu bekommen glaubte, neuerdings aber durch die rühmenswerthen Bemühungen des Mechanikus Reichenbach in München, von dort her, eben so gut, wo nicht besser gefertiget erhält. — Der Nutzen der Vermessungen und die daraus hervorgehenden Karten sind für eine jede Staatsverwaltung, besonders aber fürs Cameral- und Steuerfach, von sehr großem Nutzen, indem durch ihre Hülfe man erst im Stande ist, die örtlichen Verhältnisse eines Landes zu beurtheilen, und darnach die nöthigen Bestimmungen und Einrichtungen zu treffen. P. S.

Vermögen (Nationalökonomie) ist die Masse vorhandener Güter; diese Masse im Besitze einzelner Staatsbürger heißt Privatvermögen, die Gütermasse aller Bürger im Staate bildet das Volks- oder Nationalvermögen (s. d. Art.), und diejenige Gütermasse, in deren Besitz sich die National- oder Volksgesammtheit befindet, heißt Staatsvermögen. — Wie die Güter doppelter Art sind, geistig und sinnlich, so gibt es auch eine doppelte Art von Vermögen, nämlich geistiges und sinnliches Vermögen. Zu dem geistigen Vermögen gehören die Talente, Fähigkeiten und Kenntnisse, wodurch der Mensch in den Stand gesetzt wird, theils selbst Güter hervorzubringen, theils von der Natur geschaffene Dinge aufzusuchen und wegzunehmen,

und mit ihnen diejenige Veränderung vorzunehmen, wodurch sie zu Gütern erhoben werden. Das sinnliche Vermögen umfaßt alle Güter, welche irgend einen sinnlichen Stoff enthalten, also Nahrungsmittel, Werkzeuge, Gebäude u. s. w. Wie groß auch immer der Werth der geistigen Güter seyn mag, so ist derselbe doch stets nur ein Gebrauchswerth, nie ein Tauschwerth, letzterer kann bloß bei sinnlichen Gütern Statt finden, daher kann auch das geistige Vermögen zwar einen hohen Gebrauchswerth, jedoch nie einen Tauschwerth besitzen, wohl aber das sinnliche. K. M.

Vermont, einer der 22 Staaten Nordamerika's, welcher von dem brittischen Gouvernement Quebeck, von Newhampshire, Newyork und Massachusetts umgeben ist, und auf einem Areal von 476½ QM. 1810 217,895 meistens brittische Abkömmlinge in 13 Grafschaften und 246 Ortschaften zählte. Der Staat hat die nämlichen Producte wie Massachusetts und das übrige Neuengland, ist 1790 in den Staatenbund aufgenommen, und hat eine aristo-demokratische Verfassung. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen einer Assembly, an der Spitze der vollziehenden steht ein Gouverneur, ein Vicegouverneur, und 12 Räthe, die ihren Sitz zu Montpelier haben.

Vernageln, eine Canone, heißt in das Zündloch derselben eine Art Nagel, welcher vorn einen Haken und auf der Seite einen Widerhaken hat, schlagen. Dadurch wird das Geschütz unbrauchbar. Man nimmt zum Vernageln der Kanonen dann seine Zuflucht, wenn sie unrettbar in die Hände der Feinde fallen sollten, um diesen, wenn auch Trophäen, doch wenigstens unbrauchbare zu hinterlassen.

Vernet (Joseph), ein berühmter Maler, wurde 1712 zu Avignon geboren, kam als Jüngling nach Paris, und erlangte bald den Ruhm, in Seestücken alle Maler seiner Zeit zu übertreffen. Er malte alle französischen Seehäfen, eine Suite von Gemälden, die unübertrefflich sind. Niemand wußte so treu und wahr die Ruhe der See und die Stürme, die leichten Bewegungen und Lichtreflexe auf den ruhigen Wellen auszudrücken, wie Vernet. Seine Anlagen hatte er durch unablässiges Studium der Natur vervollkommnet und sich in seiner Jugend deswegen oft den größten Gefahren ausgesetzt. Während seines Aufenthaltes in Rom suchte er alle interessanten Situationen auf, studirte alle Lichtwirkungen und Helldunkel, welche die Dünste und die zufälligen Stellungen der Wolken jede Stunde des Tages und der Nacht hervorbringen. Seine Bilder werden zu hohen Preisen bezahlt, und zogen bei den jährlichen Kunstausstellungen im Louvre vor allen andern die Bewunderung auf sich. Vernet starb zu Paris den 5ten December 1789. Der Kupferstecher nach seinen Werken gibt es unzählige.

Vernunft, das höhere Erkenntnißvermögen, das Vermögen, sich seiner Persönlichkeit, als solcher, bewußt zu seyn, ist der große Markstein, der Thier und Menschheit scheidet, die schöne Beglaubigung seiner himmlischen Herkunft. Die Principien der kritischen Philosophie schränken den Gebrauch der Vernunft blos auf mögliche Erfahrung ein; allein diese Principien können selbst transscendent werden, und die Schranken unserer Vernunft für Schranken der Möglichkeit der Dinge selbst ausgeben, wenn nicht

eine sorgfältige Kritik die Gränzen unserer Vernunft auch in Ansehung ihres empirischen Gebrauchs bewachte. So mochte der Skepticismus anfangs bloß zu Gunsten des Erfahrungsgebrauches der Vernunft alles für nichtig und grundlos erklären, was diesen Erfahrungsgrundsatz übersteigt. Als man aber endlich inne ward, daß doch die nämlichen Grundsätze a priori, deren man sich bei der Erfahrung bediente, noch weiter führen könnten, fing man an, selbst die Erfahrungsgrundsätze zu bezweifeln. Man konnte nämlich nicht bestimmen, wie weit und warum nur bis dahin und nicht weiter der Vernunft zu trauen sey; dieser Verwirrung aber kann nur durch förmliche und aus Grundsätzen gezogene Gränzbestimmung unsers Vernunftgebrauchs abgeholfen werden. Erfahrung thut der Vernunft niemals völlig Genüge; sie weis't uns in Beantwortung der Fragen immer weiter zurück, und läßt uns in Ansehung des völligen Aufschlusses derselben unbefriedigt. Wer kann sich bei der bloßen Erfahrungserkenntniß in allen cosmologischen Fragen, von der Weltdauer und Weltgröße, von der Freiheit oder Naturnothwendigkeit befriedigen? denn wir mögen es anfangen wie wir wollen, so gebiert jede nach Erfahrungsgrundsätzen gegebene Antwort immer eine neue Frage. Diese will nun wieder beantwortet seyn, und da dieses so fortgeht, so thut sich dadurch die Unzulänglichkeit aller physischen Erklärungsarten zur Befriedigung der Vernunft deutlich dar. Endlich wer sieht nicht bei der durchgängigen Zufälligkeit und Abhängigkeit aller Erfahrungsgegenstände die Unmöglichkeit, bei diesem stehen zu bleiben? wer fühlt sich nicht nothgedrungen, in dem Begriffe eines höchsten Wesens Ruhe und Befriedigung zu suchen? — Den deistischen Begriff des Urwesens aber muß man einräumen, weil die Vernunft in der Sinnenwelt durch lauter Bedingungen, die immer wiederum bedingt sind, getrieben wird. Und so kann uns nichts hindern, von diesem Wesen eine Causalität durch Vernunft in Ansehung der Welt zu prädiciren, und so zum Theismus überzuschreiten. — Es wird übrigens das Wort Vernunft noch in gar vielfältigen Beziehungen und in gar mannichfaltigen Bedeutungen gebraucht; nämlich als bloßer Gegensatz der Sinnlichkeit, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), daher freier Gebrauch der Vernunft. Das Unvermögen, sich seiner Vernunft ohne Leitung eines Andern zu bedienen, ist Unmündigkeit (s. d. Art.) Geübte Vernunft heißt Aberwitz. Das Zeitverhältniß der Gelangung zum vollständigen Gebrauch der Vernunft kann bei dem Menschen in Ansehung seiner Geschicklichkeit etwa im zwanzigsten, das in Ansehung der Klugheit im vierzigsten, endlich das der Weisheit im sechzigsten anberaumt werden. — Kant hat die Benennung theoretische und practische Vernunft eingeführt, meint aber damit nicht, daß es eine doppelte Vernunft gebe, sondern nur daß ein und dieselbe Vernunft das Vermögen sey, eine Erkenntniß auf zweierlei specifisch verschiedene Art auf einen Gegenstand zu beziehen; einen zwiefachen Gebrauch der Vernunft: den theoretischen, durch den ich a priori erkenne, daß etwas sey, und den practischen durch den ich a priori erkenne, daß etwas geschehen soll. — Gesunde Vernunft, d. h. Vernunft in dem Zustande, als sie jedem nicht verbildeten Menschen beiwohnt, nämlich in dem Zustande,

wo weder körperliche noch geistige Krankheit darauf verderblich eingewirkt hat.

Verona, eine alte, große und weitläuftige Stadt in Oberitalien, ehemals den Venetianern, jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche gehörig, und der Hauptort einer Provinz gleiches Namens. Sie liegt an der Etsch in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Ebene, die besonders, wenn man aus den tyroler Gebirgen in dieselbe kommt, einen reizenden Anblick gewährt. Die Stadt hat fast zwei Meilen im Umfange, verschiedene große freie Plätze, ansehnliche, aber auch mitunter alte Gebäude, und zum Theil schlechte Gassen. Die Zahl der Einwohner wird auf 56,000 angegeben. Es gibt hier viele Seiden-, Wollen- und Lederfabriken. Der Handel, der von hier aus zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz getrieben wird, ist nicht mehr so lebhaft wie ehemals, aber doch immer noch beträchtlich. Es gibt hier sehr viel Ueberreste römischer Alterthümer, besonders einen großen Reichthum an alten Bildhauerwerken; die berühmte Maffeische Sammlung enthält einen Schatz von Alterthümern. Sehenswürdig ist das hiesige alte römische Amphitheater, das mehr als 22,000 Menschen fassen konnte. Es ist unter allen aus dem Alterthume uns übrig gebliebenen Denkmälern dieser Art am besten erhalten, es wird aber auch alle Jahre auf Kosten der Stadt ein Theil desselben neu hergestellt. Verona ist die Mutter und Pflegerin berühmter Gelehrten und Künstler, die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des ältern Plinius, des Vitruvius, Julius Cäsar, Scaliger, Scipio Maffei u. A. Die Familie der Scaliger beherrschte die Stadt im 13ten und 14ten Jahrhunderte, sie wurde ihnen aber von den Venetianern entrissen.

Verpuffen (chemisch) nennt man das mit einem heftigen Knalle verbundene Entzünden der Salpetersäuern, wenn sie mit glühendheißen brennbaren Substanzen in Berührung gebracht werden. Diese merkwürdige Erscheinung wurde nach Stahls System aus dem Brennstoffe erklärt, das antiphlogistische System hingegen erklärt sie dadurch, daß sich aus dem Salpeter durch die Glühhitze Lebensluft entwickle, und diese das lebhafte Verbrennen des denselben berührenden Körpers verursache. Durch diese Zersetzung wird der Stickstoff in dem Salpeter frei, und geht als Stickgas fort. Der heftige Knall entsteht durch die ungemein starke und schnelle Entwickelung des Wärmestoffs, der die Luft plötzlich ausdehnt.

Vers, Versmaß, s. im Anhang.

Versailles, eine französische Stadt, belegen in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebene des Departements Seine-Oise, 2½ Meilen von Paris. Hier stand bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts nur ein unbedeutendes Jagdschloß, das zuweilen von den Monarchen besucht wurde, in einem eben so unbedeutenden Orte; Ludwig XIV. beschloß, aus dieser einer Wüste ähnlichen Ebene einen seines prächtigen Zeitalters und seiner Größe angemessenen Wohnplatz für Könige zu schaffen, und legte von 1661 bis 1678 mit einem ungeheuern Aufwande eins der prächtigsten Lustschlösser an, um das sich bald eine Stadt reihete, deren Volksmenge auf 100,000 Köpfe anwuchs. Versailles war die Residenz der drei Bourbonen, Ludwig XIV., XV., und XVI., und aller hohen Centralbehörden bis 1789, — in welchem Jahre Lud-

wig XVI. am 6ten October Versailles zu verlassen, und zu Paris sein weiteres Schicksal zu erwarten gezwungen wurde. Da mit dem Könige natürlich der ganze Hof und die ganze Regierung den Ort verließ, so verödete Versailles eben so schnell, als es angewachsen war. Doch that Napoleon sehr viel, um ihm wieder aufzuhelfen, und ließ auch das Schloß, das zu verfallen anfing, wieder herstellen. Versailles ist jetzt die Hauptstadt des Departements, worin es liegt, der Sitz eines Bischofs, einiger gelehrten Gesellschaften, einer Mahler-, Musik-, Artillerie- und Genieschule, und zählte in 2950 Häusern 1806 26,637 Einwohner, die mancherlei Arten von Kunstfleiß, besonders aber große Gewehr- und Uhrenfabriken unterhalten. Das Schloß enthält noch immer sehr viele Sehenswürdigkeiten, besonders die Capelle, die Prinzentreppe, die prächtige große Gallerie mit kostbaren Schildereien, den Herculessaal, den Salon de Guerre und den Schauspielsaal. Der Garten ist ganz in französischem Geschmacke, aber reich an Springbrunnen, Grotten, Statuen von Bronze, Alabaster und Marmor, und einer ausgesuchten Orangerie. Im Umfange des Parks liegen auch die Villen le Grand und Petit Trianon, beide von Ludwig XIV. angelegt; ein Fenster in dem letztern gab bekanntlich die Veranlassung zu dem Kriege von 1687, den Frankreich zwar mit einer großen Kraft, aber mit erheblichem Verluste führte. Ludwig XIV. zürnte nämlich mit Louvois, weil ein Fenster im petit Trianon nicht das gehörige Ebenmaß hatte; der Minister stürzte hierauf den König, um ihn dermaßen zu beschäftigen, daß er sich um keine Bauten bekümmern könne, in jenen großen Krieg, dessen Ausgang der Anstifter doch nicht erlebte. Uebrigens wurde zu Versailles 1783 der berühmte Friede geschlossen, welcher Nordamerika von dem brittischen Reiche trennte.

Verschanzung im Allgemeinen ist jeder Aufwurf von Erde, um die dahinter gestellten Soldaten gegen das feindliche Feuer zu decken, und ihnen Gelegenheit zu geben, sich mit Vortheil gegen einen überlegnen Gegner zu vertheidigen, speciell bezeichnet man damit entweder ein großes zusammenhängendes Werk oder eine nach gewissen Grundsätzen angelegte Kette einzelner Schanzen, die sich unter einander unterstützen. — Die gemachten Erfahrungen benutzend, hat man nach und nach eine eigne, auf mathematischen Principien, beruhende Wissenschaft, die **Verschanzungskunst**, gebildet, in welcher die vortheilhafteste Construction und Einrichtung jeder Art von Schanzen, deren Verstärkungsmittel, ihre Anwendung, so wie die Art des Angriffs und der Vertheidigung gelehrt wird. — Wenn im Anfange nur Verschanzungen für vorübergehende Zwecke gebaut wurden, so führte das Bedürfniß doch schon sehr früh auf Befestigungen von längerer Dauer und größerm Umfang (feste Orte, Festungen), und es entstand so die Lehre von der Festungsbaukunst, wonach denn jetzt die gesammte Lehre der Befestigung in die **Feldverschanzungskunst** (fortification passagère) und **permanente Befestigungskunst** (Festungsbaukunst, fortification royale oder permanente) zerfällt; das Detail beider kann hier nicht weiter erörtert werden.

Verschollen wird diejenige Person genannt, welche sich seit langer Zeit in der Fremde befindet, und von der man voraussetzen kann, daß sie nicht mehr am Leben sey. Die gerichtliche Verschollenerklärung erfolgt, wenn von dem Leben und Aufent-

halte einer Person nach mehrern, durch die öffentlichen Zeitungen verbreiteten gerichtlichen Vorladungen nichts bekannt wird, und die Person bereits zu einem hohen Alter gelangt seyn müßte. Die Altersbestimmungen sind verschieden nach den verschiedenen Gesetzgebungen.

Verschwörung, s. im Anhang.

Versetzungszeichen heißen in der Musik diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines natürlichen oder Haupttones (so nennt man nämlich die sieben Töne: c, d, e, f, g, a, h) auf dem Notenplan (d. i. die sichtliche Darstellung der Töne durch Noten und andre Zeichen) angedeutet wird. Solcher Versetzungszeichen sind viere. Nämlich 1. das Kreuz ♯, welches einen natürlichen Ton um einen kleinen halben Ton (die das Verhältniß zweier verschiednen Töne auf derselben Stufe, erhöht; 2. das Be (b), welches einen natürlichen Ton um eben so viel erniedrigt; 3. das einfache Kreuz X, welches einen schon durch ♯ erhöhten Ton nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; und 4. das Doppelte (bb) oder b), welches einen schon durch b erniedrigten Ton nochmals um eben so viel erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste Größe zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequadrat, oder auch schlechthin das Quadrat ♮, angezeigt. Das Quadrat also hebt die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones auf. Ein einfach erhöhter Ton wird durch das ♮ um einen kleinen halben Ton erniedrigt, z. B. c (der natürliche Ton), ♯c (cis) einfache Erhöhung; ♮c (c) Aufhebung der Erhöhung. Ein einfach erniedrigter Ton wird um eben so viel wieder durch Bequadrat erhöht, z. B. d (natürlicher Ton), bd (des) Erniedrigung; ♮d (d) Aufhebung des des. — Ferner, soll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht (d. h., also zu einem einfachen erhöhten oder erniedrigten Tone) werden, so wird vor die Note das erfoderliche einfache Versetzungszeichen und das Quadrat zugleich gesetzt. Soll aber ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton wieder ganz in seine natürliche Größe zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt, z. B.

c . . . . . ♯c (cis) . . . . . Xc (cisc is.)
(Natürlicher Ton.) (Einfache Erhöhung.) (Doppelte Erhöhung.

♮♯c (cis) . . . . . ♮♮c (c natürliche)
(Aufhebung der Erhöh. zur Hälfte.) (Ganze Aufhebung.)

oder ferner:

d . . . . . bd (des) . . . . . bbd (desdes)
(Natürl. Ton.) (Einf. Erniedrigung.) Dopp. Erniedrigung.

♮bd (des) . . . . . ♮♮d (d natürl.)
(Halbe Restitution.) (Ganze Restitution.)

Die Versetzungszeichen, nämlich das ♯ und b, heißen wesentliche, wenn sie die in einer Tonleiter (oder Tonart) wesentlich begründeten nothwendig erhöhten oder erniedrigten Töne bezeichnen. In diesem Fall werden sie nicht jedesmal unmittelbar vor die Note, sondern zu Anfang eines Tonstücks, oder eines Satzes zwischen den Schlüssel und das Tactzeichen, auch gewöhnlich zu Anfang einer jeden Notenzeile, und zwar auf diejenige Stufe, auf welche der durch sie erhöhte oder erniedrigte Ton gehört, gesetzt, und heißen dann: die Vorzeichnung (franz. clef) einer Tonleiter. Bezeichnen die Versetzungszeichen aber nur solche erhöhte oder erniedrigte Töne, die nicht in diejenige Tonart, in welcher modulirt wird, gehören, sondern nur durch den Lauf der Modulation zufällig erscheinen, so werden die Zeichen (des ♯ oder b) jedesmal unmittelbar vor die durch sie zu erhöhende oder zu erniedrigende Note gesetzt, und heißen dann zufällige Versetzungszeichen. In Ddur z. B. ist das ♯ auf den Stufen von c und f wesentliches Versetzungszeichen, weil es die in die Tonleiter von Ddur wesentlich gehörigen Töne cis und fis bezeichnet. Wird hingegen zufällig das in die Tonleiter von Ddur gehörige g (ohne Veränderung der Tonart) durch ein ♯ erhöht, also zu gis, so ist das ♯ vor g ein zufälliges Versetzungszeichen, weil es hier nur einen Ton bezeichnet, der nicht in der Tonleiter von Ddur begründet ist. Sowohl die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen, als das Aufhebungszeichen, werden übrigens auch bei Bezeichnung der Töne durch Ziffern, im sogenannten Generalbaß angewandt, und folglich mit unter die Signaturen des Generalbasses gerechnet. F. U.

Versöhnung ist schon zwischen Menschen, die nach verderblichem Zwist einander wieder entgegenkommen, und friedlich die Hände reichen, eine der schönen Handlungen wahrer Humanität. Ihre gegenseitige Liebe ist nun herzlicher, als vor dem Ausbruche ihrer Feindschaft; sie erkennen freudiger das Gute an, das neben manchen Mängeln doch jeder von beiden besitzt, und die wechselseitige Verzeihung alles erlittenen Unrechts bekräftigt ihren Vorsatz, neue Beleidigungen zu vermeiden, ja sich des wiedergewonnenen Vertrauens durch ein tadelloses Verhalten würdig zu machen, und einander desto gütiger zu begegnen, je ärger vorher die Verletzung gewesen war. So macht die Stunde der Versöhnung selbst ungebildete, sonst harte Menschen feinfühlender und willfähriger, nun aus Liebe zu leisten, was sie vorher der Gerechtigkeit verweigerten. Mit tiefer Beziehung auf die Eigenheit des menschlichen Gemüths wendet daher die Sprache des biblischen Christenthums den Ausdruck „Versöhnung" an, um die Wiedervereinigung des sündigen Menschen mit Gott zu bezeichnen. Zwar ist von Seiten Gottes nichts geschehen, was die Menschen Beleidigung nennen könnten, noch eine Aufwallung des Zorns über ihre Sünden in seinem unveränderlichen Wesen denkbar. Er ist ewig die Liebe selbst, und bedarf keiner Versöhnung mit den Menschen, deren Fehltritte seine unendliche Seligkeit nicht zu trüben vermögen. Aber verletzt haben sie durch ihre Sünden die Idee der Heiligkeit Gottes, die in ihrem Gewissen wohnt und nach ihrer auf die Analogie menschlicher Verhältnisse gegründeten Ansicht muß bei

diesem Bewußtseyn des Gedanke, er sey erzürnt, er verwerfe sie als Uebertreter seiner Gesetze und Gegenstände seiner Strafgerechtigkeit, sich ihnen zudrängen, und sie mit unkindlicher Furcht und Bangigkeit erfüllen. Den Jammer dieses Zustandes, den jeder nur einmal zur Besinnung gekommene Sünder kennt, zu stillen kam der Sohn Gottes in die Welt. Sein vorwurfsfreies, heiliges Leben zeigte den Menschen, wie sie seyn müssen, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, und der Kreuzestod, in den er sich freiwillig und als Sühnopfer für die Sünden der Welt hingab, sollte seine an solche Sühnopfer gewöhnten Zeitgenossen überzeugen, er habe ihre Schuld auf sich genommen, und denen, die ihm nachfolgen, den Zugang des kindlichen Vertrauens zu Gott wieder geöffnet. Aber auch ohne diese zunächst historische Beziehung hat der Tod Jesu für die Menschen aller Zeiten nach der biblischen Lehre den Werth einer göttlichen Bürgschaft, daß die gefürchteten Strafen ihnen erlassen, und alle die Sünden vergeben seyn sollen, die sie nach empfangner Erkenntniß dieses Heils nicht muthwillig wieder begehen. So sind die Menschen durch Christum mit Gott versöhnt, die Hand zum Frieden ist ihnen in seiner Religion vom Himmel dargeboten: sie dürfen sie nur im Glauben ergreifen, und sich daran zu neuem kindlichen Gehorsam gegen Gott aufrichten, um in Christo ihren Versöhner zu erkennen, der ihre Wiederaufnahme in das Reich der Gnade Gottes vermittelt und ihnen Gewißheit von der Vergebung ihrer Sünden verschafft hat. Alle christliche Confessionen stimmen im Glauben an diese Versöhnung der sündigen Menschen mit Gott und in dem unabweislichen Grundsatze überein, daß nur diejenigen, die Christo in Gesinnung und Wandel ähnlich werden, in der Zuversicht auf die durch seinen Tod bewirkte Versöhnung Beruhigung wegen der, nach menschlichen Rechtsbegriffen sonst unausbleiblichen, ewigen Folgen ihrer Fehltritte finden können. Diese Versöhnungslehre ist zugleich für die Gläubigen unter den Christen das Wort des Räthsels, welches die neuerte Identitäts-Philosophie sich in ihrer Theorie des Abfalls der Welt von Gott aufgegeben hat. B.

Verstand, gleichbedeutend mit Vernunft, also in seinem weitesten Umfange, heißt das Vermögen der Erkenntniß überhaupt; insbesondere aber bezeichnet er das Vermögen, Vorstellungen zu trennen oder zu verbinden, den Gegenstand der Vorstellung zu denken, d. i. durch Begriffe sich etwas vorzustellen, oder den Gegenstand zu erkennen. In engster Bedeutung wird der Verstand auch als das Vermögen der Regeln aufgefaßt. — Gemeiner Menschenverstand ist das Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regeln in concreto. Er ist also von dem speculativen Verstand unterschieden, welcher ein Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regel in abstracto ist. So wird der gemeine Verstand die Regel, daß alles, was geschieht, vermittelst seiner Ursache bestimmt sey, kaum verstehen, und niemals so im Allgemeinen einsehen; er fodert ein Beispiel. Der gemeine Verstand hat also weiter keinen Gebrauch, als in so fern er seine Regeln in der Erfahrung bestätigt sehen kann; der speculative Verstand hingegen sieht diese Regel a priori, und unabhängig von der Erfahrung ein. Dies liegt ganz außer dem Gesichtskreise des gemeinen Verstandes, folglich auch die Metaphysik. — Der Streit zwischen dem gesunden Menschenverstande und der philosophi-

reinen Vernunft ist an sich naturgemäß, und jener tritt mit dem Scheine des Sieges um so selbstgefälliger hervor, je mehr diese sich in dem Gebiete der Speculation verliert. Bei solchen Verirrungen wendet sich dann ein großer Theil der unbefangenen Beobachter zum Entgegengesetzten, und bewahrt sich vor den Irrthümern einer Art, um in Irrthümer anderer Art zu gerathen. Man spricht daher oft von einer Philosophie des gesunden Menschenverstandes, ohne aber über die Sache reifer nachgedacht zu haben, als über so manche, über die im Leben gewortwechselt wird. Wenn der Verstand als das Vermögen, als welches wir ihn oben definirten, betrachtet wird, so kann von einer Philosophie des Verstandes nicht die Rede seyn. Freilich hat man ihn auch vielfältig, selbst in der Wissenschaft, mit der Vernunft verwechselt; bei solcher Verwechslung kommt es vor allem auf Verständigung über die Bedeutung des Wortes an.

Versteigerung, s. d. Art. Auction.

Versteinerungen (Petrefacten) sind abgestorbene organische Körper, die eine so ungestörte Lage erhalten haben, daß sie anstatt zu verwesen und in Erde zu zerfallen, ihre Bildung beibehalten haben, mit fremden Erdtheilen durchdrungen, und durch die Länge der Zeit verhärtet und steinartig geworden sind. Mit Ausnahme der Vögel, von denen keine Petrefacten erweislich sind, findet man Versteinerungen von verschiednen Arten der Säugthiere, Amphibien, Fische und Insecten. Aus dem Pflanzenreiche findet man Abdrücke von ganzen Gewächsen oder ihren Theilen, meistens Farrenkräuter, in den sogenannten Pflanzenschiefern, und versteinertes Holz. Die Petrefacten finden sich an einem Orte häufiger als an einem andern, aber es wird wenig Gegenden auf der Oberfläche der Erde geben, die gar keine enthielten. Man hat Petrefacten auf sehr hohen Bergen — versteinerte Ammonshörner auf einem Berge in Savoyen 7844 Fuß hoch über der Meeresfläche — so wie im tiefen Abgrunde der Erde — Schieferabdrücke von Farrenkräutern in Steinkohlengruben in England, 2000 Fuß tief unter der Meeresfläche — gefunden, und man leitet diese Erscheinungen von einer ehemaligen, durch unterirdisches Feuer bewirkten Revolution unsrer Erde her.

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutscher Gerichtssprache ist Tag gleichbedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Diese Bedeutung des Tagens ist noch übrig in Tagfahrt, ein vom Gerichte angesetzter Termin, Landtag, Zusammenkunft der Stände des Landes und Tagsatzung, die Versammlung der Repräsentanten der verschiednen Cantone in der Schweiz. Vertagen insbesondre heißt, die Sitzungen einer solchen Versammlung einstweilen für beendigt erklären. Fast in allen repräsentativen Constitutionen haben die Regenten sich das Recht vorbehalten, die Sitzungen der Repräsentanten nach Willkür, wenigstens für einige Zeit, zu vertagen.

Vertebralsystem ist von dem gesammten Nervensystem diejenige Partie, welche zunächst von dem Rückenmarke ausgeht, oder mit ihm sich vereinigt. Es besteht also aus dem Rückenmarke selbst, und aus allen den Nerven, welche von demselben ausgehen. Das Rückenmark besteht aus ähnlicher Masse, wie das Gehirn (vergl. den Art. Rückenmark). Die von ihm ausgehenden Nerven sind theils und zunächst für die äußere Haut, für die

Muskeln des untern Theils des Gesichts, des Halses, des Rückens, der obern und der untern Gliedmaßen, theils zur Verbindung mit dem Nervensystem des Unterleibes und mit zur Bildung des großen sympathischen Nerven bestimmt. Alle diese Nervenfäden gehen von dem Rückenmarke ab, und aus dem Canal der Wirbelsäule durch die an der Seite derselben zwischen zwei Wirbelknochen sich bildenden Löcher heraus, und sind deren auf jeder Seite 30. Sobald jeder dieser Nerven aus dem Canal der Wirbelsäule durch das ihm zunächst entsprechende Loch auf der Seite desselben herausgetreten ist, theilt er sich in einen vordern und einen hintern Ast. Der vordere verbindet sich mit dem in der Brust und in dem Unterleibe auf jeder Seite herablaufenden großen sogenannten sympathischen Nerven, hilft dessen Knoten bilden, und steht dadurch auch in einiger Verbindung mit dem Nervensystem des Unterleibes; der hintere Ast geht mit seinen Verzweigungen in die zunächst befindlichen oben genannten Muskel- und Hautpartien. Von dem Gehirn zu dem Rückenmark, von diesem zu den Nerven des Muskelsystems und der Haut findet demnach ein ununterbrochner Zusammenhang Statt; von dem Rückenmark zu den Nervengeflechten des Unterleibes ist aber der Zusammenhang durch die Nervenknoten des sympathischen Nerven unterbrochen. Die Betrachtung über die Function des Vertebralsystems gibt die Erklärung über dessen organisch-materielle Darstellung. Wie in der Region der Reproduction das Nervensystem in scheinbarer Regellosigkeit von sehr vielen zerstreuten Centralpunkten ausgeht, und in stiller Thätigkeit seine Herrschaft allenthalben ausübt; wie in der Region der Sensibilität alles von einem Centralpunkt ausgeht, und in einen Punkt sich sammelt, daher die Nervenmasse in Kugelform sich bildet; so verbreitet sich das die Irritabilität beherrschende Nervensystem, alle Bewegung nach außen und nach innen vermittelnd, in die Länge strahlend und regelmäßig in die Region derselben. Die willkührliche Bewegung wird von dem Gehirn, dem Organ des Selbstbewußtseyns, in ununterbrochenem Zusammenhange selbst regiert; denn in der Regel erhalten alle Muskeln der freiwilligen Bewegung ihre Nerven von dem Rückenmarke. Die innere Bewegung der zur Reproduction gehörigen Organe, des Herzens, der Adern, der Gedärme u. s. w. sind der willkürlichen Einwirkung des Gehirns entzogen durch die Nervenknoten des Unterleibsnervensystems. In besondern Fällen, z. B. im Schlafe, in welchem die Macht und Thätigkeit dieses letztern Systems erhöht wird, kann es auch vorkommen, daß die Nervenknoten selbst die Fortleitung nicht aufhalten, sondern von den Nervengeflechten des Unterleibes rückwärts durch die Nervenäste des sympathischen Nerven nach dem Rückenmarke und von da in die Nerven der willkürlichen Muskeln eine fortlaufende Reizung und Einwirkung möglich gemacht und unterhalten wird, wodurch also die vorher bloß der Willkühr untergeordnete Muskelbewegung auch unwillkürlich durch ungewöhnliche Einwirkung von den Nerven des Unterleibes her erregt wird. Der Schlafende kann daher mancherlei Bewegungen vornehmen, ohne daß der Antrieb dazu von dem Gehirn mit Bewußtseyn und mit Willen geschieht, und ohne daß der Mensch nach dem Schlafe sich dessen erinnert. (S. d. Art. Traum.) Eben so kann im Wachen selbst eine unwillkührliche Muskelbewegung durch krankhafte heftige Einwirkung

auf drei Verordnungen von den Unterdrückungen angestellten Streitigkeiten, zu B. in St. Bartelemy, in manchen Art von Epilepsie von Wurmreiz entstanden, aber in andern Lähmungen und Zuckungen.

Vertheidigungsschriften, s. den Art. Defensionen.

Vertical (aus dem Lat. vertex, Scheitel) scheitelrecht in gerader Linie über dem Scheitel sich befindlich, z. B. die Sonne steht vertical. Daher **Vertical-Linie**, eine scheitelrechte Linie, d. i. eine gerade aufrechtstehende, die mit ihrer Grundlinie einen Winkel von 90° bildet. — **Vertical-Winkel**, Scheitelwinkel, sind zwei Winkel, die sich mit ihren Scheiteln oder Spitzen berühren. Sie entstehen, wenn zwei gerade Linien sich durchschneiden.

Vertot d'Aubeuf (René Aubert de), wurde den 25sten November 1655 in dem Schlosse Bennetot in der Normandie geboren, und trat wider den Willen seiner Aeltern in den Capuzinerorden. Da seine Gesundheit bei der Strenge dieser Ordensregel sehr litt, trat er 1677 in den Orden der Prämonstratenser, und wurde allmählig Secretär des Generals, Pfarrer und endlich Prior seines Stiftes. Der Einsamkeit des Klosterlebens überdrüßig, ging er 1705 nach Paris, und wurde Weltgeistlicher, und bald darauf Mitglied der Akademie. Seine Talente gewannen ihm bald mächtige Gönner; so wurde er dann Secretär der Herzogin von Orleans, und endlich 1715 vom Großmeister von Malta zum Historiographen des Ordens ernannt. Später erhielt er die Commende von Santeny. Vertot brachte die letzten Jahre seines Lebens unter den schmerzlichsten körperlichen Leiden hin, unter denen er auch am 15ten Juni 1735 starb. Als Geschichtschreiber hat er sich großen Ruhm erworben, und man betrachtet ihn als den Livius der Franzosen. Sein Styl ist ausdrucksvoll, und seine Art zu erzählen, leicht und gewandt. Er ist ohne Vorurtheile, und bei der Lectüre seiner Werke erräth man nicht, welcher Nation oder welchem Zeitalter er angehört habe. Seine Reflexionen sind treffend, gründlich und bestimmt, und immer mit einer edlen Einfalt vorgetragen. Man macht ihm den Vorwurf, daß er in der Wahl der Materien nicht umsichtig und streng genug gewesen, und daß er seine Erzählungen oft auf Kosten der Wahrheit ausgeschmückt habe; er hatte es in seiner Gewalt, die Leser zu Gunsten seiner Helden zu gewinnen, aber es fehlt ihm an kritischem Forschungsgeiste und tiefer Menschenkenntniß. — Seine vorzüglichsten Werke sind: L'Histoire des Revolutions de Portugal (deutsch, Regensburg 1788); L'Histoire des Révolutions de Suède; L'Histoire des Révolutions Romaines (deutsch, Wien 1802); L'Histoire de Malte (deutsch von F. J. Niethammer, Jena 1792); Traité de la mouvance de Bretagne; Histoire critique de l'établissement des Bretons dans les Gaules; und endlich mehrere Dissertationen.

Vertrag, Contract (pactum), eine zwischen zwei Menschen gegenseitig erklärte Einwilligung, welche eine Leistung zum Zwecke hat. Der Vertrag ist die einzig mögliche Art, wie ich die That eines Andern, zu der ich ihn nach Rechtsgesetzen bestimme, erwerben kann. Diese Erwerbung ist also jederzeit von dem Eigenthum eines Andern abgeleitet, und diese Ableitung muß ein

rechtlicher Act seyn. Dieser Act kann nun nicht blos negativ seyn, d. h. darin bestehen, daß einer das Seine verläßt, denn dadurch hört nur die Beschaffenheit auf, daß der Gegenstand das Seine eines Andern ist, er wird dadurch noch nicht das Seine wieder eines Andern, d. h. erworben. Erworben kann er nur durch Uebertragung werden, welche nur durch einen gemeinschaftlichen Willen möglich ist. Die beiden Personen, die ihren Willen im Vertrage vereinigen, werden Paciscenten genannt. Jedem Vertrage gehen zwei vorbereitende Acte, Angebot und Billigung, und zwei constituirende, Versprechen und Annehmung, vorher. Der Vertrag ist entweder ein ausdrücklicher, bei dem von beiden Seiten die Einwilligung ausdrücklich erklärt worden, oder ein stillschweigender, wo die Einwilligung, wenigstens von der einen Seite, durch Zulassung gegeben ist. In Rücksicht der daraus hervorgehenden Verhältnisse sind Contracte sehr mannichfaltig. Wir führen hier an a) pactum adiectionis in diem, ein dem Kaufcontracte angehängter Vertrag, der die Wirkungen des Kaufcontractes wegfallen sollen, wenn dem Verkäufer sonst bessere Bedingungen gebosten würden; b) pactum commissorium in genere, die dem Contract hinzugefügte Bestimmung, daß der Contract aufgehoben seyn soll, wenn einer der Contrahenten seine Verbindlichkeit innerhalb einer bestimmten Zeit nicht erfüllen sollte; c) pactum commissorium in specie, ein dem Pfandcontract angehängter Vertrag, vermöge dessen dem Gläubiger die verpfändete Sache ohne alle weitere Schätzung und ganz anheim fallen soll, wenn der Schuldner sie innerhalb einer gewissen Zeit nicht einlösen würde; d) pactum de retro-emendo, der Vertrag, wodurch sich der Verkäufer anheischig macht, die verkaufte Sache wieder zurückzukaufen; e) pactum de retro-vendendo, der Vertrag, vermöge dessen sich der Käufer verbindlich macht, dem Verkäufer bei gelegentlichem Wiederverkaufe die Sache wieder rückzuverkaufen; f) pactum reservati dominii, der Contract, wodurch sich der Verkäufer das Eigenthum der verkauften Sache so lange vorbehält, bis der Kaufpreis bezahlt ist; g) pactum remissorium, ein Vertrag, vermöge dessen die Gläubiger dem Schuldner einen Theil ihrer rechtmäßigen Foderung nachlassen, um das übrige desto sicherer zu bekommen.

Vertumnus oder Vortumnus, der Gott der Gartenfrüchte, auch der Vorsteher der Jahreszeiten. Er wird als ein Jüngling abgebildet, mit Früchten im Schooße, oder auch ein Füllhorn mit Früchten unter dem Arme tragend. Einige Dichter machen ihn zum Manne, andre bloß zum Liebhaber der Göttin Pomona; in dieser letztern Eigenschaft soll er verschiedne Gestalten angenommen haben — wahrscheinlich eine Andeutung der verschiedenen Jahreszeiten. Zu Rom wurde ihm zu Ehren im Monat October ein Fest, die Vertumnalia, gefeiert.

Verviers, eine niederländische Stadt in der Provinz Lüttich, am kleinen Flusse Wesdre, dem aber Verviers seinen Wohlstand verdankt; denn an demselben liegen die 30 großen Tuchmanufacturen, die die durch ganz Deutschland gehenden Wervierstücher liefern. Der Ort hat jetzt 850 Häuser und 9962 Einwohner. Außer der Tuchfabrication findet man daselbst auch Seifensiedereien, Scheidewasser- und Vitriolsiedereien, und backt sehr schmackhafte Pasteten.

Verwandtschaften, Bluts- oder persönliche, entstehen durch zwei Personen; in aufsteigender Linie werden ihre Aeltern und Großältern Verwandte, in absteigender ihre Nachkommen. Die Grade der Verwandtschaft werden nach den Generationen bestimmt; so sind sich z. B. Kinder von Geschwistern im zweiten Grade verwandt. Die Verwandtschaftsverhältnisse sind in Erbschafts- und Heirathsangelegenheiten von großer Bedeutung, indem nach denselben der Antheil und die Größe desselben bei Erbschaften, und die Zulässigkeit der Ehe bestimmt werden. Letztere richtet sich überdieß nach den religiösen Gesetzen eines Volks; in der catholischen Kirche hat sogar die geistliche Verwandtschaft, die aus der Taufzeugschaft entsteht, Einfluß. — Geistige Verwandtschaft nennt man Uebereinstimmungen oder gleichartige Richtungen in den Gemüthern zweier Personen. — Verwandtschaft der Körper, chemische oder Wahlverwandtschaft, ist die Neigung gewisser Stoffe, sich mit andern Stoffen zu verbinden. So findet man z. B. den Essig sehr geschickt, sich mit der Kreide zu vereinigen, und sie aufzulösen; daher sagt man, der Essig sey mit der Kreide verwandt. Unter Begünstigung der Umstände gibt ein Stoff sogar die Verbindung mit einem andern auf, um sich mit einem ihm näher verwandten zu verbinden. Um bei unserm vorigen Beispiele zu bleiben, so verläßt z. B. der Essig die Kreide wieder, wenn man reines Laugensalz zu der Auflösung setzt. Diese Verwandtschaft zeigt sich auf verschiedene Art modificirt, bei tausend Erscheinungen und Operationen in der Natur. Wir sehen sie in der gegenseitigen Anziehung von zwei glatt geschliffenen und polirten Glas-, Metall- und Marmorplatten; in dem Zusammenfließen der Tropfen, wenn sie einander zu nahe kommen; in den mannichfaltigen Niederschlägen, Auflösungen, Zerlegungen, Zusammensetzungen, und überhaupt in allen den Operationen, welche die Natur im Großen und die künstliche Chemie im Kleinen bewirkt. Durch die Wahlanziehung oder das gegenseitige Bestreben verwandter Materien, sich zu verbinden, entstehen Körper in der Natur und Kunst, und werden unter andern Umständen auch wieder zerstört. Die Verschiedenheit, welche man in der Wahlanziehung wahrnimmt, hat zur Unterscheidung mehrerer Arten derselben Anlaß gegeben, obgleich alle auf einem gemeinschaftlichen Princip beruhen, und nur Eine einzige Kraft voraussetzen. Den Grund der Wahlverwandtschaft, Affinität, Wahlanziehung, oder wie man diese Erscheinung sonst noch nennen mag, weiß die Naturkunde nicht anzugeben. Einige Naturforscher, die Atomisten, erklären sie aus der Form, Lage und Dichtigkeit der kleinsten Theile der Materie; andre leiten sie aus der Gleichartigkeit der Grundstoffe her. Nach der dynamischen Lehrart liegt die Ursache in der anziehenden und zurückstoßenden Kraft der Stoffe. — Verwandtschaft der Töne ist die nahe Uebereinstimmung der Tonleiter eines Tons mit der Tonleiter einer andern. So sind z. B. dem Tone C dur die Töne G dur, A mol, E mol, F dur und D mol verwandt, weil keiner dieser Töne eine wesentliche Saite hat, die nicht in der Tonleiter des C dur enthalten wäre.

Verzierungskunst, in engerer Bedeutung, die Kunst, eine Wohnung, Saal oder Zimmer, gefällig und anmuthig auszuschmücken. Sie ist das Resultat eines ästhetisch gebildeten Ge-

schmacks, mag aber wohl auch jedem für das Wohlgefällige empfänglichen Sinne beiwohnen, da sie nicht ein Schaffen, sondern nur ein Anordnen und zweckmäßiges Vertheilen des Vorhandenen erheischt. Symmetrie in Maß und Farbe, Einfachheit und Prunklosigkeit muß sich dabei vorzüglich aussprechen. Verzierungskunst scheint ihrem Wesen nach mehr dem Weibe, als dem Manne zuzusagen; wie bei jenem auch der Sinn schicklicher Anordnung von Jugend auf durch Streben nach geschmackvoller Bekleidung mehr gebildet und entwickelt wird. Als eine so untergeordnete Kunst ist die Verzierungskunst bisher wenig doctrinell ausgebildet worden, höchstens haben Modenjournale hin und wieder ein lehrreiches Wort darüber gesprochen, immer aber mehr Muster als Regeln gegeben. Vor allem hat man, nächst Beobachtung der allgemeinen Regeln der Symmetrie die Berücksichtigung des Zweckes und deutliche Aussprechung desselben empfohlen, um jede störende Wirkung zu beseitigen, und einen ruhigen Eindruck hervorzubringen. Charakter mag, wie in der Kunst überhaupt, auch hier Zweck oder Mittel seyn. Sparte hat man z. B. bei Verzierung eines Tanzsaales, helle, heitre Farben, überall leichte Gebilde der Phantasie, auf Scherz und Freude deutende Bilder u. s. w. empfohlen, so aber, daß sich das Bequeme freundlich mit dem Schönen vereinigt; bei einem Schlafgemache dagegen gebrochne Farben, die in lieblicher Dämmerung spielen, Einfachheit, Bilder der Ruhe, u. s. w. Das wie muß überall mehr von dem gegebenen Raume bestimmt werden, als es irgend eine Regel könnte; und so kann sich immer nur eine sinnige Benutzung und Ausfüllung dessen, was die Baukunst gegeben hat, äußern.

Vespasianus (Titus Flavius), einer der besten unter den römischen Kaisern, war nicht von vornehmer Herkunft, zeichnete sich aber im Kriege aus, und schwang sich nach und nach durch seine Verdienste zu den höchsten Würden auf. Unter Caligula commandirte er in Deutschland, und dann in Britannien, die römischen Heere, in beiden Ländern mit glücklichem Erfolg. Er bekleidete nachher mit Ruhm die Würde eines Procansuls in Afrika. Nero übertrug ihm das Commando wider die empörten Juden in Palästina. Vespasian schlug sie bei verschiedenen Gelegenheiten, nahm ihnen mehrere feste Plätze weg, und war eben im Begriff, die Hauptstadt des jüdischen Landes, Jerusalem, zu belagern, als er von der Armee zum Kaiser ausgerufen wurde. Bei dem Tode des Nero war das römische Reich völlig in die Gewalt der Kriegsheere gekommen, die binnen einem Jahre drei Kaiser nach einander wählten, welche alle sogleich in den daraus entstandenen Bürgerlichen Kriegen umkamen. Keiner unter den Großen des Reichs schien fähiger zu seyn, dieser Zerrüttung zu steuern, als Vespasian, er wurde daher fast mit allgemeinem Beifall (im J. Chr. 69) als Kaiser anerkannt, und erfüllte die Erwartungen, die man von ihm hatte. Er nahm seinen Sohn Titus, der den Krieg gegen die Juden fortsetzte, und durch die Eroberung Jerusalems denselben endigte, zum Gehülfen für einen Theil der Regierungsgeschäfte an. In allen Theilen des Reichs waren nun die Unruhen beigelegt, und der Tempel des Janus, der mehrere Jahre hindurch offen gestanden hatte, wurde wieder geschlossen. Vespasian schränkte die Ausgelassenheit der Truppen ein, und stellte die vorige Kriegszucht wieder her. Auch die Sitten der übrigen Stände suchte er

nis Ernst zu verbessern. Die Wissenschaften und Künste beförderte er mit Freigebigkeit, und begünstigte unter den Gelehrten besonders Quintilian, Plinius den ältern, und den jüdischen Geschichtschreiber Josephus. Er baute die Theile der Stadt Rom, die in den vorhergehenden Bürgerkriegen gelitten hatten, wieder auf, und stellte das Capitol, das unter seinem Vorgänger Vitellius abgebrannt war, neu und mit größerer Pracht her; auch baute er ein neues, großes Amphitheater, dessen noch vorhandene Ueberreste unter dem Namen des Colisäs berühmt sind. Bei allen diesen rühmlichen Handlungen war er doch nicht vorwurfsfrei, und man beschuldigt ihn eines übertriebenen Geizes, der ihn verleitete, mehrere Abgaben dem Volke aufzulegen, und daß er die Schwäche gehabt, seiner Maitresse zu viel Gewalt einzuräumen. Er starb nach einer zehnjährigen, ruhigen und glücklichen Regierung, 70 Jahre alt; er war der zweite römische Kaiser, der eines natürlichen Todes starb, und gehört unter die Personen, die scherzend gestorben sind.

Vesper (Kat.), eigentlich die Nachmittagszeit, daher Vesperbrot, das Nachmittagsessen. Gewöhnlich aber bezeichnet Vesper den Nachmittagsgottesdienst; daher Vesperglocke, womit zur Vesper, gewöhnlich um drei Uhr, geläutet wird, und Vesperpredigt, die Nachmittagspredigt. Vesperbild heißt die Darstellung des Leichnams Christi in den Armen seiner Mutter. Sicilianische Vesper (s. unten d. Art.).

Vespucci, s. d. Art. Amerigo Vespucci.

Vesta (mythol.), eine Tochter des Saturnus und der Rhea, die Schutzgöttin des Feuers, und zwar des in der Erde verborgenen Feuers. Sie war zugleich auch die Schutzgöttin der Keuschheit, und erhielt von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß, stets unverheirathet bleiben zu dürfen. Sie soll die Menschen zuerst den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben, daher waren ihr auch die Häuser, und besonders die Eingänge in dieselben, wo man gewöhnlich den Feuerherd hatte, geheiligt. Sie wird als eine Matrone, meistens mit einer Fackel oder Lampe in der Hand, abgebildet. Numa Pompilius baute ihr zu Rom einen Tempel, und führte da ihre Verehrung ein.

Vestalinnen (vestalische Jungfrauen), waren die von Numa Pompilius eingeführten Priesterinnen der Vesta. Es waren deren sechs; sie wurden sehr jung zu diesem Dienste gewidmet, und durften nicht über zehn, aber auch nicht unter sechs Jahren seyn, wenn sie eingeweiht wurden. Sie mußten 30 Jahre im Tempel bleiben, daselbst das von Numa angeordnete immerwährende Feuer unterhalten, und Gebete und Opfer für das Wohl des Staats verrichten. Sie mußten bei ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuschheit ablegen. Die Vestalin, die es verletzte, wurde lebendig begraben. Dafür hatten aber auch die Vestalinnen große Vorrechte; sie standen nicht unter väterlicher Gewalt; wenn sie ausgingen, trat ein Lictor vor ihnen her; ihre Personen waren unverletzlich; einen zum Tode verurtheilten Missethäter, dem sie von ungefähr begegneten, konnten sie in Freiheit setzen; nach ihrem Tode wurden sie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißer Rock, und ein Purpurmantel. Nach 30 Jahren konnten sie den Tempel verlassen und heirathen. Noch jetzt braucht man die Benennung Vestalin von einer Person weiblichen Ge-

schlechts, deren Tugend man, es sey im Ernst oder Scherz, behauptet.

Vesuv, ein Vulkan in der sicilischen Provinz Napoli, nur 1½ Meile von der Hauptstadt entfernt, den man schon so weit als die Geschichte reicht, als feuerspeienden Berg gekannt hat, und der auch noch jetzt von Zeit zu Zeit Verheerungen anrichtet. Er steigt in Pyramidenform aus der Ebene hervor, und wird durch weite Thäler von den Bergen Somma und Ottojano getrennt, die jedoch durch den Ausbruch von 1794, worin auch die Spitze des Bergs selbst sich gesenkt hat, gänzlich ausgefüllt sind. Seine Höhe beträgt nur 3680 Fuß. Auf seinem Gipfel breitet sich eine kleine Ebene aus, in deren Mitte man den beständig rauchenden Schlund erblickt; seine Seitenwände sind zwar nackend, und nur an einigen Stellen sieht man Wein- und Obstgärten, zum Theil zwischen brennender Lava, aber sein Fuß ist trotz aller Explosionen des Bergs, die oft Viertelmeilen breite Lavaströme über ihn ausgießen, doch stark bewohnt und angebauet; hier, und zwar hier allein wächst der köstliche Lacryma Christi. — Unter den Ausbrüchen des Bergs sind die von 79, wo Herculanum und Pompeji begraben wurden, von 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, wo der Gipfel des Bergs sich merklich erhöhte, und seine Zuckerhutsform erhielt, 1766, 1779, 1794, wo der ansehnliche Ort Torre del Greco fast ganz vernichtet wurde, und 1804 die heftigsten gewesen: seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts ist fast kein Jahr, das nicht mehr oder weniger durch seine Explosionen bezeichnet wäre.

Veteranen hießen bei den Römern alte, versuchte Soldaten, welche eine Anzahl Feldzüge mitgemacht, oder doch wenigstens ihr 50stes Jahr erreicht hatten, nach welcher Lebensperiode sie nicht mehr zum Kriegsdienste verpflichtet waren. Entschlossen sie sich nun, noch länger zu dienen, so wurden sie vor den übrigen Soldaten mit den Beweisen vorzüglicher Achtung ausgezeichnet. — Bei den Franzosen ward ein Corps von alten Soldaten, die durch Wunden oder durch 24jährigen Dienst zum Kriege untauglich, für andere Dienstverrichtungen aber noch Fähigkeit hatten, Veteranen genannt. Dieses Corps bestand aus 10 Halbbrigaden oder 13,590 Mann, erhielt Nationalgüter zum Anbau, und lebte compagnienweise in eigends angelegten Wohnungen (das Lager genannt), zusammen. — Uebrigens nennt man auch alle in Diensten oder unter dem Studium der Wissenschaften ergrauten Männer Veteranen.

Veterinarius (Lat.), eigentlich ein Mann, der Lastthiere hält, und ein Gewerbe damit treibt, ein Lohnkutscher, Fuhrmann (veterina animalia hießen bei den Römern alle Lastthiere, Pferde, Ochsen, Esel); dann aber auch ein Mann, der die Krankheiten dieser Thiere zu behandeln versteht, ein Thierarzt.

Veterinärschule, siehe den Artikel Viehartzneikunde.

Veto (Lat.), eigentlich, ich verbiete. Das Veto heißt die gesetzliche Befugniß, die Jemand hat, durch seinen Widerspruch einen von einer ganzen Versammlung gefaßten Beschluß zu entkräften, und die Ausführung desselben zu hindern. In der römischen Republik hatte jeder einzelne Volkstribun das Recht, durch sein Veto die Beschlüsse des Senats für ungültig zu erklären.

Im ehemaligen Königreiche Polen war das im J. 1652 zuerst gegebne Beispiel durch ein Gesetz als ein beständiges Recht festgestellt, daß auf dem Reichstage ein einziger Landbote durch seinen Widerspruch (Nie Pozwalam, ich erlaube es nicht), die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Schlüsse ungültig machen, und, wie man sich ausdrückte, den Reichstag zerreißen konnte. Dem Könige von England steht das Recht zu, einer von beiden Häusern des Parlaments genehmigten Bill seine Genehmigung zu verweigern; ein Recht, von dem die englischen Könige selten Gebrauch gemacht haben. Im Anfange der französischen Revolution mußte von der (1789) noch zu Versailles berathschlagenden Nationalversammlung die Macht bestimmt, welche der König haben sollte, die Decrete der Nationalversammlung, wenn sie ihm nicht gefielen, zu verwerfen. Man nannte diese Gewalt, die man ihm zugestand, ein Veto suspensivum. Sie sollte nämlich darin bestehen, daß des Königs Verweigerung seiner Zustimmung nur einstweilen über die Beschlüsse einer Nationalversammlung und während der folgenden gelten, aber in der dritten seine Kraft verlieren sollte, wenn dieselbe auf dem ersten Beschlusse beständen. Das Gebäude in diesem Veto schien dadurch sehr gemindert zu seyn, weil seine Wirkung nicht bleibend war. Aber der erste Versuch, den der König in der Folge machte, dieses Veto suspensivum auszuüben, brachte ihn ins Verderben. Der Pariser Pöbel gab noch überdies ihm und der Königin die Spottnamen: Herr und Madame Veto.

Vezier (Wessier) ist bei den Türken ein Ehrentitel, den alle Bassen von drei Roßschweifen, d. h. die vornehmsten Bassen haben. Außer diesen gibt es zu Constantinopel noch sechs Vezier, welche man Vezier von der Bank, d. h. des Staatsraths, nennt, weil sie Sitz im Diwan haben. Es werden dazu rechtskundige Männer, und die schon andre wichtige Aemter bekleidet haben, gewählt. Doch haben sie keine entscheidende Stimme in diesem Staatsrathe, sondern können nur ihre Meinung sagen, wenn der Großvezier sie darum befragt. Sie haben nur einen mäßigen Gehalt, aber den Vorzug eben so einen Turban — das eigentliche Unterscheidungszeichen des Ranges bei den Türken — als der Großvezier zu tragen, und den Namen des Großsultans unter die Befehle zu schreiben, welche in die Provinzen ergehen. Von ihnen ist der Großvezier (s. d. Art.), Vezier Azem, d. h. Haupt des Staatsraths, unterschieden. Dieser ist der Stellvertreter des Großsultans, dirigirt die Berathschlagungen des Diwans, und entscheidet allein. Der, welcher zum Großvezier ernannt wird, erhält ein Siegel, auf welchem der Name des Sultans gestochen ist, und welches er immer auf der Brust tragen muß. Durch dieses Siegel ist er bevollmächtigt, im Namen des Großsultans unumschränkt zu befehlen.

Viaticum (Lat. von via, Weg, Reise), Geld oder Mundvorrath, den man auf der Reise bei sich hat, oder Jemanden zur Reise mitgibt; daher ein Reisegeld, Zehrpfennig; auch wird es als ein schonender Ausdruck für Almosen gebraucht. — Bei den Catholiken wird die Communion so genannt, die einem Sterbenden, gleichsam zur Reise in die Ewigkeit — gereicht wird.

Vibration (Schwingung) bezeichnet eine eigenthümliche Bewegung, welche einen Körper in bogenlinienförmigen Richtungen zwischen zwei Gränzen hin und wieder zurückführt. Daher Vibrationssystem, durch welchen Ausdruck man die Theorie bezeichnet, nach welcher gewisse Erscheinungen in der Natur durch Vibrationen oder Schwingungen erklärt werden, z. B. Schall, Licht u. s. w. Das Vibrationssystem steht dem Emanationssystem entgegen.

Vicarius (von dem lateinischen Worte vices, das eine Abwechslung, auch eine Stelle oder Amt bedeutet), der die Stelle eines Andern vertritt, Stellvertreter, Verweser. Dieser Titel wird verschiednen Personen beigelegt. Bei der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs gab es Reichsvicarien. Schon in frühern Zeiten ernannten die Kaiser, wann sie einen Zug nach Italien machten, oder auch unter andern Umständen, für gewisse Provinzen Vicarien. Durch die goldne Bulle wurde (1356) festgesetzt, daß jedesmal nach dem Tode eines Kaisers und bis zur Wahl eines neuen, die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen Reichsvicarien seyn sollten: jener am Rheine, in Schwaben und in den Landen des fränkischen Rechts, dieses in den Landen des sächsischen Rechts. Der Wirkungskreis für Beide war zugleich in der goldnen Bulle vorgeschrieben, und erstreckte sich in den neuern Zeiten fast bloß auf Standeserhöhungen und Ertheilung des Adels. Der rheinische Bund hat auch diesen Artikel der Reichsverfassung aufgehoben. Auch in andern Ländern außer Deutschland gab es zuweilen Reichsverweser, z. B. die bekannten Steen Sture, Vater und Sohn, in Schweden, im 15ten und 16ten Jahrhunderte. Das deutsche Wort Verweser ist dem lateinischen Vicarius ganz gleichbedeutend. Daher nennt man in Sachsen Erbmarschallamtsverweser denjenigen, der an der Stelle des Erbmarschalls das Directorium bei den Landtagen führt. — Amtsverweser heißt in Sachsen ein Actuarius, der die Geschäfte einer erledigten Justizbeamtenstelle besorgt. In einer eignen Bedeutung wird die Benennung Vicarius im Großherzogthume Toskana gebraucht. Vicario heißt da so viel als ein Oberrichter, und der Distrikt, über welchen er die Jurisdiction führt, Vicariat. Diesen Vicarien sind die Podesta (Unterrichter) untergeordnet. — Geistlichen Personen wird die Benennung Vicarius in sehr verschiednen Beziehungen beigelegt. Der Papst nennt sich den Vicarium, d. i. Statthalter Christi auf Erden. Vicarius Apostolicus ist in Ländern, wo die katholische Religion nicht herrschend ist, ein angesehener Geistlicher dieser Kirche, der vom Papste besondre Vollmacht erhalten hat, in gewissen geringern Fällen ohne vorherige Anfrage zu entscheiden. Doch ist sein Wirkungskreis beschränkt, und er muß sich, wenn er nicht zugleich Bischof ist, verschiedner Handlungen, die nur einem Bischofe zukommen, enthalten. In verschiednen Ländern, z. B. in Frankreich und Deutschland, heißen Vicarien Geistliche, welche einen Pfarrer in den Amtsgeschäften seines Kirchspiels unterstützen, und einen Theil seiner Verrichtungen besorgen. Auch in England ist diese Benennung üblich; Goldsmiths Vicar of Wakefield (Landpriester von Wakefield) ist wohl hinlänglich bekannt.

Vice (aus dem Lat. vices) bedeutet statt oder an der Stelle. Jemandes vices vertreten, heißt, seine Stelle vertreten. Daher die Zusammensetzungen Vice-König, Vice-Admiral u. s. w. Siehe d. Art. Admiral.

Vico (Giovanni Battista), einer der originellsten und scharfsinnigsten Denker, war 1670 zu Neapel als der Sohn eines Buchhändlers geboren. Als Kind that er einst einen gefährlichen Fall, zerschlug sich die rechte Seite der Hirnschale, und genas erst nach dreijährigen großen Leiden. Der Arzt, der ihn behandelte, weissagte fälschlich, daß er schwachen Geistes bleiben würde. Glücklicherweise blieb ihm von dieser Krankheit nichts, als eine schwermüthige, zum Ernst und Nachdenken geneigte Gemüthsstimmung. Den Elementarunterricht faßte er bewundernswürdig leicht, aber das Studium der Philosophie erweckte ihm solchen Ekel, daß er sich gänzlich der Zerstreuung ergab. Eine öffentliche Sitzung der Academia degl' Infuriati, aber, der er beiwohnte, und in der er die Gelehrten neben den Vornehmen der Stadt sah, entzündete ihn plötzlich mit der Liebe zum Ruhm. Er wandte seinen Geist auf die Rechtsgelehrsamkeit. Da er aber als Denker allenthalben dem Grunde der Dinge nachspürte, fand er ein besonderes Vergnügen in Nachforschungen, wie die Ausleger die einzelnen Motive der Billigkeit, welche die römischen Kaiser und Rechtsgelehrten bei ihren Bestimmungen im Auge gehabt, zu allgemeinen Rechtsgrundsätzen ausgedehnt haben. Er nahm wahr, daß die römische Jurisprudenz eine Kunst der Billigkeit sey, gelehrt durch unzählige, kleine Vorschriften des natürlichen Gerechtigkeit, die von Rechtsgelehrten im Gebiet der Gesetze erforscht worden; aber er nahm auch wahr, daß die Gründe davon bei den Moralphilosophen zu suchen seyen, deren Werke er mit unermüdlichem Fleiße durcharbeitete. Ueberhaupt aber gewann er dadurch die Ansicht, alle Zweige des menschlichen Wissens als verbunden durch ein encyclopädisches Band, als Theile eines organischen Ganzen zu betrachten, welche er in einigen Reden und Poesien entwickelte. Aber diese unausgesetzten Arbeiten waren seiner Gesundheit und seiner Oeconomie nachtheilig; er mußte es daher als ein Glück ansehen, daß der Bischof von Ischia, Rocco, der seinen Werth kennen gelernt hatte, ihm die Lehrerstelle bei seinen Neffen antrug. Er verlebte nunmehr neun Jahre in einer herrlichen ländlichen Einsamkeit, in dem Schooße einer Familie, die ihn zu den Ihrigen zählte. Unermeßlich war, was er las und dachte. Vier Schriftsteller aber zogen ihn vor allen andern an: Plato, Tacitus, Baco und Grotius. Der erste zeigte ihm den Menschen, wie er seyn sollte, der zweite, wie er ist, in dem dritten fand er mannichfache Keime zu neuen Entdeckungen, aus dem vierten überzeugte er sich, daß den gesellschaftlichen Vereinen die Idee der Nothwendigkeit unentbehrlich sey. Mit geistigen Schätzen bereichert, kehrte Vico nach Neapel zurück, wo er sich verheirathete, und bei der Universität den Lehrstuhl der Rhetorik antrat. Nicht zufrieden, durch mündlichen Unterricht, den er mit musterhafter Sorgfalt dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer anpaßte, zu nützen, legte er die Früchte seiner Studien und seines Nachdenkens nach und nach in verschiedenen Werken nieder, deren Werth gebührend anerkannt wurde, und seinen Namen selbst dem Auslande bekannt machte. Trotz seiner drückenden äußern Verhältnisse war sein

Geist rastlos thätig. Mit der Thronbesteigung Carls von Bourbon schien seine Lage sich verbessern zu sollen. Der König, welcher erfuhr, in welcher Noth einer seiner ausgezeichnetsten Unterthanen schmachte, ernannte ihn zum königlichen Historiographen. Aber es war bereits zu spät. Vico's so kräftiger Geist hatte sich durch unablässige Studien bei Tag und bei Nacht, so wie durch häusliche Sorgen erschöpft, und versank in Blödsinn. So starb er im J. 1744. — Vico war ein scharfsinniger und tiefer Denker, und reich an köstlichen, aber auch an gewagten und unstatthaften Ideen. Nicht unpassend hat man ihn den Vater der Philosophie genannt. Die Mythologie ist seine Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. Sein Hauptwerk, in welchem er die in seinen frühern Schriften aufgestellten Grundsätze ausführlich entwickelte, sind seine Principi di una Scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni, Napoli 1725 und wiederholt Milano 1801. Merkwürdig ist das Zusammentreffen Vico's in vielen Ansichten mit zwei deutschen Gelehrten, Wolf und Niebuhr. — Sein von ihm selbst geschriebnes Leben steht in den Opusculi Calogeriani, T. I.

Vicogne, Vigogne (spanisch Vicuna, Camelus Pacos L.), das Sthafkameel, ein vierfüßiges Thier mit gespaltnen Klauen, welches einige Aehnlichkeit mit dem Kameel, noch mehr aber mit der Kameelziege (Glama, Lama) hat, jedoch weit kleiner, und nur dieses letztere bloß dem südlichen Amerika, und zwar der Provinz Peru, eigenthümlich ist. Diese Thiere werden in den dortigen Gebirgen (Cordilleras) angetroffen, und halten sich am häufigsten auf den hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Bergen auf. Sie sind sehr schüchtern, und werden leicht gefangen, indem man sie in Verkiefungen treibt, die mit Jagdtüchern umstellt sind, über welche zu springen sie nicht wagen; sie bleiben dann in Haufen stehen, und lassen sich ohne Widerstand fangen. Die Lamas oder Clamas, die ihnen an Gestalt sehr ähnlich, aber etwas größer sind, werden als Lastträger gebraucht. Man schätzt die Vicunnas wegen ihrer rothbraunen, dichten und äußerst feinen Haare oder Wolle, welche die feinste und seidenartigste unter allen bekannten Wollenarten ist. Bisweilen ist die Farbe dieser Wolle blaßroth, mitunter auch gebleicht. Die Vicognewolle wird aus Amerika nach Spanien gebracht; die Wiederausfuhr derselben aus Spanien ist zwar scharf verboten, geschieht aber doch durch Schleichhandel. Es gibt drei verschiedne Arten dieser Wolle in Rücksicht ihrer Güte, nach welcher sie zu Tüchern, Hüten, oder Tapeten verarbeitet wird. Die Amerikaner verarbeiteten sie schon zu Zeugen, als die Europäer zu ihnen kamen. Außer der Wolle kommt von diesen Thieren auch der Bezoar. Man hat es versucht, die Vicunnas nach Europa zu verpflanzen, sie sind aber nicht fortgekommen, wahrscheinlich weil man sie in das zu heiße Clima von Andalusien brachte, da sie vielmehr kältere Gegenden gewohnt sind. (m. Vicuna, s. im Anhang.

Vida (Marcus Hieronymus), ein guter lateinischer Dichter des 16ten Jahrhunderts, geboren 1470 zu Cremona aus einer adeligen, aber unbegüterten Familie. Er studirte zu Mantua, Padua und Bologna die Theologie, legte sich aber vorzüglich auf die lateinische Dichtkunst. Nach vollendeten Studien ging er nach

Rom, und erhielt ein Canonicat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran. Papst Leo X., dieser große Mäzen der Gelehrten, dem er durch einige Gedichte bekannt geworden war, trug ihm auf, das Leben des Erlösers in einem epischen Gedichte zu besingen, und gab ihm, um ihm dazu Muße zu verschaffen, ein Priorat zu Tivoli. Leo's Nachfolger, Clemens VII., begünstigte ihn nicht weniger, und ernannte ihn, als er das aufgetragne Gedicht (Christias) vollendet hatte, 1532 zum Bischof von Alba im Herzogthum Montferrat. Vida bekleidete diese Stelle 36 Jahre hindurch mit Ruhm, und starb 1566 in einem Alter von 96 Jahren. Vida gehört unter die Italiener, die im 15ten Jahrhunderte die Lateinische Poesie zuerst, und mit Glück wieder herzustellen suchten. Seine Verse sind harmonisch, und die Dichtergabe ist ihm nicht abzusprechen. Doch ist auch keineswegs zu verkennen, daß er die Nachahmung des Virgils fast zu weit getrieben hat. Ein andrer Fehler, den man ihm mit Recht vorwirft, und der vielleicht in der zu weit getriebnen Ehrfurcht für die alten Dichter und für Virgil besonders seinen Grund gehabt haben mag, ist der, daß er zu viel heidnische Mythologie in seine christlichen Gedichte einmischt, und namentlich in den Christias die Musen anruft, daß sie ihn begeistern sollen, die Thaten Christi zu besingen. Daß seine Gedichte nicht ohne allen Werth sind, beweisen die häufigen Ausgaben derselben. Mit Inbegriff der von dem Dichter selbst zu Cremona 1550 besorgten, gibt es 19 verschiedne Ausgaben seiner sämmtlichen Gedichte, auch von einzelnen derselben sind wiederholte Auflagen gemacht worden. Diese Gedichte sind theils geistlichen, theils andern Inhalts. Zu den erstern gehören: Hymni de rebus divinis, und Christiados libri sex; zu den zweiten: de Arte Poetica libri tres; Bombycum libri duo, Scachia Ludus, Bucolica und Carmina diversi generis. In der Dichtkunst, welche der bekannte Klotz (Altenburg 1766) neu herausgegeben, sind blos die Regeln für das Heldengedicht enthalten. Das Gedicht über die Seidenwürmer wird für Vida's bestes Werk gehalten. Das Gedicht über das Sachspiel ist eine dichterische Ausführung von der Erfindung dieses Spiels. Die Schäfergedichte sind von geringerm Werthe. Noch sind von Vida lateinische prosaische Schriften, Dialogen politischen Inhalts, Reden und Briefe vorhanden, welche wenigstens das Verdienst einer guten Latinität haben.

Vieleck, s. d. Art. Polygon.

Vierwaldstädter See, ein romantischer Landsee Helvetiens, welcher sich zwischen hohen Alpen durch die kleinen Cantone bis zum Canton Lucern zieht, und je nach seinen Verbindungen bald der luzerner, bald der unner, bald der stanzer und alpnacher See heißt. Sein Wasser führt die Reuß ab. Es wird stark, und wenn kein Gewitter die Wogen des See's erhebt, auch mit Sicherheit befahren. An und um denselben war der Schauplatz der Thaten Wilhelms Tell.

Vigilien (aus dem Lat. von vigil, wachend, wachsam) das Wachen. Bei den Römern war, wenn sie im Felde standen, die Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, in vier Vigilien oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede aus drei Stunden bestand, die aber bekanntlich nicht in gleichem Zeitmaße, wie bei uns, sondern nach Beschaffenheit der Jahreszeit längen oder

kürzer waren. — **Vigilien** (franz. veille) ist der Tag (Vorabend) vor einem der großen christlichen Kirchenfeste, auch vor dem Festtage eines Apostels oder eines andern Heiligen der catholischen Kirche. Diese Benennung ist daher gekommen, weil man zu den Zeiten der ersten Christen vor einem solchen Festtage einen Theil der Nacht hindurch mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten (der bekannte französische Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff stehen, etwas zu thun, hat eben daher seinen Ursprung.) — **Vigilien** nennt man endlich noch jetzt in der catholischen Kirche den Gebrauch, am Abend vor dem Tage aller Seelen (Allerheiligentag), gewisse Psalmen in der Kirche zu singen oder zu beten; ein Gebrauch, der auch bisweilen am Tage vor einem zu haltenden feierlichen Todten- oder Seelenamte Statt findet.

Vignetten heißen die kleinen Kupferstiche, die zur Verzierung der Bücher auf das Titelblatt, zu Anfang oder am Schlusse der Capitel, oder am Ende des Buches eingedruckt werden. Sie sind nur Verzierung, und stellen daher nicht immer Gegenstände dar, die auf das Buch selbst Beziehung haben. Sie wurden vorzüglich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht; jetzt sind sie seltner, höchstens noch auf dem Titelblatte anzutreffen. In Prachtausgaben findet man sie noch öfter benutzt.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus, Vorwerk, Meierei. In einer solchen Villa gehörten dreierlei Gebäude: villa urbana, das eigentliche Landhaus, wo der Herr der Besitzung wohnte, wenn er sich da aufhalten wollte; villa rustica, wo der Bauer oder Verwalter wohnte, und die Ställe für das Vieh waren; villa fructuaria, die Gebäude, wo die Vorräthe aufbewahrt wurden. Der Luxus, der in Ansehung dieser Villen bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik und unter den ersten Kaisern herrschte, war außerordentlich; die herrschaftlichen Wohngebäude waren die prächtigsten Paläste, und es wurden so viel andre Gebäude dabei angelegt, daß diese Besitzungen nicht mehr das Ansehn von Landgütern, sondern von Städten hatten. Die Nachkommen der Römer, die heutigen Italiener, haben Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, besonders aber in der Nähe großer Städte, gibt es Villen, wo die städtischen Besitzer derselben sich während der schönen Jahrszeit aufhalten (villeggiatura); neben dem Wohnhause des Herrn ist das Haus, wo der Pachter, der den Acker und Weinberg besorgt, mit seiner Familie wohnt. Mehrere solche zerstreut liegende Villen und Bauernhäuser machen ein Kirchspiel aus; denn eigentliche Dörfer gibt es in Italien nicht. In der Nähe von Rom sind, wegen des Reichthums an Kunstschätzen, die villa Borghese, Aldobrandini, Estense, Ludovisi, besonders berühmt. — Zu den Zeiten der Carolinger hießen villae regiae die königlichen Meiereien oder Domänen, wo die Könige öfters hauseten. Weil da, wegen des zahlreichen Hofstaats, mehrere Gebäude angelegt werden mußten; so mag daher der Sprachgebrauch bei den Fremden die Benennung villa auf die eigentlichen Städte übergetragen haben.

Villani. Italien besitzt drei Geschichtschreiber dieses Namens, **Giovanni, Matteo** und **Filippo**, letzterer Matteo's Sohn, und dieser Giovanni's Bruder. — **Giovanni Villani** aus Florenz, der

sich im J. 1300 zu dem Jubiläum in Rom befand, wurde durch die Betrachtung, welche treffliche Geschichtschreiber die Angelegenheiten dieser Stadt verherrlicht hätten, zu dem Entschluß geführt, auf demselben Wege zur Ehre seiner Vaterstadt beizutragen. Dem gemäß schrieb er in zwölf Büchern die Geschichte der Stadt Florenz von ihrer Begründung bis 1348, in welchem Jahre er an der Pest starb, hebte er aber in seine Erzählung nicht nur die Geschichte andrer Provinzen Italiens, sondern auch andrer Länder ein, die er bereist und kennen gelernt hatte. Dieses Werk ist ungemein schätzbar, wiewohl es bei dem noch höchst mangelhaften Zustand der Kritik nicht frei von kritischen und fabelhaften Nachrichten ist. Aber es verdient vollen Glauben, wo der Verfasser, der sich durchaus aufrichtig und wahrheitliebend zeigt, als Augenzeuge spricht. Die Form ist einfach und kunstlos, aber durch Kürze und Naivetät nicht ohne Reiz. Uebrigens hatte Giovanni verschiedne bürgerliche Aemter verwaltet, und sowohl in diesen als auch mit den Waffen für sein Vaterland gewirkt. Er war ferner unter den Geiseln gewesen, welche Florenz im J. 1341 an Mastin della Scala nach Ferrara sandte, und war hier von dem Marchese Obizzo mit der seinem Verdienst gebührenden Achtung behandelt worden. Nach seinem Tode setzte sein Bruder Matteo jenes Geschichtswerk in einem dreizehnten Buche bis 1363, wo auch er an der Pest starb, fort. Da er nur Begebenheiten erzählt, die er selbst erlebt hat, und ebenfalls wahrheitliebend erscheint, so ist auch seine Arbeit ungemein schätzbar. Seine Schreibart ist zwar weniger empfehlenswerth, aber dessen ungeachtet auch nicht ohne jene alterthümliche Anmuth, die aus der Kunstlosigkeit gleichsam von selbst hervorgeht. Matteo's Sohn, Filippo, florentinischer Bürger, Rechtsgelehrter und Richter, war viele Jahre Vorsteher der Gemeinde von Perugia, zog sich aber aus Liebe zu den Wissenschaften von allen öffentlichen Geschäften zurück, und schrieb in lateinischer Sprache ein Werk: De origine civitatis Florentinae et eiusdem civibus. Der erste Theil ist voller Fabeln, und nie gedruckt worden; den zweiten aber hat Mazzuchelli im J. 1747 in einer ebenfalls alten italienischen Uebersetzung herausgegeben, die das Original an Eleganz und Reinheit des Ausdrucks übertrifft, ihm aber an Genauigkeit wohl nachsteht. Dieses Werk ist das erste Beispiel einer vaterländischen Literärgeschichte, da die Männer, deren Leben Villani beschreibt, meist durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Er weiß oft mit wenigen Zügen seine Personen trefflich zu schildern. Sein Styl ist lebhaft und kräftig, zuweilen jedoch zu kurz.

Villars (Louis Hector, erst Marquis, dann Duc de), Pair und Marschall von Frankreich, stammte aus einer angesehenen adeligen Familie zu Lyon, und wurde 1653 geboren. Er machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, und zeichnete sich bei der Belagerung von Maastricht (1673) aus, wo er als Subalternoffizier der Cavallerie zugleich mit einem Detachement Grenadiers einen kühnen Angriff auf eine Schanze machte, und deßwegen von Ludwig XIV. selbst, unter dessen Augen es geschah, getadelt wurde, aber freilich auf eine Art, die ihm zur Ehre gereichte. Auch ließ er sich dadurch nicht von andern ähnlichen Wagstücken abhalten. Im J. 1690 wurde er zum Marechal de Camp ernannt. Ludwig XIV. schickte ihn (1700) als Ge-

sandter an den kaiserlichen Hof in Wien, um die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge zu betreiben, rufte ihn aber 1701 wieder zurück. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs war er anfangs bei der französischen Armee in Italien, und zeichnete sich auch da vortheilhaft aus. Er erhielt sodann das Commando einer französischen Armee in Deutschland, und lieferte (den 14ten October 1702) bei Friedlingen dem Prinzen Ludwig von Baden, der die österreichische Armee commandirte, und seine Vereinigung mit dem Churfürsten von Bayern zu hindern suchte, ein Treffen, worin zwar Villars siegte, aber doch wegen der Ueberlegenheit der feindlichen Armee seinen Zweck nicht erreichen konnte. Im folgenden Jahre eroberte Villars nach einem kühnen und unerwarteten Marsche (den 12ten März) Kehl, das wegen seiner Lage, die den Uebergang über den Rhein begünstigte, für die Franzosen sehr wichtig war, griff die Linien des Prinzen von Baden bei Stolhofen zwar ohne Erfolg an, bewirkte aber doch (den 12ten Mai) die lange beabsichtigte Vereinigung mit dem Churfürsten von Bayern. Beide griffen vereint (den 20 September) bei Höchstädt den österreichischen General Grafen Styrum an, und schlugen ihn. Der glückliche Fortgang der französischen Waffen in Deutschland wurde bald nachher gehemmt, als der freimüthige, aber unbiegsame Villars auf Verlangen des Churfürsten von Bayern abgerufen, und zur Bezwingung der unter dem Namen der Camisards bekannten Reformirten in den Cevennen in Languedoc gebraucht wurde. Villars suchte eben sowohl durch gütliche Unterhandlungen, als durch die Waffen, die Ruhe in dieser Provinz wieder herzustellen. Nach manchen Unfällen, welche die Franzosen in Deutschland erfahren hatten, wurde (1705) das Commando dem Marschall Villars wieder übertragen, der durch seine Thätigkeit die Unternehmungen des ihm überlegenen Prinzen von Baden hinderte, und diesen selbst über den Rhein zurückdrängte. Im J. 1707 überwältigte er die Linien bei Stolhofen, welche die Deutschen besetzt hatten, und foderte hierauf in Schwaben starke Contributionen ein. Bei den durch die bisherigen Kriege und andre Ursachen sehr erschöpften Finanzen Frankreichs waren jetzt die französischen Armeen schwächer als die der Alliirten; Villars wurde dadurch von größern Unternehmungen zurückgehalten, und mußte manches geschehen lassen, ohne es hindern zu können. Als aber (1709) die Alliirten Mons belagern wollten, kam es zu dem berühmten Treffen bei Malplaquet (den 11ten September). Villars Anordnung dabei war vortrefflich, und die französischen Soldaten fochten mit außerordentlichem Muthe. Als aber Villars wegen einer erhaltenen Wunde aus dem Treffen gebracht werden mußte, zog seine Armee sich mit Ordnung zurück. Die Alliirten hatten 20,000 Mann verloren, die Franzosen nur 8000, auch verloren sie beim Rückzuge weder Gefangne noch Geschütz. Aber schon der Gedanke, daß sie das Feld hatten räumen müssen, schlug ihren Muth nieder, und Ludwig XIV. befand sich in so großer Verlegenheit, daß er den Frieden ernstlich suchte, den aber die überspannten Foderungen seiner Gegner für diesmal unmöglich machten. Allein im J. 1712 gelang es dem Marschall Villars, nachdem er (den 22sten Juni) ein Corps der Alliirten bei Denain geschlagen, und dadurch den Prinzen Eugen genöthigt hatte, die Belagerung von Landreci aufzuheben, sich wieder einige Ueberle-

heit zu verschaffen, und noch im nämlichen Jahre verschiedne feste Plätze zu erobern. Im folgenden Jahre drang Villars wieder in Deutschland ein, und eroberte Landau und Freiburg im Breisgau. Ludwigs XIV. ernstlicher Wunsch, Friede zu machen, bewirkte endlich, daß die beiden großen Feldherrn, Villars und Eugen, die bisher einander im Felde gegenüber gestanden hatten (den 26sten November) zu Rastadt Friedensunterhandlungen anfingen. Nie ist wohl ein Friedenscongreß so einfach und geräuschlos gehalten worden als dieser. Die Friedensunterhandlungen wurden mit dem größten Geheimniß betrieben, und am 6ten Mai 1713 der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen (s. d. Art. Friedensschlüsse). Villars wurde nun Präsident des Kriegsraths, und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) Mitglied der Regentschaft und Staatsminister; auch nahm ihn die französische Akademie als Mitglied auf. Er behauptete sich bei dem Ansehn, das er sich erworben hatte, auch während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, und unter Ludwig XV. Als im J. 1733 die streitige Königswahl in Polen einen neuen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich veranlaßte, wurde Villars mit einer Armee und in der seltnen und ausgezeichneten Würde eines Maréchal général nach Italien gesendet. Hier eroberte er mit dem Könige von Sardinien zugleich binnen drei Monaten ganz Mailand. Als er im Begriff war nach Frankreich zurückzukehren, ward er zu Turin krank, und starb hier am 27ten Juni 1734, 82 Jahre alt. Villars war der letzte große französische Feldherr damaliger Zeit; die Generale, die nach ihm die französischen Waffen berühmt machten, waren Ausländer. Selbst sein großer Gegner, Eugen, erklärte Villars Tod als einen großen Verlust für Frankreich. Von den Memoires, die nachher unter seinem Namen herausgekommen sind, ist nur der erste Theil von ihm selbst geschrieben.

Villers (Carl Franz Dom. von), der große Vermittler zweier Nachbarvölker, der Deutschen und Franzosen, auf literarischem Wege, einer der geistvollsten Franzosen und einer unsrer merkwürdigsten Zeitgenossen, war den 4ten November 1764 zu Belchen in Deutschlothringen geboren, studirte bei den Benediktinern in Metz und in der dortigen Artillerieschule, und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul in Straßburg. Seine seltne Neigung zu den wissenschaftlichen Studien war es, die ihn schon damals zu Untersuchungen über von Mesmer gelehrten thierischen Magnetismus trieb, und den jungen Offizier veranlaßte, sich mit dem Griechischen und Hebräischen zu beschäftigen. Bei dem Ausbruche des Revolutionskrieges 1793 floh er, vom Haß der Jacobiner bedroht, nach Deutschland, und nahm bei der Armee der Prinzen Dienste. Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Feldzugs kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in Holzminden, Driburg und Göttingen im Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Doch durch die Freundschaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefesselt, verlebte er hier im Verkehr mit den geistreichsten Männern des nordwestlichen Deutschlands, und im Schooße der Freundschaft seine glücklichen Jahre, wo sein

Geist sich mit deutscher Art und Kunst befreundete, und herrliche Blüthen trieb. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit den vorzüglichsten französischen Gelehrten trugen eben so viel bei, der deutschen Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine damals erschienenen Schriften. Unter diesen machte keine mehr Aufsehen, als das vom französischen Nationalinstitut gekrönte Werk „über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiednen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung.“ — Als bei der Erstürmung der Stadt Lübeck 1806 alle Gräuel eines entmenschten Schlachthaufens sich über die unglückliche Stadt ergossen, half und rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter berühmter Brief über die Eroberung dieser Stadt zog ihm den Haß des französischen Heeres zu, und als die Hansestädte 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, wurde Villers verhaftet, und sofort aus dem Bezirk des Generalgouvernements verwiesen. Zur selben Zeit hatte er den Ruf zu einem philosophischen Lehrstuhl an die Universität Göttingen erhalten, den er sofort antrat, und als Lehrer geachtet und geliebt, zur Zeit der westphälischen Herrschaft das edelste Herz und die vielthätigste Wirksamkeit entfaltete. Als aber Hannover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward Villers in Ruhestand gesetzt, und ihm angedeutet, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde, unter denen er sehr einflußreiche zählte, bewirkten zwar eine Abänderung dieser Maßregel; allein der Schmerz über den Sieg einer gegen ihn gespielten Intrigue, die vielfachen Leiden, die in der letzten Zeit sein Herz berührt hatten, darunter vorzüglich das Unglück der ihm seit Jahren so eng verbundenen Familie Rohde in Lübeck, machten tiefen Eindruck auf ihn, untergruben seine Gesundheit, und so endigte er sein thätiges und segenvolles Leben den 26sten Februar 1815. — Villers gehörte zu den gemüthlichen Menschen, die überall gern heitern, ohne Falsch und ohne Mißtrauen, liebenswürdig im Umgange, scharfsinnig und geistvoll in seinen Schriften, gerecht gegen jedes Verdienst, mehr bis zur Unbesonnenheit, kurz einer von den Menschen, deren Leben von der Selbstsucht so oft angefeindet wird. Seine Verdienste um die Literatur wurden durch vielfache Auszeichnung geehrt; er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, Ritter des heiligen Ludwig und des schwedischen Nordsternordens. Seine vorzüglichsten Schriften, ohne frühere, beim Ausbruch der Revolution erschienene Piecen, und die Beiträge zu vielen Zeitschriften, besonders dem westphälischen Moniteur zu erwähnen, sind nebst dem bereits angeführten Essai sur l'esprit et l'influence de la reformation de Luther, und Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck, sein Coup d'oeil sur les universités; Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne; Introduction de l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne; Constitutions des villes anséatiques, u. s. w. und die Uebersetzungen von Heerens Versuch über den Einfluß der Kreuzzüge, Reimarus über das Continentalsystem u. s. w.

Villoison (J. B. Gaspard d'Anse de), einer der gründlichsten Kenner der alt- und neugriechischen Sprache und Literatur. Er war den 5ten März 1750 zu Corbeil für Seine geboren, genoß einen gelehrten Unterricht im Collegium Beauvais in Pa-

ris, und zeichnete sich durch seine Talente und seine Neigung für das Studium der alten Sprachen vortheilhaft aus. In seinem vier Jahre hatte er bereits alle alten Autoren gelesen, und ward mit 23 Jahren schon Mitglied der Akademie der Inschriften. Im Jahre 1778 schickte ihn die Regierung nach Venedig, um dort die Handschriften der St. Marcus-Bibliothek zu untersuchen. Hier benutzte er vorzüglich den Umgang des gelehrten Morelli, welchem Umgange auch die von Villoison herausgegebenen Anecdota graeca e regia parisiensi et e veneta S. Marci bibl. deprompta ihr Entstehen verdanken. In der St. Markus-Bibliothek fand er einen höchst wichtigen Codex, der Homers Iliade mit einer Menge Scholien enthielt, den er auch sofort herausgab, und dessen Werth vorzüglich Wolf anerkannt hat. Nach seiner Zurückkehr aus Italien besuchte er Deutschland, und benutzte während dieses Aufenthalts vorzüglich die Bibliothek zu Weimar. Im Jahre 1785 besuchte er mit dem französischen Gesandten bei der ottomanischen Pforte, dem Kunstfreunde Grafen Choiseul-Gouffier, Constantinopel, bereiste drei Jahre lang die Inseln des Archipelagus und das feste Land von Griechenland, und vervollkommnete sich vorzüglich in der Kenntniß des Neugriechischen, das er mit großer Fertigkeit sprach. Diese Reise war es, was den Plan in ihm entstehen machte, eine große vollständige Beschreibung von Griechenland auszuarbeiten. Er ging mit Eifer an die Ausführung, excerpirte die griechischen Schriftsteller, selbst die Kirchenväter und die Byzantiner, allein die damals eingetretenen politischen Verhältnisse hinderten ihn, diese Arbeit fortzusetzen. Er verließ beim Ausbruche der Revolution Paris, ging nach Orleans, und lebte dort, bis die Stürme sich gelegt hatten. Nach seiner Zurückkehr wurde er Mitglied des Nationalinstituts und Professor; allein er genoß diese Auszeichnung nicht lange, denn er starb den 26sten April 1805. — Außer den bereits erwähnten Werken verdankt man ihm eine vortreffliche Ausgabe von Longi Pastoralia de Daphnide et Chloe, und viele schätzbare Abhandlungen in den Mem. de l'Acad. des Inscr. und andern Zeitschriften.

Vinalia (aus dem Lat.), Weinfeste, welche die Römer zu feiern pflegten. Die Sage gab ihnen einen historischen Ursprung. Es hatten die Etrusker nach einem siegreichen Kriege von den besiegten Lateinern als Friedensbedingung die Auslieferung alles Weines verlangt. Die Lateiner, über diese Zumuthung empört, vertrauten ihr Glück noch einmal den Waffen, gelobten aber dem Jupiter im Falle des Sieges ihren Wein. Sie siegten, und — um das Gelübde zu erfüllen, brachten sie ihm aus jedem Fasse den ersten Becher. Die Nachzeit behielt diese Sitte bei, und feierte dies Fest alljährlich am 23sten April, an welchem Tage man die Weinfässer öffnete. Ein zweites Weinfest wurde auch noch am 21sten August gefeiert, um sich Jupiters Gnade für die nahe Weinlese zu erflehen. Nach diesem Feste durfte auch erst der vorjährige Wein zum Verkaufe ausgeboten werden, indem der künftige bereits durch die Ceremonie geweiht und in Jupiters Schutz vertraut war. Bei diesem zweiten Weinfeste eröffnete der Flamen Dialis die Weinlese durch die Herabnahme der ersten Traube.

Vincent (St.), eine der brittisch-westindischen Inseln zwischen St. Lucie und den Grenadinen, nur 6½ QM. groß, aber mit wenigstens 25,000 Einwohnern, die Zucker und andre westin-

dische Producte bauen. Sie ist voller Berge und tiefeingeschnittener Thäler; daher sich denn auch noch ein Rest der Urbewohner dieser Inseln, die rothen Karaiben, auf derselben erhalten hat, doch ist solcher auf höchstens 500 Köpfe geschmolzen, dagegen haben sich die schwarzen Karaiben, Sprößlinge von Negern und Karaiben, bis auf 10,000 vermehrt und über den größten Theil der Insel verbreitet, wo sie beinahe in völliger Unabhängigkeit und in steter Fehde mit den rothen Karaiben leben. Uebrigens macht St. Vincent, dessen Hauptort Kingston heißt, mit Grenada und den Grenadinen ein eignes brittisches Gouvernement aus.

Vinci (Leonardo da), einer der vorzüglichsten Maler Italiens, war in dem Flecken Vinci bei Florenz, wahrscheinlich im J. 1444, geboren. Er war der uneheliche Sohn eines Notars, Ser Piertro. Schon in früher Jugend beschäftigten ihn die verschiedensten Studien: Malerei, Sculptur, Plastik, Anatomie, Architectur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik. Seinen Lehrer, den Maler und Bildhauer Andrea del Varrocchio übertraf er bald, und da sein Ruf immer mehr und mehr sich erhob, berief ihn 1482 der Herzog von Mailand, Lodovico Maria Sforza in seine Dienste. Leonardo stiftete hier eine Zeichenakademie, die ihren wohlthätigen Einfluß über die Lombardei erstreckte, und ohne den unglücklichen Sturz des Hauses Sforza noch vortheilhafter gewirkt haben würde. Unter den Gemälden, die er auf Befehl des Herzogs fertigte, war das berühmteste das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von S. Maria delle Grazie, über welches mehrere unerwiesene Anekdoten (z. B. daß Leonardo in dem Judaskopfe den Prior des Klosters porträtirt, daß er den Christuskopf, weil er die Göttlichkeit desselben für unerreichbar erkannt, unvollendet gelassen u. s. w.) vorhanden sind. Leider ist dieses herrliche Frescogemälde durch die Schuld unverständiger und unwissender Leute zu Grunde gegangen, doch hat es sich in mehrern, zum Theil trefflichen alten Copien erhalten, aus welchem wir die Schönheit der Composition, der Gruppirung und der Details erkennen können. Meisterhaft und bewundernswürdig sind von dem Künstler die verschiednen Charaktere der Apostel bezeichnet, in deren Mitte die göttliche Christusgestalt sich wie eine Sonne unter den Sternen hervorhebt. Wir besitzen von diesem Werke einen kostbaren Kupferstich von Raphael Morghen. Außer der Malerei verbreitete Leonardo's Thätigkeit sich über mancherlei Unternehmungen von erstaunlichem Umfange. Er leitete das Wasser der Adda bis nach Mailand, zog den schiffbaren Canal von Mortsana nach den Thälern von Chiavenne und der Valtelline durch eine Strecke von 200 Miglien u. s. w. Im J. 1499 kehrte er nach Florenz zurück, wo er den Auftrag erhielt, eine von den Wänden in dem großen Saale der Rathsversammlung zu verzieren. Bei dieser Gelegenheit malte er mit Michelangelo wetteifernd einen Carton, der zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte. Er verherrlichte einen Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolo Piccinio, und wurde hauptsächlich bewundert wegen einer Gruppe Reiter, die um eine Fahne kämpfen. Auch dieser Carton ist nicht mehr vorhanden, sondern nur durch eine Copie bekannt. Als Leo X. im J. 1513 den päpstlichen Stuhl bestieg, begab sich Leonardo im Gefolge des Herzogs Julian von Medicis nach Rom. Aber er verließ, wahrscheinlich weil die Rivalität

Michelangelo's ihn auch hier verfolgte, oder weil Raphael schon im Besitz der großen Arbeiten im Vatican war, diese Stadt schon 1515 wieder, um sich auf Franz des Ersten Einladung nach Frankreich zu begeben. Sein hohes Alter ließ ihn hier wenig oder gar nichts mehr arbeiten, und schon im J. 1519 starb er in den Armen des ihn besuchenden Königs, als er sich aus Ehrerbietung vor demselben vom Lager aufrichten wollte. Die Kunst ehrt in Leonardo da Vinci den Mann, der sie zuerst nach ihrem Wiederaufblühn in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze zurückgeführt hat. Nur wenige Gemälde sind von ihm vorhanden, an welche er die letzte Hand gelegt hat. Daran war sein bis ins hohe Alter rastloses Fortschreiten in seinen Studien Schuld, welches ihm jene genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt, nicht verstattete. Beim Anfange einer Arbeit so furchtsam, daß er gleich einem Anfänger zittern konnte, stieg seine Unzufriedenheit mit seinem Werke immer mehr, bis er es meist noch vor der Vollendung aufgab. Außer den genannten gehören zu seinen berühmtesten Werken das Bild der Lisa del Giocondo in Paris, eine Leda in der Sammlung des Fürsten Kaunitz in Wien, ein Gemälde im Palast Pamfili zu Rom, die Unterredung des Knaben Jesu mit den Lehrern im Tempel vorstellend und einige andre. Fast eben so schätzbar als die Gemälde dieses unsterblichen Künstlers sind seine Schriften, von denen leider ein Theil schon verloren gegangen, ein andrer noch Handschrift geblieben ist. Nur ein Werk von ihm der Trattato della Pittura (zuerst 1651, am vollständigen 1816) ist bis jetzt nach seinem ganzen Umfang erschienen. Mit tiefer Einsicht, sagt Fiorillo, hat Leonardo in diesem Buche die Materien vom Licht, vom Schatten, von den Reflexen, und hauptsächlich von den Hintergründen abgehandelt. Daß, da die natürlichen Körper meistens von krummen Linien begränzt sind, die eine gewisse Weichheit haben, es eine Hauptsache ist, die Umrisse sich sanft verlieren zu lassen; daß dies nur vermittelst des Grundes zu bewerkstelligen ist, auf welchem ein Gegenstand erscheint, daß der innere Umriß des umgebenden Grundes und der äußere Umriß des Gegenstandes einerlei sind, ja daß der letztre überhaupt nur durch Hülfe der von ihm verschiednen Umgebungen seiner Figur nach sichtbar wird; daß ferner nicht nur die Erscheinung der Figuren, sondern auch der Farben von den Umgebungen abhängig ist, und die Farben sich gegenseitig bestimmen, heben und schwächen; daß, wenn Gegenstände von gleicher Farbe vor einander erscheinen sollen, die verschiednen Grade der Helligkeit derselben sie von einander sondern und entfernen müssen, indem die zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindliche Luftmasse, je größer sie ist, desto mehr die Farben mildert und dämpft: alle diese Lehren hat da Vinci vollkommen verstanden, und auf das beste entwickelt. Außer dem genannten Traetat und einem Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain ist nichts gedruckt; aber die ambrosianische Bibliothek in Mailand besitzt sechzehn Bände Handschriften: sieben andre Bände sollen an den König Philipp von Spanien gekommen seyn. Bis jetzt sind diese Schätze nicht einmal dem Inhalt nach weiter bekannt. Von den schönen Handzeichnungen und Studien Leonardo's gab Caylus eine Sammlung heraus: Recueil de Têtes de caractère et de charge etc. 1730, wovon auch ein deutscher Nach-

stich vorhanden ist. Dazu gehören noch: Desseins de Léonard de Vinci, gravés par Ch. J. Gerli, Milano, 1784 und Osservazioni sopra i disegni di Lionardo dall' Ab. Amoretti, Mil. 1784. Außerdem sind seit 1796 zu London die zahlreichen Handzeichnungen Leonardo's, welche der König von England besitzt, im Stich erschienen: Imitations of original Designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine.

Vindicta heißt Rache, Bestrafung, oder auch die Klage wegen zugefügten Schadens oder Unrechts. Vindicta heißt bei den Römern auch der Stab, mit dem sie die Sklaven berührten, die sie freiließen. Daher in den Pandecten das Capitel vindicta de manumissis.

Vineis (Peter de), ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des 13ten Jahrhunderts, war aus Capua gebürtig, und von geringer Herkunft, studirte aber, durch Wohlthäter unterstützt, auf der hohen Schule zu Bologna, deren Rechtslehrer damals die berühmtesten in Europa waren. Er wurde dem Kaiser Friedrich II., der Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte, zufällig bekannt, und gefiel demselben so wohl, daß er sogleich eine Anstellung am Hofe erhielt, und sehr schnell nach einander Protonotarius, Rath und Kanzler des Kaisers wurde. In dieser Stelle erwarb er sich ganz das Vertrauen seines Herrn, und nahm an allen dessen Angelegenheiten Theil. Er vertheidigte ihn besonders mündlich und schriftlich gegen den immer mehr zunehmenden Uebermuth und die übertriebnen Anmaßungen der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. Die Schmähschriften des erstern gegen den Kaiser widerlegte er mit Gründlichkeit und Witz, und trug dadurch viel bei, daß der von Gregor IX. wider Friedrich II. ausgesprochne Bannfluch ohne weitere Wirkung blieb. Als Innocenz IV. den Kaiser (1245) auf das Concilium zu Lyon citirte, vertheidigte de Vineis als Gesandter des Kaisers seinen abwesenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste wurde de Vineis doch dem Kaiser verdächtig gemacht, als habe er ihm durch seinen Arzt Gift beizubringen gesucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und öftre Nachstellungen nach seinem Leben mißmüthig und argwöhnisch gemacht, glaubte der Anklage, ließ seinem Kanzler die Augen ausstechen, und ihn zu Pisa ins Gefängniß setzen. Hier endete der unglückliche Mann (1249) sein Leben, indem er aus Verzweiflung sich den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Diese harte Behandlung, welche Friedrich II. an dem eifrigsten und thätigsten Vertheidiger seiner Rechte ausübte, bleibt ein Flecken in der Geschichte dieses sonst großen Kaisers, der auch seinen ehemaligen Günstling nicht lange überlebte. Die von de Vineis noch verhandenen Schriften sind: a) sechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrichs II. Sie sind meistens im Namen des Kaisers und, dem damaligen Zustande der Wissenschaften gemäß, in schlechtem Latein geschrieben, werden aber als eine Quelle für die Geschichte Friedrichs II. angesehen, und sind daher früher verschiedentlich gedruckt worden; b) eine Abhandlung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit (de potestate Imperiali).

Viola (Alfonso, oder nach Andern Francesco della), geb. zu Ferrara, war ums Jahr 1541 Capellmeister des Herzogs von Este, und soll der erste gewesen seyn, der den Gesang mit der Declamation auf dem Theater vereinigte. Das erste Werk dieser

Art, was er di Ferrara 1541 herausgab, war: Orbecche, Tragedia di G. Giraldi Cinthio, Ferrarese: in Ferrara, in Casa del l'Autore, dinanzi al Ercole II, d'Este, Duca IV, di Ferrara, Fece la Musica Alfonso della Viola, etc. Ferner hat er folgende Opern geschrieben: Antiopa 1560, II. Sacrificio 1565, und Lo Sfortunato 1569. Außerdem sind noch von ihm einige Madrigale zu Ferrara 1599 gedruckt.

Viola ist der allgemeine Geschlechtsname mehrerer Gattungen musikalischer Instrumente, welche aber größtentheils fast ganz außer Gebrauch und in Vergessenheit gekommen sind. Die verschiedenen Gattungen der Viola sind folgende: 1. Viola da Gamba (Kniegeige), ein Bogeninstrument, welches wie das Violoncell zwischen den Knien gehalten wird. Es ist etwas kleiner als dieses, mit sechs Saiten bezogen, welche in die Töne: D, G, c, e, a, d gestimmt werden. Die Noten dafür werden (gewöhnlich in Baß- oder Tenorschlüssel) auf ein System von sechs Linien gesetzt. Es hat einen etwas schneidenden aber doch angenehmen Ton, und war, ehe es durch das Violoncell verdrängt wurde, ein sehr allgemeines und beliebtes Instrument *). 2. Viola Bastarda, auch eine Art Gambe, die sich von der obigen vorzüglich durch ein längeres und schmaleres Corpus, und durch die Stimmung der Saiten, nämlich in C, F, c, e, a, d unterschied. 3. Viola di Bordone, oder das Baryton, ein der Gambe ehemalls ähnliches Instrument, welches sieben Darmsaiten auf dem Griffbrett, die mit einem Violinbogen gestrichen werden, außer diesen aber noch 16 Drathsaiten hat, welche unter dem Griffbrett hinlaufen, und nur mit dem Daumen berührt werden. 4. Viola di Spalla, die Schultergeige, ein gänzlich vergessenes und nur kurze Zeit im Gebrauch gewesenes Geigeninstrument. Es war eine Art großer Bratsche (s. Viola di Braccia), welche mit einem Bande an der Brust befestigt, und mit dem untern Theil auf die Schulter gelegt, seiner Unbehülflichkeit wegen aber bald wieder abgeschafft wurde. Nach diesem ist wahrscheinlich entstanden: 5. die Viola pomposa, ein dem Vernehmen nach von Joh. Seb. Bach erfundenes, aber auch nur kurze Zeit gebrauchtes Geigeninstrument. Es war im Grunde nur eine an Gestalt und Umfang vergrößerte Bratsche (s. Viola di Braccia), indem sie dieselbe Form hatte, aber größer war, und außer den vier in c, g, d, a gestimmten Saiten der gewöhnlichen Bratsche noch eine fünfte Saite in e hatte. Sie kam aber auch, ihrer Unbequemlichkeit wegen, bald wieder außer Gebrauch. 6. Viola d'Amore (Viole d'amour, Liebesgeige), ein bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument. Im Anfange wurde die Viola d'amour mit 12 bis 14 Saiten bezogen. Sechs oder sieben davon waren Darmsaiten (wovon die drei tiefsten mit Drath übersponnen waren), diese ruhten wie bei der gewöhnlichen Bratsche, auf dem Stege (der aber höher und breiter war, als bei dieser), und wurden mit dem Bogen gestrichen. Die übrigen waren Drathsaiten,

*) Auf der Orgel hat man den Ton dieses Instruments nachzuahmen gesucht, woraus das bekannte Gamben-Register auf der Orgel entstanden ist.

die man unter dem Saitenhalter (das Brettchen, woran bei Geigeninstrumenten die Saiten befestigt werden) an kleine Stifte anhängte. Diese liefen durch in den Steg gebohrte Löcher, unter das Griffbrett in eine dazu gemachte Höhlung, aus welcher sie oben in der Schnecke (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel gehen) wieder herauskamen, und dort, wie die Darmsaiten an Wirbeln befestigt waren. Diese Drathsaiten wurden mit den Darmsaiten in der Octave oder dem Einklang gestimmt, und nicht mitgegriffen, sondern dienten nur durch ihr Mitklingen zur Verstärkung des Tones. Nach der Zeit aber wurden diese Drathsaiten abgeschaft, und man bediente sich bloß eines auf dem Stege ruhenden Bezuges von sieben Darmsaiten, die entweder in die Töne: G, c, g, c, e, g, c, oder in die Töne G, c c, a, d, g, c gestimmt wurden. Mattheson in seinem Orchester, und Walther in seinem Lexicon führen noch eine Art von Viole d'amour an, welche nur mit vier Drathsaiten und einer Darmsaite bezogen war, die entweder in den Accord c, e, g, c, g, oder in c, es, c, g, gestimmt wurden. — Noch eine Gattung der Viola, die zwar nicht unter die Saiteninstrumente gehört, aber doch mit dem Violinbogen behandelt wird, ist 7. die Viola di Ferro, oder die Eisen- oder Nagelgeige. Diese besteht bloß in einem flachen, auf der einen Seite in einem halben Cirkel gerundeten Brettchen auf einer Art dicken und breiten Zange, in welche eiserne oder messingene, am obern Ende etwas nach auswärts gebogene Stifte von stufenweise abnehmender Größe eingeschlagen sind, und welche durch das Anstreichen eines starken, mit schwarzen und stark mit Colophonium eingeriebenen Pferdehaaren bespannten Violinbogens klingend gemacht werden. Dies Instrument ist auch unter dem Namen der Stahl- oder Nagelharmonika bekannt. — Alle die bisher genannten Gattungen der Viola sind, wie bereits bemerkt worden ist, ganz außer Gebrauch. Die letzte und gegenwärtig allgemein gebräuchliche Gattung dieser Instrumente ist aber 8. die Viola di Braccia, Violetta, Viola alta (nicht wie gewöhnlich falsch gesagt und geschrieben wird: alto Viola); französisch Taille, deutsch Altgeige, oder am gewöhnlichsten Bratsche genannt. Dies Instrument hat ganz den Bau und die Struktur der Violine (s. d. Art Violine), ist aber größer als diese, und steht, besonders in Hinsicht des Klanges und des Umfangs ihrer Töne gleichsam als Uebergang zwischen derselben und dem Violoncell. Die Behandlung der Bratsche ist wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieselbe nicht im G, sondern in Altschlüssel gesetzt. Des G oder Violinschlüssels bedient man sich nur für die hohen Töne, die (z. B. in Solo's) über $\overline{\overline{e}}$ oder $\overline{\overline{f}}$ gehen. Die Bratsche hat ebenfalls vier Saiten, wovon die zwei tiefsten übersponnen, und die Stimmung aller vier eine Quinte tiefer ist als bei der Violine. Die Stimmung der Bratsche ist nämlich c, g, d, a, folglich dieselben wie beim Violoncell, nur eine Octave höher. Die Bratsche ist zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigeninstrumenten, was der Tenor unter den Singstimmen ist, und folglich bei jeder vollständigen Orchestermusik von besondrer Wirkung und Nothwendigkeit, daher es

sehr unrecht und zweckwidrig ist, daß dies Instrument in der Regel so sehr vernachlässigt, und in den meisten Orchestern gewöhnlich am schwächsten und schlechtesten besetzt wird.

Violino (franz. Violon *), deutsch **Discantgeige**, oder am gewöhnlichsten bloß **Geige** oder **Violine** genannt) ist das vollkommenste und angenehmste, gleichsam die Königin von allen Geigeninstrumenten **). Der eigentliche Ursprung der Geige überhaupt ist wenig oder gar nicht bestimmt bekannt, doch scheint sie eine nach und nach vervollkommnete Modification eines alten ähnlichen Instruments zu seyn, wovon man Abbildungen in den Lehrbüchern der Geschichte der Musik und insbesondre der alten Musik findet. Die gegenwärtig übliche Violine ist nur eine Gattung des allgemeinen Geschlechts der Geigeninstrumente, und hat folgende Beschaffenheit. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, nämlich dem **Corpus** und dem Halse; welche wieder aus mehreren kleinern Theilen zusammengesetzt sind. Das Corpus (der Körper, Leib) besteht aus folgenden Theilen: 1. die **Decke** oder der **Resonanzboden**, oder auch das Dach, ist ein in der Mitte etwas gewölbtes, im Umriß länglich rundes Brettchen, von altem trocknen **Fichtenholze** (etwa eine Linie dick), welches in der Mitte der beiden Seiten einen halbrunden Einschnitt (etwa so: C) hat, damit der Bogen sich frei, ohne anzustreichen, bewegen kann, und welches man eine Ausschweifung nennt. In der Decke befindet sich an jeder Seite, wo der Ausschnitt ist, eine schmale Oeffnung in der Form eines lateinischen *f*, welche die F-oder Schalllöcher genannt werden, und die Verbindung der im Instrument eingeschlossenen Luft mit der äußern zu Fortpflanzung der Schwingungen des Körpers bezwecken. 2. Der Boden. Dies ist ein durchaus eben so wie die Decke gestaltetes Brettchen von Ahornholz, nur daß in diesem keine Oeffnungen (wie die F-Löcher in der Decke) sind. **Decke** und **Boden** werden nun verbunden: 3. durch die Zarge. Dies ist ein dünner (etwas über einen Zoll breiter Span, ebenfalls von Ahornholz, welcher nach der Form der **Decke** und des **Bodens** gebogen, und als Seitenwand diese beiden verbindet. Inwendig ist auf der linken Seite der Decke (wo die G Saite liegt) der Länge nach eine Leiste von Holz eingeleimt, welche in der Mitte dicker ist, und an beiden Enden dünne zuläuft. Dies heißt der **Balken** oder **Träger**, und dient dazu, dem Druck der Saiten auf die Decke zu widerstehen. Auch sind inwendig in jeder Ecke der Zarge, so wie unten am Kopf und oben unter dem Halse kleine Klötzchen eingeleimt. Dem Balken gegenüber (etwas hinter dem Stege, wo die E Saite liegt) wird ein dünnes rundes Stäbchen, welches der **Stimmstock**, die **Seele** (franz. l'ame) oder schlechthin die **Stimme** heißt, zwischen Decke und Boden aufgerichtet, um Er-

*) Von vielen wird auch der Contrabaß (il Violono) Violon genannt. Man halte dies aber nicht für die franz. Benennung desselben. Diese ist: **Contrebasse**, (il Contrabasso il Vioono, große Baßgeige).

**) Geigeninstrumente im Allgemeinen sind alle solche musikalische Instrumente überhaupt, welche mit Darmsaiten bezogen sind, durch das Anstreichen der Saiten mit einem Bogen klingend gemacht worden, und wo die verschiedne Höhe und Tiefe der Töne, durch das Aufsetzen der Finger auf die Saiten erzeugt wird.

stere gegen das Gewicht der beiden höchsten Saiten zu unterstützen. Am obern Ende des Corpus nun ist in der Mitte der Zarge zwischen der Decke und dem Boden der Hals eingesetzt. Dies ist ein etwa ½ Elle oder weniges darüber langes, halbrundes Stückchen Ahornholz, welches unten, wo es aufgesetzt ist, etwas dicker, am obern Ende aber dünner ist. An dem obern dünnern Ende befindet sich ein ausgehöhltes Kästchen Holz, welches der Wirbelkasten, Lauf oder Wandel heißt, und sich oben entweder mit einem schneckenförmigen Gewinde (die Schnecke genannt) oder mit einer andern ausgeschnittenen Zierrath endet. In dem Wirbelkasten sind auf jeder Seite zwei runde Löcher einander schräg gegenüber, in welchen die Wirbel gehen. Dies sind vier conische runde Hölzchen am dickern Ende, welches außerhalb des Laufes bleibt, mit einem flachen Griff versehen, um sie zu fassen, wodurch die Saiten aufgespannt werden. Auf dem Halse liegt das Griffbrett. Dies ist ein vom obern Theil des Halses nach unten ungefähr bis gegen die Hälfte des Corpus breiter zulaufendes ein wenig gewölbtes Brettchen von Ebenholz, über welches die Saiten nach dem Wirbel zu hinlaufen. Am obern schmalen Ende desselben befindet sich der Sattel, ein kleines Leistchen von Holz oder Elfenbein, mit vier nicht zu tiefen Einschnitten, in welche die Saiten zu liegen kommen, damit sie nicht vom Griffbrett abgleiten. Am unkersten Ende der Decke, in der Mitte der Zarge, gerade dem Hals gegenüber ist ein Knopf von Holz oder Elfenbein angebracht. An diesen Knopf wird mit einer starken Saite oder mit Drath der Saitenhalter oder Saitenfessel befestigt. Dies ist ein unten schmales und oben breiteres (fast wie das Griffbrett, aber kürzer gestaltetes) etwas gewölbtes Brettchen, ebenfalls von Ebenholz, in dessen oberes Ende vier Löcher gebohrt sind. In diese Löcher werden vermittelst eines Knotens die Saiten befestigt, welche von da über das Griffbrett nach dem Wandel hinlaufen, daselbst durch die Wirbel gezogen, und dann durch das Drehen desselben an- oder abgespannt werden. Auf die Decke gerade zwischen die beiden F Löcher wird der Steg, auf welchem die Saiten ruhen, gesetzt. Dies ist ein auf zwei Füßchen ruhendes Stückchen Holz (am besten Ahornholz), auf welchem die Saiten zwischen dem Saitenhalter und dem Griffbrett ruhen. Wo die Saiten aufliegen, sind in dem Stege ebenfalls und aus demselben Grunde kleine Einschnitte wie beim Sattel. Zwischen dem Stege und dem Griffbrett wird der Bogen, durch dessen Anstreichen die Saiten klingend gemacht werden, geführt. Die verschiedne Höhe und Tiefe der Töne wird durch das Aufsetzen der Finger auf das Griffbrett, wodurch die natürliche Länge der Saiten verkürzt wird, bewirkt. Die Violine wird mit vier Darmsaiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bezogen, von denen die tiefste und stärkste mit Silberdrath übersponnen ist. Diese vier Saiten werden in die Töne g, d, a, e, gestimmt. Die dünnste davon, nämlich das e, heißt auch schlechthin die Quinte, französisch Chanterelle. Je weiter man mit dem Aufsetzen der Finger nach dem Stege zu rückt, desto höher werden die dadurch erzeugten Töne. Die Noten für die Violine werden durchaus in den G Schlüssel (der deshalb auch vorzugsweise Violinschlüssel genannt wird) gesetzt. Der Umfang der Töne

der Violine geht von g bis $\overline{\overline{d}}$. Doch ist man erst in unsern Tagen bis zu dieser schwindelnden Höhe hinaufgestiegen. Früher ging man höchstens bis $\overline{\overline{g}}$ oder $\overline{\overline{a}}$, und im 16ten Jahrhundert kaum bis $\overline{\overline{c}}$. Auf der Violine können alle in obigem Umfange begriffne Töne bloß durch das Aufsetzen der Finger, ja selbst die kleinsten enharmonischen Verhältnisse hervorgebracht werden, daher dies Instrument sowohl dadurch, als durch seinen schönen eindringenden Ton unter die vollkommensten und angenehmsten aller musikalischen Instrumente zu zählen ist. Hier nur noch ein Paar Worte über das Werkzeug, wodurch die Saiten der Violine klingend gemacht werden. Dies ist nämlich der Bogen. Dieser Bogen besteht, in einem etwas über eine Elle langen runden Stäbchen von Schlangenholz der Fernambuck (wenigstens sind dieses die besten Holzarten dazu), welches von unten nach oben in abnehmender Stärke zuläuft, und oben sich mit einem ausgeschweiften Klötzchen endigt, welches der Kopf heißt. In dem untern und stärkern Ende des Bogens geht eine Schraube, wodurch der Frosch angezogen oder nachgelassen wird. Dieser Frosch ist ein ausgeschweiftes Klötzchen von Holz, welches mit dem Kopfe parallel am untern Ende des Bogens steht, und durch welches die Schraube geht. Der Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben im Kopf und unten im Frosch befestigt, und durch das Auf- und Zudrehen der Schraube ab- oder angespannt werden, je nachdem es nöthig ist. Die Kunst, auf der Violine zu spielen, ist übrigens auf einen so hohen Grad gestiegen, daß sie wohl eher wieder sinken, als noch höher steigen kann, da man es mitunter wohl, wenigstens in Hinsicht mechanischer Schwierigkeiten, jetzt zuweilen übertreibt. Die bekanntesten Anweisungen zur Erlernung des Violinspiels sind die von Döhlein durch Reichard vermehrt, von Leopold Mozart, von Geminiani, vom pariser Conservatorio, und vom Professor Fröhlich in Würzburg.

Violoncello (Violoncell), kleine Baßgeige, steht zwischen der Bratsche (s. d. Art. Viola) und dem Contrabaß (dem größten und aufrecht stehenden Geigeninstrumente, und deßhalb die große Baßgeige oder Violone genannt) in der Mitte, so wie die Bratsche wiederum zwischen dem Violoncell und der Violine. Das Violoncell hat übrigens ganz den Bau, die Structur und alle Theile wie die Violine und Bratsche, nur daß es größer ist, und nicht wie diese in horizontaler Richtung an die Schulter gesetzt, sondern in senkrechter Richtung beim Spielen zwischen den Knien festgehalten wird. Es wird ebenfalls wie die Bratsche mit vier Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Draht übersponnen sind. Die Stimmung der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Octave tiefer. Die Noten für das Violoncell werden im F oder Baßschlüssel gesetzt. Für die Töne aber, die das d oder e übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor oder auch (besonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Solo's u. dergl. der G- oder Violinschlüssel gebraucht. In diesem letztern Falle aber müßten die Noten allemal eine Octave höher geschrieben werden, als sie gespielt werden, weil das Violon-

cell an sich schon eine Octave tiefer steht als die Violine, und folglich, wo z. B. das c vorgeschrieben ist, dem Klange nach erst das c angibt. Das Violoncell ist eigentlich kein ursprünglich neu erfundenes Instrument, sondern eine vervollkommnete Umgestaltung der vorher üblichen Viola da Gamba (s. d. Art. Viola). Der Erfinder desselben war Tardieu, ein Geistlicher von Tarascon, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Anfangs bezog man es mit fünf Saiten, nämlich C, G, d, a, d. Ums Jahr 1725 aber schaffte man die fünfte Saite d wieder als überflüssig ab, und behielt nur den noch gegenwärtigen Bezug von vier Saiten in C, G, d, a, bei.

Viotti (Giovanni Battista), einer der vollendetsten und größten Violinspieler, die je gelebt haben, und zugleich einer der vorzüglichsten Componisten für sein Instrument, ist geboren zu Fontana in Piemont 1755, und war anfangs Violinist in der königlichen Capelle zu Turin. Im J. 1780 trat er seine erste Reise ins Ausland an, und kam (nachdem er den Norden besucht hatte), auch nach Paris, wo er außerordentliches Aufsehn erregte. Durch die Revolution vertrieben, ging er ums Jahr 1790 nach London, wo er denselben Beifall fand, und als Solovioliniſt im salomonischen großen Concert, und nachher auch als Director des Opernorchesters angestellt wurde. Im Jahr 1798 aber wurde er (Niemand weiß warum) plötzlich aus London verwiesen, und ging nach Hamburg, wo er sich noch 1800 befand. Als der würdigste Schüler Pugnanis, hat er diese gediegne Schule rein fortgepflanzt und selbst mit der Zeit fortschreitend vervollkommnet. Virtuosen, wie Rode, Alday, Libon, La Barre, Cartier, Wacher, Pipis u. A. m., die man bekanntlich gegenwärtig unter die größten Violinspieler rechnet, und durch ihn gebildet wurden, sind Beweise hiervon. Er soll auch übrigens ein sehr gebildeter würdiger Mann, von vieler Lebhaftigkeit seyn, dabei aber viel Selbstgefühl besitzen. Dies zeigt sich unter andern in folgenden Zügen, die Choron (in seinem Dictionnaire historique des Musiciens) von Viotti erzählt: Bei seinem Aufenthalt in Paris wollte ihn die Königin Marie Antoinette in Versailles hören; zu diesem Behuf wurde ein großes Concert veranstaltet; der ganze Hof ist versammelt, das Concert beginnt, und schon die ersten Tacte des Solo's von Viotti fesseln die allgemeine Aufmerksamkeit, als im Vorzimmer auf einmal der Ruf ertönt: „Platz für den Grafen von Artois!" und dadurch die ganze Versammlung in Aufruhr geräth, und folglich allgemeine Störung entsteht. Viotti, empfindlich hierüber, bricht sogleich sein Spiel ab, und entfernt sich mit der Geige unter dem Arm, ohne wiederzukehren. Kurze Zeit darauf faßte er den Entschluß, nie wieder öffentlich zu spielen. Als im J. 1790 einer seiner vertrautesten Freunde, der aber (in Paris nichts ungewöhnliches) fünf Treppen hoch wohnte, ihn beredete, sich in einem Concert hören zu lassen, welches dieser bei sich veranstalten wollte, und wozu sehr viele Herren und Damen von fürstlichem Range, und vom vornehmsten Adel eingeladen waren, sagte Viotti, in Bezug auf diese Gesellschaft, zu seinem Freunde: „Lange genug sind wir zu ihnen hinabgestiegen, nun können sie auch einmal zu uns heraufsteigen." — Auch als Componist (für

die Violine insbesondre) hat Viotti sich eben so vortheilhaft ausgezeichnet, und seine Violin-Concerte und Duetten sind für jeden Violinspieler klassisch. Da seine Compositionen so häufig an allen Orten nachgestochen, und für andre Instrumente arrangirt worden, und unter immer veränderten Nummern und Verlegern erschienen sind, so ist eine genaue zuverlässige Uebersicht seiner Werke sehr schwer. Folgendes kann jedoch eine kurze ungefähre Uebersicht geben. Nämlich: 27 Violin-Concerte, zwei Concertant-Symphonien für zwei Violinen; 36 Violinduetten, und mehrere Violin-Quartetten und Trio's; 12 Solo's für das Violo mit Begleitung des Basses, und eine Sammlung Thema's mit Variationen. Für den Gesang sind zwei in Paris gestochene italienische Arien mit Orchesterbegleitungen bekannt. Auch sind unter seinem Namen mehrere Clavierfachen gedruckt worden, die aber vermuthlich nicht ursprünglich von ihm selbst fürs Clavier gesetzt, sondern wahrscheinlich nur von Andern dafür arrangirte Violin-Compositionen von ihm sind.

Virgilius (Publius Virgilius Maro), der vorzüglichste epische Dichter der Römer aus dem sogenannten goldenen Zeitalter des Augustus, gebohren 70 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung zu Andes (jetzt Pietola), unweit Mantua. Er hielt sich eine Zeit lang zu Neapel auf, um da zu studiren, und hatte dadurch diese Gegend so lieb gewonnen, daß er auch da begraben seyn wollte. Als Augustus allein die Oberherrschaft behauptete, und verschiedne Ländereien unter seine Soldaten vertheilt werden sollten, traf dieses Schicksal auch das Landgut, das Virgil von seinen Aeltern ererbt hatte. Aber sein Dichtertalent hatte schon Aufmerksamkeit erregt, und durch Empfehlung des Asinius Pollio erhielt er sein Landgut von Augustus wieder, dessen Lob er nun in seinen Gedichten sang. Augustus und sein Günstling Mäcenas wurden bald die Freunde und großmüthigen Gönner Virgils. Sein erstes jugendliches Werk waren die Bucolica, Hirtengedichte, eine glückliche Nachahmung der Idyllen des Theokrits. Später schrieb er das Lehrgedicht Georgica oder vom Landbau, wobei er den Hesiod zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Sein vorzüglichstes Gedicht, und wodurch er sich wirklich verewigt hat, ist das bekannte Heldengedicht die Aeneide, oder die Erzählung der Schicksale des Aeneas von seiner Flucht aus Troja an bis zu der Zeit, da er ein neues Reich in Italien gründete. Die Absicht, die der Dichter dabei gehabt, ist unverkennbar diese, daß, so wie Homer den Griechen, er den Römern ein Nationalepos in die Hände geben wollte. So vielen Fleiß er auch auf die Vollendung dieses Gedichts wendete, so sind doch noch hie und da Verse unvollendet geblieben. Deßwegen soll er auch vor seinem Tode von seinen Freunden verlangt haben, daß sie die Handschrift dieses Gedichts verbrennen möchten. Aber ein guter Genius hat darüber gewacht und es erhalten. Die Aeneide ist unstreitig ein Meisterwerk der Dichtkunst. — Virgil starb nach der Rückkehr von einer Reise, die er mit Augustus in Griechenland gemacht hatte, zu Brundisi in Calabrien, erst 52 Jahre alt. Seinem Verlangen gemäß wurde er in der Nähe der Stadt Neapel, bei der Grotte Positippo begraben. Zu seinem Grabe, welches man noch zeigt, wallfahrten gebildete Reisende, die den Dichter schätzen. Der Ausgaben von Virgils sämmtlichen Werken sind sehr viele.

Das allererste deutsche Archiv zu Rom (1763 — 1765) enthielt Auszüge aus Virgil. Unter den neuern ist die von Heyne in Göttingen (1793 in 4 Bänden besorgte Ausgabe noch der vorzüglichste. Eine vollständige deutsche Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke haben wir von Voß in 12 Bänden (Leipzig 1799) erhalten. — Die Gedichte Virgils haben, übrigens eben das Schicksal gehabt, wie die Gedichte Homers und die Bibel selbst, daß man nämlich aus dem ersten Verse, den man beim zufälligen Aufschlagen des Buches zu Gesicht bekam, die Zukunft voraussagen zu können glaubte (sortes Virgilianae).

Virginien, einer der 22 vereinigten Staaten Nordamerika's, welcher zu denjenigen gehört, die zuerst sich gegen das Mutterland erhoben und der Sache von Boston beitraten. Das Land ward zu Ende des 15ten Jahrhunderts entdeckt. Sir Walter Raleigh sandte 1584 eine Flotille unter Amadas und Barlow an jene Küste, welche am 26sten Juli auf der Insel Wocokon landete, das Land in Besitz nahm und es nach seiner jungfräulichen Königin Elisabeth Virginia nannte. König Jacob I. theilte es 1606 in Nord- und Südvirginia, und 1607 wurde die erste bleibende Niederlassung unter Gouverneur Whiffield zu Jamestown gegründet. Es zogen nun nach und nach Colonisten aus mehrern europäischen Ländern herbei; 1623 ließen sich auch Niederländer nieder und schon 1671 hat man 38,000 Weiße und 2000 Schwarze gezählt. Etwa 100 Jahre später (1761) war die Zahl der Einwohner auf 179,000 angewachsen, aber erst seit der Unabhängigkeitserklärung dehnt sich der schnellere Zuwachs der Volksmenge. 1786 wurde Kentucky von Virginia getrennt, und doch fand man bei der Zählung pop. 1790, schon 747,610, 1800 886,149 und 1810 974,622 Köpfe, worunter 551,534 Weiße, 392,518 Sklaven und 30,570 Freigelassene waren. Jetzt (1818) enthält der Staat auf 2950 QMeilen wenigstens 1,050,000 Bewohner, und ist der reichste und bevölkertste Staat des ganzen Bundes. Er wird von Pennsylvania, Maryland, dem Ozeane, Nordcarolina, Tennessee, Kentucky und Ohio umgeben, hat in seiner Mitte 3 Bergzüge der Alleghanen und wird von mehrern schiffbaren Strömen, worunter der Potowmak, Ohio, Rappahanok, York und St. James, bewässert. Der fruchtbare unter einem günstigen Himmelsstriche belegene Boden erzeugt besonders Taback, der unter dem Namen Virginia in ganz Europa bekannt ist, und Waizen als Stapelwaaren, dann fast alle übrigen nordamerikanischen Producte, und führt in gewöhnlichen Jahren davon für 6 Mill. Dollars aus, worunter wenigstens 80,000 Orhofte (hogsheads) Taback. Die Staatsverfassung ist der aller übrigen nordamerikanischen Staaten ähnlich: die gesetzgebende Gewalt wird von der Generalassembly ausgeübt, die vollziehende hält ein Gouverneur und geheimer Rath in Händen. Die Miliz beläuft sich auf 50,000 Köpfe. Die Hauptstadt des in 95 Counties abgetheilten Staats ist Richmond mit 9735 Einw.

Virtuose (ital. von virtù, Vorzug, Vortrefflichkeit; virtuoso, alles, was in seiner Art vortrefflich ist.) Diese Benennung wird im besondern Sinne von Leuten gebraucht, die in den schönen Künsten (Musik, Poesie, Malerei) ihr Talent zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet haben. Im Deutschen wird es gewöhnlich nur von einem geschickten Musiker gebraucht, der irgend ein musikalisches Instrument in einem hohen Grade der Vollkommenheit zu spielen versteht. — Virtuosität, ein neu-

geprägtes Wort) ist die Vollkommenheit, die sich Jemand in einer Kunst oder Wissenschaft erworben hat.

Visconti s. Anh. z. — d. Bde.

Visionen, Gesichte, Erscheinungen innerer Bilder in der Seele, die so lebhaft sind, daß sie von äußern wirklichen Gegenständen herzukommen scheinen. Sie sind beinahe eins mit Phantasmen (vergl. d. Art.), man kann jedoch den Unterschied zwischen beiden festsetzen, daß den Visionen gewisse Ideen der Seele, wirkliche Begebenheiten oder Vorstellungen zum Grunde liegen, welche durch die Bilder entweder geradezu oder in symbolischer Bedeutung dargestellt werden, da hingegen die Phantasmen von körperlichen krankhaften Einwirkungen entstehen, welche die Einbildungskraft der Seele erregen, und lebhafte Vorstellungen in Bildern erzeugen. Die Phantasmen sind immer Täuschungen, die Visionen hingegen können Wahrheit enthalten. So liegen z. B. den Gesichten der Propheten und Heiligen der alten Zeit theils Begebenheiten der Zukunft, theils vielleicht Lehren und Warnungen zum Grunde. So stellt sich nach glaubwürdigen Erzählungen bei manchen Menschen, deren Vermögen des Fernsehens freier geworden ist, das Vorhersehen eines Todesfalls unter dem Gesicht eines Leichenzugs dar. So trieb eine Vision den Peter Lotichius in einer Elegie die Gräuel der Belagerung und Eroberung Magdeburgs hundert Jahre vorher zu beschreiben; so hat Swedenborg in einer Vision den Brand in London gesehen. So kann man auch die Aussagen der in den höchsten Grad des magnetischen Zustandes versetzten Somnilloquen dahin rechnen, welche Beschreibungen von fernen und unbekannten Gegenden und Begebenheiten, von entfernten Personen, die sie nicht kennen, von dem künftigen Aufenthalte der Seligen, von der Erscheinung eines Genius u. dergl. m. liefern.

Visiren. Hierunter versteht man im Allgemeinen das Einrichten einiger Gegenstände nach einem gewissen Punkte; so visiret man Stäbe, zu setzende Bäume, aufgestellte Truppen ein, indem man annimmt, daß längs der einzuvisirenden Gegenstände eine gerade Linie gezogen werden kann, die auf einen gemeinten Punkt hinweist, und in der diese Gegenstände sich befinden sollen. Im Besondern bedient man sich des Visirens beim geometrischen Aufnehmen, wo man mit dem sogenannten Absehlineal (Diopterlineal), welches aus einem hölzernen oder metallenen Lineale besteht, das an dem einen Ende ein Ocular- und an dem andern ein Objectiv-Diopter aufgerichtet hat, nach einer bestimmten Richtung hinsiehet, und dadurch ein Stück der denkbaren Linie, zwischen dem Auge des Beobachters und dem Objecte, nach dem man sieht, auf dem Meßtische, dem Astrolabio, Theodoliten ꝛc. herstellt. So werden bei der Netzlegung einer Aufnahme, oder bei der sogenannten Triangulirung, die Schenkel der Winkel, die die Seiten der Dreiecke bilden, visirt. — Bei den Handgriffen des Feuergewehres heißt visiren, das Feuergewehr nach einem gewissen Gegenstande hinrichten, zu diesem Zwecke befindet sich auch gemeiniglich auf diesem Rohre ein sogenanntes Visir. P. S.

Vista (ital. Aussicht, à vista, ein in Wechselgeschäften vorkommender Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechsel gleich nach der Vorzeigung oder Ansicht bezahlt werden müsse. Im Deutschen

ist auch der Ausdruck: nach Sicht, sehr gebräuchlich (Vergl. d. Art. Uso).

Visum repertum (Fundschein), der Bericht einer (eigends dazu, oder überhaupt) verpflichteten Medicinalperson (in der Regel des Physikus, in dessen Ermangelung des gerichtlichen Wundarztes) über den äußerlichen Zustand eines gefundenen todten menschlichen Körpers an die Polizeibehörde. Der Berichterstatter muß anatomische Kenntniß des menschlichen Körpers haben, alle Theile desselben genau und mit den angenommenen Kunstbenennungen anzugeben, das Gewöhnliche und Normale von dem Ungewöhnlichen und Abnormen zu unterscheiden wissen, den Körper auf das genaueste von außen besichtigen, dessen Geschlecht, muthmaßliches Alter, Beschaffenheit, Aussehen und Zustand, die etwa vorgefundenen Verletzungen, Wunden, Quetschungen u. dergl. genau, deutlich und in einem guten Style beschreiben.

Vitellius (Aulus), einer der verworfensten Menschen, die auf dem Throne der Cäsarn zu Rom gesessen haben. In der Schwelgerei erzogen, und durch die zügellosen Sitten an dem Hofe der ausschweifenden Regenten Caligula, Claudius und Nero noch mehr verdorben, hatte er durch niedrige Schmeicheleien sich den Weg zu Ehrenstellen gebahnt. Nero hatte ihm den Oberbefehl über einige römische Legionen in Niederdeutschland übertragen. Nachdem einmal das verderbliche Beispiel gegeben war, daß die Legionen ihre Anführer auf den Kaiserthron erhoben, brachte es Vitellius auch bei denen, die unter seinem Befehle standen, durch Geschenke und Versprechungen so weit, daß sie ihn zu gleicher Zeit, als die Prätorianer zu Rom den Otho an Galba's Stelle zum Kaiser ausriefen, ebenfalls zu dieser Würde ernannten. Es entstand nun ein bürgerlicher Krieg zwischen den beiden Gegenkaisern. Nachdem die Legionen des Vitellius in drei Schlachten nach einander von den Truppen des Otho geschlagen worden waren, siegten sie in der vierten über ihre Gegner, und der freiwillige Tod des Otho machte den Vitellius zum alleinigen Besitzer des streitigen Throns. Vitellius zog als Sieger in Rom ein. Seine Regierung zeichnete sich gleich anfangs durch Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen aller Art aus, die auch nicht durch eine einzige für den Staat heilsame Handlung vergütet wurden. Die öffentlichen Angelegenheiten waren in den Händen verworfner Menschen; Vitellius selbst überließ sich einer beispiellosen Schwelgerei. Eine Regierung dieser Art konnte auch bei einer schon sehr verdorbenen Nation nicht von langer Dauer seyn. Die Legionen, besonders die im Orient, empörten sich, und riefen Vespasian zum Kaiser aus. Als Vitellius sich von seinen Gegnern in Rom selbst angegriffen sah, suchte er feig sich zu verbergen, aber er wurde entdeckt, auf eine beschimpfende Art durch die Straßen geschleift, und sein Leichnam wurde in die Tiber geworfen. Er erlitt diesen verdienten Tod im 57sten Jahre seines Alters, und im 7ten Monate seiner Regierung, die Plutarch mit der Regierung der Könige in den Trauerspielen vergleicht, die auf die Bühne treten, vorübergehen und verschwinden.

Vitriol heißt jede salzige Verbindung aus Schwefelsäure mit einem Metalloxyde. Drei Vitriole kommen gewöhnlich als Handelswaare vor, und werden zu technischen Zwecken genutzt. Grüner Vitriol, Eisenvitriol, Kupferwasser, besteht aus Ei-

sen und Schwefelsäure, hat grüne rhomboidale Crystallen, die sich an der Luft mit gelbem Staube überziehen, indem ihr Eisenkalk Sauerstoff anzieht und unauflöslicher wird. Dieses Salz hat die Eigenschaft, in starker Hitze seine Säure zu verlieren, weßhalb man es zur Darstellung derselben (daher Vitriolöl genannt) benutzt. Man bereitet den Vitriol hauptsächlich aus den Eisenkiesen, die aus Schwefel und Eisen bestehen. Nachdem sie geröstet sind, stürzt man sie auf Haufen, und erhitzt sie durch Besprengen mit Wasser. Dieses zersetzt sich, und bildet aus dem Schwefel Schwefelsäure, aus dem Eisen Eisenkalk, beide verbinden sich zum Vitriol, der durch Auslaugen mittelst Wasser, Reinigung durch Absetzen, Einsieden und Crystallisation dargestellt wird. Blauer Vitriol oder Galitzenstein, cyprischer oder Kupfervitriol, besteht aus Kupferoxyd und Schwefelsäure, hat saphirblaue Crystallen, kommt bisweilen natürlich in Crystallen oder aufgelöst in Cementwassern (zu Neusohl in Ungarn) vor. Sonst bereitet man ihn aus den Kupferkiesen, wie den Eisenvitriol aus den Eisenkiesen, oder man cementirt Kupfer, auch Messing, mit Schwefel, und löscht die glühenden Bleche im Wasser ab, das sich dadurch mit Vitriol sättigt. Zu Neusohl, Rothenburg, Marseille, Winterthur, Hof, Goslar wird er hauptsächlich fabricirt. Weißer oder Zinkvitriol, weißer Galitzenstein, Erzalaun ist schwefelsaures Zink, und kommt im Handel in zuckerähnlichen Klumpen vor. Zu Goslar wird er aus den Zinkerzen durch Verwittern, Auslaugen und Crystallisation erhalten; die Crystallen schmelzt man, und läßt sie wieder erstarren. Da die Zinkerze Eisen, Blei, Silber, Kupfer enthalten, so ist dieses Salz nie rein. Ein in Salzburg gewonnener Vitriol oder sogenannter doppelter Adler ist ein Gemisch aus Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Der Admonter aus Steyermark besteht dagegen aus Kupfer- und Eisenvitriol. Zur Schwarzfärberei werden beide Sorten dem reinen Eisenvitriole vorgezogen; kalte Indigküpe aber und blauer englischer Druck erfodern reinen, nicht verwitterten Eisenvitriol. Fs.

Vitruvius (Marius Vitruvius Pollio), ein berühmter römischer Architekt, geboren zu Verona, der zu den Zeiten Augusts und Tiber's lebte, und von dem ersten zu Aufführung von Gebäuden gebraucht wurde. Von seinen Lebensumständen weiß man nichts Bestimmtes. Er ist uns vorzüglich durch sein Werk über die Baukunst in zehn Büchern bekannt geworden — die einzige Schrift dieser Art, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen ist. Obgleich man seine Schreibart als geschmacklos tadelt, so wird das Werk doch wegen seines Inhalts sehr geschätzt; es ist deßwegen auch öfters herausgegeben, und in verschiedne Sprachen übersetzt worden. Eine gute deutsche Uebersetzung davon hat der Cabinetsrath August von Rode in Dessau (Leipzig 1796) herausgegeben.

Vittoria (Schlacht bei). In der Mitte des Februars 1813 kamen die Nachrichten von Napoleons Unglück auf Rußlands eisigen Steppen nach Spanien zu dem französischen Feldherrn mit der Weisung, alles, was nur an Truppen entbehrt werden könnte, nach Deutschland abzusenden. 30,000 Mann der besten Kerntruppen gingen in Eilmärschen dahin ab, allein ihr Abgang nöthigte auch zugleich die Franzosen, die schon im vorigen Jahre unter Marmont die furchtbarste Niederlage erlitten

hatten, sich immer mehr zurückzuziehn, und mit Aufgebung von Madrid über Burgos hinter den Ebro zurückzugehn. Wellington folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ging bereits den 15ten Juni über den Ebro, ohne daß es irgendwo bedeutende Auftritte gegeben hätte. Endlich standen beide Heere auf der großen schönen Ebene von Vittoria gegenüber. Vittoria, eine Stadt von 5000 Einwohnern, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wo schon einst der bekannte Eduard, der schwarze Prinz, eine Schlacht für Don Pedro von Castilien lieferte, sollte jetzt Zeuge der entschiedensten Niederlage werden, wie sie das französische Heer bis dahin noch nicht erfahren hatte; die Spanien auf einmal frei machen sollte. Die Franzosen lehnten ihren linken Flügel an eine sanfthinstreichende Hügelkette, den rechten an Vittoria, vor sich den Zadovabach, den eine Höhe bestrich, worauf ihr Mittelpunkt stand. Am 20sten vereinigte Wellington alle seine Colonnen, nur besorgt, daß der Feind die Nacht zum Abmarsch benutzen werde. Der letztere, vom König Joseph und Jourdan commandirt, benutzte sie nicht, und mit Tagesanbruch ließ Wellington sogleich den General Hill die Zadova überschreiten, und den französischen Mittelpunkt auf den Höhen jenseit des Baches angreifen. Er wurde bald zurückgedrängt, aber die neuen ihm zugeführten Verstärkungen machten den Kampf sehr blutig und hartnäckig. Mittlerweile kam der General Graham auf dem rechten Flügel dergestalt den Franzosen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach Bilbao abgeschnitten ward, und sie zum Rückzuge nach Pampeluna gezwungen wurden, den sie nach dem Verlust des ganzen Geschützes und Gepäckes in der schrecklichsten Unordnung mit dem Eintritt der Nacht antraten. Sie waren des Sieges so gewiß gewesen, daß für nichts Sorge getragen war, und daher eine Menge Offiziersfrauen, die ganze Bagage Josephs den Engländern in die Hände fielen. An Geschütz retteten die Franzosen nur Eine Canone, die sie noch in Pampeluna zurückließen. Die Beute der Engländer war unermeßlich, und zugleich Ursache, daß die Verfolgung minder mörderisch war und die elenden Trümmer der französischen Armee sich an dem Fuße der Pyrenäen sammeln konnten, wo sie Soult wieder zu ordnen und Wellington damit aufzuhalten strebte, so weit dies bei solchen Umständen möglich war. Wenn die Schlacht bei Vittoria minder welthistorisches Ereigniß ist, so beruht dies nur darauf, daß sie mehrern furchtbaren Catastrophen auf dem Fuße folgte, für uns zu wenig unmittelbaren Einfluß hatte, und bald von andern Begebenheiten überstrahlt ward, die unter unsern eigenen Augen vorfielen.

Viviani (Vincent), ein berühmter italienischer Mathematiker des 17ten Jahrhunderts, stammte aus einer adeligen Familie zu Florenz, und wurde daselbst 1622 geboren. Von seinem 16ten Jahre an legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Geometrie und machte darin solche Fortschritte, daß der große Galilei sich bewogen fand, ihn in seinen besondern Unterricht und gewissermaßen als Sohn anzunehmen. Nach Galilei's Tode widmete er sich unabläßig dem Studium der Geometrie, und machte den Plan, die ganz verloren gegangenen fünf Bücher des alten griechischen Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte, und das bis dahin ebenfalls für verloren gehaltne 4te Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga (der ungefähr 220 Jahre vor Christi Ge-

Durt lebte), gleichen Inhalts zu ersetzen. Als nach einiger Zeit das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz entdeckt wurde, zeigte es sich bei der Vergleichung, mit welchem Scharfsinn Viviani die Meinung des griechischen Mathematikers getroffen, und sie selbst noch besser ausgeführt hatte. Im J. 1666 wurde Viviani erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz. An dem Hofe dieses liberalen Beförderers der Wissenschaften und Künste gab es viele große Mathematiker und Physiker, mit denen der Großherzog vertraut umging; Viviani gehörte unter die Zahl derselben. Wie sein Vorgänger Torricelli, war er Mitglied der von Ferdinand II. errichteten Accademia del Cimento, einer Gesellschaft Naturforscher, der ersten dieser Art in Europa, und welche andern Akademien in der Folge zum Muster diente. Viviani wurde zu verschiednen Verrichtungen, unter andern bei der Entwässerung des Valdichiana (eines Thales, welches der Fluß Chiana oft überschwemmte) gebraucht, worüber sein Bericht vom J. 1650 noch vorhanden ist. Sein Name wurde auch im Auslande rühmlich bekannt. Ludwig XIV. ernannte ihn 1699 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, und gab ihm eine Pension. Viviani starb 1703 in einem Alter von 82 Jahren, und hinterließ den Ruhm eines großen, bescheidenen und humanen Gelehrten. Außer den beiden Werken über die Kegelschnitte des Aristäus und des Apollonius hat er noch ein Werk: Enodatio problematum universis Geometris propositorum etc. hinterlassen.

Vließ, das goldne, Orden des goldnen Vließes (franzöſisch la Toison d'or, gewöhnlich auch la Toison), einer der ältesten und angesehensten unter den weltlichen Ritterorden. Herzog Philipp III. von Burgund, dem seine Unterthanen den Beinamen des Guten gaben, stiftete ihn am 10ten Januar 1430 zu Brügge, bei Gelegenheit seines Beilagers mit seiner dritten Gemahlin, Isabelle, Tochter Königs Johann I. von Portugal. Im folgenden Jahre (1431) machte er die aus 94 Artikeln bestehenden Ordensstatuten bekannt. In dem Eingange derselben sagt Philipp, daß er die Benennung des Ordens von dem goldnen Widderfelle des Argonauten Jason hergenommen habe, und daß die Beschützung der Kirche der Endzweck des Ordens sey. Daß dieses die eigentliche Absicht dabei gewesen sey, bezeugt auch die Inschrift, welche man auf Philipps Grabmal setzte: pour maintenir l'Eglise, qui est de Dieu maison, j'ai mis le noble Ordre qu'on nomme la Toison. Philipp erklärte sich selbst zum Großmeister des Ordens, und setzte in den Statuten fest, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung übergehen sollte. Der Ordensämter waren vier: ein Kanzler, ein Schatzmeister, ein Ordenssecretär und ein Ordensherold. Nach den Statuten sollte die eigentliche Ordensdecoration, die Ordenskette, von den Rittern beständig getragen werden; auch sollten die Ritter bei den jährlichen Ordenscapiteln in einer vorgeschriebnen Kleidung erscheinen. Bei diesen Ordenscapiteln wurde über die in den Orden aufzunehmenden Mitglieder von den anwesenden Rittern gestimmt; die Mehrheit der Stimmen entschied für den vorgeschlagenen Candidaten. Diese ursprünglichen Einrichtungen des Ordens wurden in der Folge größtentheils abgeändert. Herzog Philipp selbst vermehrte die anfangs auf 24 Personen festgesetzte

Zahl der Ritter im Jahr 1431 mit sieben neuen Mitgliedern; Carl V. vermehrte sie, als seine Monarchie sich vergrößerte, mit zwanzig neuen Mitgliedern, und bei dieser Zahl von 51 Rittern ist es lange Zeit geblieben. Auch änderte Carl V. das Statut wegen des beständigen Tragens der Ordenskette, und verordnete, daß sie nur an gewissen feierlichen Tagen, dagegen aber bloß das goldne Vließ an rothseidnem Bande gewöhnlich getragen werden sollte. Mit der Ordenskleidung wurden auch verschiedne Veränderungen vorgenommen. Die Ordenscapitel hörten nach und nach ganz auf; das letzte wurde 1559 zu Gent gehalten. Die Großmeister verliehen nun den Orden nach eignem Gefallen, ohne die Meinung der ältern Ritter deswegen zu befragen. Als nach dem Tode Carls V. die burgundischen Besitzungen, so wie die ganzen Niederlande, an die burgundisch-spanische Linie des Hauses Oesterreich gefallen waren, übten Philipp II. und seine Nachfolger auf dem spanischen Thron das Amt eines Großmeisters dieses Ordens aus. Nachdem aber Carl III. (als römischer Kaiser Carl VI.) nach Endigung des spanischen Successionskrieges die spanischen (nachher österreichischen) Niederlande 1715 erhalten hatte, behauptete er, gegen den spanischen Hof, sein Recht auf die Großmeisterwürde des Ordens. Zwar widersprach dem der spanische Hof, und es wurde, besonders zu Cambrai, viel darüber gestritten; aber dies machte keine Aenderung in der Sache, und beide Höfe blieben im Besitz dieser Würde. Selbst durch den Aachner Frieden wurde der Streit nicht beigelegt. Es wurden und werden daher sowohl zu Wien als zu Madrid Ritter des goldnen Vließes ernannt. Nach den Statuten des Stifters sollte die, aus Feuersteinen und Feuereisen abwechselnd zusammengesetzte Kette, in deren Mitte das goldne Vließ hing, und welche um den Hals getragen wurde, das eigentliche Ordenszeichen seyn. Carl V. machte, wie oben schon erwähnt worden, die Aenderung, daß diese Kette nur an festlichen Tagen, gewöhnlich aber nur ein kleineres Ordenszeichen am rothseidenen Bande getragen werden sollte. Die Ordenskette ist jetzt ausschließend die Decoration des Großmeisters des Ordens. Die Ritter, welchen der Orden ertheilt wird, erhalten blos das Ordenszeichen, das sie an einem rothseidnen, ungefähr zwei Zoll breiten, um den Hals gehenden Bande auf der Brust tragen. Dieses Ordenszeichen besteht aus drei Theilen: dem sogenannten Feuereisen oben, gleich unter dem Ringe, durch welchen das Band geht; in der Mitte befinden sich sechs aus einem Cirkel herausgehende Flammen oder Strahlen, und unten hängt das goldne Widderfell oder Vließ. Das Ordenszeichen, welches der spanische Hof ertheilt, unterscheidet sich durch die auf dem Rande des Feuereisens befindliche Inschrift: Pretium laborum non vitae, und die darunter befindliche Figur eines Ritters, der einen Drachen tödtet. Am kaiserlich österreichischen Hofe ist der Orden des goldnen Vließes der vorzüglichste, und er geht allen übrigen Orden des österreichischen Hauses vor. Chef und Souverain des Ordens ist der Kaiser selbst. Die Zahl der Ritter ist dermalen 44. Unter ihnen sind, außer dem Könige von Bayern, dem Prinz Regenten von England, elf Prinzen des österreichischen Hauses, und dem Prinzen Anton von Sachsen, noch 30 Fürsten und Grafen der österreichischen Monarchie. Ordenskanzler ist ein kaiserlich österreichischer Staats- und Conferenzrath, der jedoch nicht selbst

Ritter ist. Die Geschäfte des Schatzmeisters und Secretärs werden von dem Personale des kaiserlichen geheimen Cabinets besorgt. Noch ist ein besonderer Ritterordens-Wappenkönig dabei angestellt. — Was den Namen des Ordens betrifft, so ist die Bemerkung beizufügen, daß das Wort Fließ, niederländisch Vließ, im Hochdeutschen ganz veraltet ist. Es bedeutete a) einen Büschel Wolle oder Haare, b) ein wolliges Fell, auf welchem noch das Haar oder die Wolle befindlich, und in diesem Sinne wurde es von dem Orden gebraucht. Die ältern deutschen Schriftsteller nennen ihn daher auch: Orden des goldnen Vließes oder Fells.

Vocalmusik, oder Singmusik ist die Gattung von Musik, welche durch die menschliche Stimme ausgeübt wird. Sie wird entweder durch diese allein oder zugleich in Vereinigung mit musikalischen Instrumenten ausgeführt, und der Instrumentalmusik, bei welcher bloß musikalische Instrumente angewendet werden, entgegengesetzt. Auch bezeichnet man mit dieser Benennung diejenigen Gattungen von Tonstücken, welche für Gesang (d. h. zum Vortrage durch die menschliche Stimme) entweder mit oder ohne Begleitung von Instrumenten verfertigt (componirt) werden. Hieher gehören: 1. das Chor, worin dieselbe Empfindung von einer Anzahl Stimmen (selten unter 4) übereinstimmend ausgedrückt wird. 2. Die Arie, Ariette, Cavatine u. dergl. worin die Empfindungen und Leidenschaften einer einzelnen Person, nur von einer Stimme (gewöhnlich aber mit Begleitung von Instrumenten (ausgedrückt werden. Gewöhnlich werden unter diese Gattung auch noch das Singe-Duett, Terzett, Quartett und andere mehrstimmige Sätze, in denen die individuellen Empfindungen mehrerer einzelnen Personen entweder zugleich oder abwechselnd ausgedrückt werden, gerechnet. 3. Das Recitativ, dessen Vortrag mehr auf einer musikalischen Declamation als auf einem abgemessenen Gesange beruht, daher hierin auch (außer solchen Stellen, die durch die Worte: arioso, à tempo u s. w. bezeichnet sind) der Zwang des angemessenen Tactes und Zeitmaßes wegfällt. 4. Das Lied. Dieses ist entweder zum Vortrage in der Kirche beim Gottesdienst bestimmt, und wird von einer ganzen Versammlung zugleich vorgetragen, und heißt dann ein Kirchenlied oder Chöral, dessen Haupterforderniß die höchste Würde und Einfachheit der Melodie und Harmonie ist; oder das Lied ist weltlichen Gegenständen gewidmet, und hat einen seinen Inhalt und seine Form bezeichnenden Namen, z. B. Kinderlied, Volkslied, Trinklied, die Ballade, Romanze u. s. w. Aus diesen verschiedenen Gattungen der Gesangmusik entstehen nun (durch Vereinigung mehrerer davon) diejenigen größern musikalischen Kunstproducte, die man Opera, Oratorien, Cantaten u. s. w. nennt. Noch eine Gattung von Gesangmusik sind die Solfeggen, d. h. Uebungsstücke, welche ohne Worte gesungen werden, und bloß Uebung in alle dem, was zur Erlangung der mechanischen Fertigkeit in der Kunst des Gesanges erfoderlich ist, bezwecken. So unendlichen Werth die Instrumentalmusik hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Vocalmusik so manche Vorzüge hat, welche jene durchaus nie, selbst beym höchsten Grade der Vervollkommnung erlangen kann. Kein Instrument ist dieser feinen Verschmelzung der Töne, dieser unendlich mannichfaltigen Modification fähig, keines so geeignet, jede Empfindung und Leidenschaft mit der Kraft und Wahrheit

auszudrücken, wie die menschliche Stimme. Und wie sehr gewinnt die Singemusik an Kraft und Ausdruck schon dadurch, daß beim Gesange die Töne mit Worten vereinigt sind, welche die auszudrückende Empfindung mit Bestimmtheit bezeichnen, wodurch der Ausdruck dieser Empfindungen bestimmter und eindringender wird, und folglich auch um so leichter Empfindungen erregen kann. — Doch behauptet dagegen die Instrumentalmusik ebenfalls manchen eigenthümlichen Vorzug, und die höchste Wirkung der Tonkunst wird doch wohl ohne Zweifel durch Vereinigung beider Arten von Musik erreicht. Der Ursprung des Gesanges fällt übrigens in das graueste Zeitalter der ersten Erdenbewohner, und wenn Enos in der heil. Schrift als der erste genannt wird, der das Lob Gottes gesungen hat, so heißt dies wohl nur, daß er zuerst vielleicht eine gewisse melodische und rhythmische Ordnung in seinem Gesange ausgeübt hat. Denn schon vor ihm haben die Menschen unstreitig ihre Empfindungen durch Töne ausgedrückt, da dies in der Natur selbst liegt. Daher ist wohl nicht der Gesang der Vögel, sondern das innere Bedürfniße der Menschen, Schmerz, Freude, Angst, Wohlgefallen, kurz jede Art der Empfindung nach dem Grade ihrer Stärke, durch Töne, oder vielmehr durch solche verstärkte und erhöhte Laute, die nach und nach zu abgemessenen Tönen wurden, auszudrücken, die Veranlassung zur Erfindung der Musik geworden. Ueberdies kann man wohl voraussetzen, daß der erste Gesang nichts als in einer mehr accentuirten, mehr betonten Rede bestanden habe (etwa mit unserm gegenwärtigen Recitativ zu vergleichen), und erst lange nachher (nach Erfindung der Spielmusik) eine Art rhythmischer Ordnung in abgemessenen Tönen erlangt habe. Wie nach und nach der Gesang sich vervollkommnet hat, und bis zu der Höhe gestiegen ist, auf der er jetzt ausgeübt wird, wäre hier zu weitläuftig, und gehört in ein Lehrbuch der Geschichte der Musik.

Vögel. Die Vögel machen nach der systematischen Eintheilung der ganzen Thierwelt die zweite Classe aus. Sie haben, wie die Säugthiere, eine Lunge und warmes Blut, unterscheiden sich aber von denselben dadurch, daß sie durch Eierlegen und Ausbrüten sich fortpflanzen, so wie durch ihren eigenthümlichen Körperbau, der bei der ganzen Classe vergleichungsweise sehr ähnlich bleibt, und als charakteristisches Merkmal die zwei Flügel und zwei Beine, den Schnabel von hornartiger Substanz und die Federbekleidung hat. Der Rumpf der Vögel gleicht mehr oder minder einem Schiff oder Kanne, da sie bestimmt sind, entweder in der Luft oder im Wasser zu schwimmen. Eigenthümlich noch ist die Beschaffenheit der Knochen; sie sind dünne, leicht, zum Theil hohl und mit Luft angefüllt, angemessen der Bestimmung des Thieres, leicht durch die Luft zu schweben, wozu die Flügel die eigentlichen Werkzeuge sind. Jeder Vogelflügel ist aus zwölf Knochen zusammengesetzt, wovon einer den Hinterarm, zwei den Vorderarm, zwei die Handwurzel und zwei die Unterhand, an welcher der Daume und zwei Finger ansitzen, bilden. Diese sind sämmtlich durch feste Sehnen verbunden, mit Haut und Muskelfleisch überzogen, und Schwung- und Ruderfedern daran befestigt. Der ganze Flügel kann wie ein Fächer ausgebreitet werden; der Vogel thut es, wenn er sich in die Luft erhebt, und schlägt damit die Luft, die durch die dicht auf einander liegenden Schwung-

Federn nicht durchdringen kann. Die Größe der Flügel steht mit der Größe des Vogels nicht immer in Verhältniß, sondern richtet sich vielmehr nach der Lebensweise desselben; so haben die Raubvögel, die Schwalben u. s. w., welche lange in der Luft schweben müssen, viel größere Schwingen, als die Wachteln, Haushühner u. s. w. Dem Strauß, dem Casuar und den Pinguinen fehlen die Schwungfedern gänzlich. — Der Flug der Vögel unterscheidet sich sehr von dem Fluge der Fledermäuse, Insecten und andrer fliegenden Thiere, und ist ein Vorzug, der dieser Thierclasse, bis auf wenige Ausnahmen, durchgängig eigen ist. Manche, wie der Adler, und überhaupt die Falken, schwingen sich kühn und leicht bis über die Wolken empor, wo kein Auge sie mehr erreicht, und schweben viele Stunden lang ohne sichtbare Anstrengung in der Luft. Mit dem Hals und dem Schwanz, dessen Federn ganz den Schwungfedern der Flügel gleichen, gibt er sich, wie das Steuer dem Schiffe, die Richtung, während er mit den Flügeln fortschwingt; ein Vorzug, den andre fliegende Thiere, einige Tagfalter etwa ausgenommen, entbehren. Die Art des Fluges ist nach den verschiednen Gattungen auch verschieden; die Falken, Schwalben, Lerchen u. dgl. schwimmen, ohne viele Bewegung, weithin in der Luft; andre, wie z. B. die Sperlinge, haben einen flatternden Flug; die einen, als z. B. die Eulen, fliegen leise und kaum hörbar, andre, als die Rebhühner u. s. w. mit lautem Geräusch. Wankend und zitternd, wie der erste Gang des Kindes, ist der Flug des jungen Vogels; man merkt es deutlich, daß er angstvoll den nächsten Ast oder Balken sucht, und schnell ermüdet. Nicht die Flügel allein machen dem Vogel das Fliegen möglich; mehr ist es der leichte Bau der Glieder, und die Luftgefäße in seinem Körper, die er nach Willkühr füllt und leert. — Die Beine sind bei den verschiedenen Gattungen dieser Classe so verschieden, daß viele Ornithologen sogar einen eignen Eintheilungsgrund in ihrer Verschiedenheit finden wollten. Bald zum Wohnen auf Bäumen, bald zum Schwimmen, bald zum Laufen u. s. w. eingerichtet, entsprechen sie genau den Bedürfnissen jeder Gattung. — Der Schnabel, von eigenthümlicher Gestalt, bald gerade, bald unterwärts oder aufwärts gebogen, bald rund, bald platt, kegel-, keil-, hakenförmig u. s. w., dient dem Vogel, seine Speise zu fassen, sie zu schälen oder zu theilen, Materialien zum Bau des Nestes, Futter für die Jungen herbeizubringen, mit den Krallen und Flügeln als furchtbare Waffe bei den Raubgeschlechtern. — Die Bekleidung der Vögel, die aus verschieden gebildeten Federn besteht, ist zugleich ein merkwürdiger Schmuck derselben, an den die Natur, besonders in wärmern Himmelsstrichen, in Ostindien und Brasilien, die bewunderungswürdigste Farbenpracht verschwendet hat; selbst in dem Schweife unsers Pfaues, um nicht den Paradiesvogel u. s. w. zu erwähnen, prangen helle Sterne mit allen Farben des Regenbogens schimmernd, und an seinem Halse schielernd wechselnder Farbenglanz. — Was die Sinne der Vögel betrifft, so sind besonders das Gesicht und das Gehör ungemein scharf und fein; der Sperber z. B. erblickt in der weitesten Entfernung die kleine Lerche, und die Singvögel lernen ganze Melodien ohne Fehler nachsingen. Bei Geiern, Raben u. s. w. zeigt sich auch ein weitstürender Geruch; minder fein scheint aber der Geschmack zu seyn, das Gefühl hingegen ist so

zart, daß der leiseste Hauch einen Vögel aus dem Schlafe wecken kann. — Die Seelenfähigkeiten der Vögel sind bewunderungswürdig, und sie kommen hierin den Säugethieren vollkommen gleich; ja übertreffen sie zum Theil. Das Gedächtniß ist bei vielen bewunderungswürdig, denn Papageye, Staare u. s. w. behalten mehrere Worte, die sie lernen, und viele Singvögel ganze Melodien. Die Stärke ihres Gedächtnisses scheint auch der Umstand zu beweisen, daß Zugvögel nach halbjährelanger Entfernung, und nach Reisen von mehr als tausend Meilen, ihren heimischen Aufenthalt, die Schwalbe den Balken, der Fink den Baum, die Grasmücke den verborgenen Strauch, wiederfinden, wo sie im vorigen Jahre ungestört ihre Kinder erzogen, oder wo sie geboren wurden. Daß ihre Klugheit, List und Gelehrigkeit auch geweckt und gebildet werden könne, beweis't der Unterschied zwischen Vögeln, die in unbewohnten Gegenden wohnen, und nie Nachstellungen zu fürchten haben, und denen, die den Menschen nahe, von Gefahren umgeben sind. Schon der Feldsperling ist weniger schlau, als der Haussperling, der der Menschen feindliche Gesinnungen täglich wahrzunehmen Gelegenheit hat; in unbewohnten Gegenden setzen sich Vögel dem Jäger auf den Flintenlauf, wenn er gegen sie anlegt, während bei uns schon ein Stock, auf der Achsel getragen, der wilden Gans Verdacht einflößt; und Jeannots gelehrte Canarienvögel sind ein überzeugender Beweis, bis zu welchem Grade sich diese Thierchen durch fortgesetzte Aufmerksamkeit abrichten lassen. — Die Stimme ist eine Auszeichnung, die dem größern Theile der Vögel vor der ganzen übrigen Thierwelt eigenthümlich ist. Die Luftröhre der Singvögel ist so eingerichtet, daß sie ihre Stimme zu den entzückendsten Melodien moduliren können. Die Gabe des Gesanges hat nur das Männchen, und der Gesang selbst ist mehrentheils Ausdruck der Liebe; daher er vorzüglich zur Zeit der Paarung gehört wird, am schönsten von der Grasmücke und der Nachtigall. Auch singen die Vögel nur, wenn sie sich wohlbefinden, in Traurigkeit, bei rauhem Wetter, und körperlichem Uebelbefinden schweigen sie. Vielmals wird behauptet, daß der Gesang nur den Vögeln des nördlichen Clima's eigen sey; die Natur im heißesten Süden dagegen sie mit glänzender Farbenpracht ausgestattet habe; allein Forster erzählt, daß auf Otaheiti die Vögel entzückend schön gesungen hätten, und Cook fand auf seiner ersten Reise in Charlotten-Sund auf Neuseeland die Wälder mit kleinen Vögeln angefüllt, deren Stimmen an Lieblichkeit einem Silberglöckchen glichen. Keinem andern Thiere sind für den Ausdruck der verschiedenen Empfindungen so mannichfaltige Töne gegeben; Hunger, Furcht, Wahrnehmung einer nahen Gefahr, Sehnsucht nach der Gesellschaft oder dem Gatten, Liebe, Traurigkeit u. s. w. werden durch eigene Töne ausgedruckt, die nicht nur den Individuen derselben Gattung eine verständliche Sprache sind, sondern auch oft von andern Gattungen verstanden werden. Wenn unter den Sängern eines Waldes einer einen Raubvogel gewahr wird, so verstummt auf seine warnende Stimme der ganze Wald. — Die Vögelgattungen sind über die ganze Erde verbreitet; manche einzelne sogar von den Polarkreisen bis zu den Tropenländern; ihr Wohnort richtet sich nach ihren Bedürfnissen und ihren Eigenthümlichkeiten, Felsen und Klüfte, Baum und Staude, Erde und Wasser dienen den verschiedenen Gattungen

zum Aufenthalt; während Spechte und Papageyen faſt immer auf den Bäumen leben, ſieht man Rebhühner, Wachteln u. ſ. w. nur auf der Erde; Störche, Reiher, u. dgl. bevölkern die Sümpfe, Schwäne und Waſſerhühner Flüſſe und Teiche. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen bei dieſer Claſſe von Thieren iſt das Wandern derſelben, d. h. das temporäre Verändern des Aufenthaltsortes; man nennt diejenigen, welche wandern, Zugvögel, zum Unterſchiede von denen, die ihren Aufenthaltsort nie verändern, und darum Standvögel genannt werden. Die meiſten kommen im Frühjahre zu uns, brüten, und ziehen im Herbſte ſich nach wärmern Ländern zurück; andere kommen aus kältern Ländern in unſere Gegend, um hier zu überwintern. Viele Zugvögel, zumal diejenigen, welche zeitig abgehen und ſpät kommen, unternehmen weite Reiſen, z. B. die Schwalben, welche bis nach Senegal wandern; andere dagegen, die uns ſpät verlaſſen, und früh zurückkehren, gehen nur einige hundert Meilen weit, und bleiben ohne Zweifel im ſüdlichen Europa. Vögel, die in unſerm Clima Zugvögel ſind, ſind es im ſüdlichen Frankreich, Italien und Spanien nicht; dagegen ſind im höhern Norden, in Schweden und Norwegen, viele Vögel Zugvögel, die bei uns das ganze Jahr über ſich aufhalten. Kommen dieſe Fremdlinge aus dem Norden zu uns, ſo bleiben ſie ſelten bei uns, ſondern ziehen, da ſie einmal das Vaterland verlaſſen, und auf der Reiſe ſind, gewöhnlich noch weiter ſüdlich; wie z. B. die Dohlen. Dieſe kommen im Herbſte ſchaarenweiſe an, ſtreifen mit den unſrigen eine Zeit lang herum, und gehen wieder weiter, wenn es zuwintert. Man bemerkt, daß ſie die unſrigen zum Mitziehen anlocken; doch die natürliche Liebe zum Vaterlande ſcheint dieſe zurückzuhalten. Dies Wandern der Vögel von Norden nach Süden, und umgekehrt, findet auf der ſüdlichen Halbkugel Statt, wie auf der nördlichen, in Amerika wie auf dem alten Continente. Die Gründe dieſes Wanderns aber, ſo wie die nähern Umſtände der Wanderungen ſelbſt, ſind den Ornithologen noch ein Räthſel; daher wiſſen wir von wenigen unſerer Zugvögel, wo ſie überwintern, und ob ſie die Reiſe ununterbrochen, d. h. ſo fortſetzen, daß ſie unterwegs nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob ſie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; ferner wie ſie dort leben, einzeln oder in Geſellſchaft, ob ſie ſingen u. ſ. w. Dürfen wir indeß nach Analogie folgern, ſo mögen die von uns nach Süden gezogenen Vögel ſich dort wohl eben ſo benehmen, wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die ſich als Gäſte im Winter hier aufhalten. Sie leben unſtät, ſtreifen aus einer Gegend in die andere, ſchlafen und weiden da, wo es ihnen am beſten dünkt, geſellen ſich zu den einheimiſchen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schneeammer u. dgl., beſuchen mit ihnen als willkommne oder läſtige Gäſte ſehr zudringlich die Bauerhöfe, Landſtraßen u. ſ. f., und nehmen mit Freuden Abſchied, wenn eine geheime Ahnung ihnen ſagt, daß die Jahrszeit in ihrer Heimath wieder milder werde. Mehrentheils treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern bei Mondenſchein, ihre Wanderung an. Sie locken ſich dazu mit eignen Tönen, und ermuntern ſich ſo auf der Reiſe. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, verſammeln ſich mehrere Tage vor ihrer Abreiſe an gemeinſamen Orten, und ziehen dann in großer Geſellſchaft fort. Mit der

Rückkehr ist es vielleicht eben so. Zur Zeit der Wanderung äußern auch die eingesperrten Zugvögel diesen Trieb; sie sind unruhig, flattern, zumal des Nachts, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch sie, obgleich im warmen Zimmer und im Ueberflusse, gern mit ihren Brüdern fortziehen möchten. Einige Naturforscher wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel leitende Ursache vorhanden sey; Kirwan meint, es sey ein Strom brennbaren Gases, welches durch die Fäulniß der thierischen und vegetabilischen Körper, und durch Vulkane innerhalb der heißen Zonne sich entwickele, und den Polen zuströme. Eine ziemlich gekünstelte Hypothese!! — In der Oekonomie dieses Thiergeschlechts verdient der Nesterbau und das Brüten noch besondere Aufmerksamkeit; hier zeigt sich ein Theil der Vögel bewunderungswürdig kunstreich. Zeigt sich der Begattungstrieb, haben sich Männchen und Weibchen zusammengefunden, so beginnt gewöhnlich der Bau des Nestes. Die Materialien, so wie die Bauart sind nach den Bedürfnissen und Umständen unendlich verschieden; sie verbergen sie sorgsam vor den gefahrdrohenden Augen der Raubthiere und Menschen, desto sorgsamer, je gefährlicher die Umgebungen sind. Die Materialien werden mit bewunderungswürdiger Wahl zusammengeschleppt und kunstreich in einander gefügt. Bei den meisten Gattungen ist das Weibchen der Baumeister, während das Männchen ihm die Materialien zuträgt. Ist der Bau vollendet, so legt das Weibchen seine Eier; mehrere Wasservögel legen nur eins; die Raubvögel zwei; die Krähen und Raben vier; die Meisen acht bis zwölf; die Haushühner wohl vierzig bis fünfzig. Wie die Nester an Form, Einrichtung, Materiale u. s. w. verschieden sind, so sind es noch mehr die Eier, an Größe, Gestalt, Farbe u. dgl., eigenthümlich jeder Gattung. Hat die Wärme des brütenden Weibchens (bei einigen Gattungen löst das Männchen sein Weibchen in diesem Geschäfte ab) den Keim im Ei entwickelt und gezeitigt, bricht das Junge aus der Schale hervor, so ist die Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt zu demselben nicht minder bewunderungswürdig. Die Mutter wärmt die nackte Brut mit ihren Federn, der Vater bringt ausgesuchtes Futter herbei; die schwache Schwalbe vertheidigt sich und ihre Kinder, oder stirbt mit denselben, die Haushenne läuft mit Angstgeschrei an dem Teiche auf und ab, wenn die von ihr ausgebrüteten jungen Enten ihr Instinct in das ihnen gefahrlose Element ruft. — Das Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Lebensziel der Säugthiere. Kleine Singvögel sind in der Gefangenschaft 20 — 24 Jahre, und Papagayen 200 Jahre alt geworden. — Mangel an Raum hindert uns, die merkwürdige Oekonomie dieser höchstinteressanten und für den Freund der Natur so anziehenden Classe der Thierwelt noch weiter zu verfolgen. Wir führen nur noch die von Blumenbach angegebene systematische Eintheilung dieser Classe an. Dieser Naturforscher setzt neun Ordnungen fest, die er unter zwei Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1. Raubvögel (Accipitres), mit krummen, starken Schnäbeln, meist kurzen, knorrigen Beinen und großen, gebogenen, scharfen Klauen; 2. Leichtschnäbel (Levirostres), mit kurzen Beinen, meist großen, dicken, aber hohlen Schnäbeln; 3. Spechtartige (Pici), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langen und schmalen Schnäbeln, und theils wurm- theils

fadenförmiger Zunge: 4. Krähenartige (Coraces), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langem und ziemlich starkem, oben erhabenem Schnabel; 5. Sperlingsartige (Passeres), mit kurzen Beinen, und mehr oder weniger kegelförmigem, zugespitzten Schnabel von verschiedener Länge und Dicke; 6. Hühnerartige (Gallinae), mit kurzen Beinen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischigten Haut bewachsen ist; 7. Straußartige (Struthiones), enthält die großen, zum Fluge nicht geschickten Landvögel. II. Wasservögel: 8. Sumpfvögel (Guallae), mit langen Beinen, langem, fast walzenförmigen Schnabel, und meist langem Halse; 9. Schwimmvögel (Anseres) mit Ruderfüßen, stumpfem, mit Haut überzogenen, am Rande meist gezähneltem Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häkchen endigt. — Unter den Werken, die in Deutschland für Ornithologie erschienen sind, erwähnen wir nur das verdienstvolle Werk: J. Wolf und J. Fr. Frauenholz Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden Vögel, Nürnberg, seit 1799, Fol. und 4., und: Deutsche Ornithologie, herausgegeben von Borkhausen, Lichtammer und Becker, Darmstadt, seit 1800, Fol.

Vogelfrei nennt man den Verbrecher, über den das Todesurtheil ausgesprochen, aber nicht vollzogen ist, weil er sich nicht in der Gewalt der Gerechtigkeit befindet; die Vollziehung also jedem, der ihn trifft, freigegeben ist. Das Vogelfreierklären ist eine ursprünglich in der deutschen Rechtsverfassung begriffene Institution. Mehr s. d. Art Acht. und Reichsacht.

Vogesen (lat. Vogesus, franz. les Vosges, deutsch der Wasgau oder das wasgauische Gebirge), sind gewissermaßen eine Fortsetzung des Juragebirges, das Frankreich und die Schweiz trennt. Sie fangen in der Gegend von Belfort, im ehemaligen Sundgau, an, trennen Elsas von Lothringen, und wenden sich gegen das ehemalige trierische Land. Bei Elsaß-Zabern (Saverne) hat dieses Gebirge die geringste Breite, und es ist da der bequemste und kürzeste Uebergang aus Lothringen nach Elsaß. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges sind der Bol im Oberelsaß, welcher 4320 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und der Odilienberg. Diese Berge sind größtentheils mit Waldungen bewachsen; in den Thälern sind gute Viehweiden, und auf den Hügeln werden verschiedene Sorten Weine erzeugt. An Mineralien sind die Vogesen reich, es wird Silber, Kupfer, Eisen und Blei gewonnen; auch findet man da Agate, Chalcedone und andre Edelsteine. Es entstehen viel Flüsse und Bäche aus denselben. In dem Departement des Vosges, das davon seinen Namen hat, und dessen Hauptort Epinal ist, liegt das Städtchen Plombieres mit 1200 Einwohnern, welches wegen seiner warmen, heilsamen Bäder schon von alten Zeiten her berühmt ist.

Vogler (Abt Georg Joseph), päpstlicher Erzzeuge, Ritter vom goldenen Sporn, Kämmerer des apostolischen Palastes, königl. schwedischer Pensionair, königl. bayerscher geistlicher Rath, Hofcapellan und Hofcapellmeister, ord. öffentlicher Lehrer der Tonkunst zu Mannheim und Prag, und zuletzt großherzogl. hessen-darmstädtischer geistlicher geheimer Rath, Capellmeister und Ritter der ersten Classe des Verdienstordens, war geboren den 15ten Juni 1749, und starb vor wenig Jahren in oben zuletzt erwähnter Eigenschaft

in Darmstadt, noch viel zu früh für die Kunst. Er war einer der größten prättischen und theoretischen Tonkünstler, und unermüdet thätig in allem, was auf Vervollkommnung der Tonkunst abzweckte. Er war einer der speculativsten und scharfsinnigsten Tongelehrten, ein großer Clavier- und noch größerer Orgelspieler, ein geistvoller und gründlicher Componist und ein rastloser Forscher im Gebiete der Tonkunst. — Sein Genie entwickelte sich schon früh, und schon in seinen Universitätsjahren (er studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und in Bamberg das öffentliche und canonische Recht) zeichnete er sich als einen sehr fertigen Clavier- und besonders Orgelspieler aus, und zeigte auch schon damals durch mehrere wohlgelungene Versuche seinen Beruf zum Componisten. Da nachher sein Wunsch, in seinem Vaterlande eine Anstellung zu finden, nicht erfüllt würde, ging er nach Mannheim, wo ihn der damalige Churfürst Carl Theodor sehr gut aufnahm, und ihn ums Jahr 1773 nach Bologna schickte, um daselbst bei dem berühmten P. Martini den Contrapunkt zu studiren. Da Vogler aber Martini's System seinen bis dahin angenommenen Grundsätzen nicht angemessen und vereinbar fand, so verließ er diese Schule und ging nach Padua zu dem P. Valotti, um seine Studien des Contrapunkts bei diesem zu vollenden, und studirte daselbst nebenbei auch noch Theologie. Ums Jahr 1775 oder 76 kehrte er nach Mannheim zurück, erhielt daselbst die Direction der Capelle und stiftete seine bekannte Tonschule, worin er öffentliche Vorlesungen über Musik hielt. Vom Jahr 1780 an war er größtentheils auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja (wie Gerber berichtet) selbst bis Asien hinein, und auf die armenischen Inseln. Ueberall fand er Beifall und Auszeichnung. Im Jahr 1786 wurde er in Stockholm als königl. schwedischer Capellmeister angestellt, was ihn jedoch keineswegs hinderte, seinen Hang zu Nachforschungen durch fortgesetzte Reisen zu befriedigen. Im Jahr 1790 reis'te er nach London und ließ sich daselbst auf dem von ihm erfundenen Instrumente, Orchestrion, hören. Im Jahr 1791 durchreis'te er die Rheingegenden und Schwaben; im Jahr 1792 befand er sich in Hamburg, wo er sich in 6 Concerten in 4 verschiedenen Kirchen auf der Orgel hören ließ, und kehrte ums Jahr 1793 nach Stockholm zurück, woselbst er 2 Jahr lang Vorlesungen über die Harmonie hielt. Hierauf reis'te er 1795 abermals nach Paris, kehrte aber von da bald wieder über Holland nach Stockholm zurück. Im Jahr 1799 verließ er Stockholm für immer, mit einer lebenslänglichen Pension von 500 schwedischen Thalern, ging auf einige Zeit nach Copenhagen, wo er seinen Herrmann von Unna aufs Theater brachte, verweilte eine Zeit in Altona und kam im Jahr 1800 nach Berlin, wo er die Orgel der Marienkirche nach seinem Simplificationssysteme einrichtete und in drei brillanten Orgelconcerten sich hören ließ. Im Jahr 1801 den 9ten November wurde er in Prag als ordentlicher öffentlicher Lehrer der Tonkunst installirt, und hielt eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen über Musik. Im Sommer des Jahres 1803 machte er eine Reise nach Wien, um dort eine Oper zu componiren; und als im Jahr 1805 der Krieg ausbrach, begab er sich nach Bayern und führte in München bei der Vermählungsfeier der dasigen Prinzessin seine große Oper: Castor und Pollux, auf. Im Jahr 1807 machte er eine Reise nach

Frankfurt a. M. und in die daſige Umgegend, und folgte einer Einladung des Großherzogs von Heſſen nach Darmſtadt, wo er bis zu ſeinem Tode verblieb, nachdem ihn der Großherzog als Hofcapellmeiſter angeſtellt und mit der Würde eines geheimen geiſtlichen Rathes, und dem Verdienſtorden erſter Claſſe bekleidet hatte. Seinen Fleiß und ſeine Thätigkeit kann man aus folgendem (wahrſcheinlich aber doch noch nicht ganz vollſtändigem) Verzeichniß ſeiner Werke beurtheilen. I. Theoretiſche Werke. 1. Tonwiſſenſchaft und Tonſetzkunſt, Mannh. 1776, 8. 2. Stimmbildungskunſt, ibid. 1776, 8. 3. Betrachtung der mannheimer Tonſchule, 8. 4. Mannheimer Tonſchule, mit Notenbeiſpielen, 8. 5. Antwort auf verſchiedene ſein Syſtem betreffende Fragen. S. muſikal. Correſpond. d. 1790 Nr. 2. 6. Verſchiedene kleine Aufſätze in dem wetzlarſchen Concert-Anzeiger vom J. 1779 bis 1780. 7. Bemerkungen über die der Muſik vortheilhafteſte Bauart eines Muſikchors. 8. Aeſthetiſch kritiſche Zergliederung des weſentlich vierſtimmigen Singeſatzes des vom MD. Knecht in Muſik geſetzten erſten Pſalms. In der muſik. Correſp. 1791 S. 155 u. 314. 9. Verbeſſerungen der Forkelſchen Veränderungen. Frankf. a. M. 1783. 8. mit Notentafeln in Fol. 10. Inledning til Harmoniens haennedom (Einleitung zur Harmoniekunde). Stockholm. 1795. 11. Organiſtenſchule mit 90 ſchwediſchen Chorälen. Stockholm. 1797. 12. Clavier- und Generalbaßſchule (ebenfalls ſchwediſch). Stockh. 1797. 13. Ankündigung ſeines Choralſyſtems. In der Leip. allgem. muſik. Zeit. 1r Jahrg. 14. Choral-Syſtem. Copenhagen. 1800. 15. Aeußerung über Knechts Harmonik. Leipz. muſik. Zeit. 2ter Jahrgang. 16. Beta zur Akuſtik. Ebend. 3ter Jahrg. 17. Von der Muſik in Frankreich. In Cramers Magazin d. Muſ. 1r Bd. 18. Was iſt Akademie der Muſik? Eine Antrittsrede, gehalten in Prag den 9ten November 1801. 19. Handbuch zur Harmonielehre. Prag, 1802. 20. Vergleichungsplan der vorigen und der nun umgeſchaffnen Orgel im Hofbethauſe zu München. München, 1807. 21. Ueber die harmoniſche Akuſtik und ihren Einfluß auf alle muſikaliſche Bildungszweige. Eine Rede von Vogler in München gehalten. München, 1807. 22. Gründliche Anleitung um Clavierſtimmen für die, welche ein gutes Gehör haben. Stuttgart 1807. 23. Syſtem für den Fugenbau, als Einleitung zur harmoniſchen Geſangverbindungslehre. Mit Beiſpielen. Offenbach, 1811. II. Practiſche Werke. a) Fürs Theater. 1. Der Kaufmann von Smyrna. Op. 2. Ouvert. und Zwiſchenacte zum Hamlet. 3. Ino. 4. Lampredo, Melodr. 5. Egle, Op. 6. Die Dorfkirmeß, Op. 7. Le Patriotisme, gr. Op. 8. Abert der 3te von Bayern, Op. in 5 Abtheil. 1781. 9. Chöre zur Athalie. Franz. 1791. 10. Guſtav Adolph, ſchwed. Op. 1791. 11. Caſtor und Pollux, große Op. 12. Herrmann von Unna, Schauſp. mit Ouvert. Chören, 1 Romanze u. Tänzen. 13. Samori, gr. Op. b) Für die Kirche. 1. Paradigma modorum ecclesiasticorum. 2. Ecce panes, Chorus. 3. Deutſch vierſtimmige Meſſe mit der Orgel. 4. Suscepit Israel, ein Verſett. 5. Vierſtimmige Fugen zu Pergoleſi's Stabat mater. 6. Psalmus Miserere decantandus a 4 Vocib. cum Organ. et Bass. 7. Vesperae Chorales. 8. 9. lateiniſche Pſalmen. 9. Missa in D. molle. 10. Meditationes a 4 Vocib. 11. Requiem in Es. c) Kammermuſik. 1. 6 Clavier-Trio's, Op. 1. 6 leichte Clavier-

sonaten. 3. 6 leichte Claviersonaten mit 1 Violin. 4. 6 Sonaten, welche Duetto's, Trio's, Quatuors u. s. w. von 6 verschiedenen Arten enthalten. 5. 6 Clavierconcerte. 6. 6 Claviertrio's, Op. 6. 7. 6 Ditto, O. 7. 8. 12 leichte Divertissements mit Nationalcharaktern. 9. 2. Clavierconcerte, 10. 112 kleine und leichte Präludien für Clavier und Orgel. 11. Eine Sonate für 4 Hände. 12. Mehrere kleine einzelne Clavierstücke. 10. Variations sur l'air de Marlborough p. l Pianoforte. 14. Schicksal der blinden Clavierspielerin Paradies, eine Cantate. 15. Conc. p. l. Clav. 16. Polymelos, ou Characteres de Musique de differentes Nations, p. Clav. av. 2. V. A. et B. 17. 17. Wilhelm von Nassau, variée P. l. Clav. 18. 6 Sonates à 2 Clav. 19. Der eheliche Zwist, Sonate f. Pianofort. 20. Notturno p. l. P. F. v. A et B. 21. Uebung für das Ueberspringen des 2ten Fingers der linken Hand. 22. 16 Variat. in F für Clav. 23. Trichordium, Rousseaus Lied von 3 Tönen, dreistimmig. 24. Dasselbe für Chor und Orchester. 25. 32 ausgeführte Präludien für die Orgel durch alle Tonarten ꝛc. 26. Davids Bußpsalm nach Moses Mendelssohns Uebersetzung, im Choralstyl zu 3 selbstständigen Singstimmen nebst der 4ten wesentlichen Stimme, dem willkührlichen Tenor. 27. Variat. f. d. Pianof. über: Ah que dirai-je maman? 28. Davids Psalm: Ecce quam bonum, für 4 Männerstimmen. 29. Deutsche Kirchenmusik, die vor 30 Jahren für 4 Singstimmen und Orgel herausgekommen und mit einer modernen Instrumentalbegleitung bereichert worden, nebst der Zergliederung und Beantwortung der Frage: hat die Musik seit 30 Jahren gewonnen oder verloren? 30. Polonoise favorite p. F. F. 31 Variat. sur 2 Thèmes p. p. F. 32. 12 Chorale von J. S. Bach, umgearbeitet von Vogler, zergliedert von C. M. v. Weber. Außer diesen (nach Gerbers Angabe) verzeichneten Werken finden sich wohl noch viele Arbeiten Voglers vor, die noch nicht bekannt sind.

Voigtland (lat. Terra Advocatorum). Unter dieser Benennung versteht man das Land, welches die ehemaligen Vögte des Reichs, die Vorfahren der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß, besaßen, nämlich: den zum Königreich Sachsen gehörenden voigtländischen Kreis, das Amt Weyda und Ziegenrück im jetzigen Großherzogthum Weimar, die Besitzungen der Fürsten und Grafen Reuß, die ehemalige Landshauptmannschaft Hof, jetzt zum Mainkreise des Königreichs Bayern gehörig, und das herzoglich sachsen-gothaische Amt Ronneburg. Vom 11ten Jahrhunderte an gab es in dem eben beschriebenen Landstriche kaiserliche Beamte, welche des heil. römischen Reichs Voigte (Advocati) hießen. Advocati waren damals gewisse, vom Kaiser ernannte Reichsbeamte, welche in den Provinzen die Angelegenheiten und Rechte des Reichs, oder auch gewisser Bisthümer und Klöster, wahrzunehmen hatten. In der letztern Eigenschaft waren sie Schirmvoigte, in der erstern finden sich Advocati provinciales in Schwaben, im Elsaß und im Voigtlande. Auch die unmittelbaren Städte erhielten bisweilen vom Kaiser einen Voigt (Advocatum), oder einen Schultheiß (Scultetum), bisweilen beide Beamte zugleich. Im letztern Falle hatte der Voigt in Sachen die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß bloß in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. — Die Voigte im Voigtlande, von denen hier die Rede ist, stammten von einem niedersächsischen Grafen Eckebrecht

von Osterrode ab, welcher um die Jahre von 950 bis 979 lebte, und das Voigtland erwarb. Seine Nachkommen nahmen sämmtlich den Namen Heinrich an, und nannten sich des heil. römischen Reichs Voigte und Herren, mit dem Zusatze ihrer Besitzungen, z. B. Voigt und Herr von Plauen, von Weyda u. s. w. Heinrich III. der Reiche, der von 1086 bis 1156 lebte, besaß das ganze Voigtland, und stiftete durch seine vier Söhne vier Linien seines Hauses, von denen nur eine, die plauische, fortdauerte, sich aber wieder (1257) in zwei Linien, die ältere und jüngere theilte. Die jüngere Linie ist das noch jetzt blühende Haus der Fürsten und Grafen Reuß, deren Besitzungen einen Theil des Voigtlandes im weitern Sinne ausmachen (s. d. Art. Reuß). Aus der ältern Linie, welche 1573 ganz ausstarb, wurde Heinrich der Aeltere, Voigt zu Plauen und Hofrichter des Kaisers Siegmund, von diesem (1426) mit der fürstlichen Würde und dem damals erledigten Burggrafthum Meißen belehnt, daher diese Linie auch die burggräfliche genannt wurde. Doch kam das Burggrafthum Meißen, nebst den dazu gehörenden Besitzungen, an die Markgrafen von Meißen durch Kauf, welchen die Letztern mit Heinrich II, dem Sohne Heinrichs des Aeltern, (1434) abschlossen. Heinrichs II. Nachkommen trugen der Krone Böhmen einen Theil ihrer Besitzungen zur Lehn auf, verpfändeten oder veräußerten aber auch verschiedne derselben. Durch Veranlassung einer solchen Verpfändung geschah es endlich, daß der Churfürst August von Sachsen die Herrschaften Plauen, Voigtsberg und Pausa (1569) käuflich an sich brachte. Sachsen ist seitdem beständig in dem Besitz dieses Landesbezirks geblieben. Einige Jahre früher (1560) hatte der Churfürst August auch die ebenfalls einen Theil des Voigtlandes ausmachenden Aemter Weyda, Arnshaugk und Ziegenrück durch Kauf erworben. Durch das Testament des Churfürsten Johann George I. (1656) wurden diese sämmtlichen Besitzungen, welche den voigtländischen und neustädtischen Kreis bildeten, der neuen Linie Sachsen-Zeiz zum Erbantheil angewiesen, sie fielen aber nach dem Absterben dieser Linie (1718) wieder an das Churhaus Sachsen zurück. Durch den zu Presburg am 18ten Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedenstractat kam der ganze neustädtische Kreis an Preußen, welches nachher einen Theil davon an den Großherzog von Weimar abtrat. Der District (Landeshauptmannschaft) Hof, der ehemals auch zum Voigtlande gehörte, wurde schon 1373 von den Voigten zu Weyda an die Burggrafen zu Nürnberg verkauft, kam mit diesen an Baireuth, und gehört nun zum Mainkreise des Königreichs Bayern. — Der voigtländische Kreis, welchen man, im engern Sinne genommen, jetzt gewöhnlich unter dem Voigtlande versteht, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, hat einen Flächeninhalt von 36, nach andern nur von 33¼ Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 95,000 Einwohnern. Er enthält die Aemter Plauen, Pausa und Voigtsberg, und steht unter einem Kreishauptmann und einem Amtshauptmann. Der Boden ist nicht überall fruchtbar zum Getraidebau, desto vorzüglicher aber ist die Viehzucht, und es wird von hier viel Schlachtvieh in andre Gegenden Sachsens geliefert. Der Flachsbau wird hier stark betrieben. Es gibt in diesem Kreise ansehnliche Waldungen und verschiedne Mineralien. Die Baumwollen-, Wollen- und

Leinen-Manufacturen machen die Hauptbeschäftigung der industriösen Einwohner aus; Personen aller Stände spinnen das zu diesen Manufacturen nöthige Material. Die Zeitumstände haben aber diesen Manufacturen vielen Nachtheil verursacht. Die vorzüglichste unter den 15 Städten dieses Kreises ist Plauen, mit 560 Häusern und 6000 Einwohnern, wegen ihrer vorzüglichen Musselin- und Baumwollen-Manufacturen bekannt. Eine besondre Merkwürdigkeit des voigtländischen Kreises ist die Perlenfischerei, die, ein landesherrliches Regal, seit 1621 gehörig etablirt ist, und durch vereidete Perlensucher oder Fischer (die Familie Schmerler) betrieben wird. In dem Flusse Elster fängt das Muschellager beim Ursprunge des Flusses, unweit dem Dorfe Elster, im Amte Voigtsberg, an, und geht fünf Meilen weit bis Elsterberg. Auch in verschiednen Bächen finden sich Muscheln, und man hat in einigen derselben Perlenbänke angelegt. Diese Fischerei ist bisweilen sehr ergiebig gewesen, und hat Perlen geliefert, die den orientalischen an Schönheit nicht, oder doch nur wenig nachstehen. Localumstände haben jedoch in neuern Zeiten die Anzahl wirklich schöner Perlen vermindert.

Voisenon (Claude-Henri de Fusée de), Mitglied der französischen Akademie, wurde 1708 im Schlosse Voisenon bei Melun geboren, und starb 1775 ebendaselbst mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers des Bischofs von Speier. Voisenon war in seiner Jugend in den geistlichen Stand getreten, und Großvicarius des Bischofs von Boulogne geworden; aber er gab die geistlichen Würden bald auf, indem er sich nicht dafür geeignet hielt. Ein Vorfall mit einem Officier, mit dem er sich geschlagen, bestimmte ihn, seine Talente ganz dem geselligen Leben und dem Theater zu widmen. Als ein Mann von guter Familie hatte er Zutritt zu den besten Gesellschaften, doch auch ohne diesen Umstand würde er als ein liebenswürdiger Mensch freundliche Aufnahme gefunden haben. Er besaß viel natürlichen Witz, ja selbst Talent, aber er wurde nicht, was er hätte werden können, wenn ihn nicht der voreilige Beifall glänzender Gesellschaften verdorben, und er geglaubt hätte, daß witzige Einfälle, Artigkeiten und sein leichter, scherzhafter Ton ihn der Mühe überhöben, seine Werke mit angestrengtem Fleiße auszuarbeiten. So ward ihm die Literatur nur flüchtige Zerstreuung und Amusement. „Voisenon," sagt La Harpe, „der weder ein Gelehrter noch ein guter Schriftsteller war, war sehr lange Zeit, was man nennt, ein Mann des Tages. Er brachte in die Gesellschaften jene ausgelassene Lustigkeit, die über alles lacht, und alle Welt lachen macht, einen scherzhaften Ton, der noch jetzt vorherrschend ist, und mehr das Talent, Lächerlichkeiten zu sagen, als witzig zu seyn. Mit der Figur eines Affen schien er auch die Possierlichkeit und Bösartigkeit eines solchen zu haben, und die Damen amusirten sich mit ihm als einem Menschen ohne Charakter." — Voisenon schrieb mehrere Romane, worunter l'Histoire de la felicité, eine Art moralischer Erzählung, der bekannteste ist. Der Erfindungsgeist ist unbedeutend, allein der Verf. erzählt leicht, und mischt kleine moralische Reflexionen ein, die sehr treffend ausgedrückt sind. Unter seinen dramatischen Werken zeichnen sich aus Mariages assortis, und la Coquette fixée; er ist reich an Maximen, und weiß sie gut zu stellen, seine Verse sind leicht und fließend. Man

hat von ihm noch viele andere Stücke, die neu sehr beklatscht wurden, aber jetzt von niemanden mehr gelesen werden. — Der Herzog von Choiseul ließ ihm einen Jahresgehalt von 6000 Livr. aussetzen, damit er sich mit der Geschichte von Frankreich beschäftigen sollte, allein seine Fragmens historiques, die Frucht seiner Studien, sind nur eine Sammlung von Einfällen und Calembourgs. Außerdem hat man von ihm eine große Anzahl Poesies fugitives. Aus den fünf großen Bänden von unbedeutenden und werthlosen Dingen, die Voisenon hinterlassen hat, ließe sich, meint Laharpe, ein kleines Bändchen ausziehen, das interessant seyn könnte.

Volk — Volksstamm. Das Wort **Volk** bedeutet ursprünglich eine durch Abstammung, Sprache, Sitte und gemeinschaftlichen Aufenthalt verbundne Menschenmenge, die auch, mit einem aus der lateinischen Sprache entlehnten Ausdruck, eine **Nation** genannt wird. Die Grundlage eines Volks muß irgend eine Familie gewesen seyn, die sich nach und nach vermehrte und immer weiter verbreitete. Bei dieser Vermehrung und Verbreitung bildeten einzelne Familienzweige, ohne sich darum vom Ganzen zu trennen, wieder kleinere Theilganze. Diese heißen **Volksstämme**. So erwuchs aus der Familie Abrahams das hebräische Volk, welches nach den zwölf Söhnen Jakobs wieder in zwölf Stämme zerfiel, die sich aber späterhin dergestalt vermischten, daß kein einzelner Hebräer mehr weiß, von welchem Stamme er abstamme, und daß jetzt alle Hebräer von dem eine Zeit lang mächtigsten jener zwölf Stämme, dem Stamme Juda, Juden genannt werden. Auch unser deutsches Volk bestand ursprünglich aus mehrern Stämmen, den Alemannen, Sueven, Franken, Sassen u. s. w., die sich aber ebenfalls im Laufe der Zeiten sowohl unter einander als mit andern Völkern, besonders den Slaven, so vermischt haben, daß jetzt wohl kein Deutscher seine Abkunft von irgend einem jener Stämme nachweisen kann. Uebrigens wird das Wort **Volk** nicht immer in jener ersten Bedeutung genommen. Oft bedeutet es die Bewohner eines Landes überhaupt, wiefern sie unter einem Oberhaupte stehen, also Unterthanen sind, wie beim Gegensatze zwischen **Fürst** und **Volk**; oft auch die niedern Stände oder Classen der Gesellschaft, die man auch wohl das **gemeine Volk** nennt. Darum nennt man die, welche durch ihre Thaten, Lehren, Reden, Gedichte u. s. w. auf den größeren, hauptsächlich aus den niedern Ständen bestehenden, Haufen wirken, **Volksmänner**, **Volkslehrer**, **Volksredner**, **Volksdichter** u. s. w. In der Kirchensprache bedeutet **Volk** alle, die nicht geistlichen Standes sind, die **Laien** (von λαος, populus), in der Kriegssprache die Mannschaft einer gewissen Art, als **Fußvolk**, in der Jägersprache einen Trupp oder Haufen, z. B. ein **Volk Rebhühner**.

Völkerrecht ist der Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Auswärtige. Man theilt es in das **natürliche** und **positive Völkerrecht**. Da Völker und Staaten im Verhältniß gegen andre als moralische, im Naturstande gegen einander fortlebende Personen anzusehen sind, so ist das **natürliche** Völkerrecht nichts anders, als das Naturrecht der einzelnen Menschen zweckmäßig auf Völker angewendet. Man nennt es auch das allgemeine, weil es alle Menschen, und das **nothwendige**, weil es sie selbst ohne ihren Willen

bindet. Treten aber Völker und Staaten mit einander in wirklichen Verkehr, so reicht das natürliche Völkerrecht allein nicht mehr hin, um ihre Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander zu bestimmen, es muß also das, was das Naturrecht unbestimmt ließ, näher bestimmt werden. Den Inbegriff dieser Bestimmungen nun nennt man das *positive, besondre, willkürliche Völkerrecht*. Das *allgemeine europäische* Völkerrecht nennt man die am allgemeinsten unter den mehrsten, besonders den größten europäischen Staaten, durch besondre Verträge oder durch Herkommen eingeführten Grundsätze. Die Türken sind das einzige Volk in Europa, das bisher das allgemeine Völkerrecht in vielen Punkten nicht beobachtet hat. — Griechen und Römer kannten ein allgemeines Völkerrecht. Nach dem Verfall des römischen Kaiserthums, in den barbarischen Zeiten des Mittelalters, wurde es ganz vergessen. Im 16ten Jahrhundert fing man wieder an, das Völkerrecht als Wissenschaft zu behandeln. Hugo Grotius erwarb sich durch sein bekanntes Werk De jure belli et pacis den Namen des Vaters des Natur- und Völkerrechts. Nach ihm haben sich Samuel Pufendorf und Christian Wolf vorzüglich damit beschäftigt. In den neuern Zeiten haben Vattel, J. J. Moser, Achenwall, Günther und Martens sich um diese Wissenschaft verdient gemacht.

Völkerwanderung. Unter dieser in der Geschichte angenommenen, obgleich nicht ganz schicklichen Benennung versteht man eine Reihe von Begebenheiten, da verschiedne Völker, welche von den Römern *Barbaren* genannt wurden, größtentheils Deutsche, in die römischen Provinzen eindrangen, und sich dieselben unterwarfen. Diese Begebenheiten sind in der Weltgeschichte durch ihre Folgen sehr wichtig geworden, weil durch sie eine neue, zum Theil noch immer fortdauernde politische Verfassung in Europa veranlaßt worden ist. Aus den eroberten römischen Provinzen bildeten sich neue Staaten, von denen verschiedne noch jetzt blühen, und mit ihnen entstanden auch die Sprachen, die wir die *lebenden* nennen. Diese sonderbare, in ihrer Art einzige Bewegung der Völker, die mit Recht eine *Revolution* genannt werden kann, fing von dem Eismeere an, erstreckte sich bis zum atlantischen Ocean, und verbreitete ihre Wirkungen selbst bis in das nördliche Afrika. Sie dauerte vom letzten Viertel des 4ten Jahrhunderts an (375), da die Hunnen in Europa einbrachen, bis über die Hälfte des 6ten Jahrhunderts (568) hinaus, als die Longobarden Italien eroberten; fast zwei Jahrhunderte also verzingen, bis die Völker in den von ihnen eroberten Provinzen ruhig verblieben. Die Ursachen dieser Bewegung der Völker waren sehr verschieden: überhäufte Bevölkerung, der Andrang andrer Völkerschwärme, der lockende Reiz der schönen und angebauten römischen Provinzen, bewogen die barbarischen Völker, die Wälder und Wüsteneien ihrer Väter zu verlassen, und sich in den fruchtbaren, besser cultivirten römischen Provinzen, deren Besitz sie mit dem Schwerte errangen, anzusiedeln. Früher schon hatten einzelne Völkerschaften theilweise ihre Wohnsitze verändert. Aber diese einzelnen Begebenheiten gehören nicht zu der eigentlichen großen Völkerwanderung, obgleich diese in der Folge dadurch mit befördert wurde. Das durch immerwährende Kriege und Eroberungen zu weit ausgedehnte römische Reich fing schon in der ersten Hälfte

des 2ten Jahrhunderts an, unter seiner eignen Größe zu erliegen, und in sich selbst zusammenzufallen. Zwar hielten einige kräftige Regenten, besonders Constantin und Theodosius, den gänzlichen Untergang des Reichs noch einige Zeit auf. Aber verschiedne Kaiser hatten, durch den Drang der Umstände und kurzsichtige Politik verleitet, ganze Haufen von Barbaren in Sold genommen, und ihnen, zur Belohnung der geleisteten Kriegsdienste, Wohnsitze in den Gränzprovinzen des Reichs eingeräumt. So hatten die Franken in dem belgischen Gallien, die Alanen, Vandalen, Gothen und andre Völker in Dacien, Pannonien und Thracien Ländereien erhalten. Einzelne Männer von Geist und Kraft aus diesen Völkern erhielten wichtige Staatsämter und selbst die obersten Feldherrenstellen (Rufin, Stilicho) im römischen Reiche. Eine unvermeidliche Folge davon war, daß diese barbarischen Völker, indem sie immer mehr an Cultur gewannen, auch die Schwächen der Römer näher kennen lernten, und sich an den Gedanken gewöhnten, das römische Reich als ihre Beute, die es auch nachher wurde, zu betrachten. — Der erste Stoß, der die eigentliche große Völkerwanderung veranlaßte, geschah im nordöstlichen Asien. Hier wohnten die Hunnen — ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich Mongolen oder Kalmücken — ein zahlreiches, wildes und kriegerisches Volk, an den Gränzen der Chineser. Von diesen wurden sie, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Die Hunnen breiteten sich nun gegen Westen aus, vertrieben die Alanen, eine vom Caucasus hergekommne Völkerschaft, aus dem asiatischen Sarmatien, und (375) die Westgothen, welche in dem alten Dacien und in den Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel wohnten. Die Alanen kamen nach langem Herumschweifen an die Donau, im heutigen Ungarn, verbanden sich mit den seit ungefähr 100 Jahren da wohnenden Vandalen, einer ursprünglich norddeutschen Völkerschaft, durchzogen mit ihnen Germanien, und vereinigten sich mit einem Theile der Sueven, auch einem deutschen Volke, das sich an der obern Donau niedergelassen hatte. Diese drei Völker nahmen nun vereinigt den Weg nach dem Rhein, drangen (406) über denselben in Gallien ein, und richteten da die größten Verwüstungen an. Mainz, Straßburg, und andre blühende Städte Galliens wurden von ihnen geplündert. Nachdem jene drei Völker zwei Jahre hindurch alle Theile Galliens verwüstet hatten, drangen sie (409) über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten (411) das größtentheils eroberte Land durch das Loos unter sich; nur ein kleiner Theil Spaniens blieb noch unter der Herrschaft der Römer. Diese letztern sammelten jedoch bald wieder Kräfte, und fanden sich im Stande, in Verbindung mit den inzwischen auch nach Spanien gekommenen Westgothen, die Eroberer anzugreifen. Die Alanen, die in Lusitanien (dem heutigen Portugal) ein Reich gestiftet hatten, wurden (418) gänzlich überwunden. Der kleine Rest dieses Volks begab sich unter den Schutz des vandalischen Reichs, und der Name der Alanen verschwand seit dieser Zeit ganz aus der Geschichte. Die Vandalen führten mehrere Kriege mit den Römern, und hatten sich dadurch über diese eine Ueberlegenheit verschafft, als sie (429) den Entschluß faßten, nach Afrika überzugehen (s. d. Art.

Vandalen.) Das Reich, das ihr berühmter König Genserich da errichtete, wurde nach einer Dauer von 105 Jahren von des griechischen Kaisers Justinian großem Feldherrn Belisar im J. 534 gänzlich vernichtet. Die Sueven, die sich nach dem Abzug der Vandalen weiter in Spanien ausgebreitet hatten, behaupteten sich länger. Aber auch ihr Reich wurde, nach einer Dauer von 177 Jahren, durch die Westgothen (584) zertrümmert. Die Hunnen, welche, wie oben gesagt worden, die erste Veranlassung zu diesen Kriegen gewesen waren, hatten sich (377) in Pannonien niedergelassen. Von da aus unternahmen sie unter ihrem mächtigen Könige Attila einen verwüstenden Zug nach Gallien. Nach der Niederlage, die Attila hier (451) erlitt, wendete er sich nach Italien, und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, Rom zu verschonen, und Italien wieder zu verlassen. Nach seinem Tode (454) kam das Reich der Hunnen in Verfall; sie wurden (489) von den Gothen und Gepiden überwunden, und hörten von dieser Zeit an auf, ein eignes Volk auszumachen. Gefährlichere Feinde für die Römer, als die bisher erwähnten, waren die Gothen. Diese hatten wahrscheinlich zuerst an der Ostsee, in dem heutigen Westpreußen, gewohnt, sich aber nachher durch Polen bis zum schwarzen Meere, und in die römischen Provinzen an der Donau ausgebreitet. Sie waren schon im dritten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden, die sich genöthigt sahen, ihnen (274) das römische Dacien zu überlassen. Diese mächtige Nation, die erste unter den germanischen Völkerschaften, welche die christliche Religion annahm, hatte sich in zwei Hauptzweige getheilt. Ostgothen hießen die, welche gegen Osten, an dem Don und dem schwarzen Meere wohnten; Westgothen, die, welche die westwärts gelegenen römischen Provinzen, und die Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel inne hatten. Als auch sie hier (375) von den Hunnen angegriffen, und ihre Besitzungen zum Theil zu verlassen genöthigt wurden, räumten ihnen die Römer andre Wohnsitze in den Gränzen ihres Reichs ein. Die Westgothen griffen (408) unter ihrem Könige Alarich die Römer in Italien an, belagerten Rom selbst zu verschiedenenmalen, eroberten und plünderten es (410). Alarichs Nachfolger, Ataulf, führte (411) sein Volk nach Gallien, und von da nach Spanien. Hier wurde das mächtige westgothische Reich errichtet, das von 624 an ganz Spanien umfaßte, zu welchem auch noch ein Stück von Frankreich und von Afrika gehörte, das aber (714) durch die Mauren (Araber) nach der unglücklichen Schlacht bei Heref gänzlich zerstört wurde. Die Ostgothen, denen die Römer vorhin Mösien eingeräumt hatten, zogen (489) nach Italien. Hier hatte das abendländische Kaiserthum mit Romulus (476) ganz aufgehört. Odoaker, ein Feldherr der Heruler und Rugier, deutscher Völkerschaften, welche den Römern als Hülfstruppen gedient hatten, war Beherrscher von Rom und ganz Italien geworden. Theodorich, König der Ostgothen, einer der größten Regenten damaliger Zeit, überwand Odoakern, nahm ihn selbst gefangen, und brachte dadurch Italien unter seine Herrschaft (493). Dieses Reich der Ostgothen in Italien war von nicht langer Dauer. Der griechische Kaiser Justinian, der das vandalische Reich in Afrika zerstört hatte, bereitete ein gleiches Schicksal auch dem ostgothischen. Den Krieg

wider dasselbe, den Belisar mit Glück angefangen hatte, endete Narses, indem er (554) die Ostgothen völlig überwand. Die Übrig blieben, unterwarfen sich der Herrschaft des griechischen Kaisers, und schmolzen mit den andern Einwohnern zusammen; einzelne Haufen von ihnen wanderten in andre Gegenden aus. Von dieser Zeit an wird ihr Name in der Geschichte nicht mehr erwähnt. Nur die nach ihnen benannte Gattung der Bauart hat ihr Andenken bis auf unsre Zeiten erhalten (s. d. Art. Gothen). Wenige Jahre nach dem Untergange des gothischen Reichs drang (568) ein andres Volk — die Longobarden — in Italien ein, und entriß den größten Theil desselben dem griechischen Kaiser. Der Besieger der Gothen, Justinians Feldherr und Statthalter in Italien, Narses, wird, obwohl ohne hinreichenden Beweis, beschuldigt, diesen neuen Feind nach Italien gerufen zu haben. Die Longobarden, ein Zweig des großen germanischen Volks der Sueven, hatten in frühern Zeiten im nördlichen Deutschland an der Elbe (im heutigen Lüneburg) gewohnt, und nach langem Herumschweifen sich um das Jahr 527 in Pannonien festgesetzt. Sie verließen 568 dieses Land, und kamen unter ihrem Könige Alboin nach Italien, dessen Eroberung ihnen leicht ward, da das Land fast ohne alle Vertheidigungsmittel war. Nur das befestigte Pavia hielt eine dreijährige Belagerung aus; es wurde, nachdem es sich (572) ergeben hatte, der Hauptsitz des neuen longobardischen Reichs, das unter verschiednen ausgezeichneten Regenten blühend und mächtig wurde. Die Macht der longobardischen Könige wurde in der Folge den römischen Päpsten gefährlich, die deßwegen die Franken zu Hülfe riefen. Der siegreiche fränkische König Carl machte (774) dem longobardischen Reiche ein Ende, und vereinigte es mit der Monarchie der Franken. Außer dem Namen der Lombardei sind noch manche andre Erinnerungen an dieses, nicht ganz uncultivirte Volk übrig geblieben (s. d. Art. Longobarden). So wie Italien, wurde auch das fruchtbare Gallien von fremden Völkern überschwemmt, die um den Besitz desselben kämpften. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts waren mit den Alanen, Vandalen und Sueven zugleich die Burgunder dahin gekommen. Diese waren, wie man glaubt, ein Zweig der Vandalen, und hatten vorher zwischen der Weichsel und Oder gewohnt. Sie setzten sich zuerst am Oberrhein, in einem Theile der Schweiz und der Franche Comté fest, breiteten sich dann aber weiter um die Rhone aus, und stifteten bald ein mächtiges Königreich, das zur Zeit seiner größten Blüthe das heutige Burgund, die Dauphiné, Savoyen und einen Theil der Schweiz in sich faßte. Aber dieses Reich wurde schon im J. 534 gänzlich umgestürzt und der fränkischen Monarchie einverleibt. (Von dem neuen burgundischen Reiche und dem Herzogthume gleiches Namens s. d. Art. Burgund). Die Alemannen, eigentlich eine Verbindung germanischer Völker, die zwischen der Donau, dem Rhein, Neckar und Main wohnten, und schon im dritten und vierten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden waren, breiteten sich im 5ten Jahrhunderte in Rhätien und Vindelicien aus, und bemächtigten sich des Theils von Gallien, welcher in der Folge der Elsaß und die Pfalz genannt worden ist. Auch sie wurden (496) in dem berühmten Treffen bei Zülpich von den Franken überwunden, und verloren einen Theil ihrer

Besitzungen. Unter allen diesen Völkern, die sich in Gallien niederließen, behielten allein die Franken als Sieger die Oberhand. Die Franken waren auch eine Verbindung germanischer Völkerschaften, die zwischen dem Rhein, dem Main, der Weser und Elbe wohnten, und unter diesem Namen im dritten Jahrhunderte den Römern bekannt wurden. Sie fingen zu dieser Zeit an, Einfälle in Gallien zu versuchen, aber ohne Erfolg. Nach dem Verfall des römischen Reichs gingen sie im J. 430 unter der Anführung ihres Oberhaupts Clodion, aufs neue über den Rhein, bemächtigten sich eines großen Theils des belgischen Galliens, und erweiterten ihre Eroberungen bis Amiens. Ihr König Clodowig (Ludwig) vollendete die Vernichtung der römischen Herrschaft in Gallien. Ein einziges glückliches Treffen, das er dem römischen Feldherrn Syagrius (486) bei Soissons lieferte, entschied das Schicksal des Landes. Der Sieger Clodowig unterwarf sich das bisher noch von den Römern besessene Gallien, besiegte andre Völker, die sich darin niedergelassen hatten, und mit ihm fängt das nachher so groß und mächtig gewordene fränkische Reich (Westfranken) an (s. d. Art. Franken und Frankreich). — Diese große, hier nur im kurzen Umrisse geschilderte Revolution, gab Europa, besonders aber Deutschland, eine ganz veränderte Gestalt. Mit den alten Bewohnern Deutschlands war nun der größte Theil von Europa besetzt worden. Die in Deutschland gebliebenen Völker nahmen hier andre Wohnsitze ein. So gingen die Sachsen, die vorher im heutigen Holstein gewohnt hatten, über die Elbe, und besetzten den größten Theil des von den nach Gallien gezogenen Franken verlassenen Landes, das nun nach ihnen Sachsen genannt wurde. Sie theilten sich hier in drei Hauptzweige: die Ostphalen, Westphalen und Angrier oder Engern. Nebst den Sachsen waren jetzt Friesen, Thüringer, Schwaben und Bayern die Hauptvölker Deutschlands (s. d. Art.). In den von seinen alten Bewohnern verlassenen nördlichen Gegenden Deutschlands rückten zu Anfange des 6ten Jahrhunderts slavische Völker ein, die alle sarmatischen Ursprungs waren. Sie breiteten sich auf der einen Seite bis an die Elbe und Saale, auf der andern längs der Donau aus. Unter jenen sind die bekanntesten die Czechel in Böhmen, die Sorben zwischen der Elbe und Saale in Meißen und Obersachsen, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg (s. d. Art. Slaven). In den von den fremden Völkern eroberten römischen Provinzen entstanden nach und nach neue Gesetze und Regierungsformen, neue Sitten und Sprachen. Die Eroberer ließen zwar zum Theil den Besiegten noch die römischen Gesetze, vermischten sie aber mit ihren vaterländischen Gewohnheiten, und führten besonders eine militärische Demokratie ein, die sie in ihrem ehemaligen Vaterlande gehabt hatten. Als Leute, die sich bloß mit den Waffen beschäftigten, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die, nachdem sie schon vor der Ankunft der fremden Völker in Verfall gerathen waren, nun gänzlich sanken. Mit diesem Zeitpunkte fängt sich das sogenannte barbarische Zeitalter an. Nur unter den Geistlichen blieben noch spärliche Kenntnisse übrig, die aber doch in der Folge mit beitrugen, das große Ansehn der Geistlichen zu befördern. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils vernichtet. Durch die Vermi-

schung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern der eroberten Länder entstanden in der Folge neue Nationen mit ganz verschiedenen Eigenschaften des Geistes und Körpers. Diese Vermischung hatte auch einen großen Einfluß auf die Sprachen. Durch die aus den Sprachen der Sieger in die bisher gewöhnliche römische Sprache verpflanzten fremden Wörter und Ausdrücke entstanden allmählig die neuern Sprachen, die italienische, französische, spanische u. s. w. Die lateinische Sprache hörte ganz auf, lebende Sprache zu seyn. Zwar wurde sie beim Gottesdienst, in allen Kanzleien und bei allen öffentlichen Verhandlungen und von den Chronikenschreibern gebraucht, aber so verunstaltet, daß kein Zug ihrer ehemaligen Schönheit mehr darin zu erkennen war. Die neuentstandenen Sprachen wurden bloß im gemeinen Leben zum Reden gebraucht, und daher ist es erklärbar, daß die dermalige völlige Ausbildung derselben erst in spätern Zeiten erfolgte. Eine nicht minder zu berücksichtigende Folge dieser großen Revolution war, daß die fremden Völker, die bei ihren Einbrüchen in die römischen Provinzen noch meistens Heiden waren, nach und nach das Christenthum annahmen. Aber auch bald lernten sie, besonders die fränkischen Könige, sich der Religion zu bedienen, um ihre herrschsüchtigen Anschläge damit zu bedecken und sie zu rechtfertigen.

Volksthum — volksthümlich — sind zwei neu gebildete Ausdrücke, womit man die Eigenthümlichkeit eines Volkes in Ansehung seiner Art zu denken, zu fühlen und zu handeln bezeichnet. Wie nämlich jeder einzelne Mensch in dieser dreifachen Hinsicht etwas mehr oder weniger Eigenthümliches an sich hat, so auch jedes einzelne Volk. Das Volksthum ist also eigentlich nichts anders als das Menschenthum, modificirt durch das, was einer durch Abstammung, Sprache, Sitte und gemeinschaftlichen Wohnplatz verbundnen Menschenmenge eigenthümlich ist. Sonst nannte man es die Nationalität. Was nun einem Volke oder einer Nation in Hinsicht auf jene Eigenthümlichkeit angemessen ist, entspricht oder zusagt, heißt eben daher volksthümlich, oder national. Das Ausländische oder Fremde als solches ist nie eigenthümlich, wiewohl es möglich ist, daß ein Volk sich nach und nach an jenes gewöhnt und es gleichsam in sich aufnimmt und es sich aneignet. Es verliert aber dadurch immer einen Theil seiner Selbstständigkeit. Denn zur Selbstständigkeit eines Volkes gehört nicht bloß, daß es seine eigene Verfassung und Regierung habe, sondern auch, daß es seinen nationalen Charakter behaupte. Diesen aber verderbt die Ausländerei oder das Streben in fremder Sprache zu reden, fremde Sitten anzunehmen u. d. g. Daher hat das deutsche Volk sich den Vorwurf der Charakterlosigkeit zugezogen, weil es sich den Fremden zu leicht angeschlossen und von ihnen so viel Ausländisches in sich aufgenommen hat. Indessen ist bei der genauen Verbindung, in welcher jetzt die gebildetsten Völker der Erde mit einander stehen, gar nicht zu vermeiden, daß sie nicht manches gegenseitig von einander annehmen sollten, da überhaupt alle Bildung oder Cultur verähnlicht. Es ist also das Streben einiger vaterländischen Schriftsteller (Jahns, Arndts u. A.), das deutsche Volksthum möglichst rein zu bewahren und sich deßhalb aller Ausländerei kräftigst zu widersetzen, an sich nicht zu tadeln. Nur darf es nicht in den Versuch ausarten, das deutsche Volk gleichsam zu isoliren, weil

es dadurch einen großen Theil seiner Bildung wieder und in den Zustand der Rohheit versunken würde.

Volksvertreter heißen diejenigen Bürger eines Staats, welche beauftragt sind, im Namen der übrigen an der Ausübung der höchsten Gewalt Theil zu nehmen und dadurch die Rechte des gesammten Volks gegen mögliche Eingriffe von Seiten des Inhabers der höchsten Gewalt wahrzunehmen. Sie vertreten also gleichsam die Stelle des Volks oder repräsentiren es vor dem Regenten und heißen daher auch Stellvertreter oder Repräsentanten des Volks; und eine Staatsverfassung, in welcher es dergleichen gibt, heißt eben deßwegen eine stellvertretende oder repräsentative. Diese findet aber nicht bloß in Monarchien, welche gesetzlich beschränkt sind, sondern auch in Republiken Statt, z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Nothwendigkeit der Volksvertreter erhellet nicht bloß daraus, daß nach dem Zeugnisse der Erfahrung die Rechte des Volks oft von Seiten der höchsten Gewalt verletzt werden, wenn diese gar keinen gesetzlichen Schranken unterliegt, sondern vom Regenten nach bloßer Willkür ausgeübt wird; denn die Erfahrung lehrt auch, daß es zuweilen unbeschränkte Herrscher gegeben, welche die Rechte des Volks achteten. Vielmehr geht jene Nothwendigkeit daraus hervor, daß es unter der Würde eines Volks — besonders eines gebildeten und eben durch seine Bildung mündig gewordenen — ist, sich unbedingt einem Herrscher zu unterwerfen und es bloß auf den Zufall ankommen zu lassen, ob seine Rechte geachtet werden oder nicht. Auch kann kein noch so guter Regent wünschen, unbedingt zu herrschen, weil er beim besten Willen irren und durch die Rathschläge seiner Minister, die in der Regel gern despotische Maßregeln anwenden, verleitet werden kann, den Rechten des Volkes zu nahe zu treten. Es muß ihm also selbst daran gelegen seyn, auch die Stimme des Volks durch dessen Vertreter zu vernehmen. Volksvertreter bedarf daher jeder Staat, der sich bereits über die niedern Stufen der Civilisation erhoben hat; denn sie machen einen nothwendigen Bestandtheil einer vernunftmäßigen Verfassung aus, und nur eine solche kann ein gebildetes Volk für gut anerkennen. Sollen aber Volksvertreter ihre Bestimmung erfüllen, so müssen ihnen folgende besondre Rechte zukommen: 1. Das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung. Denn ein Gesetz soll Ausdruck des allgemeinen Willens seyn; diesen Charakter aber kann es nur an sich tragen, wenn es von dem Regenten und den Volksvertretern gemeinschaftlich genehmigt ist. Daß der Regent allein die Initiative habe, d. h. den Entwurf und Antrag zum Gesetze mache, ist nicht rathsam, weil dadurch die Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu sehr beschränkt wird. Es muß also beiden Theilen frei stehen, auf Abschaffung oder Abänderung eines alten und Aufstellung eines neuen Gesetzes anzutragen. 2. Das Recht der Steuerbewilligung. Denn die Steuern, sie mögen directe oder indirecte, ordentliche oder außerordentliche seyn, gehen doch zuletzt aus dem Gesammtvermögen des Volkes hervor, und dürfen also nicht willkührlich von der Regierung ausgeschrieben werden. Die Regierung ist daher auch verpflichtet, den Volksvertretern über sämmtliche Einnahmen und Ausgaben des Staats Rechnung abzulegen, damit das wirkliche Staatsbedürfniß von ihnen richtig beurtheilt werden könne.

3. Das Recht, alle dem Regenten untergeordnete Staatsbeamte zur Verantwortung zu ziehen. Denn da der Regent für seine Person heilig und unverletzlich, mithin auch unverantwortlich ist, so müssen statt seiner die von ihm angestellten Beamten, selbst mit Einschluß seiner geheimen Räthe oder Minister, verantwortlich seyn. Da aber die Volksvertreter in diesem Falle als Partei auftreten, so haben sie nur das Recht der Anklage und müssen das Urtheil einem dazu berufenen und sowohl vom Regenten als von den Volksvertretern unabhängigen Gerichtshofe überlassen. 4. Das Recht, ihre Verhandlungen mit der Regierung, wenn sie nicht selbst öffentlich geschehen, wenigstens durch den Druck öffentlich bekannt zu machen. Dies fodert selbst ihre Pflicht. Denn da sie im Namen des Volks mit der Regierung verhandeln, so müssen sie auch den übrigen Bürgern, deren Stelle sie vertreten, als ihren Committenten Rechenschaft von ihrem Verhalten geben. Und eben diese Committenten müssen ihrer Seits befugt seyn, ihr Urtheil über die Verhandlungen der Volksvertreter öffentlich durch den Druck auszusprechen, damit diese von dem Wunsch und Willen ihrer Kommittenten gehörig unterrichtet werden und auch das außer dem Versammlungsorte strahlende Licht in diesen Ort eindringen könne. Daher ist Preßfreiheit ein wesentliches Element einer stellvertretenden Verfassung. 5. Das Recht, Bittschriften von einzelnen Bürgern oder Gemeinen anzunehmen, darüber zu berathschlagen und sie mit ihren Vorstellungen begleitet dem Regenten vorzulegen. Denn sie würden ohne dieses Recht ihre Pflicht gegen die, deren Stelle sie vertreten, nicht im ganzen Umfange erfüllen können. 6. Das Recht, während ihrer Versammlung von gerichtlicher Haft befreit zu seyn. Denn die Regierung könnte sich leicht eines ihr mißfälligen Volksvertreters entledigen, wenn sie denselben durch eine gerichtliche Anklage seiner persönlichen Freiheit berauben dürfte. Nur bei einem offenbaren Verbrechen eines Volksvertreters und mit Genehmigung der ganzen Versammlung könnte Verhaftung desselben Statt finden. Dann müßte aber auch dessen Platz sogleich durch einen andern Stellvertreter ersetzt werden. Eine Versammlung von Volksvertretern soll also nicht bloß eine berathende, sondern auch eine entscheidende Stimme haben. Denn sonst wäre sie ein bloßer Staatsrath, und die beiden ersten so wesentlichen Rechte würden ganz wegfallen. Die Hauptsache aber ist, daß eine das Volk vertretende Versammlung mit dem Volke stets ein gemeinschaftliches Interesse habe und daher mit demselben in beständiger Wechselwirkung stehe. — Die Volksvertreter können entweder beständige oder wechselnde seyn. Jene sind entweder vermöge ihrer Geburt oder vermöge ihres Amtes, zur Stellvertretung berufen und wohnen daher allen Versammlungen der Volksvertretung bei, so lange sie leben oder jenes Amt bekleiden. So sind die weltlichen Lords im brittischen Oberhause erbliche, die geistlichen Lords aber (die Bischöfe) amtliche, beide aber beständige Volksvertreter. Die wechselnden Volksvertreter werden gewählt, entweder auf eine gewisse Zahl von Jahren, oder zu jeder allgemeinen Versammlung. Sie heißen daher auch Deputirte des Volkes. Von dieser Art sind die Mitglieder des brittischen Unterhauses. Sie können entweder unmittelbar von

jedem wahlfähigen Bürger, oder mittelbar gewählt werden, indem man zuerst Wähler und diese hernach, als ein Ausschuß der wahlfähigen Bürger, die Deputirten wählen. Jene Wahlart findet in England, diese in Frankreich Statt. Dort herrscht mehr Freiheit, aber auch mehr Unordnung bei den Wahlen; hier zwar mehr Ordnung, aber weniger Freiheit, besonders wann, wie dies ebenfalls in Frankreich jetzt der Fall ist sowohl die Wählenden als die Gewählten ein beträchtliches Alter und Vermögen haben müssen. — In Ansehung der Art der Volksvertretung (Repräsentationsform) findet auch ein bedeutender Unterschied Statt, ob nach Ständen, d. h. nach gewissen Hauptclassen der Staatsbürger repräsentirt wird oder nicht. In Staaten nämlich, wo die landständische Verfassung eingeführt war oder noch ist, gehen die Volksvertreter gewöhnlich aus drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Bürgerstande, der daher auch schlechtweg der dritte Stand (le tiers état) heißt, hervor, wozu aber in manchen Staaten (z. B. in Schweden) noch ein vierter, der Bauernstand, hinzukommt. Auch darf in der That, wo nach Ständen repräsentirt werden soll, dieser Stand nicht übergangen werden, da er sonst gar keine Vertreter hat, ungeachtet er doch der zahlreichste und gewichtigste Stand im Staate ist. Denn die ständischen Vertreter pflegen immer mehr das Interesse ihres Standes, als das des gesammten Volks zu berücksichtigen. Daher hat diejenige Repräsentationsform, wo die Volksvertreter aus dem gesammten Volke, ohne Rücksicht auf besondere Stände, hervorgehn, allerdings ihre Vorzüge. — Ob die Volksvertreter in zwei Kammern oder in einer sich versammeln und berathschlagen sollen, ist eine Frage, die sich nicht so geradezu entscheiden läßt. Ein großer Staat mit einem hohen und reichen Adel wird wohl thun, wenn er diesem eine besondere Kammer anweis't und die erwählten Volksvertreter oder die eigentlichen Deputirten für sich berathschlagen läßt, wie es jetzt in England und Frankreich der Fall ist. Wo aber jene Bedingung nicht Statt findet, scheint es besser, Alles in Einer Kammer zu versammeln, damit die Gemeinschaftlichkeit der Berathung durch den Austausch vielseitiger Ansichten die Volksvertreter lebendiger anrege und zu gemeinnützlichern Resultaten führe. S. Krug's Schrift: das Repräsentativsystem oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen. Leipzig 1816, 8. Und einen Aufsatz von Hegewisch in den Kieler Blättern, B. 5. H. 1. Nr. V. unter dem Titel: Zur Volksvertretung ist es nicht genug, Landstände zu haben.

Vollmachtsvertrag (mandatum, contractus mandati), ist ein Vertrag, vermöge dessen Jemand die erlaubten Geschäfte eines Andern unentgeldlich (außer wenn ein Honorar ausdrücklich versprochen worden), oder in Rücksicht auf Vergütung, wenn der das Geschäft übernehmende ein Advokat, Mäkler u. s. w. ist (selbst wenn das Honorar nicht ausdrücklich zugesichert worden), zu besorgen sich verbindlich macht. Derjenige, welcher das Geschäft übernimmt, heißt Mandatar, der, welcher es überträgt, Mandant. Der Vollmachtsvertrag hört auf, durch den Widerruf des Mandanten, durch die Aufkündigung von Seiten des Mandatars, oder durch die Einwilligung beider Contrahenten. Der Betrug des Mandanten wie des Mandatars zieht Infamie nach sich.

Volney (Graf von), hat sich mehr als Gelehrter, als durch seine Laufbahn im Dienste des Staates bekannt gemacht. Seine Reise nach Syrien und Aegypten ist eben so reich an neuen Beobachtungen, als anziehend durch die Annehmlichkeiten seiner Darstellung. In der Ständeversammlung vom Jahre 1789 erschien er als Deputirter des dritten Standes von Anjou, und sprach für die Souverainität des Volkes. Gegen das königliche Ansehen erklärte er sich oft, insbesondere bei den Verhandlungen über das Recht des Kriegs und des Friedens. Nach der Beendigung der Sitzungen machte er eine Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, und wurde von Washington mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich, 1794, wurde er Professor die Geschichte an der Normalschule zu Paris, nahm dann, wie man behauptet, im Stillen Antheil an der Revolution vom 18ten Brumaire, und trat im December 1799 in den Erhaltungssenat. Als Senator nahm er an allen Vorgängen Theil bis zur Zurückkehr der Bourbons 1814. Vom König wurde er zum Mitgliede der Pairskammer ernannt. Durch seine gelehrten Werke gewann er sich auch einen Platz im Institut. Außer seiner bereits oben erwähnten Reise nach Aegypten verdient auch noch seine Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika Erwähnung; den größten Ruhm aber erwarb er sich durch sein Werk: „die Ruinen, oder Betrachtungen über den Verfall der Reiche.“ Es zeichnet sich eben so sehr durch tiefe Ansichten der Dinge, als durch die glückliche Darstellung aus und verdient wohl, neben Gibbon's Verfall des römischen Reiches genannt zu werden.

Volsker, ein Volk das, vor der Erbauung Roms, im ehemaligen Latium (jetzt campagna di Roma) wohnte, und eine republikanische Verfassung hatte. Die Volsker sind uns aus der römischen Geschichte durch die Kriege bekannt, die sie fast immerwährend mit den Römern in den ersten Zeiten führten, daher sie auch von Livius die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Sie besaßen verschiedene Städte. Die vorzüglichste darunter war Antium, deren Ruinen in der Gegend des Vorgebirgs Anzio, das von ihr den Namen hat, sich finden. Eine andere Stadt der Volsker war Corioli. Der in der römischen Geschichte bekannte Coriolan (s. d. Art.) erhielt von dieser Stadt, die er durch einen raschen Angriff eroberte, diesen Beinamen als ein rühmliches Andenken seiner Tapferkeit. Die Volsker, nachdem sie die Römer verschiednemale in große Verlegenheit gesetzt, aber auch nach und nach einen Theil ihres Landes verloren hatten, wurden endlich auch, wie die andern Völker Latiums, von den Römern besiegt, und verschwanden aus der Geschichte.

Volta (franz. Volte), ein alter nicht mehr üblicher Tanz, nach Art der Gaillarde, im Dreivierteltakt, welcher aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, und in welchem die Mannsperson das Frauenzimmer mehrmals im Kreise herumdrehte. Dieser Tanz hatte auch die eigne lateinische Benennung: duorum in gyrum saltatio. — Außerdem heißt das Wort Volta im Italienischen auch, wie das französische: fois, so viel als: mal, und bezeichnet dann eine mehrmalige Wiederholung eines oder mehrerer Tacte, oder auch eines ganzen Satzes. Daher una volta (une fois) einmal, due volte (deux fois), zweimal u. s. w.

Voltaire, s. Anh. z. d. Bde.

Volte (Wendung, Drehung), heißt in der Reitkunst die völlige, runde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, so nämlich, daß das Pferd einen Kreis macht, dessen Mittelpunkt die Hinterfüße des Pferdes bilden. — Im Kartenspiele die taschenspielerische Gewandtheit, die Karten im Mischen so zu wenden und zu mengen, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz, oben oder in die Mitte, gebracht wird, die Volte schlagen.

Volti, ital., heißt: wende um, und wird in Musikstücken unten ans Ende einer Seite gesetzt, als Zeichen, daß man das Blatt umwenden soll. Gewöhnlich wird das Wort: subito (schnell) beigefügt, und beide Wörter werden dann bloß durch: v. s. (d. h. volti subito, wende schnell um) abgekürzt.

Voltigiren, die Kunst, nach gewissen Regeln geschickt und weit zu springen; die Anweisung dazu bezieht sich gewöhnlich auf das Springen auf und über das Pferd und von dem Pferde. — Davon erhielten die Voltigeurs den Namen, eine Abtheilung der französischen Infanterie, welche zuerst bestimmt war, hinter der Cavallerie aufzusitzen, um mit derselben schnell nach bedrohten Punkten eilen zu können (die Sache selbst ist viel älter, denn wir finden schon in der Geschichte der Kriege voriger Jahrhunderte einige solche Experimente). Dieser specielle Gebrauch hat sich denn mit so manchem anderen verloren, und die Voltigeurs, deren zuletzt jedes französische Infanterieregiment 4 Compagnien hatte, wurden in neuern Zeiten nur eben als leichte Infanterie zum Tirailliren ꝛc. gebraucht.

Vondel (Joast von der), einer der berühmtesten holländischen Dichter, dessen poetische Werke bei den Holländern noch in großer Achtung stehen. Er wurde 1587 zu Cöln geboren, kam in seiner Kindheit mit seinen Aeltern, die Anabaptisten waren, nach Holland, trat zu den Armenianern über, und starb endlich 1659 im Schooße der römischen Kirche. Die Natur hatte ihn nicht nur mit reichen Talenten begünstigt, sondern sie ward und blieb auch seine einzige Lehrerin; man kann ihn als den Shakspeare der Holländer betrachten. Vondel überließ sein bürgerliches Gewerb seiner Frau und widmete sich ganz der Poesie; erst in seinem 30sten Jahre lernte er die lateinische und französische Sprache, las die Werke der Alten und der Franzosen und suchte den Mangel einer gelehrten Erziehung zu ersetzen. Die Früchte seiner Muse zeigen oft von Genie und einer so hohen und edlen Phantasie, daß man von der oft incorrecten Sprache höchst unangenehm gestört wird. Seine Poesien füllen 9 Quartbände, und sind theils metrische Uebersetzungen der Psalmen, des Virgils und Ovids, theils Satiren und Tragödien, unter denen Palamedes, ein allegorisches Stück (eigentlich Barneveldts Tod), die Eroberung Amsterdams durch Graf Florenz V. von Holland und Gysbrecht von Amstel für die vorzüglichsten gehalten werden.

Vorarlberg, von Tyrol, von der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom Bodensee und dem Königreiche Bayern umgeben, bildet den sechsten Kreis Tyrols, ist aber auch zugleich ein für sich bestehendes Ländchen mit einer besondern Verfassung. Einigemal wurde es auch schwäbisch Oesterreich beigezählt, mit welchem seine ständische und Steuerverfassung und sein Münzfuß analog ist. — Es besteht aus den Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Bludenz und Hohenems. Bregenz enthält dreizehn Gerichte,

woran nun in der Vorzeit, als solche noch eine Besitzung der Grafen von Montfort waren, die eigentliche Herrschaft Bregenz bildeten. Die Stadt Bregenz und die bregenzischen Gerichte brachte der Erzherzog Sigismund an Oesterreich. Die Herrschaft Feldkirch begreift die Stadt Feldkirch u. s. w. Die Herrschaft Bludenz bestehet aus der Stadt Bludenz, den Gerichten Montafon und Sonnenberg. Bludenz und Montafon wurden von dem Grafen Albert von Werdenberg im Jahre 1384 dem Erzherzoge von Oesterreich, Leopold, übergeben. Das Gericht Sonnenberg war erst eine Besitzung der Grafen von Werdenberg, und kam im Jahre 1463 an den Grafen Eberhard von Waldburg, von dem es an das Erzhaus Oesterreich gekommen ist. Seit dem Jahre 1684 ist diese nun vereinigte Herrschaft dem Freiherrn von Sternbach, als Pfandinhaber, in der Eigenschaft eines Lehens überlassen. Die Herrschaft Ems fiel nach dem unterm 5ten November 1759 erfolgten Tode des Grafen Wilhelm von Ems, als heimgefallenes Reichslehen dem Erzhause Oesterreich zu, das hierauf bereits eine Anwartschaft erhalten hatte. In diesen verschiedenen Herrschaften sind Gerichtsbarkeit und Verwaltung ungemein verschieden. Theils als Ueberbleibsel der Vorzeit, theils in Folge neuerer Einrichtungen, war die Uebung dieser verschiedenen Gewalten unter mehrere Behörden zerstückelt. Die in Folge des preßburger Friedens vom Jänner 1806 bis in den Juni 1814 eingetretene bayerische Regierung brachte darin eine größere Einheit hervor, und führte auch hier die allgemeine Landgerichtsverfassung ein. In der Eigenschaft als Landesstände werden die Communitäten Vorarlbergs vermittelst folgender Organisirungsgrundsätze unter sich verbunden. Jeder Vorgesetzte des Gerichts, nämlich jeder Bürgermeister und Amman, ist der Repräsentant seiner Communität; alle diese Vertreter bilden das ständische Gremium, welches aus 24 stimmfähigen Mitgliedern besteht und von dem jeweiligen Kreishauptmanne, als Präses derselben, geleitet wird. Wichtigere Angelegenheiten werden bei allgemeinen ständischen Plenarcongressen, zu welchen jeder Stand seine Repräsentation abordnet, in die Berathschlagung genommen und entschieden. Diese Congresse werden vermittelst des Präsidiums durch die Direktorialstände Feldkirch und Bregenz ausgeschrieben, und alternirend in diesen beiden Orten gehalten. Gegenstände von minder wichtigem Belange werden durch Conferenzialschlüsse erledigt. Die Stände sind daher in dieser Rücksicht in die unteren und oberen landesständischen Gremien abgetheilt; das erstere formiren in Bregenz die Vertreter der Herrschaft Bregenz — das letztere wird durch die Deputirten der Herrschaften Bludenz und Feldkirch in Feldkirch vorgestellet. Ein besonderer charakteristischer Vorzug der ständischen Verfassung ist, daß nur der Bürger- und Bauernstand das Recht der provinziellen Stimme und Eigenschaft besitzt, und die Classen des Adels und Clerus hievon ganz ausgeschlossen sind. Die Stimmenmehrheit entscheidet. Die Hauptgegenstände sind: das provinzielle Oekonomie- und das Steuerwesen, und die Landesvertheidigung. Die Zahl der gewöhnlichen Milizen beläuft sich auf 6000, des Landsturms auf 10,000, aber in der Insurrection von 1809 brachte der Generalcommissär, Doctor Schneider, sie auf 20,000 Mann, so viel als ganz Tyrol zusammen aufstellte. Vorarlberg hatte noch überdies jene Vortheile des Bodens nicht

die dem Tyroler erlaubet, gedeckt zu streiten, ihn gegen Geschütz und Reiterei sichern, und ihm seinen Feind fast immer auf sichern Schuß hinliefern. — Was den Nationalreichthum, das natürliche Erzeugniß, und den Gewerbsfleiß betrifft, so ist die Fabrication der Cotton und Musselinstücke der eigentlichste Zweig der inländischen Industrie, und nach der Viehzucht die vorzüglichste Quelle des numerären Zuflusses des Landes. — Das Straßengewerbe des Commerzial-, Transito-Zuges und der Exportation der eigenen Erzeugnisse verbreitet unter die Bewohner des ebenen Landes einen wohlthätigen Verdienst. — Ueber die am Rheinflusse gezogene Straße von Fußach nach Feldkirch geht das Commerzgut, welches aus Ober- und Mitteldeutschland, und der Schweiz nach Oberitalien über Bündten, und welches wechselseitig aus Italien nach Deutschland transitirt. Damit die Commerzspedition in einem schnellen und sicherem Gange erhalten werde, so besteht in Fußach eine eigene Messagerie, welche in jeder Woche nach Italien abgeht, und die Spedition des baaren Geldes und der Artikel von großem Werthe besorgt. Zur Verführung der übrigen Commerzgüter sind eigene Addritura-Fuhrwerke aufgestellt, welche solche bis Chur bringen, und die aus Italien daselbst angekommenen Waaren als Rückfracht übernehmen. Von Chur bis Chiavenna müssen die Waaren mit Saumpferden befördert werden. Das Getraide hingegen wird mit Roßfuhren geliefert, welche in Banez, Feldkirch, Vaduz, Balzers und Mayenfeld abgelöst werden; diesem Roßzwange unterliegen auch jene Handelsartikel, welche durch die aufgestellten privilegirten Addritura-Commerzialfuhren des Gerichtes Höchst und Fußach nicht fortgebracht werden können; er continuirt sich ohne Ausnahme durch ganz Bündten, und macht den Speditionsgang langsamer und kostspieliger. Die Verlieferung durch Rossen hat ihren Ursprung in der Vorzeit, in welcher die öffentlichen Straßen noch unsicher und nicht chaussirt, und der Handelsverkehr klein, und nicht geordnet war, erhalten, damit die Aufsicht der Communität die Wahrheit und Justellung garantirt. Da die Souverainetät Bündtens in den Händen des Volks lag, so ließ sich dasselbe bisher das Interesse dieses Zwangvorrechts nicht entreißen. — Unbedeutend sind die Vortheile des Fischfanges, beträchtlicher aber jene der Navigation, welche der ganze schiffbare Bodensee gibt. Der Ort Bregenz hat am östlichen Ufer desselben einen Seeport (Schiffstände oder Stödt). Die daselbst befindliche Schiffergesellschaft, welche aus zweiunddreißig Antheilen besteht, behauptet vermittelst alter Privilegien das ausschließende Recht der Wasserfracht. — Die Industrie von Lindau hat den Vortheil der Commerzspedition größtentheils an sich gezogen. In der Herrschaft Feldkirch ist zu Fußach ein kleinerer Seeport, in welchem sich drei Frachtschiffe befinden. Dahin kommen über See von Lindau die aus Deutschland nach Italien durch Bündten transitirenden Waaren, und eben so gelangen die italienischen Commerzgüter durch die Wasserfracht nach Lindau. Der Verdienst dieser Schifffahrt besteht nur in der Spedition der Merkantilgüter, nur weniges Getraide wird auch mit fußacher Schiffen verführt. — Der Ackerbau dürfte beinahe dem ebenen Lande für seinen Consums zureichendes Getraide liefern; allein die Subsistenz der Berggerichte hängt ganz von Schwaben ab, welches seinen Ge-

wahrscheinlich auf den Marktplatz zu Bregenz bringt. Es läßt sich von der Zukunft erwarten, daß der Ackerbau eine Zunahme durch die Cultivirung der nun vertheilten Gemeindeweiden, und durch die Beschränkung der Baumwollenspinnerei erhalten werde, weil diese letztere demselben viele Hände entzogen hat. — Die Erzeugung des Weins ist nicht so bedeutend, daß die Bedürfnisse befriedigt werden könnten. — In der Viehzucht besteht der Provinzialreichthum Vorarlbergs; sie ist die vorzüglichste Quelle des numerären Einkommens des Landes. Man darf die jährliche Vieh-ausfuhr des Landes auf 9 bis 10,000 Stück nach einem Mittelverhältnisse berechnen. — Die Abtretung Vorarlbergs an Bayern durch den preßburger Frieden zog die nachtheiligsten Folgen für seine Industrie nach sich. Seine meisten und vorzüglichsten Fabrikate wurden nach Oesterreich gegangen, wo sie vor andern ausländischen Erzeugnissen der nämlichen Gattung im Einfuhrszolle sehr begünstigt worden. Als Vorarlberg vom Kaiserstaate losgerissen ward, hörte diese Begünstigung auf, seine Erzeugnisse konnten mit den erbländischen nicht mehr Concurrenz halten, die ganze Fabrikation stockte, die auf deren Begründung verwendeten Capitalien waren so gut als verloren, und es half wenig, daß mehrere Vorarlberger nach Oesterreich übersiedelten, und um ihre Etablissements zu retten, Sujets wurden. — Der Ruin der schweizerischen Fabrikation durch Bonaparte's Zwangsdekrete von Berlin, Mailand, St. Cloud und Trianon, gab auch dem vorarlbergischen Gewerbsfleiße einen sehr harten Schlag. — Um Vorarlberg auszurunden, die Verbindung mit Tyrol besser zu basiren, jene mit Schwaben zu erweitern, dadurch aber auch die Approvisionirung Tyrols zu erleichtern, tauschte Oesterreich, durch einen Vertrag mit dem Fürsten Bretzenheim vom 22sten April 1803, die ehemalige Reichsstadt Lindau mit dem besten Hafen am ganzen Bodensee, und vom gräflichen Hause Königseck die Reichsgrafschaft Rothenfels ein. Es gab dafür sehr schöne ungarische Herrschaften. Aber in den neuesten Verträgen mit Bayern gingen alle diese kostbar erkauften Vortheile nicht nur, sondern auch das schönste, altvorarlbergische Landgericht Weiler verloren; Vorarlberg ist dadurch von Schwaben abgeschnitten, die neu erworbene Communication mit Tyrol wieder entrissen, und durch Sonthofen und Rothenfels von Bayern interceptirt. Die einzige von Joseph II. neu hergestellte Straße über den Adelberg ist im Winter oft durch längere Zeit unpracticabel, so wie auf der andern Seite man auch nicht aus Oesterreich nach Tyrol gelangen kann, außer über bayerschen Boden, da das salzburgische flache Land, Berchtoldsgaden, Reichenhall, und der im Frieden von Campo Formio Oesterreich zugewiesene Innwinkel bayrisch geblieben sind. Bmr.

Vorgebirge, s. d. Art. Cap.

Vorhalt, Retardation (Muf.). Wenn bei einer Folge von Accorden ein Ton (Intervall) oder mehrere Intervalle eines Accordes liegen bleiben, während die übrigen in den zunächst folgenden Accord wirklich übergehen, und auf diese Art der Eintritt der zu diesem folgenden Accorde gehörigen erwarteten Intervalle oder Töne verzögert wird, so werden diese verzögernden noch zum vorhergehenden Accord gehörigen Töne, so wie die durch dies Verfahren entstehende zufällig-dissonirenden Accorde,

Vorhalter genannt. Man nehme z. B. diese Folge von Accorden:

c	h	e
g	f	c
e	d	c
c	g	c

so schreitet hier jedes Intervall dieser Accorde seiner bestimmten Art gemäß fort. Läßt man nun aber das obere c des ersten Accords noch in der Oberstimme liegen, während das g, das e, und das untere c schon nach f, d und g fortschreiten, und nimmt erst in der andern Hälfte des Tactes das h, so ist das liegen bleibende c, wodurch in der Oberstimme der Eintritt des erwarteten h verzögert wird, so wie der daraus entstehende sogenannte Quartquintseptimenaccord, worin außer der wesentlichen dissonirenden Septime f auch die Quarte c zufällig dissonirt, ein Vorhalt, oder eine Retardation. Eben so kann in dem letzten Accorde ein solcher Vorhalt angebracht werden, wenn das f der 1ten Stimme e von dem vorhergehenden Septimenaccord in die erste Hälfte des letztern Dreiklangs übergezogen und dadurch der Eintritt der eigentlich dahin gehörigen Terz e verzögert wird. Z. B.

Ohne Vorhalt:

c	h	e
g	f	c
e	d	c
c	g	c

Mit Vorhalt:

Vorh.		
c	ch	e
g	f	fe
e	d	e
c	g	c

Diese durch dies Verfahren entstehenden Dissonanzen (Uebelklänge) werden auch zufällige oder stellvertretende genannt, weil sie nicht wesentlich zum Accord gehören, sondern nur an der Stelle der durch sie verzögerten dahin gehörigen Consonanzen (Wohlklänge) stehen. Ur.

Vormundschaft (Tutela) ist die mit obrigkeitlicher Bestätigung jemanden übergetragene Aufsicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer Person, die gesetzlich unmündig ist (s. d. Art.). Derjenige, der mit dieser Aufsicht beauftragt ist, heißt **Vormund** (Tutor). Sie gründet sich auf die humane Vorsorge, die der Staat für das Wohl jedes Mitgliedes des Staates führen zu müssen glaubt; darum vertraut er die Aufsicht über Personen, die sich nicht selbst zu leiten fähig sind, andern, die er dazu fähig hält. Vormundschaften zu führen, sind fähig alle, die sich selbst vertreten können (sui juris sind), insbesondere wird aber darauf geachtet, daß der Vormund ein rechtschaffener, einsichtsvoller und Eigenthum besitzender Mann sey. Vormundschaften zu übernehmen, sind unfähig diejenigen, welche ihre eigentliche Wohnung außer Landes haben, die Gläubiger oder Schuldner der Unmündigen sind, die, von denen ein Concurs zu besorgen ist, Stiefväter in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. s. w. Auch können viele die Vormundschaften ablehnen, wie z. B. Personen, die in Staatsgeschäften außer Landes sind, die Stellen in der Staatsverwaltung bekleiden, die über 60 Jahre alt sind u. s. f. Die Pflichten des Vormundes sind a) Caution zu leisten; b) ein Inventarium über das Vermögen seines Mün-

bels anzufertigen, c) für des Mündels körperliche und geistige Erziehung und Bildung zu sorgen, d) das Vermögen desselben mit der strengsten Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren (es bleibt für sich und seine Erben dem Mündel für jeden Schaden oder Nachtheil verantwortlich), e) bei gerichtlichen Handlungen ihn zu vertreten. Es liegt außer dem Plane dieses Werkes, die Art und Weise, wie jede dieser Verpflichtungen erfüllt werden müsse, weitläuftiger aus einander zu setzen. Die Aufsicht über die Vormünder steht den Civilgerichten, oder in einigen Ländern den zu diesem Endzwecke errichteten Vormundschaftsgerichten zu; der Vormund ist gehalten, vor denselben über seine Verwaltung alljährlich Rechenschaft abzulegen, so wie er zur Zeit, wo er die Vormundschaft niederlegt, nach römischem Rechte eine Hauptrechnung vorlegen muß. Bei Verhandlungen eines Vormunds mit seinem Mündel muß dem letztern von Obrigkeits wegen zu diesem Behufe ein Mitvormund (curator dativus) gestellt werden. Ist der Mündel von dem Vormund während der Vormundschaft beeinträchtigt worden, so steht ihm nach erlangter Volljährigkeit die actio tutelae directae zu, und zwar nicht bloß gegen den Vormund, sondern auch gegen eine dritte Person. Die Vormünder sind entweder unmündigen Kindern gesetzt, selbst solchen, die noch nicht das Licht der Welt erblickt haben (de ventre in poss. mitt.), oder dem weiblichen Geschlechte (eheliche Vormundschaft), oder wahn- und blödsinnigen Personen, Kranken und Gebrechlichen, Verschwendern, oder endlich Abwesenden. Jede Vormundschaft endigt entweder mit dem Tode des Vormundes oder dem des Bevormundeten, oder mit Ablauf der bestimmten Umstände und Zeitverhältnisse. Vergl. J. Fr. b. Meyers gekrönte Preisschrift von dem Unterschiede zwischen Tutel und Curatel, Unmündigen und Minderjährigen, nach römischem und deutschem Rechte, Frankfurt a. M. 1803, und Fr. Lassaulx systematische Zusammenstellung der neuesten französischen Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatellen und gerichtliche Verwaltungen, Coblenz 1806.

Vorposten sind stärkere oder schwächere Truppenabtheilungen, die in angemessener Entfernung von einem Heere aufgestellt werden, um dasselbe vor einem Ueberfalle des Feindes zu sichern, und dessen Bewegungen zu beobachten. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß besonders bei abgesonderten vorgeschobenen Heeresabtheilungen oft nicht allein in der Richtung gegen den Feind, sondern auch in den Flanken und im Rücken Vorposten gehalten werden müssen. Der Vorpostendienst, der wegen der dazu erforderlichen Behendigkeit und Umsicht meist den leichten Truppen zufällt, ist wegen der Gefahr, die ein Ueberfall allemal herbeiführt, wichtig genug, um schon im Frieden fleißig geübt zu werden; es geschieht dies bei den sogenannten Felddienstübungen. Wir übergehen das Formelle desselben, als die Eintheilung in Vedetten, Feldwachten, Pikets, die Losungsworte, die Patrouille u. s. w., und bemerken nur, daß zwar richtige Beurtheilung des Feindes, Benutzung des Terrains, Wachsamkeit, Ausdauer, Vorsicht, vorzugsweise dazu erfordert werden, und Eigenschaften sind, welche alle Theoreme weit überwiegen, daß aber unter andern der „Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes" Leipzig 1805 als ein Buch, dessen Verfasser seine Grundsätze verständig aus einer lan-

gen Praxis abgeleitet, sehr empfohlen zu werden verdient, so wie denn auch Scharnhorst's Taschenbuch mehrere sehr instructive Beispiele enthält. Sz.

Vorrücken der Nachtgleichen. Die Nachtgleichenpunkte des Aequators, in welchen die Sonne den 21sten März und den 21sten Sept. steht, rücken jährlich um 50 Sec. vorwärts, und kommen in 25,700 Jahren wieder zu der Stelle, wo sie jetzt sind. Dieses nennt man das **Vorrücken der Nachtgleichenpunkte.** Schon die griechischen Astronomen kannten diese Bewegung, allein sie wußten keine Ursache anzugeben, woher sie entstände. Als Newton das Gesetz der allgemeinen Schwere entdeckte, so fand sein grosser Geist bald die Ursache von dieser merkwürdigen Bewegung. Sie liegt in der **Abplattung der Erde.** Man kann sich den Ring, der um den Aequator liegt, und der dort die Erde um sechs Meilen dicker macht, als unter den Polen, als von der Erde getrennt denken, so daß er lose um die Kugel läge. Wenn dieser Ring in der Ebene der Erdbahn läge, d. h. wenn die Axe der Erde senkrecht auf der Bahn stände, so fände keine Vorrückung Statt. Allein die Axe steht schief, und der Ring macht mit der Erdbahn einen Winkel von 23½ Grad, welcher die Schiefe der Ekliptik genannt wird. Zuerst wirkt nun auf diesen Ring die Anziehungskraft der Sonne, dann die Anziehung der Mondbahn. Man kann sich nämlich die Sache so vorstellen, als wenn die ganze Masse des Mondes in einen Ring vertheilt wäre, der um die Erde ging, und der 102,000 Meilen Durchmesser hätte, welches der Durchmesser der Mondbahn ist. Indem nun die Sonne und der Mond bemüht sind, den Ring, welcher um den Aequator liegt, in die Ebene der Bahn zu lenken, so vermögen sie solches doch nicht, weil er an der Erde festsitzt und weil die Erde alle 24 Stunden um ihre Axe läuft. Ein Körper aber, der um seine Axe läuft, ändert sehr schwer die Richtung seiner Drehungsaxe. Indeß ist diese Anziehung doch nicht ohne Erfolg, und es entsteht ein Umlauf der Erdpole um den Pol der Bahn (der Ekliptik), welcher Umlauf von 25,700 Jahren ist, und indem nun die Punkte, wo der Aequator die Bahn durchschneidet (die Nachtgleichenpunkte), mit umlaufen oder fortrücken, so hat man dieses das Fortrücken der Nachtgleichenpunkte genannt. Prof. Bohnenberger hat dieses sehr schön an einer kleinen Maschine dargestellt, so er erfunden. Aus der Größe dieser Vorrückung hat man die Größe der Abplattung zu $\frac{1}{311}$ berechnet. (S. Abplattung.) Hg.

Vorsehung (Providentia) heißt die mit dem Plane der Weltschöpfung übereinstimmende Regierung des Weltganzen, weil sie ein **Vorhersehen** aller möglichen Erfolge und Veränderungen und eine **Vorsicht**, die im Verhüten und Abwehren des Gemeinschädlichen eben so folgerecht, als im Ordnen und Lenken zusammentreffender Umstände und menschlicher Privatabsichten zum Zwecke des Ganzen wirksam ist, voraussetzt. Wissenschaftlich definirt ist daher die **Vorsehung** derjenige Act des göttlichen Willens, wodurch die Fortdauer der Welt nach Maßgabe ihrer Bestimmung bewirkt, und jede Aeußerung der in ihr thätigen Kräfte zum Ziele der allgemeinen Wohlfahrt geleitet wird. Ihr Einfluß wird in Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Wirksamkeit als alles umfassende Weltregierung, abgesehen von den relativen

Begriffen des Großen und Kleinen generell, als Obhut über das Einzelne und Kleine speciell, in Rücksicht auf ihre Mittel, wenn sie nach den uns bekannten und begreiflichen Gesetzen der Weltordnung wirkt, natürlich, ordentlich und mittelbar, wenn sie uns davon abzuweichen scheint, übernatürlich, außerordentlich, unmittelbar, auch wunderbar genannt: Eintheilungen, die auf einem höheren Standpunkte, als der unsrige ist, zusammenfallen müssen, weil Gott gleichzeitig das All im Einzelnen, wie im All das Einzelne sieht und hält, und eine Ahnung des Weltorganismus, der sich das Räthsel des Zusammenhanges seiner geistigen und sinnlichen Elemente mit den körperlichen aufschlösse, auch das Wunderbare natürlich finden würde, wie schon die religiöse Ansicht der Dinge in dem, was natürlich heißt, überall Wunder entdeckt. Daß diese Bestimmungen der wissenschaftlichen Theologie das Gepräge der Unzulänglichkeit, die den menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt eigen ist, an sich tragen, hindert nicht die Anerkennung ihrer unläugbaren Uebereinstimmung mit den Aussprüchen der heiligen Schrift die, wo die menschliche Reflexion nicht ausreicht, Grund und Anhalt gibt. Auf allen Blätter widerspricht sie und mit ihr der gesunde Menschensinn der trostlosen Lehre des Fatalismus (s. d. Art. Fatum), welche die dramatische Kunst neuerdings durch die Einführung einer nichtchristlichen Schicksalsidee in die Tragödie zu einem Hebel ihrer grausenerregenden Effecte gemacht hat. Das religiöse Gemüth wendet sich von solchen Zuckungen eines krankhaften Zeitgeschmacks weg, um mit den Augen des Glaubens und der Ergebung in Allem, was kommt, die Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters, in dem stillen, beglückenden Gange seines Waltens über die Schicksale des Ganzen und der Einzelnen das unvergänglich Schöne, das nur durch die Schuld der Menschen entstellt wird, und in der Vergleichung der göttlichen Zusagen mit den Erfahrungen der Aufmerksamen die Bürgschaft einer nie ermüdenden, täglich neuen Sorgfalt für das Wohl des Geringsten, wie des Größten zu sehen. E.

Vorspiel (Praeludium) heißt die Einleitung, welche der Organist beim Anfang des Gottesdienstes als Vorbereitung zu dem darauf folgenden Choralgesange vorträgt. Der Zweck des Präludiums ist theils die Gemüther der Gemeinde in die gehörige, zur Empfänglichkeit für Andacht erforderliche Stimmung zu versetzen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und sie mit der Melodie desselben bekannt zu machen. Hieraus folgen die Erfordernisse eines guten und zweckmäßigen Vorspiels von selbst. Es muß vor allem einen dem Ort und Gegenstande angemessenen Charakter im Allgemeinen haben, und folglich von allem frei seyn, was der Würde der religiösen Musik zuwiderstreitet. Alles Tändelnde, alle schwülstige, verworrene Harmonien, verkünstelte gesuchte Modulation, galante Verzierungen, u. s. w., müssen daraus verbannt seyn. Insbesondre aber muß beim Vorspiel Rücksicht auf den Charakter und Inhalt des darauf folgenden Gesanges genommen werden, damit nicht durch das Vorspiel eine andre Empfindung ausgedrückt und erregt wird, als diejenige, die im folgenden Gesange ausgedrückt ist. Der Hauptton des Chorals muß festgehalten und durch keine weit ausschweifende Ausweichungen, grelle gehäufte Dissonanzen, oder dergleis

chen verdunkelt werden. Durch Einwebung der Melodie des Chorals selbst wird diese der Gemeinde vorher bekannt, und kann dann von dieser nachher um so leichter vorgetragen werden, haben auch dies unter die Erfoderniße eines guten Vorspiels gehört. Gute einsichtsvolle Organisten wißen ihre Gemeinde immer durch Einwebung der Choralmelodien in ihr Vorspiel vorzubereiten, und nur schlechte Organisten versäumen dies, entweder aus Mangel an Einsicht und Ueberlegung, oder aus Mangel an harmonischen und contrapunktischer Kenntniß (die freilich hierzu durchaus nöthig ist), oder an mechanischer Fertigkeit. — Auch hat man unter der Benennung Präludien viele Clavier- und Orgelstücke von Bach, Händel, Mozart u. A., die willkührlich, und ohne besondre Beziehung auf kirchlichen Gebrauch sind, oder doch zum Theil dazu angewendet werden können. Ein Präludium im Allgemeinen ist überhaupt ein einfacher Vorbereitungssatz. So befindet sich z. B. in J. S. Bachs wohltemperirtem Clavier vor jeder Fuge ein solches Präludium als Vorbereitung zur Fuge selbst. — Außer der musikalischen Bedeutung versteht man unter Vorspiel auch noch eine Art kleiner dramatischer Stücke (mit oder ohne Gesang, in Versen oder in Prosa), welche als Vorbereitung zu der darauf folgenden theatralischen Darstellung, oder zuweilen auch blos (wie die Prologe) in Beziehung auf irgend eine wichtige Begebenheit verfertigt und dargestellt werden. Vorstellungen sind nach Kant inneres Bestimmungen unsers Gemüths in diesem oder jenem Zeitverhältnisse. Sie sind in zweifacher Beziehung zu betrachten, nämlich in Beziehung auf den Gegenstand, der sich uns, wie wir glauben, durch dieselben vorstellt, und in Beziehung auf unser Gemüth, in dem die Modification sich ergibt; sie sind auf solche Weise die Bedingungen der Erkenntniß und des Bewußtseyns. Die Vorstellungen werden (nicht ohne Widerspruch von Seiten einiger Philosophen) in klare und dunkle getheilt, d. h. in solche, die wir mit Bestimmtheit von allen andern unterscheiden, und in solche, deren wir uns nicht so unmittelbar bewußt sind. Die meisten Philosophen führen als Beispiel dunkler Vorstellungen diejenigen an, die wir im Schlafe haben; denn die Erfahrung zeigt, daß wir sie haben, nur sind wir uns beim Erwachen derselben nicht bewußt. Das Gebiet unsrer Anschauungen und Sinnenempfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ist indessen unermeßlich. Wir sind eines Theils ein Spiel dunkler Vorstellungen, und andern Theils spielen wir selbst damit. Wie viel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was dem Menschen mit dem Thiere gemein ist, über die Geschlechtsliebe, um die Schamhaftigkeit nicht zu beleidigen? — Zuweilen wird studirte Dunkelheit auch in Wissenschaft und Kunst mit Erfolg gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuheucheln, wie etwa durch Dämmerung und Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. Dunkelheit ist besonders Grundsatz der Mystiker. Nach öfter sind wir ein Spiel dunkler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht, sie wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt. Die Entwicklung der dunkeln Vorstellungen ist eigentlich die analytische Philosophie. In der Physik können wir nur Kenntnisse der Dinge erwerben, wovon wir deutliche Vorstellungen haben; alle Meta-

physik und Moral hingegen müsse zur Aufklärung der dunkeln Vorstellungen eines jeden Menschen beitragen, weil es in diesen Wissenschaften auf diejenigen Begriffe der Menschen ankommt, die sie in sich haben. — Vorstellungsvermögen, die Möglichkeit oder Fähigkeit unsers Gemüths, Vorstellungen zu haben (s. d. Art. Sinne). Wie Vorstellungen vermittelst der Sinnlichkeit entspringen, ist eine Frage, mit der wir an der Gränze alles Wissens stehen, und die sich nicht weiter beantworten läßt. Wir können es nicht wissen, weil wir sonst durch Vorstellungen den Ursprung der Vorstellungen d. i. dessen, was doch vor der Vorstellung und nicht Vorstellung ist, würden erklären wollen, welches ein Cirkel ist. Reinhold hat eine Theorie des Vorstellungsvermögens geschrieben.

Voß (Johann Heinrich), Hofrath, geboren im J. 1751 zu Sommersdorf bey Pahren im Meklenburgischen, wo sein Vater ein Gut gepachtet hatte, worauf er später in Penzlin ein städtisches Gewerbe trieb. In diesem meklenburgischen Städtchen empfing Voß bis zum 14ten Jahre den ersten Unterricht vom Rector Struve, der zur Entwickelung seiner Geistesgaben eben so väterlich als geistreich wirkte. Man bemerkte schon im Knaben ein ungewöhnliches Gedächtniß, allseitige Wißbegierde und einen schwärmerischen Hang zu tieferer Selbstbetrachtung. Vorzüglich ergötzte er sich an schönen Liedern und Sprüchen, und bei seiner Schwächlichkeit zog er anstrengenden Leibesübungen das Lesen der Bibel und der Volksbücher vor; doch machte er bei Soldatenspielen gern den Anführer. Im Frühling 1765 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, deren Vorsteher, der M. Dankert, ihn, weil er die Anfänge der griechischen und hebräischen Sprache bereits für sich erlernt hatte, in die oberste Classe aufnahm. Zum Unterhalte genügten Freitische und Lehrstunden, die er den Privatzöglingen des genannten Lehrers (namentlich dem jetzigen preußischen Minister von Schuckmann) und in einigen angesehenen Häusern gab. Da die griechische Sprache hier vernachlässigt ward, stiftete Voß insgeheim, um durch Privatfleiß diese Lücke zu füllen, eine Gesellschaft von 12 Primanern; für Nachlässigkeit waren Strafgelder zum Ankauf deutscher Dichterwerke bestimmt. Schon in Penzlin hatte Voß manches gereimt; in Neubrandenburg, wo er bei seinen Versuchen, die aufgegebenen Schulverse in Luthers Sprache zu schreiben, dem Vorwurf Klopstockischer Unnatur hören mußte, lernte er zuerst Klopstocks Messias kennen, dann Gessners Tod Abels und dessen Idyllen. Eine Aufführung von Ramlers Tod Jesu gab Veranlassung, daß jene Gesellschaft sich Ramlers, späterhin auch Hagedorns, Hallers und Usens Werke kaufte; Voß selbst versuchte schon Oden und Lieder, auch Idyllen in Hexametern. Im J. 1768, da sein Vater immer mehr in Armuth versank, verschaffte ihm sein guter Ruf die Stelle eines Hauslehrers bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin. Im Herbste 1769 nahm Voß diese Stelle an, um sich so viel zu ersparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrer am Waisenhause sich forthelfen könnte. Nachdem Voß täglich 5 bis 6 Lehrstunden gegeben, erheiterte er sich durch das fortgesetzte Studium der alten Sprachen, durch Musik und einsame Spaziergänge im nahen Walde, wo er Stellen aus dem Hermann, auch Ramler und der Hermannsschlacht laut declamirte, eigene poetische Versuche machte und sogar einige schwache Verse aus Hesiods Theo-

gonie übersetzte) wozu ihn Zacharias Uebersetzungen Homerischer Stellen bei seinem Milton anregten. Bald darauf wurde der Umgang mit Brückner, einem wackern Landprediger, welcher auch als Dichter nicht unbekannt ist, dem Jünglinge wohlthätig; dieser ermunterte ihn mit theilnehmender Liebe, die sich sogar prophetisch aussprach, zu größern poetischen Arbeiten. Dazu kam, daß jene Gesellschaft von Mitschülern ihn in seiner Burg mit Büchern und Musikalien versorgte, unter andern mit dem göttingischen Musenalmanach auf 1770, welcher seine Bekanntschaft mit Boie vermittelte. Er hatte nämlich an Kästner, den vermeintlichen Herausgeber des Musenalmanachs, einige Gedichte geschickt, die ihm einen freundlichen Brief von Kästner, und die Theilnahme von Boie erwarben, welcher sich nach seinen Umständen erkundigte. Da sich die Aussichten nach Halle getrübt hatten und Voß in seiner pädagogischen Lage sich nicht glücklich fühlte, so nahm er zu Ostern 1772 Boie's Einladung nach Göttingen an, der ihm von Hannover aus einen zweijährigen Freitisch verschaffte und überdies zu einträglichen Lehrstunden und freien Collegien Hoffnung machte. In Göttingen trat er jener Verbindung edler Jünglinge bei, an deren Spitze Boie und Bürger als ältere Freunde standen, und welche sich in dieser Periode um die deutsche Poesie mehr oder weniger ausgezeichnete Verdienste erwarben. Das Leben von Hölty und seinen Gedichten, besonders in der neuesten Ausgabe, die Voß 1804 allein besorgt hat, gibt über diesen Dichterbund die nöthigen Aufschlüsse. Außer den Erwähnten müssen hier noch die beiden Grafen zu Stolberg, Miller (der Verf. des Siegwart), Cramer, Leisewitz und Hahn genannt werden. Um sich zum Prediger zu bilden, hörte Voß zuerst Logik und Geschichte, die Dogmatik und die Pastoralen; bald aber entsagte er der Theologie und schenkte sich ganz dem Geiste des griechischen und römischen Alterthums. Er trat nun in das philologische Seminar unter Heyne, wo er sich Interpretiren von Hesiodischen Schild und zum Disputiren meistentheils Stellen aus dem Pindar wählte, an welchem er sich bereits mit einigen Uebersetzungen versucht hatte. Außerdem hörte er Heyne's Vorlesungen über die letzten Gesänge der Ilias und einige Privatcollegia, namentlich über den Pindar. Leider entspann sich hier jener unselige Zwist, zu welchem ursprünglich die oft ungimpflich ausgesprochenen Urtheile über das eigenthümliche Leben und Weben jenes Dichterkreises mehr noch beigetragen zu haben scheinen, als literarische Mißverständnisse. Voß besuchte jetzt mit Hölty das philologische Seminar immer seltener, endlich gar nicht, bis er im Frühling 1774, als er eben eine Reise zu Klopstock und nach Flensburg unternommen hatte, mit Hölty aus der Liste des Seminars gestrichen wurde. Bei seiner Rückkunft fing er an, Blackwells Schrift über den Homer zu verdeutschen, und zog dann im Frühling 1775 nach Wandsbeck, um die Redaction des bisherigen göttingischen Musenalmanachs in ländlicher Muse zu besorgen. Hier lebte er mit Claudius und mehreren edeln Freunden in Hamburg und Altona sehr glücklich, und es schien, als ob er die zweite Stelle in Hamburg erhalten würde, wozu ihm Heyne ein günstiges Zeugniß gegeben hatte, als die Götzische Partei siegte. Noch ohne Amt heirathete er 1777 Boie's jüngste Schwester. Endlich ward er im Sommer 1778 auf Empfehlung von Büsch Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln. Hier kündigte er eine Ueber-

setzung der Odyssee mit Anmerkungen an, und da diese Unternehmung nicht genug Unterstützung fand, gab er, um ihr Eingang zu verschaffen, 1780 einen Aufsatz über Ortygia in das deutsche Museum (an welchem Voß überhaupt sehr lebhaften Antheil genommen hat) und zugleich einen andern über den Ocean der Alten, den Keim seiner Homerischen Weltkunde, in das göttingische Magazin von Forster und Lichtenberg. Der Letzte trat nun in einigen bittern, persönlich angreifenden Aufsätzen über verschiedene Punkte der griechischen Aussprache (namentlich über be und bä) und mit Aeußerungen gegen Voß auf, die freilich nicht geeignet waren, ein gutes Verständniß zwischen Heyne und Voß wieder herzustellen. Im J. 1781. war die deutsche Odyssee ohne Commentar erschienen und trug den ungetheilten Beifall der Kenner davon. Anhaltender Marschfieber wegen verließ Voß im Sommer 1782 Otterndorf und ging als Rector nach Eutin. Auch hier hatten die Streitigkeiten mit Heyne und seinem Sachwalter Lichtenberg noch nicht ihr Ende erreicht. Voß ließ sogar 1783 im deutschen Museum eine sehr ernstgemeinte Ehrenrettung drucken; so wurde mit stiller und lauter Erbitterung dieser unglückliche Zwiespalt bis zum Tode des göttingischen Philologen fortgeführt. Unterdessen war Voß von Ruhnkenius in der Vorrede zum Hymnus an Demeter, wozu er die lateinische Uebersetzung und kritische Verbesserungen geliefert hatte, mit Auszeichnung genannt worden; auch übernahm er in dieser Zeit zu seiner Erholung die ihm angetragene Uebersetzung der Tausend und einen Nacht. Im J. 1789 erschien die entinische Ausgabe des virgilischen Landbaus. Sie erregte Aufsehen; doch fand sich Voß durch verschiedene Urtheile darüber bewogen, im J. 1791 ein zum Theil polemisches Werkchen über Virgils Ton und Auslegung zu schreiben. Im J. 1793 kam die deutsche Ilias und die Odyssee in ihrer neuen Gestalt heraus; aber sie schien bei aller Kunst und Treue die Freunde der griechischen Poesie weniger anzusprechen, als die ältere vom J. 1781, in welcher der Ton einfacher und traulicher war. In diesem Zeitraume beschäftigte sich Voß zugleich mit Untersuchungen über altgriechische Geographie und Mythologie. Um den Ansichten zu begegnen, die Heyne durch das Hermannische Handbuch der Mythologie begünstigte und beförderte, machte er einen Aufsatz über Apollon bekannt; nebst einem Vorwort, aus welchem sich 1794 zwei Bände mythologischer Briefe entwickelten, in welchen freilich der Ton auffallend stark ist. Die Abhandlungen für den dritten Band und die geographischen Papiere blieben im Pulte; doch ist Vieles aus den letzten in das Werk von Ukert über alte Geographie übergegangen. Unterdessen war Voß für die deutsche Muse nicht unthätig geblieben. Der Hamburgische Musenalmanach ging unter seiner Redaction und vorzüglichen Mitwirkung fort; auch hatte er durch die Luise, die ein Jahr später 1795 in verbesserter Gestalt erschien, die deutsche Poesie wahrhaft bereichert. Dazu kam in demselben Jahre der 2te Band seiner Gedichte. Nachdem er Virgils vierte Ekloge mit einem Commentar, als Probe des Ganzen, und einem polemischen Anhange gegen Heyne herausgegeben, folgten nach einer schweren Krankheit im J. 1797 Virgils Eklogen, lateinisch und deutsch mit umständlichem Commentare. Dann 1798 die Auswahl Ovidischer Verwandlungen; hierauf 1799 der ganze Virgil verdeutscht, doch ohne Commentar. Im Jahr 1800 erschie-

nen die zweite letzten Bände von Virgils ländlichen Gedichten, oder die Georgica, lateinisch und deutsch, weit ausführlicher erläutert als zuvor, ohne daß Heyne angegriffen wurde, welcher mildere Töne schon bei den Eklogen beobachtet worden war. Zu einer neuen Auflage der Luise kamen 1801 ein Band kleinerer Idyllen, und 1802 vier Bände lyrischer Gedichte; angehängt war die Zeitmessung der deutschen Sprache, in welcher Voß zuerst den taktmäßigen Vortrag der Verse durch Musikzeichen zu bestimmen suchte, die keineswegs Klang, sondern bloß Dauer bezeichneten. Dieses vortreffliche Werk über Metrik kam auch einzeln heraus. In demselben Jahre 1802 erschien der deutsche Homer verbessert, dabei die Homerische Weltkarte und ein Grundriß des Homerischen Pallastes. Im Herbst 1802 ging Voß seiner wankenden Gesundheit wegen mit einem Gnadengehalte nach Jena. Hier entstand nach mehreren Aufforderungen von Schütz und Griesbach (bei welchem Voß wohnte) jene vielbesprochene Recension der Heynischen Ilias, die in der allgemeinen Literatur-Zeitung von 1803 durch 16 Nummern des Maiheftes sich ausbreitete. Wolf hatte seine Theilnahme daran für die Kritik des Textes versprochen; und so übernahm Voß, nachdem er zuerst nur einige Bemerkungen niedergeschrieben, die Anordnung der ganzen Recension, in welcher die Einleitung und Alles, was Worterklärung und Sachkenntnisse, namentlich Erdkunde und Mythologie, betrifft, mit sehr wenigen Ausnahmen von Voß ist. Es ist nicht zu läugnen, daß bei der lehrerischen Gründlichkeit des Inhalts der Ton oft bis zur Bitterkeit strenge war; aber man darf auch nicht vergessen, daß Heyne, nachdem Voß in seinem Virgil allem gelehrten Streite gegen ihn entsagt hatte, in unziemlichen Recensionen und Vorreden, so wie durch verschiedne Aeußerungen in den für England und Deutschland erschienenen Ausgaben des Virgils, und in seinen Observationen zur Ilias Voß's Empfindlichkeit von neuem gereizt hatte. Für die neue jenaische allgemeine Literatur-Zeitung schrieb Voß einige gelehrte Programme. Recensionen lieferte er von Klopstocks grammatischen Gesprächen und Adelungs Wörterbuche, vom bayerschen Schulplan, von Schneiders und Hermanns Orpheus, von Bürgers Sonetten, später auch wahrscheinlich von Kreuzers Dionysius. Alle diese Recensionen, um im Allgemeinen etwas darüber zu sagen, sind in literarischer Hinsicht merkwürdig. In allen bemerkt man den Reichthum der Kenntnisse und des Gehalts, sie zeugen zugleich vom Feuereifer des redlichen Verfassers, die Wahrheit und Gründlichkeit in allem Wissen zu befördern; doch ist die Form oft zu streng. Im J. 1804 erhielt Voß einen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zur Stiftung eines philologischen Seminars, welchen er jedoch jenes Schulplans wegen, worüber er kräftig gesprochen hatte, zurückwies. In demselben Jahre erschien die nach Ursehlsten verbesserte und vermehrte Ausgabe von Hölty's Gedichten mit erweiterter Vorrede, welche sich umständlich über jene göttingischen Jugendverhältnisse verbreitet. Im Sommer 1805 ging Voß nach Heidelberg, wohin ihn der vorige Großherzog von Baden zur Mitwirkung für die erneuerte Universität, ohne bestimmtes Amt, berufen hatte. Hier erschien 1806 der geschmückte Homer, auch Hesiod und Orpheus der Argonaut, 1807 eine verbesserte Ausgabe der Luise und des deutschen Homers, 1808 die Uebersetzung des Theokrit, Bion und Moschus, 1809 die Kritik über Nannos und

Götz, 1810 Tibull und Lygdamus deutsch mit Erklärung, und 1811 der lateinische Text nach Handschriften berichtigt. Nur in den Vorreden zu beiden Werken war er mit Gründen tadelnd gegen seinen Vorgänger Heyne aufgetreten. Im J. 1812 erschien die letzte und vollendete Ausgabe der Luise, und 1814 eine vierte stark verbesserte Ausgabe des deutschen Homers. Dies sind die Werke, die wir Voß's rastlosem Fleiße und seinem zu immer höherer Vollendung strebenden Genius verdanken; wir haben dabei einige Aufsätze und eine kleine Flugschrift gegen Körte in Halberstadt, den Großneffen Gleims, übergangen. Noch verwahrt Voß Manches in seinem Pulte z. B. über altgriechische Geographie, Uebersetzungen des Aristophanes, Aratus und Properz, die zum Theil der Vollendung nahe sind. Zuletzt noch müssen wir des colossalen Unternehmens gedenken, mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham Voß, den ganzen Shakspeare zu übersetzen. Es ist dieses um so mehr zu bewundern, da er hier treffliche Vorgänger zu übertreffen hat; doch die Uebersetzung bleibt eine Aufgabe ins Unendliche, und Voß selbst hat ja bei jeder neuen Erscheinung des deutschen Homers sich selbst übertroffen. Er selbst, noch in rüstiger Jugendkraft, hat sich den größten und schwierigsten Antheil bei dieser Uebersetzung vorbehalten. Das Ganze wird von Ostern 1818 an in 8 bis 9 Bänden ununterbrochen erscheinen, und jedem Bande werden die nöthigsten Anmerkungen beygefügt seyn. Wenn wir Voß's reiches Leben bis jetzt nach diesen Hauptpunkten übersehen, ist es unverkennbar, daß er auf seiner Laufbahn als Dichter und Philolog, als Lehrer und Freund, für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menschenveredlung gearbeitet, ja gekämpft hat; wir finden in ihm einen wahrhaft gediegenen, deutschen Charakter, auch erscheint er in mündlicher Rede liebenswürdig, wir möchten sagen, patriarchalisch freundlich; doch können wir auf der andern Seite nicht läugnen, daß der schneidende Ton seiner kraftvollen Prosa oft an Luther, bisweilen auch an Lessing erinnert, ohne durch diese Bemerkung der innern Wahrhaftigkeit seines Charakters zu nahe treten zu wollen. Er hat die Herrlichsten im deutschen Volke zu Freunden gehabt, zuerst jene poetischen Jugendgenossen in Göttingen, deren Verbindung für unsere Literatur so wichtig geworden ist; dann hat er mit Klopstock, Gleim, Claudius, Schlosser, späterhin mit Herder, Wieland und andern edeln Männern im freundschaftlichsten Bunde gelebt. Göthe und Schiller haben ihn laut gepriesen, und wenn der „wackre eutinische Leue" von A. W. Schlegel scherzhaft parodirt ward, so hat ihm derselbe geistreiche Kritiker auch in manchen Recensionen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Desto mehr ist es zu beklagen, daß der für die höchste Freundschaft empfängliche Voß, welcher auch im häuslichen Glück, als Vater und Gatte, den schönsten Lohn seiner idyllischen Darstellungen gefunden hat, in manche bittere Streitigkeit verwickelt worden ist, oder sich selbst verwickelt hat. Das Hauptsächlichste über Voß's Verhältnisse zu Heyne ist bereits berührt und auf die Vorrede zu Hölty's Gedichten in der Ausg. von 1804 verwiesen worden, mit welcher man aber auch Heerens Aeußerungen in Heyne's Leben vergleichen muß. Von beiden Seiten mag wohl gefehlt worden seyn, wenn man auch zugeben muß, daß Voß der in Göttingen früher gereizte und dann durch Lichtenbergs sarkastischen Witz herausgefoderte Theil gewesen ist. — Die Recension des Orpheus zog ihm eine

geharnischte Antwort von Hermann zu; doch beide haben sich wieder einander freundlich genähert. — Vielleicht auch nimmt die Fehde mit Wolf, die eigentlich von Heinrich Voß, dem Sohne, über einen Punkt der Metrik ausging, und sich jetzt zum Homer hinzuneigen scheint, einen erwünschten Ausgang, wiewohl man der Wissenschaft selbst Glück wünschen muß, wenn ein literarischer Streit von zwei Heroen mit Anstand geführt wird. — Weniger öffentlich ist Voß's Mißverständniß mit Kreuzer geworden, welcher die griechischen Mythen philosophirend und symbolisirend aus dem Oriente ableitet, da hingegen Voß schon in der Ankündigung der Odyssee (im deutsch. Mus. 1779) die mystischen Deutungen der Mythologie verwarf und Homers Fabeln rein mit den allmähligen Veränderungen zu erläutern versprach. — Der Uebergang des Grafen F. L. Stolberg zur römisch-catholischen Kirche schlug seinem Herzen wohl die tiefste Wunde; dieser Schritt seines alten Freundes bewogte ihn so sehr, daß er in der neuen Ausgabe des deutschen Homers die Zueignung an ihn wegließ. Als Philolog hat Voß eine vertraute Bekanntschaft mit den Alten und einen weiten Umfang gelehrter Sprach- und Sachkenntnisse bewährt, als deutscher Sprachforscher und Metriker hat er unsterbliche Verdienste um unsre Sprache. Es müssen nun noch einige Worte über Voß den Dichter und Uebersetzer classischer Dichterwerke hinzugesetzt werden. In der letzten Hinsicht behauptet Voß unstreitig den ersten Rang, und es ist erfreulich, zu bemerken, mit welchem beharrlichen Ernste, mit welcher gewissenschaften Strenge, mit welcher metrischen Kunst, die den andern Nationen ganz fremd ist, er das Höchste in dieser Gattung erstrebt hat. Man hat zwar hin und wieder die Kühnheit mancher Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutschen Sprache rügen wollen; allein es ist schon sehr richtig bemerkt worden, daß wenn man den Zweck will, man auch die Mittel wählen müsse, daß man viele angefochtene Wendungen, Stellungen und Constructionen schon bei den besten Dichtern aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts finde, und daß diese mit unerschütterlicher Consequenz durchgeführte Methode nicht allein bei den Lesern Eingang gefunden, sondern auch bei spätern Uebersetzern wirklich zum feststehenden Typus geworden ist. Dazu kommt die technische Vollkommenheit des Versbaues, in welcher ihm, wenn man zugleich auf Reinheit der antiken Form Rücksicht nimmt, vielleicht nur Apel zur Seite stehen möchte. Im deutschen Homer hat Voß in Beziehung auf Geist und Form jene Meisterschaft bewiesen, wiewohl eine gewisse Ueberbietung des einfachen Grundtons und eine Liebe zu tönenden Prachtwörtern oft sichtbar sind. Noch gelungener ist die Uebersetzung der Virgilischen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, in welchem er vielleicht das Höchste erreicht hat. Am wenigsten gefällt die Uebersetzung der Horazischen Oden, besonders die der Sapphischen. Als Dichter ging Voß mit seinen Freunden von Klopstock aus, und seine ersten Hervorbringungen fallen in die sogenannte Sturm- und Drangperiode, von deren Einflüssen auch Voß nicht frei geblieben ist. Er ist zwar weniger sentimental, als naiv, allein durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur ringt er, vorzüglich in seinen Idyllen, den besten griechischen Mustern nach. Auch besitzen wir von ihm manche ergreifende Ode, manches liebliche Lied, besonders aus seiner Jugendzeit. Das berühmteste seiner Gedichte in der idylli-

ſchen Gattung iſt die Luiſe, in welcher er mit dem glücklichſten Erfolge den Geiſt und Styl der Theokritiſchen Idylle auf deutſche Häuslichkeit übergetragen hat. Voß iſt überhaupt ſeiner Natur nach mehr ein antiker Dichter; das zeigt ſchon die Bekämpfung der Romantik und die Verſchmähung mancher ſüdlichen Formen in der Recenſion der Bürgerſchen Sonette. bb.

Voſſius, oder eigentlich Vos, iſt der Name einer urſprünglich niederländiſchen Familie, aus welcher im 17ten Jahrhunderte zwei Gelehrte ſich ſehr berühmt machten. — Gerhard Johann Voſſius, geboren 1577, war der Sohn eines Landpredigers in der Nähe von Heidelberg. Er ſtudirte ſehr eifrig die ſchönen Wiſſenſchaften, Geſchichte und Antiquitäten, und galt für einen Polyhiſtor. Nachdem er eine Zeit lang der Schule zu Dordrecht als Rector vorgeſtanden, wurde er als Profeſſor der Beredſamkeit nach Leiden, und von da (1643) als Profeſſor der Geſchichte nach Amſterdam berufen. Er war ein ſehr fleißiger Gelehrter, und ſchrieb viel im hiſtoriſchen und philologiſchen Fache. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Amſterdam in neun Foliobänden herausgekommen. Seine beiden Bücher über die griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreiber enthalten viel brauchbare Bemerkungen. Er ſtarb 1649. Von ſeinen fünf Söhnen, die alle Schriftſteller wurden, überlebte ihn nur einer, Iſaac Voſſius, geboren zu Leiden 1618. Iſaac Voſſius legte ſich, wie ſein Vater, auf Geſchichte und Kritik, und erwarb ſich beſonders durch die letztere einen ausgebreiteten Ruhm. Er machte eine gelehrte Reiſe durch England, Frankreich und Italien, wurde 1648 von der Königin Chriſtina nach Schweden berufen, verließ aber dieſes Land wieder wegen Streitigkeiten mit dem berühmten Salmaſius. Auch mit Jacob Gronov in Holland gerieth er ſpäter in gelehrte Streitigkeiten. Doch wurde er wegen ſeiner Kenntniſſe geſchätzt. Colbert überſendete ihm (1663) im Namen Ludwigs XIV. eine Summe Geld, als einen Beweis, daß der König ihn achte, und ſein Beſchützer ſeyn wolle, wie Colberts ſehr verbindliches Schreiben ſagt. Voſſius ging in der Folge nach England, wurde Canonicus zu Windſor, und ſtarb den 21ſten Februar 1688. Er hinterließ eine ſehr ſchöne Sammlung von Büchern und Manuſcripten. Seine zahlreichen Schriften ſind philoſophiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Inhalts. Er wollte das chronologiſche Syſtem, wie es in der griechiſchen Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher enthalten iſt, und das man ſeit langer Zeit aufgegeben hatte, wieder einführen, und vertheidigte es mit vieler Heftigkeit, die er auch bei andern gelehrten Streitigkeiten bewies, in denen er bisweilen ſonderbare Meinungen äußerte.

Votum (lat.) ein Gelübde, das man thut, ein Wort, das man gibt, z. B. bei Wahlen. — Die Gelübde ſind ihrem Inhalte nach verſchieden, z. B. klöſterliche Gelübde, d. i. der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth. Nonnen legen nach Vollendung der Novizjahre dieſe ihre Gelübde feierlich ab, und werden auf dieſe Weiſe eingekleidet, d. h. Mitglieder des Ordens. Daſſelbe gilt in Mannsklöſtern, doch brauchen diejenigen, welche ihre Gelübde ablegen, noch nicht Prieſter zu ſeyn. Die Gelübde des griechiſchen Heidenthums gingen auch in die chriſtliche Kirche über, und haben ſich in der catholiſchen bis zu uns herab erhalten. Sie beſtehen nämlich darin, daß man Gott

oder einem Heiligen ein gewisses Opfer, Gebet oder Entsagung gelobt, entweder um eines Wunsches gewährt zu werden, oder um für eine Wohlthat seinen Dank zu bezeugen. Solche Gelübde werden oft auch durch Abbildungen der Gegenstände, die sie betreffen, bezeichnet, und diese Bilder (Votivtafeln) mit der Unterschrift ex voto vor dem Bild des gnadenreichen Heiligen oder der Gottheit selber, aufgehängt. — Votiren heißt bei Berathungen seine Stimme zu etwas geben; nach ihren Folgen ist diese Stimme entweder gutachtlich, d. h. sie gilt bloß als Rath (votum consultativum), oder sie ist die entscheidende (votum decisivum).

Vulcane nennt man, nach dem aus der Mythologie bekannten Gott des Feuers, Vulcan, solche Berge, die von Zeit zu Zeit Rauch, Dampf, Feuer, Asche und Steine aus den Oeffnungen ihrer Gipfel werfen, aus denen auch bisweilen ein Feuerstrom fließt, der einem geschmolzenen Metall ähnlich sieht. Der Schlund des Berges, aus welchem die Ausbrüche kommen, wird von der gewöhnlichen Form desselben mit einem ursprünglich griechischen Worte, das ein großes Trinkgefäß oder Pokal bedeutet, Crater genannt. Was diese Berge hervorbringen, heißen vulcanische Producte. Der Bimsstein und die bimssteinartige Puzzolana (s. d. Art.) werden dazu gerechnet. Vorzüglich aber gehören dahin die vulcanischen Verglasungen, welche mit der Lava (ein italienisches Wort, der Feuerstrom, der aus den Vulcanen fließt) aus solchen Bergen kommen. Von dieser letztern Gattung, die man unter dem allgemeinen Namen Lava begreift, gibt es zweierlei Arten, die schlackige und die schaumartige Lava. Die erstere strömt aus dem Vulcane heraus, die schaumartige wird herausgeworfen, indem sie sich, wie man vermuthet, bei stärkerer Gährung der elastischen Dämpfe bildet. Bis jetzt hat nur der Aetna diese letztre Art ausgeworfen. Die Lava ist, in Rücksicht ihrer Bestandtheile und der Farbe, von verschiedner Art. Einige Arten derselben können geschliffen, und zu verschiedenen Geräthen, z. B. Tabatieren, gebraucht werden. Der gemeinen Lava bedient man sich zum Pflastern der Straßen, zu Mauern und zu anderm ähnlichen Behuf. Die Ursache, welche die Ausbrüche der Vulcane befördert, liegt nach der größten Wahrscheinlichkeit wohl in der Entzündung der schwefelichten Dämpfe unter der Erde, die sich einen Ausweg nach oben mit Gewalt zu verschaffen suchen. Alle bei den Eruptionen der Vulcane beobachteten Erscheinungen bestätigen diese Vermuthung. Wenn diese unterirdischen Feuer keinen Ausweg finden, so entstehen Erdbeben. Erdbeben und vulcanische Ausbrüche stehen bekanntlich in genauer Verbindung mit einander. So lange z. B. der Vesuv durch mäßige Ausbrüche sich seines brennbaren Inhalts entledigt, halten sich die Bewohner von Neapel vor einem Erdbeben gesichert, so wie sie dasselbe bei einer langen Ruhe des Vulkans fürchten. Es verdient im Allgemeinen bemerkt zu werden, daß die Vulcane, aus welchen die heftigsten Ausbrüche geschehen, sich meistens auf Inseln, oder doch nicht weit vom Meere befinden. Seit nicht langer Zeit ist es beobachtet worden, daß es ehemals mehrere Vulcane gegeben hat, die schon längst ausgebrannt sind, und die nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf die Vermuthung führen, daß in frühern Zeiten bereits eine, durch unterirdisches Feuer veranlaßte Catastrophe

unserer Erde Statt gehabt habe. In Deutschland hat man in der nicht gar großen Entfernung von Göttingen bis an den Rhein deren gegen fünfzig bemerkt. In Auvergne in Frankreich finden sich Feuerberge, die vor wenigstens 2000 Jahren ausgebrannt sind, und eine, oft zusammenhängende, Linie von 60 französischen Meilen ausmachen. Auch in Italien hat man deren im Vincentinischen und in andern Gegenden gefunden. Die berühmtesten Vulcane der alten Welt sind: der Vesuv bei Neapel, der Aetna auf Sicilien, der Stromboli auf der Insel gleiches Namens unweit der neapolitanischen Küste, der Hecla und Krabla auf Island; in Asien gibt es deren in Kamtschatka, in Japan, auf der moluckischen Insel Fernata, und auf Java; In Afrika auf der Insel Fuogo. Die zu den westafrikanischen Inseln gehörenden canarischen und azorischen Inseln, so wie die Insel Madera, werden für ursprüngliche Vulcane gehalten. Auf einer der ersten derselben, Teneriffa, ist der bekannte Pico, der 11,394 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und aus dessen Spitze noch Rauch und Dampf aufsteigen. In Südamerika sind unter den, unter dem Namen der Cordilleren bekannten hohen Gebirgen verschiedene, welche, wie der Cotopaxi und Tongouraga, noch jetzt Flammen und Rauch auswerfen, oder durch die vulkanischen Producte, welche man in ihrer Nähe findet, vermuthen lassen, daß sie ehemals gebrannt haben. Die Eruptionen der Vulcane geschehen nicht immer mit gleicher Heftigkeit. Unter den zahlreichen Ausbrüchen des Vesuvs und Aetna (s. d. Art.), deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, sind mehrere für einen großen Theil der Umgegend äußerst verderblich gewesen. Die Angaben, wie weit entfernt Steine und Asche aus beiden Bergen fortgetrieben worden, gränzen fast an das Unglaubliche. Die Explosion des Vulcans Idjeng auf Java, zwölf deutsche Meilen von Batavia entfernt, die am 24sten Januar 1817 erfolgte, war fürchterlich, und verwüstete einen großen Theil der Umgegend. Noch einige Tage nachher war die Luft voll Asche und Schwefeldämpfe. Wenn der Ausbruch eines Vulcans minder heftig ist, so gewährt er ein fürchterlich schönes Schauspiel. Gewöhnlich wird der Ausbruch vorher durch ein Getöse im Innern des Berges angekündigt. Die vulkanische Materie wird nicht immer durch die gewöhnliche Oeffnung herausgeworfen, sondern öffnet sich bisweilen einen neuen Weg. Dem Lavastrome können, wenn er sich auch noch so schnell und heftig ergießen sollte, die Menschen für ihre Personen entfliehen, aber ihre Besitzungen sind verloren, wenn er sie erreicht, und der Grund und Boden, über den er fließt, kann in einer langen Reihe von Jahren nicht wieder benutzt werden. Die Erscheinung, daß durch vulcanische Ausbrüche der Boden des Meeres emporgehoben wird, und plötzlich neue Inseln entstehen — eine Wirkung, der man den Ursprung der canarischen und azorischen Inseln zuschreibt — hat auch in neuern Zeiten (im vorigen Jahrhunderte) im griechischen Archipel und unter den liparischen Inseln Statt gehabt. Nach einer im Journal de Paris vom 7ten September 1814 enthaltenen Erzählung entstand am 10ten Mai gedachten Jahres an der Küste der russischen Provinz Tschernomorsu, nach einem fürchterlichen Getöse im Meere und mehrern aus demselben kommenden heftigen Explosionen von Rauch und Steinen, plötzlich eine vulkanische Insel, die, bis man sie nach einiger Zeit na-

her untersuchen konnte, anderthalb Toisen über das Meer erhaben war, und eine überall mit einer bimssteinartigen Masse überzogene Oberfläche zeigte.

Vulgata ist der Name einer lateinischen Uebersetzung des alten Testaments, welche in der römisch catholischen Kirche eben so viel Ansehn hat, als der Originaltext, und aus welcher die Beweisstellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. In den ältern Zeiten der christlichen Kirche hatte man eine lateinische Uebersetzung des alten Testaments, die nach der bekannten griechischen Uebersetzung der sogenannten 70 Dollmetscher (Septuaginta) gemacht worden war. Der Kirchenlehrer Hieronymus (der von 340 — 420 der christlichen Zeitrechnung lebte) fand, daß diese Uebersetzung den Sinn des Originals nicht überall genau ausdrückte, und machte daher eine neue lateinische Uebersetzung nach dem hebräischen Grundtexte. Diese neue Uebersetzung wurde nur zum Theil von der Kirche angenommen. In der Folge wurden beide Uebersetzungen, die alte und neue, mit einander vermischt, und nun nannte man diese Uebersetzung die Vulgata, weil sie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauche dienen sollte. Nur die Psalmen wurden in der alten Uebersetzung beibehalten, weil man seit langer Zeit gewohnt war, sie nach dieser in den öffentlichen Versammlungen zu singen. Diese Vulgata nun, deren Latinität nicht immer die beste ist, wurde von den protestantischen Kirchenreformatoren aus dem Grunde verworfen, weil sie den Sinn des Originals nicht immer gehörig ausdrückte und verschiedne Unrichtigkeiten enthielt. Auf dem Concilio zu Trient wurde daher in der Sitzung am 27sten Mai 1546 festgesetzt, daß den Gelehrten erlaubt seyn solle, den Grundtext des alten Testaments zu studiren, daß aber die Vulgata, wenn sie auch gleich nicht durchaus mit dem Original übereinstimme, doch in der Rücksicht, daß die vorhergehenden Concilien sie für authentisch erklärt, auch künftig als die einzige authentische Uebersetzung gelten solle; alle Beweisstellen sollten nur nach dieser Uebersetzung angeführt werden.

W.

W. auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Lille

Waadtland, s. Pays de Vaud.

Waal, der linke Arm des Rheins. Er trennt sich bei Schenkenschanz von dem Hauptstrome, und vereinigt sich sodann zweimal mit der Maas, mit der vereint er dann unter dem Namen Merwe dem deutschen Meere zuströmt.

Wachs ist ein brennbares organisches Product, das zum Theil aus Pflanzen schwitzt (der reifartige Ueberzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren

der Myrica cerifera), theils von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs ist gelb und mit Honig vermischt. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, schmelzt man das Wachs in verzinnten Kesseln mit Wasser, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, läßt dann durch einen höhern Hahn das fast geronnene Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, so daß es durch blecherne Durchschläge auf eine Walze fällt; die immer gedreht wird, wodurch es eine Bandform erhält. Das gebänderte Wachs wird auf einem Carré von Holz, welches man mit einem Plan von Leinwand überspannt, 4—6 Wochen gebleicht, nochmals geschmolzen, gebändert und gebleicht, und endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder zu Kerzen verarbeitet. Fs.

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren bei den Griechen und Römern gekannt und geliebt. Das biegsame, sich jeder Künstlerphantasie so willig schmiegende Wachs wurde im griechischen Alterthum auf die mannigfaltigste Weise benutzt; man bediente sich nicht allein des Wachses zu Abdrücken bei dem Siegeln, der gefärbten Wachsstifte bei der enkaustischen Mahlerei, und des Wachsfirnisses für Marmorwände und Statuen, sondern es gab auch eine eigne Classe von Künstlern, die mit den Bildhauern und Bildgießern durch die niedlichsten Wachsbildnereien nach größern Modellen gleichsam wetteiferten, und bei den Griechen unter der allgemeinen Benennung Puppenbildner bekannt waren, die Römer nannten sie Sigillarii. Wer gedenkt hierbei nicht des wächsernen Amors aus Anakreons Gedichten; hieraus läßt sich auch die bekannte und so oft nachgeahmte Gruppe der Amorverkäuferin erklären. Bei dem Schachspiel bestanden die Steine oft aus zierlichen Wachsbildchen. Bilder schöner Knaben, in Wachs poussirt, verzierten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Doch verständig und sinnig wurde die Wachsbildnerei meist nur zu kleinen und niedlichen Gegenständen angewendet. Am meisten gebrauchte man sie zu künstlichen Zweigen, Früchten, Blumen und Kränzen. Die Veranlassung hierzu lag in einem der feierlichsten Feste des Alterthums, dem Adonisfeste. Die Verehrung des Adonis stammte aus Syrien und Phönicien, es war ein Sinnbild der sterbenden und wiederbelebten Natur, und sein Fest wurde zu Ende des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erstarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erste milde Strahlen auffängt, und in allen ihren Lebenskeimen den leisen Pulsschlag des Wiedererwachens fühlt. An diesem Feste gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, dieser frühgepflückten Blume, in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtkörbchen aufzuputzen. In dieser Jahreszeit war es selbst dort fast unmöglich, diese in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obstschalen und Fruchtschnüre von Wachs ersetzten diesen Mangel. Häuser und Tempel schmückend. Daher das griechische Sprichwort, nach welchem jede vielversprechende, aber nichts leistende Sache ein Garten des Adonis genannt wurde. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in seinem Traumbuch, daß Wachskränze den Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der berüchtigte Heliogabalus setzte seinen Tischgenossen tantalische Schaugerichte von Wachs vor, welche alle die Leckereien täuschend nachbildeten, die er selbst verzehrte. So wurden Wachsbilder immer nur zu Täuschungen, oder nur zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Wenn man sie zu Nachbildungen anatomischer Präparate

braucht, oder pomologische Cabinete daraus formt, so sind sie sehr passend angewendet; auch zu plastischen Studien und Uebungen, so wie zu kleinen halberhobenen Portraits ist das Wachs sehr geeignet, und letztere lassen sich schön und zart darin ausführen, aber lebensgroße Wachsfiguren, wie man wohl auch ganze Sammlungen zeigt, deren Portraitähnlichkeit man rühmt, treten ganz aus dem eigentlichen Gebiet schöner Kunst. Ihre sprechende Aehnlichkeit erregt wohl oft unser Staunen, aber wohlthuend, erhebend, erfreuend wie ein echtes Kunstwerk, werden sie nie auf uns wirken, denn sie erscheinen uns stets wie Truggebilde. Das Scheinleben, welches sie lügen, läßt uns ihren wahren Tod, ihre Nichtigkeit, auf eine schauerliche Weise empfinden. Das echte Kunstwerk lebt ein unsterbliches Leben, weil es zu unserm Sinn und unserer Seele spricht, ohne unsere Sinne betrügen zu wollen. Die Wachsfigur scheint sich an das Körperliche und Sterbliche in uns zu wenden, unwillig wendet sich da unser Geist von dem seelenlosen Gaukelbild weg, welches, wenn es mit der Beweglichkeit und Sprache eines Automates vereint wäre, uns bis zum Wahnsinn bringen könnte. Die Gränzlinie ist zart, wie weit sich das Kunstwerk der Natur nähern darf, sobald sie überschritten wird, kann es nur Widerwillen und Mißbehagen erregen. In Florenz bildet man jetzt alle Theile des menschlichen Körpers in gefärbtem Wachs, zum Behuf des Studiums der Anatomie. Es sind einige dreißig Zimmer im Schlosse mit diesen Wachspräparaten angefüllt, auch Pflanzen sieht man da in Wachs mit täuschender Wahrheit nachgeahmt. Den ersten Gedanken, Wachsfiguren zu verfertigen, hatte der Arzt de Nones, der im Spital zu Genua angestellt, und eben im Begriff war, eine Verstorbene durch Balsamirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, so gerieth er auf den Einfall, den Körper so natürlich als möglich in Wachs boussiren zu lassen. Er theilte diesen Einfall seinem Freunde, dem Abt Cajetano Giulio Zumbo, einem Sicilianer, mit, der zwar nichts von der Anatomie verstand, aber sehr gut in Wachs boussirte, und dieser machte, unter des de Nones Aufsicht, zuerst den Kopf dieses Frauenzimmers in gefärbtem Wachs so täuschend nach, daß alle, die ihn sahen, ihn für den abgeschnittenen Kopf hielten. Zumbo hatte indessen diesen Kopf heimlich noch einmal für sich nachgemacht, und gieng damit nach Frankreich, wo er es für seine Erfindung ausgab. Er starb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsboussirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu sich, der den erwähnten Leichnam nach allen seinen Theilen sehr schön in Wachs boussirte. Im J. 1721 ließ P. la Courege dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wurden welche in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Der Ursprung dieser Erfindung fällt in das letzte Viertel des 17ten Jahrhunderts. Im Anfange und Fortganze des 18ten arbeiteten mehrere Künstler in diesem Fache, besonders merkwürdig sind die Werke von Ercole, Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Frau, Anna Manzolini; diese arbeiteten mit der größten Sorgfalt, mit Kunst und Fleiß. Sonst wurden die Werke genannter Künstler in dem Institut zu Bologna aufbewahrt, dann kamen sie nach Paris, nur von der Anna Manzolini, die 1755 starb, befinden sich einige schöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Zu den Beförderern dieser Kunst gehörte Antonio Galli, Professor der Anatomie zu Bologna. Neuere Wachskünstler in Italien sind: L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob diese Kunst zu einem hohen Grad von Voll-

kommenheit. (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen, von D. Engelbert Winkelhausen. Frankf. am Main bei Zeßler, 1798.") Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß dergleichen Wachspräparate verschrieben, und es wegen der vielen Bestellungen nöthig wurde, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsboussirer und Mahler bei dieser Arbeit anzustellen. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide und innern Theile der Gegenstand dieser Präparate. Der Herr Prosector M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei seinen Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich vorzüglich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Boussirwachs wird aus vier Theilen Wachs, drei Theilen weißem Terpentin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt, die feinere Ausbildung aber geschieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, und mit dem Ebauchoir; dies ist ein Stück Holz von 4 bis 5 Zoll Länge, woran das eine Ende einer kleinen Messerklinge, das andere aber einem Kratzeisen ähnlich ist. Dies ist besonders bei denen Wachsarbeiten nöthig, die in Formen gegossen werden, um sie zu verputzen. Wenn solche Figuren weiß bleiben sollen, so mischt man unter das Wachs ein wenig Bleiweiß. Die Formen zu Wachsfiguren müssen von Gyps seyn und aus vielen Stücken bestehen, sie werden inwendig mit Oel bestrichen und mit einem ledernen Riemen fest zusammen gebunden. Das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Oeffnung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, ist von gelbem Wachs, Schusterpech und Talg zusammengesetzt. Die Künstler bereiten sich dies gewöhnlich selbst; sie nehmen z. B. 16 Theile Wachs, 2 Theile Burgunder Pech und einen Theil Schmalz; oder auf 10 Th. Wachs den 11ten Theil Terebinth, eben so viel Schusterpech und eben so viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sey. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken von in Stein geschnittenen Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu; zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßnen Candiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Caminruß und 2 bis 3 Tropfen Terebinth. Man rührt dies mit einer hölzernen Spatel um, und macht, wenn es ein wenig erkühlt ist, kleine Scheiben oder Kästchen daraus. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies Wachs ein wenig und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein dann darauf. Dieser Composition bedienen sich die berühmtesten Steinschneider. Wl.

Wache, Wache, ein militärischer Ausdruck, mit welchem man einen einzelnen oder mehrere Soldaten bezeichnet, die ausgestellt werden, um die Sicherheit eines einzelnen Postens, eines Corps oder einer Armee zu beobachten. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die sie erfüllen sollen, verschieden; daher gibt es Schildwachen, Hauptwachen,

Feldwachen ꝛc. Auf den deutschen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von vier Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die andern ruhen. Tag und Nacht sind in sechs solche Wachten abgetheilt, die nach Verschiedenheit der Tageszeit auch verschiedne Namen haben.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und sogleich Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals, oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andre Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, so wie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was da vorgeht.

Wachteln sind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 6- und 100pfündigen, auch Steinpöllern geworfen werden und ihre Benennung von dem Zischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In einen 6opfündigen Pöller werden deren 40, und in einen 100pfündigen 60 Stück geladen. Die Richtung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgestellten Feuerposten zu verjagen. Der französische Artillerieoffizier Vergueil ist ihr Erfinder. Im J. 1758 kam ihr Gebrauch nach Oesterreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (G. Ph. Leonhard) oder nach seinem bekannten Schriftstellernamen Veit Weber, geb. in Hamb. im J. 1762. Sein Vater, ein geschätzter Religionslehrer in Wort und That, war Prediger an der großen Michaeliskirche daselbst. Den ersten Unterricht verdankte er diesem trefflichen Vater und der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt, dem sogenannten Johanneum. Hier zeigte er sich als einen feurigen Knaben, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges fügte; aber durch seine biedere Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe aller Mitschüler. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er Theologie studiren; er besuchte also die Universität Göttingen, wo er sich außer den theologischen Studien besonders mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück und lebte daselbst als Candidat, ohne daß es ihm gelang, ein geistliches Amt zu erhalten, welches sich vielleicht aus der zu offnen Geradheit seines Charakters erklären läßt, die sich eben so unverholen in seinem Leben wie in seinen Schriften darlegt. In diese Zeit seines Canditatenstandes fallen die ersten Bände seiner Sagen der Vorzeit. Der erste Theil derselben erschien 1787, die sechs übrigen von 1789 bis 1798. Als nämlich die sogenannte Sturm- und Drangperiode ziemlich ausgewittert hatte und die sentimentalen Romane, den Siegwart an der Spitze, gefolgt waren, hatte unterdessen Göthe durch seinen Götz von Berlichingen dem erschlafften Zeitalter eine neue Wendung gegeben. Wächter betrat nach einem so großen Vorgänger dieselbe Laufbahn nicht ohne

Erfolg, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an Deutschland überschwemmten, größtentheils von seinen Sagen der Vorzeit ausgegangen sind. Er hatte sich allerdings mit dem Geiste der Vorzeit bekannt gemacht, es blickte durch diese Dichtungen ein echtes deutsches Gemüth hindurch, und man kann ihm das für diese Zeit bedeutende Lob einer gewissen Originalität, selbst nach Göthe's Vorgange nicht versagen. Dazu kam der Reiz einiger im alterthümlichen Tone gehaltenen Lieder, so daß jene Sagen wieder Stoff zu Romanzen und selbst zu Schauspielen gaben, z. B. der berühmte Müller des Schwarzthals. Indessen sind die drei ersten Theile den späteren weit vorzuziehen, in welchen sich, wie z. B. im Vehmgerichte, nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Ueberhaupt verletzt Wächter bei seinem Streben nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohllaut und gefällt sich im Grellen und Harten. Am wenigsten gelingen ihm die scherzhaften Erzählungen, z. B. die, in welcher er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, Heinrich Frauenlob hat copiren wollen. Im J. 1792 nahm er Dienste unter den hannöverischen Truppen und machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. Im J. 1793 erschienen seine Holzschnitte, die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthaltend, und 1794 die Historien, deren erster Theil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Von beiden Werken ist keine Fortsetzung erschienen. Jene Holzschnitte sind in ihrer Gattung vorzüglicher, als das letztgenannte Werk; aber auch dort findet man eine Menge von Härten und Unebenheiten, für welche uns der Fleiß nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche der damaligen Zeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Namentlich spielen die Mönche mit ihren Freveln und Schurkereien eine ekelhafte Rolle, und man findet bei den gehäuften Gräueln einen durchgängigen Mangel an künstlerischer Tendenz. Bei seiner Zurückkunft aus dem Felde ward er Mitarbeiter an dem Erziehungsinstitute des Professors Voigt, welches er nach dem Rufe, den Voigt 1815 nach Riga erhielt, bis jetzt allein mit großem Ruhme fortsetzt. Im Befreiungskriege 1813 befand er sich unter den Vertheidigern Hamburgs und gab auch da viele Proben seiner Aufopferung und seines Muthes. Noch ist von ihm das Schauspiel Wilhelm Tell zu erwähnen, welches vor dem Schillerischen Tell im J. 1804 erschien. Die Charaktere in diesem Schauspiele sind ziemlich gut gehalten, auch findet man schweizerische Natur und Oertlichkeit darin, und man sieht, daß er allerdings diesen schönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht durchdrungen hat. Darum hält es bei manchen gelungenen Einzelnheiten keine Vergleichung mit dem Schillerischen Drama aus; es ist auch schwerlich je auf die Bühne gekommen. Am meisten leidet es an rhetorischen Auswüchsen, und die Jamben sind nicht leicht genug behandelt. Außer den genannten Werken hat Wächter keine größern Schriften geschrieben; wohl aber sind viele kleine Aufsätze und Gedichten in mehrern Zeitschriften zerstreut. Dieser Schriftsteller, welcher seinen Pseudonamen wahrscheinlich von einem alten Dichter, einem Zeitgenossen Luthers, geliehen hat, ist, wie wir bemerkt haben, viel gelesen und nachgeahmt worden. Gegenwärtig genießt er, als Vorsteher jener Erziehungsanstalt wegen seiner unermüdlichen pädagogischen Thätigkeit, in hohem Grade die Liebe und das Vertrauen seiner hamburgischen Mitbürger. bb.

Wacke heißt ein starkes und hohes Zugnetz, womit Teiche und

kleine Seen ausgefischt werden. Deßgleichen eine gewisse Art Feldsteine welche aus Quarz, Sand und Glimmer bestehen.

Wackenroder (Wilh. Heinrich), nicht Wackenröder, wie er von Einigen genannt wird, geboren zu Berlin im J. 1772, Sohn des Geheimenraths und Bürgermeisters W. daselbst. Dieser mit Hardenberg-Novalis verwandte Genius mußte eben so früh als Jener, von der Erde scheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, welche jedoch nicht ohne Einfluß auf andere Geister geblieben sind. Als Knabe schon zeigte Wackenroder die herrlichsten Talente, und da er der einzige geliebte Sohn edler Aeltern war, der Vater aber, ein sehr gebildeter verdienstvoller Mann, bei einer auch äußerlich beglückten Lage, nichts sparte, ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu geben, so entwickelten sich diese Keime sehr schnell. Doch schien sich die etwas düstere Gemüthsstimmung der Mutter, einer gebornen Grundmann, auf ihn vererbt zu haben; auch möchte wohl bei jener sonst so trefflichen Erziehung das Verhältniß seines schwächlichen Körpers zum stets gespannten Geiste nicht gehörig beachtet worden seyn. Nicht selten hielt ihn die älterliche Liebe zu Hause, wo es vortheilhafter für ihn gewesen wäre, wenn er sich in seinen Jahren und Neigungen angemessenern Umgebungen bewegt hätte. So ausgesuchte Gesellschaft man bei seinem Vater fand, und so geist- und kenntreiche Unterhaltungen besonders die Mittagstafel würzten, nach welcher gewöhnlich der junge Wackenroder trefflich auf dem Flügel spielte, so schien doch schon damals eine hohe Röthe im Gesicht und eine innere unausgesprochene Sehnsucht auf sein frühes irdisches Verschwinden hinzudeuten. Es war, als sehne er sich nach der Freiheit der Natur, oder nach einem höhern idealischen Leben. Er war gut im vollsten Sinne dieses Worts, ein edles Gemüth, aber immer still in sich gekehrt, wortkarg, bei einer gewissen Weichlichkeit dem Schönen und Großen zugeneigt und dem Freunde getreu. Diesen Freund gewann er früh in Ludwig Tieck (s. d. Art.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und das Universitätsleben in Halle verlebte. Mit diesem Geistesgenossen machte er auch von Zeit zu Zeit kleine Excursionen, namentlich nach Jena und dessen romantischen Umgebungen. Er hatte sich eigentlich der Jurisprudenz gewidmet, und nach vollendeten akademischen Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt, welcher Beruf seine Seele schwerlich füllen konnte. Im Jahre 1797 erschienen von ihm die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, an welchen jedoch auch Tieck einigen Antheil hat. Von letzterm sind die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, Brief eines jungen deutschen Mahlers und die Bildnisse der Mahler. Diese literarische Erscheinung ward in Deutschland, besonders aber in Rom von den daselbst lebenden deutschen Künstlern mit grossem Beifall aufgenommen, und brachte die bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke der Entwickelung um vieles näher. Der in dieser Schrift herrschende Geist strebte in seinen künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. Dabei empfahl der Verfasser mit eindringlicher Wärme das Studium der meistens vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Lesung des Vasari. In der kurzen Periode seiner literarischen Thätigkeit unterhielt sich Wackenroder mit Tieck ausschließlich über die Kunst, und nach der Erscheinung jenes Buchs hatten sich beide Freunde vorge-

nommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. So entstanden Franz Sternbalds Wanderungen, herausgeg. von L. Tieck 1798. In einem gewissen Sinne, besonders in Beziehung auf den Plan und den ersten Theil dieses Werks, gehört unserm Wackenroder nach Tiecks Zeugnisse ein Theil des Ganzen, ob ihn gleich seine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Diese Krankheit war sehr schmerzlich und endete 1798 mit einem herben Tod. Seine Treue Pflegerin bei der ihn langsam aufzehrenden Krankheit war die Ordensregierungsräthin Wismann, gegenwärtig in Stettin. Wiewohl er mehrern Freunden des väterlichen Hauses bis zum Tode ein Räthsel blieb, so zeigte sich doch seine Seelengüte unverkennbar bis zum letzten Hauche. Er starb im stillen Hinbrüten, völlig abgezehrt, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß ihn unbestimmte Sehnsucht und die Gluth seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie vor der Zeit verzehrt haben. So ging ein sanft leuchtender Stern unter, ohne noch culminirt zu haben. Doch müssen wir mit Liebe und Rührung seiner gedenken, wenn wir auch mit Göthe und seinen Kunstfreunden (s. Göthe's Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, 2. Heft) darüber einig sind, daß jene Lehre, wie sie sich in den genannten Werken aussprach, auf die wahre Kunst nachtheilig wirken muß, daß dabei die bewährtesten Kunstregeln vernachläßigt werden, und sich so der Eifer, durch gründliche Studien zur Meisterschaft zu gelangen, immer mehr verkühlt. Den Nachlaß von W. gab Tieck 1799 in den Phantasien über die Kunst heraus, in welchen der erste und fünfte Aufsatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und die Peterskirche, von Wackenroder herrühren. Die sämmtlichen Aufsätze von Wackenroder sind vor kurzem in einer neuen Ausgabe der Herzensergießungen erschienen. Tieck hat im zweiten Hefte seines poetischen Journals Wackenroders Andenken in rührenden Sonetten gefeiert. bb.

Waffen. Seitdem zuerst ein Mensch den andern vielleicht mit einem abgebrochenen Aste anfiel, und dieser sich mit einem ähnlichen Instrumente vertheidigte, hat man fortwährend darauf gedacht, diese Instrumente ihrem Zwecke entsprechender zu machen, und die Waffen hatten schon eine ziemliche Ausbildung erlangt, als die Erfindung des Schießpulvers nothwendig ein ganz andres Bewaffnungssystem herbeiführte, das in steter Entwicklung vorschreitend jetzt zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen ist. Es würde zu weit führen, die Waffen aller Zeiten hier durchzugehen, wir müssen uns daher beschränken, die bei der jetzigen Kriegführung gebräuchlichen abzuhandeln. Man theilt sie ein in Schutz- und Trutzwaffen, wovon die ersten bloß den Angriff des Feindes passiv abhalten, wie der Küraß, der Helm, die Achselschuppen; die letztern zum Angriff bestimmt sind, obwohl einige derselben auch zur activen Vertheidigung geeignet sind, wie der Degen, Säbel, die Lanze u. s. w. Unserm Zwecke entsprechender ist die Eintheilung in Feuerwaffen und das blanke Gewehr, deren Name schon ihre Benutzung angibt, und die wir hier näher betrachten. — Die Feuerwaffen zerfallen 1. in das Geschütz, dieses umfaßt A) Canonen, deren nächste Bestimmung der horizontale Schuß ist; man theilt sie nach der Kugelschwere in 3-, 4-, 6-, 8-, 12-, 24-, 48pfünder, die beiden letztern Gattungen werden, als zum Bewegungskriege zu unbehülflich, ausschließlich im Festungskriege angewendet, wo zugleich eine größere Percussionskraft der Geschosse erforderlich ist. Sie heißen deßhalb Festungs- oder Belagerungsgeschütz, obwohl oft auch 12pfünder hierbei benutzt werden. Von den übrigen Gat-

tungen, die zusammen das Feldgeschütz ausmachen, hat man die 3-, 4- und 8pfünder fast in allen Armeen abgeschafft, und sich auf die 6- und 12pfünder beschränkt (die Engländer führen 9- und 12pfünder) die gewöhnlich in Batterien von 8 (hier und da von 12) Piecen zusammengestellt sind. Die sogenannte reitende Artillerie besteht meist aus 6pfündern, deren Bedienung beritten ist (in einigen Armeen gefahren wird) und daher den schnellsten Bewegungen der Cavallerie folgen kann. B) Mortiers (Mörser), d. i. Geschütze, aus welchen größere Hohlkugeln (Bomben) geworfen, und die wegen ihrer Schwere nur beim Festungskriege benutzt werden. Man hat deren 10-, 20-, 24-, 30-, 48-, 50-, 100pfündige, indessen werden jetzt meist nur noch höchstens 50pfündige gegossen; die auf Bonaparte's Befehl eigens zur Belagerung von Cadix gegossenen ungeheuern Mörser haben keine Nachahmung gefunden, und dienen jetzt bloß noch zu Trophäen seiner Sieger. Die Benennung des Calibers richtet sich nach dem Steingewichte der Bomben, so wiegt z. B. die eines 50pfündigen preußischen Mortiers 116 Pfund, die Engländer und Franzosen unterscheiden die Caliber nach dem Digmeter, die erstern haben 13-, 10-, 8zöllige, die letztern 12-, 10-, 8zöllige Mortiers. C) Haubitzen, aus denen theis kleinere, Halbkugeln (Granaden) geworfen, theils Kartätschen geschossen werden. Man hat deren schwere, wie die preußischen 25-, dänischen 18-, hannöverischen 30pfünder, englischen 8zölligen, deren Anwendung nur im Belagerungskrieg Statt findet, und leichte, gewöhnlich 7- und 10pfündige, die zum Feldgeschütz gerechnet werden, obwohl man sie auch oft bei Belagerungen braucht. Man pflegt fast allgemein jeder Batterie zwei Haubitzen (bei den Russen Einhörner), den 6pfündern 7pfündige, den 12pfündern 10pfündige zuzutheilen, hat aber auch noch besondere Haubitzbatterien. — Wir gedenken hier noch der congrevschen Racketen, die ebenfalls von verschiednem Caliber bei Belagerungen und Schlachten angewendet werden; besonders der Cavallerie wegen ihres Brausens gefährlich, ist doch Sicherheit des Treffens nicht ihr Vorzug, und die Kostbarkeit wird wohl die Continentalmächte von ihrer allgemeinen Einführung abhalten, wenn auch hier und da glückliche Versuche zu ihrer Nachahmung gemacht worden sind. 2. In das kleine Gewehr. Wegen der Allgemeinheit des Gebrauchs nennen wir hier zuerst A) die gewöhnliche Infanterieflinte. Ihre Construction ist zwar in den verschiedenen Armeen verschieden, es läßt sich aber im Allgemeinen der Lauf 3½ Fuß lang, die Kugel gegen 2 Loth, die Ladung halbkugelschwer annehmen, wo von 300 Schritt herab gewisse — natürlich immer zunehmende — Wirkung zu erwarten ist. B) Die gezogene Kugelbüchse, als eigenthümliche Waffe der Jäger. Sie gewährt zwar mehr Sicherheit des Treffens, wirkt auch auf größere Distanzen, gestattet aber nur ein langsames Feuer. Hierbei sind noch die Standbüchsen, Doppelhaken und Wallmusketen zu nennen, die von stärkerm Caliber als die gewöhnlichen Büchsen, und deßhalb viel schwerer sind, sonst wohl auch im Felde gebraucht, dann ziemlich vergessen wurden, jetzt aber hier und dort für den Festungskrieg wieder hervorgesucht worden sind, wo sie allerdings auf beträchtliche Weiten einen sichern Schuß geben und den Belagerer gar sehr incommodiren. C) Der Carabiner, das größere Schießgewehr des Cavalleristen. Da man indeß eingesehen hat, daß das Hervorbringen einer großen Feuermasse dem eigentlichen Zweck der Reiterei unangemessen, der Schuß vom Pferde ziemlich unsicher, und der Carabiner deßhalb eine unnütze Last ist, so hat man sie im Allgemeinen abgeschafft, und in mehrern Armeen nur einigen Mann der Escadron gelassen, die, besonders im Zielschießen geübt,

beim Plänkern ꝛc. gleichsam als Schützen zu Pferde nützliche Dienste leisten. D) Die Pistole, ebenfalls dem Cavalleristen eigenthümlich (die Mineurs sind indeß gewöhnlich auch damit versehen), der sich ihrer beim zerstreuten Gefechte bedient. Bei der großen Unsicherheit des Treffens ist wohl ihr hauptsächlichster Nutzen der, daß die Pedetten damit bei des Feindes Annäherung Signale geben können. Die blanken Waffen lassen sich eintheilen 1. in Stoßwaffen, die bloß durch die Spitze wirken. Diese sind a) das Bajonnet, das auf der gewöhnlichen Infanterieflinte angebracht, den Mann zum Ferngefecht und Handgemenge zugleich fähig macht (die Pike, die man mehrfach vorgeschlagen hat, leistet das erstere gar nicht und wird deßhalb wohl schwerlich wieder eingeführt werden); wegen der Cavallerie ist es nöthig, daß Flinte und Bajonnet zusammen so lang sind, daß der damit sich deckende Soldat von dem Reiter mit dem Säbel nicht abgereicht werden kann. Um dem Jäger ein ähnliches Deckungsmittel zu verschaffen, hat man an seinem Hirschfänger eine Vorrichtung angebracht, daß er als Bajonnet auf die Büchse gesetzt werden kann. b) Die Lanze, der leichten Cavallerie eigen; ihr geschickter Gebrauch setzt ungemeine Uebung voraus, während der ungeschickte Lanzenreiter eine sichre Beute seines Feindes ist. Man könnte an ihr tadeln, daß sie eine gewisse Halbheit herbeiführe, indem nicht zu erwarten ist, daß der Mann auf Lanze und Säbel gleich geübt seyn und auf beides gleiches Vertrauen setzen werde. Am wirksamsten und wirklich furchtbar wird sie bei Verfolgung des in Unordnung gerathnen Feindes, wo sie der Cavallerist bei weitem mehr als den Säbel fürchtet, der Infanterist aber nicht einmal durch Niederwerfen auf die Erde sich ihren gefährlichen Wirkungen entziehen kann. 2. In Hiebwaffen, die blos mit der Schneide wirken. Dies ist der etwas gekrümmte Säbel, der mit vollem Arme geführt hackend wirkt und der leichten Cavallerie eigen ist (die sehr gekrümmten Säbel der türkischen Reiterei werden mehr schneidend angewendet). 3. In vermischte, die mit der Spitze und Schneide zugleich wirken, dies ist der Degen mit gerader spitzer Klinge zum Hieb wie zum Stoß brauchbar, zum letztern jedoch noch mehr geeignet; die französische schwere Cavallerie führte dergleichen und brauchte sie meist nur zum Stich, worauf ihre ganze Fechtart berechnet war, da man, und nicht ganz mit Unrecht, annahm, daß der Stoß bei weniger Kraftaufwand gefährlicher verletze und schwerer parirt werde, als der Hieb. Zu welcher dieser Gattungen das Seitengewehr der Infanterie gerechnet werden könne, sehen wir nicht deutlich ab, da es weder zum Hieb noch Stich benutzt wird, sondern lediglich als Zierrath dient; um es nutzbar zu machen, könnte man ihm die Form der sogenannten Faschinenmesser mit breitem Rücken geben, wo es, wenn auch nicht als Waffe, doch als Instrument gebraucht werden möchte. Daß in Festungen, in deren Arsenalen sich Morgensterne, Sturmsensen ꝛc. vorfinden, diese an die Vertheidiger eines Werks, auf das der Feind einen Sturm beabsichtigt, vertheilt werden, um ihm das Ersteigen der Brustwehr zu erschweren, erwähnen wir blos im Vorbeigehen, und bemerken schließlich noch, daß beim Geschütz auf die verschiedenen Arten der Schiffscanonen keine Rücksicht genommen worden ist. —e.

Wage ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu bestimmen. Es gibt zwei Arten der Wage: die alte oder Schnellwage und die neue oder gemeine Wage. Der Schnellwage liegt ein ungleicharmiger physischer Hebel zum Grunde, an welchem die Unterlage fest bleibt. An den kürzern Arm wird die Wagschale oder die Last, und an den längern das Gegengewicht, wie

ches immer eins und daſſelbe iſt, gehängt. Das Moment des letztern iſt um ſo größer, je weiter es von dem Ruhepunkt des ganzen Hebels verſchoben wird, und ſo kann ein kleines Gegengewicht einer großen Laſt das Gleichgewicht halten. Bisweilen iſt auch die Schnellwage ſo eingerichtet, daß die Unterlage beweglich und das Gegengewicht am Ende des langen Arms befindlich iſt. Die gemeine Wage beſteht aus einem gleicharmigen Hebel, Wagebalken genannt, der genau in der Mitte ſo aufgehängt iſt, daß er ſich frei um ſeine Axe hin und her bewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schaale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß ſich genau das Gleichgewicht halten. Beſchwert man nun die eine Schale mit einem Gegenſtande von beliebigem Gewicht, ſo wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben und man wird, um es wieder herzuſtellen, in die andere Schaale ein gleichgroßes Gegengewicht legen müſſen. Kennt man nun die Schwere des Gegengewichts, ſo erfährt man dadurch zugleich die Schwere des Körpers in der andern Schaale. Aus dem Geſagten erhellt, daß man für dieſe Wage mehr als ein Gewicht braucht. Um zu erfahren, wann ſich die Wage im Gleichgewicht befindet, iſt auf dem Wagebalken und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die ſogenannte Zunge im rechten Winkel angebracht. Steht nun dieſe Zunge ſenkrecht inne ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Wagebalken ſich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Eine Wage iſt deſto empfindlicher, je kleiner die Höhe des Bewegungspunktes über dem Schwerpunkt iſt, vorausgeſetzt, daß der Wagebalken ſich frei und ohne Reibung um ſeinen Umdrehungspunkt bewegen kann. Die hydroſtatiſche Wage iſt eine gemeine Wage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit und dient, Körper, zur Beſtimmung ihres ſpecifiſchen Gewichts, in flüſſigen Materien zu wägen.

Wagen. Ein Gerüſt auf zwei bis vier Rädern, zum Fortſchaffen von Laſten beſtimmt, kann ein Wagen genannt werden. Der Gebrauch der Wagen iſt ſehr alt. Ohne Zweifel ſind ſie aus der Schleife entſtanden, die man auf Walzen legte, und dadurch das Fortbewegen erleichtert fand. Man ſchnitt aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befeſtigte: ſo erfand man die Räder. Nach Moſes war Aegypten das Land, wo man zuerſt die Wagen gebrauchte. Die Chineſen ſchreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu, der zwei Stücken Holz zuſammenlegte, eins der Länge nach und eins die Quere. Die Griechen hielten Erichthonius, den vierten König von Athen, für den Erfinder deſſelben, und erzählten, er habe ſich, weil er lahm war, deſſelben bedient. Die zweiräderigen Wagen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn; doch gedenkt ſchon Homer auch der vierräderigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuſchrieb. Ein Gegenſtand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden, man zog die Sänfte und das Reiten als bequemer und anſtändiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moſes erwähnt ſchon der Rüſtwagen des Pharao. Bei den Griechen ſoll Theſeus die Streitwagen eingeführt haben. Sie waren unter gewiſſen Umſtänden ſehr verderbliche Waffen. Die Pferde waren mit Eiſenſchuppen bedeckt, vorn an der Deichſel befanden ſich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit ſolchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Die Griechen bedienten ſich zweiräderiger Wagen, (die Räder waren niedrig und die Wagen hinten offen), bei Wettrennen und im

Kriege, auf denen die Helden ſtanden und von denen aus ſie ihre Wurfſpieße warfen. Die Römer bedienten ſich ſchon ſehr frühzeitig der Wagen; ſchon auf den zwölf Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu ſie die Wagen beſtimmten, gaben ſie denſelben auch verſchiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweiräderiges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, deren ſich beſonders die römiſchen Damen bedienten. Im zweiten puniſchen Krieg wurde der Gebrauch derſelben als Luxus verboten, bald aber wieder freigegeben; Carruca, ein Art Staatswagen mit vier Rädern, deſſen ſich die Vornehmen zu bedienen pflegten, gewöhnlich von Mauleſeln gezogen; Plinius gedenkt ſeiner zuerſt; Cisium, Essedum u. ſ. w. waren Benennungen von andern Arten von Wagen. Die merkwürdigſten Wagen waren die Triumphwagen der Römer. Sie waren verſchieden beſpannt; Camillus beſpannte ſie mit vier weißen Pferden; Marcus Antonius mit Löwen, Pompejus mit Elephanten, Heliogabalus mit Tigern, Aurelian mit Hirſchen, u. ſ. w. In ältern Zeiten mußten beſiegte Fürſten den Wagen des Triumphators ziehen. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menſchen bewegt; oder auch durch Maſchinerien. Letzteres iſt ſchon eine ſehr alte Erfindung; denn man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren ſey, wie wenn ſie auf dem Meere hinſegelte. Von dem engliſchen Franziskanermönche Roger Baco bis zu dem Herrn von Drais herab, wurden ſolcher ſich ſelbſt bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine von dieſen Erfindungen ſchien von bedeutendem Erfolge. Bald iſt die Maſchinerie zu complicirt, bald fodert ſie zu viel Kraftaufwand, bald ſind andere unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger ſollte man die Erfindung, Wagen mittelſt der Segel in Bewegung zu ſetzen, halten, allein es blieb noch immer bei Verſuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen ſolchen Windwagen, der wie ein anderer Wagen mit Rädern u. ſ. w. verſehen war, und in dem 28 Perſonen ſitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande ſo ſchnell, daß er in zwei Stunden 14 holländ. Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiſte auf einem Wagen mit ſtarken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Baſſora; er legte bei ſtarkem Winde in einer Stunde vier deutſche Meilen zurück. — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verſpricht die Erfindung des Hrn. von Baader in München hervorzubringen, wie er dieſelbe angekündigt hat. Ueber die Erfindung und die Geſchichte der Fuhrwerke, Wagen und die Beſpannung derſelben bei den Alten vergleiche man das mit vielen Kupfern verſehene Prachtwerk des Hrn. Günzerot, K. Bayr. Wagen-Inſpectors, das derſelbe im Jahre 1817 herauszugeben angefangen hat.

Wagenburg, eine Verſchanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geſchobne Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei geſichert waren. In den ehemaligen Kriegen der Schweizer und der Huſſiten, auch bei andern Heeren bediente man ſich dieſes Mittels öfters. Der ſtärkere Gebrauch der Artillerie in den neuern Zeiten hat auch dieſe Art der Vertheidigung unſtatthaft gemacht. — Wagenburg wird auch die ganze Maſſe der Proviant- und Bagagewagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören.

Wagram (Schlacht bei), am 5. u. 6. Juli 1809 von Napoleon gegen das öſterr. Heer unter Erzherzog Carl gewonnen. Napoleon hatte am 4. Juli den größten Theil ſeiner Truppen auf der Lobauinſel concen-

trirt, um 10 Uhr Abends begann ein heftiges Feuer aus allen Batterien gegen Enzersdorf und die von den Oesterreichern gegen den wahrscheinlichen Uebergangspunkt errichteten Verschanzungen; unter dem Schutz dieses Feuers gingen zuerst 1500 Voltigeurs, welche sich sogleich des Dorfes Mühllaiten bemächtigten, dann 2500 Mann, von 2 Uhr an aber die ganze Armee auf schnell geschlagnen Brücken auf das linke Ufer über. Am Morgen des 5ten entfaltete sich das französische Heer so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur Rechten die italiänische Armee bei Eßlingen, dann Massena (der die dort angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Oudinot eine Linie formirten, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Linie, welche eine zahlreiche Artillerie zerstreut vor sich hatte, drängte die Oesterreicher den Tag über langsam zurück und befand sich Nachmittags 4 Uhr in der Richtung von Glinzendorf über Raschdorf hinaus. Erzherzog Carl bestand dieses Gefecht mit 3 Armeecorps der Cavallerie- und der Grenadierreserve und zog sich fechtend hinter den Rußbach zurück. Wir können den Gang des Gefechts so wie den von den Sachsen versuchten Angriff auf Wagram nicht im Detail darlegen, er führte auch keine Entscheidung herbei, die von dem folgenden Tag zu erwarten stand. Am 6ten früh war die Aufstellung der französischen Armee folgende. Der äußerste linke Flügel gegen Hirschstetten verlängert, Bernadotte, Massena; das Centrum bei Raschdorf, die Garden und die italiänische Armee; dann rechts Marmont und Oudinot; Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf hinaus; sie wird zu 150,000 Mann mit 584 Geschützen angegeben. Die Schlachtdisposition der österreichischen Armee, welche ungefähr 98,000 Mann mit 410 Geschützen zählte, war: das 6te Corps (Klenau), welches sich rechts an die Donau stützte, war nebst dem 3ten (Collowrat marschirte über Leopoldau gegen Breitenlee und ließ eine Brigade mit einer Batterie bei Stammersdorf) und dem Grenadiercorps (d'Aspre) zum Angriff des linken Flügels bestimmt; das Reservecorps unter Fürst Lichtenstein rückte links diesen zwischen Süßenbrunn und Aderklan vor; das 1ste Corps (Bellegarde) rückte gegen Aderklan und hielt anfänglich die Höhe hinter Wagram besetzt, das 2te (Fürst Hohenzollern) sollte den Rußbach aufs äußerste halten und bei günstigen Erfolgen mit den Uebrigen in gleiche Höhe vorgehen, das 4te Corps (Fürst Rosenberg) mit der Abtheilung des Erzherzogs Johann (welcher durch wiederholte Befehle von Preßburg herbeigerufen ward) den rechten französ. Flügel angreifen, das 5te Corps (Fürst Reuß) war bestimmt, den Spitz, die schwarze Lache und die übrigen Punkte an der obern Donau zu halten, es stand mit der Hauptmacht am Bisamberg. Die Tendenz dieser Anordnungen war, den Feind, dessen Debouchiren man nicht wie bei Aspern hatte verhindern können, durch einen lebhaften Angriff auf seinen linken Flügel (also an der gefährlichsten Stelle der Communication mit der Lobau) an energischen Unternehmungen gegen den eignen linken Flügel zu hindern, den man schon vor der Schlacht als den Punkt erkannte, wo die ungünstige Entscheidung lag. Der rechte österr. Flügel begann den Angriff nach der gegebenen Disposition, Klenau stieß hinter Leopoldau auf den Feind und warf ihn unerachtet der aus dem Centrum erhaltenen Verstärkungen mit einem Verlust von 10 Canonen bis hinter Enzersdorf zurück, er ließ Aspern, Eßlingen und Enzersdorf besetzen, blieb mit seiner Hauptmacht zwischen Aspern und Breitenlee stehen und erwartete hier die Fortschritte des Centrums (früh 10 Uhr). Collowrath besetzte letztern Ort und verlängerte Klenau's Linie; Lichten-

stein stellte sich mit den Grenadiers und seinem Corps zwischen Süßenbrunn und Aderklan auf, schlug einen Angriff Massena's auf dieses Dorf ab, wobei ihm 400 Gefangene, 4 Fahnen in die Hände fielen, und rückte dann gegen Breitenlee in gleiche Höhe mit Collowrat. Bellegarde war während dem bis zwischen Wagram und Aderklan vorgegangen und hielt sich hier; Rosenberg griff Glinzendorf und Groshofen an, ward aber von dem überlegenen Feinde zurückgeworfen und zog sich bis Markgrafen Neusiedel zurück, wo er das Gefecht durch eine Canonade unterhielt. Eine feindliche Colonne begann hier die Umgehung durch den Marsch auf Loibersdorf. Napoleon hatte durch den mißlungenen Angriff auf Aderklan doch so viel bewirkt, daß das Centrum (1s u. 2. Corps) nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrückte, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden österreichischen Schlachtordnung entstand; er wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Offensivbewegungen zu hemmen. Jetzt schritt der Feind, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, von Obersiebenbrunn und Glinzendorf aus zum lebhaften Angriffe desselben, und suchte besonders die Stellung bei Markgrafen Neusidel zu forciren *); Fürst Rosenberg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleichzeitig der österreichische rechte Flügel mehrere starke Angriffe abzuweisen hatte, machte Napoleon einen Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden, Massena griff, von Macdonald, Nansouty und den Garden zu Pferd unterstützt, mit 100 Canonen Aderklan an, auf halbe Schußweite begannen diese ihr Feuer, Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das 3te Corps zusammenstießen. Gelang es hier durchzubrechen, so war das österreichische Heer in zwei Theile geschieden unrettbar verloren, aber eine von Fürst Lichtenstein angeordnete geschickte Rückwärtsbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, so wie die ungemeine Tapferkeit der Truppen ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr 12 Uhr Mittags.) Wenn in diesen Momenten Erzherzog Johann, wie er sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten entschieden günstige Resultate erlangt werden müßen; dies geschah aber nicht und die französ. Truppen, welche bisher längs des Rußbaches gestanden, zogen sich, Fürst Rosenberg überflügelnd, so weit rechts, daß dadurch die Front des Fürsten Hohenzollern degagirt wurde, er sendete darauf unaufgefodert jenem Unterstützung, welche zur Verlängerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen Neusidel, Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte dieser Bewegung und stellte sich bei Engersfeld auf, die Straße nach Mähren deckend, der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und zog sich in großer Ordnung zurück, zuerst Bellegarde über Gerasdorf bis vor Hagenbrunn, Fürst Lichtenstein bis zwischen Säuring und Stammersdorf, in derselben Richtung Collowrat und Fürst Reuß; Klenau deckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße von Böhmen ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog

*) Sie wird durch einen alten Thurm markirt, die längs des Rußbaches laufenden Höhen fallen hier ab; sie war als der Schlüssel der ganzen Stellung zu betrachten, so wie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied.

Johann — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei Preßburg aufgehalten hatte — traf erst spät am Abend auf dem Schlachtfelde im Rücken des Feindes ein, machte einige Gefangene und zog sich, da er Alles schon entschieden sah, der eigenen Sicherheit halber hinter die March zurück. Der Feind verfolgte bei allen jenen rückgängigen Bewegungen fast nur mit Canonenfeuer, welches indeß bedeutenden Verlust verursachte. Man sieht aus dieser Darstellung, bei der jede Detailbeschreibung übergangen werden mußte, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Debouchiren mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet, durch die Niederlage des linken österr. Flügels entschieden ward. Beide Armeen haben darin mit großer Tapferkeit gefochten, der Verlust der Oesterreicher mochte 23,000 Todte und Blessirte betragen, darunter mehrere Generale, sie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Canonen erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich mehrerer gewonnenen Trophäen und Gefangenen, unter denen sich aber viele Verwundete befanden.

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlreich. Unter dieser Benennung versteht man ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich und das Königreich Polen. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorbnen Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familie eingeführt ist. Diese Erbfolge ist entweder bloß männlich oder vermischt, wenn auch die Töchter succediren können. In jedem Erbreiche ist die Thronfolge durch Reichsgrundgesetze, Successionsgesetze, pragmatische Sanctionen oder Familien- und Hausgesetze bestimmt. Eins der merkwürdigsten darunter ist das von Peter dem Großen, (den 5. Febr. 1722) wahrscheinlich nach dem Muster des chinesischen Reichs, gegebne Successionsgesetz, nach welchem es der Willkühr eines jeden russischen Regenten überlassen wurde, die Thronfolge zuzuwenden, wem er wollte. In diesem von der Nation beschwornen Gesetze scheint der Grund von so manchen in Rußland Statt gehabten Veränderungen gesucht werden zu können. — Ueber die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gesagt und gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt war, hielten eifersüchtig über dieses Vorrecht, weil sie glaubten, ihre alten Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, haben wohl den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sey. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regierenden Geschlechts, die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkühr wählen kann. Fälle dieser Art haben im vorigen Jahrhunderte in England und Schweden Statt gefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letzten der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, sondern die Regierung geht unmittelbar an den bestimmten Nachfolger über. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand

ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten, von Reichsverwesern geführt. (S. d. Art. Vicarius.)

Wahlstadt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlstadt, ein großes Dorf in Schlesien unweit Liegnitz an der Katzbach. Heinrich II., Herzog von Schlesien, lieferte in dieser Gegend am 9. April 1241 den Tartarn eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tartarn siegten. Zum Andenken an diese Schlacht ist das Dorf Wahlstadt erbaut worden. In eben dieser Gegend siegte der preußische Feldmarschall Blücher am 26. August 1813 über ein französisches Heer (s. d. A. Katzbach), und wurde deßwegen und wegen seiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Wahlverwandtschaft heißt in der Chemie die Neigung, welche gewisse Stoffe haben, sich mit gewissen andern, gleich- oder ungleichartigen, sobald sie mit denselben in Berührung kommen, zu verbinden. Diese Verwandtschaft, welche auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, zeigt sich auf verschiedene Art modificirt bei tausend Erscheinungen. Durch sie werden Körper gebildet und zerstört. Man unterscheidet drei Hauptarten der chemischen Wahlverwandtschaft. Die erste ist die zusammensetzende oder mischende, vermöge welcher sich zwei oder mehrere Stoffe von ungleicher Beschaffenheit zu einem neuen, in seinen Theilen völlig gleichartigen Ganzen verbinden, wie z. B. Salz und Wasser, Silber und Scheidewasser u. s. w. Viele rechnen hieher auch die Anneigung oder anneigende Verwandtschaft, nach welcher zwei ungleichartige Stoffe der Dazwischenkunft eines dritten vermittelnden bedürfen, um sich zu einem gleichartigen Ganzen zu verbinden, z. B. Fett, Oel und Wasser, welche sich mittelst des Alkali's zu Seife verbinden. Die zweite Art der Verwandtschaft ist die einfache und besteht darin, daß zwei ungleichartige Stoffe, welche zu einem gleichartigen Ganzen verbunden sind, sich bei dem Zutritt eines dritten trennen und einer derselben mit diesem dritten, wegen der nähern Verwandtschaft zu ihm, sich zu einem neuen Ganzen bildet, der andre hingegen für sich bleibt. So gehen Essig und Kreide leicht eine Verbindung ein. Schüttet man aber reines Laugensalz hinzu, so verläßt der Essig die Kreide, welche nun als Pulver erscheint, und zieht die Verbindung mit dem Laugensalze vor. Die dritte Art der Wahlverwandtschaft endlich ist die mehrfache, wenn zwei zusammengesetzte Stoffe sich bei der Berührung in ihre Bestandtheile scheiden und diese Bestandtheile mehr als Eine neue Verbindung eingehen. Setzt man z. B. zu einer Auflösung des Kalksalpeters im Wasser mildes angeschossenes Laugensalz, so verbindet sich das Sauerstoffgas dieses Salzes mit dem Kalke zu rohem Kalke, die vom Kalke getrennte Salpetersäure aber und das reine flüchtige Alkali bleiben im Wasser aufgelöst und vereinigen sich beim Abrauchen zu Crystallen eines entzündlichen Salpeters. — Ohne Zweifel ist diese merkwürdige Erscheinung der Wahlverwandtschaft eine Art der Attraction; worauf sie aber beruhe, wissen wir nicht. Man hat sich bis jetzt begnügen müssen, durch wiederholte Versuche die Wirkungen der vorzüglichsten Wahlverwandtschaften und Zersetzungen in eine Tabelle zu bringen; aber auch damit ist man noch weit vom Ziele entfernt und vieles ist noch ungewiß, da die Wirkungen, welche die Stoffe in Berührung gegenseitig ausüben, sich nicht nach der Masse, sondern nach innern Eigenschaften der Materie richten.

Wahnsinn, chronisches Irreseyn, oder anhaltender Verlust der Freiheit des Bewußtseyns über die geistige Thätigkeit des Menschen im wachenden Zustande. Es ist die andere Hauptclasse des Irreseyns der Seele, und steht, dem fieberhaften Irreseyn, (Delirium, Phantasien im Fieber) gegenüber, ist an der Regel ohne Fieber, wenigstens rührt es nicht davon her. Der Wahnsinn, (die Verrücktheit) erstreckt sich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, und ist dann partieller Wahnsinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder setzt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder; im ersten Fall heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodischer Wahnsinn. Man kann eine wesentliche Unterscheidung der Arten des Wahnsinns nur dadurch festhalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rücksicht nimmt, in welcher ursprünglich oder hauptsächlich die Freiheit des Bewußtseyns verloren gegangen ist. Demnach ging der Wahnsinn entweder vom Erkenntnißvermögen aus, stellt sich als Geisteskrankheit, mit falschen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, dar, und kann mit dem Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bezeichnet werden; oder er entsteht im Empfindungs- oder Gefühlsvermögen der Seele, offenbart sich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen Narrheit oder Melancholie. (S. diese Artikel.) Geht von beiden Arten des Wahnsinns auch ein krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltsame Handlungen über, so heißt es Tollheit, Manie, Raserei. Was das Verhältniß betrifft, in welchem sich Vernunft und Verstand bei dem Wahnsinn befinden, so ist dieß bei beiden nicht auf gleiche Weise gestört. Am meisten leidet jedesmal die Vernunft, sobald die Freiheit des Bewußtseyns verloren ist, weil jene zunächst mit dem Bewußtseyn in Verbindung steht. Daher fehlt bei dem Wahnsinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtseyn der Zweckmäßigkeit der Handlungen, und der Urtheilskraft. Dagegen der Verstand in Bezug auf einige Objecte zwar irre seyn, in allen andern aber seine Thätigkeit ungehindert fortsetzen kann, so daß ein Wahnsinniger wohl in vielen Stücken noch Verstand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft ist. Bei den Gemüthskranken bemächtigt sich zugleich meistens irgend eine falsche Vorstellung des Gemüths so sehr, daß dieses davon ganz eingenommen wird, und kein anderer Gegenstand mehr Eindruck auf dasselbe macht, als der mit jener in Verbindung steht. Eine solche Vorstellung nennt man die fixe Idee des Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantasie so lebhaft, daß sie die Vernunft und das Bewußtseyn in Betreff dieser Vorstellung verdunkelt. Ist sie mit Lustigkeit verbunden, und zieht das Gemüth auf äußere Gegenstände, so wird es die mit Narrheit bezeichnete Art des Wahnsinns; ist sie trauriger Art, und versenkt das Gemüth in sich, so wird es Melancholie. Die nächste und wesentliche Ursache des Wahnsinns besteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs im Gehirn, welches der Thätigkeit des Bewußtseyns angewiesen ist, durch welche organische Veränderung die Störung jener Thätigkeit anhaltend gemacht wird. Diese krankhafte Veränderung im Gehirnorgan kann in einer abnormen Reizung, oder in einer bleibenden organischen Umänderung bestehen, kann sowohl örtlich, in dem Organ selbst, seinen Grund haben, z. B. in einem mechanischen Druck von Anhäufung lymphatischer Flüssigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer consensuellen abnormen Einwirkung von dem Nervensystem des Unterleibes aus nach diesem Organe hin, z. B. von einer heftigen und regelwidrigen Erregung dieser Nerven durch materielle Reize, narkotische

Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß spirituöser Getränke u. s. f. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Seele selbst veranlaßt werden, durch einseitige Cultur des Geistes, übermäßige und zu anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. zu vieles Nachhängen der Spiele der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses, oder zu heftige Bewegungen des Gemüthes, z. B. das Versinken desselben in Leidenschaften, die Erschütterungen desselben durch heftige Affecte. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr das Subject organische oder psychische Anlage dazu hat, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen dann auch meistens die Art des Wahnsinnes selbst. Die organische Anlage besteht in einer besondern Beschaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Structur und Masse, und einer Störung von abnormer Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Ueberströmung des Nervenäthers aus demselben vermittelst der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was die psychische Anlage betrifft, so sind besonders gewisse Stimmungen und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiesucht den Geist zu Verrücktheit und Wahnwitz, und Hochmuth (Egoismus) und Liebe das Gemüth zu Narrheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlassende Ursache vereint bestimmen als Resultat die verschiedene Art des Wahnsinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, müssen um so sorgfältiger alle Veranlassungen vermieden werden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist um so schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er sich der Narrheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert, je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Selten bleibt der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehrere und geht aus einer Art in die andere über. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall; im Tode allemal. H.

Wahrsagen, Wahrsager, Wahrsagerkünste. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Glückseligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den cultivirtesten, so wie bei den rohesten, Wahrsager und Wahrsagerkünste hervorgebracht. Die ältesten schriftlichen Urkunden, die wir besitzen, die heiligen Bücher der Juden, reden davon, und erzählen, daß der erste König dieser Nation, Saul, die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und eben dieser König war schwach genug, kurz vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben kostete, die bekannte Wahrsagerin zu Endor, zu consuliren. Die Aegyptier und Griechen hatten ihre Orakel (s. d. Art.); das berühmteste derselben bei den letztern war das zu Delphi. Bei den Römern war Wahrsagen- und Zeichendeuterkunst in ein System gebracht, und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schlau bedienten. Die Priester, welche die Wahrsagerei kunstmäßig trieben, beobachteten den Flug oder Gesang der Vögel, (Augures, Auspices) oder un-

tersuchten die Eingeweide der geschlachteten Opferthiere, (Haruspices) und fanden darin gewöhnlich die Vorbedeutungen, die irgend eine Partei wünschte. Den Kennern der alten Literatur ist das Werk des Cicero, de Divinatione, (über Wahrsagungen und Ahnungen) bekannt. Unsre deutschen Altvordern bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewisser Reiser und geheiligter weißen Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen suchte. Vorzüglich schrieben die Deutschen einigen Weibern eine besondre Seherkraft zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die Welda und die Alrunen (s. d. Art.). Als bei der zunehmenden Verbreitung der christlichen Religion die heidnischen Orakel ihr Ansehn verloren, und auf Befehl einiger christlichen Kaiser nach und nach ganz verstummten, traten in der Folge biblische Orakel an ihre Stelle. So wie die Griechen und Römer, jene ihre Sortes Homericas, diese ihre Sortes Virgilianas etc. hatten, so wurden bei den Christen, vom dritten Jahrhunderte an, die Sortes Sanctorum gewöhnlich. Man suchte nämlich den Willen Gottes in Rücksicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andre Religionsübungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des Alten oder neuen Testaments auf, mit der Ueberzeugung, daß die erste in die Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Nicht bloß Privatpersonen bedienten sich dieses Mittels, die Zukunft zu erforschen, auch bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders bei den Wahlen der Bischöfe und Aebte, wurden von den Geistlichen selbst diese heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehrere Kirchenversammlungen diese Sortes Sanctorum in ihren Beschlüssen verwarfen, und einige Päpste sie selbst bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den Capitularien Carls des Großen vom J. 789 wird untersagt, daß Niemand sich unterstehen solle, die künftigen Schicksale vermittelst der Psalmen und Evangelien vorherzusagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte dieser Mißbrauch bis zum 14ten Jahrhundert fort, und er scheint jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andere Arten, die Zukunft vorherzusagen, als Chiromantie (s. d. Art.) und Astrologie (s. d. Art.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle diese geheimen Wissenschaften haben zwar, eben so wie die Wahrsagerkünste der Zigeuner, in cultivirten Ländern ihr ehemaliges Ansehn verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch seltner, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finstern ihr Wesen mit Kartenschlagen, Prophezeien aus der Caffetasse u. s. w. Wem ist wohl das zu gewissen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ꝛc. unbekannt, womit es bei manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgesehen ist. Die Landesherrn haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. Namentlich setzte die sächsische Polizeiordnung vom Jahr 1661 auf das Wahrsagen, Crystallsehen u. dgl. sehr harte Strafen. Allein der Aberglaube läßt sich so leicht nicht ausrotten. Es ist eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Zeiten, in denen große Ereignisse geschehen oder erwartet werden, immer fruchtbar an

Propheten sind; so war es im Anfange des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges. Auch wir sahen unlängst in unserm, für so aufgeklärt geachteten 19ten Jahrhunderte den schwäbischen Bauerpropheten Müller (s. d. Art.), und nicht Wenige, die an ihn glaubten.

Währung ist der Werth einer Münze nach einem gewissen Münzfuße ausgedrückt, z. B. preußische Währung, d. h. in dem Werthe, als die Münze in Preußen cursirt.

Währwolf, Wärwolf, ein in einen Wolf verwandelter Mensch; ein Geschöpf des Aberglaubens in vorigen Zeiten.

Waid, eine bekannte Pflanze, die zum Färben gebraucht wird, und eine gute, dauerhafte blaue Farbe gibt. Diese Pflanze erfodert einen von Natur guten, und gut bearbeiteten Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel der Pflanze geht ziemlich tief in die Erde, und treibt fünf bis sechs Blätter, die den eigentlichen Färbestoff liefern, aber erst im zweiten Jahre zu brauchen sind. Wenn die Blätter anfangen, gelblich zu werden, so werden sie abgenommen, getrocknet, auf der Waidmühle klar gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Kugeln verfertigt, welche die Färber verbrauchen. Der vorzüglichste Waid wird im südlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im Brandenburgischen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in Schweden ist die Cultur desselben bekannt. Ehemals wurde in Frankreich und in Thüringen der Waidbau sehr stark betrieben, und der Handel mit diesem Producte war bedeutend und einträglich, weil man noch keinen andern Färbestoff zum Blaufärben kannte. Allein der von den Holländern in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts aus Ostindien eingeführte Indigo that dem Waid Abbruch. Noch mehr aber hat der Waid von seinem Ansehn verloren, nachdem, seit etwas mehr als hundert Jahren, der Bau des Indigo in Westindien und Südamerika stärker betrieben, und dieses ausländische Product häufiger in Europa eingeführt worden ist. Der Indigo wird mit Recht vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe gibt; der Waid gibt dagegen eine dauerhaftere Farbe. Die Färber können den Waid bei ihren Arbeiten nicht ganz entbehren. Obgleich also der Waidbau, wegen der vorerwähnten Ursachen sehr vermindert worden ist, so wird er doch noch immer betrieben, und die während des nun geendigten Krieges gehemmte Zufuhre des Indigo hat den mehrern Gebrauch des Waids nothwendig gemacht.

Waidalotten hieß eine Priesterclasse der heidnischen Preußen. Ihr Geschäft bestand darin, dem Volke die Aussprüche der Götter bekannt zu machen, es zu unterrichten und zu segnen. Daher auch ihr Name Waidalotten, nämlich von Waidin, Wissenschaft oder Lehre. Ihr Ansehen war geringer als das der Sigonoten.

Waisenhäuser, der ursprünglichen Absicht nach eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um arme, verlassene und hülflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen, und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen; Waisenkinder sind vorzüglich Kinder des Staats, weil sie seines Schutzes und seiner Vorsorge mehr bedürfen, als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hülfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfodert es selbst der Vortheil des Staats, sich ihre gute und zweckmäßige Erziehung angelegen seyn zu lassen, um nützliche Bürger, gute Hausmütter und sorgsame Erzieher

rinnen des kommenden Geschlechts aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter Pueris und Puellis alimentariis verstand, kann nicht wohl mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der zum Besten der Waisen sehr viel that, die beiden Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigentlichen Waisenerziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, werden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung ist jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, so auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland finden sich in den Reichsstädten die ersten Institute dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das 16te Jahrhundert hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen vater- und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden denn Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter Einer Aufsicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde im J. 1572 ein Waisenhaus errichtet. Später ahmten die Regenten Deutschlands und die Magistrate der ihnen unterworfenen Städte diesen Beispielen nach. Eins der berühmtesten, wo nicht das allerberühmteste in Deutschland ist das von dem verdienstvollen A. H. Franke (s. d. Art.) zu Halle 1698 errichtete Waisenhaus. Die den Waisenhäusern in vielem ähnlichen Findelhäuser sind fast überall weit früher als jene entstanden. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisser Classen von Staatsbürgern besondre Erziehungsanstalten errichtet (militärische Erziehungshäuser in einigen Staaten; Erziehungshäuser für die Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion in Frankreich). Diese Anstalten haben zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung, und sind nach andern Grundsätzen, als unsre gewöhnlichen Waisenhäuser organisirt. — Was man früher nachtheilig und zweckwidrig gefunden hatte, die Waisen bei Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat sowohl, als für die Kinder selbst angesehen, und es erhoben sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser; ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab daher im J. 1779 als Preisaufgabe eine, auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von diesen beiden Arten der Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten sey, auf. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hamm: Ueber die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder durch einzelne Beköstigung (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: Ueber die Erziehung der Waisenkinder (Hamburg 1781). Die Resultate, welche aus den Untersuchungen über jene Preisfrage hervorgehen, sind übereinstimmend ungünstig für die Waisenhäuser ausgefallen. Durch sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sey, die Kinder in auswärtige Verpflegung zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen und weit-

läuftigen Gebäude, der Aufseher und Lehrer, die Zuschüsse, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht, fallen dann weg. Aber noch größer und in seinen Folgen wichtiger ist ganz unläugbar der Vortheil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern entstehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht mehr Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre physische Gesundheit und selbst ihre Moralität — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig gesorgt wird, und bei einer zu großen Anzahl Kinder gesorgt werden kann — werden unstreitig besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmigen Beschäftigungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müssen allerdings die Pflegeältern der Waisen gehörig ausgewählt, und immer unter einer genauen Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten werden. Die Pfleglinge müssen den Directoren der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt, über sie und ihre Aufführung müssen genaue Register mit Sorgfalt geführt werden. Einige Waisenanstalten werden besonders deßwegen gerühmt, daß sie die von ihnen entlassenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Waisenhaus zu Frankfurt am Main Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen wollen, Mädchen, wenn sie, bei fortdauernder guter Aufführung, das 20ste Jahr erreicht haben und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andere löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häusern fortbestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neuern Zeiten für die partielle Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehrern Orten die Waisenhäuser abgeschafft, und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der offenbare Erfolg davon ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben, und eine sehr verminderte Mortalität unter den Kindern gewesen. Es ist keineswegs zu bestreiten, und die Erfahrung beweist es, daß einsichtsvolle und menschenfreundliche Directoren solcher Anstalten vielen Gebrechen derselben abhelfen, und das Wohl der ihrer Oberaufsicht anvertrauten Jugend befördern können. Aber es ist schon ein mißlicher Umstand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einsichten und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geschäften belasteten Mannes abhängen müssen. Sollen Waisenhäuser noch ferner beibehalten werden, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber ist darauf zu sehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwachse. Unter einer großen Menge von Kindern ist die Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer und tadelnswürdiger Fehler, der sich bei vielen Waisenhäusern befindet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derselben Anstalt vereinigt. Zu Torgau waren ehemals in dem 1730 errichteten Armen- und Waisenhause von beiden Classen über 300 Personen in einem Gebäude vereinigt. Man erkannte das Nachtheilige dieses Beisammenseyns der Kinder mit alten und kranken Personen, und sonderte sie (1801) nicht ohne großen Kostenaufwand von einander, jedoch nur in Ansehung der Wohnzimmer; außer diesen waren sie immer noch bei einander. Auch diesem Uebelstande half die Weisheit der Regierung ab, hob (1811) die längst als nachtheilig erkannte Verbindung

der Armen-, Waisen- und Zuchthäuser im Hauptwerke auf, und versetzte jede Classe an einen besondern Ort. (S. hierüber: Rulf, Wie sind Waisenhäuser anzulegen? Göttingen 1783. Riecke, Soll man Waisenhäuser beibehalten? Stuttgart 1806. Pflaum, Ueber Einrichtung der Waisenhäuser. Stuttgard, 1815.)

Walchern, die vornehmste der seeländischen Inseln, zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie wird durch das Wasser Sloe von Zuidbeveland getrennt, und ist in vier Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt werden und gegen die Ueberströmung und Hinwegspülung durch Dämme und kostbare Seedeiche verwahrt werden müssen, doch schützen auch auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluthen. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Waizen, besonders aber herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört jetzt zum Bezirk Middelburg der Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg mit 13,200 Einwohnern; auch hat sie den guten, aber ungesunden Hafen Vliessingen.

Wald (böhmischer und bayerischer). Vom Fichtelgebirge aus, das die Quellen des Mains, der Nab, der Saale und Eger aussendet, zieht sich südwärts gegen das Ufer der Donau, da, wo sie die Ilz aufnimmt, eine waldbedeckte Bergkette hinab, der böhmer Wald genannt, dessen höchste Spitzen der Arber, Rachel u. s. w. (6000—7000 Schuh hoch) sind, und der Bayern und Böhmen scheidet. Der Strich Landes, welcher zwischen dem böhmer Wald und der Donau, ein Dreieck bildend, eingeschlossen liegt, heißt der baierische Wald. Es ist ein rauhes Bergland, wo nur Hafer und Flachs gedeiht, und hie und da an den Abhängen Obstbau; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarbeiten u. dgl. beschäftigen hauptsächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eisenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Der Hauptort ist die Stadt Cham, an dem Einflusse des Chams in den Regen gelegen, in der frühesten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber schon im 11ten Jahrhundert ausstarben. Außer Cham nennen wir noch Furt, Viechtach, Zwisel, und im untern Walde Wolfstein, Gravenau, Deggendorf und Wegscheid. Die Bewohner dieses Ländchens, Wädler genannt, sind kräftig, genügsam, kühn aber roh, verschlagen und starrsinnig. Sie hängen am Alten und haben vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterscheidet sich vielfach von der bayerischen Mundart, ist volltönig aber nicht rauh zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und ist reich an Vocalen; statt des klanglosen er endigen die Substantive sich auf a, z. B. Kihna statt Kinder; so gehen auch die Verba nicht auf en, sondern auf a aus, wie z. B. bringa u. s. f. Der Volksmährchen und Volkslieder findet man hier in den Spinnstuben noch viele; und des Sommers schallen sie aus dem Munde der Hirtenknaben von allen Bergen nieder. An geistigen Anlagen gebricht es den Wädlern nicht, das haben Schmiedel, der Verfasser der ersten Reise um den Laplatastrom, Gschrag, Thürriegl, der Bevölkerer der Sierra Morena, der Marschall Luckner, Osterwald, Lippert, Stattler u. s. w. bewiesen.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck wurde ehemals zu dem oberrheinischen Kreise gerechnet; es gränzt gegen Süden und Osten an Churhessen, gegen Westen und Norden an die jetzige

preußische Provinz Westphalen. Das Fürstenthum hat einen Flächeninhalt von 20 Quadratmeilen mit ungefähr 46,000 Einwohnern, enthält 13 Städte, 1 Marktflecken, 41 Pfarr- und 55 Kirchdörfer, 42 Weiler, Schlösser und Rittersitze, und ist in 9 Aemter getheilt. Der Boden ist größtentheils steinicht und mit Waldungen bedeckt, doch wird noch mehr Getraide erbaut, als der Bedarf der Einwohner erfordert; die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Producte sind Eisen, Blei und Kupfer, Goldsand findet sich in der Eder; auch gibt es Marmor- und Alabasterbrüche. Die Einwohner sind größtentheils, so wie das fürstliche Haus selbst, lutherischer Religion, doch leben auch viele andre Religionsverwandte unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer Ackerbau und Viehzucht und den Arbeiten in den Berg- und Eisenwerken, beschäftigen sie sich mit Verfertigung grober Tücher und andrer wollnen Zeuge, und mit Garnspinnen. Die schon seit langer Zeit eingeführten Landstände bestehen aus den Rittergutsbesitzern, den deputirten Städten und dem Bauerstand. Die sämmtlichen Einkünfte des Fürsten sollen über 400,000 Gulden betragen, wovon 50,000 Gulden von dem Ertrag der Bäder zu Pyrmont herfließen. Ganz abgesondert von dem Fürstenthume Waldeck ist die dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d. Art.). Die ehmals gräfliche, seit 1682 fürstliche Familie von Waldeck gehört mit unter die ältesten in Deutschland. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehn des Gesammthauses Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehnshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westphälischen Frieden (1648) bestättigt wurde. Durch den Beitritt zum rheinischen Bunde (d. 18. April 1807) erlangte der Fürst die völlige Souverainität. Der jetzt regierende Fürst Georg, der seinem verstorbenen Bruder am 2. Sept. 1812 in der Regierung folgte, trat 1814 von dem rheinischen Bund wieder ab. Bei dem Bundestage zu Frankfurt hat der Fürst mit den Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenstein nur eine Gesammtstimme, bei der weitern Bundesversammlung aber, oder im Pleno, eine Stimme. Sein Contingent zum Bundesheere im Frieden ist auf 250 Mann angesetzt, nach dem angenommenen Maßstabe der Bevölkerung von 50,000 Seelen, wozu die Grafschaft Pyrmont mit 4500 Einwohnern gerechnet worden. Zum ehemaligen Kreiscontingente stellte Waldeck zwei Compagnien; sein Contingent zum rheinischen Bunde betrug 400 Mann. Das Militär des Fürsten besteht aus 1800 Mann, wovon jedoch ein großer Theil im Dienste des Königreichs der Niederlande steht. — Die Hauptstadt des Fürstenthums ist Corbach, mit 400 Häusern, 1600 Einwohnern und einem guten Gymnasio. Zu Arolsen, einer kleinen, gut und regelmäßig gebauten Stadt, ist die eigentliche Residenz des Fürsten. Das Residenzschloß ist ein ansehnliches Gebäude, in welchem sich auch sämmtliche Landescollegia befinden.

Waldenser. Diese als Vorläuferin der Reformation und Bewahrerin des Protestantismus im Mittelalter berühmte christliche Secte verdankt dem Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen, obwohl einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Waldenser“ lieber von Vallis, Vallée ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Waldus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, vertheilte den Erlös seiner Güter unter die Armen und sammelte sich durch seine Pre-

digten zahlreiche Anhänger, meist aus der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leoniſten oder Arme von Lyon wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Inſabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt und oft mit den Katharern, Paterinern, Albigenſern und andern Ketzern, deren Schickſale ſie theilten, verwechſelt wurden. Verachtung des ausgearteten Klerus und Widerſetzlichkeit gegen die römiſche Hierarchie hatten die Waldenſer mit andern Secten des Mittelalters gemein; aber indem ſie über die Abſicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbeſſern und das Wort Gottes in der Landesſprache für jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten und, was in ihr und dem apoſtoliſchen Alterthum nicht gegründet ſey, verwarfen, legten ſie es auf eine Reform der ganzen chriſtlichen Kirche an, ſagten ſich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römiſchen Kirche gänzlich los und bildeten eine abgeſonderte Religionsgeſellſchaft, die der Papismus wegen deſſen, was ſie nicht glaubten, mit dem Fluch der Ketzerei belegte. Dieſer traf ſie ſchon 1184 auf dem Concilium zu Verona, doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren ſie erſt, nachdem ſie ſich im ſüdlichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünſtigung der Grafen von Toulouſe und Foix befeſtigt hatten, in dem Ketzerkriege gegen die Albigenſer (ſ. d. Art.). Viele Waldenſer flohen damals (1209—1230) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt ſie nicht, in Languedoc wußten ſie ſich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix ſie auf die grauſamſte Weiſe vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten und erſt im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenſer aus Frankreich vertrieben. In der Mitte des 14. Jahrh. waren einzelne Haufen dieſer Secte nach Calabrien und Apulien, wo ſie bald unterdrückt wurden, andere nach Böhmen gekommen und hießen hier Grubenheimer, weil ſie ſich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Dieſe verloren ſich ſpäter unter die Huſſiten und die böhmiſchen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apoſtoliſche Ordination ihrer Biſchöfe ab. Dagegen fanden ſie eine bleibende Heimath in den von der Natur befeſtigten Thälern des weſtlichen Piemonts und gründeten hier eine beſondere Kirche, die, mit allen auswärtigen Waldenſern verbunden, bis jetzt der Hauptſitz ihrer Secte geblieben iſt. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium ſelbſt, das ſie nebſt einigen Katechismen in ihrem alten, aus franzöſiſchen und italiäniſchen Sprachelementen gemiſchten Patois beſitzen. In dieſer romaniſchen Volksſprache wurde auch ihr höchſt einfacher Gottesdienſt bis 1603 gehalten. Da in dieſem Jahre ihre alten Barben (Barbes, Oheime, Lehrer) ausgeſtorben waren, erhielten ſie Prediger aus Frankreich und ſeitdem wird bei ihnen franzöſiſch gepredigt. Dieſe Lehrer bilden jedoch keinen beſondern Prieſterſtand und ergänzen ſich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beſchränken ſich auf Taufe und Abendmahl, von dem ſie Calvins Vorſtellung annahmen. Die Verfaſſung ihrer meiſt mit Weinbau und Viehzucht beſchäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zuſammenhängen, iſt republikaniſch; jeder ſteht ein aus Aelteſten und Diaconen unter Vorſitz des Predigers zuſammengeſetztes Conſiſtorium vor, welches die ſtrengſte Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten ſchlichtet. Seit ihrer Entſtehung waren die Waldenſer durch reine Sitten, Fleiß und Betriebſamkeit vor ihren catholiſchen Nachbarn ausgezeichnet und als

die besten Unterthanen geachtet. Aber obgleich ihre heftigsten Feinde ihnen diesen Ruhm zugestehen mußten, hat der Fanatismus des catholischen Klerus ihnen doch viele unverdiente Verfolgungen bereitet. Schon 1440 wollten die Dominicaner sie in Piemont, wie in Frankreich, mit Feuer und Schwert bekehren; noch schlimmer erging es ihnen, nachdem sie im 16ten Jahrh. mit den Reformirten in kirchliche Gemeinschaft getreten waren. Denn nun trafen sie die nächsten Ausbrüche der papistischen Wuth über die Fortschritte der Reformation, deren Grundsätze sie schon über drei Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat Saluzzo angesiedelten wurden bis 1633 gänzlich vertilgt und die in den übrigen Thälern, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulosesten Hinterlist durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und viele schmählich ermordet. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehre und nächst ihrer eignen Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der protestantischen Mächte endlich eine neue, obschon beschränktere, Bestätigung ihrer Freiheiten durch den am 18ten Aug. 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch französischen Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protestantische Länder. Sie verbanden sich in London mit den französischen Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der französischen Gemeinde, die zum Theil aus waldensischen Flüchtlingen entstand; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von diesen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preußische Fürsprache durch neue Zusicherungen des turiner Hofes 1725 Grenzen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in ihren alten Thälern von Lucerne, Perusa und St. Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte und zählen daselbst gegen 17,000 Seelen. Einige Hunderte jener Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionseifer der tübingischen Theologen sehr erschwerten Unterhandlungen 1699 im Würtembergischen an, wo ihre Nachkommen jetzt in 10 Gemeinen 1600 Köpfe stark sind. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Cultus und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten zurück. E.

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Wales, eine brittische Provinz im Westen von England, zwischen den Grafschaften Chest, Shrop, Hereford und Monmouth, dem irischen Meere und dem bristoler Canale. — Als England von den Sachsen besetzt wurde, zogen sich in die hohen Gebirge dieses Landes die Britten zurück; sie behaupteten ihre Unabhängigkeit bis 1282, wurden aber erst unter Heinrich VIII. ganz von den Königen von England besiegt und dem Reiche einverleibt. Seitdem mußten sie sich zwar immer nach ihren Beherrschern bequemen, doch behielten sie ihre eigenthümliche Sprache, die alte kymmrische, und ihre Nationalsitten und Gebräuche bei, die sie noch jetzt von der großen Masse des englischen Volks unterscheiden. — Wales, ein Land von 299 Q. Meilen, ist überall mit hohen Gebirgen bedeckt, worunter sich drei verschiedene Ketten unterscheiden, aber zwischen diesen Gebirgen breiten sich bald weitere, bald engere Thäler aus,

die von vielen kleinen Flüssen bewässert werden. Das Land hat Ueberfluß an Weiden, aber nur wenigen Ackerbau; Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Waleser, die, obgleich so nahe dem industriereichen England, beinahe nichts von seiner Cultur in ihre Wohnsitze übertragen haben. Ihr wichtigster Industriezweig ist die Flanell- und Wollenstrumpfweberei; doch gibt es auch wichtige Eisenhütten, die das in der Provinz gewonnene Eisen verarbeiten und jährlich gegen 1,090,000 Ctnr. Gußeisen produciren; aber das auf Anglesea gewonnene Kupfer, nahe an 60,000 Ctnr., wird meistens auf englischen Hütten verarbeitet. Auch die Fischerei ist an den Küsten sehr ansehnlich. Die Volksmenge betrug 1811 607,380 Köpfe, meistens anglicanischer Religion, doch leben unter ihnen viele Catholiken und Methodisten. — Wales macht seit 1586 einen integrirenden Theil der Krone Englands aus, und beschickt das Unterhaus mit 24 Deputirten. Es zerfällt in Süd- und Nordwales; jeder dieser Theile besteht aus sechs Grafschaften. Der erstgeborne Sohn eines Königs von England wird zum Prinzen von Wales ernannt.

Walken heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung wird zugleich sein Zusammenfilzen, d. i. seine größere Dichtigkeit bezweckt. Man walkt das gewebte Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulösen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen, (Urin, Schweinekoth, Walkererde,) und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewassers in einem Troge (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. F.

Walkererde ist eine Thonerde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt sich sehr sanft und glatt an, glänzt mit dem Nagel gerieben, und schäumt wie Seife im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in sich saugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutschland Walkererde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuge durch Treten u. s. w. verstanden schon die ältesten Griechen, wie uns Homer berichtet.

Walkyren, Walkyrier, eigentlich Balkyrëur, waren nach der nordischen Mythologie (s. d. Art.) die Schicksalsgöttinnen der Kämpfenden, welche der Kriegsgott Odin zu den Schlachten sendet, um die, welche im Kampf fallen sollen, auszuwählen und den Sieg nach Willkür zu lenken. Ihr Name wird verschiedentlich abgeleitet (von Walur, die Niederlage, der Fall und Kyria, Kiora, erkiesen, wählen, nach Andern von Welia, Wählen; endlich auch von Walhalla — weil man glaubte, daß sie die Seelen der Erschlagenen in des Odins Residenz Walhalla abholen sollten.) Die Edda nennt deren vierzehn (1. Th. 31. Fab.); sie gehören zu den Asinnen, dienen in Walhalla den Einheriern, reichen ihnen Bier und Trinkgeräth. Auch spricht die Voluspä von ihnen, Saxo Grammaticus, der sie Waldjungfern oder Nymphen nennt, erzählt im dritten Buche seiner Geschichte, daß sie dem Dänenkönig Hother erschienen und ihm offenbart, wie sie unsichtbar das Glück der Schlachten leiten, ihren Freunden Hülfe und Beistand leisten, und ihren Feinden Unglück bringen; daß sie dem König Hother ein hieb- und stichfestes Kleid sollen geschenkt und entdeckt haben, auf welche Weise er seinen Feind, König Balder, besiegen könne. Ihre Verwandtschaft mit den Homerischen

Keren hat Jac. Wagner in seiner Schrift Homer und Hesiod bemerkt, welcher zugleich erinnert, daß ihre Namen einzelne Momente der Schlacht, z. B. Schwertergeklirr, Schildgerassel, Fluchtgeschrei ꝛc. bezeichnen.

Wall ist im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befestigenden Platz umgibt, um ihn der Einsicht des Feindes zu entziehen und vor dessen Projektilen zu schützen, während die darauf erbaute Brustwehr die Vertheidiger desselben deckt. Hiernach hat zwar jedes einzelne Werk der permanenten Befestigung einen Wall, da dessen Eigenschaften sich aber immer in den allgemeinen Bestimmungen vorfinden und nur verschieden modificirt werden, so berühren wir hier bloß den Hauptwall, der den innern Theil der Festung umschließt. Dieser muß 1. hoch genug seyn, um sowohl die schon angegebenen Zwecke zu erfüllen als auch das vorliegende Terrain zu überhöhen; 2. genugsame Stärke besitzen, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehn zu können, und 3. hinlängliche Breite haben, damit hinter der Brustwehr theils Raum für die Vertheidiger und das Geschütz, theils auch ein Weg zu der Veränderung und der Aufstellung des letztern übrig bleibt. (Wallgang, den Vauban zu 36 Fuß annimmt. — Hier unterscheiden sich die Wälle der Außenwerke wesentlich, denn sie bedürfen theils dieser Breite nicht, theils wird sie auch deßhalb vermieden, um dem Feinde keinen Raum zur Erbauung von Breschbatterien zu lassen). Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe, die zur sichern Unterbringung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensiv-Casematten genannt, und zur Verhinderung jedes Etablissements im bedeckten Wege oder auf der Contrescarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befestigenden Raum einschließen, und bildet wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Bastionen erlangt (s. d. Art.). Der Theil des Walles, der zwei solche Werke verbindet, heißt die Courtine (Mittelwall), die von den Fleeten der Bollwerke bestrichen wird, und deren Länge daher von der Lage und Höhe jener abhängt; die Facen der Bollwerke bilden mit der Courtine den Umriß der Festung; beyde werden durch die Flanken mit einander verbunden.

Wall (Anton), oder mit seinem wahren Namen Ch. L. Heyne, wahrscheinlich im Jahre 1751 geb. zu Burgstädt, einem Städtchen im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war. Von seiner frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, besonders aber Staatsrecht, Politik, und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirt und sich dabei mit dem Studium der neuern Sprachen beschäftigt hat. Mit physischer und geistiger Kraftanstrengung studirte er mehrere Jahre, und schon hier, als er keine Vorlesungen mehr hörte, verrat er oft Wochen lang nicht die Straße. Im J. 1779 trat er daselbst zuerst als Dichter auf; es erschienen von ihm Kriegslieder mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preußische Grenadier (Gleim) den Anstoß gegeben hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre zwei Lustspiele. Sie befinden sich auch im komischen Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk (Leipz. 1777—86, 10 Thle.) nämlich die beiden Billets, nach Florian, und die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, nach Collé, überhaupt fällt in diese, wie schon Andere bemerkt

haben, ziemlich prosaischdürftige Zeit die Hauptperiode seines schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich gefielen die beiden Billets in ihrer classischen Bearbeitung, durch ihre wirklich originale Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere so sehr, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind und daß sie sogar mehrern Lustspieldichtern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter welchen wir nur den Bürgergeneral von Göthe nennen. Wall selbst lieferte später 1791 in demselben Geiste eine höchst gelungene Fortsetzung der beiden Billets im Stammbaume; eine zweite Fortsetzung, die Walls Unzufriedenheit mit dem Göthischen Bürgergenerale veranlaßt hatte, ist durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen. Im J. 1781 erschien von ihm, nach einem englischen Originale, Miß Sara Salisbury eine engländische Begebenheit, und 1781, 82 gab er ohne seinen Namen eine Uebersetzung der besten Werke der Maria Riccoboni aus dem Franz. in vier Bänden heraus. Die dramatischen Kleinigkeiten, welche 1783 herauskamen, bilden einen Theil der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des deutschen Publikums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel Bagatellen gewannen. Sie erschienen in zwei Bändchen, Leipz. 1786 und 88. Der Verfasser hatte mehrere Formen der Darstellung gewählt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr durch Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenschmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der Wilhelmine fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht verdient Antonie einer besonders rühmlichen Erwähnung. Im J. 1787 gab er uns einen Band Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günstig aufgenommen wurden. Unterdessen hatte Wall Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretär bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange privatisirt hat. Dieser Aufenthalt fällt etwa in die Jahre 1788, 89, 90, oder in die Wöllnerische Periode. Von seiner öffentlichen oder literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig laut geworden; doch ist zu bemerken, daß er wenigstens für Andere Memoriale, Auszüge aus juridischen Schriften, Gutachten und andere Aufsätze dieser Art verfertigt hat, in welchen man schwerlich den Verfasser der Bagatellen erkennen möchte. Auch wurde ihm von der preußischen Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur freien literarischen Muße ausschlug. Seit 1788, wo der zweite Theil der Bagatellen erschien, finden wir bis zum Jahre 1799, außer der genannten Fortsetzung der beiden Billets, keine weitere Spur seiner Autorschaft. Er hatte Berlin verlassen und lebte in stiller verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz in Sachsen bei dem damaligen Amtmann Drobisch als Hausfreund oder als Hauslehrer, dann in Geringswalde, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Rochlitz, bei dem Finanzprocurator Wendt. Von hier aus folgte er im J. 1798 der freundlichen Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn unter der Bedingung, für seinen Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei sich aufnahm und ihm manche Bequemlichkeiten des Lebens verschaffte. Da er in dieser Stadt gesellige Zirkel und Freunde fand, die seine Talente und Kenntnisse schätzten und denen er sich durch seine geistreiche Unterhaltung bald zu empfehlen wußte, so leuchtete die fast erstorbene Geistesflamme noch einmal auf, und plötzlich erschien unter seinem Namen 1799 Amathonte, ein per-

fisches Mährchen, und gleich darauf das Lamm unter den Wölfen, als Anhang zur Amathonte. Eine frohe Ueberraschung ergriff das Publikum, als dieser Erzähler wieder auftrat, und man wollte kaum glauben, daß er von den Todten erstanden sey. Selbst der bekannte Merkel empfing ihn in seinen Frauenzimmerbriefen mit lautem Trompetenschall. Indessen hatte A. Wall während seines Ruhestandes etwas von der natürlichen Frischheit seines Colorits verloren, er war hin und wieder geschwätzig und gefiel sich oft in einer gezierten Naivetät; doch blieben die gekannten Werke immer eine erfreuliche Erscheinung, in so fern man hoffen durfte, daß sich seine bessere geistige Natur erholen würde. Weniger gefielen Adelheid und Aimar, eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem arabischen Muster, in der That aber nach einem französischen Originale gebildet, erschien im J. 1800. Die Gemeinplätze der Liebe sind hier oft mit zu süßlicher Redseligkeit ausgesponnen. Auch ist nicht zu läugnen, daß der Ton der guten Laune in der darauf folgenden Korane noch etwas weiter herabgestimmt ist, als in der Amathonte, und daß dieser im Murad fast gänzlich verstummt. Diese beiden persischen Mährchen, die jedoch von modernen witzelnden Anspielungen nicht frei sind, kamen nach des unglücklichen Richters Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel er wieder in eine Art von Lethargie, so daß er nicht einmal den zweiten Theil des Murad geschrieben hat, wiewohl dieser unter seinem Namen erschienen ist. Mit Ausnahme einiger Gedichte, die theils in den sächsischen Provinzialblättern stehen, theils eine gelegentliche Veranlassung haben, hat A. Wall seit 1801 nichts von sich hören lassen. Vom Jahre 1805 bis 1809 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der herzoglichen Kammer. Man hoffte, daß sich in der Freiheit und Schönheit der Natur seine abgespannte Kraft stärken würde; allein mehrere Umstände, die hier besser verschwiegen werden, vereinigten sich, um ihn in jener Arbeitscheu und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Kaum verließ er sein Zimmer, um sich einmal in freier Luft zu bewegen, oder das Federvieh im Hofe zu füttern. In diesem Zustande kam A. Wall im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit, doch ohne literarische Thätigkeit 14 Wochen lang lebte. Von da kam er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau von Burghardi als Hauslehrer, und da sich dieses Verhältniß löste, nach Zedtwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, dessen jüngste Kinder er bis zum Tode des einen unterrichtete. Er hätte hier in mehrern Hinsichten eine angenehme Lage finden können; allein er verließ auch diese Stelle bald und privatisirt gegenwärtig in Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, ohne daß man von seinem jetzigen Leben und Weben etwas Genaueres angeben kann. Wenn wir einen Blick auf die frühere Laufbahn dieses von den gebildeten Deutschen so sehr begünstigten Schriftstellers werfen, so muß man freilich bedauern, daß er von seinem großen Erzählertalente und von seinen Kenntnissen keinen erfreulichern Gebrauch gemacht hat. Seiner spätern Manier bemächtigte sich in der Folge mit mehrerem Glücke Friedrich Laun. Ein getroffenes, wiewohl etwas verschönertes Bildniß von ihm findet sich vor der Korane.

Wallachei, eine osmanische Schutzprovinz, die die Osmanen Eflak nennen. Sie machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Dacien aus, erhielt im 12ten und 13ten Jahrhunderte ihre von Byzanz

abhängigen Fürsten, die nach dem Verfalle des byzantinischen Reichs bald sich an Ungarn, bald an Polen schlossen, je nachdem eines dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und wurde endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Despoten und Verfassung und den Einwohnern die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen sie für sich die drei Plätze Ibrail, Dschurdschiu und Thurnal, welche sie zur Beschützung der Donau noch jetzt besetzt halten. — Die Wallachei liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen, ein großes fruchtbares Land von 1107 Q. Meilen, das Korn, Tabak, Lein, Pferde, Schafe und Salz im Ueberflusse hat, und zu den reichsten und gesegnetsten Ländern des Erdbodens gehören könnte, wenn eine industriösere Nation es bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre. Die Einwohner, höchstens 500,000 Köpfe, sind der größern Masse nach entweder Wallachen oder Zigeuner; jene, die ursprünglichen Bewohner, ein Gemisch der verschiedenartigsten Nation: Dazier, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römer, die sich selbst Römer nennen und ein römisches Patois reden, machen einen verdorbnen Volkshaufen aus, der sich durch eine angeborne Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust, Unempfindlichkeit und unedle Sitten auszeichnet; diese, die in großer Zahl vorhanden sind, sehen sich hier, wie in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich. Die Religion beider ist die griechische. Die Verfassung ist völlig despotisch. Der Fürst oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigt und nach Gutdünken absetzen kann: er wird immer aus einer der großen griechischen Familien, die in Constantinopel wohnen, genommen, und zahlt an die Pforte einen bestimmten jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben muß. Dafür steht es dann ihm frei, das Land so methodisch auszuplündern als möglich, und meistens ist auch nur darauf sein ganzes Augenmerk gerichtet.

Wallenstein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, Generalissimus der österreichischen Armee im dreißigjährigen Kriege. — Die Geschichte hat uns die Thaten von Männern aufbewahrt, deren bloße Namen ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregen, weil diese Männer zwar große und ungewöhnliche Dinge ausführten, aber keinen andern Zweck als die Befriedigung ihres Ehrgeizes kannten, sich dazu aller, auch der verderblichsten Mittel bedienten, und nichts für das allgemeine Wohl des Menschengeschlechts bewirkten. Zu ihnen gehört auch Wallenstein, der, einst das Schrecken seiner Zeitgenossen, durch keine That sich die Achtung der Nachwelt erworben. Die große Rolle, die er spielte, und sein mächtiges Eingreifen in die Begebenheiten seiner Zeit, machten ihn zu einem merkwürdigen Manne; daher hat er auch viel Geschichtschreiber gefunden. Doch ist der Schleier, der über den letzten Act seines Lebens liegt, noch von keinem ganz gehoben worden. — Albrecht Graf von Wallenstein wurde den 14. Sept. 1583 zu Prag geboren. Er stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestantischen Religion zugethan war, in welcher auch er erzogen wurde. An dem wissenschaftlichen Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protestantischen Schule zu Goldberg in Schlesien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geschmack; sein unruhiger, aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht der Lehrmeister; bei allen muthwilligen oder tollen Streichen

war er stets der Anführer seiner Mitschüler, über die er eine gewisse Oberherrschaft ausübte. Eben so betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1599 bezogen hatte; verübte Excesse brachten ihn hier in das akademische Gefängniß. Sein Vater sah sich deßwegen genöthigt, ihn von der Universität zurückzurufen. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Carl von Burgau, eines Prinzen der österreichisch-tyrolischen Seitenlinie, der zu Insbruck residirte. Hier trat Wallenstein zur catholischen Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise erwarb er sich Welt- und Menschenkenntnisse. Eine Zeit lang hielt er sich auf der damals berühmten Universität Padua auf und studirte da Mathematik, Politik, vorzüglich aber Astrologie, eine Wissenschaft, die zu jener Zeit noch in großem Ansehn stand. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glücks, zu den großen Planen, die der ehrgeizige Wallenstein nachher entwarf, besonders angefeuert zu haben. Wallenstein hing daher auch sein ganzes Leben hindurch dieser betrüglichen Wissenschaft eifrig an. Im J. 1606 machte er bei der kaiserlichen Armee einen Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel persönliche Bravour, und wurde Hauptmann. Ein baldiger Friede (den 11ten Nov. 1606) endigte diesen Feldzug, und Wallenstein ging ohne Anstellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine sehr reiche, aber schon bejahrte Wittwe, die ihn nach einer kurzen, kinderlosen Ehe als den Herrn eines großen Vermögens hinterließ. Diese reiche Erbschaft setzte ihn in den Stand, eine glänzende Rolle zu spielen, und seine ehrgeizigen Plane in der Folge auszuführen. In einem unbedeutenden und kurzen Kriege, der im J. 1617 zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und der Republik Venedig im Friaul ausbrach, warb er auf eigne Kosten 200 Reiter, und führte sie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich durch diese sehr willkommne Hülfe in große Gunst setzte. Er zeichnete sich durch tapfres und kluges Benehmen bei dem Entsatz des von den Venetianern belagerten Gradisca aus, und erwarb sich die Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten durch außerordentliche Freigebigkeit, und durch die Sorgfalt, die er für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren, und Wallenstein nahm nun seinen Aufenthalt zu Ollmütz. Um sich in der Gewogenheit des künftigen Herrschers noch mehr zu befestigen, heirathete er in zweiter Ehe die Tochter des Grafen Harrach, eines Günstlings Ferdinands. — Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen 1619 ergriff Wallenstein die österreichische Partie, und die protestantischen Böhmen suchten vergebens ihn für sich zu gewinnen. Von diesen in Mähren gedrängt, mußte er Ollmütz verlassen, rettete jedoch die ansehnliche Landescasse und brachte sie zu Ferdinand nach Wien. Wallenstein hatte davon 12,000 Thlr. für sich behalten; mit diesen und seinem eignen Gelde warb er 1000 Mann Kürassiere an, die er dem österreichischen General Boucquoi nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er sich bei verschiedenen Gefechten aus, doch war er nicht in der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag (den 8. Nov. 1620) sondern führte unterdessen einen besondern Auftrag aus, dem Kaiser verschiedene böhmische Städte zu unterwerfen. Nach jenem Siege ging Wallenstein mit der österreichischen Armee unter Boucquoi nach Mähren, dessen feste Plätze sich den Siegern bald öffneten. Wallenstein wurde vom Kaiser zum Militärgouverneur

in Mähren ernannt, und hielt einen triumphirenden Einzug in Ollmütz. Seine von den protestantischen Böhmen vorhin eingezognen Güter wurden ihm alle zurückgegeben. Er wurde zum Generalmajor ernannt, und nachdem Boucquoi geblieben war, commandirte er gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. Der Kaiser belehnte ihn (1622) mit der Herrschaft Friedland in Böhmen, machte ihn zum Reichsgrafen, und im folgenden Jahre zum Fürsten von Friedland; Wallenstein wurde deßwegen in der Folge gewöhnlich, zum Theil aus Geringschätzung, bloß der Friedländer genannt. — Als der Krieg sich auch im nördlichen Deutschlande weiter ausbreitete, und der König von Dänemark (1625) sich an die Spitze der Stände des niedersächsischen Kreises gegen den Kaiser stellte, da befand dieser letztere sich in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Wallenstein erbot sich, auf eigne Kosten und ohne den geringsten Beitrag von Seite des Kaisers, eine Armee von 30,000 Mann aufzustellen, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber derselben zu seyn, und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandschatzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nicht ganz ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigne Kosten warb, und sich dann in Feindes und Freundes Land für seinen Aufwand entschädigte. Aber daß Wallenstein ein so zahlreiches Heer aufstellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher und unausführbarer Plan erscheinen. Dem Kaiser blieb jedoch kein andres Mittel übrig, und er nahm Wallensteins Antrag auf jede Bedingung, die dieser verlangte, an; auch erhob er bald nachher den bisherigen Fürsten von Friedland zum Herzog. Wallenstein machte nun jede Aufopferung, um sein Versprechen zu erfüllen. Sein Name und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebnen Offiziere machten, daß sich bald, zwar nicht eine Armee von 30,000 Mann, aber doch ein ansehnliches Truppencorps unter seinen Fahnen bei Eger versammelte. Von da führte Wallenstein diese Truppen (1625) nach Franken, wo das Land sie eine Zeit lang unterhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach Niedersachsen. Hier nahm Wallenstein verschiedene Städte ein, blieb in Halberstadt den Winter hindurch, und besetzte selbst einen Theil von Obersachsen. Ueberall mußten seine Truppen, deren Anzahl sich fortwährend vermehrte, von den Einwohnern unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld mit einer weit schwächern Armee entgegen, und als dieser, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, sich (im Juli 1626) durch Schlesien gegen Ungarn wendete, folgte ihm Wallenstein dahin nach, erntete aber in diesem Feldzuge keine Lorbern. Sein Heer, durch übertriebne Märsche entkräftet, und von verheerenden Seuchen angegriffen, wurde sehr vermindert. Nachdem sein kühner und gewandter Gegner, der Graf Mansfeld, gestorben war, und Bethlen Gabor mit dem Kaiser Friede gemacht hatte, ging Wallenstein (1627) aus Ungarn nach Schlesien zurück, und vertrieb aus dieser Provinz die Dänen, die sich verschiedner festen Plätze bemächtigt hatten. Er drang hierauf durch die Lausitz und die Mark Brandenburg (im Aug. 1627) in Niedersachsen ein, und nöthigte den König von Dänemark, der ihm und der ligistischen Armee unter Tilly nicht zugleich widerstehen konnte, zum schnellen Rückzug. Wallenstein eroberte in kurzer Zeit das ganze Herzogthum Meklenburg, wo er ungeheure Contributionen foderte, und drängte die Dänen nach Holstein, das er, so wie den größten Theil von Schleswig und Jütland, noch in diesem Feldzug eroberte, weil man in diesen Provin-

zen auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt. Da Wallenstein aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln nicht eindringen konnte, so nahm er seine Winterquartiere längs der Küste der Ostsee, besetzte Pommern, und dehnte seine Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund weigerte sich, österreichische Besatzung einzunehmen. Der Kaiser erklärte die beiden Herzoge von Meklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, in die Acht, und belehnte mit ihren Ländern und mit dem heimgefallenen Fürstenthum Sagan (1628) Wallenstein, den er auch zum Admiral der Ostsee ernannte. Es schien dabei die Absicht zu seyn, den Kaiser zum Herrn der Küste der Ostsee zu machen, und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in diesem Meere zu Grunde zu richten. Es blieb jedoch bloß bei dem Titel. Die Hansestädte schlugen Wallensteins Ansinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieser hatte nicht Ernst oder Kraft genug, den abenteuerlichen Plan auszuführen. Auch mißlang ihm gänzlich der Angriff auf das von Dänemark, aber noch kräftiger von Schweden unterstützte Stralsund, das er zwei Monate hindurch (vom Mai bis Juli 1628) vergeblich belagerte; er verlor dabei in verschiednen Stürmen mehr als 12 000 Mann. Die weitern Fortschritte Wallensteins in jenen Gegenden wurden durch den zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629) geschlossenen Frieden gehemmt. Die weitaussehenden Entwürfe des Kaisers, so wie das übermüthige Betragen Wallensteins und die ungeheuern Erpressungen, die er und seine Truppen selbst in neutralen Ländern verübten, bewogen die deutschen Fürsten und Stände, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) dem Kaiser das Versprechen abzuzwingen, seine Armee bis auf 50 000 Mann herabzusetzen, und Wallenstein das Commando derselben abzunehmen. Es geschah wohl mehr aus der Absicht, die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu befördern, als aus Theilnahme an den Leiden der Völker, daß Ferdinand II. sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, einen Feldherrn, der ihm so nützliche Dienste geleistet, Oesterreich gerettet und auf den Gipfel des Glücks gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzusetzen. Wallenstein, der mit dem Commando der Armee auch zugleich das Herzogthum Meklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem außerordentlichen Aufwande. Der Krieg hatte ihn sehr bereichert; man behauptete, daß er gegen 60 Millionen Thlr. an Contributionen in Deutschland erpreßt habe. Auch verschmähte er keines der Geschenke, die ihm von vielen Seiten gebracht wurden. Wallensteins Privatleben war nicht von langer Dauer. Das große und schnelle Kriegsglück Gustav Adolphs in Deutschland, dem Tilly hatte weichen müssen, und dem kein andrer fähiger General entgegenzustellen war, nöthigte den Kaiser zu dem demüthigenden Schritt, dem abgesetzten Wallenstein das Commando der Armee wieder anzutragen. Nach einigem, wohl nur scheinbaren, Zaudern nahm Wallenstein diesen Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehn des Kaisers sehr herabsetzten. Wallenstein erhielt eine unumschränkte Gewalt nicht nur über die Armee, die er commandiren sollte, sondern auch in den Reichsländern nach Willkür zu handeln, Güter zu confisciren, zu strafen und zu belohnen. Für sein Privatinteresse hatte er sich die größten Vortheile ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit versammelte Wallenstein eine Armee von 40,000 Mann bei Znaim. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und andere Städte eingenommen hatten, aber

der Uebermacht bald weichen mußten. Nachdem er sich mit den Truppen des Churfürsten von Bayern vereinigt hatte, ging er nach Franken. Hier stand Gustav Adolph, der jedoch, weil er sein Heer durch Detachirung verschiedener Corps in andre Gegenden geschwächt hatte, sich dem weit überlegnen Feinde im offnen Felde nicht entgegenstellen konnte. Der König bezog daher bei Nürnberg ein wohlverschanztes Lager, wo er die ihm zueilenden Verstärkungen abwartete. Wallenstein unternahm keinen Angriff auf das schwedische Lager, sondern verschanzte sich ebenfalls ihm gegenüber. Beide Theile beobachteten einander einige Zeit hindurch, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da Wallenstein nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolph, das österreichische Lager (den 24sten Aug. 1632) zu erstürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Die schwedische Armee wendete sich nun wieder nach Bayern, und machte da neue Eroberungen, Wallenstein aber ging plötzlich auf das unbesetzte Sachsen los, um den Churfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolph folgte ihm dahin nach, und es kam (den 16. Nov.) zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenstein, selbst verwundet, mußte mit großem Verlust von Menschen und seiner ganzen Artillerie, das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König gefallen war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. Wallenstein zog sich ohne Aufenhalt nach Böhmen zurück, und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Offiziere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; viele derselben wurden hingerichtet. Erst im Mai 1633 rückte Wallenstein wieder ins Feld, und ging nach Schlesien, wo sich eine schwedische Armee, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint, befand. Wallenstein unternahm anfangs, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, nichts Ernstliches. Diese auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Oesterreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Ob diese aber bloß die Grundlage eines zu schließenden Friedens, oder Wallensteins eignes Interesse zugleich mit betrafen, wird nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen seyn, so lange nicht bisher unbekannt gebliebne Urkunden aus noch verschloßnen Archiven mitgetheilt werden. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaisers wider Wallenstein bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen seyn. — Nachdem ein siebenwöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen Wallensteins in der übrigen Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er im Spätjahre ein schwedisches Corps bei Steinau überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte, und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin machte. Diese Operationen erregten zwar Furcht und brachten Verderben über die Länder, über welche sie sich erstreckten, bewirkten aber nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Marsch, den Wallenstein auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard von Weimar weitere Fortschritte in Bayern aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog Wallenstein bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da seine Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz wi-

der den Willen des Kaisers war, der seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Wallensteins Treue; seine Feinde am kaiserlichen Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von Wallenstein gemachten Verschwörung vor, deren Zweck seyn sollte, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden und einiger protestantischen deutschen Fürsten zu behaupten. Die Gefahr wurde dem Kaiser als sehr dringend vorgestellt. Ferdinand II. erließ daher (den 18ten Febr. 1634) ein Mandat, in welchem er Wallenstein des Commando's der Armee entsetzte, und ihn für einen Verräther und Rebellen erklärte. Es wurden zugleich Truppen, auf deren Treue man sich verlassen konnte, beordert, um sich Wallensteins todt oder lebendig zu bemächtigen. Wallenstein verließ sein bisheriges Winterquartier Pilsen, und ging nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Gränze und den schwedischen Truppen näher zu seyn. In der Lage, in der Wallenstein sich jetzt befand, schien freilich ihm nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern, und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen seyn. Wallensteins Ermordung machte allen seinen, wirklichen oder vermutheten Planen ein plötzliches Ende. Einige Offiziere der Garnison zu Eger, sämmtlich Irländer von Geburt, größtentheils von Wallenstein bisher sehr begünstigt, waren die Werkzeuge zu Wallensteins Untergang. Am 24sten Febr. 1634 wurden bei einem, in dieser Absicht von den Verschwornen veranstalteten, Gastmahl vier der vertrautesten Freunde Wallensteins plötzlich überfallen und getödtet. Die Verschwornen überfielen hierauf Wallenstein selbst in seinem Schlafzimmer. Von einer Partisane durchbohrt, fiel er ohne Gegenwehr, im 52. Jahre seines Lebens. Kein Arm erhob sich, um seinen Tod zu rächen. Ohne Gepränge wurde er, der im Leben ausschweifende Pracht geliebt hatte, begraben. Ihn beweinte allein eine trauernde Wittwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschloßne, herrische Mann nicht. Ganz andre Empfindungen hatte der Tod seines großen Gegners, Gustav Adolphs, erregt. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei Wallenstein fand, wurde eine Beute der Verschwornen und ihrer Gehülfen. Man hatte sich seiner sämmtlichen Papiere bemächtigt, aber es ist davon nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das seine Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen, und zum Theil denjenigen gegeben, die seinen Untergang hatten befördern helfen. — Wallenstein war von großem starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst, kalt und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An seiner immer reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig. Er verschwendete viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne bizarre Zusammensetzung. Er besaß viel Klugheit, Menschenkenntniß und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei seine eignen Absichten zu verbergen. Gegen die, welche von ihm abhingen, war er hart, und nicht selten grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu seinen Zwecken brauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Das Glück begünstigte die mei-

sten seiner Unternehmungen. Mit persönlicher Bravour verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst, und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber stehenden großen Taktikern, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, nicht verglichen werden kann. Ohne Achtung für die Religion selbst, war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrer Seits wieder haßte. Ueber die Vorurtheile seines Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor seinem Tode von ihm trennte, war der italienische Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiserlichen Hofe erkauft war, um ihn irre zu leiten. — Die jedem gebildeten Deutschen bekannten dramatischen Dichtungen Schillers, Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod, sind anerkannte Meisterwerke der Kunst, aber ohne historische Treue; einige der handelnden Personen (Thekla und Max) sind bloß Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallfahrten, s. Prozessionen.

Wallfisch, (lateinisch Balaena, franz. Baleine), das größte aller uns bekannten Thiere, dessen eigentlicher Aufenthalt gegen den Nordpol, besonders um Grönland und Spitzbergen ist, gehört, seiner ganzen körperlichen Einrichtung wegen nicht zu den Fischen, sondern zu den Säugthieren, und zwar zu derjenigen Ordnung derselben, welche die Naturforscher unter dem Namen der Cetaceen begreifen. Er hat warmes Blut, bringt seine Jungen lebendig zur Welt, und nährt sie eine Zeit lang mit seiner Milch. Die größten Wallfische, die man gegenwärtig noch fängt, sind 60 bis 70 Schuh lang; in vorigen Zeiten aber, da ihnen noch nicht so häufig nachgestellt wurde, hat man welche von 100 Fuß Länge und drüber gesehen. Der ungeheure Kopf macht mehr als ein Drittheil des ganzen Thieres aus. Die Haut des Wallfisches ist schwarzgrau, von der Dicke eines Daumens, hart und glänzend, hin und wieder mit einigen Haaren besetzt, und oft mit Pflanzen, Corallen und Muscheln überdeckt; der Bauch des Thieres ist weißlicht. Aus seinen beiden Nasenlöchern spritzt er Strahlen Wasser, das er mit seiner Nahrung eingeschluckt hat, mit großem Geräusche in die Höhe, und man kann diese Fontainen auf dem Meere in ziemlicher Entfernung sehen. Wenn im Juni und Juli die Wallfische in großer Menge beisammen sind, so sehen diese Wasserstrahlen, die sie ausblasen, in der Ferne einer großen Stadt mit rauchenden Schornsteinen nicht unähnlich. So groß dieses Thier auch ist, so wird es doch bisweilen die Beute kleinerer Thiere, als des Narwals, Hayfisches ꝛc. die gefräßiger und besser bewaffnet sind. Der Wallfisch ist nicht sehr gefräßig; er nährt sich größtentheils von Seewürmern und Polypen, die auf dem Grunde des Meeres sind, und die er mit seinen breiten und biegsamen Kiefern zusammenfegt und in das Maul sammelt. Das Fleisch des Wallfisches ist eßbar, aber hart und thranig; die Zunge und der Schwanz sind noch am schmackhaftesten. Das wichtigste am Wallfische sind die 500 Barden im Oberkiefer, die ausgesotten und in schmale Ruthen gerissen, das bekannte Fischbein geben. Die mittelsten dieser breiten, handdicken, riemenartigen Barden sind gewöhnlich über 5 Fuß lang. Aus dem Specke des Thieres wird der Fischthran gezogen. Ein einziger Wallfisch soll bisweilen 100,000 Pf. Speck haben und über 150 Tonnen Thran geben. Der beste Thran ist der, welcher von selbst ausläuft; der nachher noch ausgekochte ist schlechter. Die beiden Knochen der Unterkinnlade werden, wenn sie gereinigt sind, in Grönland als Thorwege aufgestellt, oder auch zu andern Geräthschaf-

ten gebraucht. Aus einigen Theilen des Wallfisches wird Leim gekocht, und die Sehnen brauchen die Grönländer als Faden. — Den Namen Wallfisch leiten einige von dem alten Worte bal, groß, andre von der lateinischen Benennung balaena her.

Wallfischfang, wurde in frühern Zeiten von den Biscayern an den spanischen Küsten, und von den Bewohnern der Küsten von Schottland, Irland und England betrieben. Der Wallfisch wurde nach und nach aus diesen Gegenden verscheucht, und zog sich von den Küsten weg, und immer weiter nach Norden zu. Am Ende des 16ten oder zu Anfange des 17ten Jahrhunderts brachten die Holländer den großen grönländischen Wallfischfang in Aufnahme. Die Biscayer, welche die andern Nationen in dieser Art des Fischfangs unterrichtet hatten, und besonders als sehr geschickte Harpunirer bekannt waren, haben wegen der Concurrenz diese Beschäftigung aufgegeben. Gegenwärtig wird der Wallfischfang am stärksten von den Holländern, Engländern, Hamburgern, Russen und Dänen betrieben. Man rechnet, daß jährlich ungefähr 400 Schiffe, die man Grönlandsfahrer nennt, auf den Wallfischfang ausgehen. Da dieser Fischfang jedem Privatmanne frei steht, so vereinigen sich gewöhnlich einige Kaufleute, um gemeinschaftlich ein oder mehrere Schiffe zu diesem Zweck auszurüsten. Die Schiffe sind gewöhnlich von 100 bis 150 Lasten, werden besonders eingerichtet, haben 5 bis 7 Schaluppen oder Boote bei sich, und eine Besatzung von 40 bis 50 Mann. Die Schiffe, welche zum Fischfang in der Straße Davis bestimmt sind, gehen schon im März in die See; die aber, welche bei Grönland fischen sollen, reisen erst im April ab. Der eigentliche Wallfischfang geschieht im Juni und Juli, wo die Wallfische in Menge beisammen sind, und im August oder September kommen die Schiffe wieder zurück. Wenn alles gut von Statten geht, so können von den 400 Schiffen in den zwei Monaten leicht 2000 Wallfische gefangen werden. Der gewöhnliche Gewinn eines einzelnen Schiffes wird, bei völlig günstigem Erfolg, im Durchschnitt auf 20,000 Thaler angeschlagen. Aber die Kosten der Ausrüstung sind auch sehr bedeutend, und die Erwartung wird nicht immer erfüllt. Der Fang selbst geschieht auf folgende Art. Sobald auf dem Schiffe das Signal gegeben wird, daß ein Wallfisch sich zeigt, werfen sich die Leute in die ihnen bestimmten Schaluppen. Der Harpunirer, der die Harpune nach dem Wallfisch wirft, steht vorn, ein andrer läßt die Leine, an welcher die Harpune gebunden ist, und welche in Menge und wohlgeordnet vorhanden seyn muß, nachschießen, die übrigen Leute rudern. Man sucht den Fisch zu überfallen, während er durch seine Nasenlöcher Wasserströme bläs't. Ist man ihm nahe genug, so wird die Harpune nach ihm geworfen. Der verwundete Fisch schießt entweder vorwärts, oder geht in das Wasser unter das Eis; die Leine muß alsdann so schnell als möglich nachgeschossen werden. Die Schaluppe folgt dem Fische, wenn er vorwärts geht; entsteht aber dabei Gefahr, so wird die Leine gekappt, und der Fisch ist für diese Schaluppe verloren. Wird der Fisch aber ruhig, so sucht man ihn an sich zu ziehen, tödtet ihn alsdann mit Lanzen, und zieht ihn an das Schiff. Hier wird ihm der Speck von den Speckschneidern, die ihm auf dem Leibe stehen, abgeschnitten, im Schiffe zerhackt und in Fässer gepackt, um auf dem Lande Thran daraus zu sieden. Eben so werden ihm auch die Barden ausgeschnitten.

Walhalla, Walhalla ist, nach der nordischen Mythologie, der Wohnort für die im Kampf gegen den Feind gefallnen Helden, aber

nur für diese, und nicht für Männer, welche eines natürlichen Todes sterben. Dieser Ort wird von den Dichtern als sehr lieblich, mit Gold prächtig ausgeziert, geschildert. Die Helden, die ihn bewohnen, heißen Enherion (Enherian); sie werden hier von Odin (s. diesen Artikel) mit Fleisch und Milch bewirthet, und von den Walkyrern, Göttinnen von niederm Range, bedient. Die tägliche Beschäftigung dieser Helden ist, in dem Hofe von Wallhalla mit einander zu kämpfen, und sich gegenseitig zu tödten; sie werden dann wieder lebendig, und trinken des Mittags in Walhalla mit einander. Auch die Streitrosse der Helden sind hier bei ihnen. Die Männer, welche nicht in der Schlacht, sondern vor Alter oder an Krankheit sterben, kommen nach der Erzählung der Dichter in traurige Gegenden, wo Hel (Hela), eine feindselige Göttin, herrscht.

Wallis (Prinz von), Regent von Großbritannien, s. Regent (Prinz).

Wallis (Caroline Amalie Elisabeth Prinzessin von), Gemahlin des Prinz Regenten von England, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, Georgs III. Schwester, ward geboren den 17ten Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (seit dem 8ten April 1795) erhielt sie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pf. Einige Monate nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, ihrer Tochter (7ten Jan. 1796), führten Zwistigkeiten sehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz schrieb nämlich an seine Gemahlin den 30sten April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinstimmten, sie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; selbst dann, wenn ein Unfall seine Tochter beträfe. Die Prinzessin antwortete ihm den 6ten Mai, daß sie den Bedingungen, die er selbst, nicht sie mache, sich unterwerfe; daß sie aber, damit es nicht scheine, als ob sie die Trennung gewollt, seine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müsse, weshalb sie eine Abschrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieser Entfernung lebten sie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzessin beleidigend waren, den König veranlaßten, gewisse, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzessin mit dem Capitain Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith, — man sprach sogar von einem Knaben, der ihr Sohn sey, — untersuchen zu lassen. Diese „delicate investigation" wie man sie nannte, ward dem Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter selbst den Herzog von Kent ab, und ihr Ausspruch war, die Prinzessin sey weder schwanger gewesen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Austin aber, den sie erziehe, sey das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commissarien dem Könige bemerken zu müssen, daß das Betragen der Prinzessin nicht frei von Unbedachtsamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Opposition stand, schrieb zur Vertheidigung der Prinzessinn eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Ministerium kam, wurden sowohl die Untersuchungsschriften als dieses Buch selbst unterdrückt. Um jedoch die Unschuld der Prinzessin zu erklären, machte ihr der König zu Blackheat einen förmlichen Besuch, zeichnete sie auch sonst öffentlich aus. Dasselbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erschien bei Hofe und in der Oper, in Begleitung eines ihrer eifrigsten Vertheidiger, des Her-

zogs von Cumberland. Auch bestätigte, unter Percevals Ministerium, eine Entscheidung des Geheimen-Raths nicht nur die Freisprechung der Prinzessin, sondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihre Handlungen der Unbedachtsamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute sich, daß die Prinzessin eine Anklage siegreich niedergeschlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt hätten; doch widersprach Lord Erskine diesem Gerücht durch einen Brief, den er an Lady Douglas schrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenseitige Störung, bis die Prinzessin sich den 14ten Jan. 1813 schriftlich bei dem Prinz Regenten beklagte, daß die Besuche, die sie von ihrer Tochter empfange, immer seltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz schickte den Brief zweimal unerbrochen zurück. Das drittemal nahm er ihn an; und zum Erstaunen Aller, von denen nur wenige diesen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Hrn. Brougham, den Rathgeber der Prinzessin, als den Verfasser. Schon wollte die Opposition (die Herren Whitbread, Burdet u. A.) die Sache der Prinzessin führen, als der Prinz Regent dieselbe der Prüfung des Geheimen-Raths übergab. Dieser entschied einmüthig, daß die der Prinzessin gemachten Beschuldigungen verleumderisch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maßregeln, welche den Umgang zwischen Mutter und Tochter einschränkten, seyen nothwendig und müßten auch ferner bestehen. Nun verlangte die Prinzessinn in einem Briefe, den sie an den Sprecher des Unterhauses schrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern stürmischen Wortkämpfen die deßhalb gemachten Anträge der Mitglieder der Opposition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und seine Gemahlin sich gegen das Unterhaus schriftlich erboten, ihre Aussagen, die sie 1806, die Schwangerschaft und die Niederkunft der Prinzessin um den 1sten Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commissarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen, während zwanzig andere Aussagen und drei ministerielle Entscheidungen die Prinzessin ganz frei gesprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der braysten Generale in der englischen Armee gehalten, und seine Gemahlin steht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England besuchten, ward die Prinzessin von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieser Zeit (August 1814) hat sie, wahrscheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlassen, und mehrere Reisen in Deutschland und andern Ländern gemacht. Sie begab sich nach Wien, — wo sie jedoch weder bei Hofe erschien, noch von einem Prinzen des kais. Hauses einen Besuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reis'te sie über Algier, Tunis und Constantinopel nach Jerusalem. Aus Palästina brachte sie dem heiligen Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog sie ein von ihr erkauftes schönes Landhaus am Comer-See; doch hält sie sich abwechselnd an verschiedenen Orten, vorzüglich in Rom, auf. Sie genießt ein Einkommen von 100,000 Pf. Viele Personen in ihrem Gefolge tragen den Orden des heiligen Grabes und den von ihr gestifteten Carolinen-Orden. Was öffentliche Blätter im J. 1817 von gefährlichen Nachstellungen gegen ihre Person, die man in Genua und Como versucht, erzählt haben, scheint nicht begründet zu seyn. Die Prinzessin selbst ließ 1817 in Deutschland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reisen und mehrern Begebenheiten

ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Englischen übersetzten, Mémoires de la princesse de Galles, sind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatsachen anführt.

Wallis (Charlotte Auguste Prinzessin von), die Tochter, wurde den 7. Januar 1796 in Carltonhouse geboren. Da der Prinz von Wales, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und schon Besorgnisse in Rücksicht der Erbfolge entstanden waren, so erwartete die ganze brittische Nation mit Aengstlichkeit ihre Geburt. Die ersten Jahre der Kindheit brachte die Prinzessin unter den Augen der Mutter zu, die mit besonderer Liebe und Sorgfalt über sie wachte; späterhin kam sie unter die Aufsicht der Lady Clifford, und der Bischof von Exester wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rücksicht auf ihre große Bestimmung, einst die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und sie mußte sich vom Morgen bis zum Abend mit denselben beschäftigen. Man versichert auch, daß sie mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Alten bekannt, und mit der Geschichte und Statistik der europäischen Staaten, insbesondere mit der Verfassung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut gewesen sey. Sie sprach mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, sang und spielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landschaften nach der Natur mit Geschmack. Ihre Schreibart war gefällig, und sie liebte den höhern Styl der englischen Poesie leidenschaftlich. Sie wäre unter jedem Verhältnisse eine Zierde ihres Geschlechtes gewesen, und war es besonders auf der glänzenden Höhe, auf der sie stand. Kaum der Kindheit entwachsen befand sie sich schon unter Umständen, die Festigkeit und volle Charakterstärke forderten. Bei dem unseligen Mißverständnisse zwischen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte sie sich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Aeltern sich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Wir haben dieser Verhältnisse schon in der Biographie ihrer Mutter erwähnt. Jetzt nahte die Zeit, wo sie vermählt werden sollte. Das englische Volk erwartete mit Sehnsucht diesen Zeitpunkt. Der junge Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl bestimmt und das Volk wünschte diese Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten, dem Charakter und den Interessen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Oxford in der brittischen Armee in Spanien gedient und sich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umstände, vor allem das Widerstreben der Prinzessin selbst, vereitelten diese Verbindung. Inzwischen war sie zu dem Alter gelangt, wo sie öffentlich erscheinen konnte, und ward also an ihrem 19. Geburtstage 1815 bei Hof eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbstständigkeit und Hoheit der Gesinnungen; sie äußerte oft, daß die Königin Elisabeth das Vorbild einer Königin von England seyn müsse, und man wollte sogar bemerken, daß sie mit Elisabeth einige Aehnlichkeit gehabt habe. — Im Jahre 1814 war der Prinz Leopold von Coburg im Gefolge der Alliirten Souveraine nach England gekommen. Seine Bildung und sein zartsinniges Benehmen machte Eindruck auf das Herz der Prinzessin, und es wurde ihm erlaubt, um sie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge persönlicher Neigung, was auf Thronen so selten der Fall ist, wurde am 2. Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte seine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzessin fand täglich mehr Ur-

sache, mit ihrer Wahl zufrieden zu seyn, und ihr Leben floß unter den stillen Freuden häuslicher Glückseligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beisammen; ritten zusammen aus, besuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichste Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton selten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tische zeichneten sie zusammen, und Abends ward Musik gemacht oder vorgelesen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnsucht, die Erbfolge gesichert, und die Prinzessin, die es hochverehrte, Mutterfreuden genießen zu sehen. Die erste Schwangerschaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald schöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzessin befand sich wohl, bis sie am 5. Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde sie von Krämpfen befallen und verschied. Dieses unglückliche Ereigniß versetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefste Betrübniß und erschütterte ganz England.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais; von dem lateinischen valles, wegen der vielen Thäler, die darin sind), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, gränzt an die Cantone Waadt, Bern, Uri und Tessin, und hat auf 92 Quadratmeilen 63,600 Einwohner, mithin nur 1187 Menschen auf einer Quadratmeile. Dieses Land, das ehemals stärker bevölkert war, wird in Ober- und Unterwallis getheilt, besteht aus 16 kleinern Thälern und einem großen Hauptthale, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zum Ende, von der Rhone durchströmt wird. Auf der Mittags- und Mitternachtsseite wird Wallis von hohen Bergen eingeschlossen. Clima und Producte sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt, und es herrscht da die größte Kälte. Die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht, und bringen Getraide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Unter den Bergen sind die merkwürdigsten: der Grimselberg, die Furca, der Simplon und der große St. Bernhard (s. d. Art.). Hier sind die pininischen Alpen, die von dem großen St. Bernhard (sonst mons Pininus) den Namen haben und sich von diesem Berge an durch das Land bis an die Furca erstrecken. Es gibt hier gute mineralische Bäder; die Rhone und andre Flüsse bilden interessante Wasserfälle. Ueber den Bernhard und Simplon gehen Hauptstraßen nach Italien und ein starker Waarenzug. Die Einwohner sind alle der catholischen Religion zugethan, und sprechen, nach Verschiedenheit der Gegend, deutsch, französisch und italienisch. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. Die ursprünglichen Einwohner wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Im J. 1032 kam das ganze Land an das deutsche Reich. Kaiser Konrad II. überließ Unter-Wallis an Savoyen. Ober-Wallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unter-Wallis, und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der im J. 1529 mit der ganzen Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten (confoederati, Alliés) der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als im J. 1802 neue Un-

ruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter franzöſiſchem Einflusse, ganz von der Eidgenoſſenschaft ab, bildete eine für sich beſtehende Republik, und nahm eine demokratiſche Verfaſſung an. Frankreich übte eine gewiſſe Schutzherrſchaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Geſandten vertreten, und hielt die Päſſe des Landes, die ihm wegen der Communication mit Italien sehr wichtig waren, beſetzt. Auf Napoleons Befehl wurde vom Jahre 1801 an die berühmte, 7½ deutſche Meilen lange, im J. 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliſer die bei Anlegung dieſer Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwiſchen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, ſo erklärte Napoleon am 12ten November 1810 die ſchon längſt gehegte Abſicht der Einverleibung und vereinigte das ganze Land, unter dem Namen des Departements des Simplon, mit Frankreich. Die Ereigniſſe im J. 1814 änderten auch das Schickſal dieſes Landes. Durch die Generalacte des wiener Congreſſes vom 9. Juli 1815 wurde das walliſer Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt, und in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Der ganze Canton iſt in zwölf Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinden beſteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen beſondern, aus verſchiednen Mitgliedern beſtehenden Rath. Die höchſte geſetzgebende Gewalt hat der allgemeine Landtag, der aus einer beſtimmten Anzahl von Deputirten der Zehnten beſteht, unter denen auch der oberſte Geiſtliche des Landes, der Biſchof von Sitten, Sitz und Stimme hat. Die vollziehende Gewalt übt ein, von dem allgemeinen Landtage gewählter, aus vier Mitgliedern beſtehender Staatsrath. Der Canton ſtellt als Truppencontingent 1280 Mann, und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfniſſen des Bundes 9600 ſchweizer Franken. Die Hauptſtadt des Landes iſt Sitten (franz. Sion) mit 5000 Einwohnern, der Sitz des Biſchofs.

Wallonen nennt man im engern Sinne die Bewohner des zwiſchen der Schelde und der Lys gelegnen Landſtrichs, wozu ein Theil des ehemaligen franzöſiſchen Flanderns und die jetzigen franzöſiſchen Departements des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne aber verſteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und zum Theil des ehemaligen Hochſtiftes Lüttich, welche die ſogenannte walloniſche oder altfranzöſiſche Sprache reden, die von Einigen für den Ueberreſt der alten galliſchen Sprache gehalten wird. In den ältern geographiſchen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Länder noch nicht haben, wird ein wälſches oder walloniſches Flandern und ein walloniſches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, ſo viel als Waſſer oder Meer — weil dieſe Völker in Rückſicht Deutſchlands nach dem Meere zu wohnen — oder von dem alten deutſchen Worte Wahle, welches einen jeden Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälſchland ſtatt Italien — bedeutete. — Die walloniſche Garde, welche ſonſt einen Theil der kön. ſpan. Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß dieſe Truppen aus dem walloniſchen Theile Flanderns, ſo lange es unter ſpan. Herrſchaft war, gezogen wurden.

Wallrath (lat. sperma ceti) iſt der Name einer ſehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Materie, welche in den größern Höhlungen und beſonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarkes heruntergehenden Canale des Caſchelotts oder Pottfiſches, in der Geſtalt eines

milchweißen Oels gefunden wird, die aber, sobald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich verdickt, und zu einem halb durchsichtigen Talg sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Behandlung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der gute Wallrath ist glänzend weiß, fett, und süßlich von Geschmack; der gelbliche und thranige taugt nichts. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er nicht ranzig werde. Er wird als Medicin innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Der Caschelott oder Pottfisch, der zum Geschlecht der Wallfische gehört, beinahe die Größe des Wallfisches hat, und mit seinem ungeheuern Rachen klafterlange Hayfische verschlingen kann, wird vorzüglich des Wallraths wegen aufgesucht. Er wird an den Küsten von Nordamerika, bei den capverdischen Inseln und in der Südsee gefangen. — Man hat auch eine weiße Materie, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet, und für den verschütteten Samen der Wallfische (daher der lateinische Name sperma ceti) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig Graf von), zuletzt kaiserl. österreichischer Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiserl. Truppen im Königreiche Neapel, ist geboren zu Wien am 9. Febr. 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig Graf von Walmoden, als königl. großbrittanischer Gesandter angestellt war. Er trat früh in das hannöversche Leibgarderegiment, im J. 1790 aber in königl. preußische Militärdienste. Er verließ sie, als Preußen in Folge des basler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, trat in österreichische und machte hier vom J. 1796 alle Feldzüge mit, worin er sich als trefflichen Parteigänger auszeichnete. Er wurde ebenfalls in diplomatischen Aufträgen gebraucht, und unterhandelte und schloß den Subsidienvertrag zwischen England und Oesterreich, als dieses im J. 1809 von neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (den 5. und 6. Juli) bei, und erkämpfte sich an diesen merkwürdigen Tagen den Theresienorden. Nach dem wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits bis zur Stelle eines Feldmarschalllieutenants aufgeschwungen hatte, Divisionair in Böhmen, wo er meist in Prag, fern von politischen Berührungen, lebte. Im Februar 1813 trat Walmoden mit gleichem Charakter in russische Kriegsdienste, wo er zum Chef der deutschen Legion bestimmt war, die jedoch nicht organisirt wurde. Er zeichnete sich in diesem Feldzuge gegen Napoleon und seine Verbündeten sowohl im eignen Obercommando als unter dem Kronprinzen von Schweden aus. Sein Sieg an der Gorde, die Vernichtung der französischen Division Pacheux, die kluge und kühne Behauptung von Meklenburg gegen Davousts Uebermacht, der Feldzug in Schleswig, Holstein und Jütland, machen ihm viel Ehre. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ Walmoden die russischen Kriegsdienste und kehrte nach Oesterreich zurück. Im Anfange des Mais 1817 erhielt er an die Stelle des Grafen Nugent, der in neapolitanische Dienste trat, die Stelle des Oberbefehlshabers der im Königreiche Neapel zurückgebliebenen österreichischen Truppen. Ein scharfer durchdringender Verstand, ein besonnener Ueberblick alles dessen, was zu Ausführung eines Unternehmens erfoderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens. Für eigentlich kühne gewagte Unternehmungen scheint er

nicht gestimmt, allein dafür wird er desto sicherer sein Ziel erreichen, das er seinen Kräften angemessen zu wählen weiß. Er ist persönlich tapfer und scheut die Gefahr nicht. Er besitzt viel Kenntnisse und viel Bildung für die Welt. Für die höhere Gesellschaft eignet er sich durch seine Sitten und die Gabe gut zu sprechen. Haß und Neid kennt er nicht, und selbst sein Ehrgeiz, der, edlerer Natur, keine Aeußerlichkeiten zum Ziel hat, ist ohne Leidenschaft. Deßhalb will er nie mehr scheinen als er ist, und selbst dieß lernt man nur durch seine Thaten erkennen.

Walpole (Robert, Graf von Orford, Herzog von Newcastle und Pair von Großbritannien), einer der berühmtesten englischen Minister des vorigen Jahrhunderts, geboren 1674, starb 1745. Er studirte zu Caton und Cambridge, ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, erst 26 Jahr alt, von einem kleinen Flecken zum Deputirten ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit vortheilhaft aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsätzen getreu. Im J. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegssecretärs. Als aber zwei Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, und Marlborough gestürzt wurde, verlor auch Walpole seine Stelle, wurde von seinen Gegnern angeklagt, und selbst ins Gefängniß gebracht. Im J. 1713 wurde er wieder als Parlamentsglied gewählt, und zeigte sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestantischen Erbfolge in England. Als Georg I. (1714) den brittischen Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; Walpole wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt, und erlangte bald ein großes Ansehn. Im J. 1721 wurde er Kanzler der Schatzkammer, oder welches eben so viel ist, erster Minister, und behauptete sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, zwanzig Jahre hindurch in diesem Posten. Es ist aus der Geschichte bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und seine Minister scheuten jedoch den Krieg, und suchten ihm durch geschickte Unterhandlungen und mächtige Allianzen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anwendeten — starke Subsidien an auswärtige Mächte und öfter Ausrüstungen großer Flotten — waren Ursache, oder wurden wenigstens als Vorwand gebraucht, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Millionen Pfünd Sterlinge betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. Walpole wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Bestechungen an, um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich selbst über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten, sehr energischen Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Ueberhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei alle dem war Walpole ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes lag ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben empor zu bringen, und seine Bemühungen deßwegen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er auch jeden Krieg so viel möglich zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Tractat nicht erfüllte, sah er sich, ganz wider seine Neigung, genöthiget, der allgemeinen Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England laut, und vielleicht nicht ohne Grund, über sein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entschluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige

Maßregeln ihn zu führen, und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die wenigstens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie trugen im Parlamente auf die gänzliche Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber Walpole beim weitern Fortgange des Krieges fühlte, daß sein Ansehn immer mehr abnahm und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Großbritannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pfund Sterlinge. Seine Nachfolger im Ministerio befolgten dieselben Maßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen Walpole's Geist. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Administration, besonders über die von ihm in den letztern zehn Jahren für den geheimen Dienst ausgegebenen acht Millionen Pfund Sterling, verlangten, blieb ohne Erfolg, und Walpole's Andenken ist in England noch immer in Ehren. Memoiren über Walpole's Leben und Staatsverwaltung, mit Belegen begleitet, hat der bekannte englische Schriftsteller William Coxe 1798 in drei Bänden herausgegeben.

Walpole (Horatio Lord), als witziger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur auch in Deutschland bekannt, der jüngste Sohn des ehemaligen Ministers Robert Walpole, war 1718 geboren und starb 1797. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann auf der Schule zu Eaton, wo er mit dem bekannten Dichter Gray ein Freundschaftsbündniß machte, mit dem er nachher 1739 einen Theil von Italien durchreis'te. Vom Jahre 1741 an wurde er viermal nach einander zum Deputirten im Unterhause gewählt, und zeigte bei allen Verhandlungen einen festen unbestechlichen Charakter. Aber vom Jahre 1761 an gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich auf sein durch ihn berühmt gewordnes Landhaus unweit London zurück, und widmete sich hier ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigne Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare aber von ihm nicht verkauft, sondern verschenkt wurden. Von seinen eignen Schriften sind folgende die merkwürdigsten: Verzeichniß aller englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst der Angabe ihrer Schriften — ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viel literarische Notizen enthält; kleine Aufsätze (fugitive pieces); Anekdoten über die Malerei in England — dieses Werk wurde mehrmals wieder aufgelegt und auch in andere Sprachen übersetzt; die Burg von Otranto, eine gothische Geschichte (1765) — ein grausenvoller Roman, und das Urbild aller nachher so häufig erschienenen Geister- und Gespensterromane. Sein eben so gräßliches Trauerspiel: die geheimnißvolle Mutter ((the mysterious mother) erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der auf dem Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Catharina von Rußland verkauften Gemählde und Kunstwerke, unter dem Titel: Aedes Walpolianae, und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines bereits oben erwähnten, in mehr als einer Rücksicht interessanten Landhauses bei London. Seine sämmtlichen, von ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in fünf großen Quartbänden mit 164 Kupferstichen prächtig gedruckt. Einen Auszug dessen, was darin auch für das Ausland

Interesse haben kann, hat A. W. Schlegel unter dem Titel: Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, 1800 geliefert. Walpole besaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er alles, was zu seiner Zeit in England vorgefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe alles, was seit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, selbst bis auf die kleinsten Pamphlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr voluminösen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landhauses gesorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geboren, ein Schwester des heil. Wilibald, des ersten Bischofs zu Eichstädt, und Schwestertochter des heil. Bonifaz, des bekannten Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde, ungefähr in der Hälfte des 8. Jahrhunderts, Aebtissin des neuerrichteten Klosters zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer gewesen seyn, denn man hielt sie für die Verfasserin einer lateinischen Beschreibung der Reisen des heil. Wilibald. Nach ihrem Tode († 776 oder 778) wurde sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Oel, das unter ihrem Namen im catholischen Deutschland bekannt ist, wird für sehr wirksam gegen Krankheiten der Hausthiere angesehen. Der Zufall, daß in den deutschen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen der Apostel Philipp und Jacob zugleich, auf den ersten Mai gesetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Hexenfahrt berüchtigt gewordnen Nacht vor dem ersten Mai Veranlassung gegeben, obgleich die heil. Walpurga selbst, so viel bekannt, mit den Hexen nichts zu schaffen hatte. Der erste Mai ist für die Landleute eine wichtige Epoche; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Pachtcontracte treten mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit an betrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und seiner Gehülfinnen, der Hexen, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Hexen sich aufs neue fertig machten, um Unheil anzurichten und sich deßwegen an einem gewissen Orte versammelten, um die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Man suchte dies so viel als möglich zu hindern; daher kam in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen, die an lange Stangen gesteckt wurden, herumzulaufen, oder auf die benachbarten Berge — denn nicht blos auf dem Brocken oder Blocksberge, sondern auch auf andern Bergen argwohnte man Hexenzusammenkünfte — sich zu begeben, und öfters zu schießen, wahrscheinlich um die Hexen zu verscheuchen. Wenn irgend einer dieser Gebräuche noch jetzt — denn vor nicht gar langen Jahren waren sie es — hier und da üblich seyn sollte: so dürfte wenigstens sehr zu wünschen seyn, daß es nicht aus abergläubischer Absicht sey.

Wandern. Das Wandern der deutschen zünftigen Handwerker ist ein Gebrauch, der bekanntlich bei vielen in Deutschland noch bestehenden Zünften unerläßlich ist. Der Ursprung des Wanderns oder Reisens

der deutschen Handwerker in fremde Länder zur vollkommnern Erlernung ihres Gewerbes scheint eben so alt zu seyn, als der Ursprung der Handwerker in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerke entstand in den Städten, die Heinrich I. anlegte. Unter seinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Adelichen und Freien, welche diese Züge mitmachten, nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Kunstfertigkeiten, welche man in Deutschland noch nicht kannte, zu eigen machen sollten. Dies scheint zuerst die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker fremde Länder besuchen müßten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommnen. Als nun Innungen (Zünfte) aufkamen, das heißt, als die zu ihrer Zeit zweckmäßige Einrichtung getroffen wurde, daß diejenigen, welche in einer Stadt und deren Umgegend einerlei Gewerbe trieben, in eine Gesellschaft vereinigt wurden, die zur Erhaltung unter sich gewisse, von der Obrigkeit bestätigte Gesetze (Innungsartikel) errichtete, da wurde auch das Wandern der Handwerksgesellen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Absicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man machte es selbst zur nothwendigen Bedingung, die jeder, der in eine solche Zunft aufgenommen zu werden verlangte, erfüllt haben mußte. Die gute Absicht bei dieser Einrichtung ist durchaus nicht zu verkennen. Aber so wie die Zunftverfassung selbst — über deren drückende, monopolistische Einrichtung man vor einiger Zeit sich beschwerte, und nun wieder über die Aufhebung derselben hier und da klagt — ja, so wie fast jede bürgerliche Einrichtung überhaupt, hat auch das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Die unläugbaren Vortheile des Wanderns sind, daß die jungen Leute mehr Kenntnisse in ihrem Gewerbe und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als es in ihrer Heimath, bei dem gewöhnlich sehr dürftigen Unterrichte des Meisters, möglich seyn würde, und dann, daß wenn an einem Orte der Gesellen zu viel werden, mehrere von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden, und mancher dadurch sein beständiges Etablissement erhalten hat. Wenige Ausnahmen abgerechnet ist der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern erhalten, keineswegs geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifersucht, gewisse Handgriffe selbst den Gesellen zu verbergen. Der junge Handwerker kann also nur dadurch, daß er bei mehrern Meistern und an verschiednen Orten arbeitet, sich einen höhern Grad von Vollkommenheit in seinem Gewerbe verschaffen. Aber auch vielleicht angenommen, daß ein Meister seinem Lehrlinge alles das beibrächte, was er selbst in seinem Geschäfte weiß, so würde der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Lehrherrn für den Kunstverständigsten halten, und sich in der Folge nie über das Mittelmäßige in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er mehrere Handgriffe und zugleich die zu seinem Gewerbe erforderlichen Materialien nach ihrem Ursprunge und ihrer verschiednen Behandlung kennen. Dies gilt jedoch keineswegs von allen Handwerkern ohne Unterschied, und für manche derselben scheint das Wandern in der angegebenen Rücksicht wirklich überflüssig. Die Lehrlinge mancher Handwerke könnten, wenn die Einrichtung recht gemacht würde, zu Hause eben das lernen, was sie in der Fremde lernen sollen. Aber für einen großen Theil der Handwerker trägt das Besuchen fremder Werkstätte und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche, vorausgesetzt, daß

es den jungen Leuten nicht an Kopf und ernstlichem Willen fehle, zur Ausbildung gewiß sehr vieles bei. Wider den Vortheil, daß junge Handwerker durch das Wandern ihr Unterkommen an fremden Orten fänden, hat man zwar eingewendet, daß dieser eben so leicht erreicht werden könne, wenn man durch Intelligenzblätter Nachricht gäbe, an welchem Orte für diese oder jene Art Handwerker Arbeit zu finden sey. Allein daß dabei eine für die Subjecte selbst oft sehr verdrießliche Concurrenz unvermeidlich seyn würde, läßt sich leicht einsehen. Bei allen Vortheilen, welche das zweckmäßige Wandern der Handwerker unläugbar bewirkt, sind doch auch die damit verbundenen mannichfaltigen Nachtheile nicht zu verkennen. Diese entstehen jedoch meistens aus der Individualität der Wandernden selbst, und könnten großentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherrn, so wie der Aeltern der jungen Leute selbst, verhütet werden. So wenig man es an dem die Universität verlassenden Jünglinge tadeln wird, daß er bis zu seiner Anstellung in einem Amte ein Unterkommen, sey es auch im Auslande, sucht, um während dieser Zeit seine Kenntnisse zu erweitern, und sich die zu seinem künftigen Berufe erforderlichen Fertigkeiten und Erfahrungen zu erwerben, eben so wenig darf man eine gleiche Absicht bei dem jungen Handwerker tadeln, und um des schlechten Erfolgs willen, der sich bei vielen zeigt, die Sache überhaupt verwerfen. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorkenntniß und Vorbereitung, oft wohl ohne selbst recht zu wissen, wohin sie eigentlich gehen sollen, auf die Wanderschaft. Diese müssen dann freilich ihre Erfahrungen theuer genug erkaufen. Andre finden auf der Reise kein Unterkommen, entweder weil sie zu ungeschickt sind, oder weil sie nicht Lust haben, sich an eine feste Lebensart zu gewöhnen; sie wandern daher immer weiter, und mancher wandert sein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon ist Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsscheu und bei entstehendem Mangel, Versuchung zu Betrügereien und Diebstählen. Ein andrer sichtbarer Nachtheil ist der, daß die wandernden Handwerker dem Publikum bisweilen sehr zur Last fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der geschenkten, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Gesellen mit einem festgesetzten Geschenke zum Reisegelde versehen werden. Aber auch diese Gabe ist oft so gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reisende nicht dabei bestehen kann. Man hat in neuern Zeiten den Gegenstand des Wanderns, der eine so zahlreiche Classe der Mitglieder des Staats angeht, für wichtig genug gehalten, um ihn öffentlich zur Sprache zu bringen. Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gab im Jahre 1797 die Preisfrage auf: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Unter mehrern darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl und Ortloff (zusammen herausgegeben Erlangen, 1798; des Letztern Abhandlung auch einzeln, Ebend.) den Preis. So lange die Verfassungen der Zünfte noch beibehalten werden, wird auch das damit so genau verbundne Wandern der Gesellen Statt finden müssen. Nur sind Einrichtungen nöthig, um so viel möglich Nachtheile und Mißbräuche zu verhüten. Eine löbliche Einrichtung unsrer Zeit sind die an mehrern Orten errichteten Sonntagsschulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von denen, die es selbst am nächsten angeht, vielleicht oft am wenigsten erkannt wird. In den königl. preußischen Staaten besteht schon lange ein Gesetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde

Länder streng verbietet. In einigen deutschen Provinzen sind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meistens nur local sind. Anstatt der gewöhnlichen Wanderpässe oder Kundschaften, deren leichte und unerschwerte Erlangung mannichfaltige Mißbräuche beförderte, sind in Bayern 1808 und in Sachsen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Autorität ausgefertiget werden. (S. auch: Preisschrift vom Wandern der Handwerksgesellen. Nürnberg, 1809.)

Wanken der Erdaxe oder Nutation. Dieses ist eine kleine Bewegung der Erdaxe von 18 Secunden, welche durch den Mond veranlaßt wird. Die Erdaxe durchläuft in 18 Jahren einen kleinen Strich von 18 Secunden und ist am Ende der 18 Jahre wieder gegen den Punkt des Himmels gerichtet, gegen den sie im Anfange derselben gerichtet war. Die Ursache liegt in der anziehenden Kraft des Mondes, und in der Abplattung der Erde. Man stellt sich die Sache am leichtesten in folgender Weise vor: Um den Aequator liegt ein Ring, der drei Meilen dick ist, und allmählig gegen die Pole ausläuft. Dieser Ring wäre nicht da, wenn die Erde eine vollkommne Kugel wäre. In Hinsicht des Mondes, der in 29 Tagen seine Bahn durchläuft, kann man sich die Sache so vorstellen, als wenn die ganze Mondmasse keine Kugel sey, sondern in einen Ring oder Reif vertheilt, der so groß sey als die Bahn, und um die Erde in einer Entfernung von 51,000 Meilen als ein fester Körper stehe. Wenn dieser Ring im Aequator läge, so wirkte er senkrecht auf den Ring der Erde, der um den Aequator liegt, und es fände kein Wanken der Erdaxe Statt. Allein die Mondbahn ist gegen den Aequator geneigt, und nun sucht dieser Ring den Ring des Aequators in seine Ebene zu ziehen. Dieses würde er ohne Mühe können, wenn die Erde nicht um ihre Axe rotirte. Allein ein Körper, der sich schnell um seine Axe dreht, ändert sehr schwer die Richtung seiner Drehungsaxe, und so entsteht nur die kleine Abziehung des Aequators der Erde vom Aequator des Himmels von 18 Secunden, welches dann eine Abziehung der Axe ebenfalls von 18 Secunden zur Folge hat. — Die Dauer von 18 Jahren rührt daher, daß dieser Ring, der die Mondbahn vorstellt, auf dem Aequator fortrückt und alle 18 Jahre einmal den ganzen Aequator durchläuft. — In dem Artikel Vorrückender Nachtgleichen findet sich noch einiges, was sich hierauf bezieht.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Corporationen, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür ersonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, die Familien, einzelne Personen ꝛc. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Der letzte Fall findet sich nicht selten bei Fürsten, welche Wappen und Titel von Ländern führen, die sie nicht besitzen, auf die sie aber einen Anspruch oder Recht behaupten. Solcher symbolischen Unterscheidungszeichen, die sich auf Herkunft oder rühmliche Thaten bezogen, bedienten sich Fürsten und Privatpersonen schon in ältern Zeiten. Aber von den heut zu Tage gebräuchlichen Wappen finden sich die ersten Spuren nicht eher, als in der Mitte des elften Jahrhunderts. In der Folge wurden sie während der Kreuzzüge mehr ausgebildet und verbreitet. Unsre Vorfahren entlehnten ihre Symbole gewöhnlich aus dem Thierreiche, und wählten dazu die stärksten Thiere, Löwen, Bären, Leoparden, und die Geschöpfe der Einbildungskraft, Einhörner und Greife; wer diese Thiere nicht in den Wappenschild selbst aufnahm,

brauchte sie wenigstens als Schildhalter. Den Adler führten vorzugsweise immer nur Regenten im Wappen. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedner Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind sieben Farben dafür angenommen, deren jede, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, durch Punkte oder Striche angedeutet wird. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün und purpur durch schräge, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Getheilte Schilde nennt man solche, deren Flächen mit verschiednen Farben belegt sind. Die Wappenschilde kamen erst im Anfange des 12ten Jahrhunderts auf. — Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen oder Fürstenhüte bei königlichen und fürstlichen Häusern, und die Helme bei dem Adel. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Der Rang bestimmte ehemals die Zahl der Reife an den Helmen; Kaiser und Könige hatten deren elf, Grafen sieben, Freiherren fünf, der geringere Adel drei. Auf den Helmen wurden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachin (franz. Pavillon) die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig (Wappenherold; franz. Roi d'armes), ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten. Vorzüglich hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter, die sich zum Turnier einfanden, zu untersuchen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welcher das Wappen ihres Fürsten gestickt war (Wappenröcke.)

Wappenkunde oder Heraldik ist die Kenntniß von Wappen. Wappen kann man als Hieroglyphen von Personen, Familien oder Ländern ansehen; daher man sie in persönliche, Familien- und Länderwappen eintheilt. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber ist oft Streit gewesen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemählde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldnen Adler auf ihren Schildern geführt. Suetonius berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorangetragen haben. Obgleich also einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar sind, so ist doch auf keine Weise die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turnire. Daß die Wappen bei diesen feierlichen Kampfübungen zuerst allgemeiner und nach gewissen Regeln erfunden worden, läßt sich aus folgenden Gründen darthun. Zuerst nämlich findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter

wäre, als das elfte Jahrhundert. Das älteste Grabmal dieser Art soll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg seyn, wo man das Wappen eines gewissen Wahrmund, Grafen von Wasserburg, findet; der Schild ist nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb schwarz, drüber ein Löwe und die Unterschrift: Anno domini MX. Auf den meisten übrigen Grabmälern, selbst des 11. Jahrhunderts, findet man keine Wappen, und erst im 12. scheint dieser Gebrauch allgemeiner geworden zu seyn. Der erste Papst, von dem man beweisen kann, daß er ein Wappen geführt, ist Bonifaz VIII., der von 1294 — 1303 auf dem heil. Stuhle saß. Alle frühern päpstlichen Wappen sind Erdichtungen späterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem 13. Jahrhundert durchaus keine Wappen. Die Fürsten ließen vorher bloß ihr Bildniß und ihren Namen auf Münzen prägen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprungs der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dies Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte blasen; denn so oft auf den Turniren ein neuer Ritter erschien, so mußte der Herold blasen, und, weil jener mit geschlossenem Visir auftrat, die Hieroglyphe seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dies der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dies wirklich bei den Turniren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadours aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnirfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutschen ging dieser Gebrauch zu den Franzosen über; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland schon von Heinrich dem Vogelsteller Turnire angeordnet sind, und also viel früher bei uns im Gebrauch waren, als in Frankreich. Die Franzosen bildeten aber die Turnire und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Da ferner am Hofe der normännischen Könige in England die französische Sprache herrschte, so haben sich auch in der brittischen Heraldik lauter französische Kunstausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinktur im Wappen vert, so heißt der getheilte Schild coupé, so spricht man von passant, regardant, dormant, coschant u. s. w. Dagegen hat die deutsche Heraldik fast lauter echt deutsche Kunstwörter. Endlich ist die Betrachtung der Theile eines Wappens der sicherste Beweis für den angegebenen Ursprung. Den Schild denkt man sich als einen Wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung seines Leibes vor sich hält, und unterscheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deßwegen der Helm auf das Schild gesetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, so wie auf den Turniren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man sie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der ältesten Germanen, ihren Schildern verschiedene Farben zu geben, ein Gebrauch, der in den Turniren des Mittelalters selbst eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und sich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen

der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beschützen hatte, so trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deßwegen in Felder getheilt seyn mußte. Als nun gegen Ende des elften Jahrhunderts die streitlustige Jugend fast aus ganz Europa in heiligem Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heereshaufen, Rotten und Geschlechter zu unterscheiden, wählten die Fürsten und Heerführer dergleichen Symbole, die sich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzuges, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantasie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Hause einen rothen Adler im silbernen Felde, den schon Albrecht der Bär im 12. Jahrhundert führte. Die bayerschen Markgrafen führten daſſelbe Wappen, und selbst einige aus dem luxemburgischen oder böhmischen Hause. Als aber das hohenzollersche Haus die Markgrafschaft Brandenburg bekam, nahm es sein Familienwappen an, einen von Silber und Schwarz quadrirten Schild, und erst 1466 erhielt Churfürst Friedrich II als Erzkämmerer den Scepter. Den schwarzen preußischen Adler aber verlieh der König von Pohlen als Lehnsherr den beiden brandenburg anspachischen Prinzen, Albrecht und Georg, im Jahr 1525, als ersten Lehnsherzogen von Preußen. Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß die Wappenkunde mit der Geschichte und der Genealogie so innig verbunden ist, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß diese Kenntniß auf keine Weise zu den ganz verächtlichen gehört. Freilich ist die Heraldik so reich an Kunstwörtern, daß man sie nicht ohne Wörterbuch oder umständliche Anleitung erlernen kann. Wir haben aber in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in dessen „practischer Heraldik, Nürnberg 1791," vortreffliche Handbücher. Die practischen Arbeiten des Heraldikers bestehen in dem Blasoniren, Historisiren, Kritisiren und Aufreißen der Wappen. Das Blasoniren ist die kunstmäßige Beschreibung eines Wappens. Man übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turnieren. Man legt erstlich den Schild nach seinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blasonirt man die Nebenstücke des Wappens, nämlich den Helm mit seinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menschen und Thiere, oder deren Gliedmaßen sind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Losungsworte oder Devisen und andere Nebendinge. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappens, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs nur erst im Anfang des 14. Jahrhunderts unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II. der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Man sieht, wie wichtig nicht allein für die Historie, sondern auch für die Rechte der Staaten, der Fürsten und Völker diese Untersuchung ist. Das Kritisiren eines

Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sey. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er setzt aus mehreren Wappen ein neues zusammen.

Wara, in der alten nordischen Mythologie die Göttin der Hochzeit und Ehe, welche die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine strenge Richterin der Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht.

Warburto (William), als scharfsinniger theologischer Schriftsteller und durch seine Verbindung mit Pope gleich berühmt, war den 24. Dec. 1698 zu Newark an der Trente geboren, und beschäftigte sich anfangs, nach dem Beispiele seines Vaters, mit der Advocatur. Nach einiger Zeit entschloß er sich, den geistlichen Stand zu wählen, und wurde 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch seine Abhandlung „über die Verbindung des Staates mit der Kirche," wo er auch schon sein Werk „über die göttliche Sendung des Moses" ankündigte. In diesem Werke, das 1736 erschien, suchte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es entstand daraus zwischen ihm und seinen Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von Pope's Versuch über den Menschen, wodurch die enge und dauernde Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde. Dieser machte ihn auch nach seinem Tode zum Erben der Hälfte seiner Bibliothek und zum Erben der Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften. Im Jahr 1749 vertheidigte daher auch Warburton den Character seines Freundes mit großem Eifer gegen Bolingbroke, und veranstaltete auch bald darauf eine vollständige Ausgabe von Pope's Werken. — Ungeachtet seines großen literarischen Rufes gelangte er doch spät erst zu den höhern Würden in der Kirche; erst von 1754 an war ihm das Glück günstiger. Er wurde in kurzer Zeit Capellan des Königs, Canonicus von Durham, und Bischof von Glocester. Der Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn: er überlebte ihn nicht lange, sondern starb den 7. Juni 1779. Warburton ist unstreitig einer der größten Gelehrten Englands; er verband, was so selten vereinigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen und eine höchst lebendige Phantasie, als Theolog und als Kritiker machte er länger als fünfzig Jahre gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer den schon erwähnten seine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher und seine Predigten noch anführen müssen, sind 1789 in acht Quartbänden gesammelt erschienen. Außerdem hat er auch die Herausgabe vieler fremden Werke besorgt und mit seinen Anmerkungen bereichert.

Wardein (auch Guardein), ein verpflichteter Beamte, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze Münzwardein.

Der Münzwardein hat dreierlei Proben zu machen: a) die Tiegelprobe, das geschmolzene Metall zu probiren; b) die Zainprobe, das Metall, nachdem es zu Zainen verarbeitet worden, zu untersuchen; c) die Stockprobe, die auf dem Stocke geprägten Münzen zu untersuchen. Sein Controlleur ist der Gegenwardein, der die nämlichen Proben anstellt. Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächsischen üblichen Worte, Warden, wardiren, her, das soviel bedeutet, als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein ist daher richtiger als die sonst gewöhnliche Guardein, bei welcher man das Wort aus dem Italienischen, von guardare, Achtung geben, herleitete.

Warendorf, eine preußische Stadt in dem westphälischen Regierungsbezirke Münster an der Ems, mit 570 Häusern und 3730 Einwohnern, bekannt durch seine starke Leinweberei und Leinenhandel; aber nicht alles Leinen, was unter dem Namen warendorfer Leinwand von hier aus in den Handel kommt, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, wird in der Stadt gefertigt, sondern ist ein Fabrikat der umliegenden Gegend, wo es meistens von den Landleuten im Winter, wo die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt wird.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg. Der Flecken selbst enthält etwas über 300 Häuser, ist fast durchgängig gut gebaut, und nährt sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Orts, kommt. Seinen Ursprung verdankt es den warmen Quellen, und diese sollen schon im Anfange des 12. Jahrhunderts entdeckt worden seyn; wenigstens ist dies 1275 unter Herzog Bolesław Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthard von Schafgotsch, der 1403 allhier eine Probstei stiftete, derselben, weßhalb es das Probsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch ein andres Bad, das gräfliche oder Schafgotschische. Beide sind recht gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle, welche aus dem Felsen kommt, sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in anständiger Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehrere Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 badet man nicht nur, sondern man trinkt auch. Die Morgenstunden bis 6 Uhr sind jetzt zum Trinken bestimmt. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Das Wasser gehört zu den alkalischen Schwefelwassern. Das Schafgotschische Bad enthält in 1 Pf. zu 16 Unzen nach Tschörtner: luftsaur. min. Laugensalz 5⅞ Gr., Glauberisches Wundersalz 2⅞ Gr., Selenit ⅛ Gr., Kochsalz ⅛ Gr., luftf. Kalkerde ⅛ Gr., Kieselerde ⅛ Gr., Extractivstoff ⅛ Gr., schwefelartige Luft 8 Kubikzoll. Das Probsteibad: luftf. min. Laugensalz $5\frac{1}{8}$ Gr., Glauberisches Wundersalz 2⅞ Gr., Selenit ⅛ Gr., Kochsalz ⅛ Gr., luftf. Kalkerde $1\frac{1}{8}$ Gr., Kieselerde ⅛ Gr., Erdharzstoff ⅛ Gr., schwefelartige Luft 6⅞ Kubikzoll. Ersteres hat 98 Grad, letzteres 104 Gr. Fahrenheit. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautausschlägen, Urinbeschwerden, Bleicolik u. s. w. Jetzt sind zum Aufenthalt der Fremden mehrere gute Einrichtungen getroffen worden. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf und dem Kynast, dem Zackenfall u. s. w.

Wärme. Eine gewisse Unbestimmtheit im Ausdruck zeigt sich darin, daß man sagt, Wärme verursache die Empfindung, die wir so nennen, und die Ausdehnung der Körper; und dann wieder: Wärme werde in Körpern durch Hinzufügung eines gewissen Stoffes oder durch Veränderung ihrer Theilchen hervorgebracht. In dem erstern Falle sieht man die Wärme als Ursach, im letztern als Wirkung an. Daher haben neuere Naturforscher diese Unbestimmtheit dadurch zu heben gesucht, daß sie die Ursach Wärmestoff nannten, ja einige haben diese Ursach sogar als wirklich Materielles angesehen. In wie fern dieses anzunehmen ist, wird sich am Ende dieses Aufsatzes ergeben. Wir wollen nämlich, nach Anleitung der neuesten Entdeckungen in der Naturlehre, zuerst die Eigenschaften, dann die Wirkungen, ferner die Quellen, und endlich die Natur der Wärme betrachten. 1. Von den Eigenschaften der Wärme. Wir können eher nicht die Natur der Wärme bestimmen, bis wir ihre Eigenschaften aus einander gesetzt haben. Diese sind aber von dreierlei Art: nämlich mechanische, die von den Gesetzen der Anziehung und Schwere abhangen; chemische, die sich auf die Mischung der Körper beziehen, und endlich specifische, welche sich nicht unter die vorigen bringen lassen. a) Mechanische Eigenschaften. Diese bestehen in dem Strahlen, in der Reflexion und in der Berührung, wodurch sich offenbar die Wärme dem Lichte nähert, da wir gerade diese Eigenschaften am Lichte bemerken. Daß die Wärme strahlt, daß sie sich strahlensörmig durch die Luft verbreitet, ohne unterbrochen zu werden, und ohne der Luft empfindbare Wärme mitzutheilen, ist eine Entdeckung des berühmten Scheele. Ein durchsichtiger Spiegel nämlich, der die Lichtstrahlen sammelt, bringt keine Vermehrung der Wärme im Brennpunkte hervor, bis hinreichende Wärme verschluckt worden; aber dann wird er ein Wärme strahlender Körper. Hierdurch, wie durch andere Beobachtungen ward besonders entschieden, daß Wärme und Licht völlig verschieden sind; eine Wahrheit, die, so wenig sie im gemeinen Leben anerkannt wird, dennoch durch neuere Untersuchungen von Herschel und andere vollkommen erwiesen ist. Jener große Naturforscher bemerkte nämlich, daß die verschiedenen Farben, in welche das gläserne Prisma das Licht trennt, eine sehr verschiedene Fähigkeit haben, Wärme zu erzeugen. Die rothe Farbe, worin das Licht am wenigsten gebrochen ist, erregt die stärkste Wärme: diese vermindert sich bis zur violetten, worin das Licht am meisten gebrochen ist und die die geringste Wärme hervorbringt. Ja Herschel fand, daß ganz außerhalb des Farbenbildes, außer den Gränzen der rothen Farbe, da, wo gar kein Lichtstrahl hindringt, die meiste Wärme erzeugt wird. Wir sehen also, daß die Sonne Hitze erzeugen kann, auch ohne Licht. Englefield fand, daß wenn die blauen Strahlen das Thermometer auf 56°, die grünen auf 55°, die gelben auf 62° bringen, die rothen Strahlen es bis auf 72° treiben, und daß, wenn es außer den Gränzen des Farbenbildes hängt, es bis auf 79° steigt. Auch Graf Rumford hat diese strahlende Eigenschaft der Wärme durch treffliche Versuche bestätigt. Und Leslie bestimmte, außer der Strahlung auch noch die Art, wie die Wärme bei ihrem Durchgang durch die Körper verschluckt wird. Wenn nämlich die strahlende Wärme aufgefangen wird, so wird sie leichter durch Körper durchgelassen, die dem erhitzten näher stehen, als die davon entfernt sind. Es kommt auch beim Verschlucken der Wärme sehr auf die Natur und auf die Oberfläche des auffangenden Körpers an. Metallische Körper, wenn vorzüglich ihre Oberfläche stark polirt ist, binden und verschlucken die Wärme am meisten: dagegen

wird die letztere am meisten dadurch zerstreut, daß man die Oberfläche mit Firniß überzieht. So werden bei der Heizung mit Dämpfen polirte metallene Röhren am schicklichsten seyn, wenn sich gar keine Wärme verbreiten, sondern nur fortgeleitet werden soll. Soll aber ein Zimmer durch dergleichen Röhren erwärmt werden, so wird dies am besten geschehen, wenn die Röhren entweder nicht von Metall oder überfirnißt sind. So gar von der Kälte ist es nach Rumfords und Leslies Versuchen erwiesen, daß sie sich gradlinig verbreitet, daß sie reflectirt und in ihrem Fortgange eben so aufgehalten wird, wie das Licht und die Wärme. Doch muß man daraus nicht schließen, daß die Kälte etwas Reelles ist oder daß es ein kaltmachendes Princip gibt; denn sie ist nichts anderes, als die Entziehung der Wärme, welche natürlich denselben Gesetzen gehorchen muß, als die Mittheilung dieser Kraft. Die Reflexion der Wärme ist schon bei dem Strahlen derselben angegeben, sie steht mit dem Verschlucken im umgekehrten Verhältniß, so daß die Oberflächen, welche am wenigsten verschlucken, die meiste Wärme reflectiren. Die Brechung der Wärme ist durch Herschels Versuche vollständig erwiesen. Beim Durchgang durch das Prisma wird sie, gleich dem Lichte, von ihrer geraden Bahn abgeleitet, und zwar in einem stärkeren Grade, da sich, wie wir oben sahen, die Wärmestrahlen viel weiter ausbreiten, und an den Gränzen viel stärker sind, als die Lichtstrahlen. Was die Schnelligkeit betrifft, womit sich die Wärmestrahlen bewegen, so scheint diese ungemein groß zu seyn. Vielleicht läßt sie sich mit der Geschwindigkeit des Lichts vergleichen. Doch wissen wir nichts genaues darüber, als daß sie sich ohne Zeitverlust auf einem bedeutenden Raum ausbreiten. b) Chemische Eigenschaften. Die Wärme ist außerordentlich thätig bei jeder Veränderung der Mischung. Sie hat eine besondre Verwandtschaft zum Sauerstoff, die sie mit dem Lichte theilt: sie erzeugt sich am positiven Pol der Galvanischen Säule, in dem sich Sauerstoff entwickelt. Ueberall, wo sie sich vermehrt, vermindert sie den Zusammenhang der Theile, begünstigt die Auflösungen und den Uebergang der festen in flüssige Theile und der Flüssigkeiten in Dämpfe. c) Specifische Eigenschaften. Zu diesen rechnen wir die Neigung der Wärme, sich gleichmäßig zu verbreiten und alle Körper zu durchdringen. Sie wird nämlich vermöge ihrer ausdehnenden Kraft aus dem erhitzten Körper ausströmen, um von einem andern, dem sie mangelten, gezogen zu werden. Sie geht ferner durch alle Körper durch, doch leiten sie die dichtesten am besten. Man weiß, wie stark und schnell das Metall die Wärme leitet, und wie wenig dies bei dem Glase der Fall ist. So ist ein zusammenhängendes Stück Eisen ein besserer Wärmeleiter, als Eisenfeile; festes Holz leitet besser als Sägespäne. Unter den Metallen leiten die edlern die Wärme am besten, Blei am schlechtesten. Also findet jene Regel hier eine gewisse Ausnahme, da die Dichtigkeit des Silbers, welches am besten leitet, geringer ist, als die des Eisens, welches ziemlich schlecht leitet. Bekanntlich sind Federn und Pelzwerke sehr schlechte, Leinwand der beste Wärmeleiter. Unter den verschiedenen Hölzern soll das Eichen-, Ellern- und Kiefernholz am schlechtesten, Apfelbaum- und Ebenholz am besten leiten. Die verschiedenen leitenden Kräfte der Körper bringen sehr verschiedene Gefühle der Temperatur hervor, wenn auch das Thermometer denselben Stand hat. Jedermann weiß, daß Metalle sich am kältesten anfühlen, nächst ihnen Steine, Wolle aber und Pelzwerk erzeugen keine Veränderung des Gefühls. Offenbar hängt dies davon ab, daß jene Gegenstände nach ihren verschiedenen leitenden Kräften dem menschlichen

Körper mehr oder weniger Wärme entziehen. Dies ist der Grund davon, warum wir uns in Wolle und Pelzwerk hüllen, um die Wärme zu behalten. Die Wärme dringt weniger durch feste Körper, wird weniger durch sie geleitet, wenn sie locker, schwammig und poröse sind. Dies kann man auch auf Flüssigkeiten anwenden. Je stärker diese zusammenhängen, desto leichter leiten sie die Wärme. Die Luft leitet, nach Rumfords Beobachtungen, keineswegs an sich die Wärme, sondern bloß durch die Strömungen, die sie erleidet. Die neusten Versuche von Brewster haben noch folgende merkwürdige Eigenschaften der Wärme gelehrt; wenn sie längs einer Glasplatte fortgeht, so dehnt sie einen Theil des Glases aus, wo sie nicht fühlbar ist, und zieht einen andern Theil zusammen, wo sie sich fühlbar zeigt. Einige haben selbst in der Wärme eine entgegengesetzte Polarität annehmen wollen, wobei sie sich auf Kants Bemerkung stützen, daß Winter, die bei uns sehr streng sind, in den Polargegenden sich öfters durch besondere Milde auszeichnen. 2. Wirkungen der Wärme. Die erste Wirkung der Wärme ist Vermehrung des Gefühls von Wärme in dem thierischen Körper. Dies ist aber eine Erscheinung, welche man nicht obenhin betrachten kann, sondern die uns zu gründlichen Untersuchungen nöthigt. Wir wissen, daß wir die äußere Hitze weit stärker empfinden, wenn es dabei schwül ist, d. h. wenn die Luft feucht und negativ electrisch ist. Die Hitze der Luft kann an heitern Tagen viel größer seyn, ohne daß sie uns so sehr auffällt. Wir wissen ferner, daß bei heiterem Frostwetter, wenn wir uns nur bewegen, die Kälte wenig auf uns wirken kann; jemehr es aber naßkalt ist, obwohl bei höherem Grade der Temperatur, desto unangenehmer fällt uns die Kälte auf. Man sieht also, daß das Gefühl der Temperatur mit den Graden des Thermometers keineswegs in gleichem Verhältniß steht. Dazu kommt, daß offenbare Täuschungen bei diesem Gefühl um so leichter vorkommen, jemehr es durch die Nerven erregt wird, welche keine klaren Empfindungen, sondern nur dunkle Gefühle hervorbringen. Daher wird unzähligemale eine innere Ursache der vermehrten oder verminderten Wärme mit der äußern verwechselt. Weiß man nicht daß das Gefühl von Kälte gewöhnlich Krämpfe und andere Unterdrückungen des Gefühls begleitet, und daß wir heißer werden, wenn die Thätigkeit unserer Verrichtungen angestrengt wird? Oft glaubt man in jenem Falle, die Luft sey wirklich kälter, in diesem, sie sey wirklich heißer als sie ist. Daher nun müssen wir auf eine innere Quelle der thierischen Wärme kommen, welche unabhängig von der Temperatur der Luft, den höhern Thierclassen eigen ist, und nur unter gewissen Umständen in den niedern erregt werden kann. Spüren wir dem Unterschiede der warm- und kaltblütigen Thiere nach, so ist zuvörderst ein merklicher Unterschied in ihren festen Theilen. Die warmblütigen haben wahre Muskeln, voll rothen Faserstoffs mit Zellhäuten überzogen; jene Muskeln sind um so derber, je größer die eigenthümliche Wärme der Thiere ist; die Sing- und Raubvögel haben die festesten Muskeln, und ihre eigenthümliche Wärme übertrifft noch die Wärme des menschlichen Körpers. Dasselbe gilt von den Knochen, welche um so fester sind, je wärmer das Thier ist. Sehen wir dagegen kaltblütige Thiere an, so finden wir statt der Muskeln nur gallertartiges Fleisch, oder ein Gewebe von Fasern, die sich weder durch Farbe, noch Derbheit wesentlich vom Zellgewebe unterscheiden. Das Fleisch der Fische, selbst der Frösche und Eidexen, beweis't dies. Diese Thiere haben auch keine wahren Knochen. Gräthen und Knorpel von weicherem Gewebe vertreten ihre Stelle. Auch das Kind im Mut-

terleibe hat so lange wenig eigne Wärme, als es noch keine wahren Muskeln und Knochen hat. Wie hängt dieser Unterschied mit der eignen Wärme zusammen? Ganz einfach durch das Naturgesetz, daß fühlbare Wärme erzeugt wird, wenn flüssige Theile fest werden, und um so mehr Wärme, je größer der Unterschied ihres früheren flüssigen und ihres jetzigen festen Zustandes ist. Denn die Wärme, die sie in dem flüssigen Zustande aufgelbst't enthielt, muß jetzt davon gehen, da sie nicht mehr zur Auflbsung angewandt wird. Darum erzeugt sich beim Löschen des Kalkes eine so bedeutende Hitze. Außer dieser Quelle der eigenthümlichen Wärme gibt es aber noch eine andere eben so wichtige. Diese ist der Einfluß des Nervensystems. Die Nerven wirken als Erreger und Leiter der thierischen Electricität, und mit dieser ist die Wärme beständig verbunden. Je größer das Gehirn eines Thieres, je zahlreicher seine Nerven sind, desto wärmer ist es. Der Mensch und die Singvögel haben das größte Gehirn: sie erzeugen auch die stärkste Wärme. Die Fische haben ein so kleines Gehirn, das es im Verhältniß zu ihrem oft großen Körper wenig in Betracht kommt, und bei den Insecten sind statt des Gehirns nur zerstreute Nervenknoten. Indessen können nach einigen Erfahrungen selbst die kaltblütigen Thiere sich erwärmen, wenn sie sehr stark gereizt werden, oder die Thätigkeit ihrer Nerven ungewöhnlich angestrengt wird. Ein Bienenschwarm ist wirklich so heiß, daß das Thermometer hineingehalten eine bedeutende Höhe annimmt. Auch bei Fischen, die man reizt oder martert, bemerkt man eine, obwohl unbedeutende, Zunahme der Wärme. Die zweite wichtige Wirkung der Wärme ist die Ausdehnung, die sie in allen festen und flüssigen Körpern hervorbringt. Auch das Wasser wird allerdings durch die Wärme ausgedehnt, aber wenn es unter 40° abgekühlt ist, so scheint es die größtmöglichste Dichtigkeit erreicht zu haben. Wird es noch weiter erkältet, so fängt es wieder an, sich auszudehnen, bis es in seinem Gefrierpunkt zu einem festen Körper wird. Wenn es ganz ruhig steht, kann das Wasser noch flüssig bleiben, wenn es schon einige Grade unter dem Eispunkte erkältet ist, und es nimmt dann noch an Umfang zu, bis es vollkommen gefriert. Diese Eigenschaft des Wassers macht, daß das Thermometer die wahre Temperatur desselben dann nicht richtig angeben kann, wenn das Wasser unter 40° kalt ist. Daher auch kommt es, daß das Eis leichter ist als Wasser, in dem Verhältniß wie 92 zu 100, wenn nämlich die Temperatur des Wassers 60° ist. Auch bei den Metallen findet man eine ähnliche Ausdehnung, wenn sie aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen, allein dies scheint von einer Art Crystallisation oder regelmäßiger Anordnung der Theile herzurühren. Auf dieser ausdehnenden Kraft der Wärme beruhen die Thermometer, welche von dem berühmten Sanctorius erfunden, von Hook und Drebbel verbessert wurden. Unter den verschiedenen Thermometern ist im Norden von Europa, besonders in England, das Fahrenheitsche am meisten im Gebrauch, dessen Gefrierpunkt 32° und der Siedepunkt 212° ist. In Frankreich brauchte man vor der Revolution allgemein das Reaumursche, wo der Gefrierpunkt o und der Siedepunkt 80° ist. Seit der Revolution wendet man häufig die Scale von 100° an, wo also der Siedepunkt 100° ist. Diese ist von dem Schweden Celsius erfunden. Bei stärkerer Hitze gebraucht man die sogenannten Pyrometer. Diese von Wedgewood erfunden, bestehen aus Thon mit Alaun vermischt, der zwischen kupfernen Stäben befestigt ist. Der Thon nämlich hat die Eigenschaft, sich in beträchtlicher Feuerhitze zusammenzuziehen. Von der ausdehnenden Kraft der Wärme hängt

der Einfluß ab, den sie auf die Veränderung des Zusammenhangs der festen und flüssigen Theile hat. Jene löst sie zu Flüssigkeiten auf, die Flüssigkeiten verwandelt sie in Dämpfe, und zersetzt ihre Bestandtheile. Bei diesen Vorgängen wird aber die Wärme nicht frei oder fühlbar, sondern sie wird eben zur Bildung der Flüssigkeiten und Dämpfe verwandt. Daher erzeugt sich Kälte durch Verdampfung; daher entsteht bedeutende Kälte, wenn Salze aufgelöst werden. Umgekehrt erzeugt sich Wärme, wenn Dämpfe in Flüssigkeiten, und diese in feste Gestalt übergehen. 3. Quellen der Wärme. Daß sich Wärme durch Verdichtung erzeugt, haben wir eben dargethan, und wir können noch hinzusetzen, daß selbst die Verdichtung der Luft in der Luftpumpe nicht ohne Erzeugung von Wärme Statt findet. Vielleicht wirkt das Schlagen auf einen Körper, wie auf Eisen mit einem Hammer, auf diese Art. Aber das Reiben ist unstreitig eine Ursache der Wärmeerzeugung, die keinesweges aus jener ersten Quelle abzuleiten ist. Indessen hat Rumford diese Erscheinung gebraucht, um die Immaterialität der Wärme zu beweisen. Daß die Sonne eine Hauptquelle der Wärme ist, weiß jedermann, aber wie sie dieselbe erzeugt, darüber kann man nur Vermuthungen wagen. Daß die Sonne kein ungeheures Feuermeer ist, welches immerfort brennt, scheint so ziemlich erwiesen zu seyn; ja, wenn wir manchen Erfahrungen trauen, so wird die Sonnenwärme eigentlich nur in unserm Luftkreise erzeugt. Außer dem Sonnenlicht sind das Verbrennen der Körper, ferner die Entwickelung der Electricität und des Galvanismus, die vorzüglichsten Quellen der Wärme. 4. Von der Natur der Wärme. Daß die Wärme kein grober Stoff ist, folgt aus ihren Eigenschaften. Sie gehorcht nicht den Gesetzen der Schwere, sondern sie strahlt nach allen Seiten. Sie strebt dem Zusammenhang entgegen, und löst alle Körper auf. Sie verbreitet sich fast ohne Zeitverlust. Sie vermehrt sich durch das Reiben harter Körper auf eine höchst eigne Weise. Sie durchdringt endlich den sogenannten leeren Raum der Luftpumpe, gleich dem Licht und der Electricität. Muß man nicht daraus schließen, daß die Wärme zu den unwägbaren Stoffen, zu den Urkräften der Natur gehöre?

Warschau, polnisch Warszawie, jetzt die Hauptstadt des russischen Königreichs Polen und der Woiwodschaft Polen, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehrern Vorstädten, wohin auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene Praga gehört, besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Krakau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Das Ganze enthält 3465 Häuser und gegen 75,000 Einwohner, worunter 20,000 Juden; man findet sehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königl. Schloß, der sächsische Palast, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläste polnischer Magnaten sich auszeichnen, eine Menge Klöster und prachtvolle Kirchen aller tolerirten Religionen, sechs Hospitäler, aber auch neben Palästen die schlechtesten Hütten mit Schindeln und Strohdächern (Owarecks), neben dem größten Glanze die bitterste Armuth, neben dem raffinirtesten Luxus der eckelhafteste Schmutz und die wildeste Barbarei, so daß das Ganze sich als eine der barocksten Städte des Erdbodens gibt. Doch vereinigt es alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Centralbehörden des Königreichs, hier ist seit 1816 eine Universität errichtet, hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik, und eine Menge

Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, hier concentrirt sich ein Theil der polnischen Industrie und der ganze polnische Binnenhandel, durch die schiffbare Weichsel, durch fünf Banken und durch die großen Jahrmärkte begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuser und fünf Buchhandlungen. Die Besatzung besteht aus 10,000 Mann. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben: eine Schiffbrücke verbindet sie mit Praga, eine Vorstadt, die 885 Häuser und 3082 Einwohner zählt, und in dem polnischen Unabhängigkeitskriege von 1794 durch die Belagerung und Erstürmung Suwarows, bei welcher mehr als 5000 Menschen das Leben verloren, bekannt geworden ist.

Wartburg, ein altes, ehemals festes Bergschloß, in einer schönen Gegend, eine halbe Stunde von **Eisenach**, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward im Anfang des 12. Jahrh. erbaut. Als die **Residenz der thüringischen Landgrafen**, war es berühmt wegen der glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche daselbst durch die Wettgesänge der ersten deutschen **Minnesinger** gefeiert wurden; vorzüglich am Hofe des Landgrafen **Hermann** I. im Anfange des 13ten Jahrhunderts (S. **Thon's** Beschr. d. Wartburg) bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts zur Zeit **Heinrichs des Erlauchten**. Bekanntlich ließ Churfürst **Friedrich der Weise** von Sachsen den auf dem Reichstage in Worms geächteten Dr. **Luther** auf die Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen, vom 4ten Mai 1521 bis zum 6ten März 1522, an der Uebersetzung der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat. Jetzt dient die Wartburg zu einem Staatsgefängniß. Die Berge rings um die Wartburg haben einen Umfang von 8—10 Stunden. Unter ihnen erhebt sich, der Wartburg gegenüber, und von dieser etwa ½ Stunde entfernt, an der nordwestlichen Seite des von einem kleinen Waldstrome gebildeten Thales, in welchem Eisenach liegt, der **Wartenberg**. Weniger steil aufsteigend als der Berg, welcher auf seinem Gipfel die Wartburg trägt, bildet er eine sehr geräumige, unbewachsene hohe Fläche, auf welcher sich eine reiche Aussicht besonders auf die hessischen Gebirge bis zum Meißner, auf den majestätischen thüringer Wald und in die fruchtreichen Gegenden von Mühlhausen und Langensalza eröffnet, daher er auch zu den Octoberfeuern des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig benutzt worden ist. S. d. f. Art.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands protestantischen Hochschulen, am 18. Oct. 1817. Jene Höhe, von der hinab der Blick in einer herrlichen Natur und die Einbildungskraft in den romantischen Zeiten des deutschen Mittelalters sich verlieren; jene ehrwürdige Burg, welche die Erinnerung heiligt an das lebendige Wort der Kraft, welches hier die glorreichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorrief: ein solcher Ort mußte vor allen in Deutschland gewählt werden, um das Fest zu begehen, mit welchem eine edle Schaar deutscher Jünglinge den doppelten Sieg der Freiheit über die Macht der Unterdrückung zur eigenen Erhebung für Wahrheit und Recht, für Muth und Eintracht feiern wollte, den Sieg der Geister im Reiche der freien Ueberzeugung vor drei Jahrhunderten durch Luther errungen, den Sieg der Völker in dem Gesammtleben des freien Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes, des Rechtssinnes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker auf den Feldern von Leipzig errungen! Dieses Fest

der edelsten Begeisterung einer gebildeten Jugend, das ein deutscher Fürst, der Großherzog von Sachsen-Weimar, ganz in seinem reinen Sinn sich dachte und mit edler Würdigung solcher Gesinnung genehmigte, dieses Fest hat durch den Eindruck, den es auf die Zeitgenossen gemacht hat, und durch die Folgen, die es schon gehabt und noch haben wird, eine solche Bedeutung für die Zeitgeschichte erhalten, daß es genau dargestellt werden muß. Ohne andeuten zu wollen, wie der so unklug an dieses Fest geknüpfte Kampf und Gegenkampf der Doppelmeinung in Volkssachen immer tiefer in das Leben eingreifen und die feindseligen Klüfte in unserm gespaltenen Bürgerthum immer mehr von einander reißen muß, stehe hier bloß die Bemerkung, daß der ganz unerwartete Eindruck, den jenes Fest auf einen Theil der Nation gemacht, höchst merkwürdige Erscheinungen zur Folge gehabt hat, die ein helles Licht auf die dunkeln und verworrenen Massen werfen, aus welchen sich gegenwärtig die öffentliche Meinung und der Genius in Deutschland loszuringen streben. Es ist dadurch offenbar geworden, mit welcher Halbheit und Verkehrtheit, mit welchem Stumpfsinn und Argwohn, mit welcher Furcht und Schwäche Einzelne über jenes Fest abgesprochen und die Theilnehmer als höchst strafbare Frevler verurtheilt haben. Wäre Zuversicht, und daher edles Selbstvertrauen in dem Herzen dieser mündigen und reifen Catonen, so hätten sie das Hochgefühl einer feurigen Jugend, des kecken Urtheils einiger Unbescheidenen wegen, nicht zum Staatsverbrechen und Inquisitionsgräuel gestempelt, sondern mit dem Ernste des Alters väterlich beurtheilt; am wenigsten hätten sie in zufälligen Nebenhandlungen einen Plan des Aufruhrs gefunden, noch um wilder Sprößlinge willen an den kräftigen Stamm selbst die Art gelegt. Unfähig, das Maaß der Begeisterung zu begreifen und das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, haben sie, es sey nun aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Vorurtheil, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das Einzelne gemißdeutet, und darnach das ganze Fest schief oder ungerecht — denuncirt! — Die Sache selbst verhielt sich so. Um an dem Jahrestage des 18ten Oct. 1813 zugleich den 31sten Oct. 1817, das dritte Säcularfest der Reformation als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes, mit einem Herzen, von gleicher Gesinnung erfüllt, als deutsche Jünglinge, die ihr Leben der Wahrheit und dem Rechte einmüthig weihen, auf der Wartburg zu begehn, erließ den 1. Aug. 1817 die Burschenschaft zu Jena, durch ihren Vorsteher, Rob. Wesselhöft, eine Einladung an die Studirenden auf den protestantischen Hochschulen Deutschlands (Halle ausgenommen), daß sie den 17ten Oct. nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes Abgeordnete schicken sollten. Alle billigten das Vorhaben und sagten ihre Theilnahme zu. Hierauf legten die Studirenden in Jena ihrem Gesuche, um die Erlaubniß der höchsten Behörde zur Feier des Festes, den Entwurf derselben bei. Der Großherzog erlaubte das Fest, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eisenachs unentgeldlich aufgenommen würden. Auch wurde das zu den Octoberfeuern nöthige Holz aus den großherzoglichen Forsten unentgeldlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, da zogen von allen Seiten her die Schaaren der studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach jeder schriftlich, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit aller ernannten

Ausschusse (30 Studenten, von jeder der 10 protestantischen Universitäten 3), der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70—80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der catholischen Universität Würzburg. Außerdem erschienen einige von Halle, einige von Genf, und mehrere ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Die Mehrzahl der Versammelten hatte an dem Kampfe des Befreiungskrieges thätig Theil genommen; und überhaupt befanden sich darunter Jünglinge, die durch die Zeit zu Männern gereift waren. Sie wurden sämmtlich von Eisenachs braven Bürgern gastfrei aufgenommen. Am 18ten Oct. früh um 6 Uhr verkündigte das Geläute aller Glocken den Anbruch des Festes. Ein zweites Geläute rief sämmtliche Burschen auf den Markt, worauf unter Musik und dem Geläute aller Glocken der Zug, von der Fahne der Jenaer geführt, auf die Wartburg begann. Dem Ordner des Ganzen, Namens Schindler, waren vier andre Studenten zur Beihülfe zugegeben. In dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale der Wartburg, der an 1000 Menschen fassen kann, und von Eisenachs Bewohnern mit Eichenlaubgewinden sinnvoll verziert war, hatten sich bereits die dazu eingeladenen öffentlichen Behörden, die Geistlichkeit der Stadt, und vier Professoren aus Jena, G. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und außer diesen mehrere Fremde versammelt. Hier ward die Feier des Tages nach einem stillen Gebete mit dem Gesange: Eine feste Burg ist unser Gott, eröffnet. Darauf hielt der erwählte Redner, Riemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine der Bedeutung des Festes angemessene Rede, in welcher er im Namen Allergelobte „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Er schloß mit einem Gebete. Nach dem Gesange: Nun danket alle Gott, hielt Hofr. Fries, von einigen seiner Schüler dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte sich mit dem: Der Herr segne uns! — Jetzt vertheilte man sich auf dem Burghofe; man sang Lieder, die zu diesem Zwecke gedichtet waren; man besprach sich über die Art, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seyen, (was Jena bereits gethan), um sämmtliche Hochschulen zu Einer Burschenschaft nach bestimmten Gesetzen zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck (s. Isis, St. 195) erschienen ist. Darauf wurde im Rittersaale gespeis't. An diesem durch fröhliche Gesänge belebten Mittagsmahle nahmen an 600 Personen Theil, darunter auch, außer den eingeladenen Professoren, mehrere Einwohner und Fremde. Die Beamten des Festes brachten Trinksprüche aus: der deutschen Freiheit, dem Andenken Luthers, dem Schirmherrn des Tages, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen. Nach dem Mahle begab sich der Zug in die Kirche, um mit dem eisenacher Landsturm gemeinschaftlich den Festgottesdienst zu feiern, den der Gen. Super. Nebe hielt. Alle Jünglinge waren zu tief von der Bedeutung des Tages ergriffen, als daß eine Unordnung die Ruhe des Gotteshauses hätte stören können. Aus der Kirche zogen der Landsturm und die Studirenden auf den Markt, wo ein Lied vom Gen. Sup. Nebe, unter voller Musik, abgesungen und ge-

genseitig ein Lebehoch ausgebracht wurde. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch irgend eine Uebereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehrere Jünglinge von Jena und Berlin mit Turnspielen, bis zu Abend, wo nach 7 Uhr der Fackelzug nach dem Wartenberge (s. d. vor. Art.) unternommen wurde, um daselbst in Verbindung mit den Landsturm das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden. Die sämmtlichen Burschen schlossen hier einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder gesungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, die, wie alle öffentliche Reden und Gesänge des Tages, das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinn oder Unbesonnenheit, aussprach. Darauf sammelte man Spenden für die Armen. Die Feier des Tages war jetzt geendigt. Die meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Oken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereis't, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödigers Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß zu dem Ernste des geendigten Festes noch der Scherz sich gesellte und der Muthwille Einzelner. Diese hatten nämlich, ganz ohne Vorwissen oder Mitwissen des Ausschusses der sämmtlichen Hochschulen, von welchem das Fest dem genehmigten Entwurfe gemäß geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Man erinnerte dabei an Luthers Verbrennen der Bannbulle in Wittenberg, und warf die an einer Heugabel in die Höhe gehaltenen und abgelesenen Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst in das Feuer; darunter: Dabelow: über den 13. Art. der deutschen Bundesacte; K. A. v. Kamptz: Codex der Gensdarmerie; v. Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs; K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft; v. Cölln: vertraute Briefe; Saul Ascher: die Germanomanie; den Code Napoleon, und Zachariä über denselben; Schriften gegen die Turnkunst, die Statuten der Adelskette, W. Reinhard: die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände; einige Schriften von Schmalz; die Alemannia und ähnliche. Nachdem diese Bücher oder Titel zu Asche verbrannt waren, wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Es ist Verleumdung, wenn man behauptet, die Congreßacte und die heil. Allianzacte seyen mit verbrannt worden. Darauf sang man ein Lied, und die Burschen zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. — Dieses Verbrennen der Bücher hat vorzüglich den Feinden der Sache die Waffen in die Hände gegeben. Allein der Unbefangene wird in diesem „Studenten-Pereat!" so wenig ein inquisitorisches Verdammungsurtheil, als ein criminelles Vergehen gegen die Person der Verfasser finden, sondern nur ein keckes Urtheil der Meinung, das sich einige lebhaft aufgeregte Jünglinge erlaubten. Die Handlung hat allerdings etwas Oeffentliches, lag aber durchaus nicht im Plane des Ganzen; allein eben darum, weil sie mit der Ordnung des Festes nicht zusammenhing, war sie polizeiwidrig. Nun darf wohl ein jeder für sich so viel Bücher verbrennen, als er will; sein Urtheil widerlegt weder, noch verdammt es. Aber daß es an diesem Tage und öffentlich geschah, war höchst muthwillig, und, moralisch genommen, auch anmaßend und unbescheiden, was die studirende Jugend überhaupt nie, am

wenigsten in wissenschaftlichen Dingen seyn soll. Selbst wenn die Jünglinge wirklich im Sinne der öffentlichen Meinung, wie viele behaupten wollen, — denn hätten wohl sonst die gekränkten Schriftsteller ein bloßes Studentenurtheil so hoch aufgenommen? — den undeutschen Geist jener Schriften durch das Verbrennen derselben gerügt hätten, so würde dennoch die Oeffentlichkeit, mit der es geschah, tadelnswerth, und das Urtheil in dieser Form ganz ungeziemend seyn. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Fest selbst, dessen Bedeutung groß und sinnvoll, dessen Ausführung edel und würdig war. So feierten einst die Griechen, mit Einem Gefühl als Volk, die großen Tage ihres Vaterlandes: und unsere Jünglinge sollten die weit größeren Tage unserer Zeit nicht festlich begehen dürfen? Daß sie aber diesen Entschluß faßten, daß sie das Fest zweckmäßig ordneten, daß sie in ihrer Gesammtheit die Feier des Tages durch keine Unordnung des Sinnenrausches entweihten, daß sie vielmehr zu einmüthiger Aufhebung der, Spaltungen und Händel erregenden, Landsmannschaften sich gegenseitig ermunterten: dies sollte ihnen nicht zum Lobe gereichen! Wer in dem Hochgefühle der Jugend, darum weil einzelne Jünglinge ein muthwilliges symbolisches Urtheil, das keinem für sich allein verwehrt werden kann, in solcher Oeffentlichkeit zu erklären wagten, Staatsverrätherei oder Jacobinismus argwohnen kann, der begeht selbst einen Verrath an der menschlichen Natur, oder er beweis't seine gänzliche Unfähigkeit, über solche Dinge ein Urtheil zu fällen. — Wenn übrigens jener Beschluß, den Unfug der Landsmannschaften und Orden zu vertilgen und die Jünglinge auf allen protestantischen Universitäten zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung bei echt vaterländischer Gesinnung durch eine allgemeine Verbrüderung (in Jena Burschenschaft genannt), nach wenigen und einfachen Gesetzen zu verbinden, zur Vollziehung kommt, und wenn diese Verbrüderung dem Unwesen der Duelle ein Ende macht, so hat das Wartburgsfest durch den eignen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogenannten akademischen Freiheit ausbilden kann) bewirkt, was bisher keiner akademischen oder Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. Jener Beschluß ging aber aus der durch das Fest selbst erweckten edleren Begeisterung hervor. In dieser Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine von Fries verfaßte Rede vertheilte; auch sprachen mehrere kräftig für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für jene allgemeine Vereinigung, vorzüglich Carové von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommanns Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg (Jena, 1818) abgedruckt ist. Dies machte solchen Eindruck, daß alle Gegenwärtigen ihre besondern Zwistigkeiten aufgaben, und die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zur Versöhnung und allgemeinen Verbrüderung die Hand boten. Der Vorschlag, durch allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn die Versöhnung zu besiegeln, wurde von dem größten Theile der Studenten noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach ausgeführt, worauf die Burschenversammlung, sich nach allen Weltgegenden zerstreuend, Eisenach verließ. Auf dieser zweiten und letzten Wartburgsversammlung, wobei keine Professoren aus Jena zugegen waren, beschloß man auch die Herausgabe einer Burschenzeitung in Jena, welche aber nicht zur Ausführung gekommen ist. — Die falschen Nachrichten, welche mehrere öffentliche Blätter über das ganze Fest verbreiteten, und die von Hrn. K. A. von Kamptz, K. Pr. Geh. Ob. Reg. Rath in Berlin, d. 9. Nov. 1817

an die Regierung in Weimar eingereichte „Denunciation der Wartburgsversammlung," welche das Verbrennen der Schriften, vorzüglich des von Kamptz'schen Codex der Gendarmerie, als einen strafbaren Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch reizte eine Erklärung des Hofr. Fries im Oppositions-Bl. vom 24. Oct., welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, so wie die Maßmann'sche (höchst einseitig nach schiefen Ansichten abgefaßte) Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg (Gedr. in diesem Jahr 64 S. 8.) und Okens Isis, Bl. 195, „der Studentenfrieden auf der Wartburg," den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt wurde, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, durch die Polizei unterdrückt, und der Verfasser selbst in Untersuchung gezogen, die Isis jedoch bald darauf wieder frei gegeben. Gegen Hofrath Fries aber ward auf die Denunciation des H. v. Kamptz von der Regierung in Weimar eine Criminaluntersuchung eröffnet, insbesondere wegen Verdachts, daß er an dem Verbrennen bestehender sachsen-weimarischer und andrer Gesetze deutscher Fürsten (die im Kamptzischen Codex der Gendarmerie abgedruckt sind) Theil genommen. Da sich aber ergab, daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde, so erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, daß eine Criminaluntersuchung wegen eines solchen Staatsverbrechens gegen ihn nicht Statt finde. Es wurde daher den akademischen Syndicatsgerichten zu Jena überlassen, auf jene Denunciation und sonst in der Sache gebührend zu verfahren. Endlich kam die ganze Angelegenheit auch in der Conferenz des k. pr. Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg und des kais. österr. Gesandten am berliner Hofe, des Grafen von Zichy mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche und Eigenthümliche des an sich aller Achtung werthen Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen den Sinn und die Anordnung des Festes zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsministers Freih. v. Fritsch vom 9. Nov. an den Großherzog über das Burschenfest auf der Wartburg (s. Allg. Zeit. 1817, Nr. 355) rechtfertigte ebenfalls die Absicht und die Feier des Festes, so wie das Ehrgefühl und den Geist der Studirenden in Jena. Dasselbe Zeugniß gab der Wartburgsversammlung das Rundschreiben des großherzogl. Staatsministers Grafen v. Edling vom 19. Dec. an sämmtliche großherzogl. Residenten bei den verschiedenen Höfen (s. Allgem. Zeit. 1818, Nr 15.), in welchem unter andern auch die Ueberzeugung des kais. österr. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sey, wie man sie dargestellt hatte." Wenn daher die in ihrem Zwecke und in ihrer Ausführung so edle Wartburgsfeier wirklich eine sittlich ernste Verbrüderung der akademischen Jugend auf allen Hochschulen zur Vertilgung des Unwesens der Landsmannschaften und des unsinnigen Duells, welches aller geistigen, christlichen und bürgerlichen Bildung Hohn spricht, zur Folge hat, so bleibt sie in der Geschichte ein ruhmvolles Denkmal des Geistes, der Deutschlands Jünglinge, vor allen die von Jena, am 18. u. 19. Oct. 1817, auf der alten Wartburg durch das Andenken an Luther und an die Helden der deutschen Sache im letzten Kampfe, zu den edelsten Entschlüssen vereinigte. — Man vergl. Dr. D. G. Kiesers mit allen nöthigen

Beilegen versehene Schrift: Das Wartburgsfest am 18. Oct. 1817, Jena 1818, 146 S. 8. — Um auch die Gegner zu hören, lese man S. Ascher: die Wartburgsfeier, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung, Berlin 1818. (S. Kiefer über Saul Ascher, a. a. O. S. 50.) Die anonyme Flugschrift: „Selbstvertheidigung des Hofr. Fries ꝛc." mit kleinen Bemerkungen v. e. f. großen Verehrer, im J. des Heils 1818 auf dem Turnplatz geschrieben, ist eine Fälschung, welche sich selbst entlarvt. X.

Wartburg, Krieg auf. Unter diesem Namen ist uns eine der ältesten dramatischen Dichtungen der deutschen Sprache noch übrig. Um's Jahr 1207 hatten sich auf der Wartburg bei Eisenach unter Landgraf Hermanns und seiner Gemahlin Sophie Schutz und Begünstigung sechs der berühmtesten altdeutscher Sänger zusammengefunden. Herr Heinrich der Schreiber, Herr Walther von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Bitterolf, Herr Heinrich von Ofterdingen und Herr Reimer von Zweter oder Zwetzen. Von ihnen sind auch sonst noch Dichtungen auf uns gekommen, von denen die manessische Sammlung der Minnesänger das meiste enthält; vor allen möchte aber wohl einer, Heinrich von Ofterdingen, durch Novalis herrliche Dichtung Interesse für den alten Sängerstreit erregen, wenn er auch nicht, wie erst neuerlich noch behauptet worden, letzter Bearbeiter des Nibelungensliedes wäre. Ursache des scherzhaften Kampfes mag folgendes gewesen seyn. Heinrich von Ofterdingen scheint in seinen Gesängen mehr dem wirklich altdeutschen Sägen- und Heldenkreis gefolgt zu seyn, während Wolfram von Eschenbach, sich fast allein an die, von andern Völkern, besonders von Franzosen und Engländern, zu uns gekommenen Kreise von Artur und der Tafelrunde gehalten hat. Dieser Gegensatz der beiden Sagenkreise gab zuerst Veranlassung zum Krieg welchen Heinrich von Ofterdingen mit dem Preis Leopolds VI., Erzherzogs von Oesterreich, eröffnet, während seine Gegner, vor allen Eschenbach den König von Frankreich als Muster aller Ritterschaft erheben und ihm und seinem Streben nach Kräften zusetzen, also, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht und um ihren Schutz vor seinen Feinden bittet. Sie wird Mittlerin und Alle kommen dahin überein, daß Ofterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr als Richter und Entscheider herbeiholen sollt. Er erscheint und es entsteht zwischen ihm und Eschenbach eine Art theologischer Disputation, wobei Klingsohr seinen Gegner durch seine Gelehrsamkeit niederzuhalten umsonst bemüht ist. Himmel und Erde, Engel und Hölle, ja der Teufel selbst wird aufgeboten und höhnt zuletzt in Person den Wolfram, welcher sich indeß durch nichts irre führen läßt und alle Sophistereien Klingsohrs durch recht christlich-geistliche Ueberzeugung zerbricht. Zornig flieht der Teufel und nur durch des Landgrafen Dazwischenkunft kommt zuletzt ein Vertrag zu Stande. Klingsohr zieht beschenkt von dannen. — Die ganze Dichtung ist noch nicht vollständig fortlaufend gedruckt, nur ein Theil davon in der manessischen Sammlung und das übrige ergänzt nach der jenaer Handschrift in Docens Miscellaneen. Es wäre verdienstlich, dieselbe einmal ganz herauszugeben und die vielen Schwierigkeiten, welche besonders in dem theologischen Theile vorkommen, aufzuklären. Dabei müßten aber nothwendig auch die alten Melodien von den Dichtern selbst, welche sich in der jenaischen Handschrift befinden, mit abgedruckt werden, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Musik gäben. — Höchst merkwürdig ist, daß der Lohengrin — ein

altdeutsches Gedicht aus dem Kreise der Tafelrunde, herausgegeben von Görres 1813 — mit dem letztern Theile des Kriegs von Wartburg beginnt, und sich diesem das epische Lied gleichsam wie ein Siegsgedicht im Munde Eschenbachs anschließt. Dies möchte auf die Vermuthung führen, daß Heinrich von Ofterdingen überhaupt mit einem Gedicht aus dem altdeutschen Sagenkreis seinen Streit begonnen habe; daß also der Anfang des Wartburger Kriegs, wie wir ihn jetzt kennen, in seiner Abgerissenheit durch ein solches Lied ergänzt werden müßte.

Wartenburg (Treffen bei), am 3ten Oct. 1813. Der Feldmarschall Blücher in der Mitte des Monats September entschlossen, durch die Versetzung seiner Armee auf das linke Elbufer dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben, brach am 26sten Sept. aus dem Lager bei Bautzen auf und marschirte bis zum 3ten Oct. über Camenz, Elsterwerda, Herzberg, Jessen nach Elster, — eine Bewegung, deren Anlage und Ausführung für immer in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. — Der großen französischen Armee blieb dieser Marsch ganz verborgen, doch traf am 2ten Oct. das vierte französische Corps unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um diesen Uebergangspunkt zu decken, der als solcher bereits durch Detachements der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee und besetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres mit seinem Gros — so wie das daran liegende durchschnittene buschige Terrain; die Front war nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geschützt. — Das Corps des Generallieutenants von York — der von diesem rühmlichen Tage den Ehrennahmen Graf York von Wartenburg führt — war zum Angriff dieser fast unüberwindlich scheinenden Stellung bestimmt und begann ihn am Morgen des 3ten. Zuerst suchte eine Brigade in der Front von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andere unter dem Prinzen Karl von Meklenburg strebte Bloddin zu nehmen und so den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges aber unentschiednes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust Bloddin, schwenkte rechts und drang nach Globig. Jetzt rückten die drei übrigen Brigaden des Corps — die des Gen. Maj. von Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an, der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem schmalen Damme möglich, die Truppen ließen sich zum Feuern verleiten und verloren dabei natürlich unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre; da setzte sich der Gen. Maj. v. Horn an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leib-Infanterie-Regiment, und führte es mit dem Ausrufe: ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! vorwärts, und in einem Anlauf ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen; die Umgebung desselben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollständig, der abziehende Feind stieß auf die während deß immer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Karl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. — Es würde höchst überflüssig seyn, die Tapferkeit der preußischen Truppen emphatisch zu erwähnen, da die Sache zu sehr für sich selbst spricht; das Corps des Generallieutenants von York, ungefähr 24,000 Mann stark, hatte 70 Officiere, 2000 Mann todt und verwundet, der Feind — 20,000 Mann mit 60 Canonen — verlor einige 1000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Munitionswagen. — Der General Bertrand würde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungs-

mittel beſſer benutzt und unter ſo günſtigen Verhältniſſen den Uebergang vielleicht ganz unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, ſich von den örtlichen Verhältniſſen ſeiner Poſition genau zu unterrichten; er zog ſich gegen Wittenberg zurück. Das wichtigſte Reſultat dieſes Treffens war die Feſtſetzung der ſchleſiſchen Armee auf dem linken Elbufer, deren Einfluß auf den Gang des Krieges kaum abzuſehen iſt. Jenem braven Bataillon ward ein Anerkenntniß, welches den Geiſt der Armee zu ſchön bezeichnet, als daß wir es mit Stillſchweigen übergehen könnten. Als das Corps nach der Schlacht vor dem General von York defilirte, grüßte er alle Bataillons-Commandeurs, doch als jenes nahete, und ſeine Frage, ob dieſes das zweite Bataillon vom Leibregiment ſey, von deſſen erſtem Zuge bejaht wurde, zog er ſchweigend den Hut und bedeckte ſich nicht eher, als bis das ganze Bataillon defilirt war. — Was iſt die gelungenſte Proclamation gegen dieſen ſchweigenden Dank des Helden!

Warte, ein erhabner Ort, von welchem man eine freie Ausſicht hat, um ſich umzuſehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man ſo die Wachtthürme, von welchen man die Gegend überſehen, und die Annäherung irgend eines Feindes, oder auch Reiſender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem ſolchem Thurme — der auch Schauthurm, Hochwacht, genannt wurde — Wache zu halten, war das eigentliche Geſchäft des Burgwarts, der davon ſeinen Namen hatte. Jetzt iſt dieſes Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Waſa, eine mittelmäßige See- und Handelsſtadt in Finnland, mit einem guten Hafen und Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einwohner. Der ſchwediſche König Carl IX. legte ſie 1606 an, und nannte ſie nach dem Namen der königlichen Familie. Seit 1809 iſt ſie, mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden. — Waſa, ein alter Ritterſitz in der ſchwediſchen Provinz Upland, drei Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geſchlechts, aus welchem König Guſtav I. Waſa (ſ. d. Art.) geboren war.

Waſa (Guſtav), ſ. Guſtav I.

Waſa-Orden, ſ. Orden und Schweden.

Waſer (Joh. Heinr.), ehemals Pfarrer zu Kreuz, einem Dorfe im ſchweizeriſchen Canton Zürich, hat wegen ſeines durch beſondre Umſtände herbeigeführten unglücklichen Endes eine Celebrität erlangt. Waſer wurde zu Zürich, wo ſein Vater Bäcker war, geboren, hatte gute natürliche Anlagen, und widmete ſich dem geiſtlichen Stande, beſchäftigte ſich aber aus Neigung mit Phyſik und Mathematik. Er erhielt ſehr bald die Predigerſtelle zu Kreuz, wurde aber derſelben wieder entſetzt, weil er bei Unterſuchung der Almoſenrechnungen mit den Voigten des Dorfs in Zwiſt gerieth, und von dieſen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne hinreichende Beweiſe, verklagt wurde. Dieſe Beſtrafung erregte in ihm einen unauslöſchlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Waſer lebte hierauf, ohne Anſtellung, zu Zürich von dem Vermögen ſeiner Frau, und als dieſes aufgezehrt war, vom Ertrage literariſcher Arbeiten. Er hatte einen großen Hang zur Politik, und nahm an den Begebenheiten ſeines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenſchaftlichen Antheil, wodurch er einen Theil ſeiner Mitbürger wider ſich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf wurde er aber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeſchäften gebraucht. Es ſchien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen

die Regierung, mehr wider, als für das Interesse seines Vaterlandes arbeitete, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürzen wollte. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, da zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er bei einem über den züricher See, zwischen dem Canton Zürich und Schweiz entstandenen Prozesse, in öffentlichen Schriften die Partei des Letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehrere Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, wurde ihm ebenfalls Schuld gegeben; diese Beschuldigung konnte aber nie erwiesen werden. Ein sehr wichtiges Document, das ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewissen Behufe anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deßwegen und weil er in auswärtigen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz bekannt gemacht hatte, wurde er gefänglich eingezogen. Er suchte sich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten; aber der Versuch mißlang. Nach langem Proceß räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften von der Stadtbibliothek, und militärischer Plane und Zeichnungen ein. Er wurde daher der Landesverrätherei schuldig erklärt und durch eine nur geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt, den er auch am 27sten Mai 1780 auf dem Schaffot mit Fassung erlitt. Von ihm ist: Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden ꝛc., Zürich 1779 — ein brauchbares und geschätztes Werk; ferner eine gelungene Uebersetzung von Lucians Schriften aus dem Griechischen, Zürich 1769 — 73, vier Theile, 8.

Wasgau, ein Waldgebirge im nordöstlichen Frankreich. Es macht eine Fortsetzung des Jura aus, von dem es sich auf der Gränze des Cantons Bern trennt, dann in mehrern Ketten zwischen dem Elsaß und Lothringen hinaufläuft und auf den Gränzen Deutschlands und der Niederlande in mehrern niedrigen Vorbergen, wozu die Ardennen und der Hundsrücken gehören, ausläuft. Seine höchste Spitze, der Bölch oder Ballon, ist nur 4320 Fuß hoch, doch ist es sehr rauh und kalt. Auf demselben nehmen mehrere große Flüsse ihren Ursprung. Von demselben hat ein Departement des nordöstlichen Frankreichs den Namen.

Washington (George), ein Name, der dem Nordamerikaner immer unvergeßlich seyn und in den Annalen ihres Staats, der durch ihn vorzüglich mit begründet wurde, mit verdientem Ruhme glänzen wird. Washington wurde am 23sten Febr. 1732 im Staate von Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war, und, wo ungefähr 60 Jahre früher, sein Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge Washington erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, der hernach auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens, fortgesetzt wurde. Bei sehr glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, wo es nur wenige Städte gibt, auf seiner Pflanzung, und trat wie andere Staatsbürger unter die Miliz. Als im J. 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika wegen der Befestigungen, welche die Letztern am Ohio anlegten, Streitigkeiten entstanden, die bald nachher in offene Feindseligkeiten ausbrachen, und mittelbar den siebenjährigen Krieg in Deutschland zur Folge hatten, wurde der junge Washington von dem

englischen Gouverneur in Virginien an den französischen Befehlshaber als Unterhändler abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände verschafft, und er wurde, als Major, mit 300 Mann virginischer Miliz abgeschickt, um die neuen Etablissements der Franzosen am Ohio zu hindern. Mit diesem kleinen Haufen vertheidigte er sich muthvoll und klug gegen eine weit überlegne Anzahl Feinde. Als im J. 1755 der General Braddon aus England mit Truppen nach Virginien kam, begleitete er diesen Befehlshaber in der Qualität als Oberster und Adjutant, führte ein Corps virginischer Scharfschützen und Freiwilliger an, und zeichnete sich als geschickter Parteigänger im kleinen Kriege vortheilhaft aus. Er erwarb sich dadurch Ruhm und Achtung bei seinen Mitbürgern, legte aber 1759 das Commando nieder, heirathete eine reiche Erbin, und lebte von der Zeit an auf seinen Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als im J. 1773 die schon seit einiger Zeit zwischen den englischen Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande obgewalteten Mißhelligkeiten in wirkliche Unruhen ausbrachen (s. d. Art. Vereinigte Staaten von Nordamerika), bewaffnete Washington, zum Theil auf eigne Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in den Waffen, und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (den 19. April 1775) das erste Blut in diesem Kriege vergossen worden war, beschloß am 10ten Mai der zu Philadelphia versammelte Congreß der Staaten die Errichtung eines stehenden, von sämmtlichen Provinzen zu besoldenden Heeres, und Washington wurde einmüthig zum obersten Befehlshaber desselben ernannt. Nicht leicht hat ein General unter mißlichern Umständen das Commando einer neu geschaffenen Armee angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen, und die Truppen, die fast alle aus Freiwilligen bestanden, konnten einer strengen Disciplin nicht unterworfen werden. Washingtons seitdem bekannt gewordnen officiellen Briefe an den Congreß schildern am besten seine damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des ganzen Laufes des Kriegs wirklich groß bewiesen hat, als durch gewagte Unternehmungen, die ihm entgegengestellten geübtern Truppen zu bekämpfen. Im Anfange des J. 1776 nöthigte Washington den engl. General Howe, die Stadt Boston zu verlassen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieses Jahres fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug Washingtons von Long-Island, und seine Vorsicht, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderten größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Ueberfall eines hessischen Corps bei Trenton und eines englischen bei Princetown, gab Washington den Amerikanern neuen Muth und machte sie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche Washington nun von dem Congreß erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines englischen Corps unter Bourgoyne (den 17ten Oct. 1777) bei Saratoga, und der Beistand, den Frankreich den Amerikanern leistete, gab diesen ein großes Uebergewicht. Der entscheidendste Schlag, den Washington ausführte, und der sein Feldherrntalent bezeugte, war die Gefangennehmung eines englischen Corps von 7000 Mann unter Lord Cornwallis bei Yorktown (den 19. Oct. 1781). Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte mit diesen Unterhandlungen wegen eines Friedens an, der

am 3ten Sept. 1783 zu Paris völlig abgeschlossen wurde. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner, für die Washington gekämpft hatte, wurde von England anerkannt. Washington legte nun die Befehlshaberstelle über die Armee der vereinigten Staaten nieder, und ging, von dem Danke und der Achtung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz Mount Vernon in Virginien zurück. Hier verlebte er einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, wurde im September 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und Washington einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende, ganz zweckmäßige Constitution der vereinigten Staaten. In Gemäßheit dieser Constitution wurde 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen, und Washington zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten vier Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweitenmale wieder gewählt. Unverdiente Beschuldigungen, die man Washington in den letzten Jahren machte, mußten bittre Gefühle in ihm erregen. Sobald sein Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf sein Landgut zurück, wohin er das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflichten, und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14ten Dec. 1799 in einem Alter von 67 Jahren. Sein Tod wurde in den vereinigten Staaten mit aller Feierlichkeit, und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die seinen Namen führt, und ein Denkmal in derselben werden sein Andenken immer lebendig erhalten. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann und wahrer Weise. Sein Aeußeres war sehr vortheilhaft. In seinem Testament gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und legirte beträchtliche Fonds zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder.

Washington, die berühmte Haupt- und Bundesstadt des nordamerikanischen Freistaats, liegt unter 301° 2′ 3″ östl. Länge und 38° 53′ nördl. Breite auf einer von 2 Armen des Potowmack gebildeten Landzunge des Districts Columbia, und zwar auf der marylandischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im Mittelpunkte der damaligen Conföderation belegnen Platz, der gerade 100 engl. oder 43 geogr. Q. M. enthält, an den Ufern des Potowmack anzuweisen. Dieser wurde angenommen; er erhielt den Namen Columbia, und in seiner Mitte machte man den Anfang zu dieser Stadt, die man nach dem Manne benannte, der so viel für die Sache der amerikanischen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet seyn wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90 bis 100, die Hauptstraßen 130 bis 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Pallast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kasernen prachtvoll, aber noch ist alles im Werden, und noch keine einzige Straße ganz ausgebaut; dessen ungeachtet enthielt die Stadt 1800 bereits 3210 Einwohner, 1803: 880 Häuser und 4353, und 1810: 1700 Häuser und 9204 Einw., worunter 5904 Weiße und 2304 Neger. Jetzt soll die Zahl der Einwohner bereits auf 15,000 angewachsen seyn.

Man findet vier Kirchen, für die Episcopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Catholiken. Seit 1800 befindet sich hier der Sitz der Souvernements, des Generalcongresses und des diplomatischen Corps, auch hat sie eine Bibliothek, öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1810 wurden aus demselben für 1,083,103 Dollars Waaren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die junge Stadt das Unglück, daß die Britten nach dem Treffen bei Bladensborough in diese Hauptstadt einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen, und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammergebäude, das Arsenal, die Werfte, die Regschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmack, zerstörten, ein Schaden, der auf 2,305,000 Dollars geschätzt wurde. Jetzt ist freilich das Meiste und Schöner wieder hergestellt, indeß hat dieser Zufall doch die weitere Ausbildung der Stadt auf mehrere Jahre zurückgesetzt.

Wasser, die bekannte in ungeheurer Menge über dem Erdboden verbreitete tropfbare Flüssigkeit, welche in reinem Zustande durchsichtig wie Crystall, unentzündlich, ohne Geschmack, Geruch und Farbe ist und bei der Berührung die Finger näßt. Ganz rein aber ist nur das destillirte Wasser und nächstdem das Regen- und Schneewasser. In den Meeren, Flüssen, Seen, Teichen und Brunnen hingegen ist es mit allerhand thierischen, vegetabilischen und mineralischen Substanzen gemischt und hat daher verschiednen Geschmack, Geruch und Farbe. Wir reden hier von dem reinen Wasser. Daß das Wasser kein Element, wie man früher glaubte, sondern ein zusammengesetzter Körper sey, hat zuerst Lavoisier dargethan. Er ließ nämlich eine Glasröhre in einer etwas geneigten Lage durch einen Ofen gehen, worin sie glühend ward, leitete durch sie von oben herein Dämpfe einer bestimmten Menge Wassers, welches in einer gläsernen Retorte in beständigem Kochen erhalten wurde, fing das aus dem untern Ende des Rohrs herauslaufende in einer spiralförmig gewundenen Röhre auf und leitete es durch dieselbe in eine Flasche, welche durch ein anderes Rohr mit einem pneumatisch-chemischen Apparat verbunden war. Die durch die glühende Glasröhre gegangnen Wasserdämpfe kühlten sich in der spiralförmigen Röhre ab und verdichteten sich zu Wasser, welches in die Flasche tröpfelte. Man fand in derselben alles Wasser wieder. Mithin hatte sich keine Gasart entwickelt, sondern die ganze Operation war eine bloße Destillation gewesen. Brachte man aber in die schief liegende Glasröhre 28 Gran grob zerstoßne Kohle, so zeigte sich bei derselben Operation am Ende, daß die Kohle verschwunden war und von dem Wasser 85,7 Gran fehlten. Dafür fanden sich in dem pneumatisch-chemischen Apparat 100 Gran kohlensaures Gas und 13,7 Gran Wasserstoffgas, also an Gewicht eben so viel als die Kohle und das fehlende Wasser betrugen. Hieraus schloß Lavoisier, daß die 85,7 Gran Wasser zersetzt worden und aus 72 Gran Sauerstoffgas und 13,7 Gran Wasserstoffgas bestanden haben müßten. Die 28 Gran Kohle hatten sich mit den 72 Gran Sauerstoff zu 100 Gran kohlensauern Gases verbunden. Diesem Versuche zufolge besteht das Wasser aus zwei Grundstoffen, aus Sauerstoff und Wasserstoff, und zwar in dem eben angegebnen Verhältniß. Die Tropfbarkeit des Wassers findet nur bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre Statt; erreicht die freie Wärme den Siedpunkt, so geht es in den luftförmigen Zustand, d. h. in Dämpfe, sinkt sie bis zum Gefrierpunkt, so geht es in den festen Zustand, d. h. in Eis über. (S. d. Art. Dampf und Eis.) Aber nicht bloß im Eise, auch in

verschiedenen Verbindungen mit andern Substanzen nimmt es den festen Zustand an, z. B. beim Anschießen von Crystallen. Auch ist es in vielen festen Körpern als wesentlicher Bestandtheil enthalten. Die Elasticität des Wassers, welche man schon daraus vermuthete, daß es den Schall fortpflanzt, ist durch neuere Versuche, es zusammenzupressen, erwiesen worden, wie wohl sie nur sehr gering ist. Das Gewicht des See-, Fluß- und Brunnenwassers ist nach den fremden Theilen, womit es gemischt ist, sehr verschieden. Aber das Gewicht des reinen Wassers ist immer dasselbe und wird deßhalb als Maßstab bei Bestimmung des specifischen Gewichts anderer Körper angenommen. Die Temperatur wird dabei = 1 gesetzt. Den Gesetzen der Schwere ist das Wasser als flüssiger Körper eben sowohl unterworfen, als jeder feste Körper; doch mit dem Unterschiede, daß auch in seinen kleinsten Theilen nicht die mindeste Reibung vorgeht. Da das Wasser schwer und flüssig zugleich ist, so läuft es bei der geringsten Neigung der Fläche, auf der es sich befindet, ab und senkt sich so tief als möglich. Seine Oberfläche ist im Zustande der Ruhe durchaus wagerecht. Auf alle Körper, welche das Wasser berührt, übt es einen Druck aus. Taucht man einen Körper hinein, der specifisch leichter ist, als eine Wassermasse von gleichem Umfang, so wird er schwimmen, weil der Druck dieses Körpers geringer ist, als der Gegendruck des unter ihm befindlichen Wassers; im entgegengesetzten Falle wird er untersinken. (S. den Art. Schwimmen.) Jeder Körper aber, er sey leichter oder schwerer als das Wasser, verliert im Wasser an seinem Gewicht, und zwar so viel als die Wassermasse wiegt, welche er aus der Stelle drückt. Je schwerer das Wasser selbst, d. h. je mehr mit fremden Theilen gemischt es ist, desto mehr verliert auch ein hineingetauchter Körper an seinem Gewicht; desto größere Lasten kann aber auch aus demselben Grunde dergleichen Wasser tragen. Das salzige Seewasser trägt mehr Last, als das nicht salzige Flußwasser. Ein Ei, das in gewöhnlichem Wasser untersinkt, schwimmt darin, wenn man Salz hinzuschüttet. Die Eigenschaft, andere Körper aufzulösen, hat das Wasser in hohem Grade; in vielen Fällen verliert es dadurch nicht das mindeste an seiner Durchsichtigkeit. Im gemeinen Sprachgebrauch unterscheidet man hartes und weiches Wasser, je nachdem es mehr oder weniger mit mineralischen Stoffen gemischt ist. Durch Destillation läßt sich das Wasser von seinen fremden Zusätzen befreien. Eine natürliche, wiewohl nicht ganz vollkommne Destillation ist die immerwährende Verdünstung alles der freien Luft ausgesetzten Wassers. Organische Substanzen gerathen im Wasser schneller als ohne dasselbe in Fäulniß und machen es übelriechend und für die Gesundheit nachtheilig; zuletzt aber sondern sie sich als ein erdiger Schlamm ab und sinken zu Boden, worauf das Wasser wieder rein, klar und genießbar wird.

Wasserfall (französisch Cascade, von dem italienischen Worte cascare, fallen), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt. Es gibt natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten in Europa: der Rheinfall bei Schaffhausen; in der gothischen Ekde oder Elfe und im Malalafluße, von 16 Fuß Höhe, in Schweden; in Nordamerika der große Wasserfall im Lorenzofluße bei dem Fort Niagara in Canada, und der große Wasserfall des Conecticuts. Bei Niagara stürzt der Strom in einer Breite von 1200 Fuß von einer Höhe von 144 Fuß mit einem solchen Geräusche herab, daß man ihn einige Meilen weit hört. Ein künstlicher Wasserfall wird gebildet, wenn sich das Wasser von einer bedeutenden Höhe über einen Berg, in wel-

chen Terrassen oder stufenweise Absätze gehauen worden, ausgleßt. Die schönsten dieser Art sind zu Marly unweit Versailles, bei dem Lustschlosse Loo in Geldern, und zu Cassel.

Wasserhose, ein furchtbares Meteor auf dem Meere, welches, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegel erhebt, dessen Are mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, fort und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen ins Meer stürzt und das Meer in solche Bewegung setzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah und gleichsam einen dicken schwarzen Rauch über sich hatte. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, gleichsam wie von Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andere an ihre Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, so daß sie einem mit Wasser gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andere, verengte und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meer zu ihr hinaufgehobne Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge empor zu ziehen. Forster gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, die aus der Wolke herabkam, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch drei andere Säulen. Die nächste war ungefähr ¼ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 bis 80 Klaftern zu haben; hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum zwei bis drei Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben; oft schien es aber auch nur einen hohen Cylinder zu bilden und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen: auch ging die eine schneller als die andre. Je

mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffs, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie oft nach Art der Wirbelwinde große Verwüstungen anrichten. — Ueber die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen giebt es mehrere Hypothesen, von denen jedoch keine vollkommen genügt.

Wasserprobe gehörte mit zu den Ordalien (s. d. Art.) oder Gottesurtheilen, die bei unsern deutschen Vorfahren, nachdem das Christenthum unter ihnen eingeführt worden war, aufkamen, weil sie noch kein geschriebnes Gesetz hatten, nach welchem in den verschiednen Fällen eine bestimmte Rechtspflege hätte Statt finden können. Aus der Lehre, daß Gott die Welt regirt und die Unschuld in seinen Schutz nimmt, zog man die Folgerung, daß er auch, so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person, an das Licht bringen werde. So entstanden die Gottesurtheile, die man für einen leichten und sichern Weg hielt, vor Gericht die Wahrheit untrüglich darzuthun, wodurch aber in der gerichtlichen Verfassung eine wahre Barbarei eingeführt wurde. Erst im 13ten Jahrhunderte, nachdem die Decretalen der Päpste eingeführt waren, wurden diese barbarischen Gewohnheiten allmählig abgeschafft. — Die Wasserprobe war von zweierlei Art, des kalten und des heißen oder siedenden Wassers. Bei der ersten wurde der Beklagte an Händen und Füßen gebunden, und, unter verschiednen Ceremonien, entweder in ein großes Behältniß mit kaltem Wasser, oder in einen Fluß geworfen. Sank der Inquisit unter, so wurde er für schuldlos erklärt, für strafbar aber, wenn er oben schwamm, weil man glaubte, daß das Wasser keinen Verbrecher aufnehme. Späterhin wurde diese Probe bloß bei Hexenprocessen angewendet, und hieß daher daher das Hexenbad. Die Probe des heißen oder siedenden Wassers bestand darin, daß die eines Verbrechens beschuldigte Person den entblößten Arm bis an den Elnbogen in siedendes Wasser tauchen mußte. Der Arm wurde hierauf zugebunden und nach drei Tagen von den Richtern untersucht. Fand sich keine Verletzung an demselben, so galt dies für einen Beweis der Unschuld, im Gegentheil wurde der Angeklagte für strafbar erklärt. Diese Probe wurde besonders für Diebe und Betrüger gebraucht. Daß bei dieser wie bei andern ähnlichen Proben, z. B. der Probe des glühenden Eisens — da Weiber, die des Ehebruchs beschuldigt wurden, mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen gehen mußten — dem Betruge mancherlei Mittel zu Gebote standen, läßt sich leicht erachten.

Wasserscheu (Hydrophobie), nennt man 1. im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunter zu schlucken. Dieser Zufall hat seinen Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehreren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, Statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2. in einer eigenen Krankheit ein, die man deßhalb auch mit diesem

Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit ist zu wichtig, als daß sie nicht näher hier bezeichnet und vollständiger abgehandelt werden sollte. Sie wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen, und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, um gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß eines solchen Thieres oder durch eine andere Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen. (Vergl. den Art. Hundswuth.) Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus, zuweilen später. So ist z. B. in den Verhandlungen der medicinischen Societät in London (5ter Band) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Symptome der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, entzündet sich. Ist sie schon zugeheilt, so wird sie meistens wieder roth, entzündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, und ein trüber scheuer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehrere Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Frößeln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängstlich, schnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zusammenziehen des Schlundes. Letzteres Symptom vermehrt sich endlich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit zu sich zu nehmen, ja schon der bloße Anblick derselben, oder sogar einer andern Sache, welche eine glänzende Oberfläche hat, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Convulsionen und zusammenschnürenden Krämpfen des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch verschlucken. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in einem heißern Tone, so daß seine Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Aehnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es zeigt sich in den periodischen Wuthanfällen des Kranken eine besondere Neigung zum beißen, und nach allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel eines solchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anstecken und dieselbe Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in dem entsetzlichen Krampfe und der Tod erfolgt gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Convulsionen. Ueber das Wesen der Krankheit selbst haben von jeher verschiedene Meinungen geherrscht. Die Furcht vor derselben hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Ansichten und Versuchen zufolge ist höchst wahrscheinlich das Wesen dieser Krankheit in einer durchgreifenden spezifischen Entzündung, welche den ganzen Organismus, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Diese Entzündung muß deßhalb eine specifische seyn, weil sie von einem specifischen animalischen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verursacht wird, und sie ergreift die animalisch-organische Sphäre der Reproduction so gewaltsam, daß sie diese zu der Producirung eines gleichen Giftes zwingt, und

daher selbst die Thätigkeit der Nervensphäre, als der Beherrscherin der Reproduction, auf das heftigste verrückt. Hieraus sind alle bei der Krankheit vorkommenden Erscheinungen, die Fieberbewegung, die periodischen Anfälle von Angst und Wuth, die Convulsionen, die Krämpfe im Halse, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch diese Krankheit die Erhaltung des Körpers, in der Quelle angegriffen, die Masse verändert wird, ist schon daraus ersichtlich, weil das Blut dieser Kranken, wenn es aus der Vene gelassen wird, ganz verändert ist, und statt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelöst, zersetzt, ganz wässerig, dünn und flüssig erscheint. Die Heilung dieser fürchterlichen Krankheit ist zwar schon mit mancherlei Mitteln versucht worden, allein es hat noch keins sich unter allen Umständen bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenstand der Cur ist zuvörderst die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnsucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir bloß an die Belladonna, von Münch empfohlen, welche auch als eins der kräftigsten Nervenmittel immer verdient, daß ferner auf sie Rücksicht genommen werde obgleich ihr bis jetzt nur selten entschiedene Hülfe zugeschrieben werden kann. Auch andere Nervenmittel sind von Aerzten empfohlen worden. Eine andere Methode, die streng antiphlogistische, ist neuerer Zeit wieder hervorgesucht worden, und diese hat, außerdem, daß sie der neuesten Ansicht von dieser Krankheit entspricht, auch noch dieses für sich, daß mehrere auffallende Beispiele glücklicher Heilung sie empfehlen. Schon Boerhave sah die Krankheit als eine höchst entzündliche an, und hielt Blutentziehung bis zur Ohnmacht, kalte Umschläge und Bäder für die zweckdienlichen Mittel dagegen. Seine Methode wurde wieder verlassen, vermuthlich theils deßwegen, weil die noch nicht auf alle Fälle und für alle Stadien der Krankheit festgesetzte Bestimmung und Modification der Methode manche Fälle ungeheilt ließ, theils weil der Wechsel der medicinischen Theorien diese Ansicht verdrängte. Die jetzt herrschende freiere Ansicht der Medicin ist dieser Methode günstiger, und mehrere Beispiele von Heilung scheinen bis jetzt sie zu bestätigen. Ein Arzt in Madras, Tymon, hat neuerer Zeit den ersten gelungenen Versuch der Heilung einer ausgebrochenen und zum höchsten Grad gesteigerten Wasserscheu durch Anwendung der reichlichsten Aderlässe mitgetheilt. (Allgem. med. Annalen, Jul. 1816). Noch entscheidender für den Nutzen großer Aderlässe ist eine Beobachtung von einem Hrn. Shoolbred zu Calcutta, ferner eine im Londoner med. Journal April 1813 mitgetheilte Beobachtung eines Hrn. Whynne. Auch deutsche Aerzte, besonders D. Gödde und D. Vogelsang, haben Versuche mit dieser Methode angestellt, die im Ganzen sehr günstig ausgefallend sind. Sie haben jedoch neben den Aderlässen noch andere Mittel, nämlich Quecksilber als antiphlogistisches Mittel für das lymphatische System, und Opium als Nervenmittel, in Anwendung gebracht. Da die bei dem starken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptsächlich eine Bedingung der heilsamen Wirkung desselben seyn soll, wie die erwähnten Aerzte, welchen Osann und Hufeland besonders noch beitreten, behaupten, indem die Ohnmacht als ein Wendepunkt der Krankheit zu betrachten seyn soll, als ein Zustand, in welchem nach so heftiger Schwächung des Blutsystems das Nervensystem sich eigenmächtig wieder zu heben vermag: so haben einige Theils mehrere Aerzte angerathen, die Oeffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den schnellern Abfluß des Blu-

tes dieser Zustand schneller herbeygeführt werde, andern Theils hat man den Vorschlag gethan, Ohnmacht ohne Aderlaß zu bewirken. D. Nasse macht in dieser Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammendrücken der beiden Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein von Rossi beobachteter Fall wichtig seyn, wo ein von einem tollen Hunde gebissener und an Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Voltaischen Säule von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Uebel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht Statt fand. Auch von einer andern durch die Anwendung des Galvanismus bewirkten Heilung einer schon ausgebrochenen Wasserscheu haben wir eine Beobachtung (im Journal de Médecine, an XI.), nach welcher man den Kranken der Einwirkung einer Säule von 50 Lagen aussetzte. Er war nach einigen Galvanischen Erschütterungen so ermattet, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte; man legte ihn also auf die Erde und setzte die Anwendung des Galvanismus fort, worauf über den ganzen Körper ein Schweiß ausbrach. Die Operation wurde nun geendigt und sollte den folgenden Tag wiederholt werden, allein der Kranke, der sich vollkommen wohl befand, wollte sich ihr nicht unterwerfen. Als aber einige Tage nachher leichte Schmerzen, die er empfand, die Besorgniß eines neuen Anfalls der Wasserscheu in ihm erregten, fand er sich von selbst wieder ein, um sich der Anwendung des Galvanismus zu unterwerfen, dessen Wirkung nun vollständig war. K.

Wasserschraube, (cochlea Archimedis), ist eine Maschine, welche aus einer hohlen Röhre besteht und nach Art eines Schraubengangs um eine schiefliegende Spindel gewunden ist. Es steigt darin das Wasser vermöge seiner eigenen Schwere bis zu einer gewissen, aber nicht sehr bedeutenden, Höhe. Die Erfindung dieses Instruments schreibt man gewöhnlich dem Archimedes zu; allein es wird auch behauptet, daß schon die alten Aegyptier sich dieser Maschine bedient hätten.

Wasserstoffgas, s. Gas.

Wasserstraßen. Nichts befördert den Verkehr mehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Inselage hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Cultur. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die höchste Cultur hat. Lag es geschlossen wie Afrika, so wurde es dieser Cultur nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dieses sind die Canäle, deren Holland so viele hat und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwendet. In nördlichen Ländern haben die Canäle das unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres, wo sie mit Eis bedeckt, nicht fahrbar sind. In diesen Ländern ist dann aber Schlittenbahn, und diese verbindet dann die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff bei günstigem Winde in einem Tage durch drei Breitengrade segelt und also 45 Meilen zurück legt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Von Archangel bis Amsterdam kostet eine Last Korn nicht mehr an Fracht als von Amsterdam bis Düsseldorf, [illegible] stromwärts. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht, 3 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht Part stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel und besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten. Bg.

Wassersucht ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässerichter oder lymphatischer Flüssigkeit besteht. Diese kann sowohl in einer von den Höhlen des Körpers, als auch unter der äußern Haut Statt finden. Es gibt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Ist die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schedels, zwischen den Schädelknochen und der Hirnhaut, oder zwischen dieser und dem Gehirn, oder in den innern Höhlen des Gehirns, so heißt es Hirnwassersucht, auch innerer Wasserkopf. Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so heißt die Krankheit Brustwassersucht. Die Herzbeutelwassersucht besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sack, welcher das Herz umschließt. Bei der Bauchwassersucht sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die Sackwassersucht hieher gezählt, bei welcher das Wasser in einem besondern häutigen Sack im Unterleibe eingeschlossen ist. Die Hautwassersucht (das Oedem) besteht in einer Ansammlung des Wassers in dem Zellgewebe der Haut und unter derselben. Der innere Wasserkopf findet am öftersten bei Kindern, seltener bei Erwachsenen Statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Nähte getrennt, die Fontanelle sehr groß, und die Schädelknochen zuweilen durchlöchert sind; ferner durch beständige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stupidität, sehr weite für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Convulsionen, Erbrechen u. s. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Bei Erwachsenen kann der innere Wasserkopf auch vorkommen, obgleich nicht in dem hohen Grade von Ausdehnung, weil die Schädelhöhle fest ist, und sich nicht mehr erweitern läßt, auch die Ursachen der Wasseranhäufung im Gehirn seltener bei ihnen Statt finden, als bei Kindern. Dessenungeachtet können manche Arten des Wahnsinns, Fälle des schwarzen Staars u. a. m. darin ihren Grund haben. Zu der Hirnwassersucht können wir noch die Rückenmarkswassersucht rechnen, die bei Kindern als Rückenspalte erscheint, und oft mit dem innern Wasserkopfe verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Oeffnung entsteht, durch welche eine weiche Geschwulst sich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung der untern Gliedmaßen bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich auch von Wasseransammlung in der Rückenmarkshöhle her, obgleich die äußerlichen Merkmale fehlen. Brustwassersucht ist im Anfang schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglich sind, und von vielen andern leichten Kränklichkeiten entstehen können. Aengstliche und hypochondrische Menschen bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu haben, wenn sie einmal einen Schmerz in der Brust, vorübergehende Beklemmung, Herzklopfen, u. dgl. m. verspüren, was alles von vorübergehenden Ursachen entstehen konnte. Der Arzt hingegen kann nicht sorgfältig genug seyn, auch bei den kleinsten Aeußerungen dieser Krankheit dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung zu entdecken und heilen zu können. Die gewöhnlichsten Zeichen sind: Druck in der Brust, ängstliches und beklemmtes Athmen, vorzüglich bei Bewegungen; besondere Aengstlichkeit bei dem Niederlegen, beim Einschlafen, öfters plötzliches Erwachen mit großer Angst, so daß der Kranke aufstehen muß, fixer und heftiger Schmerz in der Brust oder im Rücken; Geschwulst der Hände, u. s. w. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Geschwulst des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten,

eim Liegen auf die Seite ſenkt, auf welcher der Kranke liegt. Dieſe Geſchwulſt iſt elaſtiſch, und gibt beim Anſchlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei iſt noch Kurzathmen bei Bewegung, Schwäche, bzehrung, Durſt, Abgang eines ſparſamen, feurigen Urins zu bemerken, und endlich geſellt ſich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Waſſer einſchließende Sack in der Sackwaſſerſucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einer eignen Membran im Unterleibe ebildet. Die dabei Statt findenden Umſtände ſind meiſtens die nämlichen, wie bei der vorigen Art, doch iſt die Geſchwulſt des Bauches nicht o gleichmäßig, ſondern befindet ſich, wenigſtens im Anfang, nur an einer inzelnen Stelle, und bleibt in jeder Lage des Körpers ziemlich unverändert. Die übrigen Geſundheitsumſtände, der Urinabgang, Appetit, Durſt, u. ſ. w. ſind bei dieſer Waſſerſucht am wenigſten verändert, und ſie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwaſſerſucht wird durch die Geſchwulſt in der Haut ſichtbar, welche dem Fingerdruck nachgibt und eine Zeit lang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt dieſe Geſchwulſt an den Füßen an und ſteigt allmählig höher. In der Folge geſellt ſich oft innere Waſſerſucht dazu, nicht ſelten aber iſt auch die Hautwaſſerſucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieſer Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfang ausgedehnt werden, wodurch ihre Organiſation ſo geſchwächt, ihr Gewebe ſo ausgedehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geſchieht um ſo ſchneller, wenn eine Entzündung, ſie ſey nun von Rothlauf oder von einer Verletzung, die geringe Vitalität vollends ſchnell aufreibt, wodurch meiſtens der Brand dazu kommt. — Die Entſtehung der Waſſerſucht erklärt man ſich auf folgende Weiſe. Die meiſten innern Höhlen des Körpers ſind mit einer dünnen aber feſten Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinſten Aederchen (Haargefäße) verſehen iſt. Dieſe hauchen beſtändig einen wäſſerigen Dunſt aus, welcher die Wände der Höhle glatt und ſchlüpfrig erhalten und die Reibung derſelben gegen einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern ſoll. — So öffnen ſich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derſelben unzählige ſolche aushauchende Adern. Dieſe ausgehauchte dunſt- und luftförmige Flüſſigkeit wird aber in geſundem Zuſtande von den einſaugenden Aederchen wieder aufgenommen und in die Blutmaſſe zurückgeführt. In dem krankhaften Zuſtande, welcher die Waſſerſucht begründet, wird von den abgeſonderten Haargefäßen anſtatt des Dunſtes eine tropfbare Flüſſigkeit abgeſetzt, und dieſe ſammelt ſich bei geſchwächter oder ganz gelähmter Thätigkeit der einſaugenden Aederchen an, daß ſie allmählig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zuſtand, welcher die Verrichtung der aushauchenden Gefäße ſo verändert, kann Entzündung oder Lähmung derſelben oder zu wäſſerige Beſchaffenheit des Blutes ſeyn. So wie der entzündliche Zuſtand eines jeden abſondernden Organs die Abſonderung deſſelben vermehren und verändern kann, ſo auch der der ſeröſen Membranen, welche aber viel häufigere und dichtere Stoffe ausſcheiden. Bleibt die Thätigkeit der einſaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird ſie durch eine erregende Mittel verſtärkt, ſo kann die Anhäufung lange Zeit vermindert, oder wenn ſie ſchon Statt gefunden hätte, die abgeſonderte Flüſſigkeit wieder fortgeſchafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zuſtand das aushauchende Gefäßſyſtem in ſeiner Thätigkeit erregt wird, ſo der Gegenſatz deſſelben, das einſaugende Syſtem, um ſo mehr her-

abgesetzt und dessen Thätigkeit vermindert. Es kann aber auch durch allgemeine Schwächung des Organismus, oder durch besondere des arteriellen Adersystems, von welchem das absondernde Haargefäßsystem gleichsam als die Gränze anzusehen ist, eine Art von Lähmung Statt finden, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrange der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersetzt durchläßt. Der unmäßige Genuß starker hitziger Getränke gibt daher meistens Veranlassung zur Wassersucht, theils weil durch die öftere Ueberreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Lebenskraft der aushauchenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil die Beschaffenheit des Blutes dadurch verschlechtert und es von dünnflüssigerer Consistenz gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Membrane der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzündung, Brustentzündung u. s. w., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatischer Flüssigkeit. Oft auch ist daher reichlicher Blutverlust Ursache, zuweilen aber auch der Vorbote der Wassersucht, indem er eines Theiles die Schwächung des Adersystems verursacht, oder von ihr herkommt, andern Theils auch schon von der schlechten und wässerigen Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann auch plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgedrängte Ausdünstung sich nach innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut und unter der Haut, u. sich zwischen den Muskeln ansammelt. Manche Krankheiten hinterlassen vorzüglich eine Neigung zu Wasseranhäufungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht immer schwer zu heben ist und leicht tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht, als das letzte Symptom, als Vorläufer des Todes. Aeltere Personen, welche im Genusse hitziger Getränke ausschweifen, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andere Krankheit sie vor der Zeit wegrafft. Das am schnellsten hülfreiche Mittel gegen die Wassersucht ist ohne Zweifel das Abzapfen des Wassers mittelst einer Oeffnung in der Geschwulst. Nur Schade, daß diese Hülfe meistens nur palliativ ist und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand hervorruft. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, so daß die Operation immer wieder von neuem nöthig wird. Indessen ist es als Linderungsmittel, selbst als Beförderung der Wirksamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft kann das Leben des Kranken lange dadurch gefristet werden. Bei der Hautwassersucht kann man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füße die wässerige Flüssigkeit ableiten, so daß sie sich von dem ganzen Körper herunter senkt und allmählig zu den in die Haut gemachten Oeffnungen herausickert. Allein dies muß frühzeitig genug geschehen, außerdem ist jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche große und schwer heilende Geschwüre verursacht und endlich den Brand herbeiführt. H.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasserwage, s. Nivelliren und Wage.

Wasserweihe heißt ein hohes Fest, das die griechische Kirche am 6. Januar oder Theophaniastage zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten

Flusses gebauen und mit grünen Nadelholz-Zweigen geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Geistlichkeit mit Kerzen, Räucherpfannen und Ägenden nebst der Gemeine unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Dieser taucht dann eine Quaste in das geheiligte Wasser und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Ceremonie, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistliche Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kaiserliche Familie mit ihrem Hofstaat nimmt in der Residenz an dächtig Theil daran und das paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven. E.

Watelet (Claude Henry), war einer von den wenigen Reichen, die die Reichthümer zu einem weisen Lebensgenusse zu verwenden wissen. Geboren zu Paris 1718, ward er früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine glückliche Erziehung bekannt und durfte sich sorglos dieser seiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit seinen Gütern reichlich bedacht hatte. Seine Reisen vollendeten die Bildung seines Geschmacks. Er liebte die Gartenkunst über alles; die herrlichen Anlagen von Moulin-Joli am Ufer der Seine waren von seinem Geschmacke redende Beweise. Er besang diese von ihm geliebte und geübte Kunst auch in einem Gedichte, das aber nichts ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Verfassers verräth. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von Watelets Charakter. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er eine Genügsamkeit zeigen, die sein Leben so wenig vorbereitet hatte; er verlor sein ganzes Vermögen. Watelet starb den 13. Jan. 1786. Als Gelehrter hat er sich das größte Verdienst durch sein nachgelassenes Werk: Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure, Paris, 1792, erworben.

Waterloo (Schlacht von), so von den Engländern, von den Preußen Belle-Alliance, Mont St. Jean von den Franzosen genannt, am 18. Juni 1815 geschlagen, eben so glänzend in der Geschichte Europa's, als an sich militärisch denkwürdig. Buonaparte hatte am 16. Juni die preußische Armee geschlagen, und zu ihrer Verfolgung den Marschall Grouchy mit einigen 40,000 Mann (zwei Infanterie- und zwei Cavallerie Corps) detachirt, der ihr über Chemblour folgte; er selbst wendete sich gegen die von Quatre-Bras auf der Straße nach Brüssel langsam zurückgehende englische Armee, und lagerte am 17. Abends auf den Höhen hinter Belle-Alliance, jene zwischen Braine la Leud und Papelotte. Herzog Wellington, auf die Verheißung des Feldmarschalls Blücher, ihm mit der ganzen Armee zu Hülfe zu kommen, entschlossen, hier eine Schlacht anzunehmen, ließ die Truppen (Engländer, Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer, zusammen einige 50,000

Mann*)) auf den Höhen vorwärts Mont St. Jean à cheval der Chaussee nach Genappe so aufstellen, daß sich der rechte Flügel bis Merbes le Brain, der linke bis hinter Papelotte ausdehnte; das Corps des Lord Hill stand rechts der Chaussee nach Rivelles, das des Prinzen von Oranien links von jenem bis an die Chaussee nach Genappe, die braunschweigischen Truppen en reserve hinter sich; links dieser Chaussee das Corps unter General Picton; — die gesammte Infanterie in zwei, die Cavallerie im dritten Treffen. Die beiden Chausseen waren durch geschleppte Verhaue für die Cavallerie gesperrt, das vor dem rechten Flügel liegende Vorwerk Hougoumont war eben so wie das hart an der Chaussee**) vor dem Centrum gelegne la Haye Sainte besetzt, und zur Vertheidigung eingerichtet. Die ganze Stellung, allerdings die Defileen des Waldes von Soignes in Rücken habend, eignete sich vermöge der sanften Höhen, auf denen sie fortlief, eben so sehr zur Vertheidigung, als sie Gelegenheit gewährte, die Truppen verdeckt aufzustellen. Die französische Armee (3 Infanterie-, 2 Cavalleriecorps und die Garden, zusammen ungefähr 90,000 Mann) auf den Höhen hinter Belle-Alliance aufgestellt, begann gegen Mittag ihre Bewegungen; das zweite Corps griff Hougoumont und das dabei liegende Wäldchen an, ein Theil des letztern ward nach langem Widerstande der dort stehenden nassauischen Truppen genommen. Um 2 Uhr entwickelte sich das erste Corps in vier starken Colonnen sprossenweise vom linken Flügel gegen die Hauptstellung; während der dagegen erhabenen Canonade ging französische Cavallerie rasch auf beiden Seiten der Chaussee vor, gerieth theilweise bis zwischen das erste und zweite Treffen des Prinzen von Oranien, ward aber von englischer Reiterei zurückgeworfen. Jene Infanteriemassen drangen nun rechts der Haye Sainte gegen den Punkt vor, wo das erste Treffen der Engländer die Chaussee durchschnitt; durch wirksames Feuer zurückgewiesen, suchte es zwar unter dem Schutze einiger Reiterei langsam zurückzugehen, als diese aber von zwei englischen Cavalleriebrigaden geworfen, und sogar eine Infanterie-Colonne gesprengt und zerstreut ward, floh es in Unordnung hinter die Höhen, von welchen es gekommen. Bei dieser Gelegenheit stießen einige zu weit vorgegangene Züge englischer Cavallerie auf fünf französische Batterien, mußten sich aber begnügen, deren Bespannung niederzustechen. Nach drei Uhr begann ein regelmäßiger Angriff auf die Haye Sainte; er gelang beinahe um dieselbe Zeit, als das Gehölz bei Hougoumont ganz von den Franzosen erobert ward. Jetzt (5½ Uhr) folgte eine Attake der französischen Gardecavallerie zwischen diesem Holze und der Haye Sainte; sie eroberte einige Geschütze, mußte sie aber wieder aufgeben, so wie denn der letztgenannte Pachthof ebenfalls von den Engländern wieder besetzt und ein neuer Angriff des ersten Corps näher an der Chaussee besonders durch das Raketenfeuer zurückgewiesen wurde (ungefähr 4 Uhr). Ehe wir zu den entscheidendern Angriffen übergehen, die Buonaparte unbegreiflicher Weise so spät begann, ist es nöthig, einen Blick auf die Bewegungen der preußischen Armee zu werfen. Sie hatte sich, von Grouchy nur langsam verfolgt, am 17. über Chemblour nach Wavre zurückgezogen, mit dem vierten Armeecorps unter General Bülow vereinigt, und begann am 18. Morgens, um das vom Feldmarschall

*) 18,000 Mann unter dem Prinzen Friedrich der Niederlande waren nach Hal detachirt und nahmen keinen Theil an der Schlacht.

**) Ueberall, wo „die Chaussee" ohne weitere Bezeichnung genannt ist, wird die nach Genappe verstanden.

gegebene Wort zu lösen, ungeduldig das Unglück von Ligny zu rächen, ihren Marsch in des Feindes rechte Flanke. Das vierte Corps mit Tagesanbruch von Dion le Mont aufgebrochen, in Wavre durch eine Feuersbrunst, weiterhin durch die entsetzlich verdorbenen Wege aufgehalten, traf um 11 Uhr bei Chapelle St. Lambert, und nachdem es das Defilee von Lasne passirt, um 4 Uhr theilweise auf den waldigen Höhen hinter Frichemont ein, wo es verdeckt stehen blieb; ihm folgte das zweite Corps; das erste ward auf Ohain dirigirt, das dritte sollte nach Chapelle St. Lambert marschiren, ward aber durch Grouchy's Angriffe bei Wavre zurückgehalten. Buonaparte hatte alle Vorsichtsmaßregeln gegen die in seiner rechten Flanke liegenden leicht zu sperrenden Defileen so sehr aus den Augen gesetzt, daß der (späterhin erfolgende Angriff des Bülowschen Corps ihm erst Gewißheit über die Ankunft der Preußen gab. — Wir kehren jetzt zu der Schlacht zurück. Um 4 Uhr begann eine lebhafte Canonade auf die zwischen beiden Chausseen aufgestellten Truppen, auf sie folgte ein Infanterieangriff und diesem ein Choc der Cürassiere, welche durch die Intervallen der englischen Quarrees bis hinter das zweite Treffen vorgingen; eine Batterie etablirte sich gleichzeitig nur 300 Schritte von der Hauptstellung; doch die englisch-niederländische Cavallerie stellte das Gefecht wieder her und warf alles vor sich nieder. Der linke Flügel ward während dieses wichtigen Moments von den Franzosen nur in so weit beschäftigt, daß er keine Verstärkungen entsenden konnte. In diesem Augenblicke befahl der Feldmarschall Blücher, der jene Vorgänge sah und würdigte, den Angriff durch den bis dahin eingetroffnen Theil des Bülowschen Corps. Das sechste französische Armeecorps, das bisher hinter Belle-Alliance rechts der Chaussee in Reserve gestanden hatte, ward sofort gegen diesen Angriff auf Plachenoit dirigirt, man kämpfte sodann mit abwechselndem Erfolge bis 6½ Uhr um den Besitz dieses Dorfes. Eben so lange ward zwischen Hougoumont und der Haye Sainte mit großem Verlust von beiden Seiten, doch ohne wesentlichen Erfolg gefochten. Buonaparte, wohl erkennend, daß der Moment der Entscheidung nahe, suchte diese durch einen Hauptangriff in seiner gewohnten Weise günstig für sich herbeizuführen: sechzehn Bataillone Garden — bis dahin nicht ins Gefecht gebracht — rückten links der Haye Sainte gegen das Plateau der englischen Hauptstellung, das zweite Corps und die gesammte Cavallerie folgte ihnen. Dieser imponirenden Masse rückt Wellington auf der Höhe mit sechs Bataillons, in zwei Glieder formirt, entgegen. Die Wirkung ihrer Salven bringt die feindlichen Colonnen zum Stehen, sie beginnen ebenfalls zu feuern (ungefähr jetzt wird das Hölzchen bei Hougoumont wieder erobert), doch entwickeln sich vier jener Gardebataillone und ein mörderisches Infanteriefeuer beginnt auf sehr kurzem Zwischenraume. Während dessen wird der linke Flügel — durch Entsendung zweier Cavalleriebrigaden nach dem Centrum geschwächt — ebenfalls heftig angegriffen, Papelotte genommen. In diesem kritischen Augenblicke erscheint die Spitze des ersten preußischen Corps auf dem Schlachtfelde (von Ohain her). Papelotte wird von ihr wiedergenommen und rechts dieses Dorfes ein Angriff gerade auf Belle Alliance dirigirt; der dadurch veranlaßte theilweise Rückzug des Feindes wird durch Cavallerieangriffe aus dem englischen Centrum (wo indessen jene zwei Brigaden angekommen waren) und dem rechten Flügel allgemein, die alte Garde geräth in Unordnung, nur jene vier Bataillons fechten noch und ziehen sich dann, in Quarrees geordnet, gegen Belle-Alliance zurück. Herzog Wellington, dem die Verwirrung der feindlichen Armee nicht ent-

ging, befahl ein allgemeines Vorrücken, seine Linien bewegten sich concentrisch gegen Belle-Alliance, Cavallerieattaken folgten rasch einander, und die französische Armee löst'te sich in eine große ungeordnete Masse auf, die keines Widerstandes fähig nach Genappe hin floh. Das vierte preußische Corps, um 6½ Uhr im Besitz eines Theils von Planchenoit, ward von dem durch die junge Garde verstärkten Feinde wieder herausgeworfen; ein Versuch es wieder zu nehmen mißlang. Als aber indessen das zweite Corps eingetroffen war, ward das Dorf mit dessen Unterstützung erobert und der Kampf dadurch auch hier beendet, indem die Reste der feindlichen Truppen sich, nun ebenfalls vollkommen aufgelöst, nach der Chaussee hinwälzten, auf welcher die große fliehende Masse während dessen bis Maison du Roi gekommen war. Es war jetzt 9 Uhr; die beiden Feldherrn trafen durch eine anmuthige Gunst des Zufalls bei Belle-Alliance auf einander, und der Feldmarschall Blücher übernahm die Verfolgung des Feindes, welche so lebhaft war, daß er nirgend rasten sich nirgend sammeln konnte; ein Versuch, Genappe zu halten, ward sogleich vereitelt, dort die ganze Equipage Buonaparte's genommen, und die Verfolgung die ganze Nacht hindurch so rasch fortgesetzt, daß die Avantgarde unter Gneisenau am Morgen des 19. bereits bei Gosselies eintraf, der Feind aber unaufhaltsam durch Marchienne au Port und Charleroy über die Sambre floh. Die nächsten Resultate dieser Schlacht, in welcher die heroische Ausdauer der Britten, wie die ungestüme Tapferkeit des preußischen Heeres gleiche Bewunderung verdient, waren die Zerstreuung der Buonapartischen Armee, die Eroberung von beinahe 300 Geschützen mit ihren Munitionswagen, eine Masse Gefangener endlich. — Buonaparte's Abdankung, die zweite Unterwerfung Frankreichs und ein rühmlicher Friede wurden dadurch herbeigeführt. Der französische Verlust läßt sich durchaus nicht genau angeben, er erreicht in Allem wahrscheinlich 50,000 Mann: Wellingtons Armee zählte aber auch fast 20,000 Todte und Verwundete, das preußische Heer hatte deren ungefähr 4000. —e.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee, längs der Küste von Nordholland, Gröningen, Friesland und Niedersachsen, bis zu der Mündung der Elbe. Es finden sich da häufige Sandbänke in der Nähe des festen Landes, und man kann nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, **Smacken**, die vorn und hinten breit sind, und nicht mehr als sechs Fuß tief im Wasser gehen, diese Küsten beschiffen. Man nennt daher solche Fahrzeuge **Wattenfahrer**. In Kriegszeiten wird diese Art Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei, wegen der seichten Wasser, vor allen Angriffen der Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen, zählt ungefähr 3000 Einwohner und ist in den letzten Jahren durch das am 18. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Fürst Blücher hatte sich nämlich am 17. Juni nach der verlornen Schlacht von Ligny (s. d. Art. Ligny) mit seinem ersten, zweiten und dritten Armeecorps in einer vortheilhaften Position auf den steilen Höhen jenseits Wavre aufgestellt, theils um dort das vierte von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Lord Wellington, der sich auch seinerseits in eine günstige Stellung bei Mont St. Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington seine Stellung so lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preußischen Heere zu Hülfe eilen solle. Diesem Versprechen zufolge ließ dieser Held den 18. das vierte Corps aus seinem Beiwacht jenseit Wavre auf-

brechen, es in dem zufällig in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle passiren und auf St. Lambert marschiren; ihm folgte das zweite Corps. Das erste brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das dritte sollte gegen Chapelle St. Lambert dirigirt werden, und die Reserve bilden. Alles außer dem dritten Corps war nun schon im Marsch, als plötzlich der Marschall Grouchy mit dem dritten und vierten französischen Armeecorps und zwei Reiterdivisionen erschien, und das Städtchen Wavre angriff. General Thielemann wendete sich sogleich gegen ihn, und es entstand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, dessen Hauptpunkt indessen stets Wavre blieb. – Alle andern Corps blieben im Marsch, um ihre wichtigere Bestimmung zu erfüllen (s. d. Art. Waterloo), nur das 19. Infanterieregiment, und einige Cavallerieschwadronen, welche den Nachtrab des ersten Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußersten rechten Flügel des Thielemannschen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfes schon vom Feinde besetzt, setzten aber dennoch der von dort vorbrechenden Uebermacht einen so tapfern Widerstand entgegen, daß er das Vordringen des Feindes bis zur völligen Dunkelheit hinderte. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgesetzt, der Feind forcirte die Höhen von Limale und General Thieleman beschloß deßhalb, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die eingegangene Nachricht vom Sieg der Hauptarmee überflüssig geworden war, eine andere Stellung 2 Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin vom Feinde nicht beunruhigt, und erfuhr am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten. General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrabs einholen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 Mann betragen. P—r.

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeug bereiten; es geschieht auf dem Webersthle, der eine Erfindung der alten Aegyptier ist, jetzt aber durch neue Verbesserung große Abänderungen erlitten hat. So unterscheidet man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raschmacher, Seidenwirker, Posamentierer u. s. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher besteht aus vier senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch Querpfosten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeug aufnimmt. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich der ähnlich runde oder achteckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und parallel bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden, welche man auch Kette, Zettel, Werfte, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf einmal mittelst des Kettbaumes auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Querfäden, auch Einschuß oder Einschlag genannt, aber werden einzeln durch jene hindurchgeflochten. Damit dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andere herabgezogen ist. Durch die Oeffnung der von einander gezognen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schütze), der inwendig auf der Wackelspule den aufgerollten Faden hat, welcher sich durch eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme sind beim einfachen Gewebe zwei, jeder besteht aus zwei Stäben, wovon einer über der Kette, der andere sich darunter befindet und die beide durch so viele Fäden zusammengebunden sind,

als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, so daß der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten ꝛc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelst Fußtritte, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte (Obergelese) der Kette über die andere Hälfte (Untergelese) hervorzuheben und zwischen die entfernten Gelese den Einschuß durchzuflechten. Doch damit dieser sich fest und dicht zwischen den Gelesen einzwänge, schlägt ihn der Weber nach dem Durchschießen noch mit der Lade fest; diese Lade besteht ebenfalls aus zwei handhoch von einander stehenden Stäben oder Deckeln, die beide durch so viel Nietstifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zusammengehalten werden, und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr ist, so daß jeder Kettfaden durch einen Zwischenraum der Lade hindurchgezogen ist. Sie hängt übrigens an den senkrechten vordern Pfosten schwebend und befindet sich etwas hinter dem Brustbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einschußfaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Brustbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergelese und senkt das Untergelese, wirft durch die entstandene Oeffnung der Gelese den Schützen, schlägt den Einschuß mit den Stiften der Lade fest zwischen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergelese heraufund das Obergelese herunter getreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einschußfaden bewirkt hat, dieselbe Operation von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollne Zeuge, wie Etamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raschmacherstuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, sondern perpendiculär trägt, indem der Kettenbaum oben auf dem Gestell steht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapetenwirker (Hautelisse), nur ist er viel zusammengesetzter. Gekörperte Zeuge werden mit vier Schäften gewebt. Auf den ersten kommt der erste, auf den zweiten der zweite Faden der Kette u. s. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den ersten Schaft gezogen; beim Weben tritt der Weber den ersten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und ersten zugleich, daß jeder Einschuß über zwei Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit sind eigene Vorrichtungen (durch mehrere Schäfte, durch einen Kegel mit Gegengewichten, oder einen Harnisch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben sollen. Sammetartige Zeuge haben zwei Ketten, wovon die eine halb so viele Fäden hat als die Grundkette und Pohlkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt ist. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt und sogleich, nach dem Einklemmen durch den Einschuß, aufgeschnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieser Zeuge entsteht. Weitzusammengesetzter ist der Zampelstuhl zum Damast und für die brochirten Zeuge, wie denn auch schon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vervielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einschüsse noch mehrere zusammengesetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie sehr unterscheidet davon sich der inländische Stuhl, der noch die ursprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette senkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, sondern man flechtet den Einschuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt. F.

Weber (Bernhard Anselm), königl. preuß. Capellmeister zu Berlin, geb. zu Mannheim, den 18. April 1766, war früher von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt, und mußte die hierzu erforderlichen

Wissenschaften erlernen, bekam aber schon durch den Unterricht, welchen er als Kind von 7 Jahren in den ersten Anfangsgründen des Clavierspiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Gesange von Holzbauer, und später im Generalbasse von einem geschickten Schüler Voglers erhielt, die erste musikalische Richtung, so daß Vogler ihn nach seiner Zurückkunft aus Italien als 14jährigen Knaben des weitern Unterrichts in der Composition würdigte und seine Versuche freundlich aufmunterte. Doch wurde er in seinem 18. Jahre auf die Universität Heidelberg geschickt. Bald entschied sich hier seine Neigung für die Tonkunst völlig. Aber zu seinem Unglück erhielt Vogler, der ihn zu sich nach München zu nehmen und weiter auszubilden versprochen hatte, einen Ruf nach Schweden, und der 22jährige Jüngling sah sich seinem eignen Fleiße überlassen. Im J. 1787 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem ausgezeichneten Großmannschen Theaterorchester zu Hannover, welches größtentheils aus jungen Böhmen bestand, und welches er drei Jahre lang mit großem Nutzen für sein Studium der dramatischen Musik leitete. Darauf reis'te er durch einen Theil von Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden, beschäftigte sich bei einem zehn Monate langen Aufenthalte in Stockholm, unter Voglers unmittelbarer Leitung, mit Bearbeitung des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck sein Vorbild war, aus dessen Opern (damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführt) er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Kirchenstücke unter seines Meisters Augen. Darauf begleitete er seinen Lehrer auf einer Reise bis nach Hamburg, von wo er nach einem gegebnen Concerte 1792 nach Berlin ging. Hier wurde er zuerst als Mitdirector des Orchesters beim Nationaltheater angestellt, reis'te im Sommer 1793 durch einen Theil von Deutschland mit dem Auftrage, einige Sänger und Sängerinnen für dasselbe zu engagiren, und wurde in Wien durch Salieri's Bekanntschaft mit der theatralischen Musik und Glucks großen Werken noch mehr vertraut gemacht. Im J. 1796 erhielt er wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg einen erhöhten Gehalt. Er blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector und unternahm von da aus mehrere kleine Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufführte. Im J. 1803 begleitete er den Hrn. v. Kotzebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeister ernannt. Er ist als ein guter Musikdirector bekannt und in der Behandlung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen wirft man ihm geräuschvolles Tactiren bei Aufführungen und sonst eine einseitige Befangenheit für Glucks Opern und Gluckischen Musikcharakter vor. In seinen eignen Compositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu Tell, Braut von Messina, Jungfrau von Orleans, Werners Weihe der Kraft, Hussiten) und andern Gelegenheitsstücken (Musik zu Göthe's Epimenides) bestehen, erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber damit auch Streben nach poetischer Charakteristik, die sich jedoch zuweilen ins Detail verliert, und leicht in die Breite geht (wie in der Ouverture zu Wilhelm Tell) Kenntniß großer Orchestereffecte, Klarheit, energischen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram Sulmalle, (1802) seine Oper Deodata, (1810) Text von Kotzebue, und die kleine Operette: die Wette, (1807) sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgegebnen melodiösen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine kraftvolle melodramatische Composition der Schiller'schen Ballade Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. Auch soll er ein sehr fertiger und gründlicher Clavierspieler seyn.

Weber (Carl Maria von), Königl. Sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, ist den 18. Dec. 1786 zu Entin im Holsteinischen geboren, und genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste, besonders da sein Vater ausgezeichnet Violin spielte. Die stille, eingezogene Weise, in welcher seine Familie lebte, der stete Umgang mit erwachsenen, gebildeten Menschen, und die fast ängstliche Vorsicht seiner Aeltern, ihn gegen verwildernde Jugendgesellschaft zu schützen, lehrten ihn früh mehr in sich selbst zu leben, und in der Welt der Phantasieen Beschäftigung und Glück zu suchen. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuse. Von ersterer versuchte er mit Glück mehrere Zweige zu pflegen, malte in Oel, Miniatur, Pastell, und führte auch die Radirnadel. Doch entschlummerte die Lust zu dieser Beschäftigung bald, und die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, endlich ihre Schwester gänzlich. Eigenthümliche Neigung bestimmte seinen Vater, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln; womit der Nachtheil verbunden war, auch die Lehrer öfter zu wechseln. Doch wurde dieser Nachtheil durch das Erwecken seiner eignen Kraft und der Nothwendigkeit aus eignem Nachdenken und Fleiße zu schöpfen, bei diesem energischen Geiste desto wirksamer ersetzt. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere, und gleichmäßigen Ausbildung beider Hände legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796. Je mehr Webers Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. Im Jahre 1798 ließ Webers Vater zu dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches damals freundlich von der musikalischen Zeitung angezeigt wurde. Zu Ende des Jahres 1798 kam Weber nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem klaren, stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte des Letztern verdanke er größtentheils die Herrschaft und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, der dem Tondichter zur Veräußerung seiner Ideen so natürlich werden muß, wie dem Dichter Sylbenmaaß und Grammatik. Weber arbeitete mit unermüdetem Fleiß seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins; daneben aber auch eine Misse, und mehrere andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist, der alles Neue und Aufsehnerregende mit Hast sich zuzueignen suchte, die Idee, dem damals von Sennefelder in München erfundenen Steindruck den Rang abzulaufen; und er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigern Maschine versehen. Der Entschluß, diese Sache ins Große zu treiben, bewog ihn nebst seinem Vater nach Freiberg in Sachsen zu ziehen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weitläuftigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäftes aber ließen ihn gar bald die Sache wieder aufgeben, und mit desto verdoppelter Lust die Com-

position fortsetzen. Er schrieb als vierzehnjähriger Knabe die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: das Waldmädchen, welche im November 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product ansah, und den zweiten Act in 10 Tagen geschrieben hatte. Letzteres war eine der unseligen Folgen jener auf ein junges Gemüth so lebhaft einwirkenden Wunderanekdoten aus dem Leben hochverehrter Meister, denen das Talent eifrig nachstrebt. Auf eben diese Art weckte ein Artikel der musikalischen Zeitung in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben und die ältern vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Diesen neuen Planen gemäß schrieb er als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereis't war, die Oper Peter Schmoll und seine Nachbarn (1801), die seinen alten, durch manches Neue in dieser Composition höchlichst erfreuten Lehrer, Michael Haydn, zu dem schönen Zeugnisse bewog, welches in dem dürftigen Artikel über diesen Tonkünstler in Gerbers Tonkünstlerlexicon abgedruckt ist. Diese Oper wurde, wie natürlich, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt. Die Ouverture dazu hat der Componist späterhin umgearbeitet stehen lassen. Im J. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannigfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. — Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum erstenmal trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehreren großen Männern z. B. den unvergeßlichen Vater Haydn, auch den originellen Abt Vogler kennen, der mit der Liebe, die jedem wahrhaft großen Geiste eigen ist, dem ernstgemeinten Streben des Jünglings freudig entgegen kam, und ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß. Auf dieses, gleich vielen andern merkwürdigen Menschen, oft verkannten Meisters Rath, gab Weber damals nicht ohne schwere Entsagung das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf und widmete nun beinahe zwei Jahre dem emsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baus, der Ideenausführung, und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte, und sich durch eigne Studien zu erläutern und anzueignen suchte. Oeffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein Paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Voglerischen Oper Somari. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld zur Kenntniß der Effecte; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte und componirte die vom Professor Rhode gedichtete Oper Rübezahl zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte sehr an eignen Arbeiten. Desto besser konnten die mit übergroßer Begierde eingesogenen verschiedenartigen Kunstprincipien abgähren, und das ihm vom Schöpfer eigenthümlich Verliehene selbstthätig sich ausbilden lassen. Im J. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Carlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmoniestücke. Als aber

der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er, von den ungünstigsten Verhältnissen der damaligen Zeit begleitet, eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart ohne unmittelbaren Dienst der Kunst zurückkehrte. Hier schrieb er, von der freundlichen Theilnahme des trefflichen Danzi ermuntert und aufgeregt, seine bekannte Oper Silvana, nach dem Sujet des früheren Waldmädchens von Thiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgegeben), arbeitete seine Cantate: der erste Ton, nebst einigen Ouvertüren und Symphonien, um, und schrieb viele Clavierſachen. Im J. 1810 widmete er sich von neuem ganz der Kunst, und trat eine neue Kunstreise an, klarer und entschiedener als je. Er durchzog Deutschland nach verschiedenen Richtungen, und die Liebe, mit welcher er im Ganzen seine Leistungen als ausübender und dichtender Künstler aufgenommen sah, ließen ihn alle Kraft und Reinheit des festen Willens aufbieten, welche den Menschen zum wahren Priester seiner Kunst heiligt. In Frankfurt, München, Berlin ꝛc. wurden seine Opern gegeben, und seine Concerte besucht. Auch sah er nochmals den trefflichen Abt Vogler, kurze Zeit vor seinem Hingehen, wie er sich zweien mit herrlichen Geistesgaben beschenkten Jüngern der Kunst, Meyerbeer und Gänsbacher, hingab. Im Verein mit diesen genoß er, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals dessen tiefe Erfahrungen, schrieb seine Oper Abu-Hassan (Darmst. 1810) und sah ihn später noch einmal in Wien voll freundlichsten Antheils an seinem Streben. Von 1813 bis 1816 leitete er die Direction der Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: Kampf und Sieg, welche nachher an mehrern Orten mit Wirkung gegeben wurde (Clavierauszug, Berlin bei Schlesinger). Nur seiner Kunst lebend, und in der Ueberzeugung, zu ihrer Beförderung und Pflege geschaffen zu seyn, legte er diese Direction nieder; da sein Zweck für dort erreicht war, das, was bei den beschränkenden Verhältnissen einer Privatdirection geschehen konnte, aufgebaut da stand und nur eines rechtlichen Wärters zum Weiterbestehen bedurfte. Darauf zog er abermals frei in die Welt, ruhig den Wirkungskreis erwartend, welchem das Schicksal ihn zuführen würde. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue festhalten, und diesem Geschäft widmet er gegenwärtig seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Diese verdient auch allerdings ein Mann, der so große und glänzende Eigenschaften und Talente in einer Person verbindet, nämlich das eines originellen und künstlichen Tonsetzers, eines großen ausübenden Künstlers (er ist einer der vorzüglichsten Pianofortespieler), eines eben so feurigen, als besonnenen und einsichtsvollen Musikdirectors, — in welcher Eigenschaft von Weber gewiß einzig da steht — und eines in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischen Theoretikers. Setzt man noch dazu einen poetisch gebildeten Geist, der nicht in einseitiger Befangenheit seiner Kunst fröhnt, sondern den tiefen Zusammenhang derselben mit andern Künsten, vorzüglich mit der Dichtkunst, und mit den höchsten Bedürfnissen des Menschen selbstdenkend zu würdigen und seinen Gedanken Worte zu geben weiß, der endlich damit im Aeußern die größte Feinheit und Sicherheit gesellschaftlicher Bildung verbindet, so möchten wohl sehr wenige der jetzt lebenden Tonkünstler ihm gleich kommen, gewiß keiner ihn

übertreffen. Die große Anzahl seiner, zum Theil im Stich erschienenen Compositionen, enthält eine Menge von Instrumentalstücken, besonders für concertirende Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte, Concertino's, Potpourri's und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonoisen und Tänze, ein Clarinettquintett und einige Symphonien), mehrere oben genannte Opern, von denen Silvana und Abu-Hassan die bedeutendsten sind, (noch arbeitet der Componist an einer von Fr. Kind gedichteten Oper: die Jägersbraut, und einer Musik zu dem aus dem Französischen bearbeiteten Drama: die Makkabäer) ferner die ebenfalls genannten Cantaten, unter denen die Cantate: Kampf und Sieg, durch Größe, Fülle, Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, und eine nur 1817 zur Vermählungsfeier der königlich sächs. Prinzessin gearbeitete italienische Cantate, mehrere schöne Concertarien, vierstimmige Gesangstücke, und Lieder zum Clavier (besonders die mit so großem Beifall aufgenommene Liedersammlung: Leier und Schwert, worin man überall den poetischen und declamatorischen Tonsetzer erkennt), endlich sein neuestes großes Werk für die Kirche, die gediegene, zum Namenstage des Königs von Sachsen componirte Messe nebst Offertorium, von welcher im leipziger Kunstblatte 1818, St. 93. mit gebührendem Lobe gesprochen worden ist. Vieles Interesse verspricht ein bald zu vollendendes Werk, in welchem dieser geniale Mann seine Ansichten und Erfahrungen unter dem Titel: Künstlerleben, aussprechen wird.

Weber (Gottfried), ein verdienter jetzt lebender Theoretiker in der Musik und praktischer Tonsetzer. Er ist geb. zu Mannheim 1779, bildete sich durch guten Unterricht, so wie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Cassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Virtuosität, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehrern Aufsätzen der Leipziger musikalischen Zeitung, an welcher er seit 1803 Theil nimmt, und vielen musikalischen Recensionen in den heidelberger Jahrbüchern der Literatur, in der Jen. Lit. Zeitung, sondern auch in einem besondern Werke: Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht mit Bemerkungen für Gelehrtere, wovon der erste Band die Grammatik der Tonsetzkunst enthält, Mainz 1817. 8, sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeit lang Director der Kirchenmusik und des musikalischen Conservatoriums in Mannheim. Gegenwärtig lebt er als Richter und Mitglied des Theaterausschusses in Mainz. Von seinen Compositionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere Kirchenstücke, mehrere Missen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem den Manen der Sieger bei Leipzig ꝛc. 1813, beide an mehreren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Gesängen sind 12 vierstimmige Voglern dedicirt, 12 für eine Singstimme mit Guitarrebegleitung, Bonn 1812, Gesänge von Göthe ꝛc., Lieder von Schiller ꝛc., vier Hefte einer Leier und Schwert überschriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demselben Titel erschienenen Liedern C. M. v Webers nicht zu verwechseln), und eine achtstimmige fugirte Hymne für die berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine, dem Capellmeister C. M. v. Weber de-

dicirte, Clavierſonate (Bonn 1811), ein Trio und ein Thema con variazioni für Guitarre und Violoncell, 1807 ꝛc. herausgegeben. Auch hat er den muſikaliſchen Chronometer erfunden, welcher in einem einfachen Faden beſteht, an deſſen unterm Ende eine Bleikugel befeſtigt iſt, und durch mehrere Aufſätze in der muſikaliſchen Zeitung vom Jahr 1813, 1814 und 1815 ſeine einfache Methode, das muſikaliſche Zeitmaß zu bezeichnen, entwickelt.

Wechſelbriefe, Wechſel, Tratten ſind ſchriftliche Anweiſungen, wodurch Foderungen, welche an zwei verſchiedenen Orten in Münze zahlbar ſind, gegen einander vertauſcht oder umgewechſelt werden. Es kommen dabei vor, 1. der Remittant, d. i. der, welcher den Wechſel kauft, um zu zahlen (oder zu remittiren); 2. der Traſſant, d. i. der Verkäufer des Wechſels, der als Gläubiger das Recht hat, ſeinen auswärtigen Schuldner anzuweiſen, die Schuld an die Ordre des Käufers zu bezahlen; 3. der Traſſat, d. i. der, auf welchen der Wechſel geſtellt iſt; da derſelbe durch die Unterſchrift ſeines Namens ſich zur Zahlung bereit erklärt, ſo heißt er auch Acceptant; 4. der Präſentant, d. i. der, welcher die Schuld zu heben angewieſen iſt und deſſen erſtes Geſchäft darin beſteht, den empfangenen Wechſel dem, der ihn bezahlen ſoll, zur Acceptation zu präſentiren. — Indeſſen trifft es ſich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fodern hat, wo er bezahlen ſoll, in dieſem Fall braucht er keinen Wechſel zu kaufen, ſondern wird Remittent und Traſſant zugleich. Auch geſchieht es häufig, daß Jemand von einem Dritten eine Summe borgt und ihm darüber einen Wechſel ausſtellt, der von ihm ſelbſt zahlbar iſt, folglich ſeinen Namen als Acceptant ſelbſt unterſchreibt. Solche Wechſel nennt man trockne oder eigne Wechſel. — Der Remittent wird durch den, von ſeinem Namen im Wechſel befindlichen Zuſatz: an die Ordre, berechtigt, ſein Recht auch an Andre abzutreten. Dies thut er durch die Indoſſation, welche in der Bemerkung auf der Rückſeite des Wechſels: Für mich an die Ordre des ꝛc. beſteht. Auf ſolche Weiſe kann der Wechſel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches giriren genannt wird; aber jeder Indoſſant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Traſſanten, für den baaren Werth des Wechſels zu ſtehen. Wer alſo im Ausland zu zahlen hat, kann einen Wechſel kaufen, und dieſen, auf ſeinen Gläubiger indoſſirt, ihm an Zahlungsſtatt ſchicken; wer im Auslande zu fodern hat, kann einen Wechſel ziehen und an ſeinem Wohnort verkaufen. Um nicht auf unbeſtimmte Zeit für den Werth ſeines Wechſels und deſſen Gültigkeit zu ſtehen, wird darin gewöhnlich die Zeit der Zahlung beſtimmt; ſolche Wechſel heißen Datowechſel. Nun iſt aber für ſolche Datowechſel von einem Ort auf den andern eine gewiſſe Zeit gewöhnlich geworden und ſolche auf die gewöhnliche Zeit geſtellte heißen Uſowechſel. Oft gibt es mehrere Uſo von einem Orte auf den andern, ſo daß man auf die kürzere oder längere übliche Friſt ſtellt; wird aber keine Zeit beſtimmt, ſo muß der Traſſant auch unbeſtimmt und ſo lange haften, bis der Wechſel dem Traſſaten zu Geſicht gebracht iſt; ſolche nennt man Sichtwechſel, Wechſel a vista. Um das Giriren der Wechſel zu erleichtern, läßt ſich der Remittent oft zwei oder mehrere Exemplare deſſelben Wechſels geben; das eine, die Prima, ſendet er gerade an den Ort des Traſſaten, um dort von einem Freunde ſie präſentiren zu laſſen; dieſer Freund iſt nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wohl aber allenfalls zur Verſallzeit Sicherſtellung vom acceptirenden Theile zu fodern; das andere Exemplar, die Se-

Verfügungen auf sie keineswegs passen würden. Der Wechselprozeß ist daher auch in den verschiednen Ländern oft verschieden. So kann z. B. bei erhobner Wechselklage gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Arretirung seiner Person verfahren, sondern es muß erst aus seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — Wechselrecht nennt man auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldverschreibungen voraus haben. Sich nach Wechselrecht verbindlich machen, heißt daher, sich, bei Nichterfüllung seiner eingegangnen Verbindlichkeiten, derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nämlich gewöhnlich, bei Pacht-, Miet- oder andern Contracten und Verträgen, sich die Zahlung nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Contract wird zwar dadurch kein eigentlicher Wechsel, wohl aber entsteht daraus die Wirkung, daß man gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Ungeachtet ein Wechselgläubiger viel Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch bei einem entstehenden Concurs für die Wechselforderung keine Priorität Statt, und die Wechselgläubiger werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgesetzt. — Zu einer gründlichen Kenntniß des Wechselrechts gehört besonders auch die Kenntniß der verschiednen Münzen, ihres Verhältnisses gegen einander, und des sogenannten Wechselcurses, so wie der vorzüglichsten Banken und Wechselplätze. Ein brauchbares Handbuch ist: Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann, herausgegeben von Martens, Leipzig, 1805.

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der besten ältern deutschen Dichter, ein Zeitgenosse von Opitz, geb. den 15ten Sept. 1584 zu Stuttgart, wo sein Vater Rentkammerrath war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte von 1601 an zu Tübingen die Rechte, und machte dann verschiedne Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, wobei er sich eine vertraute Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur erwarb, die auf die Bildung seines Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatte. Er wurde 1610 Secretär des Herzogs Johann Friedrich zu Stuttgart, und scheint da auch das Amt eines Hofpoeten gehabt zu haben, wie sich aus den, zu jener Zeit von ihm herausgegebenen, Beschreibungen verschiedner Hoffeste vermuthen läßt. Als im J. 1620 zu London eine deutsche Kanzlei für die Verhandlungen mit den deutschen Höfen errichtet wurde, erhielt Weckherlin eine Anstellung dabei, wurde von Jacob I. und Carl I. zu verschiednen Sendungen in das Ausland gebraucht und starb 1651 zu London. Seine Gedichte zeugen von einem durch die besten Dichterwerke andrer Nationen genährten und gebildeten Geist. Obgleich sein Beispiel nicht den großen Einfluß auf die neuere deutsche Poesie hatte, wie Opitz (s. d. Art.), so hat es doch zur Verbesserung derselben unstreitig beigetragen. Weckherlin suchte als deutscher Dichter sich eine neue Bahn zu brechen. Seinem feinern Kunstsinne schienen die bis dahin gewöhnlichen Knittelreime der deutschen Dichter zuwider zu seyn, er versuchte daher die von den Italienern, Franzosen und Engländern gebrauchten Sylbenmaße auch im Deutschen anzuwenden; doch wird er hierin von Opitz übertroffen. Weckherlin ist der erste deutsche Dichter, der das Sonett, oder Klinggedicht, wie er es nennt, unter uns eingeführt hat. Er gab zuerst eine kleine Sammlung seiner Gedichte, unter dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Gesänge, Stuttgart 1618 heraus. Eine vollständigere Sammlung: Geistliche und weltliche Gedichte, ließ er zu Amsterdam 1641 und eine zweite, viel vermehrte Ausgabe 1648 ebendaselbst

drucken. Unter den geistlichen Gedichten sind auch freie, gelungne Uebersetzungen von 30 Psalmen. Die weltlichen bestehen aus zum Theil ernsthaften Sonetten auf verschiedne berühmte Männer damaliger Zeit, Buhlereien oder Liebgedichten, Epigrammen, Idyllen u. dergl. Sein Klaggedicht auf Gustav Adolphs Tod ist verschiedentlich einzeln abgedruckt worden. Weckherlins Andenken war unter den Deutschen fast ganz vergessen, als es Eschenburg in die: Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter ꝛc. 3r Bd. Braunschw. 1778, rühmlichst wieder erneuerte. Seitdem sind verschiedne seiner vorzüglichsten Gedichte in mehrere Sammlungen aufgenommen worden.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein nicht unberühmter deutscher Journalist, der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergischen, geboren am 7. Juli 1739. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und dann die Universität Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Er ging dann als Hofmeister nach Straßburg, und von da nach Paris. Hier beschäftigte er sich mit der franz. Literatur, besonders mit Voltaire's und Linguets Schriften, und eignete sich den persiflirenden Ton derselben an, wie seine spätern Schriften bewiesen. Er ging dann nach Wien, wo er sich mit Schriftstellerei und Unterricht in Sprachen beschäftigte, sich aber durch seinen Hang zur Satire Feinde machte, und zuletzt durch das witzige, aber muthwillige Buch: Denkwürdigkeiten von Wien (1777) halbjährigen Arrest und Verweisung aus dem Land zuzog. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann und guten Gesellschafter schätzte. Aber seine satirische Laune, die sich in einem Pasquille ergoß, war Ursache, daß er sich auch von hier schnell entfernen mußte. Er rächte sich dafür durch das damals viel gelesene Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778). Er wendete sich hierauf nach Nördlingen, wo er eine politische Zeitung unter dem Titel: Felleisen, schrieb. Auch von hier verwiesen lebte er einige Jahre zu Baldringen, einem fürstlich Wallersteinschen Dorfe unweit Nördlingen. Hier begann er ein periodisches Werk: Chronologen (12 Bde. 1779—83), in welchem man Witz, Laune, Satire, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Literatur fand. Er setzte dieses Journal unter den neuen Titeln: das graue Ungeheuer (12 Bde. 1784—87), Hyperboreische Briefe (7 Bändchen, 1788—90) und Paragraphen (3 Bändchen, 1791—92) fort; allein der Beifall der Leser nahm sehr ab, weil Weckherlin sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die Reichsstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Arrest zu Hochhaus, einem Wallersteinischen Schlosse, zu. Er verlebte hier vier Jahre, wurde gut behandelt, und setzte seine schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Ansbach 1792 unter preußische Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er am 24sten November 1792 starb. Weckherlin besaß mannigfaltige Kenntnisse und eine anziehende Darstellungsgabe. Aber diese Vorzüge wurden durch die Fehler seines Charakters, dessen Hauptzug Unbesonnenheit war, sehr verdunkelt.

Weda ist der Name des Kriegsgottes der alten Friesen. Sie bildeten ihn ab, angethan mit einem kurzen römischen Kriegsrocke, mit Flügeln auf dem Rücken, einem Helme und Federbusche und einem Schilde vor der Brust.

Wedgewood, s. Töpferkunst und Etruria.

Wegelagerung heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf jemand lauert, in der Absicht, ihn zu berauben. Diese Handlung wird als eine Art des Landfriedenbruchs angesehen, und ist daher in den Gesetzen hart verpönt. Geschieht dieses Auflauern nicht aus Raubsucht, sondern aus Rache und um den andern zu beschädigen, so wird es das **Vorwarten** genannt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, geringer als das Wegelagern bestraft. — Als der Stamm der Carolinger nicht mehr über Deutschland herrschte, und die deutschen Stände ihre Regenten selbst wählten, da wurden gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts die Befehdungen häufiger, das Ansehen der Gesetze und der richterlichen Gewalt kam immermehr in Verfall, und die öffentliche Sicherheit wurde dadurch besonders gefährdet, daß die Ritter, die in ihren Burgen vom **Stegreife**, d. h. vom Raube lebten, sich den Reisenden, besonders den Kaufleuten, welche auf die Märkte zogen, in den **Weglagerten** (im Hinterhalte auflauerten) und sie beraubten. Der ewige Landfriede (s. d. Art.) machte diesem Unwesen nach und nach ein Ende.

Wehrgeld (Sühn- oder Manngeld) ist eine Geldstrafe, die derjenige, der einen andern, zwar ohne Vorsatz, jedoch nicht ohne allen Vorwurf einiger Nachlässigkeit, getödtet hat, an die Anverwandten des Getödteten, gleichsam als einen Ersatz des Schadens, den sie durch diesen Tod erlitten, zahlen muß. Nach den sächsischen Rechten beträgt es für eine getödtete Mannsperson 20 Thlr., für eine Frauensperson 10 Thlr., wenn es auch gleich nur Kinder sind. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem alten Worte **Wehre**, Werth, her; **Wehrgeld** ist demnach der Preis, nach welchem einer in der bürgerlichen Gesellschaft geschätzt ward, und welchen der Mörder desselben an die Verwandten des Getödteten bezahlen mußte. Bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, war nach Tacitus Bericht schon eine Art von Wehrgeld eingeführt. Da das Geld bei ihnen noch selten oder ganz ungewöhnlich war, so wurde der Todschlag mit einer bestimmten Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, welche an die Verwandten des Ermordeten gegeben werden mußten. — In Polen hatte der Adel ehemals das Vorrecht, einen Todschlag mit Geld abzukaufen. Aber dieses Vorrecht wurde auf dem Reichstage 1767 aufgehoben.

Weichbild heißt: 1. das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Gränzen eines Stadtgebietes durch **geweihte** Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lateinischen Worte vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen. 2. Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte oder Gesetze, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden.

Weichsel (poln. Visla, latein. Vistula), ein großer schiffbarer Strom, der im Fürstenthume Teschen, am südlichen Abhange der Carpathen entspringt, in seinem Laufe gegen Osten nach Cracau, dann gegen Nordwesten nach Warschau und Thorn, verschiedne Flüsse aufnimmt, und sich oberhalb Danzig in drei Arme theilt, wovon der eine bei der kleinen Festung Weichselmünde in die Ostsee fällt, die beiden andern

aber — die Nogat und Altweichsel — in das frische Haf gehen. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landesproducte, an Getraide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht, und von da weiter ausgeführt werden.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch ist, und darin bereits seit den Einfällen der Tatarn im 13ten Jahrhundert existirt. Die Aerzte sind an Ort und Stelle über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Crisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Aehnlichkeit zu haben scheint. Andere leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey, der berühmte franzbsische Wundarzt, darüber in Polen während des Feldzugs 1806—7 einzog, scheinen darüber folgendes festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden die sich meistentheils bei venerischen und scrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet, und in so fern als die Absceidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopf sehr groß ist und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind, um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Clima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit, als dem Winter, den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man wohl in einigen Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders aber die Juden damit heimgesucht, wozu nun das Vorurtheil: die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Bart zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten, als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Da lange feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gewaschen werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzähligemal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist. *r

Weigelianer war der Name einer Secte schwärmerischer Mystiker des 17ten Jahrhunderts, die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Der Stifter der Secte war Valentin Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächsischen Erzgebirge, geb. 1533 zu Großenhain in Sach-

sen, gest. 1588. Weigel war, so viel man von ihm weiß, ein frommer unbescholtner Mann, und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus (s. d. Art.) gelesen, und glaubte, darin viel geheimnisvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in seine Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach seinem Tode (1611—1621) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, zu Halle und Magdeburg herausgegeben, und erregten unter den Theologen viel Aufsehen, vielleicht mehr, als der Gegenstand verdiente. Nur von einigen seiner Schriften mögen hier die Titel stehen: Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien; Principal- und Haupttractat von der Gelassenheit; das Büchlein vom Gebet; der güldene Christ, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt, und doch allen Menschen zu wissen nothwendig. Er spricht in diesen Schriften viel vom angebornen innern Lichte, von der Salbung im Menschen, durch welche man unterrichtet werden müsse, weil sonst alles andere Lehren und Unterrichten umsonst sey. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich, woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sey. Er behauptete, daß alle Creaturen Ausflüsse des göttlichen Wesens wären. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienstes setzte er sehr herab, und schilderte die Geistlichen der protestantischen Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene seiner Schriften wurden, auf landesherrlichen Befehl, 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt. Aber sie waren bereits in verschiedenen Provinzen verbreitet, und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verschiednen Namen auftraten, und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Zu seinen Anhängern gehörte auch der bekannte görlitzer Schuster, Jacob Böhme; aber mit Unrecht wurde der fromme Johann Arndt (s. d. Art.) unter dieselben gerechnet.

Weikard (Melchior Adam), russisch-kaiserl. Etatsrath, oranien-nassauischer geheimer Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, war 1742 zu Römershäg im Fuldaischen geboren. In seinem sechsten oder siebenten Jahre wurde durch den Frevel eines andern Jungen, der ihn mit dem Knie so heftig in den Rücken stieß, daß Weikard eine Verschiebung der Rückenwirbel davon erlitt, seine bisher bestandene Gesundheit unterbrochen, und der Grund zu einer bleibenden Kränklichkeit und Verunstaltung seines Körpers gelegt. Dieser unglückliche Vorfall hinderte Weikarden am Lernen, und es gingen beinahe zwei Jahre ungenützt verloren. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und hier war es auch, wo er den ersten Antrieb zum Studium der Medicin bekam. Er fand nämlich in dem Hause, wo er wohnte, ein Manuscript in lateinischer Sprache über Materia medica, nebst mehreren Apothekerbüchsen, wodurch er bewogen wurde, Materia medica zu studiren und Kräuter einzusammeln. Im J. 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den philosophischen Cursus und ging dann zu den eigentlichen medicinischen Studien über. Siebold und Senf studirten zu gleicher Zeit mit ihm. Die Universität war damals so wenig besucht, daß die Lehrer, ganz entwohnt vom Ertheilen des Unterrichts durch Ermahnungen und Drohungen dazu angetrieben werden mußten. Weikard studirte hier bis in das vierte Jahr, besuchte, da er keine Anleitung zum medicinischen Studium hatte, alle Vorlesungen, welche gehalten wur-

den, ging auch schon im zweiten Jahre seines Studirens täglich zu den Krankenbesuchen im Hospital. Als er Würzburg verließ, hatte er den festen Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen, es unterblieb aber. Im J. 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber erst zu Fulda zum Doctor promoviren. Nach geendigten Studien war Weikard in Verlegenheit über sein Unterkommen. Er bewarb sich um das Physikat zu Heidenfeld im Würzburgischen am Main, wo er sich einige Zeit aufhielt, bekam aber dieses nicht, sondern einige Zeit hernach das Physikat der Stadt und des Amtes Brückenau, und wurde besonders für den Curort bei Brückenau bestimmt, der aber damals noch ganz unbedeutend war. Im J. 1770 bekam er unvermuthet das Decret als zweiter Leibarzt vom Fürsten zu Fulda und wurde beordert, eilig dahin abzugehen. Sein Gehalt bestand in 100 Thalern, freier Tafel, etwas Frucht und Holz, wurde jedoch bald etwas erhöht. Nach der Abreise des Leibarztes, der zugleich Professor war, wurde ihm auch zugleich eine Professorstelle mit dem Gehalt von 100 Gulden zu Theil, wozu in der Folge noch 50 Gulden hinzukamen; auch ward er von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Seine erste Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner Kränklichkeit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit seines Nervensystems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er den philosophischen Arzt, ein Buch, welches ihm in der Folge viele Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde bei 50 Thaler Strafe verboten, und in die Schulen war der Befehl ergangen, daß der Student, welcher den philosophischen Arzt besäße, excludirt werden sollte. Das Buch wurde indessen einigemal neu aufgelegt. — Im J. 1784 trat er, einem Ruf nach Petersburg zu Folge, die Reise nach Rußland an, welche vom 16ten Febr. bis zum 24sten März dauerte. In Petersburg fand er eine eingerichtete Wohnung, 1000 Rubel zur Reise und 2500 Rubel Gehalt ausgesetzt. Die Kaiserin nahm ihn günstig auf, [illegible] Aufträge, ein Haus für ihn zu kaufen. Er wurde zum Kammermedicus ernannt und konnte bei der Toilette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg. Es fehlte dabei nicht an Verdruß und Kränkung mancherlei Art, welche ihm theils seine Neider, theils seine eigene Heftigkeit und kränkliche Reizbarkeit zuzogen. Von der Kaiserin bekam er 10,000 Rubel zu einem Hause geschenkt. Allmählig wurde ihm dessen ungeachtet das Leben in Rußland sehr verleidet, und der Wunsch, dieses Land wieder verlassen zu können, wurde täglich lebhafter in seiner Seele. Hierzu trugen mehrere Umstände bei, hauptsächlich die übeln Gerüchte, die seine Feinde, deren er täglich mehr bekam, von ihm verbreiteten, und die Cabalen, die immer angelegt wurden, ihn zu stürzen. Vorzüglich wurde er von einigen russischen Aerzten, die eifersüchtig auf seinen ärztlichen Ruf waren, angefeindet; durch sie wurden mehrere falsche Nachrichten über mißlungene Curen in Umlauf gebracht, z. B. wenn irgend eine Person gestorben war, so hieß es, Weikard hat sie in der Cur gehabt u. s. w. Auch seine häuslichen Verhältnisse waren mitunter drückend für ihn, indem seine Dienerschaft ihn bestahl, und durch andere Händel ihm Verdruß erweckte. Hierzu kamen seine Verhältnisse mit Zimmermann in Hannover, an welchem er den wärmsten Freund zu besitzen glaubte und mit dem er im Briefwechsel stand, der jedoch in der Folge mit ihm unzufrieden war. Im J. 1787 kam Weikard mit zu der großen tauriſchen Reise, die ihm jedoch theils durch Gichtschmerzen, theils durch seine Reisegesellschaft verbittert wurde.

Nach der Rückkehr nach Petersburg, da sich die Umstände für Weikard eher verschlimmert, als verbessert hatten, dachte er ernstlich daran, nach Deutschland zurückzukehren. Er bat daher im J. 1789 bei der Kaiserin um Urlaub auf ein Jahr, den er nebst der Zusicherung seines Gehalts auf diese Zeit auch erhielt. Er reis'te in Gesellschaft einer Gräfin Baratinky nach Frankf. a. M., wo er einige Zeit im Stillen für sich lebte. Dann begleitete er die Gräfin nach den Niederlanden und kehrte endlich allein nach Mainz zurück. Von hier aus begleitete er sie abermals auf einer Reise über Bayreuth, Dresden, nach Prag und Wien, wo er sich eine Zeit lang aufhielt und von einer heftigen Gelbsucht ergriffen wurde. Während der Kriegsunruhen in den Rheingegenden lebte er in Mannheim, wo er jedoch nicht als Arzt practicirte, sondern als Privatmann sich aufhielt. Von hier zog er nach Heilbronn im J. 1794. Hier schrieb er den Entwurf einer einfachen Arzneikunst, oder Uebersicht des Brownischen Systems, welche hernach Frank ins Italienische, Bertin ins Französische, Manzano ins Spanische übersetzte. Ferner schrieb er vier Hefte eines Magazins der Brownischen Arzneikunst, sein practisches Handbuch, den neuen philosophischen Arzt in drei Bänden, und noch andere Kleinigkeiten. Ungeachtet er verschiedene Anträge bekam, Stellen anzunehmen, zog er doch sein ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge begegnete ihm aber auch dort manches, was ihm das Leben verbitterte und seine Gesundheit zerrüttete, besonders Unglück in seiner Familie. Mit Anfang des J. 1801 bekam er einen Anfall von beinahe allgemeiner Gicht, die ihm besonders in den untern Extremitäten viel Schmerz verursachte. Er reis'te deßhalb in das Bad nach Badenbaden, welches ihm zwar einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer verschaffte. — Weikard war der erste, welcher die Grundsätze der Brownischen Lehre in die deutsche Literatur verpflanzte. Die dadurch erregten Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht selten durch die hitzigen Ausfälle der Gegner gereizt wurde, so war seine Vertheidigung eben so derb als bitter. Die Art des Streites, wie Weikard ihn führte, konnte aber zuweilen noch weniger, es sey denn durch seine kränkliche Verstimmung, entschuldigt werden. Er starb im J. 1803 am 25sten Julius im 62sten Jahre seines Alters zu Brückenau.

Weihbischof ist ein hoher Geistlicher der catholischen Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegnen — ehemaligen bischöflichen Sitze erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium ist, übrigens unter einem Erzbischof (Metropolitan, s. d. Art.) steht, und dessen Stellen in gewissen Fällen vertritt; daher er auch Suffragan (s. d. Art.) des Erzbischofs heißt.

Weihe, s. Ordination.

Weihkessel, ein Gefäß, gewöhnlich in Form eines Beckens, von Stein, Thon, Porzellan oder anderer Masse, und von verschiedner Größe, das in den catholischen Kirchen gleich am Eingange, auch in den Wohn- und Schlafzimmern bei Catholiken, angebracht ist, und in welchem das Weihwasser aufbewahrt wird.

Weihnachten oder das Fest der Geburt Christi wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen, als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnißtage des Märtyrers **Stephanus** und der zu Bethlehem ermordeten **unschuldigen Kinder** schon im Gange, als, wahrscheinlich im Ge-

gensatze gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im vierten Jahrhundert aufkam, und im fünften Jahrhundert für immer auf den 25sten December gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. Aus dem Evang. Lucä wußte man, daß diese Geburt zur Nachtzeit geschehen sey und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24sten zum 25sten Decbr., woher der Name Weihnachten entstand. Man knüpfte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes an Weihnachten an und machte es so zu einem dreitägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres einen besondern Abschnitt, dem Weihnachtscyclus, zu dem die Tage vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6ten Jan.) gehören. Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freudengeschenke auszuzeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahrs gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich waren, abzuleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiliget. In der Feier des Weihnachtsfestes stimmen alle christliche Kirchen überein, nur wurde sie in einigen protestantischen Ländern (Preußen und Braunschweig) auf zwei Tage eingeschränkt. E.

Weihwasser wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff catholischer Kirchen befestigten Weihkesseln oder Becken enthaltene geweihete Wasser genannt, mit dem die Eintretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei Juden und Heiden gebräuchlich; denn zum Gebet erfodert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem vierten Jahrhunderte auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem sechsten Jahrhundert pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und Weihwasser zu nennen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen, ein Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der Hausthüre mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die griechische Kirche hat den, von den Protestanten nicht beibehaltenen, Gebrauch des Weihwassers mit der catholischen gemein. E.

Weimar, ein deutsches Großherzogthum in Obersachsen, welches jetzt aus den Provinzen Weimar, wozu auch der neustädter Kreis gehört, und Eisenach besteht, und auf 67 Q. Meilen, 192,871 Einwohner, in 33 Städten, 194 Marktflecken und 679 Dörfern und Weilern zählt, und etwa 1½ Mill. Gulden Einkünfte abwirft. — Das regierende großherzogliche Haus stammt von der ernestinischen Linie des sächsischen Hauses ab, und bildet die ältere Linie der Herzoge von Sachsen (s. d. Art.) Es hat die großherzogl. Würde seit 1815 angenommen. Seine Besitzungen machten als Großherzogthum einen deutschen Bundesstaat aus, dessen Beherrscher mit den übrigen Herzogen des ernestinischen Hauses auf der Bundesversammlung die zwölfte Stelle, im Plenum aber eine eigene Stimme hat.

Weimar, das Fürstenthum oder die Provinz, bestand ursprünglich aus einigen um die Stadt her belegnen Aemtern, bis 1690 nach Aussterben der Herzoge von Sachsen-Jena die jenaische Landesportion damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem erst im J. 1815 das neuerworbene Tau-

tenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt, und den übrigen sächsischen Enclaven, die Grafschaft Blankenhain mit Nieder-Cranichfeld und die erfurter Aemter Azmannsdorf und Tonndorf mit Schloß Vippach u. s. w., so wie das Amt Ilmenau und der neustädter Kreis einverleibt wurden. Mit diesen Zubehörungen umfaßt es gegenwärtig ein Areal von 46 Q. Meilen mit 129,600 Einwohnern, meistens, nur bis auf einzelne Catholiken, Reformirte und Juden, lutherischer Religion. Das Land ist zwar bis auf das im thüringischen Walde belegene Ilmenau nicht gebirgig, aber ganz mit Hügeln bedeckt, die wenige eigentliche Ebenen öffnen; der Boden gibt sich strenge und nur mäßig fruchtbar; die Natur ist nur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale schön, und reizende Ansichten sind selten. Der beträchtlichste Hügel nach dem thüringer Waldgebirg ist der seit 1808 durch Napoleons Jagd bekannte Ettersberg; auch der Berg, durch den die Schnecke von Jena heranführt, ist historisch merkwürdig. Die beiden wichtigsten Flüsse sind die Saale und die Ilm. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land ist so gut als möglich angebaut, die Viehzucht, besonders die meisten veredelten Schäfereien ansehnlich, und die Waldungen ein großer Reichthum des Landes, das bloß natürliche Erzeugnisse zur Ausfuhr bringt, da der Kunstfleiß fast gar nichts bedeutet, und selbst die vormals bedeutenden Wollen- und Strumpfwebereien in neuern Zeiten verloren haben; doch sind diese im Neustädtischen noch am meisten im Flore, und auch das kleine Ilmenau zeichnet sich durch mehrere Hütten und andere Gewerbe aus. Uebrigens hat die Provinz ihre eignen Dicasterien, die Finanz- und Polizeioberbehörden aber mit Eisenach gemeinschaftlich, wie denn auch nur eine Landschaft und ein landschaftliches Collegium für beide Provinzen besteht. Politisch ist die Provinz in 1 Criminal-, 3 Stadtgerichte und 18 Justizämter vertheilt.

Weimar, die Hauptstadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar und besonders der Provinz Weimar, an der Ilm belegen, ein an sich unansehnlicher, jetzt offener Ort ohne einladende Umgebungen, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, zum Theil noch aus alten, mit Schindeln gedeckten Häusern bestehend, und nur von mäßiger Größe, indem er 1816 nur 843 Häuser mit 7943 Einwohnern zählte, aber doch eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert vor allen in den Annalen unsrer Literatur, weil sich einst in ihren Mauern vier der eminentesten Köpfe Deutschlands, ein Schiller, Herder, Wieland und Göthe, begegneten! Sie ist die Residenz des großherzogl. Hauses, der Sitz der hohen Centralbehörden, und der Provinzialbehörden des Fürstenthums. Der großherzogliche Palast hat eine reizende Lage, und ist im Innern äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, eine der reizendsten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogliche Bibliothek, die mehr als 100,000 Bände zählt, steht in einem zweckmäßigen Local. In der Hauptkirche (Weimar zählt überhaupt nur zwei Kirchen) findet sich die großherzogliche Gruft und mehrere Gemählde unsers Kranach, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt. Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein freies großherzogliches Kunstinstitut, ein Zuchthaus, ein Waisenhaus, ein Hospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein Hoftheater, dessen Personal von jeher zu den ausgesuchtesten Deutschlands gehört und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Merkwürdig sind hier noch Bertuchs Kunst-

und Industrie-Comptoir mit dem geographischen Institute, vielleicht die weitverbreitetste Anstalt in ganz Deutschland, in dem außer dem Oppositionsblatte acht der gelesensten deutschen Journale erscheinen, und des trefflichen Falk Institut für hülfsbedürftige Kinder. Von Industrieanstalten findet man außer einer Metall- und einer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle wenig; die Einwohner leben meistens von den Ausflüssen des Hofs und der Dicasterien. ¼ Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem weitläuftigen äußerst reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tiefurth mit seinen Anlagen.

Wein, Weine. Bei den vielen verschiedenen, kaum zu merkenden Sorten dieses über die ganze Welt verbreiteten, beliebten geistigen Getränkes kann es hier weniger der Zweck seyn, alle verschiedenen Sorten aufzuzählen, als vielmehr die allgemeinen Vorschriften, nach denen eine Auswahl in Hinsicht auf Stärke, Clima, Gesundheit, Geschmack ꝛc. zu treffen ist, nebst dem, was die Güte desselben überhaupt erkennen läßt, mitzutheilen. In Hinsicht der Güte achtet man beim Wein auf Reinheit und Durchsichtigkeit; rothe französische Weine müssen namentlich im Glase wie ein Rubin durchsichtig, frei von erdigem herben Geschmack seyn. Es darf ein solcher rother Wein nicht dicklich seyn, man muß Feuer auf der Zunge fühlen, ohne doch etwas brennendes zu bemerken. Der Wein wird erst durch die Zeit gut, indem dabei die Gährung des geistigen Wesens um so mehr entwickelt wird, jemehr der Most Zuckerstoff enthält. Junge unausgegohrne Weine berauschen daher leichter, als ältere. Das Alter jeder einzelnen Sorte läßt sich aber keineswegs fest bestimmen. Die deutschen Weine können fast bis in undenkliche Zeiten aufbewahrt werden, und nehmen, gut verwahrt, immerfort an Feuer, aber nicht an Wohlgeschmack zu. Lager von solchen alten „Präsentweinen," wie sie heißen, weil sie durch die Lagerzinsen und das Nachfüllen so kostbar wurden, daß man sie nur bei stattlichen Gelegenheiten zum besten, zu Geschenken gab, fanden sich sonst häufiger, als jetzt. Besonders ist der Wein aus der Rose, einem Rathskeller in Bremen, bekannt, wovon die Bouteille 1000 Thlr. geschätzt wurde, wenn man Zins auf Zins und alle Kosten berechnet. Zum gewöhnlichen Getränke paßt jedoch so ein alter Wein durchaus nicht. Die französischen rothen Weine halten sich gewöhnlich kaum einige Jahre. Die von den besten Jahren behalten ihre Güte doch nicht über ein Lustrum. Die gewöhnlichsten Weine bei uns sind die deutschen, französischen und ungarischen. Die andern laufen mehr als Leckereien, Seltenheiten, Krankenweine, Desertweine u. s. f. mit unter. Die große Menge, in der die erstern wachsen, die Nähe, in der wir sie haben, die mannichfachen Sorten, welche, durchs Alter und das Jahr, wo sie erzeugt wurden, vervielfältigt werden, gewähren bei den dadurch bedingten mäßigen Preißen die größte Auswahl nach dem, was der Geschmack wünscht der Beutel erlaubt, der Gesundheit zusagt. Unter den französischen sind die rothen burgunder Weine in den mannichfachsten Sorten, die champagner und die weißen Franzweine die beliebtesten. Der erstern gibt es ungemein viele Sorten, die sich theils durch Feuer, theils durch Blume oder Geschmack, theils durch Kraft auszeichnen, so daß der schwächste Magen, wie der beste, die Sorte wählen kann, die ihm zusagt, man darunter die geistigsten, wie die schwächsten Weine findet. Die bekanntesten Sorten sind der Vin de Beaune, der im 4ten und 5ten Jahre am besten ist, der Vollney, der de Nuit, de Chambertin, und der Romanée-Conty. Man hat auch

weiße burgunder Sorten, welche von vortrefflichem Geschmacke sind; sie sind jedoch seltener und minder beliebt, minder bekannt. Der Chablis-, der Meursault, der Chevalier-Morachet-Burgunder sind davon die frequentesten Sorten. Die champagner Weine sind wegen des sanften Feuers, das sie schnell durch alle Adern jagen, und wodurch sie den Geist in die heiterste Stimmung versetzen, die aber eben so geschwind entflieht, als sie kam, zu bekannt, um sie näher zu beschreiben. Man hat rothe und weiße Sorten, von beiden sind die Weine, die bei Reims, Sillery, Espernay wachsen, am berühmtesten. Der rothe wird in geringerer Menge gekeltert, weil sich der weiße besser hält. Ueber 3 Jahre hinaus dauert jedoch keiner in voller Güte; dann wird er dicklich und macht einen Niederschlag, der sich beim Einschenken in lange Fäden zieht. Auf große Vorräthe kann man daher nicht denken. Uebrigens wird der Preis dieses Weines dadurch erhöht, daß er sehr leicht die Bouteillen, auf die er, nicht ganz ausgegohren, gefüllt ist, zersprengt, und die so entstandene Erschütterung oft hunderte und tausende ergreift. Man sah daher Keller von 3 bis 4000 Stücken, die in wenigen Stunden vernichtet wurden. Die schwerern französischen rothen und weißen Weine kommen über Bordeaux zu uns. Die Sorten Lasitte du Chateau, la Tour, Chateau margau, Medoc ꝛc., sind die bekanntesten davon, übrigens gibt es noch eine ungemein große Menge anderer Sorten. Die weißen Franz-Bordeaurweine zeichnen sich, was die guten Sorten anbelangt, durch ihr Feuer, ihren gewürzhaften Geschmack und den Mangel an Säure aus, daher sie dem schwächsten Magen meist besser als die Rheinweine zusagen. Das südliche Frankreich erbaut mehrere Sorten süße Weine, wohin vorzüglich der süße Roussillon gehört, der sich wohl 30 Jahr hält, sehr stark und dicklich ist, und darum oft abgefüllt werden muß, wenn er nicht in den Bouteillen ansetzen soll. Wenigstens gilt dies vom rothen Roussillon. Jung ist diese Sorte herbe und widrig. Unter den süßen Languedocweinen ist der Frontignac als Desertwein und für Damen beliebt. Er berauscht leicht, wird wegen der Süße oft zuwider, und ist oft mit dem Lünel verwechselt, der ihm an Güte auch selten nachgibt. Die Provence liefert vorzüglich die bekannten Muskatsecte. Da Frankreich fast in allen Theilen Wein erzeugt, so versteht es sich, daß es noch außer den genannten fast unzählige Sorten gibt; sie sind uns aber zum Theil kaum dem Namen nach bekannt, zum Theil werden sie im Lande getrunken, zum Theil mit den andern vermischt und verkauft. Es gehört hierhin der Pontak-, der Eremitagewein, und so manche andere Sorten. — Unter den deutschen Weinen sind die Rhein- und Frankenweine die bekanntesten, und wegen ihrer Haltbarkeit und ihrer steigenden Vollkommenheit an Geschmack und Feuer eines der edelsten Erzeugnisse unsers Vaterlandes. Wie bei den französischen gibt es von beiden ungemein viele Sorten, unter denen der Johannisberger, der Nierensteiner, Hochheimer, Rüdesheimer, Laubenheimer von den Rheinweinen, der Stein- und Leistenwein und Würzburger von den Frankenweinen, die beliebtesten sind. Die Frankenweine haben im Ganzen minder Säure, aber auch weniger Feuer, als die Rheinweine, und werden, was die gewöhnlichen Sorten anbelangt, häufig mit den erstern vermischt. Längs der Mosel und dem Neckar wächst ebenfalls ein guter Wein. Die thüringer und meißner Weine haben ihren sonstigen Ruf größtentheils eingebüßt, und die Rebenhügel werden jetzt daselbst meist Kartoffelland. Was Böhmen an Wein erzeugt, wovon der Melnicker am bekanntesten ist, wird im Lande selbst ge-

trunken. Viel dagegen führt, wenn auch nicht gerade nach Deutschland, Ungarn aus, das eben so feurige als wohlschmeckende Sorten hat. Der Tockaier ist der bekannteste, aber seltenste, da er eigentlich gar nicht in den Handel kommt, sondern nur zu Geschenken verwendet wird, in wie fern der Berg dem österreichischen Kaiser eigenthümlich gehört. Nächst ihm ist der Ofner als ein feuriger rother Wein bekannt. Unter den griechischen Weinen ist der von Cypern noch so berühmt, wie zu den Zeiten des Leckermauls Apicius. Von den Schläuchen, worin man ihn an Ort und Stelle, wie schon zu Homers Zeit, bewahrt, hat er einen unangenehmen Nachgeschmack. Der Mallaga, der Alicantewein, der Xeres sind von Spanien aus immer willkommen, aber die echten Sorten theuer und selten, und daher meist Product der Verfälschung, die ihn, so wie den Champagner, fast fabrikmäßig liefert. Im Ganzen sind die spanischen Weine äußerst feurig, leicht berauschend, aber dauernd und mit den Jahren immer besser werdend. Dasselbe gilt von den portugiesischen, unter denen der Portowein der bekannteste ist, der sich jedoch, von den Engländern, so wie der Pontak, allein aufgekauft, zu uns nur seltener verirrt. Dasselbe gilt von den edlen Lacrimis Christi, an des Vesuvs Fuße, von dem Canarienseete, vom Capwein. So viel Wein auch der Erdboden trägt, so fehlt es doch zu sehr daran, um die edlern Sorten zu so billigen Preisen zu schaffen, wie sie von den unbemittelten gezahlt werden könnten, so daß die Gewinnsucht dabei ihre volle Rechnung findet, durch Kunst das dem Scheine nach zu geben, was die Natur allein spenden sollte. Die Weinfabrikation ist in London, Bremen, Hamburg, Stettin ꝛc. ein einträglicher Speculationszweig geworden. So lange die dazu genommenen Stoffe nicht unmittelbar der Gesundheit schaden, mag es seyn; allein leider hat man schon gefunden, daß die verderblichsten Mineralien dazu verwendet wurden. Wie weit diese Betrügereien gehn, ergibt sich daraus, daß allein aus Sachsen von den Heidelbeeren für mehrere 1000 Thaler noch jährlich in jene Gegenden gehn, um rothe französische Weine zu machen, daß der Mallaga an Ort und Stelle mehr kostet, als die meisten Sorten bei uns u. s. w. Jeder Wein, der süßlich und hinterdrein zusammenziehend schmeckt, nach Branntwein riecht, bei kleiner Menge berauscht, Kopfweh macht, auf der Zunge brennt, ist höchst verdächtig. Saure Weine werden oft durch Blei mild gemacht. Man entdeckt dies, wenn von der Hahnemannischen Weinprobe, die die Apotheker officinell haben, 2 Loth mit eben so viel Wein gemischt werden und dieser davon trübe und schwarz wird. Rothe Weine sind der Verfälschung durch Heidelbeeren, Kampeschenholz, Alaun u. s. f. ungemein ausgesetzt, und diese Verfälschungen lassen sich schwer entdecken. Eben so häufig wird ihnen Branntwein zugesetzt, um ihnen Haltbarkeit zu geben. Das Schwefeln der blanken Weine hat auf die Gesundheit nur dann Nachtheil, wenn es in zu hohem Grade geschah. Uebrigens ist der Wein, was die feurigen Sorten anbelangt, nicht als ein gewöhnliches Getränk zu gebrauchen, wenn er nicht die Reizbarkeit abstumpfen, und den Blutumlauf zu sehr beschleunigen, dadurch aber den Grund zu vielen Krankheiten legen soll. Zu Tischweinen sind die franz. rothen Bordeaux- und burgunder Weine solchen, die zur Säure neigen, vorzüglich zu empfehlen. Alte weiße Weine reizen beim Essen zu sehr, und junge zu wenig und machen leicht Säure. *r.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Baudirector zu Carlsruhe. Dieser Mann, der sich in der letztern Zeit besonders durch die wohlgelungene Anwendung und Ausführung mehrerer Theaterbaue,

z. B. des Stadttheaters zu Leipzig, bekannt und berühmt gemacht hat, iſt geb. zu Carlsruhe am 9. Nov. 1766, wo ſein Vater ein Zimmermann war, der die Abſicht hatte, den Sohn unter ſeiner Leitung zur Baukunſt zu bilden. Starb der Vater auch, ehe er das ausführen konnte, ſo hatte er doch dem Sohne eine heiße Liebe zu ſeinem Fache eingeflößt, ſo daß dieſer von dem funfzehnten Jahre an ſich aus eignem Antriebe einige Zeit dem Gewerbe ſeines Vaters widmete. Sein nach höherer Wiſſenſchaft ſtrebender Geiſt fand bald hierin nicht volle Befriedigung, daher ſtudirte er in ſeiner Vaterſtadt neben der Baukunſt — worin er zugleich früh Andere unterrichtete — auch Phyſik und Mathematik. Im 21ſten Jahre ging er, um die Aufſicht über verſchiedene Baue zu übernehmen, in die Schweiz, wo er faſt drei Jahre verweilte. Dann ſtudirte er auf der Bauakademie zu Wien, von wo aus er Ungarn beſuchte. Im J. 1791 begab er ſich nach Italien, wo er beſonders Rom zu ſeinem Aufenthalte (faſt 6 Jahre lang) wählte. Hier zogen ihn die Ueberreſte der alten Baukunſt, die ehrwürdigen Denkmäler untergegangener Größe und Herrlichkeit unwiderſtehlich an und er ſuchte die Geheimniſſe der alten Kunſt im Tiefſten zu ergründen. Mehrere ſeiner Arbeiten beweiſen dies deutlich, z. B. die Reſtaurationen des Bades des Hippias, des Theaters des Cinnius, der Landhäuſer des jüngern Plinius und mehrerer andern von den alten Schriftſtellern beſchriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunſt, und lieferte mehrere architektoniſche Compoſitionen und Zeichnungen. Im Sommer des Jahres 1797 kehrte er nach Carlsruhe zurück. Hier ward er noch im nämlichen Jahre Bauinſpector, und kurz darauf Baudirector. Er widmete ſich von nun an außer dem Betreiben des practiſchen Theils ſeiner Kunſt, auch dem fortwährenden Lehren des theoretiſchen Theils, und wirkte vorzüglich nützlich als Director ſeiner Unterrichtsanſtalt für angehende Architekten, in welcher ſich ſtets Jünglinge aus dem In- und Auslande befinden. Er führte mehrere öffentliche und Privatgebäude an verſchiedenen Orten auf, machte mehrere Reiſen, und lieferte Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern für merkwürdige Menſchen und Begebenheiten, in der letzten Zeit unter andern zu einem für die große Völkerſchlacht bei Leipzig, und einem andern für die bei Waterloo, beides Beweiſe, wie ſehr ſein Geiſt mit den Ideen erfüllt war, welche die Ueberreſte des großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Das erſte dieſer beiden Monumente iſt ein wirklich coloſſales Werk, und von origineller Erfindung. Der großartige Styl iſt ihm ſtets eigen geblieben. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit wendete er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater geſehen und überzeugte ſich, daß die Form derſelben auch jetzt noch die beſte ſey, ſowohl in optiſcher als akuſtiſcher Hinſicht. Nach dieſen Grundſätzen erbaute er das neue Theater in Carlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er ſich über den Bau und die Form unſerer heutigen Theater in einem Aufſatze in der Abendzeitung (1817. Nr. 144) ausführlich erklärt. Schon früher hatte er „Ueber Theater in architektoniſcher Hinſicht" auf Veranlaſſung des Baues des neuen Hoftheaters zu Carlsruhe geſchrieben. Mehrere ſeiner Schriften finden ſich in Meuſels geſehrtem Deutſchland verzeichnet. Seine Darſtellungsgabe als Schriftſteller iſt klar und lichtvoll. Auch für die Malerei hat er ſtets viel Sinn gezeigt und ſelbſt in der Hiſtorienmalerei ſich verſucht. Noch verdient bemerkt zu werden, daß der Name Weinbrenner ſchon im 15. Jahrhundert bekannt war, daß damals ein Künſtler dieſes Namens erfand. Bei der alten, im Jahre 1459 zu Straßburg entworfenen, Ord-

nung der Steinmetzen, die im Münſter-Archive daſelbſt aufbewahrt wird, ſind die Meiſter und Geſellen unterſchrieben, die dabei gegenwärtig waren. Auch Unterſchriften derer befinden ſich hier, die in ſpätern Jahren der Ordnung beitraten, oder nach dem alten Ausdrucke in die Ordnung empfangen wurden, und unter dieſen iſt vom Jahre 1468 ein Geſell, Namens Hanns Wynbrrner, von Eſſelingen.

Weingeiſt nennt man den Liquor, welchen man aus dem Weine durch Deſtilliren erhält. Er iſt farblos, flüchtig und leicht entzündbar. Zuweilen gibt man auch mehrmals abgezogenem Branntwein dieſen Namen.

Weinsberg, eine würtembergiſche Stadt im Neckarkreiſe mit 2548 Einw., bekannt wegen der Sage, die Bürger in ſeiner Ballade: die Weiber von Weinsberg, ſo ſchön beſungen hat. Zwar führt die alte Burg, die jetzt auf einem Berge in ihren Trümmern liegt, noch jetzt den Namen der Weibertreue, indeß iſt die ganze Sache nicht viel mehr als ein Mährchen.

Weishaupt (Adam), wurde zu Ingolſtadt 1748 geboren, ſtudirte daſelbſt und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, die Stelle eines juriſtiſchen Repetenten. Im Jahr 1772 wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur der Rechte gegeben und 1775 erhielt er die ordentliche Profeſſur des Natur- und canoniſchen Rechts; zugleich beehrte ihn der Churfürſt von Bayern mit dem Titel eines bayeriſchen Hofraths. Da er der erſte Rechtsgelehrte war, der die Lehrſtelle des canoniſchen Rechts erhielt, welche vorher von Ordensgeiſtlichen bekleidet wurde, ſo war es natürlich, daß die Geiſtlichen ihn anfeindeten, zumal da Weishaupt, ein Zögling der Jeſuiten, nach ihrer Aufhebung der bitterſte Feind derſelben geworden war. — Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehreren guten Köpfen in Verbindung und ſuchte ſie für ſeinen ſogenannten Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber ſo offen und ſo ſchuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaben konnte, deſto mehr beeiferte ſich die Hierarchie und namentlich ihre Trabanten, die Jeſuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu ſchikaniren. Als Rechtsgelehrter erlangte er vielen Ruhm, ſeine Vorleſungen wurden von Studenten aus allen Facultäten beſucht. Er ergriff begierig dieſe Gelegenheit, ſeine neue Lehre ſeinen Zuhörern bekannt zu machen, und ſo ward ſein Hörſaal die Pflanzſchule des Kosmopolitismus, wofür er ſelbſt einen Orden, den er den Illuminatenorden nannte, ſtiftete, von dem er hoffte, daß er einſt die Welt regieren ſollte. Um ſo mehr beeiferten ſich die Jeſuiten, ihm zu ſchaden; ja es ging ſo weit, daß man ihm das Bayle'ſche Wörterbuch von der Bibliothek unter dem Vorwande verweigerte, daß es ein gottloſes und ärgerliches Buch ſey. Weishaupt ſah ſich daher als ein Opfer mönchiſcher Verfinſterung unter der Regierung Carl Theodors, Churfürſten von Bayern (welcher 1799 den 16. Febr. ſtarb) bewogen, ſeine Lehrſtelle im Februar 1785 niederzulegen und nach Gotha zu gehen, wo er mit dem Titel eines ſächſ. gothaiſchen Legationsraths ſeit 1786 als Privatmann lebte und ſich durch Herausgabe mehrerer philoſophiſchen Schriften auszeichnete. Die wichtigſten Schriften von ihm ſind: 1. Vollſtändige Geſchichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern, 1r Bd.; 2. Syſtem der Illuminaten; 3. Schilderung der Illuminaten; 4. Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Regierungskunſt; 5. Materialien zur Beförderung der Welt- und Menſchenkunde, eine Zeitſchrift in zwei Heften, 1r u. 2r Heft 1809. Um dieſen ſo vielfach verleumdeten Mann näher kennen zu lernen, theilen

wir die noch so wenig bekannte Instruction mit, welche er den Mitgliedern, oder den Vorgesetzten des Illuminatenordens gab. — „Bemerken Sie,“ sagt er, „jeden Ihrer Untergebenen genau. Beobachten Sie ihn in Gelegenheiten, wo er Reiz hat, anders zu seyn, als er sollte. Hier ist der Augenblick, wo er sich zeigen muß, wie weit er es gebracht hat. Beobachten Sie ihn dort, wo er nicht glaubt, bemerkt zu werden; wo Begierde nach Ruhm und Beifall, Furcht vor Tadel, Schande und Strafe keinen Einfluß auf seine Handlungen haben können. Zeichnen Sie sich alles genau auf. Sie werden unendlich viel für sich und für Ihre Leute gewinnen. Ihre Leidenschaften, Neigungen oder Abneigungen müssen aber keinen Einfluß auf Ihre Beobachtungen haben. Glauben Sie nicht, daß ein Mensch durchaus gut sey, wenn er eine gute hervorleuchtende Eigenschaft hat; eben so wenig, daß er darum böse sey, wenn ein zu merklicher Fleck ihn verdunkelt. Diesen Fehler begehen so viele Menschenbeobachter und lassen sich sogleich einnehmen. Trauen Sie nicht so schnell Reichen und Vornehmen. Ihre Bekehrung geht langsam. Erstere kennen zu wenig das Elend und die Bedürfnisse, letztere bringen die Vorurtheile ihres Standes mit sich, und wollen durchaus die ersten seyn. — Das gute Herz ist es, was Sie am mehresten an Ihren Leuten zu suchen, und am sorgfältigsten zu bilden haben. Aber nicht der, welcher sich dessen rühmt, hat es. Es geht damit, wie mit der Gesundheit. Man merkt sie nicht, so lange man sie hat. Wer seine Ohren nicht den Wehklagen der Elenden, sein Herz nicht dem sanften Mitleiden verschließt; wer der Unglücklichen Freund und Bruder ist; wer alle Kreaturen liebt; wer mit Vorsatz auch nicht den Wurm zertritt, der sich unter seinem Fuße krümmt; wer ein Herz für Liebe und Freundschaft hat; wer standhaft in Widerwärtigkeiten, unermüdet eine angefangene gute Sache durchzusetzen, unerschrocken in Ueberwindung von Schwierigkeiten ist; wer des Schwächern nicht spottet; wessen Seele fühlbar für große Entwürfe ist, begierig, sich über alles niedrige Interesse zu erheben und durch große Wohlthaten auszuzeichnen; wer den Müßiggang flieht; wer keine Art von Kenntnissen für unnütz hält, welche er zu erlangen Gelegenheit hat, aber Menschenkenntniß sein Hauptstudium seyn läßt; wer, wo es um Wahrheit und Tugend zu thun ist, sich über den Beifall des großen Haufens hinwegzusetzen, und seinem Herzen zu folgen Muth hat: — das ist der Mann für uns. Nach diesem Maßstabe müssen Sie Ihre Untergebenen bilden, ihre Seelen erweitern, sie vom Niedrigen ablenken. Wer zu sehr am Kleinen hängt, einen zu engen Gesichtskreis hat, und nicht sich über die engen Verhältnisse hinaussetzen kann, der ist uns unnütz. — Lesen Sie mit Ihren Untergebenen gute, leicht begreifliche, seelenerhebende Bücher. Reden Sie viel mit ihnen, aber nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen. Sie selbst müssen glühen, wenn sich Andere an Ihnen erwärmen sollen. Ihr Vortrag muß daher lebhaft seyn; bloße Einfalt und Unschuld des Herzens sollen das Wort führen, wo Beredsamkeit mangelt. Sie müssen lebhafte Begierden, Entschlüsse zu erwecken verstehen. Ihre Leute müssen sich nach der Stunde sehnen, wo Sie das alles in Erfüllung bringen können. Sie müssen zeigen, daß es Ihnen Ernst sey, daß Sie von der Wahrheit und Güte der Sache durchdrungen seyen, daß es nicht Speculation sey, daß Sie empfunden haben, was Sie sagen. Aber hüten Sie sich, daß Ihre Thaten nicht das Gegentheil reden. Uebrigens keine Declamation, keine kraftlose Moral, keine subtilen unnützen Metaphysiken, die den Menschen nicht besser machen. Alles muß anschauend seyn, voll Bilder und Beispiele; den Satz gleich auf

einzelne Fälle angewendet, die Folgen, die Wichtigkeit, den Nutzen gezeigt. — Ihre Untergebenen müssen Arbeiten, lesen, denken, empfinden, handeln. Ueben Sie sich mit ihnen, erwecken Sie ihren Muth. Zeigen Sie ihnen, welchen Vortheil jede ihrer Arbeiten hat. Man arbeitet gern, wenn man Vortheil vor sich sieht, wenn die Sache uns nicht schwer gemacht, wenn die Sache nicht zu trocken, unrichtig, speculativ vorgetragen wird. Sie werden schon finden, wo es Ihren Leuten fehlt; aber Sie müssen Jeden auf eine eigene Art behandeln, um ihnen den Gegenstand anziehend zu machen. Man kann alles mit den Menschen machen, wenn man ihre herrschenden Neigungen zu seinem Vortheile zu nützen versteht. — Die größte Wissenschaft für den Menschen ist Menschenkenntniß. Machen Sie diese vorzüglich Ihren Zöglingen interessant. Ein Mensch, der daran Geschmack findet, ist für uns nicht verloren. Dadurch lernt er die Kunst, Andere zu beurtheilen, zu leiten, und sich selbst so zu betragen, daß Andere gut von ihm urtheilen. Er lernt Klugheit, wird aufmerksam auf sich selbst, und bessert sich. — Fangen Sie mit Ihren Leuten von kleinen Versuchen an; werfen Sie ihnen leichte Fragen im Umgange auf, die dahin abzielen, wie man den Menschen aller Verstellung ungeachtet ausforschen soll. Im Anfange müssen die Fragen leicht seyn, so daß die Beantwortung gleich mündlich geschehen kann. Da Sie sehen, wie viele Mühe es kostet, die Menschen dahin zu bringen, wo man sie erwartet; so versäumen Sie zwar keine Gelegenheit, überall, so viel Sie können, gesunde Grundsätze zu verbreiten, Muth und Entschlossenheit zu erwecken; aber merken Sie sich dabei; man kommt mit der Menge nicht zurecht. Wer Alle ändern will, ändert Niemand. Daher theilen Sie sich in diese Arbeit mit den Mitgliedern dieses Grades an ihrem Orte. Suchen Sie sich einen, zwei, höchstens drei Minervalen aus, bei denen Sie am mehresten Ansehen und Credit haben, denen Sie am mehresten gewachsen sind. Aber diesen schenken Sie alle ihre Mühe und Sorgfalt. Sie haben gewiß etwas Großes gethan, wenn Sie drei gute Menschen in Ihrem Leben gebildet haben. — Sagen Sie es allen Ihren Leuten ohne Scheue und Bedenken, daß der Orden Niemand bittet, einzutreten oder darin zu bleiben. Es ist ihm gleichgültig, ob er wenige oder viele Mitarbeiter hat, ob sie reich oder arm, Fürstensöhne oder Handwerker sind. Hohe und Reiche sucht er am allerwenigsten, denn sie schlagen selten gut ein. Gewöhnlich verhindern sie ihre Glücksumstände und Lagen einzusehen, wie nöthig ein Mensch dem andern sey; und eben darum sind sie selten gute Menschen. Nähren Sie bei Niemand betrügliche Hoffnungen. Versprechen Sie wenig, um viel leisten zu können. Dem Niedergeschlagenen machen Sie Muth; bei dem gar zu Muthigen suchen Sie durch Bedenklichkeiten und Vorstellung der Gefahren das Uebermaß einzuschränken. Im Unglücke soll der vernünftige Mann hoffen, und im Glücke fürchten. Hier haben Sie nun unsern Unterricht, um ein guter und sicherer Führer hoffnungsvoller Menschen zu werden. Vermehren Sie auf diese Art das Heer der Edeln und Auserwählten; und wenn Ihnen je Ihre eigene Glückseligkeit theuer war, so entschließen Sie sich, nach unserer Anleitung mitzuarbeiten, so viele tausend Menschen, die so leicht gut seyn könnten und so gern wollten, der fatalen Nothwendigkeit, böse zu seyn, zu entreißen. Die mehresten sind nur deßwegen böse, weil das Uebergewicht der Bösen alle Macht in Händen hat, Glückliche und Unglückliche zu machen, und weil der Tugend bei diesem sichtbaren Uebergewichte nichts übrig zu seyn scheint, als zu schweigen, zu

dulden, sich zu krümmen, oder wohl gar dem Laster zu fröhnen. Glauben Sie uns, wir wissen es aus Erfahrung. Nehmen Sie dem Laster seine Macht, legen Sie der Tugend dafür jenes so unglückliche Uebergewicht bei, und alle Welt wird gut seyn. Aber das Laster ist nur deßwegen mächtig, weil die Guten zu unthätig sind, oder zu früh, zu gewaltsam etwas unternehmen; weil sie sich trennen, oder trennen lassen; weil sie sich immer mit der Zukunft trösten, ohne eine solche Revolution vorzubereiten; weil die Zeit alles thun soll, und sie sich indessen lieber schmiegen, als thätig gegen das Reich des Lasters seyn wollen." — Er wollte eigentlich die Grundsätze und Einrichtungen, welche der Orden der Jesuiten zur Begründung seiner boshaften Zwecke gebrauchte, zur Erreichung und Verwirklichung des Guten angewendet wissen; dies war wirklich ein gefährliches Wagstück, was auch die Folgezeit bestätigte. Merkwürdig ist vorzüglich das Ritual der Aufnahme in den Illuminatenorden; da dasselbe bei dem Artikel Illuminatenorden nicht mitgetheilt werden konnte, so mag es hier als ein nothwendiger Zusatz beigegeben werden. Wir heben nur das Wichtigste davon heraus und glauben dadurch bis zur Evidenz zu erweisen, daß der Illuminatenorden mit Recht den Namen Illuminatenfreimaurerorden führte; — ferner, daß die Schröderſche Form der Maurerei, wenige Modifikationen ausgenommen, ganz aus den Statuten und Ritualen der Illuminaten constituirt worden ist. — Das Noviziat dauerte oft 2 bis 3 Jahre, ehe die Aufnahme in den ersten Grad erfolgte. Der Aufgenommene hieß Minervalis. Die Aufnahme geschah im Beyseyn des Obern, oder des Delegati, des Secretärs und des Recipienten als Pathen des Aufzunehmenden. Das Aufnahmezimmer ward nur von 3 Lampen erleuchtet. Auf dem Tische, um welchen die Deputirten saßen, stand eine Lampe von weißem Glase, zwei andere standen auf ein Paar Consoltischen. Bei seiner Ankunft mußte der Candidat Hut und Degen ablegen, alsdann ward er in ein finsteres Zimmer geführt. Hier blieb er 10 bis 15 Minuten seinem Nachdenken überlassen. Der Obere that sodann zwei Schläge, diese wiederholte der Recipient an der Thüre des Vorbereitungszimmers, ging sodann hinein und befragte den Candidaten um seinen Vorsatz. Beharrte er bei demselben, so führte er ihn in das Initiationszimmer, wo der Initiand sechs Fragen beantworten mußte. Im Namen des Candidaten beantwortete der Recipient diese Fragen und sie wurden dann zu Protocoll genommen. Hierauf mußte der Candidat niederknien und schwören: a) er wolle seine Macht nie zum Nachtheile des allgemeinen Besten, sondern gegen die Feinde des menschlichen Geschlechts anwenden; b) den Obern treu und gehorsam seyn; c) das Beste des Ordens als sein eigenes ansehen; d) sich widrigenfalls allen Ahndungen und Strafen unterwerfen; e) den Angelegenheiten des Ordens seinen Privatvortheil aufopfern; f) Freunde und Feinde des Ordens als seine eignen ansehen, sich aber an letztern nicht rächen. Dies alles unter der Betheuerung: so wahr mir Gott helfe; dann unterschrieb er das Protokoll und ward in der Erkenntnißart unterrichtet. Die Kennzeichen, die er erhielt, waren folgende. Man hielt die Hand über die Augen, als würde man von dem Lichte geblendet. Man nahm die Hand des Bruders und drückte dreimal leise mit dem kleinen Finger darauf; das war der Griff; das erstere das Zeichen. Das Wort war der Name eines Ortes oder eines Mannes; diese Parole wurde jährlich zweimal verändert. — Einige Zeit nach der Aufnahme wurde der Minervalis in die Introductionslogen geführt. Die Einrichtung war wie die in der Aufnahmeloge, mit dem Unterschiede, daß hier eine gemahlte Pyramide in

der Mitte des Zimmers lag, und das Bild der Pallas hinter dem Sitze des Obern angebracht war. Nach wiederholtem Schwur hing ihm der Quästor das Ordensband nebst dem Zeichen um. Letzteres bestand in einem Medaillon von vergoldetem Metalle, worauf eine Eule zu sehen war, die ein Buch in den Klauen hielt. Auf dem Buche standen die Buchstaben: p. M. C. V. per me oooci vident (durch mich sehen die Blinden); dies war das Motto dieses Grades. Einige Freimaurerlogen haben den Namen Minerva bald als Haupt-, bald als Beiname angenommen, wahrscheinlich aus gleichen Gründen!!! Im dritten Grade (illuminatus major) hatte man zweierlei Logen; nämlich Arbeitslogen und Receptionslogen. In den Arbeitslogen rufte man dem neuen Bruder zu: nosce te ipsum, erkenne dich selbst; die übrigen Brüder wiederholten und steigerten den Zuruf: ex te nosce alios, Selbstkenntniß führt zur wahren Menschenkenntniß. — Bei der Aufnahme in den 4ten Grad (illuminatus dirigens) war das Zimmer grün ausgeschlagen, ansehnlich verziert und erleuchtet. Der Präfect, mit Stiefeln und Sporen bekleidet, saß unter einem Thronhimmel. Er trug die Ritterschürze mit dem grünen Kreuze, den Ordensstern auf der linken Brust, über der rechten Schulter den Andreasorden. — Alle übrigen Ritter waren auf gleiche Art gekleidet; alle trugen Degen, die Beamten Federbüsche. Außer dem Präfect mußten wenigstens 6 Ritter im Capitel seyn, aber nie über 12. Der Priester ward nicht mitgerechnet. Zur Rechten des Präfects stand der Schwertträger mit dem Ordensschwert; zur Linken der Ceremonienmeister mit dem Stabe und dem Ritualbuche. Ueber dem Haupte des Präfects brannte der flammende Stern. In der Mitte stand ein Tisch mit 4 Leuchtern, ein Schreibzeug und die Insignien des Aufzunehmenden. Zu beiden Seiten saßen der Kanzler und Schatzmeister; am Ende des Zimmers die beiden Aufseher. Wenn der Präfect mit einem Ritter sprach, mußte derselbe aufstehen und den Degen ziehen; nach geendigter Rede steckte er ihn wieder ein — der Priester des Ordens saß ohne Ehrenzeichen, mit entblößtem Haupte, weiß gekleidet, dem Throne rechter Hand vorwärts. Dienende Brüder durften nicht in das Capitel kommen. Nach Eröffnung der Loge erschien der Candidat in Stiefeln und Sporen mit dem Degen an der Seite und dem Hut auf dem Kopfe. Der Ceremonienmeister kam mit dem Stabe ins Vorbereitungszimmer, nahm ihm den Degen ab, ließ ihn nach altem schottischen Gebrauche die Hände waschen und führte ihn sodann bei der Hand an die Thür des Capitels, wo er viermal anklopfte. Nach einigen Fragen ließ ihn der Meister nebst dem Candidaten hereintreten, und hielt eine Rede an ihn, worin er ihn glücklich pries, daß er mit der unbekannten heiligen Legion in Verbindung trete, ihn im voraus segnete, wenn er den Erwartungen des Ordens entspräche, und ihm fluchte, wenn er etwa den Orden in diesen Erwartungen täuschen sollte. Hierauf ließ er ihn den Eid ablegen. Das Ordenszeichen war das Andreaskreuz. Die schottischen Meister trugen es zum Andenken des Mannes, welcher das Opfer seiner Grundsätze ward. Das Meisterwort war Jehovah; die schottischen Ritter gaben vor, dessen Bedeutung zu kennen. — Sehr charakteristisch sind auch die Erklärungen, welche dem Aufgenommenen von einigen Symbolen gegeben wurden. Die 7 Stufen bildeten (nach der Erklärung der Illuminaten) die 7 untergeordneten Naturkräfte, die man kennen muß, um für den höchsten Unterricht empfänglich zu seyn. — Der rohe Stein stellt den ungeläuterten Geist des Menschen vor. Der flammende Stern stellt das Land und das Leben des Universums vor; in

hm fließen alle Elemente zuſammen, er iſt Sinnbild der Dreieinigkeit. — Das alte Meiſterwort enthält den geläuterteſten Begriff der Gottheit in dem Namen Jehovah. (Dieſer wunderbare Name, welcher 2. Moſ. III. 14. unter einer andern Form ausgedrückt wird, ejeh-ascher-ejeh — ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde, was ſo viel iſt als Jehovah, oder Jeh'veh, denn die wahre Ausſprache iſt ungewiß — daher auch in dem Worte Jehova alle Selbſtlauter, a, e, i, o, u vereinigt ſind, um anzuzeigen, daß ihn ein einzelnes Wort nicht umfaßt, folglich er der Unausſprechliche bleibt — bezeichnet den Gott der Israeliten als das ewige Seyn; und weit entfernt, daß Jehovah ein bloßer Nationalgott ſeyn ſollte, iſt er vielmehr der unendliche Gott aller Nationen, Zeiten und Räume, deſſen Weſen über der Vorſtellung erſchaffener Geiſter hinaus liegt, er iſt der Gott der Götter, und kein Gott iſt außer ihm). — Das neue Meiſterwort Mac Benac heißt, ſie haben den Sohn erſchlagen, das iſt: dein Augenmerk ſey die große von Jeſu bewirkte, aber noch nicht vollendete Revolution. Das Wort HIERAM enthält die Anfangsbuchſtaben von hic Iesus est resurgens a mortuis (hier erſteht Jeſus wieder von den Todten). W. L.

Weiſſagungen ſind beſtimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im Voraus von keinem Menſchen durch Schlüſſe erkannt oder durch abſichtliche Anordnungen veranſtaltet werden konnten und ſich doch wirklich ſo zutrügen, daß der Erfolg mit der Vorherverkündigung in allen weſentlichen Stücken genau übereinſtimmte. Es leuchtet ein, daß dieſer Begriff echter Weiſſagung die räthelhafte, doppelſinnige Sprache der alten Orakel eben ſowohl, als die auf tiefere Erkenntniß, Forſchung und Umſicht gegründete und daher keinesweges übernatürliche Divinationsgabe der Weiſen ausſchließt und nicht nur bei erdichteten Vorherſagungen post factum, wie die Prophezeiungen ſind, welche Homer der Caſſandra und Virgil dem Aeneas in den Mund legt, ſondern auch da, wo der Erfolg von der Vorherſagung abweicht, keine Anwendung finden kann. Hiernach iſt zu beurtheilen, ob die Prophezeiungen, von denen die Geſchichte der Religionen und politiſchen Veränderungen im Allgemeinen, wie das Wirken einzelner Seher, Sectenſtifter und Abenteurer und die Ueberlieferung in gewiſſen Familien ſo viele Beiſpiele aufweiſt, mit den dadurch angekündigten Erfolgen in dem Verhältniſſe eines bloß zufälligen Zuſammentreffens einzelner Merkmale und Umſtände oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen gegründeten Uebereinſtimmung ſtanden. Denn da der menſchliche Geiſt aus eigner Kraft zukünftige Dinge nur vermuthen und bis zu einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit errathen, aber keineswegs vollkommen ſicher und unbedingt vorausbeſtimmen oder wiſſen kann, ſo muß der Inhalt echter Weiſſagungen denen, die ſie ausſprechen von Gott, dem allein Allwiſſenden, auf außerordentliche Weiſe eingegeben worden ſeyn. Propheten und Seher aller Art haben auch dieſen göttlichen Urſprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet und um ſo mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenoſſen über den in der Weltordnung beſtehenden Cauſalnexus und über die Grenzen des menſchlichen Wiſſens aufgeklärt waren. Die vorchriſtliche Welt war, wie noch jetzt die einer philoſophiſchen Bildung ermangelnden Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wiſſenſchaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt ſich das große Anſehn jener an

bestimmte Orte und Stände gebundnen Orakel, die in dem Religionswesen der alten Völker geheimnißvolle, hierarchische Anstalten waren und, wenn auch meist zufällig entstanden, doch mit unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden (vergl. d. Art. Orakel). Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Todtenbeschwörerin zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den, unter dem Namen der Propheten (s. d. Art.) bekannten, gottbegeisterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch specielle Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen geweissagt haben, wird wegen der unverkennbaren Uebereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeiungen und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weissagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der heilige Geist die ersten Lehrer des Christenthums ausstatten sollte, gehörte auch die Gabe der Weissagung; von den Proben derselben ist jedoch sehr wenig Zuverlässiges bekannt und nie waren die Christen völlig einverstanden, in welchem Sinne und welcher Beziehung der prophetische Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufassen sey. Das Christenthum berechtigt, seit die Periode seiner Stiftung vorüber ist, keinen mehr, Aufschlüsse über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben und seine Lehren verweisen in Rücksicht zukünftiger Begebenheiten zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch später oft versuchte Weissagen, sondern auch die alte Wahrsagerkunst, die sich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkürlich gewählter Zeichen auf künftige Ereignisse, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, geltend machte, den öffentlichen Credit verloren. Das Prophezeien ist daher unter den Christen ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geschäft, das von Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung der Wundersüchtigen und Leichtgläubigen auf eigene Hand getrieben wird. Mit diesem verbotenen, in großen Städten und auf dem Lande noch jetzt belohnenden Gewerbe, dessen ganzes Geheimniß theils auf Menschenkenntniß und schlauer Benutzung individueller Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Mystification beruht, darf weder das gewissen Individuen eigne, noch nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (s. d. Art. Ahnung), noch das krankhafte Vorhersehen der Desorganisirten (s. d. Art. Magnetismus), noch die Sehergabe der Weisen verwechselt werden, welche im Vergangnen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken und durch Schlüsse nach der Analogie die bevorstehende Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schicksal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen wissen. An solchen, auch in unsern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn sie mit Bescheidenheit vorgetragen werden, stets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weissagungen ist übrigens nichts absolut Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen staunen, wo ein geschärfter Blick weiter sieht, als die immer Blinden. E.

Weiße (Christian Felix), Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, ein Name, der, so weit die deutsche Sprache reicht, noch lange mit Achtung ge-

nannt werden wird. Gleich schätzbar als Schriftsteller und als Mensch, gehört Weiße unter die verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, auf welches er durch seine rege Wirksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend einen bedeutenden Einfluß hatte. Weiße wurde am 8. Februar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren. Sein Vater war Rector der dasigen Stadtschule, wurde aber gleich nach des Sohnes Geburt als Director des Gymnasiums zu Altenburg angestellt, wo er frühzeitig starb. Auf diesem Gymnasio erhielt Weiße seinen ersten Unterricht, und ging 1745 nach Leipzig, wo er sich vorzüglich der Philologie widmete, um sich zu einem Schulamte vorzubereiten. Er fand hier noch jene Versammlung guter Köpfe, welche unsre schöne Literatur so rühmlich gehoben haben, Klopstock, Cramer, die Schlegel und andre. Mit G. E. Lessing knüpfte er eine vertraute Freundschaft. Beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. Weiße's erster, nun freilich vergeßner Versuch, war: die Matrone von Ephesus. Weiße übersetzte auch jetzt verschiedne französische Theaterstücke. Im J. 1750 wurde er Hofmeister eines jungen Grafen Geyersberg, mit welchem er mehrere Jahre in Leipzig verweilte, und die Hörsäle verschiedner Lehrer besuchte. Er wurde während dieser Zeit mit Gellert und Rabner bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, und gab 1758 seine scherzhaften Lieder heraus, die vielen Beifall fanden; mehrere derselben wurden, in Musik gesetzt, Volkslieder. Er ging 1759 mit seinem Zögling nach Paris, wo er interessante Bekanntschaften machte. Als er 1760 nach Leipzig zurückkam, blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung, und beschäftigte sich mit Arbeiten für das Theater. Die meisten seiner dramatischen Werke sind aus jener Periode. Auch gab er die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, und 1761 seine Amazonenlieder heraus, die unter den damaligen Umständen großen Beifall fanden. Im Jahr 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis an seinen Tod bekleidet hat. Seine ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. Vom J. 1763 an arbeitete er für die Koch'sche Gesellschaft in Leipzig komische Opern, zuerst in Uebersetzungen aus dem Französischen (Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande), später Originalstücken (die Jagd, wenigstens größtentheils, der Erndtekranz). Diese Stücke haben lange Beifall erhalten. Seit dem J. 1774 gab er die theatralischen Arbeiten fast gänzlich auf. Außer der Herausgabe der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, vielen Uebersetzungen aus dem Französischen und der Theilnahme an dem neuen Gesangbuche seines Freundes Zollikofers, beschäftigte er sich jetzt vorzüglich mit Schriften für die Jugend, und half dadurch einem lange gefühlten Bedürfnisse ab. Seine Lieder für Kinder, sein Abc-Buch wurden mit verdientem Beifall aufgenommen; das letztere ist lange das vorzüglichste Buch dieser Art geblieben. Vom J. 1775 an gab er den Kinderfreund heraus. Von dem Eindruck, den dieses Buch machte, zeugt der Umstand, daß es in sechs Jahren fünfmal aufgelegt wurde, ohne die verschiednen Nachdrucke in Anschlag zu bringen. Von dem wiener Nachdrucke wurden in den österreichischen Staaten über 15,000 Exemplare abgesetzt. Der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes erschien als Fortsetzung jenes Werks. Diese Schriften für die Jugend sind die schönsten Blumen in Weiße's Schriftstellerkranze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblichkeit, die des nützlichen Wirkens erworben. Sein pädagogischer Ruf wurde dadurch sehr verbreitet, und man wendete sich, so wie vorhin an seinen vertrauten Freund Gellert, von allen Orten her an

ihn, um durch seine Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. A
das Verdienst hat Weiße, auf diese Art zur Bildung der Jugend bei
tragen, und das Glück manches jungen Mannes befördert zu haben. Di
Verbindungen veranlaßten eine ausgebreitete Correspondenz, die nur
Mann von seiner Thätigkeit unterhalten konnte. Diese Thätigkeit wu
nur erst gegen das Ende seines Lebens durch Kränklichkeit gehemmt.
starb am 16. Dec. 1804. Leipzigs Einwohner ehrten sein Andenken du
ein sehr feierliches Leichenbegängniß. Weiße war ein heiterer, edler, wo
wollender Mann, der in jeder Rücksicht die Achtung, die ihm von al
Seiten zu Theil wurde, verdientz. Er hat sich selbst mit vieler Aufrichti
keit geschildert in der: Selbstbiographie, herausgegeben von C. F. We
und S. G. Frisch, Leipzig, 1806.

Weisthümer, in unsrer Schriftsprache jetzt wenig mehr gebrauc
bedeutete sonst die Entscheidungen eines Richters. So auch ein Geri
selbst, weil darin das Recht gleichsam gewiesen wird. In dieser Bede
tung gebrauchte es insbesondere Leonhard Wächter in den Sagen der B
zeit wieder, wo er spricht: „Schon seit zwei Jahren ist von Euch kein Lan
tag ausgeschrieben, sind die Weisthümer nicht gehegt, welche dem Unt
thanen kundig machen sollen, was er von seinem Fürsten zu erhalten, w
er ihm zu leisten hat.“ Hin und wieder bezeichneten einige Schriftstell
auch das gesammte Wissen mit diesem Worte.

Weitsichtigkeit. So wie bei der Kurzsichtigkeit (s.
Art.) die Gegenstände dem Auge ziemlich nahe gebracht werden müss
um gesehen und erkannt zu werden, weil die Hornhaut zu convex ist u
die Strahlen zu früh gebrochen werden, wenn der Gegenstand entfer
ist, mithin kein Bild daraus entsteht: so ist bei der Weitsichtigke
der entgegengesetzte Fehler da. Wer daran leidet, sieht nur entfernte G
genstände deutlich und muß die nähern, um sie zu erkennen, entfern
Gewöhnlich ist das Auge hier in der Hornhaut oder der Crystallinse
wenig gewölbt, was meistentheils wiederum Folge verminderter Feu
tigkeit ist. Aus diesem Grunde pflegt die Weitsichtigkeit meistenthe
eine Begleiterin des Alters zu seyn, weil da die Säfte weniger werde
Indessen thut auch die Gewohnheit hierbei sehr viel. Landleute, Jäg
Hirten, sind fast alle weitsichtig, weil sie ihr Auge beständig im Frei
üben, dagegen können sie aus dem entgegengesetzten Grunde nichts in k
Nähe lesen. Aus dem entgegengesetzten Grunde findet man selten we
sichtige jüngere Gelehrte, Künstler und überhaupt Städter, und daru
ist Kurzsichtigkeit ein viel gewöhnlicheres Uebel, als Weitsichtigkeit. A
geholfen wird ihr durch eine convergeschliffene Brille, deren Converit
dem Grade der Weitsichtigkeit entspricht. Eine Sache, die das Gefü
am sichersten entscheidet. Personen, welche durch die Operation d
grauen Staars die Linse verloren, werden allemal auf dem operirt
Auge weitsichtig und bedürfen dann hier eines converen Glases. D. B.

Welfen oder Guelphen war der Name einer berühmten D
nastie, die im 11ten Jahrhundert aus Italien nach Deutschland v
pflanzt, eine Zeit lang über einige der schönsten deutschen Provinz
herrschte, und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der köni
lichen und herzoglichen, noch fortblüht. Das Andenken an diesen alt
berühmten Namen ist durch die Stiftung des königlich hannöversch
Guelphenordens (s. d. Art. Hannover) erneuert worden. Mit de
Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mä
tige Partei, die sich in Deutschland, dann aber vorzüglich in Italie
den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den G

bellinen, widersetzte. — Die Familie der Welfen besaß, in zwei Linien getheilt, im 11ten Jahrhunderte ansehnliche Güter im südlichen Deutschland. Azo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern Städten der Lombardei († 1097), erhielt einen Theil dieser Güter durch seine Heirath mit der welfischen Erbtochter Cunegonde. Sein Sohn Welf (Guelph) I. († 1101) wurde Herzog in Bayern und erbte die Güter der andern Welfischen Linie. Welfs erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Bayern, erhielt durch seine Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden billungschen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Bayern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, (1137) auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d. Art.) die Krone streitig machen; aber Heinrich wurde in die Acht erklärt, und der größte Theil seiner Güter wurde ihm entzogen. Nach seinem Tode (1139) erhielt sein Sohn, Heinrich der Löwe, (s. d. Art.) nur das Herzogthum Sachsen und seine Erbgüter in diesem Lande; die Bayerschen Erblehen erhielt sein Oheim Welf. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich (1140) der Krieg ausbrach, wurden, in der Schlacht bei Weinsberg, die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. — Waiblingen, im jetzigen Königreiche Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen. Die Italiener änderten nachher, um die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblinger in Gibellinen. — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht mehr Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischen Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts nach Freiheit und Selbstständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bildeten die Partei der Welfen (Guelfen); alle die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Dieser Parteigeist entzweite nicht nur die Provinzen und Städte Italiens, sondern auch einzelne Familien. Fast dreihundert Jahre hindurch wurde der Kampf der Parteien mit der größten Heftigkeit und Erbitterung fortgesetzt, und das unglückliche Italien litt dabei außerordentlich. Es entstanden neue Parteien unter andern Namen, wie z. B. die Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geschichte stellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar. (S. d. Art. Italien.)

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), der berühmteste Feldherr der Britten in der neuern Zeit, größer als Marlborough, durch glorreiche Siege in Indien und Europa, der gefeierte Held von Waterloo, — stammt aus einer der ältesten brittischen Familien. Er ward den 1. Mai 1769 zu Deggancastle in Irland geboren. In Eton erzogen, darauf in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich unterrichtet, trat er am Schluß des Jahres 1787 als Fähndrich seine militärische Laufbahn an. In der Folge wohnte er als Obristlieutenant 1794 dem Feldzuge in den Niederlanden bei. Im Jahr 1797 ging er mit seinem Regimente nach Indien, wo sein Bruder, der Marquis Wellesley, Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweise von seinen militärischen Talenten in dem Kampfe gegen Tippo Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug we-

lich bei zur Erstürmung von Seringapatam, den 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Platzes die neue Einrichtung des aufgelöst Staats. Darauf bekämpfte er siegreich die Maratten, und kehrte erst 1805 nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit eben so sehr als durch Ueberblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Im Jahr 1807 ging der Generalmajor Sir Arthur Wellesley mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog von Richmond, nach Dublin, wo er als Secretär oder erster Minister eine bessere Polizei einführte; doch schon im August d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Ruhms. Er wohnte unter Lord Cathcart der Expedition gegen Copenhagen bei; darauf führte er im Juli 1808 ein brittisches Heer nach der pyrenäischen Halbinsel. Er entriß dieses Land den Franzosen, nachdem er fünf Jahre lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den politischen Verhältnissen in der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons in mehrern Schlachten geschlagen hatte, von dem Tage bei Vimieiro an (21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (den 21. Juni 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach jenem Siege schloß General Dalrymple (den 30. Aug.) die Convention zu Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals; und Wellesley vertheidigte dieselbe vor dem brittischen Parlamente. Hierauf übernahm er, den 22. April 1809 den Heerbefehl in der Halbinsel aufs neue, und trat an die Spitze der portugiesischen Truppen. Unter seinen Thaten als Feldherr sind vorzüglich zu bemerken, der kühne Uebergang über den Duero den 11ten Mai, durch welchen er Oporto einnahm, und den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810), welche jedoch bei der Zögerung der spanischen Feldherren, ihn zu unterstützen, und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen keinen Erfolg hatte, so daß der brittische Oberfeldherr sich zurückziehen mußte; dann die standhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Uebermacht vordringenden Massena in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. u. 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810 bis zum 5. März 1811). Auf diesem Rückzuge versuchte Wellington das erstemal ein Mittel, über dessen moralischen und kriegskünstlerischen Werth gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte jeden Schritt Landes, den er räumte, so weit es möglich war, in eine Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einwohner die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Massena einrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der brittische Feldherr Halt, und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Massena durch Hunger zu besiegen, während im brittisch-portugiesischen Heerlager durch die Zufuhr von der See her und auf dem Tajo Ueberfluß herrschte. Vergebens kämpfte Massena mit dem Mangel. Wellington war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Wellington Schritt vor Schritt und Massena brachte von mehr als 80,000 Mann kaum 40,000 über die Grenze nach Spanien zurück, wo Soult und Mortier mit neuen Heerhaufen zu ihm stießen. Dies hielt Wellington auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf der brittische Feldherr so-

gleich Anſtalten, um über die Gränze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (d. 19. Jan. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines ſpaniſchen Granden und Herzogs von Ciudad-Rodrigo bei den Cortes erwarb. Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. April), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesfluſſe, wo der Oberbefehlshaber der Franzoſen, Marmont, ſchwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (d. 13. Auguſt). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, allein der Sturm mißlang, die Franzoſen ſammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entſetzt, und Wellington trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehler des Feindes benutzend, ſeiner Seits nie eine Blöße gebend. Am Ende des Jahres ſtand er wieder an der portugieſiſchen Grenze, während der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzoſen fortdauerte. — Schon hatte Wellington mehrmals Beweiſe des Danks und der Achtung von ſeiner Nation empfangen; jetzt wies ihm das Parlament für den Sieg bei Salamanca zum Ankauf von Landgütern eine Summe von 100,000 Pf. an; der Regent gab ihm den Hoſenbandorden und ernannte ihn zum Oberſten ſeiner Garde. — Das Jahr 1813 ſollte die franzöſiſche Herrſchaft überall zertrümmern. Die beſten Feldherren und ihre Truppen wurden nach Deutſchland geſchickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, bis an den Ebro hin, freiwillig geräumt. Wellington nahm das verlaſſene Land ſogleich in Beſitz und rückte vorſichtig nach, bis er das franzöſiſche Heer unter Joſephs Oberbefehl bei Vittoria ereilte, und den 21ſten Juni gänzlich ſchlug. Der Feind verlor ſein Geſchütz, und entfloh über die Pyrenäen. Die feſten Plätze, Pampluna und St. Sebaſtian, hielten den Sieger diesſeits noch auf. Unterdeſſen übernahm der kriegserfahrne Soult den Oberbefehl über die muthloſen Reſte des franzöſiſchen Heeres. Schnell bildete er ein neues Heer und drang in die Pirenäen vor, um jene beiden Feſtungen zu entſetzen; allein Wellington ſchlug ihn vom 24ſten Juli bis zum 1ſten Auguſt aus den Gebürgen zurück, und behauptete ſich in ſeiner Stellung. Darauf nahm er St. Sebaſtian mit Sturm (d. 8. Sept.), ging den 7. Oct. über den Gränzfluß, die Bidaſſoa, und während er auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, zu einem neuen Feldzuge ſich rüſtete, fiel auch Pampluna den 31ſten October. Mit dem Anfange des Jahres 1814 rückte er gegen Bayonne vor. In ſeinem Hauptquartiere befand ſich (ſeit d. 3. Febr.) der Herzog von Angouleme, und Wellington ward von demſelben bevollmächtigt, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Beſitz zu nehmen. — Durch geſchickte Bewegungen ward Soult genöthigt, die Ufer des Adour zu verlaſſen. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während Wellington gegen Toulouſe hinzog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soults Rückzug bald in wilde Flucht ſich auflöſ'te. Das Bundesheer ging auf mehrern Punkten über den Adour, und Beresford rückte ſchon den 12ten März in Bordeaux ein, wo man ſofort den Banner des Hauſes Bourbon, die weiße Fahne aufpflanzte. Darauf ward Soult aus ſeiner Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouſe nahm er die letzte Schlacht an, und verlor ſie (d. 10. Apr.). Wellington rückte in die Stadt ein (den 12ten). Hier erhielt er die Botſchaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war. Nun begab ſich Wellington in die Hauptſtadt, wo er den 5. Mai, den Tag nach dem Einzuge des Königs, eintraf. Dann machte er eine Reiſe nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in ſeinen von den Cortes ſchon 1812 erhal-

denen Würden und Orden, als Herzog von Ciudad Rodrigo, Gr
von Spanien der ersten Classe, Herzog von Vittoria (seit dem 18. J
1813) und Ritter des goldnen Vließes, bestätigte. Von Madrid be
sich Wellington nach London, wo ihn (den 23sten Juni) das Volk
Jubel empfing. Der Prinz Regent hatte ihm den 3ten Mai 1814
Würde eines Herzogs von Wellington ertheilt (Graf v
Wellington hieß er bereits seit dem 22sten Febr. 1812 und das P
lament bestimmte ihm außer den frühern Geschenken von 200,000 P
eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Jetzt
nannte ihn der Prinz-Regent zum Botschafter in Paris, wo
den 24sten August sein Creditiv Ludwig XVIII. überreichte. Doch b
nachher (den 1. Februar 1815) trat er als erster Bevollmächtigter E
lands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereagh's Ste
Hier unterzeichnete er den 13ten März die Achtserklärung der in W
versammelten Mächte gegen Bonaparte, und den Bundesvertrag v
25sten März zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und Englan
Darauf ging er nach Brüssel (den 6ten April) wo er den Oberbefehl üb
die brittischen, hannöverischen, holländischen und braunschweigisch
Truppen übernahm. Als Buonaparte den 15ten Juni die Preußen a
griff, befand sich Wellington in Brüssel. Sofort brach er am 16ten m
dem Heere nach Quatre-Bras auf, wo bereits die Schlacht ihr
Anfang genommen hatte. Tapfer widerstanden hier die Britten, Ho
länder, Hannoveraner und Braunschweiger den wiederholten Angriffe
Ney's und Kellermanns, doch konnte Wellington den Preußen unte
Blücher, welche an demselben Tage bei Ligny mit Napoleons Hauptmach
kämpften, nicht zu Hülfe kommen. Blücher hatte dies erwartet, und
im Vertrauen auf Wellingtons Versprechen, sich mit ihm den 16ten in
der Ebene von Fleurus zu vereinigen, die Schlacht angenommen. E
mußte sich zurückziehn. Nun warf sich Napoleon auf Wellingtons Heer.
Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung den 18ten Jun
auf den Höhen von Waterloo gegen die Uebermacht des Feindes, bis
Blücher heraneilte und den Sieg entschied (S. d. Art. Waterloo). Na-
poleons Heer ward vernichtet, und unaufhaltsam drangen Blücher und
Wellington gegen Paris vor, wo sie den 5ten Juli mit Capitulation ein-
zogen. Hierauf führte Wellington den 8ten Juli Ludwig XVIII. in seine
Hauptstadt wieder ein. Nun nahm er Theil an den Unterhandlungen.
Er bewirkte die Zurückerstattung des Kunstraubes, und übernahm im
April 1816 den Oberbefehl über die Occupationsarmee, welche Frankreichs
Ruhe sichern sollte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf
die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs, wobei er stets
die gemäßigten Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten
unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Gard-Departemen
grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte er-
warten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befesti-
gungsarbeiten an der niederländischen Gränze, und bei dem Ausglei-
chungsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. E
untersuchte selbst und minderte die Privatfoderungen, welche endlich in
J. 1818 auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vor-
züglich seine Stimme die Verminderung der Occupationsarmee im J.
1817, so wie den Beschluß, sie nach drei Jahren, zu Ende des Jahre
1818 ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendun
für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der französischen Mini
ster und Ludwigs XVIII.; so wie die von ihm streng behauptete Manns

zucht seiner Truppen von der französischen Nation mit Dank anerkannt wurde; allein der Stolz des besiegten Volks konnte es ihm nicht vergeben, daß er, der Ueberwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders haßte ihn der französische Krieger, daher der Mordanschlag gegen ihn im J. 1818 zu Paris, worüber die Untersuchung noch fortdauert. — Der Herzog von Wellington hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendsten Belohnungen erhalten, wenn man Bernadotte, jetzt Carl XIV., König von Schweden, ausnimmt. Der Prinz Regent ernannte ihn 1815 zum Fürsten von Waterloo. Erst 40 Jahr alt ist er die Bewunderung Europa's, und hat zugleich den Ruhm, eben so menschlich als gerecht gehandelt zu haben. Die Manneszucht seines Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung seiner Truppen war besser eingeleitet, als die aller andern. Als Staatsmann und Feldherr achtet ihn sein Volk mehr, als den vor hundert Jahren gefeierten Marlborough, und wie groß auch seine Feldherrngröße ist, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung übertroffen, die sich in allen seinen Berichten ausspricht. — Er ist vermählt (10ten April 1806) mit Catharine Packenham, der dritten Tochter des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne sind: Arthur, Marquis von Dauro, geb. 1807, und Carl, geb. 1808. Unter seinen Brüdern sind zu bemerken: Richard, Marquis Wellesley, vormal. Generalgouverneur von Ostindien, und im J. 1809 britt. Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, William Wellesley Pole, und Sir Henry Wellesley, britt. Gesandter am span. Hofe, seit 1814. S. die Schrift: Arthur, Herzog von Wellington, sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach engl. Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke. Leipzig 1817.

Welser, eine alte, ehemals sehr berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg, von welcher mehrere Mitglieder sich in hohen geistlichen Stellen als Gelehrte, Krieger und als Kaufleute ausgezeichnet haben. Sie gehören, wie die Fugger, in die Classe der alten merkwürdigen deutschen Familien. Die Genealogisten wollten, durch eine entfernte Aehnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherrn des Kaisers Justinian, herleiten, aber den historischen Beweis davon sind sie schuldig geblieben. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das dasige Patriciergeschlecht ab. Seine Nachkommen bekleideten immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt. — Bartholomäus Welser war geheimer Rath Carls V. und war in solchem Wohlstand, daß er, nebst den Fuggern, dem Kaiser 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser Welsern als Pfand überließ, in Besitz nahmen. Vierhundert achtzig Deutsche gingen mit dieser Expedition nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habsucht und die wilde Grausamkeit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der eingebornen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte für sie selbst die Catastrophe herbei, daß sie alle nach und nach ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Besitz von Venezuela, aber nach dem Tode Carls V. wurde

ihnen diese Provinz von den Spaniern wieder entrissen. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungsreise ist noch vorhanden. — Des vorerwähnten Bartholomäus Welsers Nichte, Tochter seines Bruders Franz, war die berühmte Philippine Welserin. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten, und besaß eine außerordentliche Schönheit. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinands I., sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstags zu Augsburg, und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen erst 19jährigen Erzherzogs, und weigerte sich, irgend eine andere Verbindung, als durch die Ehe, mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550) ganz insgeheim, ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims, Carls V., geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von acht Jahren ließ sich der Vater endlich versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, so wie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Oesterreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre hindurch. Philippine starb zu Inspruck am 24sten April 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin unter andern durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Carl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618 ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbronn wird noch das Portrait der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeitsanstalten aus. — Marx (Marcus) Welser, Stadtpfleger zu Augsburg, geboren 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Anton Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Er hat sich um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondre verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogenannte Peutingersche Karte (s. d. Art. Peutinger) bekannt.

Welt ist überhaupt der Inbegriff alles Erschaffenen oder die absolute Totalität des Inbegriffs existirender Dinge, der Inbegriff aller Erscheinungen. Der Inbegriff aller körperlichen Dinge heißt die materielle Welt, die Körperwelt. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w. bedeutet Welt so viel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen! sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit leicht, wie die

Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. Hesiod nennt fünf Weltalter, das goldene (Saturnische), unter der Regierung des Kronos; das silberne, üppig und gottlos; das eherne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, ein Aufschwung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Ovid hielt in seinen Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Zeitalter weg und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Fluth. Diese Idee, zuerst vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Philosophie eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet seyn sollte, wenn einst die Gestirne und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldne Weltalter vom Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Neptun, und das letzte von Pluto, nach Andern von Apollon regiert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmeljahres ward von Einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl); nach Cicero auf 12,954; nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf zwölf 100,000jährige Monathe. Die Sibyllinischen Bücher theilten es in 10 säculärische Monate oder 4 Jahrszeiten, wovon der Frühling das goldne, der Sommer das silberne, der Herbst das eherne, in welchem die Deukalionische Fluth ausgebrochen war, und der Winter das eiserne in sich begriff; wornach der Cyclus wieder mit dem Frühling oder dem goldnen Zeitalter von neuem beginnen sollte. — Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in die religiösen Ueberzeugungen fast aller Völker verflochten ist: das tausendjährige Reich der Apokalypse und die Yugs der Indier sind nur Modificationen derselben.

Weltauge, ein halbdurchsichtiger Edelstein, der zu den Onyxen gehört, mit denen er verschiedne Eigenschaften gemein hat; doch wollen ihn einige Mineralogen, z. B. Wallerius, unter die Opale rechnen. Er hat sechs bis sieben Ringe oder Zirkel. Man hat diese Ringe als Planeten, den mittelsten aber als die Sonne gedeutet, und dem Steine deßwegen wahrscheinlich jenen, sonst nicht leicht zu erklärenden Namen gegeben. Er wird auch der veränderliche Stein genannt, weil er außer dem Wasser undurchsichtig ist, in das Wasser gelegt aber durchsichtig wird — daher er auch mit einem zusammengesetzten griechischen Worte Hydrophan heißt — und seine Farbe ändert. Er findet sich nicht sehr häufig, und wird nach Beschaffenheit der Umstände bisweilen theuer bezahlt.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten stillstehenden Punkten oder Polen, dem Nord- und Südpol (s. d. Art.) durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche dieses sich zu bewegen scheint. In so fern man sich nun diese Linie auch mitten durch die Erde, von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird sie die Erdaxe genannt.

Weltbürger (griech. Kosmopolit) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er geboren worden, als ein freier Einwohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat sein eigenthümliches Interesse, und die Be-

gierde, dieses ausschließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl sehr nachtheilig, und veranlaßt die häufigen Kriege. Wer nicht bloß den besondern Vortheil seines Volks, sondern den allgemeinen aller Menschen beachtet und zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. Mit Recht hat man von den Geschichtschreibern verlangt, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Parteilichkeit seyn.

Weltgebäude, Weltall, Universum ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Cometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher Weltsystem. Wir wissen von dem Weltgebäude nichts durch die Anschauung, da unser Blick für die Unermeßlichkeit desselben viel zu kurz und beschränkt ist, sondern nur durch Ahnung und Vermuthung, welche auf Analogie beruht. Durch wirkliche Anschauung lernten wir zuerst unsern Erdball, dann die mit demselben um die Sonne kreisenden Planeten und so unser Sonnensystem näher kennen. Von diesem, welches einen, wenn auch noch so geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, schließen wir, weil die Uebereinstimmung des Theils mit dem Ganzen zu vermuthen ist, auf dieses. In unserm Sonnensystem erblicken wir die Sonne als den festen Mittelpunkt, um welchen sich die Erde und andere Planeten nebst ihren Monden regelmäßig bewegen. Unsere Erde ist der Wohnort organisirter, empfindender und denkender Wesen. Beobachtungen lehren uns unwidersprechlich, daß die übrigen Planeten unseres Sonnensystems der Erde ähnlich sind; wir dürfen daher schließen, daß auch sie der Wohnplatz organisirter, empfindender und denkender Wesen sind. Weitere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Fixsterne unsrer Sonne ähnliche Weltkörper sind, denn sie glänzen in eignem Lichte und verändern ihren Standort gegen einander nicht. Dies angenommen, ist zu vermuthen, daß auch jedem von ihnen seine Planeten, die wiederum unserer Erde gleichen und in vorgeschriebenen Bahnen um ihn kreisen, zugetheilt worden, daß es mithin eben so unzählige Sonnensysteme als Fixsterne gibt. Da, wie ebenfalls Beobachtungen lehren, die verschiedenen Weltkörper unsers Sonnensystems in gewissen gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen, so ist dasselbe auch von den unzähligen Sonnensystemen zu vermuthen. Und wie wir in allem, wohin unser Auge und unsere Wahrnehmung reicht, Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir dasselbe auch im Weltgebäude vermuthen, und es daher als ein System, als ein harmonisches, zusammengehöriges Ganzes betrachten. Neuere Beobachtungen müssen diese Vermuthung noch verstärken. Sie lehren uns, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine, jedoch erst nach Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Schluß, daß das gesammte Heer der Fixsterne sammt allen Planeten sich wiederum um einen gemeinschaftlichen Punkt, um eine Centralsonne, für welche einige Astronomen den Sirius ansehen, bewege. Hiernach wäre das ganze Fixsternsystem im Großen eben das, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen. Wir vermögen nicht, diesen ungeheuern Gedanken zu fassen und uns die millionenfachen Umkreisungen aller Himmelskörper im unermeßlichen Raume zu denken. Hier ist ewige Bewegung und ewige, nie gestörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Schwere, die sich wie eine Kette um das Weltall schlingt und es zu einem Ganzen verbindet. Alles erscheint genau gegen einander abgewogen, aber die Wage

ruht in der Hand des Unerforschlichen, dessen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß.

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, Laienpriester) werden diejenigen Kleriker in der catholischen Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lateinischen Kirchensprache heißen sie Clerici seculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten. E.

Weltgeld, Vermögensmesser, bestimmt den Werth der beim Weltverkehre in den Tausch kommenden Waaren zu messen und mit einander zu vergleichen. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß zum Weltgeld weit besser das Realgeld, als das Idealgeld passe; denn, hält es schon äußerst schwer, daß die Glieder einer einzigen Nation, über die Größe eines idealen Maßstabs sich vereinigen, welche unendliche Schwierigkeiten würde es kosten, einen bloßen Begriff als idealen Vermögensmesser aufzufinden, über dessen Größe und Bedeutung sämmtliche in Verkehr begriffene Nationen mit einander übereinstimmten. Zu den sinnlichen Stoffen, deren verglichener Tauschwerth keinen großen und sprungweise erfolgenden Abwechslungen unterworfen ist, gehören vorzugsweise die Metalle, insbesondere die edeln, daher passen diese auch mehr als alle andere Güter zum Realgeld und namentlich zum Weltrealgeld, und eben darum ist es nicht zu bewundern, daß sie von den Verkehr treibenden Völkern dazu wirklich sind erhoben worden. Neben der erwähnten Eigenschaft, ihren verglichenen Werth eine Zeit hindurch unverändert und gleichförmig zu erhalten, besitzen die edelen Metalle noch eine andere, welche sie ganz vorzüglich zum Weltgeld geschickt machen; sie sind nämlich fast ins Unendliche theilbar und alle ihre Theile behalten gleiche Natur mit dem Ganzen, so daß sich der Werth der einzelnen Theile bloß durch das Verhältniß ihrer Menge unterscheidet; hierdurch werden sie fähig, die größten wie die kleinsten Vermögenstheile nicht nur zu vergleichen, sondern auch zu messen. (S. Geld.) K. M.

Weltmeer (Ocean.) Es gibt eigentlich nur ein Weltmeer, ein großes überall zusammenhängendes Ganzes, das fast drei Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile desselben, doch theilt man ihn seiner weiten Ausdehnung wegen in 5 große Partien. 1. Der nördliche Eis- oder Polarocean, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördlichen Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Gränze hat; es hängt zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen, und durch die Beringsstraße mit dem Australocean zusammen. 2. Der atlantische Ocean, im Norden von dem nördlichen Eismeere, im Osten von den Küsten Europa's und Afrika's, im Süden von dem südlichen Polaroceane und im Westen von Amerika begränzt. Unterhalb der Südspitze Afrika's stößt es mit dem indischen und durch Magelhaens Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. 3. Der indische Ocean, im Norden an die Küsten Asiens, im Osten an das Australland, im Süden an den südlichen Polarocean und im Westen an Afrika gränzend. 4. Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südsee genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und der Nordostküste von Asien und der Ostküste des Australlandes, hängt im Norden durch die Be-

ringsstraße mit dem nördlichen Eisocean zusammen, und ist im Süden gegen den südlichen Eisocean offen. 6. Der südliche Eis- oder Polarocean um den südlichen Eispol her bis zu 60° südlicher Breite. Er ist der einzige, in dem man bis jetzt keine Spur von Land entdeckt hat.

Weltmünze, Münze, bestimmt zur Ausgleichung der in den Weltverkehr gebrachten Güter oder Genußmittel. Während zur Privatmünze und Nationalmünze alle drei Gattungen von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln, die Idealmünze, die Realmünze und die Idealrealmünze gebraucht werden können, sind als Weltmünze nur die beiden erstern Arten anwendbar. Der Grund hiervon ist, weil im Weltverkehre alle Münzen nicht sowohl als Münzen im engern Sinne des Worts, sondern vielmehr als Waaren erscheinen; im Privat- und Nationalverkehre hingegen ist es der Charakter der Münze als allgemeines Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welcher vorherrscht, bei diesen Gattungen des Verkehrs steht der Charakter der Münze als Waare gewöhnlich nur im Hintergrunde. Die vortrefflichen Eigenschaften, wodurch sich die edlen Metalle ganz vorzüglich den einzelnen Nationen zur Münze empfehlen, müssen zugleich als die Ursache betrachtet werden, warum dieselben von den handeltreibenden Völkern zum sinnlichen Stoff für die Weltmünze sind auserkohren worden, und eben darum spielt auch gegenwärtig die Metallmünze unter allen übrigen Gattungen der Münze die vorzüglichste Rolle. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Weltsystem, die Lehre von dem Verhältniß und der Lage unsrer Erde in Rücksicht der übrigen Weltkörper. Es hat darüber drei von einander abweichende Meinungen gegeben. Der berühmte griechische Astronom, Mathematiker und Geograph Ptolemäus (s. d. Art.) glaubte, die Erde läge im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still, und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen, cirkelrunden Kreisen. Tycho de Brahe (s. d. Art.) suchte dieses, allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und daß Sonne und Mond sich um sie, so wie die übrigen Planeten um die Sonne, bewegten. Das System, das Kopernikus (s. d. Art.) aufstellte, das schon in der Schule des Pythagoras bekannt war, und das durch Galilei's und der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen viele Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Doch wurde es ehemals sehr angefochten, weil man es, nach einer zu buchstäblich gedeuteten Stelle der Bibel dem Ansehn derselben zuwider fand. Nach diesem System bewegt sich, fast mitten in dem Weltgebäude, die Sonne um ihre eigne Axe, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen, die Planeten, zu denen auch unsre Erde gehört, die sich in jeden 24 Stunden einmal um ihre Axe dreht, und dadurch Tag und Nacht erhält. Die Trabanten oder Monden des Saturns und Jupiters, und der Trabant unsrer Erde, der Mond, bewegen sich mit ihren Planeten zugleich um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, die ihren Stand gegen einander nicht verändern.

Weltweisheit, s. Philosophie.

Wendekreis (Wendecirkel, Tropicus) ist derjenige Punkt der Ekliptik oder Sonnenbahn, auf welcher die Sonne ihre jährliche Bewegung macht, wo die Sonne, wenn sie ihn erreicht hat, stille steht und

dann sich wieder wendet. Die Sonne tritt nämlich im Anfange des Frühlings in den Aequator, steigt dann täglich höher gegen den Nordpol hinauf, bis sie in den Wendekreis oder Cirkel des Krebses (tropicus cancri oder borealis) kommt. Zu dieser Zeit, da die Sonne in ihrem Stillstandspunkte ist, haben wir den längsten Tag. Die Sonne wendet sich dann wieder, erreicht im Anfange des Herbstes den Aequator und geht dann täglich weiter nach Süden, bis sie in den südlichen Wendecirkel (tropicus australis oder capricorni) kommt, da wir alsdann den kürzesten Tag haben. Hier wendet sie sich aufs neue, und kommt im Frühling wieder in den Aequator.

Wenden hieß anfangs ein einzelner Zweig der großen slavischen Völkerschaft (s. d. Art. Slaven), der, wie die übrigen slavischen Stämme, gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts in Deutschland eindrang, und sich auf der östlichen Seite der Elbe, besonders in der Mark Brandenburg, niederließ. In der Folge nannten die Deutschen mehrere dieser slavischen Stämme (Sorben, Obotriten, Milzener, Dalminzer) mit dem allgemeinen Namen Wenden. Diese Benennung hat sich noch in dem Fürstenthume Wenden im Meklenburgischen — wo die Obotriten ein Reich errichteten, aus welchem das heutige Großherzogthum Meklenburg entstanden ist — so wie in Steiermark und Kärnthen, erhalten. Vorzüglich aber ist er den Sorben in den beiden Lausitzen geblieben. Diese Sorbenwenden, ein nicht ganz rohes Volk, breiteten sich in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vom meißner Lande an bis zur Saale aus, cultivirten das Land, und legten Dörfer und Städte an, deren viele durch ihre Namen den wendischen Ursprung beurkunden. Sie waren ein kriegerisches Volk und führten vom Anfange des 7ten Jahrhunderts an Kriege gegen die Franken, denen sie zinnsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Hunnen, gegen die Deutschen, bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. völlig geschlagen wurden. Die deutschen Könige legten nun Festungen an und errichteten die Markgrafschaften Meißen und Lausitz, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meißen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Absicht angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Die Wenden wurden aus ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangnen wurden an Stifter, Klöster und Adelige als Leibeigne verschenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen, und sie nach und nach mit den Deutschen in ein Volk zu verschmelzen. Die Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurde allmählig bewirkt, obwohl die Spuren des heidnischen Götzendienstes und des Aberglaubens, an dem dieses Volk bisher gehangen hatte, noch lange unter ihm bemerkbar blieben. Aber die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen konnte nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz — die Wenden der letztern Provinz nennen sich selbst Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbst im heutigen Meißen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übrig geblieben sind. — Die heutigen Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Lbbau an bis an die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk, aber durch den Druck, unter dem

sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; aus ihren Jünglingen werden gute Soldaten gebildet. Es fehlt ihnen keineswegs an Geistesfähigkeiten, und der Unterricht, den sie in den Schulen erhalten, bleibt nicht ohne Nutzen für sie. Mehrere Männer aus der wendischen Nation haben sich den Wissenschaften mit Erfolg gewidmet. Ihre Sprache, die mit andern Töchtern der slavischen Sprache, der Böhmischen, Pohlnischen und Russischen, so viel Aehnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabne Gedichte (Klopstocks Messias) in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine Gegend, die aus einem niedrigen Sumpfe und Moraste urbar und bewohnbar gemacht worden ist. In dieser letzten Bedeutung sind besonders die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der Danziger, Marienburger und Elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, die keine Berge haben, aber sehr fruchtbar an Getraide und Grauwuchs sind. Der danziger Werder hat einen Flächeninhalt von 1400 Hufen, und enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegnen, und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Billwerder, Ochsenwerder und andere.

Werft, Schiffswerft, der Platz in einer Seestadt oder Hafen, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert und, wenn sie fertig sind, vom Stapel (s. d. Art.), d. h. von der Grundlage, worauf der Kiel oder Boden des Schiffs während des Baues liegt, in das Wasser gelassen werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe vom ersten Range, die nicht so leicht vom Stapel in das Wasser gelassen werden können, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (Dockformen, s. d. Art.) angelegt, gemauerte Wasserbehälter, in welche und aus welchen man das Wasser nach Belieben lassen kann. Wenn das auf dem Trocknen gearbeitete Schiff völlig fertig ist, läßt man das Wasser in die Docke eindringen, um das Schiff zu heben und es herauszuschaffen.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens u. s. w., verdient als einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit im Andenken seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, um welche er sich bedeutende Verdienste erwarb, fortzuleben. Er ward am 25sten Sept. 1750 geboren und von seinem Vater, der Aufseher eines Eisenhammers in der Oberlausitz war, von früher Jugend an zu einem ähnlichen Geschäftsleben bestimmt. Auf der Schule zu Bunzlau erhielt er einen zwar dürftigen Unterricht, doch seine erste wissenschaftliche Bildung. Einige Jahre nachher kam er auf die Bergakademie zu Freiberg und nachher auf die Universität zu Leipzig, wo er vorzüglich von dem Studium naturhistorischer Wissenschaften angezogen wurde. Schon hier beschäftigte ihn die Lehre von den äußern Kennzeichen der Fossilien (wobei ihn eine besondere Schärfe der sinnlichen Anschauung unterstützte), und er gab auch dort noch im J. 1774 die bekannte Schrift heraus, welche noch jetzt als die Grundlage seiner

ganzen Oryktognosie angesehen wird *). Kurz darauf erhielt er einen Ruf nach Freiberg, um die Aufsicht über das dortige Naturaliencabinet zu führen und Vorlesungen zu halten. Hier nun fand sein im Beobachten und Classificiren früh geschärfter Blick den willkommensten Stoff, und hier bildete er das System aus, welches später auch die ihm ganz eigenthümliche Geognosie umfaßte und mit allen Theilen der Bergbaukunde in die innigste Verbindung trat, nach und nach alle Widersprüche besiegte und ihren Erfinder zum Schöpfer einer neuen Mineralogie erhob. Werner schien von der Natur selbst zum Erfinder und Bildner im Fache der Naturwissenschaften berufen, denn die Schärfe seines Blickes in der sinnlichen Wahrnehmung wurde durch die lebendigste Einbildungskraft und die umfassendste Belesenheit im Fache der Länder- und Völkerkunde unterstützt. Ihm ganz eigenthümlich bleibt wohl in der Oryktognosie die Classification in Gattungen und Arten und die meistens sehr geistreiche Benennung der Mineralien bis zum neuesten, dem Egron, herab. Werner ward für die Erkennungslehre einfacher Fossilien, was Winkelmann der Kunst gewesen. Besonders ausgezeichnet ist seine Theorie der Erzeugung auf dem nassen Wege im Gegensatze der sogenannten Vulkanisten, oder derer, welche der Erdbildung durch Feuer huldigen. Er hatte mit diesen einen langen und harten Kampf deßhalb zu bestehen. Jetzt wird kein Unterrichteter mehr die Basalt- und andere Flötzreppygebirge für vulkanischen Ursprungs halten. Unerschüttert steht Werners Ansicht der ältern und jüngern Gebirgsbildung durch Fluthen, und daß die Gebirge der Uebergangszeit ein genügendes Mittelglied bilden. Die Bergbaukunde, welche Werner auch in Vorlesungen erläuterte, verdankt seiner lichtvollen Darstellung und der Zurückführung des complicirtesten Maschinenwesens auf die allereinfachsten Sätze gleichfalls nicht wenig. Immer rückte er seinem Zeitalter voraus, und sah oft deutlich ein, was Andere nur ahneten. Nie am Buchstaben klebend, nie sich mit dem Erfundenen begnügend, stets Neues hinzufügend, bildete er lieber schreibende Schüler, als daß er selbst schrieb. Allein in seinem Nachlasse haben sich viele zum Druck fertige Abhandlungen gefunden. Uebrigens war er ein wahres Muster seiner Schüler auch in moralischer Hinsicht. Seit 1792 Bergcommissionsrath, seit 1800 Bergrath, nahm er an der Leitung der ganzen Bergakademie sowohl, als an den Verwaltungsgeschäften überhaupt, vielfachen Antheil. Die trefflichen Wasserleitungen zur Beförderung und Erleichterung des Grubenbaues sind, wenigstens was die Ausführung betrifft, größtentheils sein Werk **). Die im Stillen seit 20 Jahren betriebene, unter Schülern von Werner nach Districten vertheilte, mineralogische Beschreibung und Aufnehmung von ganz Sachsen, welche den ganzen thüringer Wald nebst einem Theile des Harzes umfassend, auch die böhmischen und schlesischen Gebirge sich einverleibend, eine so höchst genaue mineralogische Karte liefern wird, wie es vielleicht keine gibt, ging von ihm aus und ist stets von ihm geleitet worden. In Eng-

*) Sie führt den Titel: Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Eine französische Uebersetzung erschien erst 1790 in Paris unter dem Titel: Traité des caractères extérieurs des fossiles, trad. de l'Allemand de Mr. Werner par la traducteur des mémoires de Chimie de Scheele (par Mlle. Picardet.)

**) Ein herrliches Werk für das Studium des Bergbaues gab Werner heraus unter dem Titel: Neue Theorie von der Entstehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, besonders den Freibergischen (Freiberg 1791). Ins Französ. übers. durch d'Aubuisson zum Theil mit Anmerk. von Wernern selbst.

land und Schottland sind nach Wernerschen Ideen treffliche mineralogische Karten einzelner Grafschaften verfertigt worden. Sein an Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ordnung einziges, aus mehr als hunderttausend Exemplarien bestehendes Mineraliencabinet ist vermittelst einer Leibrente, deren Ertrag selbst an das Institut zurückfällt, ein Eigenthum der Freiberger Bergakademie geworden. Werner hatte dafür von England aus 50,000 Thlr. geboten erhalten, allein er überließ es dem Vaterlande für 40,000 Thlr. Werner hatte auf seinen vielfachen Reisen bedeutende Bekanntschaften gemacht, und war dadurch nicht nur mehrerer deutschen Akademien, sondern auch des Instituts von Frankreich Mitglied. Dennoch blieb stets Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit der schönste Schmuck des großen Gelehrten, der dadurch auch als Mensch liebenswürdig wurde. Da er mit so inniger Liebe an seinem Vaterlande und dessen väterlichen Regenten hing, so hatte er mehrere äußerst glänzende und vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit seinem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu Dresden am 30sten Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Dem edlen Verstorbenen zu ehren, wurde sein Leichnam unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt. Der Staat übernahm die Bestattung, und es wurde dazu von dem königl. sächs. geheimen Finanzcollegium selbst eine namhafte Summe bewilligt.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias). Wenn auch das äußere Leben dieses Mannes wenig darbietet, was die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf ihn zu lenken vermöchte, so war doch sein inneres so bedeutend, daß er deßhalb eine Stelle unter den Ausgezeichneten seiner Zeit wohl verdient. Er stand zuerst als Kammersecretär zu Warschau und später in Berlin in königl. preuß. Staatsdiensten, verließ dieselben jedoch freiwillig, um sich ganz dem Berufe als Schriftsteller und Dichter zu widmen, wozu ihn die Natur mit ungemeinen Fähigkeiten ausgerüstet hatte. Denn schon in dem ersten Erzeugnisse, welches er zwar ohne seinen Namen erscheinen ließ, obwohl es demselben alle Ehre machte, dem ersten Theile der Söhne des Thales, die Templer auf Cypern benannt, einem dramatischen Gedichte im höhern Styl, zeigte er eine so seltene Vereinigung von Kraft und Milde, von Tiefe und Klarheit, von Einbildungskraft und Verstand, eine so treffliche Charakterzeichnung, eine so reine, edle, gebildete Sprache und eindringende Beredsamkeit, daß man sich allgemein zur Erscheinung eines solchen Genies Glück wünschte. Das Gedicht wurde mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen, in kritischen Blättern mit großem Lobe angezeigt und zuletzt auch, wenn gleich nicht mit bedeutendem Erfolge, auf die Bühne gebracht. Der zweite Theil, der ein Jahr später erschien, mäßigte indessen die Erwartungen, welche der erste erweckt hatte, denn es fand sich dem Trefflichen so Vieles beigemischt, was der Kunst und dem reinen poetischen Sinne nicht zusagen wollte, eine gewisse unklare, mystische Tendenz (welche später in allen seinen dichterischen Schöpfungen vorherrschend wurde), eine weitschweifige, mehr rhetorische als dichterische Darstellung, und ein Streben, den Mangel an Phantasie und Leben durch das Phantastische und Prunkende zu ersetzen. Indessen regte sein besserer Genius immer noch mit Kraft die glänzenden Fittiche. War das Kreuz an der Ostsee, Trauerspiel (erster Theil die Brautnacht) auch nicht ganz geeignet, dies zu beweisen, so erkannte man es desto deutlicher im Martin Luther, oder der Weihe der

Kraft, einem Drama, welches, wenn es auch besonders wegen des ihm beigemischten Mystischen, mehr Seltsamen und Wunderlichen als Wunderbaren und Ergreifenden, nicht mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, dennoch wahrhaft poetisches Leben und wenigstens theilweise alle Vorzüge offenbart, welche wir oben als Eigenthum seines Genius bemerklich gemacht haben. Es ist wenigstens zum Theil mit vielem Beifall auf mehrern deutschen Bühnen dargestellt worden. Späterhin ließ er den Attila, König der Hunnen, eine romantische Tragödie, und dann die Wanda, Königin der Sarmaten, ein Drama derselben Gattung mit Gesang erscheinen, bewies aber durch beide, daß die Phantasie ein zu großes Uebergewicht über die andern Seelenkräfte, welche zur Erzeugung eines echten Kunstwerkes mitwirken müssen, gewonnen habe, als daß man noch etwas rein Vollendetes von ihm erwarten dürfte. Einen bedeutenden Moment seines Dichterlebens bezeichnet die Tragödie der vier und zwanzigste Februar, an Umfang zwar gering (denn sie hat nur einen Act), aber reich an echt poetischem Leben, an tiefen Blicken ins menschliche Herz, ausgezeichnet durch Sprache und Darstellung, wiewohl ein Nachtstück in der eigentlichsten Bedeutung, Grausen erregend durch einen geringen Aufwand wohl berechneter Mittel und unerreicht durch die Nachahmungen, welche später zahlreich sich hervordrängten (worunter nur eine, der neun und zwanzigste Februar von A. Müllner, vorzüglich zu nennen). Die zu religiöser Schwärmerey immer mehr sich hinneigende Tendenz von Werners Geiste und Gemüthe bezeichnete die durch dichterische Darstellung und Tiefe der Empfindung wohl vorzügliche Tragödie Kunegunde, welche das letzte Werk seines dichtenden Genius gewesen ist. Geleitet von der in seinen Schriften sich in so mannichfacher Gestalt darlegenden, ihn in der letzten Zeit ganz beherrschenden Ansicht der Welt und des Lebens trat er endlich zur catholischen Religion über, und widerrief oder widerlegte in kleinen Broschüren die Grundsätze seiner frühern Welt- und Religionsansichten, die sich in seinen schriftstellerischen Producten offenbarten. Er lebt jetzt (1818) zu Wien als Weltgeistlicher und hat durch seine Predigten, worin er eine ergreifende Beredsamkeit bewirken soll, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und immer eine ansehnliche Menge von Zuhörern um sich zu versammeln gewußt. Er ist in früherer Zeit verheirathet gewesen; wir wissen jedoch nicht, ob diese Ehe durch den Tod oder die Scheidung getrennt worden ist.

Werst (eigentlich Werstа), ein russisches Meilenmaß. 104½ Werste machen einen Grad des Aequators aus, mithin gehen beinahe sieben Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und zwanzig Werste betragen so viel als drei deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dings als Mittel für menschliche Zwecke und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe als gleichbedeutend gebraucht. Der Mensch kann den Werth eines Guts bestimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern und dann in Hinsicht auf solche Güter; im ersten Fall urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener ist der positive, dieser der verglichene Werth. Höchst wichtig ist außerdem der Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der

menschliche Geist in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menschlichen Zwecks wahrnimmt, im engern Sinne aber besteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts als Mittel für einen oder mehrere bestimmte eigne Zwecke eines bestimmten Individuums, das jenes Gut entweder besitzt oder zu besitzen strebt. Der Tauschwerth eines Guts besteht in der Tauglichkeit desselben, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tausches irgend ein anderes Gut zu verschaffen, gleichviel, dies andere Gut sey ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer oder ebenfalls nur von Tauschwerth. Bloß sinnliche Güter können Tauschwerth besitzen, nie geistige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth seyn mag. Mit dem verglichnen Tauschwerth hat der Preis (s. d. Art.) große Aehnlichkeit, beide sind aber nicht eins und dasselbe. Jener bestimmt bloß das Verhältniß des Tauschwerths mehrerer zum Tausche geeigneter Güter unter einander vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts, er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche im Verhältnisse mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Guts an, es kommt dabei lediglich auf die Möglichkeit des Tausches an. Im Wesen des Preises hingegen liegt die Idee eines nicht bloß möglichen, sondern wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe oder nach ihrem Werthe überhaupt verglichen hat. KM.

Wesel, eine preußische Stadt und starke Festung im jülich-cleve-bergischen Regierungsbezirke Cleve am Rhein, über welchen Strom eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie ist die einzige eigentliche Festung am niedern Rhein und daher für den preußischen Staat von großer Wichtigkeit. Sie zählt 1460 Häuser und etwa 6200 Einwohnern, die sich von ihren Gewerben, besonders einer großen Branntweinbrennerei, einigem Handel und Schifffahrt nähren.

Weser, einer der größten Flüsse Deutschlands. Sie entspringt im hildburghausischen Amte Eisfeld, im heldriether Wald, heißt anfangs die Werra, und hat in einigen Gegenden angenehme Ufer mit schönen Wiesen. Bei Wanfried im Hessischen wird sie schiffbar, vereinigt sich bei hannövrisch Minden mit der Fulda, und erhält nun den Namen die Weser. Sie geht alsdann durch Niedersachsen, und nachdem sie in ihrem Laufe noch verschiedne andre Flüsse aufgenommen, ergießt sie sich unterhalb Bremen in die Nordsee. Von Minden an wird die Schifffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben, und ist sehr bedeutend; nur sind die 21 Weserzölle für die Schifffahrt lästig. Der bedeutendste darunter ist der Zoll bei Elsfleth im Herzogthum Oldenburg, am Einfluß der Hunte in die Weser. Dieser Zoll wurde 1623 dem Herzoge wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen Ueberschwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom J. 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber seit einigen Jahren ist er von dem Herzoge wieder gefodert worden, und Bremen hat deßwegen neuerlich bei dem Bundestage zu Frankfurt Vorstellungen gemacht. Man rechnete ehemals den jährlichen Ertrag dieses Zolls gegen 80—100,000 Thaler. — Man hat unlängst (1817) den Vorschlag gemacht, die Weser mit der Elbe zu vereinigen.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb.

1702, gest. 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in der englischen Grafschaft Lincolnshire. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn schon während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich dem Missionsgeschäft zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhuthern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhuth selbst besuchte, ihm die Idee einer Vereinigung seiner Anhänger zu einem kirchlichen Institut nach dem Muster der Brüdergemeine an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten ist hauptsächlich sein Werk und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Ueberzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinen seiner Secte in den drei brittischen Reichen und predigte oft täglich drei bis viermal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände), sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei. Seine Predigten und kleineren ascetischen und historischen Aufsätze erschienen unter dem Titel: „Wesley's Werke" in 38 Bänden 1772—74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrschsucht, seine äußere Darstellung, bei schmächtigem mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. (Vergl. d. Art. Methodisten.)

Westerhemde (von Vestis oder von Weiß) heißt das gewöhnlich mit Kreuzen durchnähte weiße Hemdchen, in dem die Kinder zur Taufe getragen werden, und daher auch die Kindertaufe selbst in einigen oberdeutschen Gegenden Wester. E.

Westerwald ist eine bergige Gegend an der Lahn und Lippe, auch die nördliche Wetterau genannt. Die ganze Gegend ist waldreich, aber rauh und kalt. Die Einwohner sind wenig wohlhabend, beschäftigen sich mit Kohlenbrennen und Holzarbeiten. Roggen und Hafer, Flachs und Rüben sind die Erzeugnisse, die der Landbau hervorbringt. Der Westerwald enthält die Grafschaften Isenburg, Wied, Siegen, Dillenburg, Sayn, Beilstein, Westerburg und Hadamar und nassauisches Land.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, welche von Algen und Seegräsern wie mit einem grünen Teppich überzogen, unterirdische Gärten in ihrem crystallnen Spiegel zeigen, am Eingange des Golfs von Mexico, der Honduras-bay und des Caraibenmeers, liegt die reiche Inselwelt, welche Columbus Westindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt, und sich im Süden mit der Insel Trinidad (11° Br.) am festen Lande des spanischen Gujana endigt. Sämmtliche Inseln, — die 700 Bahamaeilande, die vier großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninseln, — zum Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Aequator in seinem Fluthenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich wiederum viele Antillen durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und andrer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen,

welche dieses ungeheure Meeresbecken gleichsam austapeziren. Besteht doch eine große Anzahl jener Inseln fast gänzlich aus kalchigen Wurmwohnungen! Indeß tragen mehrere auch die Spur vulkanischer Bildung an sich. — Der Schiffer unterscheidet unter den kleinen Antillen oder den caraibischen Inseln die Inseln im Winde (Windward-Isles, Isles du Vent), welche dem steten Ostwinde der heißen Zone am weitesten entgegenstehn; ihn also früher erhalten, und die Inseln unter dem Winde (Leeward-Isles, Isles sous le Vent), zu denen jener Wind wegen ihrer Lage später gelangt. Alle diese Inseln, mit Ausnahme der Bermuden und Caimanen, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum November herrscht die ungesunde, nasse Jahrszeit oder der antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trockenes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammtartiges Grün. Unbeschreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker, als bei uns: die Venus strahlt wie ein zweiter Mond und große Schaaren Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im August wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die elektrische Luft in furchtbaren Gewittern und der Dunstkreis in monatlangen Strömen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Außerordentlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Columbus hier kaum acht Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Aguti; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechslung das schönste Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterling nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibri's ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten, Albatrosse und andere Tropikvögel kreuzen über dem Meere, schöngespiegelte Enten durchplätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich: und der mit dem Clima selbst wuchernde Europäer hat hier die Producte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere hat sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. Indem er den Europäer mit dem Neger, und diesen mit dem Amerikaner vermischte, pfropfte er Stämme auf Stämme, und bildete dadurch neue Menschenracen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) die größte aller Antillen, Cuba (2309 Q. M., 486,000 Einwohner, darunter 212,000 Neger), Columbus entdeckte sie 1492. Hier liegt einer der ersten Stapelplätze für beide Welten, und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Havana (s. d. Art.), der Sitz des spanischen Generalcapitains, unter welchem außer Cuba noch Florida steht, mit mehr als 36,000 Einw. Unter mehrern ist die königl. Tabaksfabrik zu bemerken. Außer Tabak führt diese reiche Insel Zucker, Caffee, Kakao, Indigo, Gewürze, Wachs, Baumwolle, Ochsenhäute, Gold, Silber u. s. w. aus. (S. d. Art. Cuba.) — b) Porto-Rico mit der Hauptstadt gleiches Namens, in der Größe die vierte Antille und die östlichste (182 Q. M. 136,000 Einw., darunter 17,500 Sclaven). Sie steht nebst den spanischen Jungferninseln unter einem Generalcapitain. Der Anbau ist ganz vernachlässigt

Der Hauptreichthum der Colonisten besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reiß, Mais, Tabak, Ingwer, Kassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehrern andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wälder des Mankanillen oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist, und von Würmern nie angefressen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung im Jahr 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. — c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern aa) die Passage- und Schlangeninsel, zusammen 6¼ QM. mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer u. Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, 16¾ QM. mit 16,200 Einwohnern und den kleinen Inseln in der Nähe Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig ist diese Insel in den Händen der Insurgenten. — d) Der spanische Antheil an St. Domingo, welchen der Pariser Friede von 1814 Spanien zurückgab. Diese Insel, ursprünglich Hayti (1385 QM.), die reichste aller Antillen, wurde von Columbus 1492 entdeckt und Hispaniola genannt. Sie ist von vielen kleinen Inseln, Korallenriffen und Felsen umgeben. Orkane sind hier selten. In den ehemals an Goldadern reichen Gebirgen verräth der Bimsstein vulkanischen Boden. Wilde Felsenmassen mit hohen Bergwänden, die weit ins Meer hinauslaufen, zeichnen die spanische Küste aus. Das übrige Land ist mahlerisch schön, und mit der Fruchtbarkeit der bebauten Landstriche (8528 Plantagen) ist nichts zu vergleichen. Hornvieh, Pferde, Maulesel, Zucker, Ingwer, Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo, Mais, Kassavewurzeln sind die Haupterzeugnisse des spanischen Domingo, wo 300,000 Einwohner (darunter 30,000 Neger, die übrigen meistens Farbige) leben. Die Hauptstadt St. Domingo ist stark befestigt und hat 20 000 Einwohner. — II. Das bis jetzt noch von keiner Macht förmlich anerkannte Königreich der Schwarzen, Hayti, oder das ehemalige französische St. Domingo, seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen das Paradies von Westindien genannt. Es macht etwas mehr als ⅓ der ganzen Insel aus. Davon betrugen die uncultivirten Gebirgsgegenden 1134 Q. Lieues; dennoch war die Ausbeute des kleinen Ueberrestes von 378 Q. L. im J. 1789 über 135½ Mill. Livres. Und es blühten damals 793 Zucker-, 789 Baumwollen-, 6117 Caffee- 3160 Indigo- u. 54 Kakaoplantagen. Der Reiß ist von vorzüglicher Güte. Ueber die Geschichte von Hayti s. d. Art. Domingo. Die Volksmenge hat abgenommen, doch bearbeiten noch immer 250,000 Schwarze (der Name Neger ist nicht mehr im Gebrauch) das Land, und die Ausfuhr des Zuckers allein betrug im J. 1814 über 400,000 Centn. Die Sklaverei ist aufgehoben. Hayti hat drei Oberherren. 1. Christoph, ein gebornerNeger, oder König Heinrich I., der unweit Cap Henri (ehemals Cap François) in dem neu erbauten Schlosse Sanssouci, mitten unter Trümmern, von einer herrlichen Gegend umgeben, residirt. Sein Heer ist 30,000 Mann stark, auf europäische Art gut ausgerüstet und wohl geübt. Auch besteht eine Miliz von 33,000 Mann. Die Festung Fort Henri liegt auf einem unersteiglichen Berge. Eine Flotte wird gebaut. Die Preßfreiheit ist gesetzlich ausgesprochen, und europäi-

sche Cultur fast immer mehr Wurzel. Die Hofsprache ist die französische. Deutsche und Engländer aber sind sehr gern gesehen. 2. Pethion, Präsident, ein Mulatte. Sein Gebiet im südwestlichen Theile der Insel ist durch eine wüste Ebene von Heinrichs Staaten getrennt. Pethion steht an der Spitze der Mulatten, welche er nach der im J. 1816 erneuerten Constitution republikanisch regiert. Er ist auf Lebenszeit ernannt, mit einem Gehalt von 40,000 Fr. Das Volk wählt den Nachfolger. Die Gewalt ist durch eine Kammer der Repräsentanten und einen Senat beschränkt. Sein Heer ist 20,000 M. stark; auch besitzt er mehr Kriegsschiffe, als Heinrich. — 3. Philipp Dos beherrscht einen Gebirgsstrich in der Mitte der Insel, dessen Gränzen 7000 M. vertheidigen. — Hayti steht mit England und Amerika in Handelsverbindungen. Ohne den Zucker schifft man jährlich eine Mill. Pf. Caffee, 10,000 Häute, viel Atlas-, Eben- und Zimmerholz, Vieh u. s. w. aus. — III. Das brittische Westindien begreift: a) Jamaika (s. d. Art.), 269 QM. mit 35,000 europäischen Weißen und Creolen und 319,000 Negern. Bei geringerer Fruchtbarkeit ist der Ertrag dieser Insel ungleich größer, als der des großen spanischen Cuba. In der Gebirgskette, die das Land von Ost nach West durchschneidet, sind die blauen Berge fast 8000 Fuß hoch. Schon in der Höhe von 4000 Fuß hört das Gedeihen der tropischen Früchte auf. Dagegen kommen höher im Gebirge die europäischen Producte vollkommen fort. Auch haben die Britten den Mango, den Sago, die Dattelpalme, den Zimmtbaum, den Brotfruchtbaum, das otahitische (sehr reichhaltige) Zuckerrohr und mehrere ostindische Gewürze nach Jamaika verpflanzt. Der Sitz des Gouverneurs ist in der Hauptstadt Kingston mit 5000 Weißen, 1200 Eingebornen und 11,000 Negern. Unter dem Gouvernement stehen auch die caimanischen Inseln, welche zu Nordamerika gehören, und reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 QM. mit 4800 weißen Einwohnern und 4700 Negern. Ihr Gouverneur hat seinen Sitz auf der größten Insel St. Georg. Folgende brittische Inseln aber liegen im eigentlichen westindischen Archipel: c) Die Lukaien oder Bahama-Inseln, Bruchstücke des festen Landes (Florida), von dem sie durch den Bahamacanal getrennt sind. Man zählt deren 700, meist bloße Klippen; zusammen 257 QM. mit 10,000 Einwohnern, die Fischer und Lootsen sind. Sie führen Baumwolle, Mahagoni-, Kampesche-, Brasilienholz, Salz, Ananas und andere Früchte aus. Von diesen submarinen Gebirgsspitzen hub unsere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani), und nannte sie St. Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Auf der Hauptinsel Neu-Providence ist Fort Nassau, die wichtigste Stadt und der Sitz des Gouverneurs. — Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanisch-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 QM. mit 9000 Einwohnern, ferner die unbewohnte an Weiden sehr reiche Insel Anegada und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua (4½ QM. mit 50,000 Einw., darunter 30,000 Neger), in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 285,000 Centn.), Indigo, Tabak, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh und andern Producten, eine der wichtigsten Besitzungen, mit der Hauptstadt St. Jons-Town, dem Sitz des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde; zu seinem Gouvernement gehören noch aa) die Insel

St. Christoph oder St. Kitts (3 QM. 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger). Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. St. bb) Newis, ein ansteigendes Bergländchen, 1 QM. groß, mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (2 QM., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake Island oder Schlangeninsel mit einem Salzsee (6 QM.), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicestatthalter. Man erbaut Zucker, Tabak, Caffee, Baumwolle u. s. w. — f) Dominica, 13½ QM., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut und der Sitz eines Gouverneurs. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St. Lucie, 10½ QM., mit einem Vulkan. h) St. Vincent, 6½ QM., hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptstadt Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden englischen kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ QM., Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ QM., diese, deren es gegen 30 gibt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ QM., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad zwischen Tabago und der Orinokomündung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orkanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung der Feuerheerd der spanisch-amerikanischen Insurrection. Die Insel ist 78½ QM. groß, mit 40,000 Einw., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft ist ungesund; der Boden zum Theil vulkanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort St. Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe, nach dem Verluste von St. Domingo, die wichtigste französische Antille, 30½ QM. und 248000 Einw., worunter 98,000 Neger. Auch hier ist ein Vulkan. Hauptort Basseterre. Zu diesem Gouvernement gehören noch die Insel Desirade, 1 QM., Marie Galante, 4 QM. und les Saintes, 3 kleine Inseln, 6 QM. b) Martinique, 17 QM., mit 10,000 Weißen, 9000 Mulatten und 77,000 Negern. Seit 1815 sind hier 4 Häfen den Fremden eröffnet. Hauptort St. Pierre. — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St. Thomas, b) St. Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist, und c) St. Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8½ QM. mit 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St. Thomas und St. Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, 2½ QM. große Insel St. Barthelemi, mit 6000 Einwohnern, die ebenfalls alle westindischen Producte erzeugt. Hauptort Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St. Eustach (1 QM. besteht fast nur aus verloschenen Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels; hat nebst der eben so großen Felseninsel Saba, 24,000 Einw., Sitz des Gouverneurs. b) Curassao, ebenfalls nur ein Felsen im Meere von 8½ QM., an sich unfruchtbar, aber trefflich angebaut, mit 14,000 Einw., darunter 7800 Neger. Hauptort Wilhelmstadt. Sitz des Gouverneurs. Freihafen St. Barbara, nebst einigen kleinern Inseln, Aruba, Aves und Bonaire; c) St. Martin, 5 QM., 6100 Einw., darunter 5000 Neger. — Die Ureinwohner

sämmtlicher Antillen sind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caraiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. Die Zahl aller Einwohner betrug 1791 1,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufnen, räuberischen Matonneger. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w., Die Eingebornen, welche von Europäern abstammen, heißen Kreolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine kreolische Mundart gebildet. Alle Bewohner sind Christen, nur die Neger sind Fetischanbeter; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Insel seyen, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für 6½ Mill. Pf. St. Waaren aus. Ueberhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtlicher westindischer Producte auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill.; die spanischen auf 5, die dänischen auf 1½ und die niederländischen auf 8½ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über 7 Mill. Centn. und an Caffee 930,000 Centn. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Pf. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth von Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet, besonders die englische Regierung, auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. (S. d. Art. Sklaverei.) Die Kreolen, welche ihres Muthes wegen die entschlossensten zum Widerstande sind, werden so wie die Mulatten und freien Neger zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels, und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Colonial-Verwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert, wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St. Domingo und Trinidad ausgegangen, und hat in dem durch den Handel von Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nährstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Spanien jene Politik nicht ändert, es im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht bloß das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. Schon hat Hayti das Beispiel gegeben. Hier und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerika's — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang; hier wird die Befreiung des spanischen Amerika, die am Orinoco und La Plata siegreich begonnen, wenn sie Peru und Mexico seinen transatlantischen Tyrannen entrissen hat, ihren glorreichen Lauf vollenden. Unter dem Art. Südamerika

ist bereits eine kurze Uebersicht der spanischen Besitzungen in Amerika (vergl. d. Art. Mexico, Florida und Nordamerika) gegeben worden. An diese schließe sich hier die Geschichte des spanisch-amerikanischen Freiheitskrieges und die der neu entstandenen Republiken Venezuela und Buenos-Ayres, an, so weit dieselbe uns aus amtlichen Berichten, z. B. das Expose to the Prince Regent of England by Mr. Walton (London 1816), die Artikel im El Espanol von Blanco White, und die Historia de la Revolucion de Mexico por el Dr. D. José Guerra, vorzüglich aus der Outline of the Revolution in Spanish America, by a South American, der bei vielen Ereignissen Augenzeuge war (London 1817, 8. 362 S.), bis zu Ende des J. 1817 bekannt geworden ist. (Vergl. d. Art. Miranda, Mina, Morillo, Bolivar und Mac-Gregor.) Eine interessante Vergleichung des nordamerikanischen Freiheitskampfes mit England, und des südamerikanischen mit Spanien findet man im Quart. Review. XXXIV. Lond. Nov. 1817, S. 530 folg. Das spanische Amerika, welches Carl V. d. 14. Sept. 1519 der Krone Castilien einverleibte, enthält gegenwärtig nach Morse: (American Geography) auf 235,672 QM. gegen 17 Mill. Einw., davon sind $\frac{1}{5}$ Spanier und Kreolen, $\frac{3}{5}$ Menschen vermischter Abkunft: Mestizen, Mulatten u. s. w., $\frac{1}{10}$ Ureinwohner oder Indianer, fideles, die sich den Spaniern unterworfen haben (die dies nicht gethan, heißen Indios bravos oder barbaros), $\frac{1}{10}$ sind Neger, die jedoch mehr wie Bedienten als wie Sklaven gehalten werden. Alle diese Classen hatten bisher verschiedne Rechte. Herren sind überall die Spanier und Kreolen; doch hat der Capeton, d. i. ein in Spanien geborner Weißer, fast allein Zugang zu den wichtigern Aemtern. Am meisten gedrückt sind die Indianer; vorzüglich in Peru, wo sie unter der Mita schmachten. Ueber diese Masse von Ländern und Völkern übte bis jetzt der spanische König durch den hohen Rath von Indien in Madrid die gesetzgebende Gewalt aus; die vollziehende war den vier Vicekönigen von Neuspanien oder Mexico, S. Fé de Bogata oder Neugranada, Peru und Buenos-Ayres oder die Provinz des Rio de la Plata; ferner den fünf Generalcapitainen von Guatimala, Venezuela, Chile, Havana oder Cuba und Florida und Portorico (nebst den spanischen Jungferninseln) anvertraut. Alle diese Statthalterschaften standen unter sich in keiner administrativen Verbindung, und das spanische Colonialsystem ward von jeher seiner drückenden Ungerechtigkeit wegen allgemein verabscheut. Wie zu allen Zeiten die Hoffnung der Schwärmer und der Muth kühner Abenteurer nach Amerika sich richtete, so waren auch, seit Montaigne bis Montesquieu, schon die Blicke des edlern Weltbürgers auf jenen Welttheil hingewandt, wo eine frischere Naturkraft den Keim europäischer Bildung in sich aufnahm. Längst fühlte der feurige Kreole die Schmach seiner Unterdrückung. Schon um 1750 entwarf ein Canarier, Leon, in Caraccas den Plan zu einer Verschwörung; allein diese ward entdeckt und Leon hingerichtet. Darauf brach in Peru 1780 ein Aufstand aus, der drei Jahre dauerte. Tupac Amaru trat als Ynca von Peru an die Spitze des Volks; allein er ward besiegt und nebst seinen Anhängern hingerichtet. Auch der von einigen Kreolen und Spaniern in Caraccas 1797 gemachte Revolutionsplan ward entdeckt. Die Urheber Gual und Espanna entflohen. Letzterer ward in der Folge zu La Guayra gehangen. Nun erließ der Gouverneur von Trinidad im Namen des brittischen Ministers Dundas, einen Aufruf den 26. Juni 1797, in welchem er das spanische Volk

des festen Landes, Trinidad gegenüber, zum freien Handel und zum Widerstande gegen den Druck der spanischen Regierung förmlich aufforderte, mit der Versicherung des Beistandes Sr. großbrit. Majestät, es sey durch Waffen, Kriegsbedarf oder Truppen, indem „Se. großbrit. Majestät nichts beabsichtigen, als die Befestigung seiner Unabhängigkeit.“ Auch rüstete in der Folge England die Expedition des Generals Miranda im J. 1806 nach Venezuela aus, und sandte Whitelocke 1807 nach Buenos-Ayres; beide ohne Erfolg. Endlich brachte die Gefangennehmung der königl. span. Familie in Bayonne die lange verhaltne Unruhe zum völligen Ausbruch. Mit Ausnahme des einzigen Vicekönigs von Mexico, unterwarfen sich alle Vicekönige und Generalcapitaine den Beschlüssen Napoleons; nur das Volk widersetzte sich und verbrannte die französischen Proclamationen. Auch in der Folge scheiterten alle Versuche Napoleons und Josephs, und die Ränke ihrer geheimen Unterhändler, wie Dumolard u. A., an der Treue der spanischen Amerikaner. In Caraccas erklärten sich die Einwohner (Jul. 1808) für Ferdinand VII. Dasselbe that D. Xav. Elio, Gouverneur von Monte-Video, als Liniers, Statthalter von Buenos-Ayres, den König Joseph anerkannte. Elio errichtete eine Junta, was die hohe Junta von Sevilla gut hieß. Darauf entstanden ähnliche Junten für Ferdinand VII. in Mexico und Caraccas. Allein die Statthalter widersetzten sich. Der Vicekönig von S. Fé de Bogota jagte 1809 mit Gewalt die Junta von Quito aus einander; und ungeachtet der versprochnen Amnestie wurden die Patrioten in Quito verhaftet, und 300 davon d. 2. Aug. 1810 im Gefängnisse ermordet. Indessen schlossen sich die übrigen amerikanischen Junten an die Hauptjunta zu Sevilla an. Als aber die Franzosen Sevilla erobert hatten, da fürchtete Caracas die Unterwerfung der Halbinsel, und beschloß, um nicht das Schicksal Spaniens zu theilen, sich selbst frei zu machen. Die spanischen Statthalter wurden abgesetzt; doch nannte sich die Junta von Caraccas nur im Namen Ferdinands VII., d. 19. April 1810 die Junta suprema. Dagegen erkannten Guayana, Coro und Maracaybo die Regentschaft in Cadix an. Was Caraccas gethan, das erklärte auch die Junta von Buenos-Ayres, d. 25. Mai 1810, und die von S. Fé de Bogota d. 20. Juli, so wie die von Chile d. 18. Sept. In Mexico, wo der neue Vicekönig Venegas die europäisch-spanische Faction aufrecht erhalten wollte, brach den 16. Sept. 1810 zu Dolores bei Guanaruato die Insurrection aus. (S. weiter unten, Mexico.) Hierauf verfügte die Regentschaft in Cadix gegen die Küste von Venezuela eine Sperre, und sandte Truppen nach Caraccas, Cora, Panama, Vera-Cruz, Monte-Video u. s. w., um die Provinzen mit Gewalt zu unterwerfen. So foderte sie selbst Amerika zum Kampfe heraus. Die Cortes äußerten den heftigsten Haß gegen die Amerikaner, und die spanischen Heerführer gaben das erste Beispiel, daß sie Verträge brachen und die Gefangenen erschossen. Da bewogen die Grausamkeit und die Treulosigkeiten des Generals Callega in Mexico, des Generals Monteverde (nachher Generalcapitain von Venezuela) in Caraccas, des Generals Goyeneche in Peru u. A. m., deren abscheuliches Verfahren von Seiten der Regentschaft und der Cortes gebilligt wurde, die erbitterten spanischen Amerikaner sich sämmtlich im J. 1811 für unabhängig von der Regierung der Cortes zu erklären. Die Cortes hatten zwar im Oct. 1810 die bürgerliche Gleichheit aller Amerikaner und ihr Recht, eben so wie die Bewohner der Halbinsel, durch einen Deputirten auf 50,000 Seelen repräsentirt zu werden, feierlich beschlossen; als man aber

diesen Grundsatz ausführen wollte, sahen die Liberales ein, daß die Repräsentanten der Amerikaner nach diesem Maßstabe eine weit größere Zahl ausmachen würden, als die in Spanien; daher setzten sie in ihrer Constitution fest, daß kein, auch noch so entfernter, Abkömmling aus afrikanischen Blute Bürger seyn, noch Repräsentant werden, noch selbst repräsentirt werden sollte. Dadurch gewann man in den Cortes die Mehrzahl für die europäischen Spanier. Um desto entschlossner behaupteten die amerikanischen Junten ihre Unabhängigkeit, indessen noch immer im Namen Ferdinands VII. Nur Caraccas und Buenos-Ayres hatten sich, schon vor dessen Rückkehr nach Spanien, für eine vollkommene Unabhängigkeit von Spanien erklärt. Doch in der Folge erregte Ferdinands Verfahren gegen die Cortes und gegen die Liberales allgemein in Amerika Furcht und Argwohn. Das zu einem politischen Leben erwachte Amerika verwarf einen solchen König. Zwar mußte die englische Regierung bei ihrer engen Verbindung mit Spanien wünschen, daß die Colonien dem Mutterlande erhalten würden; Lord Liverpool äußerte schon d. 29. Juni 1810, wie England es gern sähe, wenn sich die amerikanischen Junten der Regentschaft anschlössen; auch nahmen im Juni 1811 die Cortes die von den Engländern angebotne Vermittlung ihres Streites mit den Colonien an; aber sie verwarfen die Vorschläge der englischen Regierung, so wie die der amerikanischen Deputirten in Spanien, insbesondre den des freien Handels, den England mit dem spanischen Amerika verlangte. Als endlich Ferdinand VII. den Thron von Spanien wieder bestiegen, befahl er den Südamerikanern im Juni 1814, die Waffen niederzulegen; allein da er keine von den gerechten Foderungen der Colonien anerkannte, vielmehr den General Morillo — einen Mann, der grausamer als Alba, Cortez und Pizarro verfuhr — mit 10,000 Mann nach Venezuela schickte, so verfehlte er selbst den einzigen günstigen Augenblick, um Alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Zu spät erklärte er im J. 1817 in Caraccas eine allgemeine Amnestie. Und obgleich der blutige zehnjährige Kampf noch immer mit abwechselndem Glücke fortdauert, so ist dennoch in keinem Falle eine unbedingte Unterwerfung der Colonien denkbar. Die Völker werden auch dort ihre Rechte zu behaupten wissen. — Nach dieser allgemeinen Darstellung der Losreißung des spanischen Amerika von dem Mutterlande folge hier die Uebersicht des Ganges der Begebenheiten in dem Freiheitskampfe der einzelnen Provinzen. Kein Bürgerkrieg ist in der alten und neuen Zeit so treulos und blutiggrausam geführt worden, als dieser amerikanische Krieg von Seiten der Spanier. Sie nöthigten dadurch die Insurgenten zu ähnlichem Verfahren. Drei Länder sind der Hauptschauplatz dieser großen Begebenheit: Venezuela und Neu-Granada, Buenos-Ayres, nebst Chile und Mexico. Hier schlagen sich auf einem ungeheuern Raume Heere, selten über 1000 Mann stark, mit einer beispiellosen Erbitterung für oder gegen die Freiheit eines Welttheils. I. Die Republik Venezuela, ehemals das Generalcapitanat Caraccas, ist ein herrliches, fruchtbares Tropenland, das zwar kein Gold und Silber, dafür aber die edelsten Stapelwaaren Westindiens, vorzüglich den besten Tabak auf der Erde, Cacao, Caffe, Baumwolle und Indigo von vorzüglicher Güte erzeugt. Es enthält nebst Guiana auf 23,242 QM. eine Mill. Einwohner (ohne 128,000 Indios barbaros), darunter 350,000 Spanier und Kreolen, 350,000 Farbige und 250,000 Neger. Die übrigen sind Indios fideles. Der freiere Verkehr mit den Britten auf Trinidad, mit den Niederländern auf Curassao und mit den Nordamerikanern brachte unter der zahl-

reichen Classe der Gebildeten leicht Unabhängigkeitsideen in Umlauf. Schon von Humboldt bemerkte hier den Enthusiasmus des Volks für die Gründer der Freiheit Amerika's, für Washington und Franklin*). Neu-Granada, das die einträglichsten Goldminen der neuen Welt (jährlich 18,000 Mark) besitzt, hat nur theilweise an der Insurrection Theil genommen und sich mit Venezuela verbunden. Es enthält nebst Maines (dem Lande der Missionen) auf einem Raume von 64,957 Q. M. 2 Mill. Einw., und begreift a) die Landschaft Panama, b) das eigentliche Neu-Granada, c) Quito. Venezuela und Neu-Granada haben stets in einer gewissen Verbindung mit einander den Kampf mit Spanien geführt, ob sie gleich eigne, von einander unabhängige, Congreßregierungen hatten. In Venezuela gab Caraccas (die Hauptstadt mit 45,000 Einw.) zuerst dem spanischen Amerika das große Beispiel, welches 38 Jahre vorher (d. 26. Dec. 1773) Boston dem brittischen Nordamerika gegeben hatte. Miranda pflanzte hier (Ende d. J. 1810) die Fahne der Freiheit auf, und der Congreß von Venezuela erklärte darauf d. 5. Juli 1811 seine Unabhängigkeit im Namen der sieben vereinigten Staaten: Caraccas, Cumana, Barinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Er nahm die nordamerikanische Verfassung an, und Christoval de Mendoza ward mit derselben Vollmacht, wie der Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, zum Präsidenten des Congresses ernannt. Miranda stimmte nicht für die föderative Verfassung. Indessen gelang ihm die Errichtung eines Patriotenclubs und im J. 1811 erhielt er den Heerbefehl an des Marquis von Toro Stelle. Darauf eroberte er (13. Aug. 1811) Valencia, welches man zum Sitz des Congresses der vereinigten Staaten von Neu-Granada bestimmte. Als aber das Erdbeben am 29. März 1812 (an einem grünen Donnerstag, dem Jahrestage der Revolution) die Städte Caraccas, la Guayara u. a. m. zerstört hatte, wobei 20,000 Menschen, darunter viele Soldaten, umkamen und eine Menge Kriegsgeräth vernichtet wurde, verlegte der Congreß von Caraccas seinen Sitz nach Valencia und ertheilte den 26. April 1812 dem General Miranda eine unbeschränkte Directorialgewalt. Allein die mit den demokratischen Grundsätzen der Constitution unzufriedenen Priester verdammten die neue Verfassung als dem Himmel mißfällig. Das Papiergeld verlor seinen Credit. Die Royalisten unter Monteverde drangen vor; viele Soldaten gingen zu ihnen über und Verrätherei überlieferte ihnen das Schloß Puerto Cabello. Da schloß Miranda mit Zustimmung des vollziehenden Raths von Venezuela eine Capitulation den 26. Aug. 1812, nach welcher er La Guayra, Caraccas, Barcelona und Cumana dem spanischen General Monteverde übergab, der dagegen eine völlige Amnestie zusicherte, jedem auszuwandern verstattete und dieselbe Constitution, welche die Cortes der spanischen Nation gegeben, in Caraccas einzuführen versprach. Allein diese Capitulation ward von Monteverde nicht gehalten und Miranda gefangen nach Spanien geschickt (s. d. Art. Miranda). Solche Treulosigkeit entzündete den Bürgerkrieg aufs neue. In Cumana vereinigte ein kühner junger Mann, D. N. Marino, die Unzufriednen, nahm die Stadt Maturin in Besitz, und schlug die Angriffe der Spanier zurück, selbst den General Monteverde im Apr. 1813. Darauf befreite D. Simon Bolivar

*) Die Provinz Venezuela war einst das Eigenthum der berühmten Familie Welser in Augsburg, die sie 1528 von Carl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehn erhielt, 1548 aber wieder verlor.

(s. d. Art.) Venezuela und Caraccas. Er hielt an letzterem Orte d. 4. Aug. 1813 seinen Einzug. Allein im Juli 1814, als die Spanier gegen 70,000 Sklaven bewaffnet und ihnen die Freiheit gegeben hatten, mußte er Caraccas wieder räumen. Er schiffte sich nach Carthagena ein. Indessen sammelten die Generale Rivas und Bermudes in Maturin aufs neue die Patrioten. Hier schlugen sie die Angriffe der Spanier unter Morales und Boves zurück; doch am 5. Dec. 1814 bemächtigten sich die Royalisten Maturins, wobei Boves blieb. Rivas fiel in ihre Hände und ward erschossen. Darauf schiffte sich Bermudes nach der Insel Margarita ein. Hier hatten die Schleichhändler zum Schutze gegen die königlichen Küstenwachten Schiffe bewaffnet, die zuletzt als Corsaren einen einträglichen Caperkrieg führten, und sich der Insel selbst bemächtigten. Nun aber landete in der Mitte des Aprils 1815 der spanische General D. Pablo Morillo mit einem Heere von 10,000 Mann bei Carupano und Santa Marta an der Küste von Neugranada. Zwar sammelte Bolivar aufs neue die Trümmer des letzten Insurgentenheers; zu ihm stießen Marino und Mac-Gregor. Allein die Uneinigkeit zwischen Bolivar und Castillo, einem andern Anführer der Insurgenten, erleichterte Morillo's Fortschritte. Er besetzte die Insel Margarita und belagerte Carthagena. Nachdem hier mehr als 3000 Menschen vor Hunger gestorben waren, räumte der Gouverneur mit den Truppen den Platz am 5. Dec. 1815. Hierauf zog Morillo in das Innere von Neu-Granada. Sein General Morales hatte mit 3000 Mann Caraccas erobert, von wo nunmehr der spanische General Calzada in die Provinzen Pamplona und Tunja vordrang und ein andrer in die Provinzen Antioquia und Papaan, welche sich sämmtlich, nebst Socorro und Carthagena, unter dem Namen der vereinigten Staaten von Neu-Granada im J. 1811 für unabhängig erklärt hatten. Sie bildeten einen Föderativstaat. An der Spitze ihrer Truppen stand anfangs Nurino. Die Spanier hatten nach der Einnahme von Quito den fünften Mann der Vertheidiger dieser Stadt erschießen lassen. Seitdem ward der Krieg mit blutiger Wildheit geführt. Nurino gerieth, nachdem er einige Siege erfochten, im Juni 1814 in spanische Gefangenschaft und wurde erschossen. Darauf übernahm im Dec. Bolivar den Oberbefehl. Er unterwarf S. Fé de Bogata dem Congreß, welcher jetzt daselbst seinen Sitz nahm. Doch fehlte es nicht an innerm Zwist, was Morillo's Unternehmen erleichterte. Dieser zog am Magdalenenfluß hinauf gegen Ocana und sandte Sangil gegen die Provinz Socorro ab. Nach mehrern glücklichen Gefechten schlug jener bei Cachiri das Heer des Congresses von Neu-Granada gänzlich. Der Congreß löste sich auf und seine Generale Cerviez und Ricaute zogen sich in die Llanos zurück, wo der Guerilla Krieg den Spaniern vielen Abbruch that. Doch besetzte Morillo nach einer hartnäckigen Vertheidigung S. Fé de Bogota im Juni 1816, wo er mehr als 600 Personen hängen oder erschießen ließ. Unter den Hingerichteten befanden sich die Botaniker Caldas und Lozano, der Chemiker Cabal und eine große Anzahl ausgezeichneter Personen, deren Frauen sämmtlich verbannt wurden. In Cumana ließ Morillo ein Mädchen aus einer der geachtetsten Familien, weil sie zu Gunsten der patriotischen Partei gesprochen, auf einen Esel gebunden durch die Stadt führen und ihr von einem Neger an jeder Straßenecke und vor den Häusern ihrer Verwandten auf den bloßen Rücken 200 Peitschenhiebe geben. Aus Schmerz über diese Beschimpfung hungerte sich die edle Jungfrau zu Tode. Das geschah im Juni 1816. Unterdessen war Margarita wieder befreit worden. Darauf

Piaten Bolivar und Mac-Gregor mit frischen Truppen in Venezuela auf, letzterer besetzte den 13. Sept. Barcelona, während Brion mit der Flotille der Insurgenten die Küsten beherrschte. Als nun der spanische General Morales von dem Insurgentengeneral Piard, 20. Sept bei Juncal und von Mac-Gregor d. 28. Oct. 1816 in der Ebene von Barcelona auf das Haupt geschlagen worden war, erhob sich die Republik Venezuela aufs Neue. Den Muth der Insurgenten belebte damals ein sehr merkwürdiger Mann, D. Jos. Cortes de Madariaga. Als ein thätiges Mitglied der Cortes in Cadiz hatte ihn König Ferdinand VII. in das Staatsgefängniß von Ceuta bringen lassen. Hier ward er durch brittische Fürsprache befreit, besonders auf Verwendung des Lord Camelford, dem Don Joseph auf dessen Reise durch die Südsee mit Vancouver wesentliche Dienste geleistet hatte. Nach seiner Befreiung begab er sich nach Südamerika und organisirte die Regierung der Insel Margarita, die wegen ihrer Lage am Fahrwasser der Küste so wichtig ist, und von wo aus die Capereien der Insurgenten unternommen werden. Im Namen der Regierung von Margarita erließ D. José zu Pomparal den 23. Mai 2817 einen Aufruf an die Einwohner zu Venezuela, welcher ihnen Eintracht und Ausdauer empfahl. Unterdessen gewannen die Insurgentenheerführer Bolivar u. A. seit dem Februar 1817 über die königl. Truppen mehrere Vortheile. Dadurch wurden die östlichen Provinzen Guajana und Cumana mit Ausnahme der Hauptstädte befreit; auch die Provinzen Barinas, Merida und Truxillo schlossen sich an die wieder aufgestandne Republik Venezuela an. Morillo's Unternehmung aber gegen die Insel Margarita im J. 1817 mißglückte völlig. Auch am Orinoko ward seine Macht von Bolivar, Piar, Marino und Paez beinahe ganz aufgerieben. Doch gewann er Zeit, da Bolivar mit den übrigen Insurgenten Heerführern nicht einig war, und sammelte an 7000 Mann, mit welchen er von Calaboso gegen Bolivar vorrückte. Man focht mit abwechselndem Glücke, bis Bolivar von dem Congreß der Republik zum Oberbefehlshaber und ersten Beamten der vollziehenden Gewalt ernannt wurde (s. d. Art. Bolivar). Die Spanier konnten sich jetzt nur noch in den festen Plätzen behaupten. Da erließ endlich Morillo aus Caraccas d. 27. Sept. 1817 eine allgemeine Amnestie erklärung welche jedoch keinen Eindruck machte, da die Treulosigkeit wie die Grausamkeit dieses Europäers den Kreolen und Mulatten, welche jetzt in Venezuela die Oberhand haben, kein Vertrauen einflößte. Ein einziger Insurgentengeneral, Piar, ein Mulatte aus Curaçao, ließ sich zur Verrätherei bewegen, ward aber deßhalb d. 16. Oct. zu Angostura zum Tode verurtheilt. Marino wurde wegen Ungehorsams abgesetzt. Den kleinen Krieg der Guerilla's gegen die Spanier setzten die Generale Bermudez, Paez, Torres und Sarraza mit Erfolg fort *). So breiteten sich die Insurgenten, nachdem Paez die königl. Truppen bei Nutria im Nov. geschlagen hatte, am Ende des J. 1817 bis Santa Fe und Varinas aus und der Seecapitain Diaz belagerte San Fernando de Apures, welche Festung einen Theil der Schifffahrt auf dem Orinoko beherrscht. Ihre Macht bestand in 14,000 Mann regelmäßiger Truppen und auf dem Orinoko commandirte Brion 15 Canonierböte, jedes mit einem Achtzehnpfünder. Der spanische General Morillo stand zu Caraccas und Valencia. Auch hielt er noch die Städte Cumana und Barcelona besetzt, ohne jedoch Meister des Landes zu seyn. Er erwartete Verstärkung aus Europa. Un-

*) Doch wurde der Letztere am 4. Dec. bei Hoyaza von den Spaniern geschlagen. Ob dies von Folgen gewesen, war nicht bekannt.

terdessen errichtete die Republik Venezuela für die verschiedenen Zweige der Verwaltung einen Staatsrath (Consejo supremo de la nation) den 10. Nov. 1817 zu Angostura. Sie erklärte die völlige Gleichheit der politischen Rechte für jede Classe Farbe und Abkunft der Landeseinwohner. In Guyana erhielt General Cedena den Heerbefehl; den Provinzen Barinas und Cassanara ward General Paez (ein Neger) vorgesetzt; der Insel Margarita die Generale Arismendi und Gomez. General Monagas war Gouverneur der Provinz Barcelona und General Bermudez Befehlshaber in Cumana. Außerdem behaupteten die Republikaner am Ende d. J. 1817 noch die Provinzen Merida und Truxillo, nebst den Häfen Cariaco, Maturin und Cumanacca nebst dem ganzen Golf von Paria. Sie stehen mit den Insurgententruppen von Neu-Granada in Verbindung, wo fünf ganze Provinzen, Cassanara, Choco, Socorro, Neira und Tunia noch im Aufstand begriffen sind. Nur die Städte Carthagena, S. Marta und Rio de la Hache befinden sich in der Gewalt der Spanier. Eine große Expedition mit 10,000 Mann Soldaten und einem ungeheuern Kriegsvorrathe, wozu Spanien von Rußland einige Linienschiffe erkauft hatte, ward 1817 in Cadix ausgerüstet. Sie soll im J. 1818 neue Vergleichsvorschläge den Insurgenten von Venezuela überbringen oder sie mit Gewalt unterwerfen. II. Die Republik Buenos-Ayres, nebst Chile. Jenes Land, ehemals das Vicekönigreich Rio de la Plata, zählt auf einem Flächenraume von 55,076 QM. 1,500,000 Einwohner, worunter nach Estella eine Mill. Spanier und Kreolen. Keine andre spanische Colonie hat so viel Weiße und weniger Farbige; außerdem gibt es in den Missionen eine große Zahl Indios fieles und mehrere kleine Stämme von Indios bravos. Dieses Land hätte Spanien am meisten vernachlässigt; alles mußte bei der schlechten Verwaltung unzufrieden seyn. Nirgends kämpfte man daher mit mehr Muth um seine Unabhängigkeit als hier. Die unwegsamen Pampas und undurchdringlichen Wälder legen jeder europäischen Armee unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Doch die Republikaner von Buenos-Ayres gingen über die Anden und befreiten durch ihre Waffen Chile, einen schmalen Küstenstrich zwischen dem Australocean und den Anden (10,440 QM. mit 750,000 Einw., ohne die Indianer, unter welchen die meist noch unbezwungnen Araukaner die tapfersten sind), in welchem die Spanier jährlich 10,000 Mark Gold und 29,700 Mark Silber gewannen. In Buenos-Ayres begann der Aufstand im J. 1810. Der dem altspanischen System ergebne Vicekönig Liniers wurde abgesetzt. Man errichtete eine Junta. Chile folgte diesem Beispiel und sandte Truppen zur Unterstützung von Buenos-Ayres. Zugleich bemächtigten sich die Insurgenten des südlichen Peru, wo schon den 16. Aug. 1809 in La Paz ein Aufstand ausgebrochen war. Vergeblich sammelte Liniers Truppen, um Buenos-Ayres zu unterwerfen. Sie gaben seine Sache auf. Er floh ins Innere, ward aber eingeholt und nebst seinen vornehmsten Anhängern erschossen. Nun schlossen sich sämmtliche Provinzen an die Sache von Buenos-Ayres an. Ueberall wurden die Altspanier von den Kreolen besiegt. Doch entstanden auch unter diesen Parteien. Die Uneinigkeit der Insurgenten in Chile erleichterte dem spanischen General Goyeneche die Wiedereroberung dieser Provinz. Indeß konnte er sie nicht behaupten, da seine Grausamkeit alle Bewohner aufs Neue empörte. Noch widerstand der wichtige Punkt Monte-Video, am linken Ufer des Plata, unter dem General Elio, den portugiesische Truppen verstärkten, eine Zeit lang den Colonisten; endlich schlossen beide Theile einen Vergleich,

nach welchem sich die Portugiesen zurückzogen. Hierauf versammelte sich in Buenos-Ayres ein Congreß, welcher drei hohen Beamten die vollziehende Gewalt übertrug; allein die Fortschritte der siegreichen spanischen Waffen in Peru bewogen den Congreß, den D. S. Pezadas zum obersten Director der Republik zu ernennen, dem ein Rath von sieben Mitgliedern an die Seite gesetzt wurde. Damals (i. J. 1814) nahm der Oberst Alvear Monte-Video mit Capitulation, nach welcher sich die spanische Besatzung nach Spanien einschiffen durfte; da jedoch die spanischen Generale in Peru ihre neuen Vortheile nur mittelst Verletzung der geschlossenen Verträge erlangt hatten, so ward jene Capitulation von der Republik nicht beobachtet. Dagegen bemächtigte sich der General Artigas als Oberbefehlshaber der östlichen Plataprovinz, wo er einen Theil von Paraguay unabhängig beherrschte, Monte-Video's und schlug die Armee von Buenos-Ayres. Nunmehr beschloß das Cabinet von Rio Janeiro, dem Fortschritt der Insurrection Einhalt zu thun, und deßhalb das östliche Plataufer in Besitz zu nehmen. In dieser Absicht landete ein portugiesisches Heer unter Lecor d. 23. Oct. 1816 im Plata bei Maldonado und besetzte Monte-Video ohne Widerstand im Jan. 1817. Hierüber entstanden aber Mißhelligkeiten mit Spanien, welche durch die Vermittlung der europäischen Hauptmächte noch nicht beigelegt sind. Die portugiesische Regierung hat sich nicht nur gegen Artigas, der sich an den Urugnay zurückgezogen, im Besitz des östlichen Plataufers behauptet, sondern scheint auch mit der Republik Buenos-Ayres in friedlichen Verhältnissen zu stehen. Diese Kreolenrepublik, welche gegenwärtig von den dreizehn Provinzen am la Plata neun in ihrer Gewalt hat, und in den übrigen den Guerillakrieg mit Erfolg fortsetzt, erlitt in ihrem Innern mancherlei Veränderungen. Endlich wählte das Volk einen neuen Congreß, der sich zu Tucuman versammelte, wo er den D. Martin Puyrredon zum obersten und einzigen Director der Republik ernannte. Hierauf erklärte der allgemeine Congreß der vereinigten Provinzen am Plata, d. 19. Juli 1816, zu S. Miguel del Tucuman, sämmtliche Länder dieses Stroms für gänzlich unabhängig von Spanien. Diese Kundmachung war unterzeichnet von dem Präsidenten Franc. de Laprida, 23 Deputirten und dem Dep. L. A. Serrano, als Secr. Im J. 1817 d. 25. Oct. erließ der Congreß zu Buenos-Ayres ein andres Manifest, unterzeichnet von dem Präsidenten D. Pedro Ingnacio de Castro Barros, welches die Beschwerden der Colonien gegen Spanien und warum sie sich für unabhängig erklärt, enthielt. — In Chile hatte sich ebenfalls ein Congreß gebildet; allein der Ehrgeiz von drei Brüdern, Namens Carrera, welche sich die oberste Gewalt anmaßten, veranlaßte Unordnungen, weßhalb das von dem Vicekönig von Lima 1813 nach Chile gesandte Heer einige Vortheile erhielt. Die Colonisten setzten daher die Carrera ab, und übertrugen einem tapfern Offizier, O'Higgins, den Heerbefehl. Man schloß endlich einen Vergleich, nach welchem Chile die Regierung der Cortes in Spanien anerkannte, und eine gewisse Zahl Deputirte zu denselben schicken sollte. Allein der Vicekönig verwarf diesen Vergleich. O'Higgins wurde geschlagen. Hierauf eroberten die Spanier im Herbst 1814 die wichtigsten Städte der Provinz und verbannten die Häupter der Independenten auf die wüste Insel Juan Fernandez. Nun sandte Buenos-Ayres ein Hülfsheer, das unter dem General San Martin die große Kette der Anden überstieg, die Spanier bei Santjago schlug und den Congreß im Febr. 1817 wieder herstellte. Die Insurgenten eroberten die Festung Arauko, und die spanische Arme unter General Serna mußte sich mit Verlust nach Peru zu-

rückziehen. Ganz Chile ist gegenwärtig in der Gewalt der Republikaner, deren Oberdirector O'Higgins das Ganze leitet. Unter den Heerführern der Insurgenten in Chile haben sich vorzüglich Guimes und Madrid ausgezeichnet. Im Vicekönigreiche Peru (21,662 QM. 1½ Mill. Einw.) stand in der Provinz Larecaja 1815 und 1816 der Priester Muñecas als Obergeneral an der Spitze der Insurgenten; allein er wurde im April 1816 gefangen und nebst 12 andern Häuptern hingerichtet; sein Anhang aber zerstreut. Auch in Lima sind mehrere Verschwörungen unterdrückt worden. Unterdessen befestigt sich die Republik Buenos-Ayres immer mehr. Sie hat eine Flotte unter dem Admiral Brown ausgerüstet, deren Unternehmen an der Küste von Peru jedoch verunglückte. Desto größern Schaden fügten jedoch die Caper der Südamerikaner dem spanischen Handel in der Südsee und im atlantischen Meere, bis in der Nähe von Cadix, zu. Nach den letzten Nachrichten hat der Oberdirector von Buenos-Ayres, D. Martin Puyrredon, wegen Kränklichkeit seinen Abschied genommen, worauf zu Ende 1817 der Brigadegeneral Asqueregi zu seinem Nachfolger ernannt wurde. III. In Mexico, eigentlich Neuspanien, wovon Mexico nur eine Intendanz ist, der wichtigsten aller spanischen Colonien, hat die Insurrection bloß die innern westlichen Provinzen, besonders das Königreich Leon ergriffen. Nach Mina's Untergang im J. 1817 scheint dieses große Land beruhigt zu seyn. Ganz Neuspanien enthält auf 42,608 QM. 74 Mill. Einw., darunter 1,200,000 Weiße, 1,800,000 Farbige und 2,831,000 Indianer. Das Volk ist, wie v. Humboldt es schildert, äußerst verweichlicht, bigott und von Priestern abhängig. Die Krone zog bisher aus dem Lande 40 Mill. Gld. jährliche Einkünfte. Der Bergbau lieferte jährlich 10,000 Mark Gold und 29,700 Mark Silber. — In Mexico bildete sich schon 1809 im Namen Ferdinands VII. eine Regierung, die der Junta von Sevilla den Gehorsam verweigerte. Der damalige Vicekönig Hurrigaray neigte sich auf die Seite der Independenten, berief eine Junta, und wollte seine Würde niederlegen, um der Nation zu dienen. Allein er wurde von den Altspaniern überfallen, als Verräther behandelt. Die Verfolgung der Freisinnigen brachte endlich die Revolution im J. 1811 völlig zum Ausbruch. Von dem Flecken Guanaxuato verbreitete sie sich nach allen Seiten, und bald standen gegen 100,000 Mann unter den Waffen. Sie stritten unter dem Banner der alten Kaiser von Mexico und trugen vor sich her das Bild der Jungfrau von Guadeloupe. An ihrer Spitze näherte sich 1812 der berühmte Hidalgo (ein ehemaliger Priester) siegreich der Hauptstadt Neuspaniens, Mexico, und alles schien ihm die Eroberung dieses wichtigen Platzes, der 140,000 Einw. hat, zu versprechen, als er sich unerwartet zurückzog, weil es ihm an Waffen und Kriegsbedarf fehlte. Venegas verwarf die von ihm gemachten Vergleichsvorschläge, so wie die Vorschläge der Junta von Sultepec. Darauf benutzte Calleja, der spanische Heerführer, Hidalgo's Unentschlossenheit, und nöthigte die Mexicaner an der Brücke von Calderon zu einer Schlacht in einer Stellung, wo sie von ihrer Menge keinen Vortheil ziehen konnten. Sie wurden völlig geschlagen, und Hidalgo, der durch die Verrätherei eines Insurgentengenerals nebst 2500 Officiern in Gefangenschaft gerathen war, starb auf dem Blutgerüste. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Gränzen. Sie traten die Rechte des Kriegs und die Gesetze der Menschheit mit Füßen, verwüsteten die Felder, verbrannten die Dörfer, und mordeten viele Tausende als des Aufruhrs schuldig. Kirchen wurden entweiht, der Priester Blut vergossen und Mädchen und

Frauen der Wuth der spanischen Soldaten Preis gegeben. Da entzündete sich von neuem der Aufruhr. Rayon, Licenga, Matamoros, Torres, Mier und Morelos (die vier letztern waren Priester), sammelten neue Schaaren, mit welchen sie den kleinen Krieg ohne Feuergewehr führten. Endlich bewaffnete Morelos 3000 Mann mit Flinten, die man in mehr als 20 Treffen auf dem Wahlplatze gesammelt hatte. Nun bemächtigte er sich der Stadt Acapulco und schnitt die Verbindung zwischen Veracruz und Mexico ab. Doch auch er fiel 1815 in die Hände der Spanier und wurde zu Mexico erschossen. Dasselbe Schicksal hatte Matamoros. Auch nahm Calleja die Stadt Zitiquaro ein, wo eine Junta im Namen Ferdinands VII. regierte. Er ließ die Stadt von Grund aus zerstören. Aber die Mexikaner verloren den Muth nicht. Sie nahmen eine Stellung nach der andern weg, bis sie sich endlich in dem Meerbusen von Mexico mit den vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung setzten, wohin sie den General Tolledo abschickten. Von hier aus erhielten sie Waffen und mehrere erfahrne Officiere; auch nahmen viele junge Leute aus Neyork, Baltimore und Boston Dienste bei den Insurgenten. Die Angelegenheiten der Republik Mexico leitete jetzt der hohe Congreß zu Puruaran, 40 Meilen von Mexico. Von hier aus erließ er den 28. Juni 1815 im 6. Jahr der mexicanischen Unabhängigkeit eine von dem Präsidenten Pagola und den 13 Provinzen unterzeichnete Unabhängigkeitserklärung an alle Nationen und entwarf eine demokratische Constitution. Im Norden machte der republik. General Peire Fortschritte; im Süden unternahm der General Vittoria die Belagerung von Cordova und Orizana. Die Verbindung zwischen Mexico und Vera-Cruz wurde aufs neue unterbrochen, und die Insurgenten waren im Sept. 1816 Meister der Provinzen Guadalajara, Texas, Matagorda, Puebla u. a. m., so daß die königlich spanische Regierung fast nur auf die Bezirke von Mexico und Vera-Cruz eingeschränkt war. Allein der neue Vicekönig D. Juan Apodaca traf so zweckmäßige Anstalten, daß nicht nur die Hauptpunkte behauptet, sondern auch die Insurgenten mehrmals geschlagen wurden. Zugleich gewann er durch ein mildes, aussöhnendes System das Vertrauen des Volks wieder. Daher gelang es dem General Feran, im J. 1816 den Congreß aus einander zu sprengen, wozu die Uneinigkeiten unter den Republikanern selbst das meiste beitrugen. Endlich erschien der kühne Mina d. J. (s. d. Art.), ein ehemaliger Guerillaanführer aus Spanien. In seinem Vaterlande geächtet, kam er, von mehrern fremden Officieren begleitet, nebst Kriegsbedarf und einer Druckerpresse aus Nordamerika in Mexico an, wo er d. 24. Apr. 1817 bei Soto la Marina an die Spitze der Insurgenten trat. Er sammelte sogleich ein Heer und schlug die Spanier den 15. Juni bei Pestillos, hierauf bei San Felipe, und erließ am 30. Juni einen Aufruf an das Volk aus seinem Hauptquartiere von Los Remedios, „dem Felde der Ehre von Mexico.“ Aber in der Folge wurde er vom General Pascal de Linan hart gedrängt und mußte sich in die Feste Sombuero bei Conanja werfen. Dreihundert der Seinigen, und darunter 72 auswärtige Officiere, welche Mina gefolgt waren, wurden von den Spaniern abgeschnitten und erschossen. Ende Augusts ward Mina selbst aus den festen Plätzen Congnia und San Gregorio vertrieben; doch war er noch 600 Mann stark und wußte durch kühne und schnelle Märsche die ihn von allen Seiten umringenden spanischen Truppen zu täuschen. Endlich wurde er den 27. Oct. im Paß von Venadito durch Ueberfall von dem spanischen Obersten Orantia mit 25 der Seinigen, worunter die beiden Herreras, gefangen. Er ward nach

Mexico gebracht und daſelbſt am 13. Nov. 1817 erſchoſſen. Zu ſeinem Unglück trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amneſtie bei, welche von den meiſten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde, ſo daß am Ende des J. 1817 Mexico der Gewalt des Königs von Spanien ganz wieder unterworfen zu ſeyn ſchien. Die von den mexicaniſchen Inſurgenten unter dem Commodore Aury beſetzte floridaniſche Inſel Amelia — ein Seeräubernest — wurde im Decbr. 1817 von den vereinigten Staaten, welche jetzt auch ganz Florida an ſich kaufen wollen, in Beſitz genommen. Bis jetzt hat keine Fremde Macht die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Amerikaner anerkannt. Der Prinz-Regent hat ſogar im Nov 1817 allen brittiſchen Unterthanen verboten, Dienſte bei den Inſurgenten zu nehmen, und im Quart. Rev. Nr. 34 (Lond. 1157. Nov.) ſind die Gründe entwickelt, welche der brittiſchen Politik jede Verbindung mit den neuen Republiken verbieten. Doch halten ſich nordamerikaniſche Conſuln in Buenos-Ayres auf, und in jedem Falle eröffnet ſich für die brittiſche Nation ein neuer großer Weltmarkt. Denn die Schranken, in welchen Spanien den Handel Amerika's eingezwängt hielt, ſind bereits durchbrochen und können nicht wieder aufgerichtet werden. — Außer Neuſpanien ſind gegenwärtig dem Mutterlande noch unterworfen, und zur Inſurrection weniger geneigt, Guatimala, Peru, ein Theil von Neugranada, Havana, Portorico, St. Domingo und die beiden Florida's. Die Menge reicher Capitaliſten und Sklavenbeſitzer macht hier die Mehrzahl jedem Aufſtand abgeneigt; allein die Macht des Monopolſyſtems und die der Inquiſition ſind vernichtet, und der Gewalt der liberalen Ideen, welche überall gewurzelt haben, wird auf die Länge nichts widerſtehen. K.

Weſtminſter (von dem deutſchen Worte Münſter, Domkirche) iſt derjenige Theil der Stadt London (ſ. d. Art.), der an der Nordſeite der Themſe liegt, mit jenem durch die berühmte 1223 Fuß lange, 44 Fuß breite Weſtminſterbrücke verbunden, regelmäßiger als das eigentliche London (City) gebaut iſt, breite, anſehnliche Straßen und ſchöne Gebäude hat. Unter dieſen ſind die Weſtminſterabtei und die Weſtminſterhalle beſonders merkwürdig. Jene iſt eine alte, große, weitläuftige Kirche, eins der größten noch vorhandenen Meiſterſtücke der gothiſchen Baukunſt, beſonders im Innern der Kirche. Hier werden die Könige von Großbritannien gekrönt. In dieſer Kirche und in den an dieſelbe angebauten Capellen ſind die Grabmäler vieler Könige und Perſonen der königlichen Familie, ſo wie verſchiedener Staatsmänner, hoher See- und Landofficiere, Dichter und Künſtler. Die Weſtmünſterhalle iſt ebenfalls ein altes gothiſches Gebäude. Die eigentliche Halle, die nur bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird, iſt ein 270 Fuß langes und 70 Fuß breites Zimmer, deſſen Decke von einer beſondern Bauart, mit gothiſchen Verzierungen, iſt. In den verſchiedenen Theilen dieſes Gebäudes halten die drei hohen engliſchen Gerichtshöfe, des Königs Bank (the king's bench), der Gerichtshof der gemeinen Sachen, und das Gericht der Schatzkammer (the Court of the Exchequer) ihre gewöhnlichen vierteljährigen Sitzungen.

Weſtphalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das ſich zwiſchen Weſer, Rhein und Ems erſtreckt, dagegen das Land zwiſchen Elbe und Weſer den Namen Oſtphalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; erſtrer erhielt ſich und ging in der Folge theils auf den weſtphäliſchen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. 1. Das Herzogthum Weſtphalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachſen aus und hieß damals

noch Sauerland, ein Name, der sich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzstift Cöln dieses Land an sich und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Westphalen zur Lehn, worauf dieser Name auf das Land überging. Cöln behielt es bis zur Auflösung des Erzstiftes 1802, worauf dieses Land durch den Deputationsreceß in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten wurde, welches es mit seiner Provinz Westphalen und zwar mit dem Regierungsbezirk Arnsberg verband. Bei seiner Abtretung 1815 enthielt es 72 QM. mit 134,715 Einw. in 18 Aemtern, 25 Städten und 539 Marktflecken und Dörfern. 2. Der westphälische Kreis enthielt nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch mehrere große Ländermassen jenseits des Rheins, aber nicht das eigentliche Herzogthum Westphalen, welches als Zubehör von Cöln zum churrheinischen Kreise gerechnet wurde. Seiner am Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westphälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reichs, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Corvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Oldenburg, Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg, und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. 3. Das Königreich Westphalen. Der Frieden zu Tilsit hatte den Kaiser Napoleon zum Herrn aller preußischen Staaten diesseits der Elbe gemacht, so wie er die Länder der Churfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Gränzen des Kaiserreichs über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reichs zu bilden, und so entstand das Königreich Westphalen, welches mit den sämmtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen Ländern, den churhes. Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preußischen Provinzen Magdeburg diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Corvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug 692[illegible] QM., die Volksmenge 2,946,343 Individuen. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staats. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Constitution, die zwar, ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7ten Dec. in seiner Residenz Cassel, und trat die Regierung des Reichs, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, als bloßer französischer Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Militäre die

Hälfte aller Domänen reservirt, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg an bedungen hatte, die Westphalen nicht allein beköstigen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch gewisse Redevanten an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, alles neu geschaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Reich, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westphalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen unerfahrnen Monarchen zu leiten, und so ging das Ding anfangs ziemlich leidlich, und trotz der ungeheuern Verluste, die die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen und in kurzer Zeit eine Armee von 16,000 Mann aufstellen zu können. Die neuen Formen, die nun in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die französischen Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und fand sein Schicksal selbst erträglicher, als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt, als sie je gewesen. die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie nur zu bald kennen und würdigen lernten. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile, die man gegen dieselbe anfangs hatte, und die Regierung gewann bald eine große Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als französischer Prinz eine Million Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich seyn, wie er damit wirthschaftete und es mußte ihr sogar lieb seyn, daß er solche im Lande ließ und dadurch das Geld in Umlauf brachte. Uebrigens konnte er, durch die Constitution gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand, war gewiß nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch so ziemlich glücklich hin; aber im J. 1809 entstanden, durch den österreichischen Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östlichen Seite des Reichs brachen unter Schills Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe, im Süden entstand bei Marburg ein Bauernaufstand, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr von einer weit aussehenden Verschwörung gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militär unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis zur Stärke von mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription nun äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister, als die zum zweiten und zum letztenmale herbeigerufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domänen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß

im J. 1810 das ganze Hannöverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andere Verfügung des Kaisers den größten Theil Westphalen wieder nahm, und selbst von seinen alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregeln zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Colonialgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westphalen weniger litt, als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 stellte sich der König an die Spitze seiner Armee, und führte sie nach Polen, er selbst mußte zwar früher dieselbe verlassen und in sein Reich zurückkehren, aber das wirklich schöne, mehr als 24,000 Mann starke Heer fand mit den französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westphalen begleiteten den Kaiser 1813 von neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die den Kaiser in Schlesien trafen, gingen zwei Cavallerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz, und löste zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimenter vor den Thoren von Cassel auf, nahm auch selbst, doch nur auf drei Tage, Cassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines französischen Truppencorps dahin zurück, aber nur, um daselbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch alles, was sich in den Schlössern befand und selbst einen Theil der Schätze des Museums ausgeleert und wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen zu Cassel wieder ein, und in wenigen Tagen war das ganze Königreich aus einander geflogen und allenthalben die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15ten Novbr. 1807 gegründete Königreich war am 20sten Oct. 1813 nicht mehr! 4. Die Provinz Westphalen. Sie ist im J. 1815 geschaffen und besteht aus den meisten Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westphälischen Kreise besitzt, nur mit Ausnahme der Herzogthümer Cleve und Berg und der Abteien Essen und Werden. Sie ist unter drei Regierungsbezirke vertheilt: a) Münster mit den Kreisen Münster, Tecklenburg, Warendorf, Beckum, Lüdinghausen, Ahsfeld, Recklinghausen, Borken, Ahaus und Steinfurt. b) Minden mit den Kreisen Stadt Minden, Land Minden, Rahden, Bünde, Herford, Bielefeld, Halle, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg, Höxter und Brakel, und c) Arensberg mit den Kreisen Hamm, Soest, Dortmund, Bochum, Hagen, Altena, Iserlon, Arensberg, Lippstadt, Brilon, Medebach, Bilstein, Witgenstein und Siegen, zusammen 356½ Q. Meile mit 991,899 Einw.

Westphälischer Friede wird der im J. 1648 in den beiden, im ehemaligen westphälischen Kreise gelegenen Städten Münster und Osnabrück geschlossene Friede genannt, durch welchen der verwüstende dreißigjährige Krieg geendigt, Ruhe und Sicherheit für Deutschland wieder hergestellt, und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er ist deßwegen äußerst merkwürdig, und bis zu den Friedensschlüssen unsers Zeitalters ist für Deutschland keiner von so ausgebreiteter Wirkung gewesen. Daher wurde auch dieser Friedensschluß als das vornehm-

te Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. — Die kriegführenden Mächte waren des langen Streits müde, und die meisten Provinzen Deutschlands gänzlich erschöpft. Oesterreich zeigte friedliche Gesinnungen, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein, ohne Beitritt des deutschen Reichs Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Ende des Jahres 1641 zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Art der Friedensconferenzen betrafen, und der Anfang der Verhandlungen wurde auf den März 1642 bestimmt. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber nicht eher als im J. 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwischen dem kaiserlichen, reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung unter einander, betrieben. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstenson drang 1645 in die kaiserlichen Erbländer ein, und erfocht am 24sten Febr. einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegerische Auftritt fand da Statt, wo der Krieg angefangen hatte — bei Prag. Königsmark eroberte (den 25ten Juli 1648) einen Theil dieser Stadt, die sogenannte kleine Seite. Nach langen schwierigen Unterhandlungen, deren Ausschlag hauptsächlich der Fortgang der Kriegsbegebenheiten bestimmte, wurde der Friede am 24sten October 1648 zu Münster völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die Landeshoheit der Reichsstände wurde anerkannt, und die vorhin vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen konnten forthin nicht mehr so leicht Statt finden. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogenannten Normal-) Jahres 1624 gewesen war. Den Reformirten wurden gleiche Rechte wie den augsburgischen Confessionsverwandten bewilligt. Mehrere geistliche Stifter wurden säculariſirt und einzelnen Ständen als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Maßregel, um keines von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde Elsaß abgetreten; Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von fünf Mill. Thalern für seine Truppen. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als völlig unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden erklärten sich für Gewährleister dieses Friedens. Die feierliche Protestation Papstes Innocenz X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf den Verlust des päpstlichen Stuhls durch die Säculariſation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Noch längere Zeit aber wurde erfordert, um die tiefen Wunden, die der Krieg den deutschen Ländern geschlagen hatte, wieder zu heilen.

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es mit Inbegriff von Ermeland zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, die die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht von Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. 1772 nahm endlich König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn in Besitz, schlug Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Netzdistrict und gab dem Lande im Gegen-

satze von Ostpreußen den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch die Städte Danzig und Thorn in preußischen Besitz. Aber 1807 im Frieden zu Tilsit sah sich diese Krone gezwungen, einen Theil des Landes an Frankreich abzutreten, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete, den es durch eine starke Besatzung deckte. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Netze zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber unter seinem vorigen Namen eine besondere Provinz bildete, die die beiden Regierungsbezirke 1. Danzig mit den Kreisen Dirschau, Marienburg und Stargard, und 2. Marienwerder, mit den Kreisen Marienwerder, Christburg, Neuenburg, Kulm, Michelau, Kauitz, Kamin, Krone und Neidenburg enthält und auf 471¼ Q. M., 560,128 Einwohner zählt.

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme, Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt (s. d. Art.). Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind bringt Wärme mit Gewitter, Ostwind macht trocknes helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt, durch seinen resp. Luftdruck ausgezeichnet, auf das Barometer, welches deßhalb vorzugsweise Wetterglas benannt ist (s. Wind). Am Hygrometer läßt sich die jedesmalige Feuchtigkeit der Luft erkennen, am Thermometer ihre Wärme. Die Ursachen dieser, sichtbaren Veränderungen an jenen drei Instrumenten (wozu man noch das Electrometer für atmosphärische Electricität rechnen kann) machen das aus, was man gewöhnlich Wetter nennt; da sie von den Winden abhängen, mit ihnen entstehen und vergehen, so besteht eine richtige Wetterbeobachtung, wenn sie zur Voraussagung des Wetters dienen soll, hauptsächlich darin, daß man suche, durch Erfahrung die regelmäßige Erscheinung der Winde vorauszuwissen. Auf dem festen Lande werden diese durch geographische Einflüsse bedingt, es kann daher nur für jeden durch geographische Gränzen abgesonderten Erdstrich ein besonderes Wetterstudium der Art Statt finden, bei welchem alles, was vom Winde gilt, zu Hülfe genommen werden muß. Die Kunst liefert uns dazu jene drei genannten Instrumente, Barometer, Thermometer, Hygrometer, die Natur hat in den Thieren und vielen Pflanzen noch empfindlichere gebaut, die dem aufmerksamen Beobachter Resultate von großem Interesse geben können. So ist Regen nicht weit, wenn Maulwürfe viel Haufen werfen, Ameisen alles unter die Erde räumen, Bienen nicht weit fliegen, wenn das Wild hastig frißt, wenn Füchse heulen, Rindvieh sich die Büsche sucht, Schafe viel springen, Esel die Ohren schütteln, wenn Reiher und Schwalben sehr niedrig fliegen, wenn Landvögel Wasser suchen und Wasservögel nach dem Lande truppweise fliegen. Löwenzahn und Gauchheil schließen nebst andern Gewächsen ihre Blumen vor dem Regen; stumpfe Hörner am Neumond, eine blauliche Sonnenscheibe am Morgen, groß scheinende Sterne gehen dem Regen voraus. Die entgegengesetzten Zeichen deuten auf schönes Wetter, Wind wird vorhergesagt durch blasse Sonne, durch rothen Mond, durch starkes Funkeln der Sterne; grünlicher Horizont am Himmel mit einzelnen Wolken deutet auf Sturm. Bekannt ist ferner, wie das Verkriechen einer Spinne, welches Kälte bedeutet, Holland erobern half; wie die Russen den harten Winter von 1812 durch den zeitigen Abgang der nördlichen Zugvögel voraus wußten. Fs.

Wetterau ist der Name eines ebnen, zum Theil von Bergen be-

gränzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthum Hessen (Hessen-Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse Wetter, der bei Laubach entspringt, und bei Assenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und sich von Frankfurt am Main über Giessen und Nidda nach Hanau zieht. Der Flächenraum dieses Landstrichs wird auf 15 geogr. Q. M., oder 428,050 Morgen Landes geschätzt, wovon die Hälfte zum Getraidebau benutzt wird. Da der Boden sehr ergiebig ist — man erbaut gewöhnlich das zehnte Korn — so wird viel Getraide ausgeführt. Bei der ehemaligen deutschen Reichsverfassung hieß eins der vier Collegien, in welche die deutschen Reichsgrafen und Herren auf dem Reichstage eingetheilt waren, das Wetteranische Collegium. Es gehörten dazu die Fürsten und Grafen zu Solms, Isenburg, Stolberg und verschiedne andre.

Wetterlichter, auch St. Elmus-Feuer, nennt man eine gewisse merkwürdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich auch an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauschende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeit lang fortdauern; sie erscheinen gemeiniglich bei starkem Winde und werden doch von diesem nicht bewegt. Die neuern Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter, den Phänomenen des electrischen Lichts gemäß, als Zeichen der in Spitzen und Ecken eindringenden Electricität an; ja man hat auch an menschlichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

Wetterscheide (Wetterscheidung), nennt man einen Ort auf der Erdfläche, über welchem die Gewitterwolken entweder aufgehalten werden, oder sich zertheilen.

Wettin (Grafen von), eine im Mittelalter berühmte und angesehene Familie, von welcher das jetzige königliche Haus Sachsen und die herzoglich-sächsischen Häuser abstammen. Die Grafen von Wettin hatten ihren Namen von Wettin, einem slavischen Orte in dem ehemaligen Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stamm- und Residenzschloß der Grafen gleiches Namens sich noch befindet. Die Grafen von Wettin scheinen jedoch nicht slavischer Herkunft gewesen zu seyn. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstlichen Häuser in Deutschland von dem bekannten Heerführer der Sachsen, Wittekind (s. d. Art.), herzuleiten, machte, daß man ihn auch für den Ahnherrn der Grafen von Wettin, mithin des ganzen sächsischen Hauses, ausgab. Aber diese Behauptung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die sächsischen Genealogisten geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern, auf schwachen Gründen beruhenden Meinung soll Burckard, Herzog von Thüringen, der im J. 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen von Wettin und der nun ausgestorbenen Grafen von Mansfeld gewesen seyn. Der erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschichtschreibern jener Zeit erwähnt wird, ist Dietrich, Graf von Wettin, ein tapfrer Krieger, und der keines Andern Lehnmann war. (Die Geschichtschreiber nennen ihn: virum egregiae libertatis.) Er starb im J. 982. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo, als Graf von Wettin, der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem unbeerbten Tode (1017) an des bereits früher verstorbenen Dedo's Sohn, Dietrich II, Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau Seuselitz (Siusli) besaß. Von den sechs Söhnen, Dietrichs II. wurde der älteste, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo,

erhielt ungefähr um das J. 1031 nach dem unbeerbten Abſterben des lauſitziſchen Markgrafen Odo die Markgrafſchaft Lauſitz, und als 1068 Ecubert I., Markgraf von Meißen, ſtarb, erwarb er ſich auch deſſen Markgrafſchaft. Dedo's nachmalige Unternehmungen ſind in die Geſchichte des Kaiſers Heinrichs IV. verflochten. Dedo ſtarb 1075. Sein Sohn, Heinrich der ältere, Graf von Eilenburg, und deſſen Sohn, Heinrich der jüngere, beſaßen die Markgrafſchaft Meißen nur einige Zeit, und ihre Geſchichte iſt dunkel. Nach Heinrichs des jüngern Tode (1127) trat Konrad, Graf von Wettin, deſſen Vater, Thym, zweiter Bruder Dedo's war, in ſeine Rechte, erbte deſſen Patrimonialgüter, wozu auch die Grafſchaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiſer Lothar mit der Markgrafſchaft Meißen belehnt; auch erhielt er (1136) die öſtliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlauſitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angeſehenſten und mächtigſten Reichsfürſten. Kurze Zeit vor ſeinem Tode (1157) theilte er ſeine Länder unter ſeine fünf Söhne. In der Markgrafſchaft Meißen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu ſeiner Zeit äußerſt ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg ſo benannt. Dieſem folgte ſein älteſter Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieſer (1195) ohne Kinder ſtarb, der jüngſte, Dietrich der Bedrängte. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebiſſene (admorsus), und deſſen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiſer Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachſen und der damit verbundnen Churwürde belehnte (vergl. auch d. Art. Sachſen).

Wettrennen. Dieſes der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfeſt (das auch der jetzige König von Würtemberg 1818 in ſeinen Staaten eingeführt hat) iſt faſt in allen engl. Grafſchaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbſt oder Frühling) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen Statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an dieſen Feſten Theil. Zu New-market werden jährlich außer den kleineren noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebſt einer Menge Glücksſpieler ſich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewiſſes Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfs, einige Guineen bis 1000 Stück. Der Betrag aller Einlagen iſt der Gewinnſt des Siegers. Die Anordnung der Feſte und die Entſcheidungen gehören vor gewiſſe Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig ſind; doch gibt letztere (ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth und Jacobs I.) noch goldene und ſilberne Schalen als außerordentliche Preiſe bei den großen königlichen Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Außerdem gibt es jährlich an 400 Privatwettrennen. Doch rechnen die Eigenthümer dabei mehr auf die großen Verkaufspreiſe an Liebhaber, die ſich überbieten, und auf das Springgeld (jedesmal 3—30 Guineen und drüber), als auf jene Gewinnſte; denn oft wird der ſchönſte Renner überwunden, behält aber dennoch ſeinen entſchiedenen Werth. Darum ſind die Wettrennen kein bloſſes Glücksſpiel, ſondern äußerſt wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen ſo hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große, als auf wohlgebaute Stuten von reinem Stamme geſehen hat. Indeß geht nichts über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rückſicht genommen. In ihren Ställen ſind ſehr oft Oefen, das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die

Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt, klystirt, u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank mache. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze Statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt vier englische Meilen. Da ein Pferd grade so viel Last tragen muß, als das andre, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockey's nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8 bis 9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd dreimal in einem Nachmittage gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über 24 deutsche Meile in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt, und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt, seit 1814 zur preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz gehörig, liegt in der Wetterau (s. d. Art.) an der Lahn, 6 Meilen von Frankfurt am Main, an einer Bergkette in einer sehr angenehmen Gegend. Im Jahr 1693 wurde das, seit 1806 völlig aufgelöste Reichskammergericht hieher verlegt. Die Sustentation der entlassenen Personen dieses Tribunals, deren Anzahl gegen 1000 war, veranlaßte mancherlei Unterhandlungen und Schriften. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Febr. 1803 wurde die Stadt, nebst ihrem kleinen Gebiete, unter dem Titel einer Grafschaft dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligem Großherzog von Frankfurt, zugetheilt, der 1808 eine Rechtsschule daselbst errichtete. Im J. 1814 kam die Stadt mit ihrem Gebiet unter preußische Hoheit. Auf den Anhöhen bei Wezlar fiel am 15ten Juni 1796 ein Gefecht zwischen einem combinirten österreichisch-sächsischen Corps unter Werneck und den französischen Republikanern unter Lefevre vor, in welchem die letztern zurückgedrängt wurden.

Whaabis (Wahebis, Wehabis, nicht Wechabiten), eine Secte religiöser Schwärmer in Arabien, die seit einigen Jahren viel Aufsehen erregt haben, und dem Islamismus oder der Mohammedanischen Religion und der türkischen Oberherrschaft in jenen Gegenden gefährlich zu werden geschienen. Bei der großen Entfernung Arabiens von uns, und bei der Heimlichkeit, welche die türkische Regierung geflissentlich über die Vorfälle dieses Krieges beobachtet, können die Nachrichten, die wir bisher über die Wahebis erhalten haben, nur als historische Fragmente angesehen werden. Der Name dieser Secte kommt von ihrem Stifter Abdul Waheb, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Englischen Nachrichten zufolge war sein Geburtsort Aien, eine Stadt

in dem an die arabische Wüste gränzenden Districte Al Ared, südlich von dem Landstriche zwischen Mecca und Medina gelegen. Man rühmt seine große Gelehrsamkeit, die er sich nach und nach zu Bassora, Bagdad und Damask erworben hatte. Er breitete zuerst in seiner Vaterstadt seine Lehren aus, und vor seinem Ende hatten alle Bewohner des Districts Al Ared sie angenommen und sich ihm unterworfen. Das Wesentliche seiner Lehre besteht in folgendem: Es ist nur Ein gerechter und weiser Gott. Alle sogenannte Propheten sind bloß als rechtschaffne und tugendhafte Männer zu betrachten; aber sie haben nie eine göttliche Eingebung gehabt, so wie es auch kein von Gott eingegebnes Buch gibt. — Er verwirft durch diese Sätze offenbar Mohammed und dessen Koran, und setzt an die Stelle der geoffenbarten Religion einen wirklichen Deismus. — Zu dem Sittengesetz, das er predigte, gehört auch dies, daß er seinen Anhängern den Gebrauch des Tabacks, Opiums und Caffee's streng untersagte. Bei der Unwissenheit der Araber mag es leicht möglich geworden seyn, daß ein Mann von Ansehn eine von dem bisherigen Glauben ganz verschiedne Lehre ausbreiten und sie dem großen Haufen annehmbar machen konnte. Mehr noch als dies mag aber wohl die Aussicht auf reiche Beute beigetragen haben, daß sich ein Verein mehrerer arabischen Stämme gebildet, der in wenigen Jahren so mächtig geworden ist, daß seine Herrschaft sich von Mecca an bis an den persischen Meerbusen und bis zum Mittelpunkt des sogenannten glücklichen Arabiens erstreckte. Dem Stifter der Secte, Abdul Waheb, folgte sein Sohn Abdul Aziz oder Hazis in der geistlichen und weltlichen Gewalt, die er beide sehr vergrößerte. Wie Mohammed breitete er die neue Lehre mit Feuer und Schwert aus. Zwei Armeen, die der Pascha von Bagdad gegen ihn sendete, wurden von ihm völlig geschlagen. Ein Zug, den der Sherif von Mecca gegen ihn (1794) unternahm, war nicht glücklicher. Die Aithis, der mächtigste unter den arabischen Stämmen, welche die Meeresküste bewohnen, nahmen auch die Lehre Wahebs an, und beunruhigten und erschwerten die Schifffahrt auf dem persischen Meerbusen. Eben so beunruhigten die Wahebis die Caravanen der Pilger, die alljährlich aus dem ganzen türkischen Gebiet zu dem Grabe Mohammeds nach Mecca wallfahren. Aber der empfindlichste Streich, der dem Islamismus versetzt wurde, war der Angriff, den Abdul Hazis (1803) auf die Stadt Mecca selbst unternahm. Mecca wird, als der Geburtsort Mohammeds und wegen der daselbst befindlichen heiligen Kaaba — einem alten Tempel, der noch von Abraham erbaut worden seyn soll — von den Muselmännern aller Secten für heilig gehalten; das Gesetz verbietet, sich diesem Orte jemals mit den Waffen in der Hand zu nähern. Aber Abdul Hazis achtete dieses Verbot nicht, eroberte den Ort, und nahm die dort aufgehäuften Schätze mit sich. Früher schon hatte er auch die Stadt Medina eingenommen, geplündert und das Grab Mohammeds zerstört. Auch Gedda (Dschedda), eine wichtige Handelsstadt mit einem Hafen am arabischen Meerbusen, 20 Stunden von Mecca, wohin jährlich viele Waaren aus Ostindien gebracht werden, fiel in die Hände des Siegers. Durch die Zerstörung der heiligen Oerter schien der Schlußstein des Mohammedanischen Lehrgebäudes vernichtet worden zu seyn. Aber es blieb nicht ungerächt. Ein eifriger Muselmann, durch die Entweihung der Grabstätte des Propheten äußerst erbittert, unternahm die beschwerliche Reise durch die Wüste und tödtete, gegen Ende des Jahres 1803, mit Aufopferung seines eignen Lebens, den furchtbaren Abdul Hazis. Von diesem Eroberer erzählt man, daß er im Reden und Schreiben eine äußerst

einfache, von dem weitschweifigen und pomphaften orientalischen Styl ganz verschiedne Manier beobachtete. Man glaubte darin eine Spur europäischer Bildung zu finden, und daher mochte wohl die seltsame Sage gekommen seyn, daß ein französischer Exjesuit an der Spitze der Secte stehe, oder vielmehr die Empörung gegen die Pforte unter dem Vorwande der Religion leite, um andern Absichten zu dienen. — Die Nachrichten, die man im Allgemeinen über die Wahebis erhalten hat, sind folgende. Man glaubte vor einigen Jahren, daß ihr Heer 80 bis 90,000 Mann stark sey. Der größte Theil derselben reitet auf Cameelen; ihre vorzüglichsten Waffen sind Schwert und Spies. Sie haben auch eine Artillerie, die aber unbedeutend ist. In Lebensart und Sitten gleichen sie den Beduinen (s. d. Art.). Sie leben gewöhnlich unter Zelten, doch haben sie auch einige Städte und Festungen. Die Wüsten, die man erst durchdringen muß, um zu ihnen zu gelangen, sind in gewisser Art ihre Wälle und machen den Krieg mit ihnen sehr schwierig. Der Nachfolger Abdul Hazis und jetziger Anführer der Wahebis ist Abdallah Ben Sond. Die Pforte fand für nöthig, den Krieg gegen diese gefährlichen Feinde mit größerm Nachdruck als vorher zu führen. Der unternehmende Statthalter von Aegypten, Mohammed Aly Pascha, erhielt dazu den Auftrag. Er sendete seinen ältesten Sohn, Jussuf Pascha, mit einem Heere wider die Wahebis, der über sie verschiedene wichtige Vortheile erhielt, und ihnen Mecca und Medina wieder entriß, aber plötzlich von der Pest hingerafft wurde. Nach neuern, im December 1817 zu Constantinopel eingegangenen und wiederholt bestätigten Nachrichten hatte der zweite Sohn des Statthalters von Aegypten, Ibrahim Pascha, einen entscheidenden Sieg über die Wahebis erhalten. Die Schlacht war zu Manwiah, sieben Tagemärsche von Drehyeh, der Hauptstadt der Wahebis, vorgefallen. Ihr Anführer, Abdallah Ben Sond, hatte sich nach der Festung Baridah, vier Tagemärsche von Drehyeh entfernt, zurückgezogen, um da seine Truppen wieder zu sammeln. Die Niederlage soll, den türkischen Nachrichten zufolge, so vollkommen gewesen seyn, daß man hoffte, die Herrschaft der Wahebis würde ganz zerstört werden können, wenn ihre Hauptstadt erobert würde. Ob diese Hoffnung gegründet sey oder nicht, muß der Erfolg lehren. Wenn auch die Macht der Wahebis nicht so furchtbar seyn mag, als einige Berichte sie schildern, welche die Zahl der Anhänger dieser Secte gegenwärtig auf zehn Millionen Seelen angeben; so dürfte doch eine gänzliche Unterjochung derselben, wegen der Ausdehnung und natürlichen Beschaffenheit der arabischen Wüste, wenigstens sehr schwierig, wo nicht unmöglich seyn.

Whigs, s. Torys.

Whiston (William), ein berühmter englischer Gelehrter, der (geboren 1667 zu Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen solchen Ruhm sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik zu Cambridge empfahl. Indessen war doch sein Hauptstudium die Theologie und er widmete sich hauptsächlich den Sprachen und der Philosophie, ward auch Vicarius zu Lowestoft. So blieb sein Ruhm unangetastet, bis er im J. 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in so viel Verdrießlichkeiten zog, daß ihm sogar 1710 sein akademisches Amt genommen wurde. Man belangte ihn nun auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; seine Schriften wurden verdammt, jedoch in Rücksicht seiner Bestrafung wurde nichts weiter vorgenommen, und der Prozeß blieb am Ende liegen. Whiston aber blieb standhaft bei

seiner Meinung von der Dreieinigkeit und begab sich hierauf mit seiner Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Hier war es auch, wo er mit seinem Freunde Ditton den vom Parlamente auf die Erfindung, die Länge des Meeres zu erforschen, ausgesetzten Preis von 20,000 Pf. Sterl. zu verdienen suchte, ohne jedoch denselben zu erlangen. — Der kenntnißreiche und talentvolle Mann starb 1755 in ziemlich mißlichen Umständen, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, wodurch die vor Anker liegenden Schiffe weder durch Ungewitter weggetrieben, noch durch die Gewalt der Wellen gebrochen werden können.

Whistspiel. Dieses aus England nach Deutschland verpflanzte Kartenspiel hat seinen Namen daher, weil es große Aufmerksamkeit und deßhalb *Stille* erfodert. — Es wird gespielt von *vier* Personen, von denen je zwei und zwei zusammen mit gemeinschaftlichem Interresse spielen. Dieses wird durch das Ziehen von Karten bestimmt so daß die, welche die zwei höchsten, und die, welche die zwei niedrigsten erhalten, zusammen kommen. Die Verbundenen sitzen stets einander gegenüber, auf jeder Seite durch einen Gegner getrennt. Wer die niedrigste Karte erhielt, gibt zuerst und zwar jeder Person auf einmal nur *eine* Karte, bis er zur letzten kommt, welche die seinige ist. Diese legt er auf und sie bestimmt den Trumpf, auch bleibt sie so lange liegen, bis jeder eine Karte ausgespielt hat. Der, welcher zur Linken des Gebers sitzt, spielt zuerst aus, und wer den Stich bekommt, spielt wieder aus, so geht es fort, bis sämmtliche Karten ausgespielt und alle Stiche gemacht sind. Die Stiche über sechs heißen tricks und werden gezählt. Das As, der König, die Königin und der Bube (vale.) werden honneurs genannt, und zählen auch, ohne einen Stich zu machen, *vier*; fehlt aber eins von diesen vier Blättern, so daß es nur drei sind, dann zählen sie nur für zwei und heißen deux honneurs, allein hierbei werden beider Zusammenspielenden Karten, nicht eine allein, berücksichtigt. Die honneurs werden daher, wenn sie nicht in einer Karte sich befinden, erst durch das Spiel erkannt. Das Spiel selbst aber besteht aus zehn Points, welche Partei diese zuerst gewinnt, hat das Spiel gewonnen. Man spielt, ohne die Plätze zu wechseln, so lange, bis eine Partei zwei Spiele gewonnen hat. Zwei gewonnene Spiele machen einen robber, der noch besonders bezahlt wird. Dann wechselt man die Plätze; gewöhnlich endigt sich mit drei robber die Partie. Die Stiche im Spiele, die man gewinnt, nebst den honneurs, werden durch Marken auf dem Tische bezeichnet, so daß man jeden Augenblick sehen kann, wie das Spiel steht. Man muß in diesem Spiele vor Allem die Karte des Mitspielenden zu erforschen suchen, welches man Invitiren (Einladung zur Entdeckung seiner Lage) nennt; dies geschieht durch Ausspielen eines niedrigen Blattes in einer Farbe, wo man glaubt, daß der andere vielleicht den Stich werde machen können. Die angespielte Farbe muß bekannt werden. Stechen kann der Gegner nur, wenn er sie nicht hat. Man muß, um den Stand des Spieles in jedem Momente beurtheilen zu können, durchaus wissen, was gespielt worden und wer es gespielt hat, deßhalb ist die höchste Aufmerksamkeit nöthig und eine Feinheit des Spiels beruht darin, daß man durch Aufsparung entscheidender Blätter in eigner Hand den Gegner im Schach hält, und das Spiel immer wieder an sich bringt, und es zu leiten sucht. Eine andere Regel ist die, dem Gegner die hohen Trümpfe abzunöthigen, dadurch, daß man zu rechter Zeit entweder hoch fordert oder hoch sticht. Uebrigens ist das

Spiel deßhalb eines der unterhaltendsten, weil es auf steter Berechnung von Wahrscheinlichkeiten beruht, und ohne das Glück auszuschließen, doch den Spieler weder allein in dessen Gewalt gibt, noch ihn hauptsächlich davon abhängig macht. Den Deutschen sagt es sehr zu, weil es ihrem Hange zum Nachdenken und stiller Berechnung entspricht.

Whitbread (Samuel), Esq., ein ausgezeichnetes Oppositionsmitglied im brittischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsgliedes, Samuel Whitbread, eines Mannes von seltenen Eigenschaften, der von wohlhabenden Landleuten abstammte, und durch Unternehmungsgeist, Fleiß und Ordnung das Vermögen seiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von einer halben Million Pfund Sterling das größte Brauhaus in London (und Europa) in Chiswell Street, zu dessen Betrieb immer eine Summe von 80 bis 100,000 Pf. baar in Casse war. Eben so groß war sein liegendes Besitzthum; dabei unterstützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er belohnte freigebig die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel Whitbread, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. Hierauf studirte er in Oxford und Cambridge. Dann schickte ihn sein Vater auf Reisen, wo der geachtete Geschichtschreiber Coxe sein Führer und Freund war. Sie sahen zusammen Frankreich, Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkunft heirathete er Miß Elisabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und seine Schwester Miß Mary wurde die Gemahlin seines Schwagers, des Secretairs Sir George Grey. Im J. 1790 ernannte ihn die Stadt Bedford zum Parlamentsgliede; auch wurde er für jedes folgende Parlament ohne Widerspruch aufs neue gewählt. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich freien Opposition auf die Seite des berühmten Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister" entgegenarbeiten und überall wachsam seyn wollte: „ne quid damni capiat respublica." Deßhalb rieth er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Nootka-Sundes, und mit Rußland wegen Oczakow. Mit großer Beredsamkeit unterstützte er fortwährend den Antrag wegen der Abschaffung des Sclavenhandels. Nach dem Tode seines Vaters, im J. 1792, errichtete er ihm 1799 ein schönes Denkmal in der Kirche zu Cardington in Bedfordshire, das letzte Kunstwerk und eins der vorzüglichsten von dem berühmten Bildhauer Bacon. Aus der Geschichte seiner parlamentarischen Thätigkeit führen wir folgendes an. Er erklärte sich offen und fest gegen den Krieg mit Frankreich im Jahr 1793; dagegen trug er stets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und setzte seine Ansichten über das politische Verhältniß beider Staaten vorzüglich in einer Rede auseinander, die er im J. 1800 gegen den Staatssecretär Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerschrocknem Muthe vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule, und rechtschaffner Anwalt der Parlamentsreform, das Recht der freien Meinung in der Sache der Staatsgefangenen, die wegen politischer Aeußerungen über die Ursachen des Krieges und über die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch konnte er in Ansehung der H. H. Palmer, Skirving, Muir und Gerald, die man nach Botany-Bay schickte, nichts ausrichten. Am meisten erregte Whitbread die Aufmerksamkeit des Auslandes, als er im J. 1805 (6ten April) Lord

Melville (ehemals Dundas), der an der Spitze des Admiralitätshofes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeisteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht vor einem Staatsprozeß (Impeachment), der den 29sten April 1806 seinen Anfang nahm, schützen. Melville legte seine Stelle nieder, und ward aus der Liste der kön. Geheimenräthe gestrichen. Whitbread sprach bei dieser Gelegenheit bloß für die Sache, ohne mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Person des Angeklagten anzugreifen; er ließ seinen Talenten und übrigen Verdiensten, so wie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der Prozeß dauerte nur 13 Tage, und Melville ward den 12ten Juni losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (Whitbreads Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an Whitbread eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen sie seine Unabhängigkeit und galt für einen „intractable," unbeugsamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung der Grundsätze des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen beiden ein Briefwechsel, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge gehabt haben würde. Uebrigens bewachte Whitbread mit patriotischer Eifersucht jeden Schritt der Minister, welcher eine Ausdehnung der königl. Vorrechte zu beabsichtigen schien. Im Febr. 1807 beschäftigte er sich mit einer Prüfung der vorhandenen Gesetze, die Armen betreffend. Als nach Fox Tode die von Whitbread eifrig unterstützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen und nach Grenville's Abgang aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er den 28sten April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauses an die Wahlmänner von Bedford. Aufs neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, an der Einführung des schottischen Parochialschulsystems in England; doch konnte er kein Gesetz deßhalb zu Stande bringen, sondern blos Privatunternehmungen durch sein Ansehn und sein Beispiel unterstützen. Als bald darauf Buonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation, und gegen die ungerechte Herrschsucht des französischen Kaisers. Eben so nachdrücklich tadelte er mehrere Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, so daß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Hrn. Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Eben so tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher im J. 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen oder den Franzosen eine Regierung vorzuschreiben. Indeß gab er, ohne jedoch von jenen Grundsätzen abzuweichen, mit vollem Herzen seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals der Nationaldankbarkeit für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tiefeindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf seine Brauerei, auf seine Landgüter und sein großes Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erfoderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen.

Es gelang ihm, die verwickeltsten Rechnungen in Ordnung zu bringen, alle Theile auszugleichen, und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses im J. 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, den 6ten Juli 1815, todt in seinem Blute, mit durchschnittener Kehle, das Rasirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Geschwornen sagte aus: Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung. Bei der Oeffnung des Gehirns fand man einen Theil der Dura Mater verknöchert, die Pia Mater dicker als gewöhnlich, die Gefäße derselben mit Blut ausgedehnt, und im Gehirn ein Drittel mehr Feuchtigkeit, als gewöhnlich. Als Privatmann war Whitbread ein glücklicher Gatte und Vater von fünf Kindern, wovon ihn vier, darunter zwei Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter, und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster einer guten Landwirthschaft, und seine Gärten ebenfalls. Als ein feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er seinen prächtigen Landsitz in Bedfordshire mit Gemählden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitsachen, war er fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den brittischen Cato.

White-Boys (weiße Jungen), hieß eine Rotte Unruhstifter in Irland, die in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Unwesen trieben, über ihre Kleidung weiße Hemden, wie in einigen Gegenden Deutschlands die Fuhrleute, trugen, wovon sie auch den Namen White-Boys erhielten, und besonders des Nachts umherstreiften. Sie überfielen reiche Gutsbesitzer, Zollbedienten, obrigkeitliche Personen, von denen sie etwa bestraft worden waren, und überhaupt alle diejenigen, von denen einer oder der andre unter ihnen beleidigt worden war. Sie begingen die größten Ausschweifungen und die Sache schien von bedenklichen Folgen zu seyn. Das Parlament erließ eine eigne Acte (White-Boys-Acte) wider sie, und es wurden überall Volontaircorps zur Sicherheit des Landes errichtet; dessen ungeachtet dauerte es länger als 10 Jahre, bis sie zur Ruhe gebracht werden konnten. Aehnliche Aufrührerrotten zeigten sich später unter den Namen der Right-Boys und Breagof dag Boys. Ihren Unternehmungen konnte nur durch die bewaffnete Macht Einhalt gethan werden. — Die Irländer hatten allerdings Ursache, mißvergnügt über die Unterdrückung zu seyn, in welcher England sie von jeher gehalten hatte. Die brittische Parlamentsacte vom J. 1720, nach welcher den Irländern jedes Gesetz aufgedrungen, und sie von brittischen Gerichtshöfen gerichtet werden konnten, vermehrte ihre Abhängigkeit von England und machte dieselbe noch drückender. Indessen wurde doch den Klagen der Irländer zum Theil dadurch abgeholfen, daß ihnen (1779) die freie Ausfuhr ihrer Wollenmanufacturen bewilligt und (1782) das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische Parlament für England und Schottland hat. Aber die große Menge der unbeschäftigten und erwerbslosen Menschen und der Druck, welcher auf den zahlreichen catholischen Einwohnern Irlands schwer lastete, erzeugten immer wieder neue Unruhen, die bald mehr, bald weniger gefährlich schienen. So war, unter mehreren, eine vorzügliche Ursache des Mißvergnügens der Zehnte, dessen Entrichtung an die pro-

testantische Geistlichkeit man von den Abmischcatholischen verlangte. Mehr als einmal fürchtete man den Ausbruch einer förmlichen Rebellion in Irland, aber bis jetzt sind alle diese Unruhen noch stets glücklich, wenn auch nicht ohne Anstrengung und eine gewisse Härte unterdrückt worden. (S. d. Art. Irland.)

Whitefield (George), geb. zu Glocester 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im Gasthofe seines Vaters und Student in Oxford gerieth er hier in die Gemeinschaft der Methodisten und wurde durch seine außerordentliche Predigergabe das eifrigste und einflußreichste Werkzeug dieser Secte. Tausende drängten sich in den Kirchen und, als diese ihm verschlossen waren, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des londner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Bleakheath bei London hatte er einst an 50,000 Zuhörer und das Singen wurde zwei englische Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankenreich gewesen wären, — er hielt sie alle aus dem Stegreife — sondern wegen der Kraft und Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei sieben Missionsreisen neue Anhänger und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber und herüber trugen, wurde die Mannschaft durch seinen Feuereifer bekehrt. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beispiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgien. Bei seinem Tode 1770 hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Huntington, seiner treusten Gönnerin, die ihn zu ihrem Capellan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die sieben Bände seiner Schriften enthalten seine Lebensgeschichte und Predigten. Ueber seine 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer, vgl. den Art. Methodisten. E.

Wiclef oder Wicliff (Johann), ein gelehrter religiöser und wahrheitliebender englischer Theolog des 14ten Jahrhunderts, und einer von Luthers Vorgängern, war zu Wicliffe in der Grafschaft York um 1324 geboren, studirte zu Oxford Theologie und Philosophie, und erhielt in beiden Facultäten die Doctorwürde. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Aemtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, um desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Aemter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium zu Canterbury. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedarf keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchste gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewirkten daher bei dem Papste seine Absetzung. Allein nun trat Wiclef gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich im J. 1365 den Peterspfennig eingezogen, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er sich zu behaupten suchte. Man hatte Wiclef durch seine Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er

ging nach Oxford zurück, hielt dort mit dem größten Beifall theologische Vorlesungen und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete: daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben; so schickte Eduard Wiclefen, der jetzt Professor der Theologie in Oxford war, im J. 1374 nebst einigen andern als Gesandten an den Papst, und Wiclef ermangelte nicht, auch gegen ihn mündlich die Rechte seines Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch besser kennen lernen, und faßte nun erst einen tödtlichen Haß gegen sie, den er in einer seiner vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der Wahrheit, einem arglistigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung seiner Gesandtschaft 1375 auch ein Canonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in der Diöces von Lincolm ertheilte, so suchten die Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu stürzen. Denn jetzt ging er sogar so weit, den Geistlichen alle weltliche Gerichtsbarkeit abzusprechen. Sie übergaben deßhalb 1377 Papst Gregor XI. 18 Lehrsätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach ketzerisch waren, und welche Wiclef vorgetragen haben sollte. So sehr der Hof den Vertheidiger der königlichen Rechte in Schutz nahm, so drohete ihm doch viele Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab, Wiclefen wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein, obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher Wiclef erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog, Johann von Lancaster, mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sahe man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode im Juni 1377 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich Wiclef nochmals stellen mußte; doch auch jetzt wagte man nicht, ihn zu verurtheilen, sondern man legte ihm bloß Stillschweigen auf. Wiclef fuhr jedoch immer fort, mit Freymüthigkeit seine vorher geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften, als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II. auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehrere von Wiclefs Lehrsätzen als ketzerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch Wiclef selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig mochten, und deßhalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich Wiclefs Prozeß in die Länge, und er starb vor Beendigung desselben, zwar verketzert, aber ruhig zu Lutterworth am 2ten Dec. 1384, oder wie Andere sagen, erst am 31sten Dec. 1387, ohne daß man an ihm vollständige Rache genommen hatte. Dies bewog den Papst Martin V. noch im J. 1428, eine nichtige und kleinliche Rache an dessen Leichname auszuüben, indem er denselben ausgraben und verbrennen ließ. Nichts desto weniger lebte Wiclef in seinen Schriften und Schülern fort, die nach und nach das große Werk der Reformation vorbereiteten. Auch bleibt ihm der Ruhm, daß er die Fürsten, besonders die Könige von England, auf ihre Rechte aufmerksam gemacht, und solche selbst für sie gegen die Geistlichen und den päpstlichen Stuhl vertheidigt hat.

Wiebeking (Ritter von), ein Mann, der sich vorzüglich durch seine gründlichen Kenntnisse im Gebiete der Wasserbaukunst und des Brückenbaues auszeichnet, welche er durch mehrere Werke, die er im Darmstädtischen sowohl als im Königreiche Bayern ausgeführt, hinlänglich bewährt hat. In Hinsicht des Brückenbaues hat er die Aufmerksamkeit besonders durch solche Brücken erregt, welche er mit einem Bogen ohne Pfeiler über eine bedeutende Breite zu spannen wußte. Er hat auch verschiedene sehr brauchbare Werke, sein Fach betreffend, geschrieben. Z. B. Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues (1797). Vorher in großherzoglich-hessen-darmstädtischen Diensten, ist er jetzt in kön. bayersche übergegangen, wo er mit der obersten Leitung aller auf den Wasser- und Brückenbau sich beziehenden Angelegenheiten beauftragt ist. Von dem Könige von Bayern ist er in den Adelstand erhoben und mit dem Orden der bayerschen Krone beschenkt worden.

Wiedertäufer, Anabaptisten, waren eine christliche Religionspartei, die sich bald nach Luthers Reformation bildete, und eine neue, von allen Mängeln gereinigte Kirche herzustellen suchte, die aus lauter Frommen bestehen und bei der folglich keine Obrigkeiten und Strafen nöthig seyn sollten. Jeder, der in diese Gemeinschaft trat, wurde durch eine neue Taufe geweiht, daher der Name. Nach den abscheulichen Auftritten, welche die aus den Niederlanden nach Münster gekommnen Wiedertäufer im J. 1534—36 veranlaßten, und nach dem schrecklichen Ausgange derselben, indem Bernhard Knipperdolling, Statthalter zu Münster, und sein Mitgenosse, Johann Bockholt, nach Einnahme der Stadt, grausam hingerichtet wurden, geriethen die Wiedertäufer in große Bedrängniß. Indeß fanden sie einen Wiederhersteller in Menno Simonis, nach welchem sie nun den Namen Mennoniſten annahmen. (S. d. Art.)

Wieland (Christoph Martin). Unter den Dichtern und Schriftstellern des deutschen Volks, welche als Sterne erster Größe an dem Himmel der Kunst und Literatur glänzen, und die Geistes- und Gemüthskraft der Nation, der sie angehören, der Bewunderung selbst fremder Nationen darstellen, verdient Wieland einen Ehrenplatz, ob wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst der nachstehende Abriß seines innern und äußern Lebens uns keinen Genius, wie den eines Göthe darstellen dürfte. Indessen jedem Verdienste seine Krone. Nicht Alle werden auf gleiche Weise groß, und der Richterstuhl solcher Geister, wie Wieland war, ist die ewig sich erneuende Nachwelt. Unser Wieland wurde geboren in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach, welche unweit der schweizerischen Gränze an dem Flüßchen Rieß in einem heitern Thale liegt, am 5ten Sept. 1733. Sein Vater, Oberpfarrer daselbst, ein würdiger, vielfach gebildeter Mann, besonders ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, gab dem Sohne eine sehr sorgfältige Erziehung und legte den ersten Grund der Schulkenntnisse in dem für wissenschaftliche Bildung höchstempfänglichen Geiste des vielversprechenden Knaben. Die Fortschritte, die derselbe machte, waren in der That ungewöhnlich zu nennen, denn im 7ten J. las er des Cornelius Nepos Biographien schon mit Leichtigkeit und Vergnügen und im 13ten drang er in den Geist eines Virgil und Horaz zum Theil tiefer ein, als seine Lehrer, welche er an der gelehrten Schule seiner Vaterstadt fand, die er in diesem Alter besuchte. Hier gewann er auch die ersten Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache. Schon von seinem 12ten Jahre an zeigte sich in ihm die Neigung zur Poesie. Er las nicht nur mit Vergnügen alles Dichterische

von Werth, sondern fühlte sich auch dadurch angeregt selbst zu dichten. Er verfertigte daher nicht nur eine Menge lateinischer und deutscher Verse, sondern faßte sogar den Entschluß, eine Epopöe zu schreiben, wozu er die Zerstörung Jerusalems wählte. Er begann sie, allein es ist keine Spur zurückgeblieben, wie weit er damit gekommen. Die ersten Lebensjahre, wo sich gemeiniglich das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verflossen Wielanden sehr heiter. Auch seine äußern Umgebungen waren so, daß sie sein Gemüth zu sanfter, liebender Empfindung stimmen, und etwas Idyllisches in dasselbe bringen mußten. Zugleich ergab er sich einer süßen Schwärmerei, welche ihn, von der Außenwelt abziehend, mehr in seinem Innern und der Welt seiner Phantasie leben ließ, und welche als Grundcharakter in seinen ersten Dichtungen nicht zu verkennen ist. Im 14ten Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang sein Geist tiefer in den der Alten ein, und bildete die Grundlage jenes Charakters, der später in seinen Schriften herrschend wurde, eine Liebe zur Harmonie und Schönheit, zur Mäßigung, Selbstbeherrschung und vollendeter Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb der Gränzen der Natur und Wahrheit, so wie jener Sokratischen Lebensweisheit, die, wie er sie in seinem Leben übte, auch alle seine Geistesproducte durchdrang und ihnen den Eingang ins Leben und ins Gemüth derer, die für das Leben leben, sehr erleichterte. So wie es denn, um das hier zu berühren, was sich in der Folge seiner Laufbahn immerfort bewährte, wohl wenig bedeutende Volkslehrer durch Schriften gegeben haben mag, in denen der Mensch und Schriftsteller so ganz eine Person gewesen wäre, als dies bei unserm Wieland wirklich immer der Fall war. Die Musen und Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder mit Ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Griechen wurde besonders Xenophon sein Liebling, dessen Denkwürdigkeiten des Sokrates sein philosophisches Handbuch ausmachten. Die Cyropädie zog ihn besonders an. Am meisten beschäftigte seine Phantasie die schöne Episode: Araspes und Panthea, welche er späterhin auch auf seine eigne Art darzustellen nicht unterlassen konnte. Nicht minder fühlte er sich durch Cicero's Werke, vornehmlich die kleinen philosophischen angezogen, und machte den Vortrag dieses geistvollen Römers zum Muster seiner Darstellung in gleichen Arbeiten. Der Engländer Steele und Addisons Schriften (der Spectator und Tattler) machten, wenn auch jetzt nur noch in einer nicht vorzüglichen Uebersetzung, einen tiefen Eindruck auf ihn, besonders aber fand er später in Shaftesbury einen Mann, dessen Geistes- und Sinnesart mit der seinigen auf das vollkommenste übereinstimmte, und den man einen wahren geistigen Zwillingsbruder von ihm nennen könnte. So wie nämlich in den Schriften dieses geistreichen Britten Geist, Witz, Humor, Heiterkeit vorherrschen, womit er auf die ihn nicht freundlich umgebende Welt zu wirken, und einen entscheidenden Kampf gegen das zu führen suchte, was den guten Sitten und der edlern Menschheit überhaupt gefährlich zu werden drohte, und Klarheit und Freiheit überall sogleich den Leser gewinnen, so finden sich auch in Wielands Schriften dieselben Elemente in gleicher Vereinigung und zu gleichem Zwecke mit gleichem Glücke angewandt. Nur daß unser Wieland vor den Britten den Vorzug der Mannichfaltigkeit in der Darstellung besitzt, und Dichter und Redner zugleich ist, und daß er der leichten französischen Behandlungsweise, welche er zur Zeit, wo sein Geist eine ent-

schiedene Richtung zu nehmen begann, im höchsten Grade ausgebildet und geachtet fand, sich leicht zu bemächtigen wußte. Die Schriften von Voltaire, d'Argens u. A. wirkten sehr auf ihn, und schützten ihn zugleich vor einem Hange zum Pietismus, der in der Anstalt, die ihn jetzt bilden sollte, sehr herrschend war. Als 16jähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, mit Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter, zart und fast schwächlich an Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er anderthalb Jahr bei einem Verwandten in Erfurt, Baumer, zu, der ihn noch näher vorbereitete, und ihm sehr nützlich wurde. Im J. 1750 kehrte Wieland in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeit lang verweilte. In diese Zeit fällt seine erste Liebe, — der Moment im Leben, der so viel über das Glück desselben entscheidet. Der Gegenstand derselben war das Fräulein Sophie von Guttermann, ein Wesen von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, und späterhin allgemein bekannt und geachtet als Sophie von la Roche. Daß eine solche Liebe das Wesen eines solchen Jünglings noch mehr heben und vergeistigen mußte, war natürlich, daher begeisterte sie ihn auch zu der Idee, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt zu schreiben, welches in den Supplementen zu seinen Werken (11 Band) abgedruckt ist, und wozu ein Spaziergang, den er nach einer Predigt mit seiner Geliebten machte, die nächste Veranlassung war. Es machte zu seiner Zeit Glück und erlebte mehrere Auflagen, doch dachte Wieland selbst keinesweges sehr groß von seinem Werthe, und sah es zu allen Zeiten bloß für einen ungereiften Jugendversuch an. Im Herbste des Jahres 1750 begab sich Wieland auf die Universität zu Tübingen, man kann wohl sagen, gelehrter und gebildeter als sie mancher verläßt. Sein Zweck war, die Rechtswissenschaft zu studiren, weil eine schwache Brust ihm das Predigen nicht gestattete; allein er beschäftigte sich doch am meisten mit den humanistischen Wissenschaften, und machte sich mit dem Neuesten bekannt was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwarb er sich eine außerordentliche Menge von gründlichen Kenntnissen, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlafft wäre. Nicht das Wissen, sondern die Weisheit blieb sein Ziel, und so gestaltete sich ihm die sonst todte Masse zu einem erfreulichen und gemeinnützigen Leben. Der reinste Enthusiasmus für Wahrheit, Schönheit und Tugend durchdrang sein ganzes Wesen, und leitete jede seiner Bestrebungen. Sokrates ward das Ideal eines Weisen für ihn und er strebte dem schönen Muster mit Glück und Eifer nach. Die Richtung seines Geistes in dieser Zeit bezeichnen die 10 moral. Briefe, die er im J. 1751 schrieb, und welche durch die damals erschienenen Epitres diverses eines Deutschen, von Bar, veranlaßt wurden. Hier zeigte er zuerst recht deutlich, daß Lieblingsschriftsteller so stark auf ihn zu wirken pflegten, daß er unvermerkt, oft ohne Wunsch und Wollen, etwas von der Manier dessen annahm, den er eben sehr achtete. Eine Bemerkung, welche sich durch alle seine spätern Erzeugnisse bestätigte. Diese Briefe zeichnen sich schon durch den Ton Socratischer Ironie, jene Horazische Feinheit, jene Sterne'sche Laune aus, worin der Dichter späterhin fast unübertroffen dasteht. Sie sind sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet, und fanden eine sehr günstige Aufnahme bei seinen Zeitgenossen. Um diese Zeit schrieb er auch ein Gedicht: Anti-Ovid, abermals ein Lehrgedicht, in jener freiern Versart, derselben sich schon die Franzosen, statt der damals üblichen Alexandriner, mit Glück be-

dient hatten. Es war das Product weniger Tage und nicht von Bedeutung. Ein anderer Genius wirkte in dieser Zeit auf ihn, wie noch keiner sein Wesen in Anspruch genommen hatte, Klopstock. „Als ich den Messias las (die 5 ersten Gesänge)," sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!" Das war kein Wunder, denn Frömmigkeit war ein Grundzug in unsers Dichters Wesen. Auch Klopstocks Elegien drangen tief in sein reines, zartempfindendes Herz. Von Tübingen kehrte Wieland im Juni 1752 in seine Vaterstadt Biberach zurück. Sehnsucht nach der Geliebten zog ihn dahin. Obgleich sein Plan der war, in Göttingen als akademischer Lehrer aufzutreten, nahm er doch lieber das Anerbieten an, zu Bodmer nach der Schweiz als literarischer Gesellschafter sich zu begeben, in dessen Hause ein Jahr zuvor auch Klopstock gewesen war. Wieland hatte nämlich an Bodmer ein nachmals von dem Verfasser selbst vernichtetes Heldengedicht Hermann eingesandt, welches dieser mit vielem Beifall aufgenommen hatte, dadurch war ihre Bekanntschaft angeknüpft worden. In Bodmers Hause, das man ganz eigentlich einen kleinen Musentempel nennen konnte, fühlte sich Wieland recht einheimisch. Hier fand er außer dem belehrenden, aufmunternden Umgange mit Bodmer selbst die beste Gelegenheit, mit den Schriften der Männer bekannt zu werden, welche damals als Zierden und Koryphäen der neu aufblühenden Literatur der Deutschen angesehen wurden, mit Hagedorn, Gleim, Haller, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Andern, auch fehlte es in Zürich selbst nicht an ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, welche einen engern, geselligen Kreis um den wackern Bodmer bildeten, z. B. Breitinger, Hirzel, Salomo Geßner, Füßli, Heß u. s. w. Bodmer selbst faßte eine sehr innige Neigung zu dem jungen Wieland, der sich, seiner natürlichen Geschmeidigkeit zu Folge, seinem väterlichen Freunde vielleicht zu bildsam hingab. Er besorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen denselben die neue Auflage der Sammlung der zürcherschen Streitschriften zu Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedsche Schule von 1741—44 und begleitete sie mit einer Vorrede. Auch schrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des (Bodmerschen) epischen Gedichts: der Noah — die freilich nur eine Lobrede war, obgleich keineswegs eine Schmeichelei, die sich mit seinem edlen Charakter in keiner Hinsicht vertrug. Bodmer hatte die Eigenheit, recht Vielerlei auf einmal zu unternehmen und mit Flüchtigkeit zu arbeiten. Er ließ sich dabei größtentheils durch die Eindrücke leiten, die er von seiner neuesten Lectüre jedesmal empfangen hatte, wars Wunder, daß auch Wieland, der eine ähnliche Anlage hatte, ihn hierin nachahmte, und gleich anfangs im Bodmerschen Hause eine ansehnliche Menge Schriften verfaßte. Unter seinen damaligen Poesien verdienen seine acht in Hexametern geschriebenen Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753) eine Auszeichnung. Ein englisches Werk: Friendship in death by Elisabeth Singer-Rowe (London 1726), welches ihm ungemein gefiel, gab hierzu Veranlassung. Diese Arbeit vollendete er um so leichter und lieber, je mehr sie sich mit dem Studium seines Lieblings Plato vertrug, welches ihn immerfort anzog und auf das lebhafteste beschäftigte. Obschon in diesen wie in andern Dichtungen Wielands aus jener Zeit ein religiöser Geist spricht, so suchte Bodmer seine Muße doch noch mehr für religiöse Gegenstände zu gewinnen. Dieser Anregung verdankt der g e-

prüfte Abraham; epiſches Gedicht in drei Geſängen, ſeine Entſtehung, dem man auch Bodmers Schule ſonſt noch ſehr anſieht. Als eigentlich chriſtliche Gedichte aus jener Periode ſind jedoch drei Hymnen und ſeine Pſalmen zu betrachten; eine Frucht ſeines Studiums des Plato und Shaftesbury ſind hingegen ſeine Platoniſchen Betrachtungen über den Menſchen und ſeine Timoklea; in der Mitte von beiden ſtehen jedoch die Sympathien, das Geſicht des Mirza, und ſein Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen, welche ſämmtlich in den Jahren 1754 und 55 erſchienen ſind. Von den drei Hymnen hat der Dichter nur einen, den an Gott in ſeine Werke aufgenommen. Uebrigens war der junge Dichter wirklich in Gefahr, ſich mit ſeinem ausgezeichneten Talente zu verirren, wenn ihn nicht die Lectüre der Griechen, beſonders des Xenophon und die in den Schriften deſſelben athmende Lebensweisheit davor geſichert hätte. Im J. 1756 brach der ſiebenjährige Krieg aus. Wieland lebte zwar von dem Schauplatze deſſelben entfernt, nahm jedoch an den Begebenheiten, an denen er ſo reich war, ſo wie an dem Haupthelden, Friedrich dem Großen, den lebhafteſten Antheil. Dadurch wurde er auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er den Cyrus wählte. Die erſten fünf Geſänge dieſes Gedichts erſchienen noch im J. 1757 und wurden hier und da ſo gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; allein der Beifall ſcheint dem Dichter doch nicht ermunternd genug geweſen zu ſeyn, denn er hat es nie vollendet, ob es gleich nicht zu ſeinen ſchlechteſten Producten zu rechnen iſt. Der Cyrus ſteht auch in der neueſten Ausgabe ſeiner Werke. Nachdem der junge Dichter ſich auch in der dramatiſchen Form verſucht hatte — er ſchrieb nämlich oder überſetzte vielmehr aus dem Engliſchen ein Trauerſpiel: Lady Johanna Gray, und lieferte ſpäter die Klementine von Porretta (Zürch 1760), kehrte er, ſeinem eigenthümlichen Genius folgend, in die Welt der Griechen zurück und ſchrieb, nach der ſchönen Epiſode der Xenophontiſchen Cyropädie — die er anfänglich auch in ſeinen Cyrus einweben wollte — den erſten dramatiſchen Roman in deutſcher Sprache unter dem Titel: Araspes und Panthea. Die Gewalt der Liebe und die Gefahren, womit ſie bedroht iſt, wenn ſie ſich nicht der Tugend und Ehre unterordnet, ſind hier auf eine Art geſchildert, welche ſchon dem Verfaſſer des Agathon ahnden laſſen, deſſen Idee auch wirklich jetzt in ſeiner Seele lebendig zu werden anfing. Bodmers Haus hatte Wieland ſchon im J. 1754 verlaſſen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier zürcher Familien vier Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern fing ſein ganzes Weſen an, eine beſtimmtere Richtung zu gewinnen, wozu der Umgang mit intereſſanten Frauen nicht wenig beitrug. Er lernte hier unter andern auch Rouſſeau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in ſehr erfreulichen Verhältniſſen lebte, bis endlich das Jahr 1760 ihn aus der Schweiz rief und in ſeine Vaterſtadt Biberach zurückverſetzte. Ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeine Neigung wurde Wieland in den Rath dieſer Stadt aufgenommen, allein er fühlte bald, daß die Geſchäfte dieſes Amts ſich mit ſeinem eigenthümlichen Weſen nicht recht vereinigen laſſen wollten. auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geſelligkeit gekoſtet, als daß es ihm in der Abgeſchiedenheit von dieſen, die er in Biberach fand, hätte gefallen ſollen. Dazu kam noch, daß er die erſte Geliebte ſeines Herzens, als Sophie von la Roche, vermält wieder fand, wo-

durch ihm manche reizende Aussicht in die Zukunft plötzlich zerstört wurde. Dies Alles drängte den regsamen Geist, die nach Darstellung ihrer Schöpfungen rastlos strebende Phantasie in die innere Welt des Gemüths zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannichfaltigste belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, wir meinen die Uebersetzung der Werke des Shakspeare. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildeten Deutschen bei seiner ursprünglichen Neigung zur Eurhythmie und Schönheit der Gestaltung gelingen konnte, den Geist des erhabenen, so einzig originellen Britten sich ganz anzueignen, so leistete Wieland doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel, und brach die Bahn, auf der spätere Uebersetzer nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburgische Uebersetzung war auch nur eine Verbesserung der Wielandschen. Ein geistreicher Darsteller von Wielands Geist und Wesen sagt von dieser Arbeit: (Morgenblatt, 1813. Nro. 89.) „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und gab seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichen Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte," eine Uebertragungsart, welche man jetzt mehr Bearbeitung als Uebersetzung nennen würde, welche aber doch viel Verdienstliches hat, indem sie die Bekanntschaft mit dem fremden Autor gar sehr erleichtert. Wielands Arbeit erschien in den Jahren 1762 — 1766 in 8 Bänden bei Geßner, Orell u. Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele, folglich nicht sämmtliche Werke des großen Britten. Eschenburg fügte in seiner Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. Es ist nicht zu bestimmen, was aus Wieland geworden seyn würde, wenn er sich fortwährend von der Außenwelt abgezogen nur mit einsamen Studien beschäftigt hätte, so viel aber ist wohl gewiß, daß ein Geist wie der seinige einer erheiternd ihn ansprechenden Außenwelt bedurfte, um seine Thätigkeit mit Glück und zum Besten der Menschheit zu entwickeln. Diese umgab ihn, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft ihres Gatten und des Grafen von Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe führte. Letzterer, der churmaynzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, den Abend seines Lebens zu Warthausen, einem seiner Güter, unweit Biberach gelegen, zuzubringen, und da er mit dem feinen Ton des Weltmanns gründliche Kenntniß und Geistesbildung vereinigte, auch ohne frivol zu seyn, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind aller Schwärmerei und Ueberspannung, Scherz, Witz und frohe Laune liebte, so fand Wieland in dem Hause desselben, wo ihn der Gemahl seiner Jugendfreundin einführte, bald die ihm angemessenste Zerstreuung und Antrieb, sich immer weiter und freier auszubilden. Er fühlte sich allmählig der Wirklichkeit wieder befreundet, denn er erkannte gewissermaßen seine Ideale, gemäßigt, wieder. In der trefflichen Bibliothek des Grafen, deren Benutzung ihm frei stand, und welche die besten und neuesten Werke der französischen und englischen Literatur enthielt, fand Wieland gleichfalls Gelegenheit genug, sich allmählig von den überspannten Ideen religiöser Schwärmerei ab- und den heiterern Ansichten des Lebens zuzuwenden. Es wurde jetzt herrschende Sitte, der Andächtelei, Frömmelei und dem Aberglauben den Krieg zu erklären, und da dieses auf Wieland in diesem Hause nicht ohne Wirkung bleiben konnte, so bildete er sehr bald jene der Natur folgende Lebensphilosophie aus, die er

schon früher in den Griechen nicht ohne Antheil bemerkt hatte, und die im ersten Bande des goldenen Spiegels mit so bezaubernden Farben geschildert ist. Wir sind jetzt in dem Leben unsers Dichters bis zu einem Punkte gekommen, wo seine Muße einen Charakter zu zeigen beginnt, der ihm nicht nur von einsichtsvollen Kunstrichtern, sondern auch von gebildeten Lesern, besonders des weiblichen Geschlechts, strengen und zum Theil bittern Tadel zugezogen hat, wir meinen den einer gewissen fridolen Lüsternheit, eines Strebens, sinnlichreizende, ja üppige und wollüstige Schilderungen seinen Dichtungen einzuweben, und ihnen dadurch einen materiellen und unedlen Reiz zu verleihen, der wohl eigentlich in kein echtes Dichterwerk absichtlich eingemischt werden sollte. Es scheint, als ob sich das mit dem früher geschilderten Charakter unsers Dichters, am wenigsten aber mit der Bemerkung vereinigen lasse, daß er als Dichter, Schriftsteller und Mensch immer nur eine Person ausgemacht habe; denn, wenn der Mensch das überall tragen sollte, was man an dem Dichter gerügt hat, so möchte leicht seine Sittlichkeit verdächtig und die ihm gebührende Achtung beträchtlich vermindert werden, allein ein genauer Blick auf Wielands Productionen von der jetzigen Zeit, wo er so viel in Warthausen lebte, und der wirklichen Welt auf so reizende Art näher gerückt ward, zeigt wohl, daß jener Charakterzug seiner Muße ihr von dem Verstande gewissermaßen aufgedrungen ward, und der Reflexion und Phantasie allein seine Entstehung zu verdanken habe. Die edlern sittlichen Grundsätze des Dichters sprechen sich in seinen Schriften sonst so deutlich und überzeugend aus, daß man diese Entschuldigung des an sich auf keine Weise Lobenswerthen wohl gelten lassen kann und muß. Auch bewies Wieland durch sein ganzes Leben sich als den strengsten Beobachter aller Gesetze des Anstandes und der reinsten Sittlichkeit. So hat auch derjenige Kritiker, dessen Tadel in obiger Hinsicht vielleicht das meiste Gewicht haben mußte, weil er aus dem reinsten und keuschesten Gemüthe und dem scharfsinnigsten Geiste zugleich ausging und von einem Dichter ausgesprochen wurde, der gegen sich selbst außerordentlich streng war, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: Ueber naive und sentimentale Dichtung, über Wielands Muse geurtheilt, und einer seiner Biographen, Gruber, in seiner Schilderung Wielands (1r Th. S. 287 u. folg.) übernimmt nicht ohne Glück das Geschäft, den sonst so edlen Dichter auf die überzeugendste Art zu vertheidigen und den genannten Charakterzug seiner Muse psychologisch zu erklären und in das passendste Licht zu stellen. Wir verweisen daher die Leser der Beschränktheit des uns hier zugemessenen Raumes wegen auf das genannte Werk. Das erste Product Wielands, welches den Ausdruck jener, wir möchten sagen, französisch-griechischen Sinnlichkeit an sich trägt, war die poetische Erzählung: Nadine, welche er selbst eine Schöpfung in Prior's Manier nennt. Auf dieselbe folgte im J. 1764 die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, ein Titel, der schon den Standpunkt andeutet, auf dem sich der Dichter in seiner Ansicht der Welt und des Lebens befand. Hier diente dem Verf. der Don Quixote, den er so sehr liebte, zum Muster, und hier entfaltete er auch die ganze Fülle der ihm zu Gebote stehenden heitern Ironie und scherzenden Satyre. In die J. 1766 u. 1767 fällt die erste Erscheinung desjenigen Werkes, welches Wielands Ruhm am meisten sowohl im In- als Auslande begründen half, der Agathon. Er hatte die Idee zu diesem Werke, wie bemerkt, schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz gefaßt und sich immerwährend, auch indeß

er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er vom J. 1764 an die Ausarbeitung des Werkes selbst unternahm. Man hat gesagt, Wieland habe sich selbst in der Person des Agathon geschildert, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß sich nicht nur viele Züge des Dichters in dem Bilde wiederfinden, sondern daß auch dadurch das Gemählde allein jene innere, tiefere Wahrheit erhalten konnte, welche es so vorzüglich auszeichnet. „Die Absicht des Verf.," sagte dieser selbst von seinem Werke, „war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe." Uebrigens ist dieses geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können; der Verf. zeigt sich als einen echten Priester der Grazien, als einen Eingeweihten in die Geheimnisse der Schönheit und der Liebe. Die Liebe war es, die unsern Dichter, in allen ihren Erscheinungen vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine Ansichten davon in einem größern Gedichte, Psyche, niederzulegen, allein es entstanden leider nur Fragmente davon. Umfassender stellen sie sich dar im Idris und Zenide, obgleich auch das nicht vollendet ist, am reizendsten und edelsten aber zugleich in der Musarion (zuerst erschienen im J. 1768), einem an Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung vielleicht einzigen Werke; einer, wie er es selbst nannte, wahren Philosophie der Grazien. Diese liehen ihm auch zu einem besondern Gedichte den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, bloß der Sinnlichkeit angehörende. Um die nämliche Zeit, wo sich Wieland mit diesen dichterischen Arbeiten beschäftigte, erregte der Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Buch in der Bibliothek des Grafen Stadion, zugleich auch ein anderes humoristisches Gedicht: the new Bathguide. Beide wirkten lebhaft auf des empfänglichen Dichters Geist und so entstand der durch muntere Laune so ausgezeichnete neue Amadis (1771), worin eigentlich der Triumph innerer, geistiger Schönheit über bloß körperliche sehr anziehend geschildert wird, ein Thema, das Wieland noch in den letzten Jahren seines Lebens durch seinen Krates und Hipparchia ausführte. Zu bemerken ist, daß sich Wieland zu der Zeit, wo er sich am meisten mit dem schönsten aller Themen, der Liebe, beschäftigte (im J. 1765), mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, vermählte, und nun diesen Seelen- und Sinnentrieb in allen seinen Wirkungen durch Erfahrung kennen lernte. Seine Gattin war, ohne schön zu seyn, doch reizend und liebenswürdig genug, um ihm auch das sinnliche Band der Ehe recht angenehm zu machen. Wenn es nicht selten der Fall ist, daß ein ausgezeichneter Geist die ganze Dauer seines irdischen Daseyns hindurch in scheinbar unpassenden Berufsgeschäften oder unter beengenden Sorgen hinbringen muß, so würde unserm Wieland das Glück, sich noch in der Blüthe seiner männlichen Jahre einen Wirkungskreis aufgeschlossen zu sehen, der ihm erlaubte, sein höheres Streben nach geistiger Ausbildung und Wirksamkeit auf die erwünschteste Weise zu befriedigen. Er wurde nämlich im J. 1769 als Professor primarius der Philosophie mit 600 Thlrn. Gehalt auf die Universität zu Erfurt berufen, welche die churmaynzische Regierung damals der Fürsorge des Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürsten Primas), eines höchst liberalen Freundes der Mu-

sen, unverträumt hatte. Er kam daher, nach einem Zeitraum von 20 Jahren, wieder an den Ort zurück, wo er die Philosophie zuerst studirt hatte, um sie jetzt daselbst zu lehren. Ob es gleich eigentlich nur die Absicht der Regierung gewesen war, einen Mann von bedeutendem Rufe an die Akademie zu deren Erhebung zu ziehen, so ging doch Wieland mit dem redlichen Streben dahin, seinen neuen Wirkungskreis mit der sorgfältigsten Thätigkeit auszufüllen. Allein bald machte er die Erfahrung, daß ihm hier manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe, deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so liebgewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel (der Verf. einer Theorie der schönen Wissenschaften), Bahrdt, Menseln. A. sehr wohlthätig ward. Eine nicht zu verkennende Veränderung in seinem Wesen war die, daß er nun aufhörte, bloß erotischer Dichter zu seyn. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem verklagten Amor (1771), wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewißermaßen rechtfertigte, so wie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in dem Nachlasse des Diogenes von Sinope (1770 zuerst erschienen) der Welt mittheilte. In dieser Zeit dichtete Wieland auch das so berüchtigt gewordene Gedicht Kombabus, wodurch er aufs deutlichste bewies, wie sehr er sich in Behandlung solcher Gegenstände, die auf der äußersten Gränze des Auslandes schweben und kaum zu berühren sind, ohne in den Verdacht absichtlicher Unzüchtigkeit zu verfallen, von den Franzosen der damaligen Zeit unterscheide; indessen wollen wir nicht läugnen, daß vielleicht dieser Gegenstand gar nicht zu solchem Zwecke, wozu ihn Wieland bearbeitete, hätte gewählt werden sollen. Vielleicht aber verführte ihn gerade die Schwierigkeit des Wagstückes, wie großen Geistern, die ihre Kraft fühlen, nicht selten begegnet. Ueber die Beschäftigung seines Dichtertalents fand Wielands philosophischer Forschungsgeist durch zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit sich bedeutend angeregt, nämlich durch das, was Rousseau schrieb und Joseph II. ausführte oder auszuführen sich bestrebte. Die interessanten Paradoxen Rousseau's über den Naturstand des Menschen, und über die Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften veranlaßten bei Wieland, der über die Geschichte der Menschheit Vorlesungen hielt und selbst darüber schreiben wollte, ein eignes Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen, und als Beiträge zu einem solchen sind zu betrachten sein kleiner Roman Koxkox und Kikequexel und mehrere Abhandlungen, welche unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens aus den Archiven der Natur (1770), erschienen sind. In allen zeigt sich ein tiefer Blick ins Innere der Natur und eine klare gefällige Darstellung, verbunden mit den Reizen feiner Ironie und leichten Scherzes. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich sehnenden Menschheit und eingedenk seines hohen Berufs, wiewohl oft zu ungestüm hingerissen von dem Wunsche, die Frucht und Blüthe zugleich am Baume zu sehen, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem Leben des Staates vor, und entzündete alle gleichgestimmte Geister mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch Wieland in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieser Richtung seiner geistigen Thätigkeit verdanken wir den goldenen Spiegel oder die Könige von Schescheian, „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlich-

sten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben." Voltairischer Witz, Tristram Shandysche Laune, verbunden mit der deutschen Gemüthlichkeit und dem edlen Ernste eines menschenliebenden Herzens spiegeln sich in diesem Werke. Jetzt beginnt in Wielands Leben diejenige Periode, welche für die volle Entwickelung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste war, da sie ihm außer der ihm so ganz anpassenden äußern Umgebung auch die hinreichende Muße gewährte, sein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia nämlich hatte im J. 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich in der Blüthe der Jugend mit der Regierung des Landes und der Sorge für die Erziehung von zwei Söhnen zugleich belastet. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten genügt und so waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde Wieland durch den Freiherrn von Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueste hatte kennen gelernt, vorgeschlagen, und er nahm diesen ehrenden Ruf mit Freuden an. Im Oct. 1772 ging er mit dem Charakter eines herzogl. sächs. weimarschen Hofraths und einem jährlichen Gehalt von 1000 Thlrn., so lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und 600 Thlrn.*) lebenslänglicher Pension nach vollbrachtem Geschäfte, nach Weimar ab. Dieses war jetzt ein Ort, von dem Niemand ahnete, daß er das werden würde, was er hierauf besonders durch die erlauchte Fürstin ward, die auch Wieland zu sich rief. Indessen fand der Letztere schon mit ihrer Umgebung die edlen Künste vereinigt, welche das Leben wahrhaft erheitern und verschönern und mehrere ausgezeichnete Geister regten sich in vielfacher Thätigkeit. Die Namen eines Eckhof, Brandes, Beck, Seiler und die eines Musäus, von Einsiedel, von Knebel, von Voigt, Bertuch u. s. w. bestätigen dies. Wieland fühlte sich in solcher Gesellschaft bald ganz einheimisch und sein Genius regte, von innerer Zufriedenheit belebt und durch mannichfache Ermunterung von außen gehoben, muthiger die Schwingen. Er wandte sich zuerst wieder dem Theater zu und faßte besonders das Schauspiel ins Auge, daher die Entstehung des dramatischen Gedichts: die Wahl des Hercules und der Alceste, die den 29. Mai 1773 zum erstenmale auf dem weimarischen Hoftheater erschien, und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. Allein bedeutender für die deutsche gesammte Literatur ward das Unternehmen, dem er sich von dieser Zeit an, sein ganzes Leben hindurch, mit besonderm Fleiße und der größten Sorgfalt widmete: die Herausgabe des deutschen Merkurs. Da er durch diese Monatsschrift besonders der Kritik eine bessere Richtung zu geben trachtete, mußte er hier seine Ansichten von der Kunst und ihren höchsten Gesetzen, so wie seine Grundsätze in Beziehung auf die Composition poetischer Erzeugnisse frei und bestimmt aussprechen. Er that dies unter andern auch durch Briefe über seine Alceste, die schon im Septemberhefte des Merkurs vom J. 1773 erschienen. Hierdurch wurden besonders zwei große Geister zur lebhaftesten Opposition aufgeregt: Göthe nämlich und Herder. Beide konnten sich mit den einseitigen Kunstansichten nicht vertragen, welche die Franzosen, und durch ihr Beispiel geleitet, auch die Deutschen jener Zeit beherrschten und welche das höchste Gesetz in Beobachtung einer Art symmetrischer Correctheit setzten, der freien Entfaltung des tiefern Lebens gleichsam Ketten anlegten, und

*) Der jetzt regierende Großherzog von Weimar hat seinem geliebten Lehrer stets seinen ganzen Gehalt von 1000 Thlrn. jährl. als Pension gelassen.

dieſes als Rohheit und gemeine Natur verſchrien. Göthe wurde dadurch ſo entrüſtet, daß er eine Satire unter dem Titel: Götter, Helden und Wieland, ſchrieb, welche die große Natur, die in ihm lebte, und die er beſonders in ſeinem Shakſpeare wiederfand, an der armen und kurzſichtigen Tirkelei der Afterkunſt rächen ſollte. Lenz gab ſie zu Straßburg heraus, ſo kam ſie in Wielands Hände; allein dieſer, den aufſtrebenden Genius des großen Dichters nicht verkennend, erwiederte jenen Angriff mit leichtem Scherz und ahnete die Verwandtſchaft, die ſich doch, trotz alles ſcheinbaren Gegenſatzes, zwiſchen ihnen fand und zuletzt deutlich offenbarte; denn in dem Verſtändniß der Alten fanden ſich Beide als Freunde wieder. Dieſe Streitigkeit hatte indeß die Folge, daß zwei der vorzüglichſten Geiſter, worauf Deutſchland ſtolz zu ſeyn Urſache hat, Göthe und Herder, in Wielands Nähe verſetzt und zuletzt innig befreundet wurden. Göthe's Farce machte, da der Ruf des Dichters ſich ſchon mächtig zu verbreiten begann, großes Aufſehen. Auch Wielands Zöglingen, den Prinzen von Weimar, blieb ſie nicht fremd, und da dieſe auf einer Reiſe nach Frankreich gerade jetzt durch Frankfurt am Main kamen, ſuchten ſie Goethe's Bekanntſchaft, welche dieſen endlich an den Hof zu Weimar brachte, wohin ſpäter auch Herder ſich begab. Jetzt richteten ſich die Augen von ganz Deutſchland auf den Muſenſitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden verſprach. Er wurde dies wirklich und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, wurde die Seele eines geſelligen Kreiſes, wie ihn die Welt kaum geſehen hatte. Alles, was die Kunſt, die Wiſſenſchaften und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier ſogleich die ehrendſte Aufnahme u. Würdigung, Scherz und Ernſt trugen im ſchönen Wechſel immerfort das ihrige zur Erheiterung des Lebens bei. Da ward kein drückendes Rangverhältniß lähmend für den Genius, der ſich ſeinem kühnen Fluge frei überlaſſen durfte, indeß die edle Amalia, als geweihte Prieſterin ſittlicher Schönheit, Alles mit dem Scepter des edelſten Anſtandes regierte. In einem ſolchen Kreiſe kamen Geiſter wie Herder, Göthe und Wieland gar leicht bis zur Vertraulichkeit ſich näher, und ſchmückten ſich und die Fürſtin, die ſie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Kränzen. Wielands Talent als Schriftſteller für die Welt entwickelte ſich hier immer mehr und in einer Reihe von mehr als 20 Jahren ereignete ſich faſt nichts von Wichtigkeit in der politiſchen wie in der literariſchen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Als Philoſoph bewies er ſich ſtets als einen wahren Sokratiker. Aus dem Kreiſe der Pſychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht hinaus, beſchäftigte ſich aber ſtets am liebſten mit dem, was ihm in dieſen Wiſſenſchaften problematiſch ſchien. Seine philoſophiſchen Abhandlungen zeichnen ſich ſämmtlich durch Tiefe des Blicks und Feinheit der Behandlung aus. Auch die Geſchichte des Danischmend, die jetzt erſchien, gehört mehr dem Philoſophen als Dichter an. Als Hiſtoriker fand er in ſeiner lebhaften Einbildungskraft, ſeiner Sprachkenntniß, ſeiner ſcharfen Beurtheilung und umfaſſenden Ueberſicht der Begebenheiten nach urſächlichen Verhältniſſen große Hülfsmittel, die er trefflich benutzte und in vielen Darſtellungen beurkundete. Allein bei allen dieſen Beſchäftigungen blieb ihm doch auch die Muſe hold, denn ſie gab ihm die Geſchichte der Abderiten (1773), Erzählungen und Mährchen, theils nach fremden Originalen gebildet, theils ſelbſt erfunden, dann den Oberon, ein Werk, welches allein den Ruhm eines großen Dichters zu begründen wohl im Stande wäre. Außer dieſen Werken, worin der Dichter ſeine Eigenthüm-

lichkeit mehr oder weniger auf die verschiedenste Art seinem Zeitalter darlegte, unternahm er auch die Arbeit, die Werke des Horaz und Lucian in unsere Sprache überzutragen. Ein Unternehmen, welches ihm in einem seltenen Grade gelang und die Achtung gegen sein Talent ungemein erhöhte. Durch die Beschäftigung mit dem Lucian entstand aber auch ein ihm eigenthümliches Werk: der Peregrinus Proteus (1791), dann Der Agathodämon, den man als Seitenstück von jenem betrachten muß. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde wohl erwünscht seyn, sie vom Verf. selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausgabe zu besitzen. Eine solche veranstaltete der um die deutsche Literatur so verdiente Buchhändler Göschen zu Leipzig, und der Verfasser wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Osmannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heitrer Muße verbringen zu können meinte. Da er stets ein Feind von Luxus und Ueppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte, trotz seiner sich beträchtlich vermehrenden Familie — denn seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder — immer genügt, und er hatte stets genug gehabt, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun sah er auch über die Gränze seines Lebens hinaus für die Unversorgten gesorgt, und dies erheiterte ihm seine letzten Tage gar sehr. Er lebte vom J. 1798 an bis 1803 fortwährend in Osmannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, worunter sein attisches Museum keine der geringsten ist, wodurch er den lang gehegten Entschluß ausführte, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein Aristipp und einige seiner Zeitgenossen gehört dieser Periode an. Im J. 1803 aber verkaufte er sein geliebtes Osmannstädt wieder, weil er fand, daß er es in ökonomischer Hinsicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer erkauft. Er zog wieder nach Weimar zurück, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überlebte er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzlichsten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner edlen Gönnerinn und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller und andern, die er liebte und ehrte. Durch mehrere Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern, am meisten gelang ihm dies durch die Uebersetzung von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeugungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, als Mitglied des französischen Instituts, und mehrere glückliche Ereignisse milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner von ihm innigst geliebten Gattin gehörte, mit der er ein langes Leben in fast beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sie starb den 9. Nov. 1801 und Wieland glaubte ihren Tod nicht lang überleben zu können. Doch erfolgte der seinige erst den 20. Januar 1813 im 81sten Jahre seines glorreichen Lebens. Seine sterblichen Ueberreste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt am Main, zu Osmannstädt, seiner Wahl gemäß, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter selbst verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Da der Raum uns hier nicht gestattet, umständlicher die Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftstellers zu entwickeln, so verweisen wir unsere Leser, außer der Biographie Wielands von Gruber, auf einen Aufsatz im Morgenblatte vom J. 1813 unter der Aufschrift: Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar, wo die eigenste Persönlichkeit des Verewigten mit Meisterhand gezeichnet ist. K.L.M.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, berühmt wegen ihrer unerschöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben. Diese Salzwerke erstrecken sich über 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe. In der Breite kennt man wohl die Gränze des Salzwerkes, aber nicht, wie weit es in die Tiefe geht, und es ist daher als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz untergraben und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind sechs auf freiem Felde und zwei von der Stadt aus; die letztern beiden dienen zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß tief hinunter, oder steigt eine eigends eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehrere hundert Klaftern weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Wenn diese unterirdische Gegend mit einer hinlänglichen Anzahl Lichter erleuchtet wird, wie es bei dem Besuche großer Herren zu geschehen pflegt, so bietet sie durch den Abglanz der Salzcrystalle einen bezaubernden Anblick dar, und man dünkt sich in eine Zauberwelt versetzt. Man sieht hier unter andern eine schöne, künstlich gearbeitete Capelle, wo Messe gelesen wird, mit Heiligenbildern, Kanzel und Altar, und mit Säulen, alles aus Salzmasse gehauen, eben so wie die schön gearbeitete Statue des Königs Sigismund in Lebensgröße, und einen Saal, wo hohe Fremde bisweilen bewirthet worden sind. In der Tiefe ist ein nicht unbeträchtlicher Teich; der Glanz der in demselben sich spiegelnden Lichter bringt eine ganz eigne Wirkung hervor. Einen Eindruck andrer Art macht ein hohen Gästen zu Ehren abgebranntes Feuerwerk. Ungefähr 1700 Bergleute sind bei diesen Gruben angestellt, sie werden gut bezahlt; ihre gewöhnliche Schicht ist acht Stunden. Ein Theil dieser Arbeiter hält sich für beständig in der Tiefe auf, und mancher von ihnen soll, wie man sagt, sein ganzes Leben hindurch nicht auf die Oberfläche kommen. Es sind daher Wohnungen für sie, Magazine für die Salzvorräthe und Ställe für die Pferde, die zu den Göpeln oder zum Fortschaffen der Salzfässer gebraucht werden, aus dem gediegenen Salze gehauen. Die jährliche Ausbeute von diesem größten aller Salzwerke beträgt 700,000 Centner und gewährt mit dem, nicht weit davon entfernten, ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Centn. liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von zwei Millionen Gulden. Es ist immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Centn. vorhanden. In den Gruben zu Wieliczka gibt es drei Arten Steinsalz, die geringste Sorte ist mit Letten vermischt und hat einen grünlichen Schein. Das Faß von diesem Salze zu sechs Centn. kostet 3½ Thlr. Das beste ist das Crystallsalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Die Farbe dieser Salzsteine ist dunkelgrau mit Gelb untermischt. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil starke Stücken schwarzen Holzes. Das Salz

in den Gruben zu Bochnia iſt etwas feiner und wird durchaus in Fäſſer geſchlagen. — Dieſes Salzwerk gehörte ehemals, wie Galizien ſelbſt, zum Königreiche Polen, kam aber bei der Theilung dieſes Landes im J. 1772 an Oeſterreich. Nach dem dritten Artikel des 1809 zu Wien geſchloſſenen Friedens wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiſer von Oeſterreich und dem Herzogthum Warſchau gemeinſchaftlich überlaſſen. Beide Theile ſtellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinſchaftlichen Verwaltung an und hielten auch, bloß der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daſelbſt. Nach dem pariſer Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des wiener Congreſſes, dieſe Salzwerke wieder ganz an Oeſterreich. Der geſchickte ſächſiſche Mechanikus, Bergrath J. G. Borlach, hat Grundriße von den Gängen dieſes Salzwerks gefertigt, welche J. E. Nilſon zu Augsburg in vier großen Blättern in Kupfer geſtochen hat. Eben dieſer Kupferſtecher hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müllers Zeichnung geliefert, welches einen anſchaulichen Begriff von dieſen merkwürdigen unterirdiſchen Gruben gibt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem, längs den karpatiſchen Gebirgen, in einer Länge von ungefähr 120 deutſchen Meilen hinlaufenden unterirdiſchen Salzſtocke, der ſich zu Oska Rimnik in der Walachei endigt, zuſammenhängen (ſ. Fichtels Geſchichte des Steinſalzes und der Steinſalzgruben in Siebenbürgen, Nürnberg, 1780). — Die Stadt Wieliczka, die zwei Stunden von Cracau entfernt iſt, hat 340 Häuſer mit 3400 Einwohnern und iſt der Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter deſſen Direction auch das Salzwerk zu Bochnia ſteht.

Wien, die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerthums und ſeit Maximilians I. Zeiten die beſtändige Reſidenz der Beherrſcher Oeſterreichs. Sie liegt in Niederöſterreich auf einer kleinen Anhöhe am rechten oder ſüdlichen Ufer der Donau, von welcher ein Arm zwiſchen der Stadt und einigen Vorſtädten durchgeht, in den ſich hier der kleine, drei Meilen von der Stadt im wiener Walde entſpringende Fluß Wien ergießt. Die Gegend um die Stadt iſt ſehr angenehm und fruchtbar, das Clima zwar ſehr abwechſelnd, aber doch geſund. Wien beſteht aus der eigentlichen Stadt und vielen Vorſtädten, über deren Zahl die Topographen nicht ganz einig ſind; gewöhnlich gibt man 33 Vorſtädte an. Die eigentliche Stadt, die 1¼ Stunde im Umfang hat, enthält 1400 Häuſer, die größtentheils gut gebaut und bisweilen 7 Stockwerk hoch ſind. In den Vorſtädten, deren Umkreis man, mit Inbegriff des Praters, auf 3½ deutſche Meilen rechnet, gibt es über 5700 Häuſer und ihre Anzahl nimmt noch immer zu. Im J. 1814 betrug die Geſammtzahl der Einwohner, mit Ausſchluß der Fremden und des Militärs, 233,547 Seelen in 56,699 Familien. Da die Bevölkerung der Stadt ſeitdem geſtiegen iſt, ſo muß auch jene Zahl dermalen größer ſeyn. Im J. 1817 betrug die Summe der Gebornen 11,637 und der Geſtorbnen 12,742. Es waren 300 Geborne weniger und 400 Geſtorbne mehr als im J. 1816. Dieſer Unterſchied liegt jedoch in den vielen Krankenanſtalten, in welche auch Auswärtige aufgenommen werden. Die Stadt war ſonſt mit 12 Baſteien und einigen Außenwerken verſehen und ſchon ſeit langer Zeit, zuletzt noch im J. 1799, für eine Feſtung erklärt worden; doch iſt ſie als ſolche in den neueſten Zeiten nicht angeſehen worden. Ihre Feſtungswerke haben, nachdem ein Theil derſelben im J. 1809 durch feindliche Hand zerſtört worden, eine andere Geſtalt erhalten. Die Vorſtädte, welche in cirkelförmiger Geſtalt um die Stadt herum liegen, werden von auſſen durch die ſogenannte Linie eingeſchloſſen — einen

Graben mit einem 10 Fuß hohen gemauerten Walle. Die einzelnen Theile dieser Linie werden nach den zunächst liegenden Oertern, z. B. die mußdorfer Linie, benannt. In Wien gibt es überhaupt 110 Straßen und Gassen, von denen jedoch ein großer Theil eng und ungleich sind, und 8 große öffentliche Plätze. Auf dem Josephsplatze steht die von Zauner verfertigte bronzne Reiterstatue des Kaisers Joseph II., die der jetzige Kaiser seinem großen Oheim 1806 errichtete. Die Stadt ist in vier Viertel und acht Kirchspiele eingetheilt. Unter den acht Pfarrkirchen ist die St. Stephanskirche, welche die erzbischöfliche Metropolitankirche ist, die merkwürdigste. Es ist ein majestätisches Gebäude, von schöner gothischer Architektur, das über alle Gebäude der Stadt hervorragt. Der Anfang ihrer Erbauung fällt in die Jahre 1144—47. Unter den Gemälden der Kirche befinden sich einige Meisterwerke. Zu den Merkwürdigkeiten derselben gehören verschiedne Monumente von Personen aus der regierenden Familie, das Monument des Prinzen Eugen und andere; ferner ein großer Schatz von kostbaren heiligen Gefäßen und Reliquien. Der berühmte Stephansthurm steht an der südlichen Seite der Kirche. Es ist ein mit gothischer Arbeit verzierter Thurm, dessen Bau 1433 vollendet wurde. Er ist 434½ Fuß hoch. Bis zur engern Spitze desselben führen 700 steinerne und hölzerne Stufen, von da bis zur obersten Spitze muß man auf Leitern steigen. In der Augustinerkirche ist das von dem berühmten Canova verfertigte Monument, welches der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christina, 1805 setzen ließ. Von Klöstern sind, nach der Reform, welche Joseph II. mit ihnen vornahm, dermalen noch sechs Mönchsklöster und ein Nonnenkloster übrig. Unter den vielen, zum Theil schönen öffentlichen Gebäuden und Palästen fürstlicher und gräflicher Familien ist die kaiserliche Burg das merkwürdigste, wenn gleich von außen nicht das ansehnlichste. Es ist ein, schon im 13. Jahrhunderte zu bauen angefangnes, und seitdem verschiedentlich vergrößertes, ungleiches Gebäude. Der Plan zur Erbauung eines neuen Schlosses ist schon von mehrern Regenten Oesterreichs entworfen und vor kurzem wieder erneuert worden. Die innere Einrichtung der Burg ist überaus prächtig. In der Burg ist die kaiserliche Schatzkammer, welche, in einer Gallerie und vier Zimmern, unter mehrern andern kostbaren Juwelen und Kunstschätzen, auch den großen sogenannten florentinischen Diamant, einst das Eigenthum Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, enthält. Außer der Burg nennen wir die kaiserliche Reitschule, nach der Meinung der Kenner das schönste Gebäude dieser Art in Europa. In einem Theile der Burg ist das kaiserliche Naturalienkabinet, eines der vollständigsten, ferner das Cabinet der Antiken, mit welchem die Sammlung geschnittner Steine und antiker Medaillen verbunden ist, und die von dem jetzt regierenden Kaiser fast neu geschaffne Sammlung moderner Münzen und Medaillen. Der große Numismatiker Eckhel war einst Vorsteher dieser beiden letztern sehr ausgezeichneten Sammlungen. In einem besondern, an die kaiserliche Burg angebauten prächtigen Gebäude ist die kaiserliche Hofbibliothek, die Maximilian I. zu sammeln anfing, und die unter die vorzüglichsten gehört. Sie enthält über 300,000 Bände und eine zahlreiche Sammlung von Manuscripten und Werken aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst. Der bekannte Dichter Denis, der erster Custos dieser Bibliothek war, hat eine Beschreibung derselben herausgegeben. Die Bibliothek ist an gewissen Tagen zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Außer der Biblio-

thek und dem Naturalienkabinet, welches die hiesige Universität besitzt, gibt es noch viele ansehnliche Bibliotheken und Naturaliensammlungen vornehmer und reicher Personen. Die ganz vorzügliche kaiserliche Gemäldesammlung, welche Joseph II. 1777 im Belvedere einrichten ließ, enthält gegen 1400 Gemählde, unter denen viele ausgezeichnete Meisterwerke sind. Unter den verschiednen höhern Bildungsanstalten, welche unter der kaiserl. königl. Studienhofcommission stehen, hat die 1365 gestiftete und 1756 durch den berühmten kaiserl. Leibarzt van Swieten neuorganisirte Universität den ersten Rang. Sie besteht aus den gewöhnlichen vier Fakultäten, hat einen sehr beträchtlichen Fond und überdies gegen 50 von Privatleuten errichtete Stiftungen, aus welcher mehr als 200 Studirende unterstützt werden. Die Zahl der Studirenden beträgt ungefähr 1000. Die andern Unterrichtsanstalten sind: drei Gymnasien, die medicinisch-chirurgische Josephsakademie, welche auch auswärtige Ehren- und correspondirende Mitglieder hat, die Akademie der vereinigten bildenden Künste, nämlich der Mahler, Bildhauer, Kupferstecher und der Mosaik, die Theresianische Ritterakademie, die Akademie der morgenländischen Sprachen, das seit 1816 errichtete polytechnische Institut, in welchem Mathematik, Physik, Chemie, Technologie und Mechanik gelehrt werden und mit welchem auch die Realakademie vereinigt worden ist, die Forstlehranstalt, das Thierarzneiinstitut, die Normalhauptschule und viele andre Schulen; man hat auch angefangen, Militärschulen nach der Lancasterschen Methode einzurichten. Der Wohlthätigkeitsanstalten gibt es in Wien sehr viele. Dahin gehört vorzüglich das große und weitläuftige, vom Kaiser Joseph II. im J. 1784 errichtete allgemeine Krankenhaus oder Universalspital. Die Anlage ist auf 2000 Betten eingerichtet, und es werden bisweilen 14 bis 15,000 Kranke in einem Jahre darein aufgenommen. Auch gibt es ein von Joseph II. 1784 errichtetes Taubstummeninstitut und eine später errichtete Blindenanstalt. Wien ist der Mittelpunkt des österreichischen Handels. Ungefähr 100 Großhändler treiben einen sehr beträchtlichen Aktivhandel mit inländischen Erzeugnissen in die übrigen österreichischen Provinzen nach Italien und der Türkei, Rußland, Bayern und Schlesien. Aus dem Auslande werden nur einige rohe Producte eingeführt. Fabriken und Manufacturen, die erst unter der Kaiserin Maria Theresia zu entstehen anfingen und die Joseph II. durch das gänzliche Verbot der Einfuhr aller fremden Waaren im J. 1785 mehr zu heben suchte, haben sich seitdem sehr vervielfältigt und vervollkommnet. Es werden jetzt in Wien Seiden- und Sammtwaaren, goldne und silberne Spitzen, Bänder, baumwollne Waaren, Tücher, Stahl- und Galanteriewaaren, mathematische und musikalische Instrumente, Gewehre, Porzellan, Tapeten ꝛc. zum Theil in großer Vollkommenheit verfertigt. Man rechnet ungefähr 3000 gangbare Fabriken, welche über 60,000 Personen beschäftigen. Es gibt allein mehr als 10,000 Weberstühle. — Ganz nahe an den Vorstädten Wiens, auf einer Insel, welche die Donau bildet, sind die berühmten Vergnügungsörter, der Prater und der mit demselben in Verbindung stehende Augarten. Der Prater, ein 2 Meilen langer Lustwald von Laubholz mit einem schönen Wiesengrunde, zum Theil in Alleen ausgehauen, auf Befehl des Kaisers Joseph II. für Jedermann offen, bietet viel reizende Partien dar und wird bei schönem Wetter an Sonn- und Feiertagen bisweilen von 20,000 Menschen besucht. Der Augarten, ein regelmäßiges Viereck, besteht fast aus lauter, in regelmäßigen Partien durchschnittner Waldung. Auch diesen öffnete Joseph II. für Je-

hermann, wie die über dem Mittelthore befindliche Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer" anzeigt. — Ein brauchbarer Wegweiser für Fremde ist: Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien ꝛc. von J. Pezzl. Wien, 1807. Die schönen Gegenden um Wien beschreibt das: Panorama von Wiens Umgebungen, nebst Situationskarte, Wien, 1807.

Wight, eine englische zu Hamshire gehörende Insel im Canal, der England von Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der englischen Küste. Die Insel hat 9 Quadratmeilen Flächeninhalt und 27,000 Einwohner. Sie ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getraide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westlichen Grafschaften Englands und die englischen Kriegsflotten, welche sich in der Bay zwischen Spithead (s. d. Art.) und Wight versammeln und erhalten aus dieser Insel gewöhnlich ihren Bedarf an Mehl und Zwieback. Es sind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch gibt es hier viel zahmes Vieh, Hasen und Kaninchen, und einen Ueberfluß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat vier Städte. Die vorzüglichste darunter ist Newport, die gut befestigt ist. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Carisbrook wurde Carl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet hatte, und von dem Obersten Hammon gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn bloß seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), Esquire, ein noch lebender ausgezeichneter Redner im Unterhause des englischen Parlaments, auf der Seite der Ministerialpartei. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredsamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn seine kränkliche Stimme schwächt die Wirkung eines sonst kräftigen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlamentsreden. Was ihm einen Namen erwarben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen. — Nachdem die Spanier in dem neuentdeckten Amerika viele Millionen der Landeseingebornen ermordet hatten, fehlte es besonders in den Antillen an Händen, um die Pflanzungen zu cultiviren. Auf den Vorschlag des berühmten spanischen Bischofs Las Casas, der sich für die unglücklichen Indianer gegen die Grausamkeiten seiner Landsleute so eifrig, obwohl fruchtlos verwendete, gab Kaiser Carl V. im J. 1527 die Erlaubniß, 4000 Afrikaner auf den Antillen S. Domingo, Cuba, Jamaica und Porto Rico einzuführen. Dies war der Ursprung des Negerhandels, den zuerst die Portugiesen, die früher, als andere Nationen, in Afrika Entdeckungen und Eroberungen gemacht hatten, allein führten, an dem aber nachher alle handelnden Völker in Europa zum Vortheil für Amerika Antheil genommen haben. Man rechnet, daß in den 300 Jahren, während welcher dieser Menschenhandel bis jetzt geführt worden ist, über fünfzig Millionen unglücklicher Afrikaner ihrem Vaterlande entrissen und in die Sklaverei geführt worden sind. Die Grausamkeit, mit welcher diese Unglücklichen, mit wenigen Ausnahmen, behandelt wurden, mußte das Gefühl der Menschlichkeit empören. Die Quäker in Pensylvanien schafften zuerst (1751) den Sklaven-

Handel ab. Auch Dänemark untersagte ihn seinen Handelsgesellschaften. In England wurde im J. 1788 die erste ernstliche Anregung deßwegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels, vorzüglich von Seiten der Religion, vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehrern Seiten wurden ähnliche Vorstellungen gemacht, aber auch von andern starke Widersprüche dagen erhoben, und so blieb diese Angelegenheit, für die sich die ganze Nation zu interessiren schien, lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle Wilberforce sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er aller Hinderniße ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholtenmalen, unterstützt von Pitt, Fox und Andern, im Parlamente zur Sprache brachte. Erst im J. 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geschloßnen Frieden erklärte Ludwig XVIII, daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb fünf Jahren aufhören solle und versprach, bei dem Congreß zu Wien seine Bemühungen mit England zu vereinigen, um auch die übrigen Mächte zur Abschaffung des Negerhandels zu vermögen. Der englische Gesandte Lord Castlereagh brachte diese Angelegenheit beim wiener Congreß zur Sprache, und Wilberforce machte ein merkwürdiges Schreiben an den französischen Gesandten beim Congreß, den Prinzen Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. Wilberforce fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die britt. Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an, — ein Antrag, der wohl so bald nicht genehmigt werden dürfte. Neuerlich hat Wilberforce die Genugthuung für seinen Eifer erhalten, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Tractat abgeschlossen worden ist, durch welchen Spanien sich verbindlich macht, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben, England verspricht dagegen, den spanischen Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigen, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung zu bezahlen. Der Abschluß eines ähnlichen Tractats mit Portugal wurde im Anfange des Jahres 1818 erwartet. Möge der edle Wilberforce den Triumph seiner nun dreißigjährigen menschenfreundlichen Bemühungen noch recht lange genießen! (Vergl. auch d. Art. Sklavenhandel.)

Wildbad, eine kleine, offne, seit einem verheerenden Brande im J. 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt, mit 1500 Einwohnern in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg. Die Stadt liegt an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, dem vorzüglichsten unter den verschiednen würtembergischen Bädern, berühmt. Es ist da ein königliches Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See ist, dessen Waß-

ser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Marktburgbernheim im ehemaligen Fürstenthume Bayreuth oder dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Gränzen umschloßnes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein District verstanden wird, wo ein Wildstand ist, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiednen Ländern besondre Gesetze gegeben, daß z. B. um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel, als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Uebertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, in so fern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der, ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffnen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumaßen oder auch andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondre, den Churfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angränzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten brauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Churpfalz, nach dem westphälischen Frieden, dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnlosen Ausländers war, nach Obigem, nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden solche Pferde genannt, die in der Ukraine,

Moldau und angränzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräflichen Familien am Rheine, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und raugräflicher Häuser mit rheingräflichen entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der, seit dem 8ten Jahrhunderte blühenden grumbachischen Linie des gräflichen Hauses Salm üblich. Den Titel Rauzraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländischen Freiheit, der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Aeltern von Nassau und Julianens, Gräfin von Stolberg, ward geb. den 16ten April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen vier Brüdern kämpften Ludwig, Adolph und Heinrich von Nassau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders in dem niederländischen Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolph blieb in Friesland 1568. Ludwig und Heinrich blieben auf der Mooker Heide 1575. Sie waren unverheirathet. Von dem jüngsten Bruder, Johann (st. 1606), Grafen zu Dillenburg, stammt das jetzige königlich niederländische Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1. mit Anna von Büren; 2. mit Anna von Sachsen, der Tochter des Churfürsten Moritz, von welcher Moritz sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3. mit Caroline von Montpenser; 4. mit Ludovika von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1647 starb, dessen Enkel Wilhelm III. König von England war. Von Wilhelms sieben Schwestern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer um ihn war. Wilhem wurde in der rhmischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Carls V. Schwester; hierauf befand er sich neun Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und die Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 Jahre alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn nachdrücklich an seinen Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchem ihn die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederländer ansah, und ihm daher die bei seinen Vorfahren gewesene Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf, so stellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem König schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückriefe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen würde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an;

doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm, er möchte seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sey, wie die Fürstin glaube, er selbst aber bereits dem König geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, im J. 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöffe der Statthalterin übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde, — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen — so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde. Um über Mittel zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer späteren Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade, erwiederte der kluge Oranien, wird unser Untergang und Egmont die Brücke seyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden." — Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühl der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herrn und mehrere von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne verhaftet, und in Brüssel 1568 den 2. Juli hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwörgenheit — so nannte er den Prinzen von Oranien — gefangen? — „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so taugt des Herzogs Fischerei nichts." — Alba ließ indessen den Prinzen, die Grafen von Hoostrate, von Kulenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölf vorfodern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem König selbst und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm von der Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte *). Nun trat der Prinz von Ora-

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

nien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestantischen Religion, und erhielt von mehrern protestantischen Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann von Ligne, Grafen von Aremberg, der selbst blieb; allein auch Adolph verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juni 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des Troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog von Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen, vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer auseinander; er selbst aber begab sich mit 3200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzog von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die catholische Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Kaper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen — so nannte man jene Kaper — bemächtigten sich schon im J. 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Voorn, und eroberten alsdann auch Vließingen und Ter Veere. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehrere Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 Mann in Brabant ein, wo ihm mehrere Städte, wie Mecheln und Löwen, die Thore öffneten; allein die französischen Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte den Herzog von Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rheine zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn noch zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht, Holland und Seeland, wo ihn die Staaten bereits zu ihrem Statthalter, und die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. Nun betrieb er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vließingen, die den Spaniern stets überlegen blieb, so daß man wohl sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einwohner behandelte, machte die übrigen nur um so entschlossner zur Ver-

theidigung. Der Prinz von Oranien aber eroberte nicht allein Gertruidenburg, sondern auch Middelburg, die Hauptstadt von Seeland, nachdem die Meergeusen die spanische Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zunniga und Requesens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der Mooker Heide (14ten April 1575) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leiden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Dakauf starb Zunniga. Die spanischen Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtliche niederländische Provinzen, mit Ausnahme Luxemburg, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Als aber der neue Statthalter, Johann von Oesterreich, das ihnen bewilligte Friedensedict vom J. 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk von Brabant empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Oesterreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gembloux (31sten Jan. 1578) aufs neue in den sogenannten wallonischen Provinzen, welche eifrig catholisch waren, die Oberhand. Der neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein erfahrner und staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriednen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgenigten Großen wieder in das spanische Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den sieben nördlichen Provinzen durch die Union zu Utrecht (23 Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande (s. d. Art.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Cöln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, dem Herzog Franz von Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem König Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Menschristen, einen andern Cain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 25,000 Thalern auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdies sollten dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen seyn und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter andern Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Die Stände hatten dagegen ihrem Statthalter eine Leibwache an. Unterdessen eroberte der Herzog von Parma mehrere Festungen, auch Breda, das dem Prinzen von Oranien gehörte. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog von Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf

wurde der französische Prinz zum Herzog von Brabant ausgerufen (im März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzoglichen Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jaureguy, schoß nach ihm mit der Pistole, so daß die Kugel unter dem rechten Ohre hinein und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Die Bestürzung war allgemein. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte eben so eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch zwei andere Mörder ein, welche vom Herzog von Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; einen Spanier, Nicolo Salzedo, und einen Italiener, Francesco Baza. Beide wurden überführt; jener in Paris von vier Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog von Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen von Oranien, dessen Ansehn ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger, welche die Franzosen, die in der Stadt die Thore den Franzosen vor derselben öffnen wollten, niederhieben, vereitelt, so daß er beschämt nach Frankreich zurückkehrte (3ten Jan. 1583), wo er das Jahr darauf starb. Indeß hatte auch der Prinz von Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovika von Coligny. Eigentlich aber war es der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 starb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Mord. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste beiwohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihn in seinen Angelegenheiten öfter verschickte. Als nun Oranien am 10ten Juli 1584 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein andres Zimmer zu gehn, erschoß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit drei Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit den Worten: „Herr, erbarme dich über meine Seele und über das arme Volk!“ — Sein Mörder war nicht älter als 22 Jahr. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinne und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhör hatte er bekannt, daß ein Franciskaner von Tournai und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf habe er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieser ihn an den Staatsrath d'Assonville gewiesen, um das Nöthige zu verabreden. — Wilhelm starb 52

Jahr alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohl gebildet, hatte castanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig und dachte viel; was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er ein Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks, darum ging die Freiheit, welche er gegründet nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es gibt von ihm drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergleiche man Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638. fol. Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geboren im Haag den 24ten August 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (st. 9. Apr. 1806), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm von Oranien (s. d. A.). Seine Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, lebt noch. Er dankte ihr seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (1747), hatte die vier Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietz'sche, Linie gebracht. Der holländische Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General von Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, war sein Führer. Im J. 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeit lang zu Berlin, an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Luise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preußische Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien insgeheim entgegenwirkten, verhinderte vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1sten Febr. 1793 an den Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländische Brabant; doch befreite es der Erbprinz — der den Oberbefehl über die holländischen Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestossen war — in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Coburg, über Dumouriez den 18ten März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die französische Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Allein am 23ten Sept.

handel ab. Auch Dänemark untersagte ihn seinen Handelsgesellschaften. In England wurde im J. 1788 die erste ernstliche Anregung deßwegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels, vorzüglich von Seiten der Religion, vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehrern Seiten wurden ähnliche Vorstellungen gemacht, aber auch von andern starke Widersprüche dagen erhoben, und so blieb diese Angelegenheit, für die sich die ganze Nation zu interessiren schien, lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle Wilberforce sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er aller Hindernisse ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholtenmalen, unterstützt von Pitt, Fox und Andern, im Parlamente zur Sprache brachte. Erst im J. 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geschloßnen Frieden erklärte Ludwig XVIII, daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb fünf Jahren aufhören solle und versprach, bei dem Congreß zu Wien seine Bemühungen mit England zu vereinigen, um auch die übrigen Mächte zur Abschaffung des Negerhandels zu vermögen. Der englische Gesandte Lord Castlereagh brachte diese Angelegenheit beim wiener Congreß zur Sprache, und Wilberforce machte ein merkwürdiges Schreiben an den französischen Gesandten beim Congreß, den Prinzen Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. Wilberforce fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die britt. Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an, — ein Antrag, der wohl so bald nicht genehmigt werden dürfte. Neuerlich hat Wilberforce die Genugthuung für seinen Eifer erhalten, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Tractat abgeschlossen worden ist, durch welchen Spanien sich verbindlich macht, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben, England verspricht dagegen, den spanischen Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigen, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung zu bezahlen. Der Abschluß eines ähnlichen Tractats mit Portugal wurde im Anfange des Jahres 1818 erwartet. Möge der edle Wilberforce den Triumph seiner nun dreißigjährigen menschenfreundlichen Bemühungen noch recht lange genießen! (Vergl. auch d. Art. Sklavenhandel.)

Wildbad, eine kleine, offne, seit einem verheerenden Brande im J. 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt, mit 1500 Einwohnern in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg. Die Stadt liegt an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, dem vorzüglichsten unter den verschiednen würtembergischen Bädern, berühmt. Es ist da ein königliches Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der **wilde See** ist, dessen Was-

ser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Markburgbernheim im ehemaligen Fürstenthume Bayreuth oder dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Gränzen umschloßnes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wilbbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein Distriet verstanden wird, wo ein Wildstand ist, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiednen Ländern besondre Gesetze gegeben, daß z. B. um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angekunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel, als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Uebertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, in so fern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der, ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffnen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumaßen oder auch andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondre, den Churfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angränzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten brauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Churpfalz, nach dem westphälischen Frieden, dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnlosen Ausländers war, nach Obigem, nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden solche Pferde genannt, die in der Ukraine,

Moldau und angränzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräflichen Familien am Rheine, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und raugräflicher Häuser mit rheingräflichen entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der, seit dem 8ten Jahrhunderte blühenden grumbachischen Linie des gräflichen Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländischen Freiheit, der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Aeltern von Nassau und Julianens, Gräfin von Stolberg, ward geb. den 16ten April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen vier Brüdern kämpften Ludwig, Adolph und Heinrich von Nassau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders in dem niederländischen Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolph blieb in Friesland 1568. Ludwig und Heinrich blieben auf der Mooker Heide 1575. Sie waren unverheirathet. Von dem jüngsten Bruder, Johann (st. 1606), Grafen zu Dillenburg, stammt das jetzige königlich niederländische Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1. mit Anna von Büren; 2. mit Anna von Sachsen, der Tochter des Churfürsten Moritz, von welcher Moritz sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3. mit Caroline von Montpenssier; 4. mit Ludovika von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1647 starb, dessen Enkel Wilhelm III. König von England war. Von Wilhelms sieben Schwestern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer um ihn war. Wilhelm wurde in der römischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Carls V. Schwester; hierauf befand er sich neun Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und die Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 Jahre alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn nachdrücklich an seinen Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchem ihn die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederländer ansah, und ihm daher die bei seinen Vorfahren gewesene Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf, so stellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem König schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückriefe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen würde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an;

doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm, er möchte seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sey, wie die Fürstin glaube, er selbst aber bereits dem König geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, im J. 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöffe der Statthalterin übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde, — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen — so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde. Um über Mittel zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer späteren Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade, erwiederte der kluge Oranien, wird unser Untergang und Egmont die Brücke seyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden." — Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühl der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herrn und mehrere von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne verhaftet, und in Brüssel 1568 den 2. Juli hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit — so nannte er den Prinzen von Oranien — gefangen? — „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so tauge des Herzogs Fischerei nichts." — Alba ließ indessen den Prinzen, die Grafen von Hoostrate, von Kulenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölf vorfodern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem König selbst und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm von der Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte *). Nun trat der Prinz von Ora-

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

nien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestantischen Religion, und erhielt von mehrern protestantischen Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann von Ligne, Grafen von Aremberg, der selbst blieb; allein auch Adolph verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juni 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des Troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog von Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen, vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer auseinander; er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzog von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die catholische Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Kaper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen — so nannte man jene Kaper — bemächtigten sich schon im J. 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Voorn, und eroberten alsdann auch Vließingen und Ter Veere. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehrere Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 Mann in Brabant ein, wo ihm mehrere Städte, wie Mecheln und Löwen, die Thore öffneten; allein die französischen Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte den Herzog von Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rheine zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn noch zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht, Holland und Seeland, wo ihn die Staaten bereits zu ihrem Statthalter, und die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. Nun betrieb er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vließingen, die den Spaniern stets überlegen blieb, so daß man wohl sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einwohner behandelte, machte die übrigen nur um so entschloßner zur Ver-

theidigung. Der Prinz von Oranien aber eroberte nicht allein Gertruidenburg, sondern auch Middelburg, die Hauptstadt von Seeland, nachdem die Meergeusen die spanische Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zunniga und Requesens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der Mooker Heide (14ten April 1575) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leiden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zunniga. Die spanischen Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtliche niederländische Provinzen, mit Ausnahme Luxemburg, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Als aber der neue Statthalter, Johann von Oesterreich, das ihnen bewilligte Friedensedict vom J. 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk von Brabant empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Oesterreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31sten Jan. 1578) aufs neue in den sogenannten wallonischen Provinzen, welche eifrig catholisch waren, die Oberhand. Der neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein erfahrner und staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriednen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgenigten Großen wieder in das spanische Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den sieben nördlichen Provinzen durch die Union zu Utrecht (23 Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande (s. d. Art.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Cöln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, dem Herzog Franz von Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem König Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Cain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 25,000 Thalern auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdies sollten dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen seyn und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter andern Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Die Stände bot en dagegen ihrem Statthalter eine Leibwache an. Unterdessen erob rte der Herzog von Parma mehrere Festungen, auch Breda, das dem Prinzen von Oranien gehörte. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog von Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf

wurde der franzöſiſche Prinz zum Herzog von Brabant ausgerufen (im März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzoglichen Hut aufſetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geſchah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderiſch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jauregny, ſchoß nach ihm mit der Piſtole, ſo daß die Kugel unter dem rechten Ohre hinein und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausſchlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz ſelbſt hatte ſo viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieſer Mordthat ſchrieb. Die Beſtürzung war allgemein. Der Rath ordnete Faſttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte eben ſo eifrig für ſeine endliche Wiederherſtellung. Man zog noch zwei andere Mörder ein, welche vom Herzog von Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; einen Spanier, Nicolo Salzedo, und einen Italiener, Franceseo Baza. Beide wurden überführt; jener in Paris von vier Pferden zerriſſen, dieſer tödtete ſich ſelbſt. Nach dieſen Vorfällen gelüſtete den Herzog von Anjou nach der unumſchränkten Herrſchaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtſinnigen Franzöſen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen von Oranien, deſſen Anſehn ihm mißfiel. Allein ſeine Abſicht, ſich der wichtigſten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger, welche die Franzöſen, die in der Stadt die Thore den Franzoſen vor derſelben öffnen wollten, niederhieben, vereitelt, ſo daß er beſchämt nach Frankreich zurückkehrte (3ten Jan. 1583), wo er das Jahr darauf ſtarb. Indeß hatte auch der Prinz von Oranien viele Feinde. Sie beſchuldigten ihn, daß er mit den Franzoſen in Verbindung ſtehe und tadelten ſeine vierte Vermählung mit Ludovika von Coligny. Eigentlich aber war es der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab ſich daher nach Delft, wo ihm ſeine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 ſtarb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Mord. Ein Burgunder, Balthaſar Gerard, hatte ſich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Beſançon habe entfliehen müſſen, bei dem Prinzen eingeſchlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienſte beiwohnte, ſo getäuſcht, daß der Prinz ihn in ſeinen Angelegenheiten öfter verſchickte. Als nun Oranien am 10ten Juli 1584 in ſeinem Schloſſe zu Delft von der Tafel aufgeſtanden war, um in ein andres Zimmer zu gehn, erſchoß ihn der Mörder mit einer Piſtole, die er mit drei Kugeln geladen hatte. Der Prinz ſank neben ſeiner Gemahlin und Schweſter, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und ſtarb mit den Worten: „Herr, erbarme dich über meine Seele und über das arme Volk!“ — Sein Mörder war nicht älter als 22 Jahr. Der Wahnſinn, durch ſolche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu dieſem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesſtrafe mit verſtocktem Sinne und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhör hatte er bekannt, daß ein Franciskaner von Tournai und ein Jeſuit von Trier ihn durch das Verſprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf habe er ſein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieſer ihn an den Staatsrath d'Aſſonville gewieſen, um das Nöthige zu verabreden. — Wilhelm ſtarb 52

Jahr alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohl gebildet, hatte castanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig und dachte viel; was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er ein Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks, darum ging die Freiheit, welche er gegründet nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es gibt von ihm drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergleiche man Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638. fol. Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geboren im Haag den 24ten August 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (st. 9. Apr. 1806), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm von Oranien (s. d. A.). Seine Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, lebt noch. Er dankt ihr seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (1747), hatte die vier Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietz'sche, Linie gebracht. Der holländische Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General von Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, war sein Führer. Im J. 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeit lang zu Berlin, an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Luise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preußische Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien insgeheim entgegenwirkten, verhinderte vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1sten Febr. 1793 an den Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländische Brabant; doch befreite es der Erbprinz — der den Oberbefehl über die holländischen Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestossen war — in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Coburg, über Dumouriez den 18ten März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die französische Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Allein am 25ten Sept.

ward er in seiner Stellung zwischen Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Uebermacht angegriffen, daß er, da der österr. General Kray zu spät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstande, in welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, sich mit Verlust nach Gent und hinter die Schelde zurückziehen mußte. Im Feldzuge 1794 eroberte der Erbprinz Landrecies den 30sten April, hierauf warf er an der Spitze eines niederländisch-österreichischen Heeres von 50,000 Mann den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26sten Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgedrungen war, mußte er, da die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus geschlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Coburg, sich ebenfalls zurückziehn. Hierauf wichen (21. Juli) die Oesterreicher vor Pichegru und Jourdan bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb bei seinem geschwächten Heere nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, das aus Engländern, Hannoveranern und Hessen bestand, die Gränzen der Republik zu decken. Allein die Festungen fielen und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, so daß Pichegru schon den 17. Januar 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher den 16ten Januar ihre Befehlshaberstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18ten und 19ten mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 elenden Fischerpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schaar ausgewanderter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen. Doch nach dem Basler Frieden zerstreute sich dieses kleine Heer. Prinz Friedrich trat in österreichische Dienste, und der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten preußischen Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Uebrigens beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der Verbesserung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowski erkauften Herrschaften, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater inzwischen die durch den Reichsdeputationsschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an seinen Sohn, den Erbprinzen, den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm dieser davon am Ende des Jahrs Besitz, und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In seinen neuen Staaten stellte er nach Beseitigung fast endloser Hindernisse, durch eigne zweckmäßige Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und besonnenen Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gut geordneten Zustand wieder her. Sein Rechtssinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe seines Volks. Unter mehrern Verbesserungen müssen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Universität zu Fulda von Meißner (aus Prag) und Gierig neu eingerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Land-

rankenhauſes genannt werden, wozu der Fürſt die Fonds von zwei ingezogenen Klöſtern verwandte. Nach dem Tode ſeines Vaters 9. Apr. 1806) übernahm der Fürſt die Regierung ſeiner naſſauiſchen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, u dem Rheinbunde zu treten (deſſen Bildung, ohne Preußens Vorwiſſen, Luccheſini und Haugwitz für unmöglich hielten), im Gefühl der Würde eines deutſchen Fürſten nicht beachtete, verlor er die Hoheit ber die oraniſchen Lande, welche ſeine Stammvettern Naſſau-Uſingen nd Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Die Oberherrſchaft über das ſchöne Weingarten hatte ſich der neue König on Würtemberg von Napoleon erbeten. Auch Fulda ſollte er verlieen, wenn er nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürſt beſchloß: s ſey beſſer mit Ehren zu fallen, als den Namen Oranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch — dafür erkannte er den Rhein- und ſchon damals zu ſchänden. Alle Anträge von Naſſau, von Murat u. A., wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürſt im Auguſt 806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieutenant, ſpäterhin im Septbr. den Oberbefehl über eine Abheilung des rechten Flügels des preußiſchen Heeres zwiſchen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarſchall Möllendorf nach Erfurt folgen und gieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthloſe Greis bſchloß, in Kriegsgefangenſchaft; doch durfte er ſich bei ſeiner Gemahlin im Preußiſchen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, ſo wie den Churfürſten von Heſſen und den Herzog von Braunſchweig, einer Länder für verluſtig, und Fulda mußte ſchon den 27ſten Octbr. dem franzöſiſchen Kaiſer huldigen; Corvey, Dortmund und die Grafſchaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreiche Weſtphalen einverleibt. Selbſt die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domänen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Bayern that dies nicht, und die andern rheiniſchen Bundesfürſten verſprachen wenigſtens ihm reinen Ueberſchuß an den beraubten Fürſten auszahlen zu laſſen. Dieſer war unterdeſſen mit ſeiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichſel ſich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur ſeine Gemahlin, die krank war, durfte daſelbſt wohnen. Er ſelbſt mußte über die Oder zurück und begab ſich nach Pillau. Im Frieden zu Tilſit ward ſeiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Beſitz ſeiner Güter im Herzogthume Warſchau. Er lebte aufs Neue ganz den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie in Berlin, wo ſein älteſter Prinz in der Militärakademie erzogen und dann nach England geſchickt wurde, wo er unter Wellington in Spanien durch Heldenmuth ſich auszeichnete. Im Kriege Frankreichs mit Oeſterreich 1809, begab ſich der Fürſt mit ſeinem Jugendgefährten und ſtetem Begleiter, Fagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Carl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdeſſen hatte das Unglück der holländiſchen Nation die Sehnſucht nach der Rückkehr des Hauſes Oranien immer mehr genährt. Mehrere einflußreiche Männer (Hogendorp, Maasdam, Limburg Stirum, Hoop Driel, Jonge u. A. m.) bereiteten Alles vor, wenn günſtige Ereigniſſe eintreten ſollten. Als nun Napoleon bei Leipzig geſchlagen war, arbeiteten jene in Amſterdam, Haag, Rotterdam Zwolle u. a. O. an der Wiederherſtellung des

Hauses Oranien mit souveräner Gewalt, unter einer freien Verfassung. Wilhelm Friedrich, davon unterrichtet, begab sich nach England, um mit der brittischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Hierauf brach, als die Sieger von Leipzig den Gränzen Hollands nahten, der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (d. 15. und 16. Novbr.); und mitten unter französischen Kriegshaufen erklärte sich den 17ten auch der Haag für den Prinzen, in dessen Namen der Graf Limburg Stirum an die Spitze der Zwischenregierung trat. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein, und landete den 29sten Novbr. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel als seinen souveränen Fürsten, und Amsterdam, wo der Fürst den 1sten Decbr. einzog machte diesen Beschluß feierlich kund. Aber noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des niederländischen Volks, und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29sten März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende des J. 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der Wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde unter dem Namen Wilhelm I zum König der Niederlande und zum Großherzog von Luxemburg den 16ten März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22sten Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Den 21sten Juni 1816 ist er dem heiligen Bündnisse beigetreten. Im J. 1814 wurde er österreichischer Feldmarschall, stiftete den niederländ. Wilhelms-Militärverdienst-, und im J. 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. Er residirt abwechselnd in Brüssel und im Haag. Man vergleiche die interessante Biographie dieses Monarchen von einem seiner ehemaligen Staatsdiener, dem verdienstvollen J. v. Arnoldi, in den Zeitgenossen, Nr. VI. Leipzig 1817. K.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gesetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche Jahrhunderte lang darin herrschte, war der unehliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen Arlotte im Jahr 1016 zeugte. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der zwei erwachsene Söhne hatte, ihm bei dem Tode sein Land zu überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 Jahr alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen andern großen Vasallen Frankreichs vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig daran, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dies zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelms, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms, und durch ihn auf dem Throne

erhalten, von dem ihn die Dänen oft hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war, allein nach seinem Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie für Wilhelm nur in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich Anstalten, diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer von 50,000 Mann aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen, und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte mit 1000 Schiffen über den Canal und rückte sogleich bis nach Hastings, einem unbedeutenden Städtchen, vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in nichts auflösten. Die Waffen mußten allein entscheiden, und es kam zu der furchtbaren Schlacht bei Hastings am 14. Octbr. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer fürchterlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, den ein Pfeil ins Auge traf. Zwei seiner Brüder sanken an seiner Seite. Die Engländer demüthigten sich überall vor ihm. Zum Weihnachtsfeste ward er bereits in London gekrönt. Die strengsten Maßregeln auf der einen Seite und Gerechtigkeit sicherten ihm den Thron, und es finden sich wenige Spuren, daß man Miene gemacht hätte, seine Herrschaft zu untergraben. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war, und ein Vasall keine Eroberungen sich zueignen konnte, als in so fern sie mit seinem Lehen eins wurden; so entspann sich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen das Letztere immer fort behauptete, England sey ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen schreibt sich nur aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. Wilhelms Einfluß auf England ist zum Theil noch jetzt nicht ganz verloschen. Der Tower ist von ihm angelegt worden, um London stets in Zaum zu halten; die Ueberreste der französischen Sprache in der Anrede an den König und in öffentlichen Vorträgen schreiben sich von ihm her, der die französische Sprache zur Hofsprache machte. Wilhelm starb übrigens während eines Krieges gegen Frankreich, 71 Jahr alt, im J. 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren die nach dem Tode nicht geringer. Denn alle Großen und Vasallen eilten vom Leichnam fort, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehrere Stunden verlassen nackend da, und als sich endlich der Erzbischof von Rouen desselben annahm, und ihn nach Caen transportiren ließ, so trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst alles aus einander, und kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier protestirte ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen lassen, wo er sollte begraben werden, gegen dieß Begräbniß, und man mußte erst diesen Schreier befriedigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein großer steinerner Sarg aufnehmen. Er war jedoch zu eng, und als man den Körper gewaltsam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide des dicken und fetten Körpers durch die Bauchdecken, und ihr Gestank vertrieb alles. Noch nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, da man darin große Schätze zu finden wähnte. *r.

Wilhelm, König von Würtemberg, ist zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 27. Sept. des Jahrs 1781 geboren worden. Sein Vater war der derzeitige König **Friedrich von Würtemberg**, damals preußischer Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er in Lüben in Garnison lag; seine Mutter, die braunschweigische Prinzessin Auguste Caroline Friederike Luise, mit Friedrich vermählt seit dem Oct. 1780. Sein vollständiger Name ist **Friedrich Wilhelm Carl**, und er das älteste von 4 Kindern, die seine Aeltern erzeugten, von welchen außer ihm noch 2 am Leben sind. Manches nicht angenehme Ereigniß bezeichnet seine frühere Jugend. Schon als Kind und Knabe, gerade in dem Alter, in welchem der Mensch so gern seine Heimath hat und irgend ein Fleckchen Boden liebgewinnt, führten ihn die besondern Verhältnisse seiner Familie aus einem Lande Europa's in das andere; von Schlesien ging er nach Rußland, von Rußland in die Schweiz, dann nach Deutschland an den Rhein, endlich nach Würtemberg im J. 1790, wo der Aufenthalt nun bleibend wurde. Oefters war er während dieser Zeit, bald länger, bald kürzer, vom Vater wie von der Mutter getrennt und unter fremden Augen; sein siebenter Geburtstag wurde der Sterbetag seiner Mutter; schon in die frühere Erziehung dieses Zeitraums griff sein Vater selten auf wohlthätige Weise ein. Noch ungünstiger setzte sich dieser Einfluß, als mit dem festen Aufenthalte in Würtemberg die ernstere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm; nicht als ob es Friedrich Wilhelm, seinem Vater, an warmer, herzlicher Liebe zu seinen Kindern gefehlt hätte; er liebte sie, er wünschte sie an Herz und Geist gebildet, er gab ihnen treffliche Männer zu Hofmeistern und Lehrern; allein er hielt sich an den Grundsatz der nachsichtslosen Strenge, in welchem die ältere Erziehungskunst ihre höchste Weisheit zu setzen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu verderbt und verkrüppelt, was so oft der Fall seyn wird, ihm das Leben wenigstens in ein trübes, freudenloses Daseyn verwandelt. Dieser Grundsatz, vom Vater des Prinzen geübt, wurde in Wahrheit furchtbar, weil er auch im Kreis seiner Familie zu reizbar, und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe war, und seine Leidenschaft, wenn sie sich einmal erhoben hatte, in ihrem Ungestüm weder Ziel noch Maß mehr zu halten wußte. Unter solchen Umständen mußte es für die Erzieher seiner Söhne bald nothwendige Maxime werden, ihn, so viel es seyn konnte, von aller Einmischung fern zu halten, bleibenden Schaden, wenn er etwas verfehlt hatte, wo möglich zu verhüten, und ohne ihn nach ihrem eigenen besten Wissen und Gewissen an der Erziehung derselben zu arbeiten. Oeffentlich hat König Wilhelm vor aller Welt anerkannt, welche Verdienste sein erster Lehrer und Bildner, der nunmehrige Präsident Dr. **Gros**, in diesem Zeitraume um ihn sich erworben habe. In dankbarer Erinnerung daran hat er ihn von Erlangen, wo er Professor der Rechte war, ins Vaterland zurückberufen, um ihn wieder in seiner Nähe zu haben, und ihm jenen neuen so ausgezeichneten Posten angewiesen. Der ruhige Fortgang der Bildung, so wie der Aufenthalt in Würtemberg selbst, das erst eigentlicher sein Vaterland geworden war, nachdem Friedrich Eugen, sein Großvater, die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, erlitt zweimal widrige Störungen durch französische Einfälle, in den J. 1796 und 1799. In diesen beiden Jahren mußte er mit der übrigen würtembergischen Familie das Vaterland verlassen, und während der letzten Entfernung, im J. 1800, begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur österreichischen Armee unter Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von

Hohenlinden mit, und gab als Jüngling von 17 Jahren die ersten Beweise von jenem Muth und jener Unerschrockenheit dem Feind gegenüber, welche die Welt neuerlich an dem Mann bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im Decbr. des Jahrs 1797 hatte der Vater des Prinzen die Regierung des Herzogthums angetreten und er selbst führte von nun an den Titel des Erbprinzen. Sein Vater, wie es denn so seine Art war, wollte ihn, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in derselben vollständigen Abhängigkeit des Verhältnisses erhalten, welche ihm schon früher hatte beschwerlich fallen müssen. Da erkannte der Sohn, daß Friede zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich seyn möchte; er beschloß, lieber vom Hofe desselben sich zu entfernen, und trat im J. 1803 eine langdauernde Reise durch mehrere der bedeutendern Länder Europa's an. Dem Aufenthalt in der ehemaligen Kaiserstadt der Deutschen und der Betrachtung ihrer Merkwürdigkeiten ward sofort längere Zeit gewidmet; dann ein Theil von Deutschland und Frankreich durchreis't, und das Wesen des neuen Hofs zu Paris in der Nähe gesehen und beobachtet, was sonst Unerhörtes damals dort vorging; aber mehr als andere Länder zog den Prinzen das herrliche Italien mit seinen schönen, kunstvollen Städten an. In mehreren derselben hielt ihn sein Interesse für Geschichte, Kunst und Natur länger fest, als dies bei den meisten Reisenden der Fall zu seyn pflegt. Im J. 1806 begab er sich nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Würde eines Königs von Würtemberg angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis zum J. 1812 mit wenigen Freunden in Stuttgart. Kein glänzendes Fest wurde in seinem Palaste gefeiert, noch kündete er durch prunkvolle Aufzüge sein Erscheinen an. Wenn er zu Pferde saß oder im Wagen fuhr, unterschieden ihn nur seine ausgewählten Pferde vom gewöhnlichen Edelmann; noch öfter sah man ihn im Kleide des einfachen Bürgers, von den Meisten unerkannt, allein durch die Straßen gehen, oder seinen Gang auf das Feld machen. Ein großer Theil seiner Zeit war dem Lesen gewidmet, manche Stunde dem Leben in der freien Natur; im Sommer hielt er sich öfters einzelne Tage, hier und da eine ganze Woche, in Scharnhausen auf, einem freundlichen Landsitz unweit Stuttgart, den er sich nicht prächtig, aber geschmackvoll eingerichtet hatte. Dann gehörte auch die Jagd unter seine Beschäftigungen, aber nur in so fern sie mit körperlicher Anstrengung verbunden war. Er verfolgte das Wild zu Fuß, und die wenigen Landleute, die er dabei beschäftigte, und die ihm Frohndienst zu leisten verpflichtet waren, erhielten von ihm ihren Taglohn. Auffallend stach die ungesuchte Einfachheit des Sohns gegen den Herrenglanz des Vaters ab; sie war diesem anstößig, ihm der Prunk desselben beschwerlich. Kaum wurde diese Lebensweise in etwas geändert durch seine von jener Zeit herbeigeführte Verbindung mit der edlen Prinzessin Charlotte von Bayern, im J. 1808; sie dauerte 7 Jahre, und lös'te sich 1815 wieder, da die Verhältnisse indeß durchaus andere geworden waren, im freundschaftlichen Einverständnisse Beider. Bereits in jener Periode lastete die unumschränkte Regierung Königs Friedrich schwer auf Würtemberg, und vieles, vieles Harte erging über das Land, weniger aus eignem inneren Antriebe vom König verfügt, als bösartig von solchen veranlaßt, die ihn umgaben. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht gegen den Kron-

prinzen: er war, wie wenige Fürsten vor dem Antritt ihrer Regierung, die Freude und die Hoffnung seines Vaterlandes. Nicht nur hoffte das Volk bessere Zeiten von seiner Milde und Menschlichkeit, wenn er selbst den Thron bestiegen hätte, sondern Viele erwarteten auch, daß er schon jetzt seine kräftige Stimme gegen so manches Unziemliche, das vorging, erheben möchte. Allein der Kronprinz hatte seit seiner Rückkehr ins Vaterland den unabänderlichen Entschluß gefaßt, mit seinem Vater, so viel an ihm wäre, in friedlichem Verhältniß zu bleiben; er hielt sich als Sohn und Unterthan nicht befugt zum Einsprechen in das Thun und Lassen des Königs, seines Vaters; und warum hätte er es dennoch thun sollen, wenn er auch schon die Fruchtlosigkeit davon voraussah? Aber in der Stille beobachtete und bemerkte er; mancher Landmann, den er auf seinen einsamen Spaziergängen ansprach, bat, ohne zu wissen, mit wem er sprach, ihm seine Noth geklagt; in der Stille sammelte er sich Kenntniß von den Bedürfnissen und Gebrechen des Vaterlandes, um zu seiner Zeit, wenn die Reihe an ihn käme, kräftig abzuhelfen. So lebte er bis zum Jahr 1812. In diesem Jahr begann der französische Kaiser jenen furchtbar abenteuerlichen Heereszug gegen Rußland; auch 15,000 Würtemberger brachen mit dem übrigen Süden auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich an ihre Spitze. Es war ein Opfer, das er dem Vaterlande und dem Vater brachte; denn leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortgesetztes Fernbleiben der Abneigung gegen das französische Wesen verdächtig geworden wäre. Allein der Himmel selbst wollte nicht, daß sein Arm, der nur für Recht und Gerechtigkeit fechten sollte, für jene ungerechte Sache sich erhob. Bald nach dem Einrücken ins russische Gebiet befiel ihn eine gefährliche Krankheit, er mußte in Wilna zurückbleiben, und beängstigende Nachrichten von dem Zustand seiner Gesundheit verbreiteten sich im Vaterland. Wie athmete man so viel leichter, als es hieß, er habe endlich den Heimweg antreten können; er nähere sich wieder, wenn auch nur in kleinen Tagereisen! Seine noch nicht vollendete Wiedergenesung sprach ihn im J. 1813 von allem Antheil am Krieg für Frankreich frei; hingegen erhob er sich am Ende dieses Jahrs, dem Drang seines Herzens folgend, in neuer Kraft gegen dasselbe. Auch sein Vater war nach der Catastrophe bei Leipzig den verbündeten Mächten beigetreten, und ihr Wille bestimmte dem Sohn die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeresmasse, welche sich mit dem kommenden Jahr nach Frankreich werfen sollte. Sie bestand hauptsächlich aus dem sehr zahlreichen würtemberg. Contingent, an welches sich mehrere Regimenter der Kaiser von Oesterreich und Rußland anschlossen. Es ist hier nicht der Ort, den Gang des Feldzugs zu verfolgen, und Tage und Orte aufzuzählen, wo der stets furchtlose Kronprinz ausgezeichnetes Feldherrntalent entwickelte, und sich glänzenden Heldenruhm und unsterbliches Verdienst um die allgemeine Sache von ganz Europa erwarb. Wer kennt nicht die Namen von Epinal, Brienne, Sens, jene Namen, welche das noch immer ängstlich bange Europa allmählig Muth fassen lehrten? Wer erinnert sich nicht, wie er bei Montereau den fünffach überlegenen Napoleon mit seinen braven Würtembergern den ganzen Tag lang aufhielt, und mit Aufopferung edlen Blutes und eigener Gefahr, aber glücklich, den Rückzug der Verbündeten deckte? Wie er, als sie in den Tagen des März gegen Paris selbst vordrangen, das Schwierigste überwand, und aufs Kräftigste zur endlichen Entscheidung mit-

wirkte? Nicht nur die Würtemberger, seine Landsleute, begeisterte das Beispiel des Prinzen, sondern selbst die Fremden, die er befehligte, fühlten sich dadurch fortgetrieben und hingerissen; und wenn er seine Leute zu Sieg und Ruhm führte, und für die Würtemberger namentlich auch den Ruf guter Manneszucht herstellte, so verdankt er selbst es ihrer Tapferkeit und ihrer begeisterten Liebe und Treue, daß manche persönliche Gefahr, in welche ihn sein Eifer und seine Furchtlosigkeit hineinriß, ohne nachtheilige Folgen an ihm vorüberging. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen, mehr bedurfte es zu seiner Bezeichnung nicht, ein hochgefeierter Name. Schneller und geräuschloser ging der zweite Zug nach Frankreich im J. 1815 vorüber, wobei er wiederum einen bedeutenden Heerhaufen anführte; die einzige Schlacht bei Waterloo entschied; aber auch diesmal gebührt das kräftige Zurückwerfen des Generals Rapp nach Strasburg, welches durch ihn vollbracht wurde, unter die bedeutendern Waffenthaten des Feldzugs. Jedoch nicht bloß mit dem Lorbeerkranz schmückten diese Kriege das Haupt des Helden; sie pflanzten und pflegten auch dem jungen Mann das Myrtenreis der beglückenden Liebe. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Catharina Paulowna, die Großfürstin von Rußland, kennen lernte, welche die Gefährtin und Beglückerin seines Lebens und die Mutter des würtemb. Volkes werden sollte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich in Paris und London, und in Wien, als die Herrscher Europa's daselbst beisammen waren, ward der Bund ihrer Herzen vollendet; ihre Vermählung endlich geschah in Petersburg am 24. Jän. des J. 1816. Daß er sich glücklich fühlte, sah alle Welt, als er im April desselben Jahrs an der Seite seiner Gemahlin nach Würtemberg zurückkehrte. Wo er früher allein und einsam gegangen war, nahm er jetzt sie zu seiner unzertrennlichen Begleiterin; sie einfach, wie er selbst, war fähig, seine einfachen Freuden mit ihm zu theilen; sie gewährte ihm bald die beglückende Hoffnung, sich als Vater erblicken zu dürfen. Der erste trübe Tag seit seiner Vermählung war derjenige, welcher ihm die Krone auf sein Haupt setzte. König Friedrich, sein Vater, starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; und Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, welcher in einen Zeitpunkt fiel, wo die Lage Würtembergs kaum unglücklicher seyn konnte, und das Land, wo man es ansah, überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnet der entschiedenste Wille, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot stünden, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks zu befördern; darnach ist zu beurtheilen, was man ihn innerhalb dieses seines ersten Regierungsjahres wollen und verordnen und thun sah. Zwar wurden die zu keiner Strafe gezogen, an welchen ganz Würtemberg so gern sich gerächt gesehen hätte; er glaubte, dies sich selbst schuldig zu seyn, denn sie hatten auch ihn beleidigt; er war es dem Andenken seines Vaters schuldig — aber mit Schonung wurden sie entfernt und unschädlich gemacht. Dagegen suchte er das Unrecht der frühern Regierung, so weit es geschehen konnte, wieder gut zu machen. Er nahm harte und beschwerliche Verordnungen derselben zurück; er erleichterte die Lasten und Abgaben des Volks; er beschränkte vor allem sich selbst in seinem Aufwand, und gab seinem Hof eine Einrichtung, welche gleich fern von Kargheit, wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren Statt gefunden hatten, fürder unmöglich machte. Aus allen Gegenden des Landes strömten in den ersten Monaten seiner Regierung unzählige vor seinem Palast zusammen, die bei ihm unmittelbar

Hülfe suchten, und er selbst hörte sie alle mit Sanftmuth und Geduld, und half schnell, wenn zu helfen war. Was immer möglich war, that er, um der Noth zu steuern, welche durch den Mißwachs und die Theurung des Jahrs auf dem Königreich lastete: und wie wohlthätig wirkten nicht die Armenvereine, die aller Orte auf Veranlassung seiner Gemahlin gestiftet wurden, und unter ihrer obersten Leitung standen? Vorzüglich aber ging sein Bestreben dahin, sein Volk durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die seiner selbst und dieses Volks würdig, unsrer Zeit und den besondern Verhältnissen Würtembergs angemessen, und den Zwecken des Staats überhaupt vollkommen entsprechend wäre. Es ist bekannt, daß schon unter seinem Vater die Bewegung ihrethalb in Würtemberg begonnen hatte; er billigte es als Kronprinz, daß sich die Würtemberger statt der Sache, um welche es zu thun war, nicht eine bloße leere Form gefallen ließen; aber seinen Grundsätzen gemäß mischte er sich nicht thätig ein, sondern beobachtete ruhig, was und wie es endlich werden möchte. Kaum aber hatte er selbst die Zügel der Regierung ergriffen, als er sich sofort des Geschäfts mit dem feurigsten und redlichsten Eifer annahm. Von den tauglichsten Männern, die er kannte, ward auf sein Geheiß ein schon unter seinem Vater mit der möglichsten Umsicht begonnener Verfassungsentwurf vollendet; von ihm geprüft; Manches, wo er dem Volke nicht genug gethan glaubte, von ihm verworfen und geändert; die Machtvollkommenheit, die er von seinem Vater ererbt hatte, von ihm selbst in bestimmte Ordnung und Schranken gebracht, und nun das vollendete Werk nicht nur dem würtembergischen Volk, sondern dem gesammten prüfenden Europa vorgelegt. Doch schweigen wir von der Sache. Man weiß, dem König gelang nicht, was er zum Besten seines Volks beabsichtigte, darum, weil er nicht bloß das sogenannte gute Recht, sondern weil er das Rechte und Gute gewollt hatte. Gewiß gehört es unter die bittersten Erfahrungen regierender Häupter, wenn sie so, wie ihm geschehen ist, das wahrhaft Gute, das sie beabsichtigen, zurückgestoßen sehen, und man denke sich seine Gefühle, als er bald nachher in einem Kreise von Königen und Fürsten, wo von der Sache die Rede war, erklärte: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das Beste meines Volks gewollt habe, und ich habe nicht geglaubt, einen solchen Ausgang erwarten zu dürfen!“ Jedoch selbst diese bitterste aller Erfahrungen, die er früh machen mußte, war nicht vermögend, seinen für das allgemeine Beste thätigen Willen zu lähmen; er erklärte, auch so solle dem Königreich die Wohlthat der angebotenen Verfassung zu Theil werden; und mehr und mehr sehen wir sie ihm werden; und wie in der ganzen Natur nur Weniges schon im Augenblick seines Entstehens vollkommne Frucht bringen kann, so wird die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit von Manchem, was er zeither verfügt hat, erst in der Folge heller ins Auge fallen. Gewiß ist ein Fürst, welcher das Urtheil der Welt nicht gleichgültig ansieht, von wahrhaft königl. Willen beseelt, wenn er sagen kann: „Ich würde die Achtung von Deutschland, von ganz Europa, wenn es seyn müßte, gegen die Ausführung dessen setzen, was ich als das Beste meines Volks erkannt habe!“ —

Wilhelmsbad, ein berühmter Bade- und Vergnügungsort in der churhessischen Grafschaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau, von wo aus eine mit Bäumen besetzte Chaussee führt, entfernt. Die erste Quelle dieses Bades wurde 1709 zufällig entdeckt, und seitdem unter dem Namen des guten Brunnen häufig besucht. Der jetzt regierende Churfürst von Hessen ließ hier, noch als Erbprinz, im J. 1779 prächtige, schön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen eng-

lischen Park anlegen, und veranstaltete mehrere andere Annehmlichkeiten für die Badegäste. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es wird sehr häufig, besonders von Frankfurt und Hanau aus, besucht, doch mehr seiner schönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich für Nervenzufälle dienlich seyn soll, mindere mineralische Kräfte, als andern berühmten Gesundbrunnen zuschreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenstein genannt, ein churfürstl. hessisches, eine Stunde von Cassel entferntes Lustschloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Churfürsten. Natur und Kunst scheinen hier gleichsam gewetteifert zu haben, um ein irdisches Paradies zu schaffen. Von Fremden aus allen Weltgegenden besucht, hat dieser Ort fast immer ihre Erwartungen übertroffen, und mit Recht werden seine Anlagen zu den merkwürdigsten in Europa gezählt. Eine schnurgerade, von beiden Seiten mit Häusern besetzte Lindenallee führt von Cassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; diese erheben sich allmählig bis zum Gipfel des habichtswalder Gebirgs und gewähren an den meisten Stellen die entzückendste Aussicht in das weite reizende Thal, in dessen Mitte die Residenz liegt und welches sich über der Fulda Ufer hin bis zum Soergebirge erstreckt. Die Hauptsehenswürdigkeiten dieses Lustorts sind folgende: 1. Das churfürstliche Schloß; dasselbe ist vom jetzt regierenden Churfürsten in einem erhabenen altrömischen Styl erbaut und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei durch bedeckte Gallerien mit demselben zusammenhängenden Flügeln. Das Hauptgebäude ist 266 Fuß lang, 66 Fuß tief und einige 80 Fuß hoch. Sechs freistehende Säulen ionischer Ordnung, welche 47 Fuß in der Höhe und 5½ Fuß im Durchmesser enthalten, tragen den Fronton, in dessen Mitte eine runde 48 Fuß hohe Kuppel hervorragt. Die Mauern des Gebäudes sind 5 Fuß dick. Jeder der beiden Seitenflügel ist 175 Fuß lang, 72 Fuß breit und 65 Fuß hoch; auf beiden Seiten sind sechs Säulen ionischer Ordnung angebracht. 2. Die große Fontaine, eine Wassersäule, welche mehr von der Natur als Kunst begünstigt aus einem Steinhügel emporsteigt und bei gewöhnlichem Wasseranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Wasservorraths aber 190 Fuß erreicht, bevor sie in einen Staubregen verwandelt auf den Spiegel des Bassins herabsinkt; im Durchmesser enthält dieselbe 9 Zoll. 3. Der große Wasserfall oder Aquäduct, die in altrömischem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgesprengten Bogen angelegten Wasserleitung. Der Wasserzufluß, dessen für jede Stunde 2800 Ohme nöthig sind, wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Kandeln geführt, strömt mit Schnelle und Heftigkeit durch dieselben hindurch und stürzt sich zuletzt von einer Höhe von 104 Fuß, 18 Fuß breit und 1 Fuß im Durchmesser auf eine mahlerisch geordnete Felsengruppe herab. 4. Die Teufelsbrücke, ein von einem Felsen herabkommender Wasserstur; von fast gleicher Höhe aber größerer Breite als der Aquäduct, worüber eine Brücke angebracht ist, von der man den Wasserfall anschauen kann. 5. Der sogenannte Steinhöfer'sche Wasserfall, ein äußerst romantischer Waldwasserstur, welchen der Aufseher der hiesigen Wasserleitungen Steinhöfer in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt sich hier das Wasser über mächtige Steinklumpen und Felsstücke, welche von der Natur selbst hier auf einander gethürmt zu seyn scheinen, in den Abgrund hinab. 6. Die Löwenburg, die künstliche Ruine einer

alten Ritterburg, aus deren gothischen Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und ausmeublirt. 7. Das chinesische Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der westphälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon sehenswerth ist, dessen aus bunt gefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster eine täuschende Wirkung hervorbringen. 8. Der Carlsberg mit seinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkasten genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Carl im J. 1701 unter der Leitung des italienischen Baumeisters Giov. Franc. Guernieri begonnen und im J. 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte des Neptuns; sie hält 30 Fuß im Durchmesser, ist 20 Fuß hoch und besteht aus 3 Bogen. Vor der Grotte ist ein rundes, 220 Fuß im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. Fuß lang und 40 Fuß breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 442 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon genannt; dasselbe besteht aus drei über einander gethürmten Bogengewölben und hat 284 Fuß im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesenbassin, welches 150 Fuß im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felsen hervor und der Mund dieses Colosses, welcher 7 Fuß lang ist, speit einen Wasserstrahl 55 Fuß in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, so lange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesenbassin über einen 77 Fuß hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem kleinen Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sitzt der einäugige Riese und bläst auf einer Hirtenflöte mit sieben Pfeifen sieben verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte ist das Artischockenbassin, welches seinen Namen einer steinernen Artischocke von ungeheurer Größe verdankt, aus deren Blättern zwölf Fontainen in Bogen springen, wovon die mittelste in einer geraden Höhe von 40 Fuß emporsteigt. Vier Haupteingänge führen zum Erdgeschoß des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschosse, welches ein großes Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf vier von außen hinauf führenden Treppen zum ersten Umgang, und eben so zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toskanischen, 48 Fuß hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölbe um das Octogon, in welches man auf einer Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateforme steigt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brustlehne umgeben ist. Auf dieser Plateforme, nach der Seite der Cascaden hin, ragt aus großen Quaderstücken errichtet die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfodert hat, und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 Fuß hoch und hat im Innern fünf

Pyramidenspitze über einander. Zu ihren vier Umgängen gelangt man mittelst einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieser Pyramide steht auf einem 12 Fuß hohen Piedestal die Kolossale Statue des Farnesischen Hercules, in der umliegenden Gegend der große Christoph genannt, und krönt die Spitze des ganzen, bewundernswürdigen Gebäudes. Drei Jahre nachher, als Guerniero den großen Bau vollendet hatte, nämlich im Jahre 1717, wurde sie an ihrem jetzigen Platze aufgestellt; sie ist aus Kupfer getrieben und 32 Fuß hoch. Das Piedestal und die Bildsäule selbst sind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Coloß seinen kräftigen Arm stützt, steigen; diese Keule ist von solcher Größe, daß zwölf erwachsene Personen darin Raum haben; in derselben ist eine Thüre angebracht, deren Oeffnung theils die außerdem hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeschränkteste und herrlichste Aussicht sogar bis zum Inselberg bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren. KM.

Wilhelmsstein, eine Festung im steinhuder Meere (s. d. Art.) im Fürstenthum Lippe-Schauenburg. Graf Wilhelm zu Lippe-Bückeburg, portugiesischer und braunschweigischer Generalfeldmarschall, einer der unterrichtetsten Generale seiner Zeit, legte sie in den Jahren 1761 bis 1765 auf einem durch Kunst gebildeten Boden an. Er wollte dadurch seine Untersuchungen und neuen Erfindungen in der Kriegskunst zum Nutzen der daselbst von ihm errichteten Militärakademie anschaulich machen. Es ist bei Erbauung der Festung auf alles Rücksicht genommen worden, in Kriegszeiten kann sie zu einem sichern Zufluchtsorte dienen weil der Angriff sehr schwierig, ja fast unmöglich ist. Als im J. 1789 der Landgraf von Hessencassel die ganze Grafschaft tumultuarisch in Besitz nahm, konnte der Commandant vom Wilhelmsstein auf keine Art zur Uebergabe gebracht werden. Die Festung braucht nicht mehr als 400 Mann zur Besatzung. Gegenwärtig dient sie zugleich zur Aufbewahrung von Gefangenen.

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeister der Stadt London, ein Mann, der zu seiner Zeit auch im Auslande großes Aufsehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der englischen Freiheit vergöttert, von den Ministern aufs heftigste verfolgt wurde, und durch sein Beispiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das seinem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. Wilkes war der Sohn eines sehr reichen Branntweinbrenners zu London, und am 17. Oct. 1727 geboren. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wissenschaften gewidmet. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu studiren, und machte dann eine Reise durch Holland und Deutschland. Nach seiner Zurückkunft in England wurde er 1757 von der Stadt Ailesburn als Repräsentat im Unterhause gewählt. Er zeichnete sich weniger durch rednerisches Talent, als vielmehr durch seine witzige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politisches Wochenblatt: the North Briton, heraus, das gegen die Minister gerichtet war, und begierig gelesen wurde. In einem dieser Blätter (Nr. 45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem (1763) zu Paris geschlossenen Frieden — der alle englischen Zeitungs- und Pamphletsschreiber beschäftigte — eröffnete, stark angegriffen, und einen gewissen Ausdruck in derselben für eine Lüge erklärt. Wilkes wurde auf Befehl der Minister in den Tower gefangen gesetzt, mußte aber, da er sich auf die Habeascorpusacte (s. d. Art.) berufte,

bald wieder in Freiheit geſetzt werden. Die Volkspartei triumphirte laut über dieſen Sieg. Es entſtanden nun im Parlamente heftige Debatten über die Preßfreiheit, deren Reſultat war, daß beide Häuſer den Beſchluß faßten, daß die Nummer 45 des North Briton durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt werden ſollte. Dieſes Urtheil wurde nicht ohne Volksunruhen vollzogen. Im Unterhauſe wurde hierauf ein förmlicher Prozeß gegen Wilkes eingeleitet, und mit einer großen Stimmenmehrheit ſeine Ausſtoßung aus dem Parlamente beſchloſſen. Eine Schmähſchrift: Verſuch über das Weib (Eſſay on Woman — eine anſtößige Paraphraſe des Veni Creator), die Wilkes heimlich gedruckt und verbreitet hatte, vergrößerte ſeine Schuld und er flüchtete ſich nach Frankreich. Im J. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel mit großer Freude empfangen, und von der Grafſchaft Middleſex zum Repräſentanten im Parlament gewählt. Freiwillig ſtellte er ſich vor das königl. Gericht (the kings bench), und ſelbſt in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte, ohne die Bewegungen des Volks, das feſt an ihm hing und alles verſuchte, ihn zu befreien, zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte noch nie ein anderer öffentlicher Vorfall ſo große Unruhen in London erregt, als dieſer; aber Wilkes wußte durch Klugheit die weitern Folgen davon zu hindern. Seine Entlaſſung aus dem Gefängniſſe (1770) war die Loſung zu neuen Unruhen, weil das Parlament ſich weigerte, ihn als Repräſentanten von Middleſex anzunehmen. Er wurde indeſſen den Miniſtern zum Trotz, zum Alderman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge erhielt er die ſehr einträgliche Stelle als Schatzmeiſter oder Kämmerer von London. Er ſtarb am 26. Dec. 1797. Wilkes war ein Mann von Verſtand und Kenntniſſen, beſonders der Rechte ſeines Vaterlandes kundig, die er mit Muth, Entſchloſſenheit und ausharrender Standhaftigkeit vertheidigte, und dadurch den willkührlichen Unternehmungen der Miniſter Schranken ſetzte. Sein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte indeſſen vielleicht nur von ihm abgehangen, ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte ſich nachher (1780), einen von Andern veranlaßten Volksaufruhr ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens zu dämpfen. Er ſchätzte die alten Claſſiker, und veranſtaltete, auf eigne Koſten, ſplendide Ausgaben der Gedichte des Catull und der Charaktere des Theophraſt. Außer vielen politiſchen Aufſätzen und einer Sammlung ſeiner Parlamentsreden, hat er auch eine Geſchichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbeſteigung des braunſchweigiſchen Hauſes (1768, 4.) herausgegeben.

Willamov (Joh. Gottl.), gehört nicht zu den ausgezeichnetſten, aber doch zu den vorzüglichern Dichtern, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutſche Poeſie groß und ſelbſtſtändig machten. Er war 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, ſtudirte in Königsberg und wurde 1758 Profeſſor in Thorn. Einige Jahre ſpäter gab er ſeine erſte Sammlung von Poeſien heraus. Der ſo milde, ſanftmüthige Mann hatte ſich in einer Gattung verſucht, die ſonſt nur die raſende Trunkenheit beim Männerdienſte des Bacchus ausſtrömte, in der Dithyrambe. Da ſie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibehalten konnte, ſo wendete er ſie auf große Ereigniſſe an, und beſang z. B. die Trennung Siciliens von Italien, Hermann u. ſ. w., mit der Fülle und Regelloſigkeit dithyrambiſcher Bilder. Doch dieſe Form der Poeſie kann uns nie nationell werden, und ſo wurde auch an Willamovs Dithyramben wohl das Studium des Pindar bewundert, aber ſeine Geſänge ſelbſt wurden bald vergeſſen und ſind jetzt wohl nur Wenigen mehr bekannt. Bald darauf (1765)

und er die ersten zwei Bücher dialogischer Fabeln heraus, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit vortheilhaft auszeichnen, und den Aesopischen an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Willamov's fernere Verhältnisse waren so unerfreulich, daß sie den Sänger ganz verstummen machten. Nachdem er in Thorn als Professor zwar arm aber ruhig gelebt, und durch seine Sanftmuth sich die Liebe aller seiner Schüler erworben hatte, wurde er 1767 nach Büschings Abgang als Director der deutschen Schulen nach Petersburg gerufen. Mangel an ökonomischen Einsichten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse, er brachte das Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung. Er wurde zwar als Lehrer an einem Mädcheninstitut angestellt allein mit so geringem Gehalte, daß er sich kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und im 42sten Jahre seines Alters starb. In Petersburg hatte er wenig mehr geschrieben; doch vermuthen einige, die dort 1777 unter dem Titel Spaziergänge erschienene Wochenschrift sey von ihm.

Wille (Johann Georg), berühmter Kupferstecher in Paris, der viele der ausgezeichnetsten Schüler gebildet hat. Er war 1717 in Großen-Linden bei Gießen geboren, lernte erst dort das Büchsenmacherhandwerk, ging dann nach Straßburg und endlich 1736 nach Paris, wo er eine Zeit lang bei Büchsenschmieden und Uhrmachern arbeitete, und sich sodann allein auf das Kupferstechen legte. Bald vervollkommnete er sich in dieser Kunst, lieferte die vortrefflichsten Werke, und ward in kurzem ein berühmter Meister. Im J. 1761 ward er Mitglied der Pariser Akademie und in der Folge des Instituts. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb 1808. Er zeichnete sich vorzüglich durch die sanft graduirte Haltung seiner Töne und die Festigkeit und Zierlichkeit seines Grabstichels in Stoffen und Gewändern, besonders im Atlas aus.

Williams (Helen Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon. Schon in ihrem 18. Jahre, wo sie in London unter dem Schutze des D. Kippis lebte, trat sie, durch diesen aufgemuntert, als Dichterin auf, und zeichnete sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von 2 Bändchen Gedichte (1786) setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo sie seit 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung ward sie in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, unterstützt, auch als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs werden konnte, dessen Bewunderung für Ossian sie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verläumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete (Ludwigs XVI. polit. u. vertrauter Briefwechsel, mit Anmerk., 3 Bde 1803). Indeß zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden von Amiens zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehorchten. Der Polizeipräfect nahm sie deßhalb in Verhaft, und untersuchte ihre Papiere; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: Historische Nachrichten von den

letzten Ereignissen in Frankreich, seit der Landung Napoleons d. 1. März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII., nebst einem Berichte von dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich, 1815. Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel, 1788, Julie, eine Novelle, 2 Bd., 1790 und mehrere einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die Briefe, geschrieben in Frankreich im Sommer 1790, 2 B. 2te A. 1792, und Briefe über den politischen Zustand von Frankreich, 4 B., 1796, Reise in die Schweiz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärtigen Zustand von Paris, 2 B., 1798, Briefe über den sittlichen Zustand und die öffentliche Meinung in der französischen Republik, 2 B., 1800 und die Reisen des Herrn von Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt, 4 B., 1814. Ihre politischen Schriften über den Zustand in Frankreich sind auch ins Deutsche übersetzt.

Willkühr, die freie Wahl, — aus Wille und Kuhr, Wahl, zusammengesetzt. Im besondern Sinne versteht man darunter Stadtgesetze und Statuten, in so fern sie durch freie Wahl und Stimmung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird Willkühr dem allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. d. Art. Landrecht.) Das Sprichwort: Willkühr bricht Landrecht, heißt so viel als, die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), eine große Stadt, ehemals Hauptstadt des Großherzogthums Litthauen, jetzt Hauptort des russischen Gouvernements Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (Wilna). Sie liegt in einem Thale zwischen Bergen, hat, ohne die weitläuftigen Vorstädte, eine Meile im Umfang, 21,000 Einw., unter denen 5000 Juden, ansehnliche Paläste und andre Gebäude, 30 Kirchen und Klöster des katholischen Ritus, zu welchen auch die Domkirche gehört, und 7 Kirchen andrer Religionsverwandten, unter denen sich auch ein muhammedanisches Bethaus befindet. Es haben sich hier viel Deutsche niedergelassen. Der hiesige Handel, der theils mit ausländischen Waaren, theils mit Versendung inländischer Producte nach Königsberg, Memel und Riga getrieben wird, ist ziemlich bedeutend; Fabriken und Manufacturen gibt es jedoch nicht. Die im Jahre 1803 von der russischen Regierung bestätigte und neu organisirte Universität hat vier Facultäten, der schönen Wissenschaften und Künste, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medicin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mit begriffen sind. Für die Universität ist ein jährlicher Fonds von 142,000 Silberrubeln angewiesen. Der Professoren sind 32, außer 12 Adjuncten. Jeder Professor ist verbunden, wöchentlich 5 öffentliche Vorlesungen zu halten, wofür er 1500 Silberrubel Gehalt bekommt; die übrigen Vorlesungen werden besonders bezahlt. Die Universität hat eine gut eingerichtete Sternwarte und einen botanischen Garten, auch ist eine botanische Gesellschaft und eine Gesellschaft der Wissenschaften errichtet worden.

Wilson (Sir Robert Thomas), ein ausgezeichneter brittischer Offizier, der Befreier Lavalette's, ist brittischer Generalmajor und Ritter des österreichischen Maria Theresia-, des portugiesischen Thurm- und Schwert- und des russischen St. Georgs-Ordens. Den erstern erhielt er für sein tapferes Verhalten in dem Treffen zu Villers en Couchs bei Cambray d. 23. April 1794. In der Folge ging er mit Abercrombie nach Aegypten. Er gab über diesen Feldzug einen merkwürdigen Bericht heraus, der den unter Buonaparte's Einfluß geschriebenen Bericht des Generals

Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus Wilson's Schrift, daß Buonaparte in Jaffa seine pestkranken Soldaten habe vergiften und die türkischen Gefangenen niederschießen lassen. Beides wurde durch spätere Zeugnisse in der Hauptsache bestätigt, und der historische Werth des Wilsonischen Tagebuchs ist jetzt eben so anerkannt, als dessen militärischer Gehalt. — Siehe dessen englische Uebersetzung der Schrift von Regnier über den Feldzug 1801 in Aegypten (1802), und seinen Historical Account of the British Expedition to Egypt, with some important Facts relative to Gen. Buonaparte, 4. 1802. Diese Schrift ist auch ins Deutsche übersetzt und der Verf. gab 1803 einen Auszug aus jenem Werke heraus. — Als der Krieg auf der Halbinsel ausbrach, vollzog Wilson die ihm übertragene Organisation der portugiesischen Truppen so schnell und mit solcher Geschicklichkeit, daß der französische Feldherr glaubte, er habe alte brittische Krieger in portugiesischen Uniformen vor sich. Darauf bewies Wilson in dem russischen Kriege nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er befand sich in Kutusoff's Hauptquartiere, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte; und man glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit dem brittischen General sein Vertrauen geschenkt und auf dessen Rath gehört habe. Nach des brittischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Cathcart's, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen in dem russischen und darauf in dem deutschen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, so daß er sich die Achtung der Officiere von allen Armeen erwarb, und Alexander ihm im Angesichte des Bundesheeres den St. Georgsorden umhängen ließ. Der österreichische Kaiser ertheilte ihm das Großkreuz des Maria Theresienordens und der König von Preußen den rothen Adlerorden. Vorzüglich leistete er in der Schlacht bei Leipzig durch seine geschickte Aufstellung der österreichischen Cavallerie ausgezeichnete Dienste. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, gab ihm der Kaiser Alexander, als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung, den St. Annenorden erster Klasse. Auch in Italien erwarb er sich durch den unermüdeten Eifer, mit welchem er seine Talente anwandte, den Beifall der fremden Heere; nur seine eigene Regierung gab ihm kein Zeichen der gerechten Anerkennung seiner Verdienste. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für die Heiligkeit der Volksrechte erklärte, welche er von der brittischen Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den seltenen Eigenschaften Buonaparte's, als dieser gestürzt war, mit Bewunderung sprach, so machte er eine starke Partei in England sich zu Feinden. Vorzüglich fand man seine Zweifel an der Untrüglichkeit des Grundsatzes der Legitimität anstößig. Noch größeres Aufsehen erregte seine großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im Dec. 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefangenen hatte seine Frau aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce, Captain Hutchinson und General Wilson anvertraute, die, statt den Unglücklichen zu verrathen, vielmehr seine Flucht beförderten, indem Wilson selbst in seinem Wagen ihn in der Verkleidung eines brittischen Stabsofficiers über die Gränze brachte. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt, und Wilson nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs von Wellington und des englischen Gesandten, in das Gefängniß la Force gebracht. Zugleich entdeckte die Pariser Polizei, daß Wilson sich bittere Aeußerungen über das Haus Bourbon in Briefen an seine Freunde in England erlaubt habe. Der Prozeß der drei Engländer vor dem Assisengerichte in Paris, wo das öffentliche Verfahren vom 21. bis 24.

April 1816 die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, ward, ungeachtet der männlichen Vertheidigung der Britten, nach französischen Gesetzen so entschieden, daß sie zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt wurden, während ganz Europa ihrer großmüthigen Menschenliebe Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Der Prinz-Regent mißbilligte Wilsons Handlung, in wie fern er allerdings seinen Stand als britt. Officier durch die bei der Entführung angewandte List und Verkleidung aufs Spiel gesetzt hatte. Alle diese Verhältnisse mußten die natürliche Reizbarkeit des Sir Robert Wilson erhöhen, und sein an sich schon aufgeregtes Gemüth noch mehr erbittern. In dieser Stimmung hat er mehreres geschrieben, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Am meisten ist dies der Fall mit der von ihm, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, ohne seinen Namen herausgegebenen Schrift: A Sketch of the Military and Political Power of Russia in the Year 1817, Lond. 1817. 8. 223 Seiten, welche durch ihre kühnen Behauptungen und gewagten Urtheile allgemeines Aufsehen erregt hat. Als Theilnehmer an den wichtigen Kriegs- und Staatsbegebenheiten ist sein Zeugniß wie sein Urtheil von großer Bedeutung; nur ist das Ganze zu flüchtig, ohne Ordnung und Klarheit hingeworfen. Uebrigens darf man diese Schrift nicht als eine statistische Abhandlung ansehen. Der Verf. beginnt mit Betrachtungen über die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegspolitik in Rußland; er zeigt, was die letztere bereits hervorgebracht, wie sie ihre Zwecke erreicht, und warum sie zu verschiedenen Zeiten nicht mehr habe thun können? Er macht auf das militärische Uebergewicht Rußlands in Europa aufmerksam, und rügt mehrere polit. Mißgriffe der britt. Regierung u. s. w. Insbesondere bemerkt er, durch welche Fehler Napoleon (und Junot) den ganzen Erfolg seines Krieges mit Rußland vereitelte, so wie die Fehler, welche die russischen Heerführer begingen. Auch über die Kriegsereignisse in Deutschland gibt er viele Aufschlüsse, noch bedeutendere über die entscheidenden Augenblicke in dem Gange des Kriegs in Frankreich; doch haben mehrere seiner Behauptungen starken Widerspruch gefunden. Wir verweisen deßhalb auf die Anmerkungen zu Wilsons Schrift in den europäischen Annalen 1818, so wie auf die Beurtheilung der Schrift im Edinb. Review Nov. 1817, welche Manches enthält, was Beherzigung verdient, über den letzten Frieden mit Frankreich und über die gegenwärtige Stimmung der Völker. Indeß bleibt allemal wichtig, was der Verf. über die außerordentlichen Fortschritte der innern Verwaltung des russischen Kriegswesens seit dem tilsiter Frieden, und über den vortrefflichen Zustand des russischen Heers, im J. 1815, als Kenner und Augenzeuge bemerkt. Er erklärt sich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren sollen. Dann zeigt er das Uebergewicht der politischen und militärischen Stellung Rußlands in Europa und Asien seit 1815, so wie dessen um sich greifenden Einfluß auf den Welthandel im Westen von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung der übrigen Mächte, Frankreichs, Oesterreichs, der Pforte und Englands. Nur sind manche seiner Behauptungen vielmehr unbestimmte Annahmen, als gründliche Entwickelung aus erwiesenen Thatsachen. Außer den schon genannten Schriften von Sir Robert Wilson sind noch von ihm anzuführen: An Inquiry into the Present State of the Military Force of the British Empire, 1804, und Account of the Campaigns in Poland in 1806 and 7, with Remarks on the Character and Composition of the Russian Army. 4. 1811. K.

Winckelmann (Johann Joachim). Dieser um Kritik und Geschichte der Kunst, so wie um das Studium der Antike unsterblich ver-

dienste Gelehrte war den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark als des Sohn eines armen Schuhmachers geboren. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald lieb gewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war Winckelmann sein Führer und Vorleser und genoß dafür seiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das cölnische Gymnasium und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabrizius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle; er lebte während seines zweijährigen Aufenthalts daselbst von einem kleinen Stipendium und Unterstützungen. Da ihn das Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften mehr anzog, als die Theologie, so vernachlässigte er die Collegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Versuch, Paris und Rom zu besuchen, war er ein Jahr (1741) Hofmeister bei dem Rittmeister von Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er Italienisch und Englisch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vornehmlich mit Geschichtsstudien. Im J. 1743 erhielt Winckelmann das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark. So niederdrückend auch seine Lage sowohl als seine Amtsbeschäftigung hier war, so ertrug er sie doch 5 Jahr, während welcher er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortsetzte. Im J. 1748 wandte er sich an den Minister Grafen von Bünau nach Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte bereits einen Bibliothekar, erklärte sich aber bereit, ihn als Bibliothekssekretär mit 80 Thlrn. Gehalt anzustellen. Winckelmann nahm froh das Erbieten an. Er verlebte einige Jahre ruhig und zufrieden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beschäftigt. Die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschätzen und die Bekanntschaft mit einigen Künstlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunst, deren practischer Ausübung er sich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu gewesen wäre. Er fühlte, daß er seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Von entscheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntschaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Oeser. Winckelmann lernte die verschiednen Schulen der Kunst, den eigentlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiednen Manieren, so wie auch das Materielle der Kunst kennen. Jetzt faßte er ein schönes Ziel seines Wirkens und Strebens ins Auge und richtete alle seine Wünsche auf Italien, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste. Das Anerbieten des päpstlichen Nunzius, Mons. Archinto, der Winckelmanns Gelehrsamkeit kannte und schätzte, ihm in Rom eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, war daher zu anlockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung hätte abschrecken sollen. Die Unterhandlungen zogen sich indeß in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Beichtvater, der Pater Rauch, die Sache so leitete, daß Winckelmann mit einer kleinen Pension ganz unabhängig in Rom leben konnte. Dieser trat jetzt (1754) förmlich zur römischen Kirche über und verließ die Dienste des Grafen Bünau, um in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu leben. Die erste Frucht desselben waren die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke 1755, die sowohl

des Inhalts als der Schreibart wegen den Beifall der Kenner erhielt, wenn gleich die Zueignung an den König, wie auf Brühls Rath geschehen war, zufällig unbeachtet blieb. Um die Wirkung seiner Schrift noch zu verstärken, griff Winckelmann selbst sie in einer zweiten an und vertheidigte sie in einer dritten. Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und Winckelmann reis'te im Herbst 1755 mit einer königl. Pension von 200 Rthlrn. auf zwei Jahre nach Rom ab. Hier fand er bald Freunde und Beschützer. Der Hofmaler Dietrich hatte ihn an Raphael Mengs empfohlen, mit dem er schnell in ein vertrautes Verhältniß trat. Die gelehrten und kunstliebenden Cardinäle Passionei und Albani kannten ihn durch Archinto, der inzwischen Cardinal und Staatssecretär geworden war, und interessirten sich für ihn, und des Papstes Leibarzt Laurenti wirkte ihm sogar eine Audienz bei Benedict XIV. aus, der ihn leutselig aufnahm und seines Schutzes versicherte. Winckelmann überließ sich jetzt dem Anschauen und der Betrachtung alter und neuer Kunstwerke; auch machte er einige schriftstellerische Plane, ohne jedoch etwas auszuführen; die Idee einer Geschichte der alten Kunst schwebte ihm vor, aber noch fehlte es ihm dazu an Klarheit der Begriffe und an Erfahrung. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, wo er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer machte und durch sie den Zutritt zu den Alterthümern von Portici, Herculanum und Pompeii erlangte. Nach 10wöchentlicher Abwesenheit kehrte er mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen nach Rom zurück, die er zum Theil in seinen Berichten über die herculanischen Alterthümer, welche er für den Churprinzen von Sachsen einsandte, niederlegte. Im Sept. 1758 reis'te Winckelmann auf die wiederholte Einladung des Grafen Muzel-Stosch, der durch Erbschaft von seinem Oheim in Besitz einer der schönsten und reichsten Gemmensammlungen war, nach Florenz, wo er 9 Monate verweilte, um jene Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses Verzeichniß, das er im nächsten Jahre ausarbeitete, erschien zu Florenz unter dem Titel: Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch. Um diese Zeit bot der Cardinal Albani ihm seine Dienste als Bibliothekar und Aufseher über seine Alterthümer an, mit freier Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt; mancherlei Rücksichten bewogen Winckelmann, dies Anerbieten (im Julius 1759) anzunehmen. Er hatte seine Geschichte der Kunst zwar angefangen, fand aber bei seinem schnellen Fortschreiten den ersten Entwurf bald zu dürftig und beschloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 endigte er die Anmerkungen über die Baukunst der Alten, die zwei Jahr später in Deutschland erschienen. Verschiedne Anträge wurden ihm gemacht, aber von ihm abgelehnt; der Aufenthalt in Rom ward ihm immer lieber und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, so hatte er Hoffnung auf die erste erledigte Stelle an derselben, mithin auf eine lebenslängliche Versorgung. Schon früher war ein angeblich altes Gemählde, Jupiter und Ganymed, in Rom zum Vorschein gekommen und von Winckelman in seinen Briefen als eins der schönsten Alterthümer gepriesen worden, obgleich viele es für ein Werk von Mengs hielten; zu einem noch schlimmern Irrthum verleitete ihn jetzt Casanova, der eigens um der Kennerschaft seines Freundes einen Streich zu spielen, zwei Gemählde verfertigt hatte, die Winckelmann für echt nahm und sogar in seiner Geschichte der Kunst beschrieb. Erst nach dem Druck derselben entdeckte er den Betrug. Im J. 1762 besuchte Winckelmann in Gesellschaft des Grafen Brühl abermals Neapel und dessen merkwürdige Umgebungen und übergab seine daselbst gemachten Entdeckungen und

Bemerkungen bald darauf dem Publikum in dem Sendschreiben an den Grafen von Brühl über die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter den Händen zu einem größern Werke mit vielen Kupfern, das fünf Jahre später, unter dem Titel Monumenti antichi inediti, in italienischer Sprache ans Licht trat. Auch legte er, da die Geschichte der Kunst in der Handschrift vollendet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, welche aber erst 1766 erschien. Im J. 1763 gab er eine andre kleine Schrift, über die Empfindung des Schönen, heraus. Aehnliche Mittheilungen an seine Freunde über Gegenstände der Kunst sollten folgen. Aber dieser wie mancher andere Vorsatz blieb unausgeführt. In demselben Jahre erhielt er endlich die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12—15 Scudi, und zugleich ein jährliches Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben ledig würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin sich zerschlagen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Im Anfange des J. 1764 erschien endlich zu Dresden seine Geschichte der Kunst. In demselben Frühling machte er mit Volkmann und Heinrich Füßly eine dritte Reise nach Neapel, deren Resultate er in einer besondern Schrift: Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen, herausgab. Den größten Theil des J. 1766 widmete Winckelmann der Ausarbeitung des Discorso preliminare, seiner Monumenti inediti, einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestritt er selbst seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden reiste. Um die Mängel der ersten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst einstweilen zu ersetzen, ließ er 1767 Anmerkungen dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit großem Eifer an einer zweiten Ausgabe dieses Werkes. Zugleich erwachten in ihm alte Reiseplane nach Griechenland, die er jedoch, wo nicht aufgab, doch verschob, um Berlin zu besuchen, wo seine Geschichte der Kunst in einer französischen Uebersetzung erscheinen sollte, und wo er für jene Reiseplane Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte Reise nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte, söhnte sich mit ihnen aus, bestieg den Vesuv während eines eben Statt habenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum dritten Theil seiner Monumenti, wofür er bereits vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tyroler Gebirge versenkte Winckelmann in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den festen Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was sein Reisegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um sodann seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. May an und fand bei dem Fürsten Kaunitz und andern Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihn mit besondrer Auszeichnung empfing und

reich beſchenkte, und reiſete zu Anfang des Junius nach Trieſt ab. Unterwegs geſellte ſich ein Italiener, Namens Francesco Arcangeli, zu ihm. Dieſer, ein abgefeimter Böſewicht, der erſt vor kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwieſen worden, bemächtigte ſich durch erheuchelte Kunſtliebe bald des Vertrauens des argloſen Winckelmann, der ihm ſeine goldnen Medaillen und andere Koſtbarkeiten unbedenklich zeigte. In Trieſt übernahm Arcangeli die Beſorgung der Reiſeangelegenheiten, während Winckelmann im Gaſthofe blieb. Am 8. Juni zwiſchen 1 und 2 Uhr faß er ſchreibend am Tiſche, als der Italiener in ſein Zimmer trat, um ihm ſeine plötzliche Abreiſe anzuzeigen und Abſchied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch einmal die goldnen Medaillen zu zeigen; aber während Winkelmann, vor dem Coffre knieend, ſie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und verſetzte dem Unglücklichen, der ſich vergebens wehrte, fünf tödliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne etwas mitzunehmen, entſprang. Winckelmann verſchied wenige Stunden darauf, nachdem er ſein Teſtament gemacht und den Cardinal Albani zum Univerſalerben eingeſetzt hatte. Seine Handſchrift zur zweiten Ausgabe der Geſchichte der Kunſt, die er bei ſich führte, kam in den Beſitz der kaiſerl. Akademie der bildenden Künſte in Wien, welche 1776 eine Ausgabe darnach beſorgen ließ, die jedoch den Erwartungen der Kenner nicht entſprach; ſeine übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauſes Albani; 1799 führten ſie die Franzoſen nach Paris, von wo ſie jedoch wahrſcheinlich zurückgekehrt ſind. Winckelmanns Geiſt iſt in ſeinen Schriften ausgeprägt, die eben ſo ſchätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnichten einfachen Ausdruck ſind. Ihr unvergängliches Verdienſt beſteht darin, daß ſie zuerſt die ewigen Principien der Kunſt aufſtellen und die Werke derſelben nach ihrem wahren, durch jene Principien bedingten Weſen und ihrem Zuſammenhang unter einander darſtellen. Nächſtdem enthalten ſie einen Schatz von hiſtoriſchen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irthümer unbedeutend erſcheinen. Sie finden ſich geſammelt, bis auf die Monumenti inediti, die Description des Pierres gravées und die verſchiednen Briefſammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer und Schulze beendigten Ausgabe, Dresden, 7 Bände, 1808—17. Nächſtdem iſt zu Winkelmanns Kenntniß zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: Winckelmann und ſein Jahrhundert.

Wind iſt jede Bewegung in der Dunſtkugel, die durch das aufgehobene Gleichgewicht ihrer Luft in ſo fern erzeugt wird, als alle Luftſchichten der Atmoſphäre ihr gegenſeitiges Gleichgewicht zu erhalten und das geſtörte wiederherzuſtellen bemüht ſind. Man ſieht leicht, daß die Stärke des Windes (Orcan, Sturm, Wind, Windſtille, Windſtöße ꝛc.) auf der Größe und den übrigen Verhältniſſen der Störung beruhen müſſe. Die Atmoſphäre beſteht in einem ewigen Kreislauf ihrer Schichten, die durch beſtändigen Wechſel ihres Ortsverhältniſſes, rückſichtlich ihrer chemiſchen Miſchung, gleichförmig erhalten werden. Ohnedies wäre keine Zerſtreuung angeſammelter ungeſunder Stoffe, keine gehörige Vertheilung der Feuchtigkeit und des überall nöthigen Sauerſtoffes möglich, welcher letztere täglich durch das Athmen der Thiere, durch die ſtets vorfallenden Verbrennungsprozeſſe theilweis aufgezehrt wird. Die hauptſächlichſte Urſache der Winde liegt in aſtronomiſchen Verhältniſſen unſers Planeten zur Sonne. Aus dieſer kommen auch alle Winde her, die regelmäßig zu beſtimmten Zeiten wehen. Der halbjährige nördliche Stand der Sonne und der darauf folgende halbjährige ſüdliche erwärmt

abwechselnd die eine Hälfte der Atmosphäre stärker, als die andere. Durch die während des Standes der Sonne im Meridian bewirkte Ausdehnung und darauf folgende Zusammenziehung durch Erkältung entsteht ein regelmäßiger Wind, der auf dem Meere, wo kein hoher, noch andrer Gegenstand eine Abänderung hervorbringt, in seiner Regelmäßigkeit am genauesten beobachtet werden kann. Er ist innerhalb des 30sten Breitengrades südwestlich im Norden des indischen Meeres zur Frühjahrs- und Sommerszeit, nordöstlich im Winter. Im äthiopischen Meere aber macht ihn die Landnähe für immer südöstlich. Die täglich ostwärts gehende Bewegung der Erde gibt diesen Winden eine Abweichung nach Osten, so daß sie auf der nördlichen Seite vom Aequator nordöstlich, auf der entgegengesetzten oft südöstlich blasen. Im stillen Meere dehnt sich jedoch dieser regelmäßige oder Passatwind südlich vom Aequator weiter hinab, als nördlich, wo er nur bis zum fünften Grade bemerkt wird, höher aber viel mit Sturm abwechselt. Im indischen Meere hat derselbe auf der Nordseite eine Dauer von 6 Monaten, wo er sich dann eben so lange in die entgegengesetzte Richtung umlegt, während er auf der Südseite immer derselbe bis zum 30sten Grade bleibt. Unter der Linie herrscht dagegen im atlantischen Ocean beinahe vollkommenes Gleichgewicht, also viel Windstille. Landnähe, Inseln, Berge ändern viel ab. Nordamerika und die canarischen Inseln leiden sehr an Wirbelwinden; an jeder Seeküste blasen regelmäßige Land- und Seewinde abwechselnd. So findet sich im Mittelmeere Abends östlicher Landwind, frühe westlicher Seewind; die Richtung der Straße bei Gibraltar erzeugt dort fast nur West- und Ostwinde; an der Nordostküste von Asien ist Westwind der stehende Wind; an der Ostküste von Großbritannien herrscht vom April bis Juni Ostwind; bei Irland dagegen West und Südwest für immer. Der Canal ist wegen seiner Ruhe bekannt, während die Meerenge zwischen Irland und England sehr stürmisch ist. Noch unregelmäßiger streifen die Winde über das Continent, so daß ihre Dauer und Wiederkehr bis jetzt sich noch nicht auf bestimmte Zeiten hat zurückführen lassen. Nur so viel ist gewiß, daß der Wind den Compaß stets westwärts durchstreicht, es folgt nach Ost immer Süd ꝛc., nie umgekehrt. Hier haben Wälder, Seen, Sümpfe, Wüsten, Thäler großen Einfluß. Die Sandwüsten erzeugen vorzüglich brennende, gerade aufwärts steigende, trockene Winde, die wie der Samiel in Arabien ihre schädlichen Einflüsse weiter verbreiten. Gewitter verändern den Wind durch Temperaturveränderung, Verdichtung aufgestiegener Dünste, durch entstandene leere Räume, ihr Niederschlag auf die Erde verhält sich fast eben so. Bei allen diesen Vorgängen ist Electricität sehr thätig und ohne Zweifel die Haupturſache derselben. Sie zeigt täglich zwei regelmäßig höhere (frühe um Sonnenaufgang und Nachmittag nach zwei Uhr) und zwei niedere Standpunkte und jeder besondere Wind besitzt, rücksichtlich der Himmelsgegend, aus welcher er kommt, ein bestimmtes Maß derselben. Daraus erklärt sich die Bildung der Gewitter durch Südwind, die Trockenheit und Heiterkeit des Ostwindes, die trübe Luft des Westwindes, die Rauhheit und Nässe des Nords, so wie die verschiedene Luftdichtigkeit, welche jeder Wind mit sich bringt, und wodurch jeder das einfache Barometer zum Steigen oder Fallen nöthigt. Am höchsten steht es beim Nord und Nordwest, dann folgen Ost, West- und Südwind.

Windfahne, Wetterfahne, ein bekanntes Instrument, welches Anemoscop heißt, wenn es mit einer Compaß ähnlichen Gradabtheilung der Himmelsgegenden verbunden ist, um die Windrichtung genauer zu

beobachten. In Frankreich war eine Windfahne ehedem ein Vorrecht solcher Familien, deren Stammvater sein Panier zuerst auf den Wall einer eroberten Stadt aufgepflanzt hatte. Fs.

Windrose ist ein Theil des Compasses (s. d. Art.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Aehnlichkeit mit einer Rose hat. Die vier Gegenden, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in eben so viel Theile theilen, heißen Hauptgegenden, die kleineren Abtheilungen Nebengegenden. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N.W.), Nord-Ost (N.O.) Süd-West (S.W.) Süd-Ost (S.O.). Diese acht Gegenden werden ferner in zwei gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun acht neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch einmal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch andre 16 Nebengegenden: Süd gen Westen, Süd-West gen Süden, u. s. w. Man nennt diese Vorstellung der Winde auch die Schiffsrose, weil die Seefahrer sie vorzüglich brauchen.

Windsbraut, ein heftiger, reißender Wirbelwind. So hat Luther, Apostelgesch. 27, 14, den griechischen Ausdruck Wirbelwind übersetzt. Das Wort ist jetzt im Hochdeutschen fast ganz veraltet. Die zweite Sylbe des Wortes, Braut, ist von Brausen gemacht worden.

Winfried, s. Bonifaz der Heilige.

Wingolf war, nach der nordischen Mythologie (s. d. Art.) der Palast der Freundschaft und Liebe, der sich im Asgard oder der Wohnung der Götter befand. Klopstock hat daher einer Reihe von acht Liedern, in welchen er seine vertrautern Freunde besingt, die er in diesem Palaste erscheinen läßt, den Namen Wingolf gegeben.

Winkel. Zwei Linien oder Flächen, die, von verschiedenen Richtungen ausgehend, einander schneiden, bilden in ihrem Durchschnitte Winkel. Sind die zwei Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel desselben heißen, gerade, so entsteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderspannung der Schenkel des Winkels und also der Bogen, der von dem Scheidepunkte, zwischen den Schenkeln, beschrieben und nach Graden gemessen wird, bestimmt sein Maß. Ist ein Schenkel des Winkels auf den andern senkrecht aufgerichtet, so nennt man einen solchen Winkel einen rechten, die Entfernung der Schenkel eines solchen Winkels wird allemal 90 Grade betragen. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade ist, heißt ein spitziger, und ein Winkel größer als ein rechter, ein stumpfer. Zwei Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander sich befinden, sind zusammen so groß als zwei rechte und haben zu ihrem Maße 180 Grade; man nennt solche Winkel Nebenwinkel. Schneiden sich zwei Linien oder Flächen, so sind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, stets sich gleich. P. S.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winter (Peter von), königl. bayer. Capellmeister und Ritter des Civilverdienstordens, gehört unter die berühmtesten deutschen Componi-

ten. Geboren zu Maunheim im J. 1754, Sohn eines Brigadier der churpfälzischen Garde, erhielt er vom Hofmusikus Maier den ersten musikalischen Unterricht, und bildete sich unter der Leitung des ersten Violinspielers Kramer so schnell aus, daß er schon als Knabe von 10 Jahren bei dem churfürstl. Hoforchester den Zutritt erhielt. Er zeichnete sich bald als Virtuos auf mehreren Instrumenten, besonders auf der Violine aus und bildete sich in Mannheim unter dem berühmten Abt Vogler zum Componisten. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim den ehrenvollen Ruf eines Directors im Orchester, welche Stelle er auch bei Versetzung des churfürstlichen Hoflagers von Mannheim nach München an letzterm Orte beibehielt. Er ist bereits einer der ältesten Componisten, aber immer noch voll jugendlicher Kraft und Thätigkeit. Besonders für das Theater, sowohl in Deutschland als in Italien (wohin er mehreremal berufen und daselbst sehr geachtet ist) hat er sehr viel geschrieben. Nur wenige Componisten nennt die Geschichte der Tonkunst, deren Werke, wie bei Winter, den tiefen artistischen Kenner eben so sehr befriedigen, als sie auf das Gefühl des Nichtkenners unmittelbar wirken. Für die Singstimme, das schönste und uns selbst verwandteste Instrument, das von seiner ersten Bestimmung, auf das Herz des Menschen zu wirken, oft nur zu sehr entfernt wird, versteht er unübertreiflich zu schreiben. Seine Declamation ist rhetorisch richtig und seine Instrumentalbegleitung effectvoll. Unter seinen Compositionen erwähnen wir nur: I. Für die Kirche. 1. Mehrere Missen, Graduale, Offertorien u. dgl. 2. Die Pilger auf Calvari, Oratorium für München. 3. Bettulia liberata, Orator. 1792 für Venedig. 4. Die Auferstehung, Cantate. 5. Die Erlösung des Menschen mit untergelegtem Stabat mater. II. Für das Theater. 1. Bellerofon, Melodr. für Mannheim, 1787. 2. Leonardo u. Blandine, Melodr. 3. Cora und Alonzo, Melodr. 4. Armida, Melodram mit Chören. 5. Der Bettelstudent, Operette. 6. Catone in Utica, Op. ser., italienisch für das Theater all' Ascensione zu Venedig, 1791. In demselben Jahre. 7. Antigone, Op. ser. für Neapel. 8. I Fratelli rivali, Op. buff., 1794 für München. 8. Das unterbrochne Opferfest, Oper, deutsch, auch ins Italienische übersetzt 1796. 9. I due Vedove, Op. buff. für Wien. 10. Das Labyrinth, Op. buff. für Wien, 1798. 11. Der Sturm, nach Shakspeare, 1799 für München. 12. Maria von Montalban, ernsth. Oper, 1800 für München. 13. Tamerlan, Op. ser., franz., 1802, für Paris. 14. Castor und Pollux, ital. Oper für London, 1803. 15. Colmal, Op. ser. 16. Die Blinden, Oper. 17. Proserpina, Op. ser. 18. Calypso, Op. ser. und viele andre. III. Für die Kammer. a) Singstücke. 1. Figmalione, Cant. 2. Piramo e Tisbe, Cant. 3. Hector, Cant. 4. Ignes de Castro, Cant. 5. Die Hochzeit des Figaro, Cant. 6. Andromaque, Cant. 7. Progne et Philomele, Cant. 8. Gesänge am Clavier. 9. Canzonetten, ital. u. deutsch. 10. Timoteo, oder die Macht der Töne, große Cantate nach Drydens Alexandersfest v. Dr. Schreiber, ital. u. deutsch 1809. b) Instrumentalsachen. Viele Concerte, Simfonien, Quatuors, Quintetten, Sextetten u. s. w.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördliche Winter in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um so viel Tage länger verweilt. — Im ge-

wöhnlichen Sprachgebrauch verſtehen wir unter Winter die rauhe und kalte Jahreszeit überhaupt. In der heißen Zone findet in dieſem Sinne gar kein Winter Statt; hier gibt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt iſt. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreiſe hinaus in beide gemäßigte Zonen iſt noch derſelbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja ſelbſt im ſüdlichen Europa, als Neapel, Sicilien, dem ſüdlichen Spanien und Portugal kennt man weder Eis noch unſere Winterkälte. Im Januar pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen und die Gartengewächſe gedeihen in dieſer Zeit zum Theil beſſer als im Sommer. Weiter hinauf, ſchon im Kirchenſtaat, gefriert es etwas; noch mehr in Oberitalien. Diesſeits der Alpen, wo der Winter immer mehr ſteigt, wird er bei uns ſchon ziemlich anhaltend und ſtreng und erreicht endlich innerhalb des Polarkreiſes einen Grad von Kälte, der unſere Vorſtellung überſteigt. Dieſelbe Progreſſion findet nach dem Südpol zu Statt.

Winterfeldt (Hans Carl von), Königl. preuß. Generallieutenant, Ritter des ſchwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, ward den 4. Apr. 1707 zu Vanſelow in Vorpommern geboren und begann die militäriſche Laufbahn im 16. Jahre bei dem Kürraſſierregiment von Winterfeldt, von welchem er jedoch bald zur Garde du Corps verſetzt ward. Friedrich der Große, der ihm ſchon als Kronprinz ſein Vertrauen geſchenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Major und Flügeladjutanten und ſendete ihn wenige Monate darauf (1740) mit dem wichtigen Auftrage nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es ſich nicht in den erſten ſchleſiſchen Krieg miſche, den er beſchloſſen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht und Winterfeldt, zur Armee zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er ſich bei der Ueberrumpelung Glogau's (8. März 1741), beſonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete, in welcher er verwundet, bald darauf zum Obriſtlieutenant und nach wenig Tagen zum Oberſt und Generaladjutanten befördert ward. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Rothſchloß (22. Juni). Im zweiten ſchleſiſchen Kriege (1744) machte er ſich zuerſt wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. Im folgenden Jahre lieferte er den ungariſchen leichten Truppen bei Schlawentitz (11. April) ein glänzendes Gefecht und ſchlug bald darauf den General Nataſti bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu dieſen Unternehmungen ganz beſonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem glücklichen Gefecht bei Catholiſch-Hennersdorf (23. Nov.) und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem dresdner Frieden eintretenden elfjährigen Waffenruhe war er als Generaladjutant immer in der Nähe des Königs und im Beſitz von deſſen größtem Vertrauen, ſo daß er von ihm zu den verſchiedenartigſten wichtigſten Geſchäften gebraucht ward. Den dritten ſchleſiſchen Krieg vorausſehend, ſtrebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarſtaaten und Studium des wahrſcheinlichen Kriegsſchauplatzes ſich darauf beſonders vorzubereiten. Als die aus dem dresdner Cabinet erhaltnen Papiere keinen Zweifel über die Abſicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergeſehenen Angriff zuvorzukommen; ſeine Anſicht gewann die Oberhand über die entgegengeſetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und

man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Kriegs Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Friedrich drang in Sachsen ein und blokirte die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna; hier ward Winterfeld abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Oesterreich abzuziehen; als dies fehlschlug, erfolgte die bekannte Capitulation. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt; dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangnen Fehler vom Könige eben so hart behandelt, als alle unter ihm stehenden Generale, mit Ausnahme Winterfeldts, der nun beim Corps des Herzogs von Bevern angestellt wurde, welches Friedrich nach eignem Geständniß eigentlich ihm anvertraute (G. d. 7a. Ch. 6.). — Der Herzog lagerte darauf am 31. August (1757) an der Landskrone bei Görlitz, Winterfeldt jenseit der Neiße, den rechten Flügel gegen Mais, den Holzberg mit zwei Grenadierbataillons besetzt haltend. — Im österreichischen Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf Winterfelds Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bataillons und 70 Escadrons zusammenzogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, jene beiden Bataillone mußten ihn nach tapfrer Gegenwehr verlassen. Winterfeldt — der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat — eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallnen Helden.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dies geschieht den 21. und 22. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von 7½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen am Himmel. Er fällt jetzt in das Sternbild des Schützen, man rechnet ihn aber immer noch vom Anfange des Steinbocks an.

Winterschlaf der Thiere. Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, welche, außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, mehrere Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger Unthätigkeit liegen, während welcher sie neue Kräfte für den übrigen Theil des Jahres sammeln. Die Säugethiere, die man Winterschläfer nennt, gehören durchgehends zu der Familie der Gefingerten. Doch gibt es auch einige andre, wie die Fledermaus und der Igel, welche dem Winterschlafe unterworfen sind. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kälteren Climate, sondern in sehr warmen Gegenden finden sie sich: so hält die Jerboa in Arabien, und der Tanrick in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, ist keinesweges ganz bestimmt, doch fällt sie meistens in denjenigen Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinct treibt diese Thiere gegen diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkele Höhlen, oder in die Schornsteine verfallner Schlösser. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich unter Gestrüppe von Farrenkräutern. Ham-

ler und Murmelthiere vergraben sich in die Erde und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Nager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun folgende Erscheinungen. Zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20, bei andern um 40 bis 50 Fahrenheitische Grade vermindert; doch ist sie immer noch größer, als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochner. Oft bemerkt man mehrere Minuten, ja wohl gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Daher verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten, als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz verhältnißmäßig eben so langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlaf nur funfzehnmal in der Minute, während man im wachenden Zustande wohl 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke electrische Schläge aus der Leydner Flasche wecken. Eben so ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme gewöhnlich leer, und selbst wenn sie erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde. So vermindert sich auch das Gewicht der Thiere während des Winterschlafs ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzohr, sondern sie theilt sich in zwei ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußern Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeit lang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß sperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch die Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlafe unterworfen. Die Mauerschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gebäude, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamme des Wassers gezo-

gen und sie durch Wärme wieder erweckt, so daß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indessen keinesweges gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Climate aufsuchen. Die im Schlamme gefundnen Schwalben sind höchstwahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben sich im Röhricht versteckt und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuck erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50 Grade Fahrnheit sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzensschläge von 30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, die man in einer künstlichen Kälte erhält, oft Jahre lang in einem solchen Zustande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die gewiß viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Insecten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommnen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im November, wo er vorzüglich fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und so den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschehen, pflegt er sich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, daß er seine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

Winterthur, eine kleine, wohlgebaute, industriöse Stadt im Schweizercanton Zürich, mit etwas über 400 Häusern und 3300 Einwohnern an der Eulach in einer schönen Ebne am Fuße eines Hügels. Es gibt hier gute Kattun-, Musselin- und Zitzfabriken; auch wird Vitriol, Alaun und Glaubersalz bereitet und häufig versendet. Die Arbeiten verschiedener Professionisten, vorzüglich aber die hiesigen Töpferwaaren, sind berühmt. Die Stadt hat eine Bibliothek, ein Münz- und Naturaliencabinet. In der Umgegend wächst ein guter Wein, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Wirtemberg, s. **Würtemberg**.

Wisbaden, eine dem Fürsten von **Nassau-Usingen** gehörige Landstadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebne, nach Süden und Osten von Wiesen und fruchtbaren Getraidefluren, nach Norden von sanft sich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Die Stadt hat ungefähr gegen 500 recht gut gebaute Häuser, besonders in der Nähe der Bäder. Sie ist lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen. Mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient, auf welchen man ohne Zwang erscheinen kann. Unter den Straßen erinnert noch die Saalgasse an die alte Pfalz der Carolinger, welche hier stand und der Saal hieß. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Johann Ludwig von Nassau gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Das Rathhaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen sehenswerth. Zu dem sehr geschmack-

vollen neuen Kursaal machte Hr. v. Wolzogen aus Weimar den ersten Plan; ausgeführt ward dieser durch den Landbaumeister Zais auf Actien. Die Fronte beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß und 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von innen und außen. Täglich sind hier in der Curzeit Concerte, denn das Gebäude enthält einen schönen Tanzsaal, mehrere andere Säle und Zimmer. Die Römer kannten schon die mattiakischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des vom Drysus erbauten Castells auf dem Kirchhofe; auch hat man Ueberreste römischer Bäder entdeckt. Schon die Carolinger hatten hier eine Pfalz, welche Carl der Große oft bewohnte. Otto der Große erhob 965 Wisbaden zur Stadt. Wisbaden zählt 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Das Wasser derselben enthält: kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöst'es Eisen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahrenheit. Man benutzt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Wirksam ist es bei Infarcten, bei Verschleimung im Magen und Darmcanale, in Verstopfung der Leber, bei Gelbsucht und Gallenübeln, Verstopfung der Drüsen des Unterleibes bei Kindern, Rheumatismen, Gicht und Podagra, Lähmungen der Glieder, Hautausschlägen und Geschwüren ꝛc. Dagegen ist das Wasser schädlich bei allen Krankheiten, wo eine große Schwäche der festen Theile des Körpers, oder ein aufgelöst'er Zustand der flüssigen Theile Ursache ist, wie z. B. bei hectischen Fiebern von innern Eiterungen, bei den meisten Wassersuchten, im Scorbut, krebshaften Uebeln, bei starkem Fluß der monatlichen Reinigung, der goldnen Ader u. d. m. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, das in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 25, mit Ausschluß des Hospitalbads und des öffentlichen bürgerlichen Bads. Die bedeutendsten Badehäuser sind: 1. der Rindsfuß, 2. der Schützenhof, 3. der Adler, 4. die Rose, 5. der Bär, 6. der schwarze Bock. Sie sind gemeiniglich 20—40 Fuß hoch und bestehen aus dem Badehause und Wohnhause; bei fast allen sieht man gegen das Dach, welches mehrere Oeffnungen zum Abzug des Dampfes hat; jedes enthält 10—30 Badestübchen, die verschlossen werden können und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt ist. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einwohner von Wisbaden sind sehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben nicht nur Handwerke und allerhand bürgerliche Gewerbe, sondern auch Acker- und Weinbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landescollegien haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wisbaden her ist die neue Anlage, welche sich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen hinzieht und den herrlichen Kursaal umgibt, die schönste. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabhügel findet; Sonnenberg, eine alte Burg mit weitläuftigen, mahlerischen Ruinen; den Geisberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die

Waldmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsaale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Aussichten in Deutschland genießt; und Biberich mit seiner herrlichen Fürstenwohnung und der eben so herrlichen Umgebung.

Wischnu (Vishnu), eine von den drei vornehmsten Gottheiten der Hindus. Diese glaubten in frühern Zeiten nur einen Gott, Brama (s. d. Art.), der die drei Eigenschaften, zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören, in sich vereinigte. In der Folge wurden diese Eigenschaften personificirt, und so entstanden drei besondere Gottheiten: Ormuzd, der Schöpfer aller Dinge, Wischnu, der Erhalter oder die erhaltende Vorsehung, und Ahriman oder Schiwen, der Zerstörer. Wischnu ist also eine wohlthätige Gottheit; seine Gattin ist Lackschmi, die Göttin der Weisheit und Liebe. (S. d. Art. Hindostan und Fr. Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg, 1808.)

Wismar, eine Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, an einem Meerbusen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Sie hat 1000 Häuser und 6250 Einwohner, welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und mit dem Schiffsbau beschäftigen. Die Stadt ist alt und gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts wurde sie zum Herzogthum Schwerin geschlagen, und im westphälischen Frieden an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehreremal belagert und eingenommen worden. Im J. 1803 erkaufte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, nebst den Aemtern Poel, auf der Insel gleiches Namens, und Neukloster, von Schweden für die Summe von 1,200,000 Thaler Banco. Durch diese Acquisition wurden die meklenburgischen Länder von dieser Seite völlig arrondirt.

Wismuth (auch Bismuth; das Wort ist wahrscheinlich ausländisch, Adelung hält es für slavonisch), ein sehr sprödes Halbmetall, das auf seinem Bruche ein würfliges, aus kleinen Blätterchen bestehendes Gewebe zeigt. Es wird theils gediegen, doch meistens nur versteckt, oder vererzt (mineralisirt) gefunden. Man findet es in Sachsen bei Schneeberg, in Schlesien, Norwegen und Schweden. Der Wismuth wird im Feuer leicht flüssig, und vereinigt sich, den Zink ausgenommen, mit allen Metallen und Halbmetallen. Durch dergleichen Vermischungen können verschiedene Compositionen und zu verschiedenem Gebrauch gemacht werden. Mit Zinn, Blei und etwas Quecksilber vermischt, erhält man eine Spiegelfolie. Die Handwerker, die in Zinn arbeiten, brauchen den Wismuth, um das Zinn leichter flüssig zu machen; mit Blei vermischt, wird er zum Löthen gebraucht. Die Schriftgießer vermischen ihn mit Spießglas, um Buchstaben zu gießen. Mit Laugensalz oder Weingeist aufgelöst, gibt der Wismuth einen feinen, weißen kalkartigen Niederschlag, der unter dem Namen spanisches Weiß oder Schminkweiß bekannt, und für die Haut sehr schädlich ist. Die Aerzte der vorigen Zeiten empfahlen eine Auflösung desselben als ein schweißtreibendes Mittel, und er war in den Apotheken unter dem Namen Marcasit (s. d. A.), Marcasita officinalis, bekannt.

Witte (Carl), Doctor der Rechte und Philosophie zu Berlin. Dieser junge Mann, der in seinem 16ten Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, und nachdem er alle deßhalb erfoderliche Prüfungen auf das ehrenvollste bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beispiel auf-

gestellt zu werden, von dem, was glückliche, jedoch nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung in einem Alter vermögen, wo man höchstens erfreuliche, vielversprechende Blüthen, keinesweges aber gereifte erquickende Früchte zu erwarten berechtigt ist. — Carl Witte ist geboren zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, am 1. Juli 1800. Sein Vater gleiches Namens war daselbst Pfarrer und zwar bekannt als ein Mann von Geist und Talenten, aber nicht als ein vorzüglicher Genius. Er hatte von jeher eine große Neigung zur Pädagogik gezeigt und war vier Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie von Salis in der italienischen Schweiz gewesen. Während seines frühern Aufenthaltes zu Berlin, so wie auf Reisen, welche er zu machen Gelegenheit fand, war er mit den großen Erziehern Deutschlands und mit den vornehmsten öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten bekannt geworden, und hatte hier seine Ansichten von dem, was Erziehung leisten könne und wie sie es könne, durch Beobachtung und Nachdenken berichtigt und geläutert. Als ihm dieser Sohn geboren wurde, nahm er sich vor, ihn selbst und auf das sorgfältigste, jedoch der Natur gemäß und ohne etwas erkünsteln zu wollen, wozu sie nicht die Hand böte, zu erziehen. Seine gute verständige Gattin, die er auch erst größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Allein weder Vater noch Mutter ahneten, daß sich ihres Kindes Fähigkeiten so früh und auf eine so überraschende Art entwickeln würden, zumal da die Gesichtszüge desselben in den ersten Lebensjahren gerade nichts Ausgezeichnetes zu versprechen schienen. — Im vierten Jahre las der junge Witte schon recht gut deutsch, indem er es gleichsam im Spiel von den Aeltern gelernt hatte. Er rechnete in dieser Zeit auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen aller Art. Indessen ließ ihn der Vater dies nicht fortsetzen, weil es den Geist zum Nachtheile des Körpers allzusehr anzustrengen schien. Der letztere hatte sich indessen sehr kräftig ausgebildet und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom 5ten Jahre an mußte der Vater fast wider seinen Willen anfangen, den Sohn regelmäßig zu unterrichten, weil es die Mutter angelegentlich wünschte. Er wählte zuerst die französische Sprache, später die italienische, und dann nach einem halben Jahre die lateinische, worauf sodann die griechische und englische folgte. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer; E schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. — Im achten Jahre erregte das Kind die Aufmerksamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schütz, Tiefstunk, Olivier, Tillich, Lindner, Krug u. A., und alle billigten die einfache und natürliche Lehrmethode, nach welcher der Vater bei der Ausbildung seines Kindes verfuhr. Dieses hatte bis zum vollendeten 6ten Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im 7ten etwa eine bis anderthalb und im 8ten zwei bis zwei und eine halbe Stunde Unterricht erhalten. Der Ruf von der frühzeitigen Entwickelung des interessanten Kindes verbreitete sich jetzt immer mehr und mehr und auf einer Reise, die der Vater mit ihm nach Leipzig machte, erregte der Knabe hier eine solche Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß sich mehrere edelmüthige Bewohner des Ortes vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thalern zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung seines Sohnes zum Besten der Menschheit auf der Universität daselbst widmen könnte. Mehrere Prüfungen hatte der Knabe sowohl in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl zur allgemeinen Zufrie-

denheit bestanden und so wurde er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art unweigerlich aufgenommen. — Der damalige König von Westphalen, der der Landesherr von Witte war, wünschte jedoch, daß der Knabe, statt in Leipzig, auf einer Landesuniversität studiren möchte. Er ging deßhalb mit dem Vater nach Göttingen, nachdem Letzterer seiner Stelle enthoben worden war, und erhielt nebst diesem eine jährliche Pension von 2000 Franken, welche pünktlich ausgezahlt wurde. — Der junge Witte stand im 10ten Jahre, als seine Aeltern mit ihm nach Göttingen gingen. Er schrieb hier im 12ten Jahre seine erste lateinische Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der vier Jahre, welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Im 12ten und 13ten Jahre las er Privatcollegia über niedere und höhere Mathematik, und in Hannover und Salzwedel las er öffentlich über diese Wissenschaft. Im 13ten Jahre wurde er Doctor der Philosophie zu Gießen, und im 14ten Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein zweites (deutsches) Werk über einen Gegenstand aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Jetzt nahm sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf vier Jahre. Nun studirte Witte auch die Rechte, Diplomatik und Cameralwissenschaften und begab sich deßhalb nach Heidelberg, wo er den 20. Aug. 1816 die Doctorwürde erhielt. — Als er nach Berlin zurückgekehrt war, wollte er sich dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber bei Gelegenheit seiner Habilitirung in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber Bericht an das Ministerium erstattet wurde, und da es schien, daß die Studirenden selbst Witte noch nicht als Lehrer zu sehen wünschten, wurde höhern Orts der Ausweg getroffen, ihn in den Stand zu setzen, ehe er als Lehrer zu Berlin aufträte, eine literarische Reise von einigen Jahren machen zu können. Diese Reise hat er auch nunmehr angetreten. Ueber den Vorfall in Betreff seiner Habilitirung zu Berlin sind von Witte und der Juristenfacultät einige Schriften gewechselt worden. Auch findet sich der Vorfall erzählt in den Zeiten von Voß. (Polit. literar. Anzeiger VII. Curiositäten.)

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Carl den Großen, dessen Begebenheiten jedoch nur zum Theil bekannt sind. Die Sachsen (s. d. A.), ein zahlreiches und tapfres Volk, bewohnten unter dem Namen der Ostphalen, Westphalen und Engern, zu welchen letztern Wittekind gehörte, das nördl. Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westphalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Gränzen. Carl der Große beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Selbst die Religion wurde als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht; Carl wollte die heidnischen Sachsen zum Christenthum bekehren. Der Krieg gegen sie begann im J. 772 und dauerte bis 803, also 30 Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Carl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben, ein großes Uebergewicht über sie hat-

ten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Aber sobald Carl sich mit seiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs neue zu den Waffen. So fing auch Wittekind 782 einen neuen Krieg an. Ein von Carl ihm entgegengeschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Carl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm Wittekind, der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür durch eine bis zur Grausamkeit getriebne Strenge, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande gereizt. Aber sie wurden (783) in zwei blutigen Treffen bei Detmold und am Hasefluß so geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Carl versuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, Wittekind und Albin, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). Wittekind erhielt seine Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Carl auch zum Herzog von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Carl den Sachsen schickte, und durch acht Bisthümer, die er in Westphalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholtenmalen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im Jahr 803 endigte der Friede zu Selz, der den Sachsen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese blutigen, mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß Wittekind der Stammvater der sächsischen Regenten sey, ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. Man hat den Letztern zu schmeicheln geglaubt, wenn man ihren ohnedies schon alten Ursprung noch weiter zurückführte. Es ist bekannt, daß die königlichen und herzoglichen sächsischen Häuser von den alten Grafen von Wettin abstammen.

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, die bekannte Hauptstadt des ehemaligen Churkreises im Königreich Sachsen, liegt am rechten Ufer der Elbe, und ist durch das Wirken Luthers und Melanchthons welthistorisch berühmt geworden. Die dortige Universität wurde 1502 durch Friedrich den Weisen gestiftet und durch Luthers und Melanchthons Widerstreben gegen päpstliche Anmaßung in ganz Europa bekannt. Die Erdwälle, welche Wittenberg umgeben, und vor dem schmalkaldischen Kriege gebaut sind, sind zweimal die Ursache der Zerstörung der Stadt geworden. Schon 1547 wurde sie vor der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. 1637 wurde die Elbbrücke von den Schweden abgebrannt. Im 7jährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. bis zum 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preußische Commandant, Obrist Sakemon, zur Uebergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Das schwerste Trübsal stand aber der Stadt im J. 1813 bevor. Napoleon bestimmte sie nämlich zur Deckung des wegen der Straße nach Berlin wichtigen Elbüberganges. Er ließ die verfallnen Werke wieder aufräumen, den ausgetrockneten Graben unter Wasser setzen, einen starken Brückenkopf auf dem linken Elbufer anlegen und die Wälle der Stadt durch Collateralwerke mit dem Elbufer verbinden. Hierauf folgte am 6. April die Abbrennung sämmtlicher Vorstädte, unter denen

die eswiger die wichtigſte war. Die Blokade hatte ſchon Ende März begonnen. Am 16. April ließ der ſie befehligende ruſſiſche General Wittgenſtein die abgebrannten Vorſtädte mit dem Bajonnet nehmen, am 18. die Stadt aus 97 Geſchützen beſchießen, hierauf jedoch die Belagerung wieder in eine Blokade verwandeln. Auch dieſe ward bei dem Rückzug der verbündeten Heere Ende Mais gänzlich aufgehoben. Gleich nach Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zeigten ſich die leichten Truppen der Verbündeten wieder vor dem Brückenkopf, und in der Mitte Septembers begann das preußiſche dritte Armeecorps die zweite Belagerung des Platzes. Es eröffnete am 25. Sept. die Parallelen bei dem Luthersbrunnen, beſchoß an dieſem Tage, am 27. und am 30. die Stadt mit Wurfgeſchütz und Congreviſchen Raketen und legte viele Gebäude, unter denſelben das Schloß, in Aſche. Rückſichten auf höhere Zwecke nöthigten indeſſen den General Bülow, die Belagerung am 4. Oct. aufzuheben. Am 23. Oct. wurde die Feſtung zum drittenmale eingeſchloſſen, und die Belagerung am 28. Dec. von der Brigade des Generals Dobſchütz unter der Leitung des Generals Tauenzien begonnen. Die erſte Parallele wurde an dieſem Tage 200 Schritt von dem durch den Gouverneur General la Poype zu einem wichtigen Poſten eingerichteten Krankenhauſe eröffnet, und der Angriff gegen die Schloßfronte gerichtet. Man brachte die folgende Nacht 11 Geſchütze und in der Nacht vom 30. zum 31. Dec. 7 Geſchütze in die Batterien und beſchoß die angegriffene Fronte auf das lebhafteſte. Den 31. baute man noch eine Mortierbatterie und ging mittelſt einer flüchtigen Sappe, die auch zugleich zur dritten Parallele diente, gegen das Krankenhaus vor. Den 1. Jan. Nachts wurde das Krankenhaus geſtürmt und behauptet, die folgende Nacht zum Beſten der Belagerer eingerichtet und dann gegen den bedeckten Weg der ſcharfen Eckbaſtion vorgegangen, der bedeckte Weg cournirt und am 12. der Anfang des Breſcheſchießens gemacht. Da indeſſen ein ſehr kaltes die Arbeiten hinderndes Wetter eintrat, auch Munition und Lebensmittel zu mangeln anfingen, ſo hätte die Belagerung ſchwerlich geendet werden können, wenn nicht General Tauenzien, den Froſt, welcher die naſſen Gräben mit Eis zu decken angefangen hatte, benutzend, die Feſtung mit Sturm zu nehmen beſchloſſen hätte. Dieſer Sturm wurde in der Nacht vom 12. zum 13. Januar ausgeführt, die Brücken und alle Außenwerke erobert, der Hauptwall auf mehreren Punkten zugleich angegriffen und erſtiegen und die Franzoſen in das von ihnen befeſtigte Schloß und Rathhaus zurückgeworfen. General la Poype hatte ſich während der ganzen Belagerung in der bombenfeſten Sacriſtei des Schloſſes aufgehalten; er capitulirte jetzt von dort aus, der ſeltenen Ehre theilhaftig, binnen eines Jahres drei Belagerungen ausgehalten, und ſelbſt nach Einnahme des bedeckten Wegs den Vorſchlägen der Verbündeten kein Gehör gegeben zu haben. Zwei Adler, 96 Canonen und 1500 Gefangene fielen den ſiegenden Preußen in die Hände. Ihr Verluſt während der Belagerung betrug 400, während des Sturms 100 Mann. Das ganze Schloß und ein großer Theil der Stadt lag nach der Einnahme in Trümmern, alle Vorſtädte waren der Erde gleich. Die Gebäude der Univerſität waren ſämmtlich, theils durch preußiſche Kugeln, theils durch die Zerſtörungsſucht der Franzoſen, unbrauchbar geworden, und faſt das ganze Perſonale derſelben nach Schmiedeberg geflüchtet. Dieſe Gründe, und vorzüglich die günſtige Lage Wittenbergs als Vormauer von Berlin, welche die Erhaltung und Vermehrung ihrer Feſtungswerke durchaus nöthig macht, bewogen den König von Preußen, dem nach dem Friedensſchluſſe die Stadt von Sachſen abgetreten worden, die Univerſität mit der in Halle zu ver-

einigen, an ihrer Stelle aber in Wittenberg zum Andenken Luthers ein groſſes theologiſches Seminarium zu errichten. P—r.

Witthum (lat. Dotalitium, franz. Douaire), überhaupt das, was ein Ehemann ſeiner Frau, auf den Fall, daß ſie Wittwe werden ſollte, zu ihrem Unterhalte ausſetzt. Beſonders wird es von Wittwen höhern Standes gebraucht, und bedeutet das, was eine ſolche Wittwe, entweder vermöge der Eheſtiftung, oder nach den Rechten zu erhalten hat, um ſtandesmäßig leben zu können. Es wird bisweilen auch Leibgedinge (ſ. d. Art.), Leibgut, Leibzucht, genannt; wiewohl das Leibgedinge im engern Sinne einen Theil des Witthums ausmacht. Witthum nennt man nicht bloß das zum Unterhalte ausgeſetzte Kapital, ſondern auch, beſonders bei Wittwen höhern Standes, das Grundſtück (Schloß, Rittergut ꝛc.), auf welchem die Wittwe ihren Sitz, und von deſſen Ertrage ſie ihren Unterhalt haben ſoll. Es wird zuweilen in der Diſpoſition des Erblaſſers feſtgeſetzt, daß die Wittwe einen Theil ihres Witthums verlieren ſoll, wenn ſie ihren Wittwenſtuhl verruckt, d. h. ſich anderweit verheirathet. — Das nun veraltete Wort Witthum für ein einer Kirche oder frommen Stiftung vermachtes Grundſtück wird von den Sprachforſchern von Widmen hergeleitet.

Wittwencaſſen ſind Anſtalten zur Unterſtützung hinterlaſſener Wittwen. Es gibt zwei Hauptgattungen dieſer Anſtalten, welche weſentlich von einander verſchieden ſind: 1. ſolche, die einen durch Vermächtniſſe oder Schenkungen oder Beſoldungsabzügen gebildeten Capitalfonds beſitzen, deſſen Zinſen jährlich unter die Wittwen vertheilt werden, in Verhältniß zu dem von ihren Ehegatten geleiſteten Beiträgen. Hier wird, um ganz ſicher zu gehen, keine beſtimmte Summe zugeſichert, ſondern die Gröſſe der Unterſtützung richtet ſich lediglich nach der Zahl der Intereſſenten und der Wittwen; von dieſer Art iſt die Univerſitätswittwencaſſe in Göttingen. 2. Solche, die auf Leibrentenfuß (ſ. d. Art. Leibrente) eingerichtet ſind; ihre Natur iſt folgende: eine anſehnliche Zahl von Ehemännern, deren Frauen noch ſämmtlich am Leben ſind, macht ſich anheiſchig, entweder auf einmal oder nach und nach eine gewiſſe Geldſumme durch ihre Beiträge zuſammenzubringen, um ihren dereinſtigen Wittwen eine dem Beitrage gemäße, ſtets gleiche, Penſion bis zum Tode der Wittwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu verſichern. Man kann in dieſe Anſtalten auf zweierlei Weiſe eintreten: a) auf Kapitalfuß, d. h. durch Herſchießung einer Summe auf einem Brette; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergeſtalt, daß man jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten eine gewiſſe Summe als Beitrag hergibt. — Die Gröſſe der der Wittwe zugeſicherten Leibrente wird berechnet: α) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts, β) nach dem wahrſcheinlichen Tode beider, γ) nach der Gröſſe des Einſatzes, welcher letztere jedoch verfallen iſt, wenn die Frau vor dem Manne ſtirbt. — Bei den Anſtalten, welche auf Kapitalfuß eingerichtet ſind, iſt die Berechnung leichter zu überſehen und die Caſſe mehr geſichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinſichtlich der Art und Weiſe der Berechnung haben Tetens und Kritter, die Hauptſchriftſteller in dieſem Fache, folgenden Grundſatz aufgeſtellt. Bei dem wahrſcheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Kapital- oder Contributionsfuß geſchehen ſeyn, die volle Summe vorhanden ſeyn, welche, mit Zinſen und Zinſenzins berechnet, erfoderlich iſt, um der Wittwe bis zu ihrem wahrſcheinlichen Tode die beſtimmte verſprochene Penſion zu verſchaffen. — Die Solidität einer Wittwencaſſenanſtalt beruht hauptſächlich auf der dabei zum Grund gelegten

Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehrern Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch (die göttliche Ordnung des menschlichen Geschlechts ꝛc.) in Tabellen dargestellt worden; wie richtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit überhaupt seyn mögen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Wittwencassen zum Grund zu legen, denn 1. bei diesen Anstalten sind die Wittwen gewöhnlich eine ausgesuchte Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar ist; 2. haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerschaft überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andere Sterblichkeit ein; 3. die beigebrachten Gesundheitsscheine der Ehemänner beweisen wenig, die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einsetzen, ist größer, als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Kritter folgender Grundsatz aufgestellt und auch bei verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnür angenommen worden: Besteht eine Wittwencasse aus 2000 Interessenten, welche im Durchschnitt 40 Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt sind und werden jedes Jahr 200 neue Interessenten aufgenommen, so ergibt sich gegen das 50ste Jahr, wann der erste Stamm von 2000 Interessenten mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleich bleibenden Zahl der Wittwen, welche Pensionen erhalten und der Interessenten, welche beitragen, nämlich 3:5, d. h. fünf Interessenten müssen so viel beitragen, als drei Wittwen Pension erhalten. — Wittwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, sind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Ruin zu retten, daß mit den Interessenten accordirt, d. h. wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Noch ist zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Privatsparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Wittwe zusichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. — Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in folgenden Schriften: Eclaircissemens sur les etablissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss. — deutsch v. Kritter, Altenburg 1782. 4. — Kritter Auflösung der wichtigsten Fragen über die Errichtung dauerhafter Wittwencassen. Göttingen 1768. 8. — Dessen Plan der neuen Einrichtung der bremischen Wittwenpfleggesellsch. 1787. 4. — Karstens Theorie von Wittwencassen, Halle 1784. 8. Tetens Einleitung zur Berechnung der Leibrenten, Leipz. 1785 u. 86. 2 Thle. — Dessen Nachricht von dem Zustande der Wittwencasse zu Copenhagen 1797. Copenh. 1803. — Flokencourt Abhandlungen aus der juristischen und politischen Rechenkunst, mit einer Vorrede von Kästner. Altenburg 1781. KM.

Wladimir (Wlodimir), ein Name, der für Rußland großes Interesse hat. Wladimir wurde (981), nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch die Besiegung verschiedner benachbarter Völker. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griechisch-kaiserlichen Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christliche Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen

aus Constantinopel und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griechischen Kirche eingeführt. Wladimir wird als der erste christliche Regent und weil er viel Klöster und Schulen stiftete, in der russischen Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Catharina II. am 22. Sept. 1782 den St. Wladimirorden (s. d. Art. Orden). Wladimir starb 1015. Seine Nachkommen theilten, zu ihrem eignen Verderben, das Reich unter sich. Der mächtigste unter diesen kleinen Staaten war eine geraume Zeit hindurch das Großfürstenthum Kiow. Im J. 1157 nahm einer der kleinern Regenten, Andreas I., auch den Titel eines Großfürsten an, und wählte zu seiner Residenz die Stadt Wladimir am Flusse Kljaesma. Von der ehemaligen Größe dieser Stadt, die, obgleich sie jetzt die Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens ist, nicht mehr als 1500 Einwohner in 250 hölzernen Häusern hat, zeugen die noch jetzt vorhandenen 25 Kirchen nebst verschiedenen Klöstern, und daß hier der Sitz eines Erzbischofs ist. Das Großfürstenthum Wladimir war unter den übrigen russischen Staaten der einzige, der von den benachbarten Völkern (Polen, Litthauen, Mongolen) nicht unterjocht wurde. Ungefähr gegen Anfang des 14. Jahrhunderts verlegten die Großfürsten ihre Residenz nach Moskwa, und die Stadt Wladimir kam seitdem in Abnahme. — Wladimir oder Wlodsimirz ist eine Stadt im ehemaligen Wolhynien, welche 1773 mit an Oesterreich abgetreten wurde und nun zu Gallizien gehört.

Wodan, s. Nordische Mythologie.

Wohlbrück (Gottfried), Regisseur und Schauspieler bei dem Stadttheater zu Leipzig. Es gibt eine Gattung dramatischer Darstellungen, welche bei den Alten, wenn auch nicht unberücksichtigt blieb, doch lange nicht so geschätzt und ausgebildet war, als sie es besonders in den letztverflossenen beiden Decennien unter uns vorzüglich durch Iffland wurde, wir meinen die eigentlichen Charakterdarstellungen, oder diejenigen Stücke, wo Dichter und Schauspieler sich's zum Hauptzwecke gemacht haben, den innern geistigen Organismus eines Menschen dergestalt zu entwickeln, daß sein eigenthümliches Wesen nicht nur in den sprechendsten Zügen klar von uns angeschaut wird, sondern auch durch diese Eigenthümlichkeit unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Warum diese Charaktergemählde bei den Alten minder als bei uns geschätzt wurden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, weil es dazu an Raum gebricht, allein daß sie eine schätzenswerthe Bereicherung der dramatischen Kunst sind, wird Niemand läugnen. Daher auch diejenigen darstellenden Künstler, welche darin etwas mehr als Gewöhnliches leisten, aller Achtung und der Auszeichnung werth sind. Der obengenannte Künstler gehört zu dieser Classe und hat durch dergleichen Darstellungen vorzüglich seinen Ruf begründet. Seine Darstellungen sind mit Kenntniß der menschlichen Natur, mit feiner Beobachtung der Art und Weise, wie sich die verschiedenen Charaktere zu äußern pflegen, und mit vieler Haltung und Uebereinstimmung ausgeführt. Er strebt dem großen Muster in dieser Gattung, Iffland, nicht ohne Glück nach, wie dies sein Geizige nach Molier, sein Oberförster in den Jägern, sein Nathan und andere Rollen beweisen. Auch das Feinkomische mißlingt ihm nicht. Hier Einiges von seinen Lebensumständen: Er ist geboren zu Berlin, und hat seine Bildung auf dem Friedrichswerderschen, dann auf dem Joachimsthalschen Gymnasium erhalten. Die Neigung zur dramatischen Kunst mochte wohl dadurch in ihm geweckt worden seyn, daß er als Knabe schon

in Aufführung kleiner Dramen auf jenen Unterrichtsanstalten Antheil nahm. Er las, da ihm der Besuch öffentlicher Schauspiele verboten war, desto mehr dramatische Werke, und kannte Engels Mimik und Lessings Dramaturgie ziemlich genau, ehe er ein Schauspiel sah. Im 17. Jahre verließ er Berlin, um Schröders Theater in Hamburg zu besuchen. Im J. 1789 betrat er zum erstenmale die Bühne zu Cassel bei einer reisenden Gesellschaft, die nächsten 5 Jahre stand er bei der Dobbelinischen Gesellschaft und in Hannover und Bremen, kam dann nach Riga, wurde hierauf beim hamburger Theater angestellt, wo er, in jugendlichen Rollenfächern beschäftigt, sich einen ehrenden Ruf zu erwerben wußte. Im J. 1805 wurde er als Regisseur eines von Kunstfreunden errichteten Theaters nach Düsseldorf berufen. Jetzt widmete er sich dem Fache des Feinkomischen und der Darstellung von Charakterrollen, vornehmlich humoristischer und sentimentaler Alten. Nach 5 hier verlebten Jahren trat er eine Kunstreise an, und besuchte bis zum December 1810 die Theater zu Wien, Regensburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Im J. 1811 blieb er beim Hoftheater in Darmstadt, dann ging er nach München, wo er an des bekannten Heigels Stelle als Mitglied der Bühne trat. Im Jahre 1816 besuchte er die Theater zu Berlin und Hamburg und ging im J. 1817 als Regisseur und Schauspieler zum neu errichteten Stadttheater zu Leipzig.

Woiwoda, ein slavonisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slavischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Wallachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griechischen Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. — Woiwoden hießen auch im ehemaligen Königreiche Polen die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels Statt fand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser unter dem Namen Peter Pindar bekanntere satirische Dichter war geboren zu Dodbrock in Devonshire und zu Kingsbridge erzogen, worauf er zu seinem Onkel, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall kam. Hier studirte er mit Eifer die Apothekerkunst und legte sich nebenher auf die Poesie und das Zeichnen. Als Sir William Trelawney im J. 1768 Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonetten, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaika übte er die Kunst des Wundarztes und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel beim Tode desselben versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten, allein der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu; da nun auch der Gouverneur starb, kehrte Wolcott nach England zurück, und ließ sich als Arzt zu Truro nieder, allein er gerieth hier wegen seines Hanges zur Satire mit mehrern Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dies und daß er nach dem

Tode seines Onkels ein ansehnliches Einkommen erbte, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Mahler und Professor an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und setzte ihn durch seinen Unterricht in den Stand, bald als Porträtmaler reisen zu können. Im J. 1778 begab sich Wolcott nach London, wo er sich allein seinen literarischen Beschäftigungen überließ, die nun auch bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn wurden, denn seine satirischen Schriften las man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man daran auszusetzen, daß sie nicht selten den sittlichen Anstand verletzten, und zu oft gegen Personen von Stande und wahren Verdiensten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke wegen einer Leibrente, die er sich dafür bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit William Gifford, der ihn in seiner Baviade und Mäviade hart mitgenommen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen beiden endigte. Späterhin bekam er Händel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst scenischer Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Zu bedauern ist, daß der witzige Dichter in seinem hohen Alter den Verlust des Gesichts hat erfahren müssen. Die Anzahl seiner Schriften vom Jahre 1778 bis 1813 ist sehr ansehnlich.

Wolf (Christian Freiherr von), Kanzler der Universität Halle, der berühmte deutsche Philosoph und Mathematiker, wurde am 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. Wolf erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasio zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließend beschäftigte. Er faßte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging deßweg. 1703 nach Leipzig, habilitirte sich hier durch eine Disputation (de philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta), die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun mathematische und philosophische Vorlesungen, die häufig besucht wurden. Durch verschiedne Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er durch Leibnitzens Empfehlung (1707) den Ruf als Professor der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, so wie durch mehrere mathematische Schriften großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathemgtischen Vorträgen war bis dahin ganz ungewöhnlich gewesen. Daher kam es, daß als Wolf seine Philosophie nach dieser Methode bearbeitet herausgab, sie allgemeinen Beifall fand, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfing, diese Methode auch auf andre Wissenschaften, nicht selten mit Uebertreibung und Pedanterie, überzutragen. Wolf wurde jedoch von seinen Collegen zu Halle, besonders von den Theologen, die zum Theil den damals überhand nehmenden Pietismus begünstigten, und deren Grundsätzen seine Philosophische Denkart zuwider war, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 15. Nov. 1723 wurde Wolf seiner Stelle entsetzt, und unter

Androhung härter Strafe (des Stranges) ihm anbefohlen, Halle in 24 Stunden und in 2 Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Wolf entfernte sich sogleich, fand in Cassel eine günstige Aufnahme und bei der Universität zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über Wolfs philosoph. System wurde nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Indessen erhielt Wolf aus dem Auslande viele Ehrenbezeugungen und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber, so wie den Vorschlag, nach Halle zurückzukehren, ablehnte, obgleich der Prozeß wider seine Philosophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden war. Erst 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging er als Geheimerath, Vicekanzler der Universität, und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Drei Jahre nachher wurde er an Ludwigs Stelle Kanzler der Universität, und 1745 erhob ihn der Churfürst von Bayern während des Reichsvicariats in den Freiherrnstand. Wolf sah seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa verbreitet, aber er überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer; die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich in den letzten Zeiten bedeutend. Er starb am 9. April 1754 im 76. Jahre seines Alters. Wolf hat unläugbar großes Verdienst um die Philosophie. Er hat sie nicht mit großen und glänzenden Erfindungen, wohl aber mit mehrern neuen Wahrheiten vom zweiten Range bereichert. Mit seinem Scharfsinn und seiner unermüdeten Thätigkeit umfaßte er alle Theile der Philosophie, nur hat er einige derselben, z. B. das Natur- und Völkerrecht und die Sittenlehre, mit fast zu großer Weitläuftigkeit bearbeitet. Er führte die strenge mathematische Methode in die Philosophie ein, und verbreitete dadurch über sie Ordnung, Licht und Gründlichkeit. Daß diese so nützliche Methode in der Folge von schwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte sich vorzüglich Leibnitzens Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie aber weiter aus und bestimmte sie näher. Durch die Menge seiner zum Theil deutsch geschriebnen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte er einen sehr ausgebreiteten und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache hatte er wesentliche Verdienste. Er entwickelte ihren Reichthum für philosophische Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben.

Wolf (Friedrich August). Dieser als tief gelehrter und genialer Kritiker berühmte Philolog ist 1757 geboren, begann seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Göttingen, ward dann Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Halle, erhielt 1813 den Geheimerathstitel mit einer ansehnlichen Gehaltszulage, und begab sich, nachdem Halle westphälisch geworden, nach Berlin, wo er bei der dort neu errichteten Universität angestellt wurde. Als akademischer Lehrer und Director eines philologischen Seminars hat Wolf sich hoch verdient gemacht und viele treffliche Schüler gezogen. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Klarheit und gediegene Kraft. Seinen Ruhm aber verdankt er vornehmlich seinen gelehrten Schriften und den von ihm besorgten schätzbaren Ausgaben alter Classiker. Wir haben von ihm eine kritische Ausgabe des Homer, bei welcher er den von Villoison aufgefundenen Codex von St. Marcus zum Grunde gelegt hat. In den dazu gehörigen Prolegomenen hat er mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit seine Ansichten über die Homerischen Gesänge, die er nicht für das Werk eines einzigen Dichters, sondern verschiedner Rhap-

soden ansieht, entwickelt. (S. Homer.) Nächstdem hat er dem Platon große Studien gewidmet, und was er in der versprochenen vollständigen Ausgabe desselben, wozu er sich früher mit Bekker vereinigt hatte, liefern würde, vorläufig in dem Phädon gezeigt, den er zuletzt mit einer meisterhaften lateinischen Uebersetzung begleitet hat. Nicht minder geschätzt ist seine Ausgabe der Hesiodischen Theogenie und der Reden des Demosthenes und Aristides in Leptinem. Von lateinischen Classikern nennen wir seinen Sueton und seine Ausgabe von vier Ciceronianischen Reden, deren Unechtheit er bewiesen hat. Außerdem hat er sich durch sein mit Buttmann herausgegebenes Museum für Alterthumskunde, so wie durch seine Analekten (bis jetzt drei Hefte) um gründliche Kunde des griechischen und römischen Alterthums verdient gemacht. Welcher Meister er auch in der Verskunst sey und mit welcher Genialität er auch die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange kenne und zu gebrauchen verstehe, hat er durch seine mit trefflichen Anmerkungen begleitete Uebersetzung der ersten Satire des Horaz, durch seine Uebersetzung der Wolken des Aristophanes und durch die im dritten Hefte der Analekten gegebnen Probe einer Homerübersetzung bewährt, lauter Arbeiten, die er mehr oder weniger in Opposition von J. H. Voß unternommen hat. Sein Charakter, worin er wie in seiner Gelehrsamkeit dem großen Bentley ähnlich zu seyn scheint, hat ihn in den letzten Jahren in mehrere Streitigkeiten verwickelt, namentlich mit J. H. Voß, dem gelehrtesten und gewiegtesten Bestreiter seiner Ansicht des Homer (wiewohl der öffentliche Streit von H. Voß über einen metrischen Gegenstand veranlaßt und von diesem auch durchgefochten worden ist), ferner durch seine allgemein gemißbilligten Aeußerungen über seinen verdienstvollen, leider zu früh verstorbnen Schüler, Heindorf (im 1sten Heft der Analekten) mit Buttmann und Schleiermacher. Wir enthalten uns um so eher eines öffentlichen Urtheils über diese Streitigkeiten, je weniger sie uns nach ihren Triebfedern und ihrem Wesen in einem dem großen und verehrten Gelehrten günstigen Lichte erscheinen.

Wolf (Pius Alexander), Mitglied des königlichen Nationaltheaters zu Berlin und dramatischer Dichter. Die Kunst des dramatischen Künstlers wird um so schwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer ästhetischen Bildung fortschreitet. Wo man früher sich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewissen allgemeinen Darstellungsformen zufrieden war, da will man später ideale Bilder erblicken, und in dem Darsteller einen wahren Seelenmahler finden. Man besucht das Schauspiel nicht mehr bloß, um einige Stunden der Erhohlung auf eine leicht ergötzliche Weise auszufüllen, wobei man sich an einer nur ertrüglichen Unterhaltung genügen lassen könnte, sondern man erwartet und fodert eine tiefer eingehende Beschäftigung für Geist und Gemüth, einen Genuß durch Gedanken und Empfindung, man will, was die Phantasie des Dichters geschaffen hat, nicht nur ganz im Sinn und Geiste desselben wiedergegeben sehen, sondern man meint sogar vom Schauspieler verlangen zu können, daß er den Dichter zuweilen verbessere und seine Dichtung, wo sie mangelhaft erscheint, vollende und verkläre. Daß dazu ein hoher Grad von Bildung des Geistes sowohl als von Bildung der Sitten, zugleich aber auch mannichfache Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfodert werden, welche sich nicht wie die Kränze, die Antonio in Tasso meint, bequem und mit Spazierengehn verdienen lassen, leuchtet wohl Jedem ein; denn wie will der Schauspieler sich in Zeiten versetzen, die er nicht durch die Geschichte kennt, wie sich das Seyn und Wesen von Personen auch nur auf Augenblicke aneignen kön-

nen, deren innerres Leben dem seinigen auf keine Weise entspricht. Mit Recht genießt also der dramatische Künstler, wenn er dem Muster sich nähert oder nachstrebt, das so eben angedeutet worden, einer hohen Achtung; mit Recht darf er auf eine Stelle in der ehrenden Gesellschaft der Künstler überhaupt Anspruch machen. Er ist keineswegs bloß ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters nämlich), sondern selbstschaffender Geist, in gewissen Schranken unabhängiger Bildner. Daß der Künstler, von dem wir hier sprechen, in diese Classe gehöre, darüber ist unter seinen Zeitgenossen nur eine Stimme, und so verdient auch sein Name der Vergessenheit entrissen zu werden. Wolf wurde, so viel uns bekannt geworden, im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Daher hatte er sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche ihm auf dieser Laufbahn förderlich seyn konnten, und die es ihm auch in seiner später ergriffenen gar sehr wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe und einem scharfen Blick des Geistes ausgerüstet, dabei unterstützt von einer mehr fein gebildeten als starken und kräftigen Gestalt und einem, alle Nuancen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur berufen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft zu Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortige Theater zu der Kunsthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muster für die deutschen Bühnen ward, welche den höhern Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da sich zwei der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), selbst mit der Leitung dieser Bühne angelegentlichst beschäftigten, so fand ein Mann von Wolfs Geist und Talenten vielfache Gelegenheit und Unterstützung, um in die geheimsten Tiefen seiner Kunst hinabzusteigen, und sich zum wahren Künstler auszubilden. Lange war man in Deutschland schwankend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers anerkennen sollte. Nachdem die steife manierirte Pracht, das conventionelle Pathos, die mehr declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders in dem höhern Drama oder der Tragödie, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affectes durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und sich jeder zum Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Regel, so wie durch Unterordnung des Realen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Kunstjünger zu streben habe. Auf der Bühne zu Weimar erfreute man sich nun der neuen Erscheinung des echt deutschen Kunstgeistes, der, dem der Griechen verwandt, die Natur ehrt und schont, indem er sie regelt und das Ideal belebt, indem er es mit warmem, sinnlichen Leben bekleidet. Wolf fühlte sich in diesem schönen Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwandte und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein Hamlet, sein Posa, sein Max Piccolomini, sein Orest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer

Art ausgezeichnet, und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf. Allein nicht bloß das ernste Drama zog seine Neigung an, sondern er zeichnete sich auch bald im Komischen aus, wozu er in seiner reichen, leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste, seiner individualisirenden Gestaltungsgabe, selbst seiner feinen und zarten Körperbildung große Hülfsmittel fand. Natürlich mußte ihm hier nur das Feinkomische zusagen, und er strebte besonders und mit Glück nach treuer und fester Charakterzeichnung und humoristischer Belebung. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lustspiele, wiewohl die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. Wolf wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ein heiteres Lustspiel Cäsario, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rührendes Drama, Pflicht um Pflicht (gedruckt in Müllners Almanach für Privatbühnen 1ster Jahrgang), dann ein ähnliches: Treue siegt in Liebesnetzen, eine kleine Posse, der Hund des Aubri und andre. Während seines Aufenthaltes in Weimar, wo er sich der besondern Gunst von Schiller und Göthe zu erfreuen hatte, vermählte er sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunst sich zu erheben suchte, der Frau Becker, gebornen Malcolmi. Diese Frau, welche noch jetzt mit ihrem Gatten eine Zierde der königlichen Nationalbühne zu Berlin ist, kann mit Recht unter die vorzüglichsten Künstlerinnen ihres Faches gerechnet werden. Mit einer hohen wohlgebildeten Gestalt vereint sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und edle würdevolle Haltung. Ihr biegsames, jedem Ausdrucke der Rede leicht sich fügendes Organ erleichtert ihr die Kunst zu sprechen, die sie in hohem Grade besitzt. So eignet sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, indem sie die ersten Heldinnen mit Glück darstellt. Wir dürfen hier als erläuternde Beispiele nennen ihre Iphigenie, (in Göthe's Drama gleiches Namens), Stella, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Fürstin in der Braut von Messina, ihr Klärchen in Egmont, Adelheid in Götz von Berlichingen, Leonore Sanvitale in Tasso, Eboli in Don Carlos und andere. Allein auch im Naiv-Heitern hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glück gezeigt. Sie verräth überall ein tiefes Eindringen in den Geist der Rolle, einen sichern Ueberblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Nuancirung verwandter Seelenzustände, dabei wird ihr Spiel immer von einer oft zauberischen Anmuth beseelt, und nichts gelingt ihr so sehr als das Hinreißen des Zuschauers in Momenten, wo es der Geist der Dichtung erfodert. Die gebundene Rede weiß sie, wie ihr Gatte, mit besonderer Kunst, die gar nicht wie Kunst aussieht, vorzutragen; auch versteht sie sich sehr darauf, durch die Kleidung das Charakterbild, das sie darstellen soll, zweckmäßig zu verschönern, oder zu beleben. Herr Wolf ist gegenwärtig Regisseur des Trauerspiels bei dem königlichen Nationaltheater zu Berlin, und im Trauer- und Lustspiele als darstellender Künstler beschäftigt. Seine Gattin steht bei derselben Bühne im Fache erster Heldinnen im Trauerspiele, würdevoller und leidenschaftlicher Charaktere, und feinerer Anstandsrollen. Beide haben vor einem Publicum, das an einen Fleck und Iffland und eine Bethmann gewöhnt war, fast immer mit ausgezeichnetem Beifalle gespielt, wenn auch ihr erstes Erscheinen daselbst etwas Befremdliches haben mochte.

Wolfe (James), ein berühmter englischer General, den die Nation

unter ihre verdienstvollsten Männer rechnet. Frühzeitig durch große militärische Talente ausgezeichnet, wurde er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Gränzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert und erhielt 1759 das Commando eines besondern englischen Armeecorps von ungefähr 7000 Mann, dessen Bestimmung es war, den Franzosen die so wichtige Provinz Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die englische Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich Wolfe mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St. Lorenzofluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl und Wolfe, durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wieder hergestellt war, gelang es ihm (im Juli 1759) auf der östlichen Seite der Stadt Quebeck zu landen. Da aber der französische Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte Wolfe seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein, und landete mit demselben (den 12ten September) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nunmehr genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage (den 13. Sept.) eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig und von beiden Seiten wurde mit gleichem Muthe gefochten. Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit abzunehmen. Das Resultat der Schlacht war nachtheilig für die Franzosen, sie mußten das Feld räumen. Ein eignes Schicksal waltete dabei, daß beide Heerführer tödtlich verwundet wurden und aus dem Treffen gebracht werden mußten. Auch die beiden ihnen zunächst im Commando folgenden Generale wurden verwundet. Wolfe war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Aengstlichkeit erkundigte er sich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen, sagte er: „nun bin ich zufrieden,“ und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen verabsäumten wider des sterbenden Moncalms Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen, zogen sich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schicksale, die, auch durch das Feuer der englischen Schiffe geängstigt, vier Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariser Frieden verblieb. — Wolfe starb auf ähnliche Art wie Epaminondas (s. d. Art.) in der Schlacht bei Mantinea. Er war erst 35 Jahre alt, und hatte sich, ohne mächtige Verbindungen, bloß durch sein Verdienst emporgeschwungen. Man bedauerte in England seinen Tod allgemein. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Monument errichtete. Seine Mutter, die kurz vorher ihren Gatten und nun ihren einzigen Sohn verloren hatte, lebte auf dem Lande. Alle ihre Nachbarn vereinigten sich, keine von den öffentlichen Freudensbezeugungen zu veranstalten, die in ganz England wegen der erfochtenen Siege Statt fanden, um nicht das Gefühl der trauernden Mutter zu verletzen. — Die Nachricht, die Archenholz in den Annalen der brittischen Geschichte (B. 2. S. 232.) auf

die angebliche Aussage eines Officiers mittheilt, daß Wolfe von einem zu den Franzosen übergegangnen Engländer absichtlich getödtet worden, dürfte wohl einigem Zweifel unterworfen seyn. — Wolfe's letzte Augenblicke sind durch ein schönes, wohl allgemein bekanntes Kunstblatt — einen gelungnen Kupferstich von William Wootlet nach dem Gemählde des trefflichen Mahlers, Benjamin West, verewigt worden; ein Blatt, das von Liebhabern bereits mit 100 Thalern bezahlt wird.

Wolfenbüttel, Fürstenthum. Unter diesem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d. Art.) im niedersächsischen Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als ein Theil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttelschen-schöningischen Harz- und Weserbezirk. Die sämmtlichen herzoglichen braunschweig-wolfenbüttelschen Länder wurden im J. 1807 dem neuen Königreich Westphalen einverleibt. Als aber dieses nach der Schlacht bei Leipzig im Oct. 1813 wieder aufgelöst worden war, nahm Friedr. Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels (s. d. Art.) im Dec. 1813 seine Staaten wieder in Besitz und theilte dieselben am 1. Jan. 1814 in 2 Stadtgerichte, Braunschweig und Wolfenbüttel und in 19 Kreisgerichte, von denen eines das Kreisgericht Wolfenbüttel genannt wird. — Die Stadt Wolfenbüttel (deren lateinischen Namen, Guelpherbytum, man für untüchtig erklärt) liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Ocker, welche durch die Stadt fließt. Diese ist mit Festungswerken umgeben, hat in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält in 900 Häusern 6650 Einw. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren berühmten Bibliothekar, J. G. E. Lessing, dem Herausgeber der wolfenbüttelschen Fragmente (s. d. Art. Lessing) noch bekannter wurde. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000) Bände enthalten. Noch sind zu Wolfenbüttel drei Pfarrkirchen, ein Gymnasium das immer einen guten Ruf behauptet hat, ein Consistorium, ein Oberappellationsgericht, die zweite Instanz des Landgerichts und das Stadtgericht. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Tabak, Vitriol ꝛc. fabricirt. Die hiesigen Gärtner treiben einen starken Handel mit Küchenkräutern.

Wölfl (Joseph), geboren zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leopold Mozart und Michael Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem sehr beliebten Componisten (besonders für das Pianof.) und zu einem der größten und fertigsten Pianofortespieler des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon mit 7 Jahren spielte er unter allgemeinem Beifalle ein Violinconcert. Als Mozarts Ruhm damals ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich Wölfls Vater, den Sohn zur Vollendung seiner musikalischen Ausbildung zu diesem unsterblichen Componisten zu schicken. Dieser wurde Wölfls treuester Freund und empfahl den achtzehnjährigen Jüngling dem polnischen Grafen Orginsky als Capellmeister. Bei dem Ausbruche der polnischen Revolution 1794 verlor der Graf Orginsky sein Vermögen und Wölfl seinen bisherigen Posten. Er blieb

) ein Jahr in Warschau und ging nach der Theilung Polens 1795 nach
en. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und seine komi-
Oper: der Kopf ohne Mann, erwarb ihm lauten Beifall. Damals
heirathete sich auch Wölfl mit einer geachteten Schauspielerin, allein
ie Ehe war nicht glücklich. Sie trennten sich und Wölfl trat (1799) eine
ise an, auf der er die meisten Städte Deutschlands besuchte. Vom J.
99 an war er fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine
zemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der
die größten (bis zu jener Zeit noch seltnen) Schwierigkeiten überwand,
rall den begründeten Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem
Instrument. Im J. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewun-
rung erregte und zugleich eine französische Oper für das Théâtre co-
que: „L'amour romanesque" in einem Act, schrieb. Nachher 1805
ig er nach England, wo er am 21. Mai des Jahrs 1812 starb. Als
eweis seiner Geschicklichkeit und Geistesgegenwart kann folgende Anek-
te dienen, welche Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon von ihm erzählt.
ls Wölfl einst (vermuthlich 1799) ein Concert in Dresden geben wollte,
ich bereits am bestimmten Tage die Capelle zur Probe desselben versam-
elt und die Stimmen aufgelegt waren, fehlte es an weiter nichts als an
m Instrument, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es
ht einen halben Ton zu tief. Da nun der Clavierstimmer wohl eine Stunde
eit fodert, um es herauf zu stimmen, so setzt sich Wölfl, um das Orchester
icht so lange aufzuhalten, ganz ruhig an das verstimmte Pianoforte und
ielt sein in C gesetztes Concert (eines der schwersten für dies Instrument)
us Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in die-
r Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidner, angenehmer und jovia-
r Mann, dessen früher Tod keinem Musikfreunde gleichgültig seyn kann.
olgendes sind ungefähr seine bekannten Werke. I. Für das Thea-
er. Der Höllenberg, Oper, Wien 1795. Der Kopf ohne Mann, Ope-
ette, 1798, Wien. L'Amour romanesque, op. com. 1804 zu Paris
um erstenmal aufgeführt. II. Für die Kammer. Eine große An-
ahl Sonaten, Quartetten, Trio's, Phantasien, Fugen u. s. w. für das
Pianoforte, mit und ohne Accompagnement. 15 verschiedne Hefte Va-
iationen für das Pianoforte. 3 große Concerte für das Pianof. mit Or-
hester. Die Geister des Sees, Ballade, für Clavier und Gesang. 2 Hefte
Gesänge mit Begleitung des Claviers nebst einer vierstimmigen Hymne.

Wolfsgruben sind tiefe mit einer Fallthür verdeckte Gruben, in welchen man Wölfe fängt. Aehnliche 6 bis 8 Fuß weite und 4 bis 5 Fuß tiefe Gruben werden bei dem Graben einer Festung, wie auch zwischen dem äußern und innern Thore angelegt.

Wolga, in Rücksicht der Länge ihres, gegen 500 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß nicht nur des russischen Reichs, sondern in ganz Europa. Sie entspringt auf einer waldigen Anhöhe aus verschiednen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt schon für Lastschiffe fahrbar, und nachdem sich die Ocka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das caspische Meer ergießt und in seinen Mündungen verschiedne Inseln bildet. Die Wolga wird im Laufe des Jahrs immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühjahrs Schnee und Eis schmilzt und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser ste-

henden Inseln, bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derselben bringen eine Menge nützlicher Producte hervor. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen, als in der Nähe dieses Stroms. Die Wolga ist, besonders von Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; von allen den Fischen, die im caspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen der Wolga und den Fluß weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftiget. Die Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Störe, Sterlet, Karpfen und Hechte von außerordentlicher Größe und vorzüglich der Hausen (im Russischen wegen seiner weißen Farbe Beluga genannt). Aus den Eiern oder Roggen des Sterlet und des Hausen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Caviar, so wie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch Seehunde kommen aus dem caspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen.

Wolke (Christian Heinr.) Dieser Gelehrte hat sich in der neuesten Zeit besonders durch seine Forschungen im Gebiete der deutschen Sprache ausgezeichnet und sich mit Verbesserung der Rechtschreibung und richtigen Abbildung der Worte beschäftigt. Sein neuestes Werk ist sein Anleit, worin er sich über eine große Menge von Wörtern in dieser Rücksicht verbreitet hat. Früher war er Director des Erziehungsinstituts zu Dessau, welches unter dem Namen Philanthropin blühte und durch Basedow so berühmt wurde. Er gab damals mehrere pädagogische Schriften heraus, welche zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Späterhin lebte er als Privatgelehrter an mehrern Orten und hatte während seines Aufenthaltes in Rußland den Titel eines russisch-kaiserlichen Hofraths erhalten. Seine Schriften s. bei Meusel.

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat in der dünnern Luft ihren Grund, welche den Dunsttheilchen erlaubt, dichter zusammenzutreten. Doch findet darin ein großer Unterschied Statt, indem es Wolken gibt, die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andre, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Ihre Bildungen und Formen, besonders am Horizont, so wie die prächtigen Farben, die sie besonders im Morgen- und Abendroth durch die Strahlenbrechung erhalten, bieten dem Auge oft den herrlichsten und mannichfaltigsten Anblick dar. — Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Ueber die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor sich gehe, sind die Physiker verschiedner Meinung. De Luc, dessen Ansicht die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in Dünsten, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht aufs Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sey. Die Wolken erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, deren Bildung aus dem Gase er wenigstens zum Theil im Feuer zu finden glaubt, weil sie nach seiner Er-

mag fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benetzen. Nach
e sind die Wolken Sammlungen von niedergeschlagnen Bläschen und
rscheiden sich durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren
tricität mehrentheils positiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre
tricität, so entsteht Regen. Völlig befriedigend sind indeß diese Er-
ungsarten keineswegs. Sehr verschieden sind die Entfernungen, in
chen die Wolken über der Erde schweben. Dünne und leichte Wolken
rsteigen noch um vieles die Höhe unsrer höchsten Berge; dichte und
ere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, sondern selbst
Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Auch in Größe und
fang sind sie sehr verschieden. Bei manchen hat man die Länge und
eite auf eine deutsche Meile angegeben und die Dicke oft mehrere hun-
t, ja tausend Fuß gefunden; andre sind wieder von sehr geringen Di-
nsionen. Bei bedecktem Himmel bilden die Dünste eine einzige unge-
re Wolke. Ihre Gestalt verändert sich unaufhörlich durch die Be-
gung der Luft. Die Enden oder Seiten der Wolken sind sehr ungleich;
gegen die Erde gekehrte Fläche ist ziemlich eben, die obern zusammen-
igenden Theile sah Robertson kegelförmig gestaltet.

Wolle nennt man ausschließlich die Haare der Schafe, obgleich
es gekräuselte Thierhaar und die dem ähnliche Haarkrone einiger
amen auch so genannt wird. Das Schaf stammt aus Afrika, durch
ima und Cultur ist es in den verschiednen europäischen Ländern in ver-
iedne Racen zerfallen, von denen die spanischen die beste Wolle liefern.
enan stehen die leonischen Merinos, die in Estremadura überwintern,
nn folgen die von Segovia, die englischen in Südwales, die schotti-
en und endlich die deutschen Landschafe, welche an vielen Orten durch
nführung spanischer Race veredelt worden sind. Feiner aber als alle
ese Sorten ist die Wolle der tibetanischen Schafe, die zu Strinagar in
chemir zu indischen Shawls verarbeitet wird. Von der deutschen
olle unterscheidet man die einschürige Winterwolle von der zweischüri-
n Herbst und Frühjahrswolle und die längere Waschwolle von der kür-
ren Fettwolle. Um sie zu Tüchern und wollenen Zeugen zu verarbeiten,
rd die Wolle sortirt, gejupft und durch Klopfen und Maschiniren wei-
r gereinigt, gewaschen, mit Oel zum Spinnen geschmeidig gemacht, mit
etallnen Bürsten und Krempeln (zu Streichwolle) oder Kämmen (zu
ammwolle) gekrempelt. Das Spinnen mit der Hand oder auf der Ma-
ine bringt sie endlich in Fäden, der Weber auf seinem Stuhle diese in
e Gestalt der wollnen Gewebe. Sie unterscheiden sich durch Ein-
chheit der verwebten Fäden, durch verschiedne Dichtigkeit, Rauhheit
nd Glätte. Das einfachste und zugleich dichteste Gewebe ist das Tuch;
ine Dichtigkeit erhält es sogleich durch enges Weben und noch mehr
urch nachheriges Walken. Flanell und Bergen op Zoom sind weit locke-
r, auch sehr rauh und nicht geschoren. Feiner Flanell aus spanischer
Wolle heißt Drap des Dames. Molton ist dicker; Kalmuk derb gewalkt
nd langhaarig; Kersey und Fries eben so, aber geköpert; Ratine ist
iner; Casimir am feinsten, geköpert und sehr glatt geschoren. Leichte
ollne Zeuge sind nicht sehr dicht, weil man sie nicht walkt. Krepon ist
latt und kraus aus grober feingesponnener Wolle, Etamin ist einfach,
Damis ist gepreßter Etamin, Perkan hat gezwirnte Kette. Nasch, Cha-
ch und Serge sind geköpert. Kalmang, Droguet, Florette, Tabouret,
üstrin, Wollendamast sind geblümt; Felbel, Kaffa und Plüsch aber
ammetartig geschnitten. Fs.

Wöllner (Johann Christoph von). Dieser Mann hat sich in der

Geschichte der neuesten Zeit dadurch merkwürdig gemacht, daß er als Staatsminister und Chef des Departements der geistl. Angelegenheiten im preuß. Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilh. II., dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Maximen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistigen Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken suchte. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches den jetzt regierende König sogleich beim Antritte seiner Regierung widerrief. Eines Predigers Sohn studirte er zu Halle Theologie und wurde im J. 1759 Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin. Nachdem er seine Predigerstelle niedergelegt hatte, wurde er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen; denn er hatte sich auch durch Schriften als einen Mann bewährt, der im Gebiete der Oekonomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Im J. 1786 wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben und zum geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauwesens ernannt, bis er 1788 Minister wurde. Er wußte sich auf die Person des Monarchen einen großen Einfluß zu verschaffen, und da er zugleich in mehrern geheimen Ordensverbindungen stand, so gelang es ihm, sich des, seinem Geschäftskreise eigentlich fremden, Ministeriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf einem seiner Güter Großriez bei Beeskow, wo er den 11. Sept. 1800 starb. In seinen frühern Jahren, wo er die Landwirthschaft und Oekonomie überhaupt practisch geübt hatte, schrieb er mehrere Werke darüber, welche man in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet findet, z. B. Franz Home's Grundsätze des Ackerbaues und des Wachsthums der Pflanzen aus dem Englischen mit Anmerkungen. Auch Predigten hat er drucken lassen, und ins Geheim verschiedne rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben soll. Sein Ordensnahme war hier: Chrysophiren.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. von England. Er war von niedrer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich — hatte aber sehr viele Talente. Er studirte zu Oxford, wurde daselbst Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen, bis er endlich Capellan und Almosenier des Königs Heinrich VII. wurde. Bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich VIII., der bloß seinen Leidenschaften folgte, wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß er bald einige wichtige Aemter und eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verschiedne Bisthümer, wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England und erlangte durch diese Würde einen sehr bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europa's. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich sein Werk. Carl V. von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben sich wechselsweise um die Gunst des alles vermögenden Ministers. Franz I. verschaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Tourniers sogenannten Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, war auch Wolsey zugegen und zeigte seine Prachtliebe durch einen verschwenderischen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwischen den beiden mächtigen Nebenbuh-

, Franz und Carl, das Gleichgewicht. Eine Zeit lang neigte er sich r auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wieder gewon- e Wolsey zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der französischen Partei. der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin, Catharina Arragonien, war Wolsey sehr thätig. Er beförderte die Liebe des igs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staats- häften zu entfernen. Auch wurde ihm, zugleich mit dem Cardinal Cam- zio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. Wol- s Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstlichen Krone strebte, u ihm Carl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet Gunst des freilich sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen leicht beigetragen hatte; es wurde ihm das große Siegel abgenom- und anstatt seiner wurde der berühmte Thomas Morus Großkanzler England. Wolsey wurde wegen seiner Handlungen vor dem Parla- t öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwie- Hier wurde er verhaftet und sollte nach London in den Tower ge- cht werden, er starb aber unterweges in der Abtei zu Leicester in ei- Alter von 60 Jahren. Wenige Augenblicke vor seinem Tode legte och ein merkwürdiges Geständniß ab. „Hätte ich," sagte er, „dem nige des Himmels eben so treu als meinem Könige und Herrn auf Er- gedient, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie mein Fürst es thut." Wolsey war ein Mann von großen Talenten, r durch übertriebnen Ehrgeiz bereitete er selbst seinen Fall.

Woltmann (Carl Ludwig von), einer der berühmtesten unter den eren deutschen Geschichtschreibern und Forschern derselben. ward zu Oldenburg 1770 geboren, und durch seines Vaters Verbin- g mit dem Grafen Lynar, einem der reichsten, wie der kenntniß- hsten, gebildetsten Diplomatiker, schon frühe mit dem Leben der hö- n Welt und der Staatsgeschichte vertraut, besonders da sein Vater alle Art die Phantasie des Knaben durch ergreifende Schilderungen ühmter Zeitgenossen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen ßte. Schon als funfzehnjähriger Jüngling sprach er diese Richtung Oden, Hymnen und Gedichten anderer Art, von Manso, Halem A. geleitet, aus, und lebte und webte mit Homer, Ossian, Klopstock, lty, die seinen Gefühlen am meisten zusagten. In Göttingen, das er 8 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde, als dem Studium alten und andern Sprachen, bis ihn auf einmal die Geschichte riff, ohne daß er selbst genau anzugeben wußte, was zu dem Ent- lusse, ihr allein zu leben, gewirkt habe. Namentlich beschloß er, sich rst an einen Stoff zu wagen, der noch gar nicht ins Reine, kaum durch itzen schlechter Chroniken erhellt war, und bearbeitete Otto III., den ttischen Kaiser für Schillers Thalia, der ihn jedoch nicht aufnahm d nicht einmal einer Antwort würdigte, eine Kränkung, die ihn in nem Fortschreiten nur einige Augenblicke aufhielt. 1792 ging er nach denburg zurück, vielseitig, wenn auch nicht zum juristischen Geschäfts- en, gebildet, und hielt Vorlesungen über die Geschichte für die Schü- des Gymnasiums daselbst, voll des Wunsches, in diesen Wirkungs- is auf einer Universität zu treten, dem er durch seine Rückkehr nach ttingen Verwirklichung zu schaffen suchte. Leider setzten ihm der aka- nische Ritus und seine Armuth unübersteigliche Hindernisse entgegen, d erst Burger, der seinen Otto III. trefflich fand, öffnete ihm ein es Feld, das der historischen Schriftstellerei. Er schrieb ne Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode,

deren zweiter Band nie erschien, die jedoch den Anfang einer Reihe ähnlicher Arbeiten bezeichnete. Die französische Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weise, die damals, wo alles dafür, an den Höfen aber dagegen Partei nahm, ihm viele Feinde zuzog. Er sah in ihr einen Riesenschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts, weil ihn die Geschichte noch nicht gelehrt hatte: daß es bei den größten Anstrengungen — wie wieder die neueste Catastrophe 1813—15 zeigt — kaum einen Strohhalm breit vorrückt, und entsagte seinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünstigt, eröffnete er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und seine Recensionen in den göttinger Anzeigen bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geschichte und als Schriftsteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier seine ältere Menschengeschichte, seine Geschichte Frankreichs, seine kleinen historischen Schriften aus, und ging bereits an seine Uebersetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reise ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptstadt u. s. f. Getäuscht in den Aussichten, zu Göttingen angestellt zu werden, weil ihn Johannes von Müller in einer Recension der Geschichte Frankreichs als Jacobiner bezeichnete und Winke gleicher Art von andern neidischen und eifersüchtigen Gelehrten ausgingen, gefesselt an Berlin durch seine Zeitschrift der Geschichte und Politik, die 1800 begann, aber, wie er sagt, durch den Censurzwang und Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich so glücklich, hier in diplomatischen Verhältnissen als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, als Geschäftsträger der Stadt Bremen, Hamburg, Nürnberg angestellt zu werden, wobei er als Schriftsteller in seiner Geschichte der Reformation mehr leistete als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatische Laufbahn ward durch die Lage der Dinge von 1806 an fast Null und er arbeitete daher um so fleißiger, von seiner liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Carolina Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. Namentlich vollendete er jetzt beinahe seine Uebersetzung des Tacitus, seine Geschichte des westphälischen Friedens ꝛc., bis er, durch die Schlacht bei Lützen aufgescheucht, fürchtend, daß ihn die Rache Napoleons ereilen könne, da er sich gegen den Minister Stein zu allen Arbeiten für das neu zu gestaltende Deutschland erboten hatte, krank und kraftlos nach Prag floh, wo er bis zu seinem Tode 1817, den ein Schlagfluß herbeiführte, in mancherlei historischen Arbeiten kleinerer Art beschäftigt war, außerdem aber auch eine Geschichte Böhmens in 2 Theilen schrieb, die unter uns weniger bekannt ist, als sie es wohl verdient. Vom Anfang an ein großer Vertheidiger der französischen Revolution, ehrte er stets in Napoleon den Mann, der ihre Verirrung aufgehalten habe, und ward deßhalb in den letzten Jahren seines Lebens häufig so angefeindet, wie früher als Jüngling, da er in seinen Beurtheilungen in der jenaer Literaturz. diesen Sinn selbst dann nicht verbarg, als Napoleon gestürzt und nach Elba verwiesen war. Ob es ihm daher mit dem Anerbieten gegen den Minister Stein Ernst war, dürfte wohl allerdings bezweifelt werden. Ueberhaupt hatte Woltmann häufig erfahren, wie factibs die deutsche Literatur ist, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, er selbst aber trug kein Bedenken, sein Scherflein zu diesem factiösen Wesen zu spenden. Seine Urtheile über Johannes von Müllers Verdienste und Styl dürften für diese Bemerkung wohl mehr als zu sehr sprechen, und der Ton, der in ihnen herrscht, um so weniger zu billigen seyn, je

uehr er Freund von Müllern in Berlin geworden zu seyn versichert, chon das Urtheil selbst den Beifall mancher Unbefangnen, viele ller, haben dürfte. Als Uebersetzer des Tacitus und des Sal tius, als Verfasser der Geschichte der Reformation und westphälischen Friedens wird er immer geschätzt werden. Im tern Werke entwickelte er vorzüglich den Einfluß der Reformation die zeitgemäßen politischen Begebenheiten. Im letztern spricht besond die individuelle Characteristik der Hauptpersonen an; und die stre Unparteilichkeit gibt beiden noch einen besondern Werth. Die Mem en des Hrn. von Sa sind in vieler Hinsicht seiner unwürdig. *r.

Woolston (Thomas), ein berüchtigter englischer Freidenker, w 1669 zu Northampton geboren. Er studirte zu Cambridge Philosop und Theologie, lehrte selbst in der Folge beide Wissenschaften, wu Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidney-Collegiums Cambridge. Bei einer starken Einbildungskraft und schwachem V Stande hatte er viel Ehrgeiz. Um sich zu einem hohen Amte in der eng chen Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, studirte er m übertriebnem Eifer die Kirchenväter, wodurch sein schwacher Kopf a Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geschichte des alten u neuen Testaments wären nichts weiter als Allegorien. Man nahm ih deßwegen seine Stelle im Sidney-Collegium. Dieser Verlust und d Fehlschlagen aller Hoffnung, einen hohen geistlichen Posten zu erhalte erweckten in ihm einen bittern Haß gegen die englische Geistlichkeit, d sich in den gröbsten Schmähungen über sie ergoß, und verwirrte sein Verstand so, daß man ihn vier Jahre hindurch einsperren mußte. A er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, seine sonderbaren Meinungen Schriften zu behaupten. Für die anstößigsten derselben sah man die S Sprüche über die Wunder unsers Heilands an. (Discourses on the M racles of our Saviour. London 1727.) In diesem Buche beschuldi er Jesum der Magie, und legt einem jüdischen Rabbinen Einwürfe geg die Auferstehung Jesu in den Mund, die er ebenfalls allegorisch von e ner geistigen Auferstehung verstanden wissen will. Seine Schriften wu den besonders von den Juden häufig gelesen und verbreitet; verschied englische Theologen, unter denen auch Thomas Sherlock, schrieben W derlegungen derselben. Die Regierung fand für nöthig, strengere Maa regeln gegen ihn zu ergreifen. Er wurde 1728 verhaftet, jedoch nach e niger Zeit wieder frei gelassen. Da er aber immer fortfuhr, seine Me nungen zu behaupten, wurde er wieder in das Gefängniß der königliche Bank gesetzt, wo er, weil er die ihm als Bürgschaft seines künftigen be sern Verhaltens auferlegte Caution von 2000 Pf. St. nicht aufbringe konnte, am 27. Jan. 1733 mit vieler Resignation starb (s. auch Trinit Freidenkerlexicon S. 518).

Wörlitz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stund von der Stadt Dessau, mit 240 Häusern und 1800 Einwohnern. D Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten in engl schem Geschmack, den der verstorbene Herzog Leopold hier anlegte, un dem in gewisser Art nur der fürstlich Schönburgische Park Grünfie (Greenfield) zu Waldenburg an die Seite gesetzt werden kann. Ei kurze Beschreibung des wörlitzer Gartens findet sich in Hirschfelds The rie der Gartenkunst. Vorzüglicher und umfassender ist die Beschreibun des fürstlich anhalt-dessauischen Landhauses und englischen Gartens Wörlitz, von A. von Rode, m. K. Leipz. 1788. Auch hat die chalkogr phische Gesellschaft zu Dessau eine Suite von Blättern in Aqua Tint

Ansichten von Wörlitz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau, herausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und wurde der Hauptort eines Cantons im Departement Donnersberg, seit dem pariser Frieden aber ist sie dem Großherzog von Hessen-Darmstadt überlassen worden. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend und hat in 700 Häusern gegen 6000 Einwohner, welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschifffahrt nähren. Es gibt hier einige Tabaks- und eine Bleizuckerfabrik. Die protestantische Religion ist die vorherrschende; die Catholiken haben eine schöne Domkirche und verschiedne andre Kirchen und Klöster. In frühern Zeiten sind in Worms häufige Zusammenkünfte und Vermählungen großer Herren, und im 15ten und 16ten Jahrhunderte verschiedne Reichstage gehalten worden. Auf einem derselben (1521) legte der unerschrockne Luther (s. d. Art.) mit Freimüthigkeit sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ab. In dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland wurde Worms (1689), so wie Speier, von den Franzosen fast ganz verwüstet. Es geschah auf Befehl des bekannten Ministers Louvois, ohne hinreichenden Grund, bloß unter dem Vorwande, daß die Feinde Waffenplätze daraus machen könnten. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des französischen Revolutionskriegs litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Im J. 1792 nahm es Custine ein; die Deutschen entrissen es den Franzosen 1795, verloren es aber auch bald wieder. — Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war. Durch den Frieden zu Lüneville wurden die auf der linken Rheinseite gelegnen bischöflichen Besitzungen an Frankreich, und der auf der rechten Rheinseite gelegne Rest derselben an den Großherzog von Hessen als Entschädigung abgetreten.

Wortfuß, s. Rhythmus.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter Landschafts- und Thiermahler der niederländischen Schule, geboren 1620 zu Harlem, starb ebendaselbst 1668. Er lernte bei seinem Vater, Paul Wouvermann und bei seinem Landsmann Johann Wynants. Er arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeiten; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch seine Werke. Er mahlte Landschaften, Jagden, Pferdemärkte, Reiterscharmützel, Fischereien ꝛc. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen seiner Gemählde die Ideen gegeben zu haben. In seinen Landschaften ist immer etwas Neues; seine Figuren und Pferde sind meisterhaft gezeichnet. Viele seiner Gemählde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden. Die königl. Gallerie zu Dresden besitzt mehr als 50 Gemählde von ihm, unter denen mehrere ganz vorzüglich sind. Wouvermanns größtes Verdienst besteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte; er hatte nie, um seine Kunst auszubilden, die Gränzen seines Vaterlandes verlassen. — Peter Wouvermann, sein Bruder, ist ebenfalls als Mahler nicht unbekannt.

Woywoden, s. Woiwoda.

Wrack. Dieses Wort soll aus dem Holländischen herkommen. Es bedeutet das Untaugliche in seiner Art, den Ausschuß, und ist in dieser Bedeutung bloß im Niedersächsischen gebräuchlich. Im Hochdeutschen

braucht man dafür den Ausdruck Brack, z. B. von Porcellan oder Fayence, das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schifferſprache heißt Wrack der Körper eines geſcheiterten oder ſonſt untauglich gewordenen Schiffes.

Wrangel (Carl Guſtav, Graf von), ſchwediſcher Feldmarſchall, ein durch krieger iſche Thaten zu Lande und Waſſer ausgezeichneter Feldherr des 17. Jahrh. Er ſtammte aus einer alten und berühmten ſchwed. Familie. Sein Vater Hermann Wrangel, war ſchwediſcher Reichsrath und Feldmarſchall, und ſtarb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Carl Guſtav Wrangel trat zeitig in Kriegsdienſte, und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Guſtav Adolph. Er machte mit dieſem die Feldzüge in Deutſchland. Als der verdienſtvolle ſchwediſche Feldherr Banner (1641) ſtarb, war Wrangel als Generalmajor einer von denen, welche die ſchwediſche Armee unter ſehr mißlichen Umſtänden bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torſtenſohn commandirten. Unter Torſtenſohn machte Wrangel den Feldzug in Deutſchland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holſtein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen (ſ. d. Art. Torſtenſohn). Man übertrug Wrangeln nach dem Tode des Admirals Claas Flemming den Oberbefehl über die ſchwediſche Flotte, welche am 25. Juni 1644 der Uebermacht der däniſchen hatte weichen müſſen. Durch einige holländiſche Schiffe verſtärkt, gelang es Wrangeln, die däniſche Flotte am 13. Oct. bei der Inſel Femern zu ſchlagen, und ſie theils wegzunehmen, theils zu vernichten. Er commandirte nachher ein detachirtes kleines Corps in Holſtein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömſebro (den 23. Aug. 1645), dieſen Krieg endigte. Wrangel ging hierauf wieder nach Deutſchland, und als Torſtenſohn (1646) wegen Krankheit genöthigt war, das Commando der ſchwediſchen Armee aufzugeben, wurde es Wrangeln und Königsmark übertragen. Wrangel vereinigte ſich bald nachher mit der franzöſiſchen Armee unter Turenne; beide wendeten ſich gemeinſchaftlich gegen den Churfürſten von Bayern, der dadurch genöthigt wurde (den 14. März 1647), zu Ulm einen Waffenſtillſtand einzugehen. Wrangel trennte ſich nach einiger Zeit wieder von Turenne, ging nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die ſchwediſche und kaiſerliche Armee zu verſchiedenenmalen einander ſehr nahe kamen, ſo erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entſcheidung derſelben während der Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück zu viel abhing. Nicht lange nachher, als die ſchwediſche und franzöſiſche Armee ſich getrennt hatten, trat der Churfürſt von Bayern von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande zurück. Aber beide Armeen vereinigten ſich von neuem, und ſchlugen (den 17. Mai 1648) bei Zusmarshauſen unweit Augsburg die combinirte kaiſerliche und bayerſche Armee mit großem Verluſte. Wrangel beſetzte hierauf Bayern und behandelte es ſehr hart. Unterdeſſen war der Pfalzgraf Carl Guſtav (nachmaliger König von Schweden) als Oberbefehlshaber der ſchwediſchen Armee mit friſchen Truppen in Deutſchland angekommen. Aber der zu Münſter geſchloßne Friede endigte alle Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutſchland. Wrangel ging nun nach Schweden zurück, und verlebte da einige Jahre im Frieden. Als Carl Guſtav den ſchwediſchen Thron beſtiegen hatte, begleitete er dieſen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warſchau (den 18. bis 20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieſes Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde,

eilte Carl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wrangel belagerte die Festung Kronenburg, die sich ihm nach 21 Tagen (am 6. Sept. 1658) ergab. Es wurde ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Copenhagen angreifen sollte, allein dieses Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronenburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländische Flotte unter dem Admiral Opdam zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wrangel über die holländische Flotte (am 29. Oct. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Copenhagen aufgegeben werden. Aber im folgenden Jahre vereitelte er die von den Dänen auf die von den Schweden besetzte Insel Fühnen versuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) diesen Krieg. Als Ludwig XIV. im J. 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, und griff (im Nov.) unerwartet die Staaten des Churfürsten von Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, und mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rheine stand. Wrangel commandirte die 16,000 Mann starke schwedische Armee, die in das Brandenburgische einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm (s. d. Art.) eilte mit seinen Truppen vom Rheine zurück, früher als es die Feinde erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarschall Derfflinger überfiel (am 12. Juni 1675) den schwedischen Obersten Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit seinem ganzen Regimente gefangen. Eben so unerwartet griff am 18. Juni 1675 der Churfürst die schwedische Armee bei Fehrbellin (s. d. Art.) an, und erhielt einen vollständigen Sieg über sie. Mit 6000 Mann von einem langen Marsche ermüdeter Cavallerie schlug er 13,000 Schweden, Truppen, die sich in den vorhergehenden Kriegen durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Die Schweden mußten die ganze Mark Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. Wrangel legte hierauf seine Stelle wegen Alters und Krankheit nieder, und starb im folgenden Jahre. Für seine frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrede, Fürst und Feldmarschall der Armee des Königs von Bayern, einer der ausgezeichnetsten Männer unsrer Zeit, ausgezeichnet durch den Ruhm kriegerischer Tapferkeit und die hohen Würden, zu denen er erhoben worden. Er wurde im J. 1772 zu Mannheim geboren, machte seine Studien in Heidelberg und widmete sich der Forstwirthschaft. Als Oberförster stellte er sich 1795 beim Uebergang der Franzosen über den Rhein und dem allgemeinen Aufgebote der Landleute als Hauptmann an die Spitze einer aus Jägern und Bauern gebildeten Compagnie, und zeichnete sich bei mehrern Gefechten am Rhein und Main, und bei dem Rückzuge der Franzosen durch den Odenwald vortheilhaft aus. Bei der Auflösung des freiwilligen Aufgebotes trat er bei der pfälzischen Armee in Dienste, ward Major und bald Commandant eines leichten Bataillons, an dessen Spitze er in den Feldzügen von 1799 und 1800 tapfer focht. Als Obrist nahm er an der Schlacht von Hohenlinden Antheil und erhielt dabei eine Wunde. Während der folgenden Friedensjahre wurde er Generalmajor, bildete sich in den militärischen Wissenschaften noch mehr aus, und commandirte beim Ausbruche des Krieges 1805 eine Division der bayerschen Armee. Von jetzt an beginnt eigentlich seine glänzende milit.

aufbahn. Der Umschwung, den die bayerſche Armee in Verbindung mit er franzöſiſchen erhielt, ſagte ſeinem lebendigen Geiſte zu, und die darauf olgenden Feldzüge gaben ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im Jahre 1809 commandirte er die dritte Diviſion der Armee, ſtand beim Ausbruche des Kriegs mit derſelben an der Donau, zog ſich dann längs erſelben bis Abensberg zurück, und nahm an der Schlacht bei Abensberg en erfolgreichſten Antheil. Er verfolgte den Feind auf der Ferſe über die Izſar und lieferte ihm bei Neumarkt am Inn noch ein blutiges Gefecht. Ueber Salzburg, das er ſchnell eroberte, brach er in Verbindung mit en andern bayerſchen Heersführern in Tyrol ein, warf bis Inſpruck alles or ſich nieder, und zog nach wenig Tagen ſchon in dieſer Hauptſtadt Tyols ein. Als man Tyrols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er über Salzburg nach Linz, eilte von da in Eilmärſchen nach Wien, und gab durch ſein pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausſchlag, obei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb den Feind bis Znaim vor ich her, und kam nach erfolgtem Waffenſtillſtande wieder nach Salzburg urück. Die in Tyrol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, eine Truppen von neuem in dieſe Gebirgsſchlünde zu führen. Nach dem ieder hergeſtellten Frieden ernannte ihn der franzöſiſche Kaiſer zum franöſiſchen Reichsgrafen, und dotirte ihn im Innviertel mit Mondſee, Enelhardszell u. ſ. w. Zum General der Cavallerie ernannt, führte er mit Deroi 1812 die Bayern nach Rußland. Er focht in der denkwürdigen Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Hervorbruche Wittgenſteins Marmont und Gouvion St. Cyr verwundet und Deroi gefallen waren, das Commando. Im Jahre 1813 übernahm er das Commando der neugebildeten Armee und führte ſie am 12. Auguſt aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier zwei Monate lang der öſterreichiſchen Armee gegenüber geſtanden hatte, ſchloß er den 8. Oct. den merkwürdigen Vertrag von Ried, wodurch ſich Bayern vom Rheinbunde losſagte und den Alliirten anſchloß, übernahm nach der Ratification des Vertrages von beiden Höfen den Oberbefehl über die vereinigte bayeriſch-öſterreichiſche Armee, und eilte mit äußerſter Schnelligkeit mit derſelben vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt ſchon beſetzen laſſen, als Napoleon mit ſeinem ganzen Heere auf dem Rückzuge aus Sachſen bei Hanau ankam. Hier lieferte Wrede demſelben am 31. Oct. die blutige Schlacht, in welcher er ſelbſt ſchwer verwundet wurde. Nach ſeiner Wiederherſtellung eilte er zu ſeiner Armee nach Frankreich, lieferte die Schlacht bei Arcis ſur l'Aube, anderer Gefechte nicht zu erwähnen. Der König erhob ihn zum Fürſten und dotirte ihn mit dem im Nordgau liegenden Ellingen, als einem Fürſtenthume unter bayeriſcher Hoheit. Er nahm ſofort an dem Congreſſe in Wien großen Antheil, und zeigte ſich hier als geiſtvollen Diplomatiker, wie er ſich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Er wurde mit dem Marſchallsſtabe beehrt, ſtellte ſich bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 an die Spitze ſeiner Armee und drang in Frankreich ein. Die ſchnelle Entſcheidung dieſes Feldzuges durch die Ereigniſſe in den Niederlanden öffnete ſeiner Armee den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung dieſes Krieges kehrte er nach Bayern zurück, und nahm nun an den Staatsgeſchäften thätigen Antheil. — Wrede vereinigt alle Eigenſchaften eines ausgezeichneten Feldherrn: einen ſchnellen Ueberblick, große Beſonnenheit, Feuer und Ruhe, eine unermüdete Thätigkeit und eine ausgezeichnete perſönliche Tapferkeit. In Napoleons Schule gebildet, hatte er ſpäter Gelegenheit, ſeine Talente gegen dieſen großen Meiſter geltend zu machen.

Wucher, Wuchergesetze. Das Wort Wucher hatte in älteren Zeiten nicht die schlimme Bedeutung, in welcher es jetzt durchaus genommen wird. Man verstand darunter den Gewinn, den man von seinem Eigenthume im Handel und Wandel hatte, folglich Zinsen, Renten. Geld auf Wucher, d. h. auf Zinsen, leihen, war ehemals ein gewöhnlicher, keineswegs beschimpfender Ausdruck. Wuchern hieß so viel als vermehren. In diesem Sinne wird es noch von Gewächsen gebraucht, die auf Wiesen und Aeckern wild wachsen, und sich stark ausbreiten und vermehren, oder wuchern; mann nennt sie Wucherpflanzen. In unsern Zeiten versteht man unter Wucher im Allgemeinen jeden übermäßigen Gewinn, jede eigennützige Handlung, wodurch das Eigenthum Andrer auf eine empfindliche Art gekränkt wird. In dieser Bedeutung kann Wucher auf mancherlei Art und bei mancherlei Geschäften, z. B. im Handel mit Getraide (Kornwucher) oder andern Lebensmitteln, getrieben werden. Besonders aber versteht man darunter den Geldwucher, oder die Forderung eines allzugroßen, unmäßigen Zinses oder Gewinns bei und von ausgeliehenen Kapitalien. Beide Arten des Wuchers sind wider die Moralität, und sind wirklicher Betrug. Man hat meistens nur auf den Geldwucher Rücksicht genommen, und um demselben zu steuern, sind fast in allen civilisirten Staaten Wuchergesetze gegeben worden, in welchen man zugleich einen gesetzlichen Zinsfuß vorgeschrieben, den Niemand ohne Strafe überschreiten soll. Aber diese Gesetze haben wenig gefruchtet, vielmehr haben sie gewöhnlich die Folge gehabt, daß man auf mannichfaltige versteckte Weise den Gewinn von einem gegebnen Darlehn nur um desto mehr zu vergrößern gesucht hat, wodurch dem Erborger nothwendig der größte Nachtheil entstehen muß. Daß für ein erhaltnes Darlehn dem Darleiher ein gewisser Zins (s. d. Art.), als Entschädigung wegen des eine Zeit lang entbehrten Gebrauchs seines Kapitals, oder als eine Abgabe von dem Nutzen, den der Erborger von dem erhaltenen Darlehn hat, gegeben werde, kann wohl nicht leicht Jemand für unbillig halten. Aber welcher Maßstab des Zinsfußes anzunehmen sey, darüber lassen sich keine für alle Zeiten und alle Umstände passenden Vorschriften geben. In Deutschland hat der Zinsfuß von Zeit zu Zeit viele Veränderungen erfahren. Im Mittelalter, da Gold und Silber noch selten, und der Werth der Sachen gering war, waren zehn bis zwölf Procente der gewöhnliche Zins für ein Darlehn. Als in der Folge die Geldmasse sich vermehrte, wurden fünf Procente als rechtmäßiger und erlaubter Zins in den Reichsgesetzen verordnet. Aber der Geist des Wuchers läßt sich durch keine Gesetze binden. Um nicht in die angedrohten Strafen zu verfallen, hat man andere Mittel ausgedacht. Man läßt sich eine höhere Summe verschreiben, als wirklich dargeliehen worden, läßt sich eine besondere Discretion bezahlen, schlägt Zinsen zum Kapital oder nimmt Zins vom Zinse, gibt schlechte Münze und bedingt sich die Rückzahlung in guter Münze, oder bedingt Waaren zu übermäßigen Preisen statt eines Theils des Darlehns und was für Kunstgriffe der Wuchergeist sonst noch ersonnen hat, um seine wahren Absichten zu verhüllen. Da dergleichen gewöhnlich von beiden Theilen geheim gehaltne wucherliche Contracte nicht immer entdeckt werden, da alle in den Gesetzen angedrohten Strafen der Confiscation des Kapitals, der Ehrlosigkeit, Gefängniß, Zuchthausstrafe u. dergl. den Wucherer nicht abschrecken, und das Uebel vielmehr sich krebsartig verbreitet: so haben schon mehrere angerathen, das Geschäft der Kapitalsleihungen durchaus frei zu lassen, und selbst nicht einmal einen gesetzlichen Zinsfuß zu bestimmen, indem der Zins nichts weiter als ein Preis

es Darlehns sey, den man daher eben so wenig, wiebei andern Geschäf-
en, bestimmen könne und dürfe. Zur Verhütung des Wuchers hat man
n mehrern Ländern, außer den deßwegen gegebnen Gesetzen, auch besondre
Instalten, Creditsysteme, Leihbanken (s. diese Art.) u. s. w. ein-
eführt. Zu wünschen wäre es, daß man das muthwillige, leichtsinnige
Schuldenmachen schärfer als gewöhnlich bestrafte. Der Vorschlag, leicht-
innige Menschen die Schulden, die sie nicht bezahlen können, auf jede
hnen mögliche Art abarbeiten zu lassen und die muthwilligen Bankerot-
irer mit der angedrohten Infamie wirklich zu bestrafen, würde den
Wucher gewiß sehr verhindern. — Die Zahl der Schriften wider den Wu-
her ist sehr groß, aber auch für denselben sind mehrere erschienen, z. B.
Beathams Vertheidigung des Wuchers ꝛc. a. d. E. von J. A. Eberhard,
Halle 1788; v. Sonnenfels Abhandlungen über Wucher und Wuchergе-
etze, Wien 1789 und 1791; s. auch J. E. Roth Abhandlung über den
Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun.
Nürnberg 1793.

Wunder, s. d. Anh. z. d. Bd.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man
gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder wegen ihrer unge-
euern Größe und Dauer, oder wegen ihrer ganz ausgezeichneten Schön-
eit so sehr über die menschlichen Kräfte zu gehen schienen, daß man sie
ie Wunder der Welt — und da gerade ihre Zahl nur sieben aus-
nacht; die sieben Wunder der Welt genannt hat. Diese waren:
1. die ägyptischen Pyramiden (s. Pyramiden), 2. die Mau-
rn und 3. die sogenannten hängenden Gärten zu Babylon
s. d. Art. Babylon und Semiramis), 4. der Tempel der Di-
na zu Ephesus (s. Dianentempel), 5. die Bildsäule des
lympischen Jupiters (s. Jupiter), 6. das Mausoleum
s. d. Art. Artemisia und Mausoleum), 7. der Coloß zu
Rhodus (s. Coloß).

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wun-
derbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren über-
haupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns be-
kannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es
wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe nichts
an, alles aber darauf, daß der Gegenstand wegen der schnell veränderten
Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Ueberraschenden, Neuen,
Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen,
einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Ver-
wunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft
Ueberraschende, Seltsame ꝛc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von
dem Gewöhnlichen und Erwarteten überhaupt, als wunder-
bar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in dem Reize der
Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in
dem Streben unseres unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und
in die verborgnen Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint
uns einen solchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir das Wunderbare,
und die Kunst, ihrem innern Ursprung nach auf das Wunderbare deutend,
bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetisch
Wunderbare, d. i. dasjenige, was durch den Schein des Wun-
ders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig,
unserer Phantasie ein unbegränztes Feld der Thätigkeit eröffnet und uns
durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt,

woraus sich ergibt *eines Theils*, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabnen verwandt ist, *andern Theils*, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren *verliert*, sobald es uns *gewöhnlich* wird. Mit dem *Erhabnen* ist es aber insbesondre verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eignen freien Kraft erweckt, und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unsrer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das *Wunderbare* zugleich *furchtbar*; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann doch das Wunderbare auch in *anmuthiger* und reizender Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmährchen, in Wielands Oberon ꝛc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetisch Wunderbare nie ohne *Bedeutung* seyn und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste *Mährchen*, als Product der Dichtkunst, einen poetischen Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wohl, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht Statt finden kann, dessen sie sonst wohl fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns etwas gibt, noch weit mehreres *verbirgt*. So ist auch das *Wunderbare* dem *Wahrscheinlichen*, nicht aber dem *Wahren* entgegengesetzt. Denn *wahrscheinlich* ist, was den Schein des wirklich geschehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfodert nur *innere Uebereinstimmung* der Kunstformen *unter sich* und mit der belebenden *Idee*. Um dieser *Wahrheit* willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und wir wissen daher das *Romanhafte* wohl von dem *Romantischen* zu unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der *besondern* Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn in den Gedanken und durch die Sprache läßt sich am meisten das Unbegreifliche und Ungewöhnliche für die Phantasie in der Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und erwecken. Namentlich stellt es sich dar im epischen Gedicht (s. d. A.), welches seine erhabnen Gegenstände in die günstige Ferne der *Vergangenheit* stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das *Wunderbare* gern als seinen Bestandtheil aufnimmt. *Beschränkter* ist die Erscheinung des Wunderbaren im *Drama*. Denn hier tritt es in die helle sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen *Oper*, und die *Musik*, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist hier und in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Erhabenen hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihr Werke für das Auge fixiren, und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; mehr jedoch unter ihnen die Mahlerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuschend nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Be-

eben nach dem Wunderbarenleicht in dasfalscheAbenteuerliche verfällt.
Unter verschiedenem Charakter stellt sich das Wunderbare, welches
it dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und
verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechen-
lt hat einen heitern Charakter und erscheint als fröhliches, sinnreiches
ilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und mo-
rnen Zeit überhaupt hat einen ernsteren Charakter, und ist oft aus dem
üben gestaltlosen Reich der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft. T.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis, franz. baguette
vinatoire) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte,
reiästige in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von
olz, Messingdrath, oder Metall, welche ehedem von abergläubischen
enschen angewendet und an gewisse Oerter auf die Erde hingelegt wurde,
m da, wohin sich diese Ruthe vorzüglich hinneigte, verborgene Schätze
nter der Erde zu entdecken. Eigentlich wurde sie im Bergbau gebraucht,
m edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge da-
it ausfindig zu machen; der Aberglaube aber, der in den vorigen Zeiten
elleicht noch weit mehr Gewalt über die Menschen hatte, gab eben diesen,
er auch Betrügern, sogenannten klugen Leuten und dergleichen, häufig
eranlassung, da, wo sie sich Schätze zu erhalten wünschten, durch
ülfe jenes Zauberstabs sie auch wirklich aufzusuchen. Indessen würde
iese Anwendung der sogenannten Wünschelruthe vielleicht nur noch als
enkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor eini-
en Jahren diese Sache wieder zur Sprache gekommen wäre, indem beson-
ers ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann zu
argnano, am Ufer des Gardasees geboren) durch ernstliche und nach-
rückliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, durch kör-
erliche Sensationen wahrnehmen zu können, großes Aufsehen machte,
nd auch wirklich die angestellten Versuche allerdings sehr für diese Be-
auptung zeugten. Ritter, ein bekannter Naturforscher zu München,
eis'te auf Befehl des Königs von Bayern im Jahr 1806 zu Campetti
ach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche
arüber anzustellen; und es wurden diese auch wirklich besonders mit
Schwefelkiespendeln gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der
Nähe von Metallen schwingen. Ritter hat besonders bei dieser Gelegen-
eit sich eines Instruments bedient, das er Balancier genannt hat, und
as ganz einfach in einem Stabe oder kleinem Streifen von Kupfer oder
nderm Metalle, ungefähr 6 Zoll lang und einen halben breit, besteht.
Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretins neuem liter. Anz. v.
807 von Nr. 22 an; und den Resultaten von dieser wichtigen Untersu-
hung, die gegenwärtig das Nachdenken vieler erfahrnen und berühmten
Chemiker beschäftigt (unter andern hat Gilbert äußerst interessante Be-
euchtungen dieser Versuche 1808 herausgegeben), sieht man mit großer
Erwartung entgegen.

Würfel, s. Cubus.

Wurm (Albert Aloysius Ferdinand), ausgezeichnet unter allen jetzt
lebenden Darstellern des Komischen auf der Bühne, ward im April 1783 zu
Greifenhagen in Pommern von dürftigen Aeltern geboren. Früh verlor
r seine Aeltern; als zartes Kind mußte er schon mit Mangel und Entbeh-
rung kämpfen, und selbst der dürftige Unterricht einer Dorfschule ward
ihm nur kurze Zeit zu Theil. Dennoch verließ ihn die glückliche Laune,
welche er zur Welt gebracht, schon damals nie; froh und heiter trat der
Knabe ins kummervolle Leben ein. Den Verfolgungen einer harten Stief-

nutter entzog er sich durch die Flucht, diente dann zuerst bei Handwerkern, päter bei Herrschaften, und lernte in dieser Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er nachmals so überaus glücklich eworden ist. Puppenspieler weckten zuerst seine Neigung zum Theater, nd als er endlich in Neustreliz ein wirkliches Schauspiel aufführen sah, aßte er den Entschluß, sich selbst auf den Brettern zu versuchen. Er begann nach mehreren mißlungenen Bemühungen diese Laufbahn bei Kunstreitern, nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauspielertruppen und Nebenbühnen in Schlesien. Zum erstenmale betrat er die Bühne als Plumper in; Er mengt sich in Alles (später eine seiner besten Rollen). Doch führte ihn seine Stimme von bedeutendem Umfange und ngemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erster Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warschau war sein erstes wichtiges Engagement, wo er bis 1804 sich aufhielt; dann machte er nach Breslau, Bamberg, Würzburg eine Kunstreise und blieb an letzterm Orte. Von Würzburg aus unternahm er seine zweite Kunstreise, welche ihn über Mannheim, Darmstadt (wo er sich Voglers Liebe und Achtung erwarb), Cassel nach Berlin im Sommer 1809 führte. Hier machte Iffland's Bekanntschaft Epoche in seinem Leben. Von dem Unvergeßlichen ward er, als er am 8. Nov. 1809 als Tamino mit dem rauschendsten Beifall gastirt hatte, fest engagirt, nachdem er eine neue Kunstreise nach Bamberg, Würzburg und Nürnberg gemacht, und als Kilian in der Sucht zu glänzen debutirt hatte. Mit Kotzebue's Pachter Feldkümmel, welcher in Iffland's Abwesenheit an die berliner Theaterintendanz eingeschickt war, und in welchem in Wurm die Rolle des Pachters ausgetheilt wurde, begann endlich dessen neueste Laufbahn. Nicht lange darnach wurde zum erstenmale das Hausgesinde gegeben, eine Oper, welche in zwei Jahren einige 80mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten Wurms erste Tenorrollen ein Ende. Im Sommer 1814, auf einer Kunstreise nach Königsberg, traf ihn die schmerzliche Nachricht von Iffland's Tode. Sein Ruf und die Zahl seiner Verehrer nahm täglich zu. Wurm wäre vielleicht nie von Berlin gekommen, hätte er nicht durch das glückliche Auffassen des Komischen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation sich den Haß derselben zugezogen. Die lange verhaltene Erbitterung brach durch das Signal, welches eine durch Devrient von Breslau nach Berlin gekommene Posse: Die Judenschule, später: Unser Verkehr genannt, gab, in offenbare Fehde aus, deren Opfer Wurm werden sollte, der in diesem Lustspiel den Jacob mit dem glänzendsten Erfolg spielte. Es ward ein Criminalprozeß gegen den Künstler erhoben, im Gefängniß mußte er den Erguß seiner herrlichen Laune büßen, und nur die gerechte Huld des Königs wirkte ihm Freiheit und Lossprechung aus. Nach solchen Erfahrungen konnte es ihm wohl nicht verdacht werden, wenn er eine Stadt freiwillig verließ, die eben so voll von Verfolgern als von Verehrern seines Talents war; und es ist sein Glück geworden, was ihm ein Unglück schien. Denn auf seiner darauf erfolgten Kunstreise über Hamburg durch ganz Norddeutschland bis nach dem Rhein und Main ward ihm in dem rauschendsten Beifall, in dem stürmischen Besuch der Schauspielhäuser, in Gedichten und Kritiken die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste. Diese seine Reise glich fast einem Triumphzuge, von dem er gegenwärtig (1817 Dec.), und, wie es heißt, für nicht lange Zeit, in Leipzig ausruht. — Eine ausführliche Charakteristik dieses interessanten Künstlers geben, hieße dem Berichte der Nachwelt vorgreifen. Nur so viel sey hier für diejenigen gesagt, die noch nicht das Glück hatten, ihn zu sehen: er ist in der Darstel-

ng des Niedrigkomischen bis in seine feinsten Nuancirungen einer der
ücklichsten Schauspieler aller Zeiten. Eine unerschöpfliche Laune, Fe-
gkeit und psychologische Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glück-
her Takt, das Komische im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine
nfte, melodische Stimme, und ein bis zum Bewunderungswürdigen
egsames Organ sind die hervorstechenden Vorzüge seines Talents. Durch
inen Heinrich im Zinngießer, Adam im Dorfbarbier, Lorenz im Haus-
sinde, Crack im Lügner und Sohn, Ferdinand in den Drillingen, Ja-
b in unser Verkehr, Schneider im Schneider und Sänger, Matz im
ntermezzo ꝛc. ꝛc. ist er Liebling von ganz Norddeutschland geworden. Mit
iner ausführlichen Biographie und der Geschichte seines unglücklichen
rozesses eröffnete ein Freund und Verehrer seiner Kunst in Hamburg vor
urzem eine Zeitschrift: Hamburgs Wächter genannt, an welche
jenigen verwiesen werden, welche den herrlichen Komiker näher kennen
rnen wollen.

Würmer können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thie-
n vorkommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmcanal,
nd zwar die Madenwürmer, Ascariden und Trichuriden, in den
icken Gedärmen, die Spulwürmer, vorzüglich in den sogenannten
ünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer sich aufhalten. Die
Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch bei-
ahe eines Fingers lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen
e ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang
. a. Beschwerden mehr verursachen. Die Spulwürmer sind den Regen-
ürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ring, der
it kleinen Wärzchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes. Die Maul-
ffnung besteht aus verschiedenen Saugröhren. Sie sind oft klumpen-
eise, oder ihrer viele in einen Knaul zusammengewickelt an mehreren
Stellen der Därme vorhanden, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen:
erursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die
Bände der Gedärme, und daher Kneipen, Schmerzen im Unterleibe, mei-
ens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genusse süßer Speisen,
der anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer
Gegenwart sind Uebelkeit, Zusammenfluß wässerichten Speichels oder an-
erer Flüssigkeit in dem Munde; übelriechender Athem; blasses aufge-
unsenes Gesicht mit blaulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem
ntern Augenrande; Erweiterung des Augensterns, unruhiger Schlaf
it halbgeöffneten Augenliedern, auch zuweilen mit Zähneknirschen; trü-
er, weißer Urin; ein dicker, gespannter Unterleib. Die Bandwürmer
ind platt, von weißlicher Farbe, oft sehr bedeutender Länge, gegliedert,
nd aus unzähligen Gelenken zusammengesetzt. Die gewöhnlichsten bei
em Menschen sind der Kürbißwurm, mit längern und schmalen Gelenken,
elche den Kürbißkernen ähneln, und der breite Bandwurm mit etwas
reitern Gelenken. Bei beiden Arten werden die Gelenke immer kürzer
nd schmäler, je näher sie dem Kopfe kommen. Dieser besteht aus einem
ünnen Faden, der sich in einem Knötchen endigt, woran entweder bloße
Saugröhren oder auch Haken befindlich sind. Der Bandwurm heißt auch
er Einsiedler ((vermis solitarius), weil er sich allein in den dünnen Ge-
ärmen befindet, die er oft alle Gänge hindurch einnimmt. Die Zeichen sei-
es Vorhandenseyns in den Gedärmen sind aber ziemlich unbestimmt, in-
em er zuweilen heftige Zufälle, seltsame Gefühle im Unterleibe von Druck,
on Kälte und von wellenförmiger Bewegung, heftige Schmerzen, Krämpfe
pileptische und convulsivische Zufälle erregt, zuweilen aber auch sich ganz

ruhig verhält. Das gewisseste Zeichen ist, wenn von Zeit zu Zeit Stücken des Wurms durch den Stuhlgang abgehen, welche sich durch das stete Wachsthum des Wurms von selbst ablösen. Ueber die Entstehung der Eingeweidewürmer im Menschen haben die Aerzte und Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Saame von außen in die Gedärme komme, steht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierclasse und so auch der Mensch ihre eigenen Arten von Würmern haben; daß diese Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verschwendung wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwider liefe, wenn man annehmen wollte, daß der Saame der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet und dennoch bestimmt wäre, sich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieselben käme, zu entwickeln. Es ist daher weit consequenter, anzunehmen, daß der Stoff zu den Würmern oder der Saame jedem thierischen Körper angeboren ist, und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Erzeugung und Ausbildung derselben begünstigen. Dies wird noch wahrscheinlicher durch die Erfahrung, daß zwar beinahe jeder Mensch Würmer hat, besonders Spulwürmer und Madenwürmer, jedoch der eine mehr, der andere weniger, und besondere Krankheitsanlagen die häufigere Erzeugung derselben so sehr begünstigen, daß sie alsdann erst wieder zu einer Krankheitsursache werden. Es gibt daher zuweilen eine epidemische Constitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meisten Symptome derselben sind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, so nannte man sie auch wohl geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren. H.

Wurmser (Dagobert Siegmund, Grafvon), kaiserl. österr. Generalfeldmarschall, ein verdienstvoller Feldherr des vorigen Jahrhunderts. Er stammte aus einer angesehnen und reichen Familie im Elsaß, und wurde 1724 geboren. Anfangs wollte er sich den Wissenschaften widmen, trat aber bald in österreichische Kriegsdienste, machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit, und kam als Generalfeldwachtmeister aus demselben zurück. Im J. 1773 wurde er Chef eines Husarenregiments, und einige Jahre später Feldmarschallieutenant. Im bayerischen Erbfolgekriege commandirte er ein besonderes Corps in Böhmen. Aus der Geschichte jenes Krieges ist bekannt, daß in der ersten Campagne (1778) von beiden Seiten kein großes Unternehmen gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten sich häufig in den Winterquartieren, besonders an der Gränze von Schlesien und der Grafschaft Glaz. Gegen diese letztere, und gegen Glaz selbst, beschloß Wurmser eine Unternehmung. Es gelang ihm (d. 18. Jan. 1779), die Preußen in Habelschwerd zu überwältigen und viel Gefangene zu machen — fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Oesterreicher in diesem Kriege über die Preußen erhielten — aber gegen Glaz selbst konnte er nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verstärkt vor, und der am 8ten März geschlossene Waffenstillstand, auf welchen der Friede zu Teschen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. Wurmser wurde in der Folge zum commandirenden General in Gallizien, und 1787 zum General der Cavallerie ernannt. Beim Ausbruche des französischen Revolutionskriegs erhielt er das Commando über ein Armeecorps, das sich im Breisgau zusammenzog. Er ging am 31sten März 1793 bei Ketsch, zwischen Mannheim und Speier, über den Rhein,

riff am folgenden Tage den Nachtrab der franzöſiſchen Armee unter Cu-
line an und ließ ſeine Vorpoſten bis Landau ſtreifen, welches er, doch ohne
Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das
Condéſche Corps ſich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in
Verbindung mit dem Herzog von Braunſchweig, die berühmten weißen-
burger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte wurde er
(im December) genöthigt, mit ſeinem ſehr geſchwächten Corps über den
Rhein zurückzugehen. Er wurde im Januar 1794 von ſeiner Armee ab-
berufen, deren Commando der Prinz von Waldeck interimiſtiſch erhielt.
Im Auguſt 1795 kam er wieder zu der Armee, und nachdem die Franzoſen
am 18ten und 29ſten October bei Mannheim geſchlagen worden waren,
griff er dieſe Feſtung an, die ſich ihm am 22ſten November ergab. Nach-
dem im December 1795 zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen der Waf-
fenſtillſtand abgeſchloſſen war, nahm Wurmſer ſein Hauptquartier zu
Mannheim, und hielt mit ſeinen Truppen die Gegend von Lautern bis
Landſtuhl, längs dem Speierbach bis an den Rhein beſetzt. Am Rhein
herrſchte bis zum Mai 1796 eine faſt gänzliche Unthätigkeit; deſto lebhaf-
ter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der ſich mit der öſter-
reichiſchen Armee bis in das Tyrol hatte zurückziehen müſſen, legte das
Commando derſelben nieder, und Wurmſer wurde anſtatt ſeiner zum
Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt. Am 1ſten Juli 1796
traf Wurmſer im Hauptquartier zu Trient ein, und machte ſogleich An-
ſtalten zum Vordringen, um das von den Franzoſen blokirte und von Bu-
kaſſowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien. Zu Ende des Juli
rückte Wurmſer zum Entſatz von Mantua vor, und vertrieb die Franzoſen
aus verſchiedenen Stellungen. Dieſe hoben zwar die Blokade von Man-
tua auf, erhielten aber (am 3ten und 5ten Auguſt) entſcheidende Vortheile
über die getheilten öſterreichiſchen Armeecorps, die ſich über die Etſch zu-
rückziehen mußten. Wurmſer drang jedoch unter verſchiedenen Gefechten
bis Mantua vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. Sept. warf er
ſich, von den Franzoſen gedrängt, in die Feſtung, in welcher er nun blo-
kirt wurde; doch machte er von Zeit zu Zeit verſchiedene glückliche Aus-
fälle, aber die Schlacht bei Arcole (d. 15. Nov.), wo die Oeſterreicher
unter Alvinzy geſchlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß
Mantua enger eingeſchloſſen wurde. Der Verluſt der Schlachten bei
Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (d. 14. u. 16. Jan. 1797)
verſchlimmerte die Lage dieſer Feſtung, von deren Schickſal auch das
Schickſal Italiens abzuhängen ſchien. Die Unmöglichkeit eines Entſa-
tzes, Mangel an Lebensmitteln und beſonders der gänzliche Mangel an
den nothwendigen Arzneien bei eingeriſſenen Seuchen nöthigten endlich
den Feldmarſchall Wurmſer, am 2. Febr. Mantua, nach einer Blokade
von neun Monaten, an den franzöſiſchen General Serrurier zu übergeben.
Für Wurmſern war die Capitulation ſehr ehrenvoll, und der fran-
zöſiſche Obergeneral Buonaparte ließ ihm in ſeinem Berichte an das Di-
rectorium alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der unglückliche aber ver-
dienſtvolle 73jährige Held ging nach der Uebergabe von Mantua nach
Wien, und wurde zum commandirenden General in Ungarn beſtimmt.
Ehe er aber noch dieſen Poſten antreten konnte, ſtarb er zu Wien am 21ſten
Auguſt an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua
ſich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und ein-
ſichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und
freigebigen Mannes. So gab er auch einen Beweis ſeiner Toleranz da-
durch, daß er in Prag zuerſt einen Gottesdienſt für die proteſtantiſchen

Militärs einrichten ließ, ehe noch die dasigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienst erhielten.

Würtemberg (Königreich). Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist wohl auf eine so eigenthümliche und einzige Art entstanden, als das Königreich Würtemberg, oder wie man ehemals schrieb, Wirtemberg. Man hat, vorzüglich in früherer Zeit gar viel über die Entstehung des Namens vermuthet und geschrieben, und Würtemberg ist gleichbedeutend mit Rumsperg oder Frauenberg gemacht worden, oder hat man es von Virolungen, einem allemannischen Gaunamen, abgeleitet, ohne daß sich jedoch irgend ein Resultat ergeben hätte. So viel ist gewiß: Würtemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittleren Neckar gelegenen Stammhauses; von da wurde es Familienname, dann der Name eines Herzogthums; endlich des Königreichs. Im elften Jahrhundert, zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. nennt die Geschichte zum erstenmal Herren von Würtemberg, überhaupt zum erstenmal den Namen Würtemberg; bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts kommt die Familie nur hie und da gelegentlich wieder zum Vorschein, und es kann 15 bis 20 und noch mehrere Jahre anstehen, ohne daß ihrer und ihres Namens auch nur einmal Erwähnung geschieht; endlich von der Mitte des 13ten Jahrhunderts an werden in ununterbrochener Reihe Vater und Söhne und Enkel hinter einander genannt, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen bestimmten Zweck hinzielenden Wirkens. Wo sie zum erstenmal Herren von Würtemberg uns vorführt, nennt sie dieselben nicht Grafen, dagegen aber alle spätern. Auch gab es nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist unwahrscheinlich, wenigstens ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Würtemberg belehnt habe, so wie die Hohenstaufen mit dem schwäbischen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg sind nicht ursprünglich kaiserliche Beamte, deren Amtsdistrict sich endlich ins Lehen verwandelt hätte, sondern sie sind die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehrern andern, ehrenhalber der Grafenname beigelegt wird. Graf Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, ist der Herr von Würtemberg, von welchem die würtembergische Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsre Zeit herabläuft. Anfangs ist diese Geschichte durchaus Familiengeschichte; dessen, was er und seine Nachfolger an Land und Leuten besessen haben, geschieht nur gelegentlich Erwähnung, wenn von ihm und diesen Nachfolgern selbst die Rede ist. Würtembergische Besitzungen waren wohl zu seiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Canstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch sein Verdienst ans bisherige Familiengut sich anschloß. Ueberhaupt war die Familie schon von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckerthale begütert; sie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem allem nichts zusammenhängend oder geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath, selbst am Fuß des Stammhauses, war ihr Besitzthum von Gütern andrer Herren mannichfach durchschnitten. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen seyn, und um so verdienstlicher ist es. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von

haften und andere an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsstädte saßen ihr auf dem Nacken, und wohlhabende Ritter streckten nach jedem Gut die Hände aus, das zu haben war; aber diese kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde, während das schwächere Würtemberg ohne Unterbrechung in die Höhe zu wachsen fortfuhr. Nur die eigenthümliche Kraft der Familie, welche in der gleichen Fülle, wie sie die Väter belebte, in den Söhnen wieder zum Vorschein kam; das stete Streben dieser Kraft auf Einen Zweck hin, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, und eine höchst kluge Benutzung jedes künftigen Umstands zur Erreichung dieses Zwecks, erklärt die außerordentliche Erscheinung. Damals war ganz Deutschland, war vorzüglich Schwaben ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Bereits hatte sich die Macht der alten Hohenstaufen beinahe in Nichts verloren, und der edle Stamm selbst wurde bald darauf vollends vernichtet; die Könige und Kaiser von Deutschland seit dem Ende Friedrichs II bis auf Rudolph von Habsburg waren leere, markloſe Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinsicht unabhängig standen die tausend größeren und kleineren Herren Schwabens neben einander; jetzt galt es, sich in der Mitte derselben hervorzuthun und den Nachbarn den Rang abzulaufen. Unter solchen Umständen machte sich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bisher wenig bekannten würtembergischen Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem kühnsten, unternehmendsten und tapfersten Ritter im ganzen Schwabenland, mußten selbst die schwachen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern auch durch Krieg und Eroberung; achtmal, sagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Feld, und nie ward er geschlagen. Er ist der eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtembergischen Hauses, und vorzüglich in dieser Hinsicht ist der Beiname des Stifters, welchen er ebenfalls, aber aus anderm Grund, in der Geschichte führt, bei ihm höchst bedeutsam. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte selbst, erkennt ihn dafür an, ihm nach gab er seinen Söhnen und Enkeln den Namen Ulrich; Männer wie er sollten sie werden, und wenn er und seine Söhne sich ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten von den Kaisern bestätigen lassen, wollen sie dieselben so, wie Graf Ulrich mit dem Daumen sie besessen habe. Mit dem Satz von Familiengut, welchen er gestiftet und hinterlassen hatte, wucherte eben dieser Eberhard länger denn 50 Jahre mit nie rastender, wunderbarer Anstrengung des Leibes und der Seele, und auch er hinterließ noch einmal so viel an Land und Leuten und Einkünften, als er von seinem Vater ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil bestand er ernsthafte Fehden mit den Kaisern Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau, Albrecht von Oesterreich; so mächtig und begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Allein Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher sich jetzt vorzüglich widerspenstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, all seiner Burgen und Städte, seines ganzen Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht sich suchen mußte. Damals wäre es wohl um den so schön aufblühenden Namen Würtemberg auf einmal geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Eberhard eilig wie-

der, das Verlorne ward zurückgenommen, um mehrere Städte, um manches Dorf und manche Burg sein wieder errungenes Besitzthum bis gegen Ende seines Lebens durch Ankauf noch von ihm erweitert. Mächtiger, reicher, angesehener als zuvor, sagt verwundernd ein Chronikschreiber, stand der verarmte Graf von seinem Fall auf. Er verlegte das Stift Beutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst mit seiner Familie weilte, da auch Burg Würtemberg, ihre bisherige Wohnung, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens in Stuttgart, und so fing diese Stadt an, die Hauptstadt des würtembergischen Gebiets zu werden. Ein solcher Geist des Ländererwerbens beseelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten seines Vaters jene Herrschaften im Elsaß erkaufte, welche bis in unsere Tage würtembergisch geblieben, und erst durch die französische Revolution dem Hause verloren gegangen sind. Denn während der 18 Jahre, die er nach dem Tode seines Vaters regierte, wurden von ihm über 81,000 fl. auf Güterkauf verwendet, und durch die bedeutendsten Erwerbungen die würtembergische Ländermasse vergrößert. Darunter ist Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Würtembergs, das ihm nicht höher als 20,000 Pfund Heller zu stehen kam. Den gleichen Zweck im Auge, mit einer Kraft, wie sie kaum in Ulrich mit dem Daumen, kaum im erlauchten Eberhard vorhanden gewesen, und so glücklich als einer dieser Ahnherren in seinem Bemühen, reiht sich an diese der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner. Er, der männlichste Ritter seiner Zeit in ganz Deutschland, und von großem Namen selbst jenseits des Rheins bei den Franzosen, erkaufte während der 48 Jahre seines Wirkens (1344—1392) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und anderer Güter, und erhielt und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Fürstenfeinde, die Reichsstädte, mit freudigem, nie gebeugtem Heldenmuthe. Was die Pfalzgrafen von Tübingen besaßen, das Meiste, was von tübingischem Gut den Herzogen von Teck angehört hatte, vieles Eigenthum der Herzoge von Uslingen, der Grafen von Eichelberg, Kirchberg, Hohenberg und Anderer, die Grafschaften Urach, Achalm, Asperg, Vaihingen, die Burgen und Dörfer unzähliger freier, mächtigerer oder geringerer, adeliger Geschlechter — dies alles zusammen bildete bereits gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts eine ausgedehnte, durch fremdes Besitzthum wenig unterbrochene Strecke würtembergischen Gebiets, und auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Vereinigung und Erhebung der gesammten Ländermasse zum Herzogthum, ist kaum einer oder der andere, welcher nicht durch eine oder mehrere beträchtliche Erwerbungen dieselbe vergrößert hätte. Namentlich ward von dem vierten Eberhard die Grafschaft Mömpelgard erheirathet. Dreizehn reiche, früher unmittelbare Mannsklöster verschiedener Orden und mehrere nicht unbedeutende Frauenklöster, welche unter würtembergischen Schutz und Schirm allmählig gekommen waren, und in der Mitte dieses Gebiets lagen, oder daran grenzten, zählten als integrirende, nimmer entfremdete Theile zu demselben, so wie der Lehnhof des Hauses mit jeder neuerworbnen Herrschaft gewachsen war. Was den Habsburgern und denen von Hohenzollern, welche sich auswärts einen Spielraum für ihre Kraft suchen mußten, nicht gelang, das gelang der würtembergischen Familie; rings um ihre Stammburg her sah sie einen Staat anwachsen, der Tag für Tag zunahm. Obschon sie selbst unter die gräflichen Geschlechter zu gehören fortfuhr, nennt die diplomatische Sprache jener

leis dieſen Staat doch niemals Grafſchaft Würtemberg; auch war er es
icht, ſondern Aggregat verſchiedener Graf- und Herrſchaften. Glücklich
ar dieſes Zuſammenwachſen unter Würtemberg vorzüglich für die Gra-
en derſelben. Sie, an die Scholle gebannt, ſaßen jeder in ſeiner Stadt
der ſeinem Dorfe feſt und unbeweglich, ſo lang ſie dem alten Herrn ange-
örten; jetzt konnten ſie ſich in einem ausgedehnteren Vaterlande um-
hun, ſie kamen immer jeden Augenblick aus einer Hand in die andere;
le und ihr Eigenthum waren geſchätzter. Nur wenig Erobertes findet
ich unter dieſem würtembergiſchen Gebiet; man kennt es nicht einmal;
einahe alles wurde erkauft, und höchſt günſtiger Umſtand in dieſer Hin-
icht war für die Grafen das unkluge Haushalten der begüterten Geſchlech-
er in ihrer Nähe. Dieſe verſchwendeten, ſie ſparten und hielten zuſam-
nen; immer fehlte es dieſen an Geld, und ſie konnten immer Geld geben,
nd wußten ſich daſſelbe aus immer neuen Quellen zu verſchaffen. Er-
iebige Geldquelle war vorzüglich die Landvogtei in Ober- und Nieder-
chwaben und im Elſaß, öfters in mehreren dieſer Provinzen zugleich,
elche jenen Ulrichen und Eberharden häufig von den Kaiſern übertru-
en wurde. Da ſollten ſie Klöſter und Reichsſtädte ſchirmen, und er-
aubte Einkünfte waren ihnen davon geſtattet; aber nicht den Schutz und
Schirm derſelben machten ſie zum Hauptaugenmerk ihres Berufs, ſon-
ern wie ſie recht tüchtig Geld von ihnen erpreſſen möchten. Oefters
nußte ihnen deßhalb die Landvogtei wieder abgenommen werden, und eine
Menge ihrer Fehden mit den Reichsſtädten und eine unverkennbare ge-
enſeitige Erbitterung hat hierin ihren letzten Grund. Auch ſcheuten ſie
on Anfang an kein Schuldenmachen bei Juden oder Chriſten, ſich Geld
u verſchaffen, und erſtern wies man hie und da einen kaiſerlichen Frei-
rief vor, daß man keine Pflicht habe, ſie zu bezahlen. Selbſt das Ge-
ingſte, das ihren Familienfond vermehren mochte, ward nicht von ihnen
erſchmäht; eben ſo gut ein Stück Lands für 15 oder 20 Pfund Heller,
as ſich ihnen anbot, als eine ganze Herrſchaft erkauft. Manche Fa-
ilie, vorzüglich die der Pfalzgrafen von Tübingen, ging zum Theil auch
adurch zu Grund, daß ſie Ruhm und Verdienſt darin ſuchte, Klöſter zu
ifften und fortdauernd mit ihrem Gut zu begaben, und auf dieſe Art den
lten Familienſatz mehr und mehr verringerte. Nicht ſo die Würtember-
er. Stets wußten ſie ihre Frömmigkeit in dieſer Hinſicht zu beſchrän-
en; von den vielen Klöſtern in ihrer Nähe iſt keines von ihnen geſtif-
et, keines durch Vergebung von ihnen bereichert werden; ja je reicher
ie ſelbſt wurden, deſto weniger bemerkt man bei ihnen Luſt und Drang,
hr Eigenthum in todte Hände zu verſchenken. Aber die Hauptſache, wo-
urch ihnen dies Erwerben von Land und Leuten, die Gründung ihres
Staats möglich wurde, iſt unſtreitig der Umſtand, daß gerade in dieſem
Zeitpunkt, als es galt zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung
es väterlichen Erbes Statt hatte, ſondern das geſammte Familiengut
ununterbrochen in einer Hand zum Umtrieb beiſammenblieb. Die Her-
oge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen theilten und theilten, wie
mit Blindheit geſchlagen, immerfort, bei der würtembergiſchen Familie
ber war dieſes Beiſammenlaſſen des väterlichen Erbes nicht bloß Folge
es Zufalls, weil der Himmel einem Vater nie über zwei Söhne gab, ſon-
ern früher ſogar ausgeſprochener Grundſatz. Graf Eberhard dem Er-
auchten fällt es durch eine zufällige Veranlaſſung ein, daß ſein Beſitz-
hum in ſpäterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Ge-
anke preßt ihm den Ausruf aus: wo Gott für ſey! Er hat vielleicht ei-
en ältern Bruder gehabt, aber getheilt iſt nicht worden; ihm ſelbſt wa-

ren zwei Söhne und von beiden Enkel erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte sich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von seinem Weibe aufgehetzt, ausdrücklich Theilung des ererbten und des gewonnenen Guts, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzustehen. So entging man glücklich dem Uebel bis zum J. 1442, und bis dahin hatte sich der würtemberg. Staat in seiner Hauptmasse gebildet. Allein jetzt theilten die zwei Söhne Graf Eberhards IV. alles würtembergische Besitzthum zum erstenmal in zwei gleiche Hälften. — Zu Ludwigs Antheil gehörten die Alp und der Schwarzwald, so weit sie würtembergisch waren, und er dehnte sich südwestlich weit in das Unterland herein; Urach war der Hauptort und seine Linie heißt davon die von Urach; die Bergfeste Neuffen gab dem Stamm seines Bruders, Ulrich, den Namen. Nur 40 Jahre, bis 1482, dauerte die Trennung. Bald erkannte man, hauptsächlich durch den Schaden aufmerksam gemacht, den man erlitten hatte, daß durch die Theilung die Kraft des Hauses gelähmt worden sey, und mit sehnsuchtsvollem Rückblick in die Vergangenheit gestand man sich selbst das dadurch gesunkene Ansehen. Graf Eberhard im Bart (s. d. Art.), von der Uracher Linie, nachher der erste Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen und das Schicksal selbst begünstigte dieselbe, indem mit ihm der Uracher Mannsstamm ausstarb, und die Linie von Neuffen nur durch den Graf Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich sah Eberhard im Bart alle würtembergische Besitzungen durch den Münsinger Vertrag vom J. 1482 in seiner Person endlich wieder vereinigt, bei welcher Gelegenheit er Untheilbarkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Gesetz machte. Dreijehn Jahre darauf, 1495, wurden sie unter ihm von Kaiser Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben; nun erst ward der Name Würtemberg zum Landesnamen, und auch jetzt die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog später kreisausschreibender Fürst mit dem Bischof von Conſtanz und einziger Director der Kreisversammlung. In der Reichsversammlung erhielt Eberhard im Bart sogleich bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben aber den Bemühungen dieses edeln Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Untheilbarkeit zum Gesetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich das erste Hervorkeimen ihrer ständischen Verfassung, welche, was sie geworden ist, ohne diesen Umstand vielleicht nimmer geworden wäre. Eberhard im Barte hatte mit einem Vetter, dem jüngern Eberhard, zu thun, dessen Charakterlosigkeit und vollständige Unfähigkeit zum Regenten das Beste, was man anordnen mochte, vereitelt, das Land selbst wieder zerschleudert hätte. Darum ließ er Landstände werden, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, und durch sie namentlich jenes Gesetz der Untheilbarkeit garantiren. Diese Landstände blieben, mit Ausnahme des Adels, der sich späterhin von Würtemberg ganz losmachte, und somit war das Gerüst zu einer Verfassung gegeben, welche in dem ersten Jahrhundert des Herzogthums ihre weitere Ausbildung erhalten sollte. Der Tübinger Vertrag gab 1514 (s. d. Art.) unter Herzog Ulrich dem würtembergischen Volk seine Rechte; unter Christoph (s. d. Art.) ward das Lutherthum verfassungs-

läßig Religion des Landes, unter demselben und seinen Nachfolgern ge-
ehen die landschaftlichen Ausschüsse und Cassen in ihrer eigenthümli-
jen Gestalt; ohne Erfolg blieb, was Herzog Friedrich zu Anfang des
7., was Herzog Carl in der Mitte des 18. Jahrh. gegen die Verfas-
ung unternahmen; erst in unserer Zeit, im J. 1806, nachdem sie sich selbst
berlebt hatte, fiel sie mit dem Anfang des Königthums, und gerade
etzt liegt Würtemberg in den Wehen ihrer Wiedergeburt. Auch in an-
rer Hinsicht sind die Schicksale des Herzogthums zum Theil
ächst merkwürdig. Der erste Herzog rühmte sich vor Kaiser und Reich,
aß er im dichtesten Wald sicher im Schooß jedes seiner Unterthanen zu
bernachten sich getraue; den zweiten konnten seine Räthe, Diener und
Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich (s. d. Art.),
em dritten Herzog, nahm der schwäbische Bund das Herzogthum, und
erkaufte es geradezu an die österreichischen Brüder Carl V. und König
Ferdinand. Während dieser österreichischen Regierung waren die ver-
derblichen Unruhen des Bauernkriegs. Nach 15jähriger Entfernung er-
bert es Ulrich wieder, allein er muß es als österreichisches Afterlehn an-
rkennen. Da führt er das Luterthum ein, wird in Folge dieses Schritts
Mitglied des schmalkaldischen Bundes, und verliert es nach dem un-
glücklichen Krieg beinahe zum zweitenmale an König Ferdinand, der ihn
der Felonie gegen sein Haus anklagte. Herzog Christoph, Ulrichs Sohn,
gelang die Rettung desselben, jedoch ohne des Afterlehns loswerden zu
können, nachdem Moritz von Sachsen sich erhoben hatte. Die Lage des
Herzogthums vom Anfang bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts war
oft schrecklich, während die Banden des schwäbisches Bunds, Oesterrei-
cher, Hessen, tolle Bauern und Spanier darin wirthschafteten. Durch
den Schaden seiner Vorfahren gewitzigt, ruhte Herzog Friedrich I. nicht,
bis er des Afterlehns ledig war, 1699; Oesterreich behielt sich nichts vor,
als die Nachfolge im Herzogthume, wenn der würtembergische Manns-
stamm ausgestorben wäre. Diese Befreiung kostete dem Lande eine schwere
Summe; aber gut war es, daß im 30jährigen Kriege, der nun bald aus-
brach, Oesterreich nicht auch noch von dorther Ansprüche an Würtemberg
machen konnte. Dieser 30jährige Krieg ist der traurigste Zeitraum in
aller würtembergischen Geschichte. Schon den guten Herzog Joh. Frie-
drich neckte und drückte man von Seiten der Catholiken auf alle Weise;
seinem noch minderjährigen Sohn, Eberhard III., nahm man sogleich
nach des Vaters Tod durch das Restitutionsedict alle seine Klöster, und
gab sie Mönchen und Nonnen wieder; und als er, zwar nicht den Jah-
ren und dem Charakter, sondern nur dem Namen nach mündig war, be-
raubte man ihn nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) auch des noch
übrigen Herzogthums, weil sein Oheim und Vormund zu den Schweden
gehalten und nach österreichischem Gut sich hatte gelüsten lassen, und er
selbst noch nicht von ihnen abgetreten war. Glücklich hätte sich das Her-
zogthum preisen mögen, wenn der Kaiser es nur als erobertes Land be-
handelt hätte; allein es ward zerrissen und zerstückelt. Minister, Ge-
nerale und der Erzbischof von Wien erhielten es theilweise zum Geschenk,
nach anderm griffen Bayern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von
Oesterreich; wem der Rest gehören sollte, wußte Niemand. Die Berg-
feste Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam allein nicht in Fein-
des Hand. Innerhalb sieben Jahren, von 1634—1641, sank die Bevölk.
Würtembergs von ohngefähr 400,000 Menschen auf 48,000 herunter; wer
fliehen konnte, war entflohen; die andern hatten Krieg, Pest und Hunger
weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt

und Asche; der so angebaute, fruchtbare Boden öd und wüst. Nach dem guten Willen der Schweden und den redlichen unverdrossenen Bemühungen seiner ihrem Fürsten und Vaterland ganz hingegebenen Staatsmänner, Burkhard und Wahrenbühler, verdankt Würtemberg seine gänzliche Wiederherstellung im westphälischen Frieden, der nach Schwierigkeit auf Schwierigkeit von allen Seiten in den Weg legte. Allmählig erholte sich das Herzogthum wieder, und obschon bald nach diesem auch die Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich drückend für dasselbe ward, schon wegen seiner Lage, obschon Melac und andere Mordbrenner dieses Königs darin wütheten und zerstörten, dem Jammer des 30jährigen Kriegs kam diese neue Noth auch nicht von ferne gleich. Der unseligste Einfluß Ludwigs XIV. war, daß Würtemberg eine in ihrer Art einzige und mehr denn verderbliche Mätressenregierung, jene der Frau von Grävenitz, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptsächlich dem Beispiel desselben zu danken hat. Seit dem spanischen Successionskrieg hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der französischen Revolution; nur einmal zogen fremde Heere durch, während des zweiten schlesischen Kriegs; am dritten nahm Herzog Carl, nicht zum Ruhm seiner Waffen, lebendigern Antheil für Maria Thereſia aus Laune und jugendlichem Uebermuth und wegen reicher französischer Hülfsgelder, die ihm bezahlt wurden, ohne daß das Herzogthum beträchtlich dadurch gelitten hätte. Ueberhaupt war die zweite Hälfte der Regierung dieses Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes; schöne Kunst und Wissenschaft gedieh; noch jetzt spricht man überall mit Achtung von seiner Carls-Akademie in Stuttgart; alle Künstler, deren Würtemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung seinen Anstalten. Trotz des frühern Pressens und Vergeudens war ein blühenderer Wohlstand im Herzogthum als zu seiner Zeit, von den 60ger Jahrgängen des letztverflossenen Jahrhunderts an. Die Bevölkerung stieg bis auf 600,000 Menschen, und Bedeutendes war zur Vergrößerung desselben während der ganzen Zeit der Herzoge nicht geschehen, als was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen bei lang fortdauerndem Widerspruch des badischen Hauses, von einem Markgrafen erkauft hatte. Ohne Einfluß auf die Landesreligion war, daß von 1733—1797 catholische Fürsten, Carl Alexander, und seine drei Söhne, Carl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, regierende Herren waren. Der letzte von ihnen, Friedrich Eugen, von dem die ganze jetzt vorhandene würtembergische Familie abstammt, ward der Gemahl einer preußischen Prinzessin; er ließ seine Kinder wieder lutherisch erziehen, und mit seinem ältesten Sohn und Nachfolger, dem neulich verstorbenen König Friedrich, begann nicht nur in dieser, sondern in jeder Hinsicht eine neue Periode für den würtembergischen Staat. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die französische Republik die überrheinischen Besitzungen des Hauses sich einverleibt; schon unter ihm war das Herzogthum von franz. Völkern abwechselnd besetzt und wieder geräumt worden; auch war schon unter ihm von Entschädigung Würtembergs für das Verlorne und in dem Kriege Erlittne auf dem Friedenscongreß zu Rastadt die Rede gewesen; der Sohn kam in dieselbe Lage wie der Vater; aber ihm trug nun auch, nachdem sich ihm endlich sein Horizont erheitert hatte, der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) und der Reichsdeputationsschluß (25. Febr. 1803) herrliche Früchte. Jetzt hauptsächlich wurde sichtbar, wie bedeutend es war, daß einer der alten Grafen Mömpelgard erheirathet hatte. Dafür wurde Friedrich mit 112,000 Unterthanen ent-

hädigt; es waren Reichsstädte oder geistliche Fürstenthümer und Klö-
r, in der Mitte oder an den Gränzen des alten Landes; und ihm selbst
nd seinen Nachfolgern ward die Churwürde ertheilt. Aus diesen
ntschädigungen bildete sich für einige Zeit ein Neuwürtembergi-
her Staat, mit dem Herzogthum in keiner Verbindung, außer daß
den gemeinschaftlichen Herrn mit ihm hatte. Doch nur bis 1805 blieb
riedrich Churfürst; er hatte in diesem Jahr für den französischen Kai-
r Antheil genommen an dem Kriege gegen Oesterreich, und Königs-
ürde und Souverainität und neue Ländererwerbungen mit einer
evölkerung von mehr denn 200,000 Menschen belohnten ihn dafür.
as war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation
uch der Form und dem Namen nach vollends auflöste; sofort ward das
eue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbunds,
atte als solcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des fran-
ösischen Kaisers, mit Ausnahme des spanischen, und durch jenen letzten
it Oesterreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung desselben auf 1,350,000
inw. Diese Vergrößerungen waren vorderösterreichische Provinzen in
chwaben, von Würtemberg umschloßne oder daran gränzende Gebiete
ehrerer zuvor unmittelbarer Reichsfürsten und Reichsritter; Länderstri-
he, welche Baden und hauptsächlich Bayern gegen anderweitige Entschä-
igung abtraten. Weiter ward ein großer Theil des Deutschmeisterthums
em Königreiche einverleibt. Auch nach dem Sturz des französischen
aisers wußte König Friedrich alles, was er bis dahin erworben hatte,
ch zu erhalten, und so macht er Epoche in der würtembergischen Ge-
chichte, wie einst jene Ulriche und Eberharde, welche Mann für Mann
as anererbte Land um die Hälfte vermehrt den Söhnen zurückließen,
ie jener Eberhard im Bart, unter welchem das Land zum Herzogthum
rhoben wurde. Seit dem Jahr 1805 bildet nun das Königreich einen
er bedeutendern Staaten des deutschen Bundes: in Einer Linie mit Oe
terreich, Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover! 368 Q. M. sind
ein Flächenraum; um das ganze Land haben sich, wie um einen Kern
nd Mittelpunkt, die fruchtbaren badener und Donaugegenden in Ober-
chwaben und eben so treffliche Striche des nördlichen Franken ange-
chlossen. Die Einwohner sind ein fleißiges und fähiges Volk; nicht
durch Sitzen in Fabriken verkrüppelt und jetzt muthlos, sondern ein ge-
under Menschenschlag, durch Landbau derb und kräftig, die auch durch
ihre Tapferkeit in neuerer Zeit bewiesen, daß sie echte Abkömmlinge des
alten Schwabenvolkes seyen. Das Lutherthum hat aufgehört, herrschen-
de Religion zu seyn; alle christlichen Confessionen haben gleiche Rechte.
Findet sich auch noch eine Verschiedenheit der Bildung zwischen den Ein-
wohnern des ehemaligen Herzogthums und den neu erworbenen Unter-
thanen, bald wird Ein Geist alles Volk beleben; mußten ja die Würtem-
berger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entstanden ist, von jehes
durch Geben und Nehmen sich gegenseitig zusammenbilden. Nirgends ist
ein Mangel zweckmäßiger Anstalten für höhere und für Volksbildung;
glänzendere sind noch im Werden; an angemeßner innerer Einrichtung
des Staats wird thätiger, als je und irgendwo, gearbeitet; nun einiger
fruchtbaren Jahre bedarf er, dann werden ihm auch seine Schulden nicht
mehr beschwerlich fallen, und der durch den Druck der letzten Zeit gesun-
kene Wohlstand seiner Einwohner wird sich, zumal unter der gegenwärti-
gen Regierung, schnell wieder emporheben. — König Wilhelm, sein
Sohn und Nachfolger, unterzog sich mit der reinsten Gesinnung der Voll-
endung des Werks, das vom Vater, wir lassen unentschieden, warum?

angefangen worden war. Das Königreich sollte, das war sein Wille, eine den Verhältnissen der Zeit und des Volks in jeder Hinsicht angemessene Verfassung erhalten. Schon als er im öffentlichen Manifest seines Unterthanen den Antritt der Regierung kundthat, machte er sie bedeutungsvoll auf die Rechte des Tübinger Vertrags, als die Basis der ganzen Verfassung des ehemaligen Herzogthums, aufmerksam, auch der erneuerte und auf ganz Würtemberg ausgedehnte Verfassungsvertrag müßte sie zur Grundlage erhalten. Weil die Vorarbeiten dazu noch nicht gänzlich vollendet waren, so vertagte er einstweilen die Versammlung, um dem verarmten Land die so bedeutenden Kosten ihres noch längern unnützen Beisammenseyns zu ersparen, mit der Erklärung, daß, was noch vorzubereiten wäre, beschleunigt und dann die Stände sogleich wieder zusammenberufen werden sollten. Das Geschäft wurde mit Eifer, doch dem König, der sein seinem Volke gegebnes Wort baldigst lösen wollte, kaum eifrig genug betrieben, ob er gleich selbst diese Zwischenzeit zu sehr vielen wohlthätigen Verfügungen benutzte, welche Zeugnisse sind von der landesväterlichsten Gesinnung. Endlich ward der Verfassungsentwurf fertig. Er liegt vor den Augen der Welt. Welche herrlichen Rechte bewilligt er dem Volk; wie ist alles darauf angelegt, es politisch zu bilden; in wie vielen Hinsichten beschränkt er die zeither unbeschränkte königliche Macht. Aber mit Freuden ging der König alles ein, weil er es so als Recht erkannte. Am dritten März des Jahres 1817 eröffnete denn auch er in Person die Versammlung der Stände, übergab ihnen den von ihm selbst gebilligten Verfassungsentwurf seines Geheimenraths, erklärte feierlich, daß er nur das Beste wolle, aber auch unabänderlich entschlossen sey, in nichts gegen seine Ueberzeugung einzuwilligen. Zugleich ging der Hof den Ständen zuvorkommend mit Zutraulichkeit entgegen, und ließ nach alter Sitte den Landtag mit einer religiösen Feierlichkeit beginnen; wahrlich nicht darum, nur unter der Maske der Religion desto sicherer zu täuschen, oder durch Höflichkeit die Einberufenen zu bestechen, sondern bei dem, was den Königen wie den Völkern das Heiligste ist, den Ernst seiner redlichen Absicht zu bezeugen und durch Zutrauen Zutrauen zu erwecken. Nur das wahrhafte Interesse des Vaterlandes, wünschte der edle König, möchten die Stände, alles andere beiseite setzend, gemeinschaftlich mit ihm im Auge haben. Allein so natürlich geschieht gegen Erwarten und wirklich unbegreiflich! So geschah es. Zwar hatte das unbefangene Volk aller Orte unbedingt sein Wohl in die Hände seines Königs niedergelegt; zwar freute sich mancher wohlmeinende Mann vom gebildetern Publikum der väterlichen Anerbietungen seines Königs; zwar bewunderte man sie auswärts, und hätte überall, wo man nachzudenken fähig war, mit beiden Händen danach gegriffen; selbst bedenkliche Aeußerungen hörte man von außen her, als wäre zu viel geboten worden — allein die Bewohner Stuttgarts, aufgebracht, daß dieser Hof nicht auch durch einen übertriebenen Aufwand einzelne von ihnen bereichere, nahmen sie schon zum voraus kalt und mit Mistrauen auf, und bald, noch ehe man geprüft hatte, hörte man von sogenannten Patrioten innerhalb und außerhalb der Versammlung die lächerlichen, verdammlichen Aeußerungen: alles sey Gift und Galle! sogar der Verfassungsentwurf des verfluchten Königs habe noch höhern Werth, als der neue! Kraft eines Artikels desselben sollte der königliche Geheimerath gesetzlich den Versammlungen der Stände beiwohnen, allein wieviel Mühe kostete es, bis man sich endlich seine Anwesenheit nur provisorisch während des Unterhandelns bis zur wirklichen Abschließung des Verfassungsvertrags gefallen ließ! Und

doch war sie nothwendig; denn nur er konnte die Absichten des Königs näher erklären, und über das Ganze und seine einzelnen Theile den nöthigen erforderlichen Aufschluß geben. Ein Comité ward drauf von Seiten der Versammlung niedergesetzt, um sich von ihm den Verfassungsentwurf begutachten zu lassen, und bald brachte dasselbe hauptsächlich 5 Einwendungen dagegen zum Vorschein. Sie bezogen sich auf das, was derselbe hinsichtlich der Verantwortlichkeit der Staatsdiener, der Form der Repräsentation, der Permanenz derselben, der Sicherstellung der Stände in Erfüllung ihres Berufs, endlich hinsichtlich der Staatshaushaltung in seinen einzelnen Kapiteln verordnete, oder mit andern Worten, sie wollten die Minister vollständig dem Willen und der Gewalt der Versammlung unterwerfen, während sie selbst wegen alles dessen, was sie als Stände sprächen und handelten, von jeder Verantwortlichkeit frei zu seyn verlangten; sie sträubten sich gegen zwei Kammern und bestanden auf Einer; ein zahlreicher Ausschuß, der den Charakter und die Vollmacht der Landesversammlung selbst hätte, sollte fortdauernd bestehen; endlich wollten sie die Herren der bewilligten Steuergelder bleiben, bis sie an die königlichen Kassen abgegeben würden. Unstreitig gefährdeten einzelne ihrer näheren Bestimmungen das königliche Ansehen, und die Geheimenräthe hätten schon angefangen, in Erörterung derselben und jener Punkte überhaupt in öffentlicher Versammlung sich einzulassen, als zugleich auch in Vorwurf gebracht wurde, daß die Annahme der Verfassung natürlich von der Mehrheit der Stimmen abhängen würde, die in der Versammlung dafür oder dagegen seyen. Die Beantwortung dieser Frage aber sollte jetzt im hellsten Lichte sichtbar machen, wie untauglich der größte Theil der Versammlung allmählig für den Zweck ihres Beisammenseyns geworden oder es vom Anfang gewesen sey. Bereits hatte Alles Partei genommen, wenige Unbefangene bestimmt für, die Mehrheit gegen den Verfassungsentwurf; Leidenschaftlichkeit war an der Tagesordnung; nur einzelne noch waren bei heller Besinnung; nur einzelne hatten rücksichtlos das allgemeine Beste noch im Auge. Der hohe Adel, der sich immer noch mit andern Hoffnungen schmeichelte, sah mit Vergnügen, wenn nichts zu Stand kam, suchte es zu hintertreiben, und dachte im Trüben fischen zu können; andere hatten andere oder ähnliche eigennützige Absichten; manche glichen pedantischen Gelehrten, die in einem wissenschaftlichen Streit begriffen, was man ihnen auch einwenden und sie widerlegen mag, eigensinnig das letzte Wort und Recht haben wollen; der Ehrgeiz anderer fühlte sich tödlich beleidigt, daß sie, die vorher in so hohem Tone gesprochen, und alle Welt mit Erwartung ihrer Großthaten erfüllt hatten, jetzt auf das einfache, unscheinbare Geschäft der bloßen Annahme einer guten Verfassung beschränkt werden sollten, viele hingen für sich selbst willenlos oder die verdorbene öffentliche Meinung in Stuttgart fürchtend, an dem Mund von Solchen. Als nun jene Frage zur Sprache kam, trennten sich 32 Repräsentanten altwürtembergischer Oberämter von der übrigen Versammlung, mit der Erklärung, sie könnten die besondern Rechte ihrer Committenten nicht auf das Spiel setzen, was geschehen würde, wenn die Annahme des königlichen Verfassungsentwurfs von der Mehrheit der Stimmen überhaupt abhinge; sie könnten es um so weniger, da die Versammlung durchaus nicht befugt wäre, das unveräußerliche Recht eines Dritten, nämlich des ehemaligen Herzogthums, aus einer Art von Machtvollkommenheit für gültig oder ungültig zu erklären. Sie protestirten so; allein die Mehrzahl der Versammlung erklärte sich für die Mehrheit der Stimmen, und ließ es so an den König gelangen, der diesen Sinn ihrer Adresse unterlegen mußte, seine

Zufriedenheit damit bezeigte, und den Zweiundbreißigern unumwunden sagte, sie könnten nach Haus gehen, wenn sie gewissenshalber nicht bei der weitern Verhandlung zu bleiben vermöchten. Sie gingen nicht, sondern wußten, ein solches Schreckenswort war das gute alte Recht, die Versammlung dahin zu stimmen, daß sie in einer zweiten Adresse ihr dem König gegebnes Wort zurücknahm und versicherte, sie hätte nur in so fern die Stimmenmehrheit anerkannt, als den Altwürtembergern dadurch in ihren besondern Rechten nicht zu nahe getreten würde. Billig erstaunt über dies Unerhörte, ließ der König zum drittenmal über die Frage abstimmen, und nun erklärt wieder die Mehrheit der Versammlung in einer dritten Adresse, daß sie die Stimmenmehrheit unbedingt als entscheidend anerkenne. So war die Versammlung! Aber nicht genug, daß sie sich auf diese Weise erbarmungswerth gezeigt hatte, auch von einer wahrhaft schlechten und schimpflichen Seite sollten sich einzelne ihrer Mitglieder bei dieser Gelegenheit zeigen. Denn während einer von diesen drei Abstimmungen geschah es, daß sich eine Rotte schlechten Pöbels von Stuttgart, patriotische Schneider, Haarkräusler, und ähnliche Menschen, in böslicher Gesinnung vor dem Ständehause sammelte: sie stand nach bestimmten Versicherungen, die einzelne davon unter Vertrauten machten, in einer Art von Correspondenz mit der Versammlung selbst, wußte, was im Saal vorging, und als die Versammlung aus einander ging, drohte sie einige von denjenigen zu mißhandeln, welche nicht im Sinn des alten Rechts gestimmt hatten. In der Nacht drauf behauptete sie durch Fenstereinwerfen und andere Unternehmungen der Art eben so kräftig das alte Recht. Die Ständeversammlung, welcher der König die Untersuchung der Sache überließ, bedeckte sie mit dem Mantel der Liebe; es liege ja doch, schämte sie sich nicht zu sagen, lobenswerthe Theilnahme am allgemeinen Wohl zum Grunde. War das die Ursache, daß die Versammlung die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen so sehr wünschte? Wahrlich schon damals hätte sie entlassen und aller Welt erklärt werden sollen, mit welchen Waffen sie zu fechten anfange; denn daß einzelne ihrer Mitglieder oder Officiaten, wenn auch ohne Wissen der andern, solches sich zu wagen getrauten, und daß sie ungestraft durchkamen, wirft ein häßliches Licht auf die Versammlung überhaupt. Allein dem König war es zur eigentlichen Herzensangelegenheit geworden, mit seinem Volke hinsichtlich der Verfassung zu Recht zu kommen, und auch das Letzte sollte noch versucht werden, um wo möglich zum erwünschten Ziel zu gelangen. Er war überzeugt und mit ihm war es Jedermann, der den Gang der Geschichte bis dahin beobachtet hatte, daß durch jene öffentliche Erörterungen der einzelnen Punkte des Verfassungsentwurfs fürder nichts mehr erreicht werden könnte; daher zog er mit Beiseitsetzung der Minister, welche bisher in der Sache vorzugsweise gehandelt hatten, zu diesem letzten Versuch bloß solche Männer zu Rath, die sein besonderstes Vertrauen hatten, so wie jenes der Versammlung zu haben schienen, und bestimmte jene fünf Hauptpunkte ihrer Einwendung großentheils ihren eignen Vorschlägen gemäß auf eine gewiß jedem Unbefangnen genügende Weise, mit dem Zusatz, die Versammlung sollte sich innerhalb acht Tagen mit Ja oder Nein erklären. Es mag seyn, daß der Termin unschicklich kurz war; es mag seyn, daß die categorische Erklärung unanständig rauh von der Versammlung verlangt wurde — hätte das nicht einem Könige zu gut gehalten werden sollen, (Nein! Anm. der Red.) von dessen väterlicher Gesinnung jeder Würtemberger, auch diese Afterwürtemberger, wie sie wenigstens sagten, überzeugt waren, und welcher durch all sein Handeln vom Anfang seiner Regierung an die redend-

ſten Beweiſe von ihr gegeben hatte? Hätte man nicht dem Vaterland und ſeinem Beſten zu lieb etwas perſönlich Widriges ertragen ſollen? Aber wie kann man die Vertreter eines Volks vom Verrath am Vaterland freiſprechen, die innerhalb dieſer acht Tage nicht deliberirten, ſondern mühſelig um eine Mehrheit für die Verwerfung warben, welche einen alten Prälaten durch die Lüge auf ihre Seite brachten, daß der evangeliſchen Religion Gefahr drohe, und ſo den beſten Willen ihres edlen Königs mit einem gewaltthätigen Nein! von ſich wieſen. Der unmittelbare Adel mit den Altwürtembergern und einigen Wenigen aus dem neuen Lande, welche nicht wußten, was ſie thaten, bildeten eine mühſam geſammelte Majorität für die Verwerfung der Verfaſſung; der niedere Adel und die meiſten aus Neuwürtemberg eine bedeutende Minorität für die Annahme. Jene triumphirten ſtolz auf ihrem ſiegreich behaupteten Rechtsboden; das gute alte Recht ſey doch nicht vergeben, und wenn es auch erſt nach Jahrhunderten realiſirt werden könne; dieſe warfen ſich mit kindlichem Vertrauen an das Herz ihres Königs, welcher ihnen feierlich erklärte, daß er ungeachtet dieſer nie von ihm geahnten Wendung der Dinge ſein Volk den Grundſätzen der von ihm angebotnen Verfaſſung gemäß regieren werde. So wurde die Verſammlung am 5. Jun. des Jahres 1817 förmlich aufgelöſ't; Würtemberg ſollte durch ein eignes Schickſal die ihm beſtimmte Verfaſſung nicht bekommen, und wohl ihm, wenn nie eine Zeit erſcheint, in welcher es flucht über dieſe Tage der Verblendung und des abſichtlichen Blindſeyns! C. C. C.

Würtembergiſche Landſtände. Das ehemalige Herzogthum Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, wodurch die Bewohner deſſelben vor andern Völkern Deutſchlands ausgezeichnet begünſtigt waren. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fing ſie an, ſich zu bilden; durch den tübinger Vertrag vom Jahr 1514, als Ulrich ſeine Unterthanen allzuſehr in Anſpruch nahm, erhielt ſie Beſtand und Gehalt; unter Herzog Chriſtoph und ſeinen nächſten Nachfolgern in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts vollendete ſich mehr und mehr ihre Geſtalt, in welcher ſie den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erreicht hat. Nur Ein Stand war genau genommen vorhanden, nämlich das Volk oder die Geſammtmaſſe der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieſes Volk wurde auf ſeinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Aemterabgeordneten vertreten. Die Prälaten, welche, ſo oft einer ſtarb, der Herzog aus der Geiſtlichkeit des Landes wiederum erſetzte, waren geborne Stände des Herzogthums, und neben anderm lag ihnen hauptſächlich die Wahrung der Rechte der Kirche ob; die Abgeordneten der Städte und Aemter waren nach altem Herkommen aus dem Magiſtrat der Amtsſtadt, nicht von den Bürgern ſelbſt gewählt, ſondern eben von jenem Magiſtrat und der Amtsverſammlung, d. h. von den Schultheißen der Flecken und Dörfer, welche das zu jeder Stadt gehörige Amt bildeten. Landtage waren ſeit langer Zeit ſelten; der engere Ausſchuß, faſt beſtändig in Stuttgart beiſammen und beinahe wie die allgemeine Landesverſammlung ſelbſt zu handeln berechtigt, hatte ſie mehr und mehr überflüſſig gemacht. Er verwaltete die Steuercaſſe des Landes, diſponirte über die ſogenannte geheime Truhe, wachte fort und fort, daß der Herzog den Rechten des Landes nicht zu nahe trat; er hatte ſeine eigne Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räthe und übriges zahlreiches Perſonal, reichliche Diäten. Zwei Prälaten und ſechs Abgeordnete von Städten und Aemtern, die ſich, wenn nicht ein Landtag ſie auflöſ'te, ſelbſt ergänzten, bildeten dieſen engern Ausſchuß; in

einzelnen Fällen verdoppelte er sich, und hieß dann weiterer oder größerer Ausschuß. Die eigentlichen Volksrechte nennt in der Hauptsache schon der tübinger Vertrag. Bis zu Ende des Jahrs 1805 dauerte diese Verfassung des Herzogthums ununterbrochen fort; allein der preßburger Friede vom 26. Dec. dieses Jahrs, zwischen dem Kaiser der Deutschen, Franz II. und jenem der Franzosen, gab dem Churfürsten von Würtemberg, Friedrich II., Königswürde und Souverainität, und in Folge der letztern erklärte der neue König mit dem Anfang seines Königthums (1806) die ständische Verfassung des bisherigen Herzogthums Würtemberg für aufgehoben und sich selbst von nun an für den unumschränkten Herrn desselben. Es kann hier nicht die Rede davon seyn, ob unter der zu Preßburg ausgesprochnen Souverainität auch wirklich Unumschränktheit im Innern der Staaten, und nicht vielmehr bloß Unabhängigkeit von außen zu verstehen sey, und wenn jenes, ob denn die Mächte von Preßburg das Recht gehabt haben, zum Nachtheil eines Dritten Verfügungen zu treffen: — kurz, Friedrich regierte von nun an als unumschränkter König, und schnell ward alles Eigenthümliche der bisherigen Verfassung des Herzogthums gänzlich aus dem Weg geräumt. Auch ist es nicht unwahr, wenn man behauptet, daß diese Verfassung wirklich reif für's Aufhören geworden sey — nicht als ob es ihr daran gefehlt hätte, was Menschenrecht und Menschenwürde vom Staate sich ausbedingen — sondern sie war, auch abgesehen von gewissen unnatürlichen Ausartungen, schon darum reif für's Aufhören, weil sie sich selbst überlebt, und weder Halt noch Stütze mehr im Geist und in der Gesinnung der Würtemberger hatte; denn nur hierin liegt die eigentliche Garantie freier Verfassungen. Alle würtembergischen Staatsdiener schwuren dem König den Eid des unbedingten, statt des verfassungsmäßigen Gehorsams ohne Widerrede, mit Ausnahme von Zweien, welche bald ihren Schritt bereut zu haben scheinen; nur ein einziger Stadtmagistrat, und auch dieser nicht aus dem Innern seines Herzens, äußerte bescheidne Wünsche um das Belassenwerden bei der bisherigen Verfassung. Wahrscheinlich ist es, daß es fruchtlos gewesen seyn möchte, wenn auch ganz Würtemberg sich dahin erklärt hätte; aber bei noch vorhandnem Sinn und Herz für die Verfassung würden solche Erklärungen dennoch erfolgt seyn, um so mehr, da sie ohne Gefahr geschehen konnten. So regierte Friedrich bis gegen das Ende seines Lebens als unumschränkter Herr, und nie erhub sich eine Stimme gegen ihn aus der Mitte seiner Unterthanen, ob er gleich diese Herrschaft im Allgemeinen und in tausend einzelnen Fällen mit mehr Milde hätte üben mögen, als er gethan hat. Zwar dachte man mit Sehnsucht an die alte beßre Zeit zurück, gewöhnte sich aber zugleich auch an das Joch der neuern, ja, es wurde bei vielen Ueberzeugung, daß ein Bestehen der Verfassung in jenen Jahren unmöglich gewesen wäre. Das Härteste und Drückendste schrieb man den Franzosen und ihrem Kaiser auf die Rechnung, und gegen diese stieg in der Stille, je länger das Unwesen dauerte, desto höher der Grimm auch bei den Würtembergern. Schon nach der großen Niederlage des Rückzugs aus Rußland, am Ende von 1812, noch mehr nach den Tagen bei Leipzig im darauf folgenden Jahre hätten Tausende aus allen Ständen freiwillig zu den Waffen gegriffen, wenn Friedrich, ich will nicht sagen, es begünstigt, wenn er es nur nicht verhindern zu müssen geglaubt hätte. Ganz Deutschland, vorzüglich das nördliche, war damals in freudiger Begeisterung; allen Druck sah man mit dem französischen Joch weggeschüttelt; Freiheit von den Fremden hatte man sich erkämpft, und von Freiheit überhaupt, wie sie des Men-

ſchen würdig ſey, träumte ſofort gutmüthig ſchwärmeriſch alle Welt. Der häufige Mißbrauch in vielen Staaten, in allen der rückſichtslos durchgreifende Gebrauch der Unumſchränktheit führte natürlich auf die Idee der beſchränkten Monarchien, und „Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen“ wurde für alle diejenigen, welche mit Abſcheu auf das Nächſtvergangne zurückſahen, und voll ſanguiniſcher Anſprüche an Gegenwart und Zukunft waren, beinahe wie zum Loſungswort; nur ſo ſey dem Zurückſinken in den Abgrund vorzubeugen, aus welchem man ſich eben mit ſolcher Mühe herausgearbeitet. In Würtemberg, welches acht Jahre vor dieſem ſeine ſtändiſche Verfaſſung noch gehabt und bequem und behaglich ſich dabei befunden hatte, war über dieſen Punkt noch alles ziemlich ſtill, als andrer Orte ſchon laut und kräftig darüber geſprochen wurde; nur vertraute Freunde theilten einander kaum hörbar mit, was ſie zu wünſchen und zu hoffen anfingen; die Furcht vor dem König, welcher, wie man wußte, das Aufheben der herzogthüml. Verfaſſung ſich nicht als letztes Verdienſt anrechnete, hielt zurück und verbot lebhaftere Aeußerungen. Mehr verlor ſich dieſe Schüchternheit, als ſich Friedrich im Sept. 1814 nach Wien auf den großen Congreß begeben hatte, und während ſeines Aufenthalts daſelbſt bis zum Anfang von 1815; es war Folge von der Entfernung des gefürchteten Mannes und von den Nachrichten, welche aus Wien her lautbar wurden. Man verbarg ſich ſeine Freude nimmer, als man hörte, daß Preußen hauptſächlich und Hannover auf Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in allen Staaten Deutſchlands beſtänden, und kaum wurde ſie dadurch etwas getrübt, wenn man den eignen König als denjenigen nannte, der ſich hauptſächlich mit aller Kraft, und von Bayern unterſtützt, dagegen ſetze. Noch ehe in Wien etwas beſchloſſen war, brach Friedrich daſelbſt auf, langte mit dem Januar 1815 wieder in ſeiner Hauptſtadt an, und beinahe mit ſeiner Ankunft, ſchon am 11. Jan., erließ er unerwartet die Erklärung an ſeine Unterthanen, daß er ſtatt der erbländiſchen, welche im Drang der Zeit hätte untergehen müſſen, eine neue den jetzigen Verhältniſſen angemeſſene ſtändiſche Verfaſſung einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen geſonnen ſey. So zeigte er denen in Wien, welche ihm ſeinen Rath in den deutſchen Angelegenheiten überhaupt nicht ſo, wie er wünſchte, beachtet hatten, daß er handle, während ſie deliberirten, und daß er ohne ſie handeln könne. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte dieſe Erklärung einen für ihn günſtigen Eindruck; denn Niemand glaubte, daß es ihm Ernſt ſei mit ſeiner neuen Verfaſſung, ſondern vielmehr, daß dabei ſeine Abſicht, unter einer von ihm ſelbſt beliebten Form nach der alten Art unumſchränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königliche Verordnung, welche beſtimmte, wie es zu halten ſey mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksrepräſentanten. Was ſie feſtſetzte, war weſentlich verſchieden und ungleich beſſer als alles, was einſt in dieſer Hinſicht in dieſem Herzogthum Sitte geweſen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht und ſie konnten mit wenigen Ausnahmen jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich ſich aufhielt. Zugleich ertheilte der König das Recht der Landſtandſchaft den einſt unmittelbaren fürſtlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte daſſelbe Recht beinahe eben ſo vielen andern adeligen Familien, mehr oder minder in Verbindung mit dem Hofe; der Kanzler der Univerſität Tübingen und der älteſte lutheriſche Prälat, ſo wie von Seiten der Katholiken der Biſchof und der älteſte Dekan wurden auf ewige Zeiten zu Landſtänden ernannt; dieſe und jene Vi-

stimmführer der zweiten Classe sollten im Nothfall den einst Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht das Beste erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, von welchen ihm die meiste Unbequemlichkeit kommen sollte, schien der König gar nicht zu fürchten, so wenig waren er und seine Minister von der neuen Stimmung eines Theils der Würtemberger und von dem, was vorging, unterrichtet. Es gab nämlich in Würtemberg, wie an andern Orten, feurige junge Männer voll innrer Gewißheit einer neuen schönern Zeit, welche nicht erst im Anbrechen, sondern deren heller Tag bereits gekommen sey, und diese zogen in einzelnen Gegenden vorzüglich des ehemaligen Herzogthums umher, bearbeiteten das Volk, machten es aufmerksam auf seinen gegenwärtigen erbärmlichen Zustand und jenen blühenden zur Zeit der alten Verfassung, und benutzten die beste vom König vorgeschriebne Wahlart, die Stimmen des Volks auf solche zu lenken, denen sie Muth und Talent genug zutrauten, einen Kampf mit dem König und seinen Ministern zu bestehen. Die Wahlherren, welchen diese Geschichten neu und ungewohnt waren, und fast aller Orte in Verlegenheit, für wen sie stimmen sollten, hätten gehörig bearbeitet ihr Wohl in die Hände von lauter Nachdruckern niedergelegt — warum sollten sie sich nicht gern Männern hingeben, von deren Wahl man das Aufhören aller Lasten und Wohlstand und glückliche Zeiten in ihren Augen abhängig machte? Der König seiner Seits hatte einstweilen eine Commission von Staatsdienern verschiedner Art ernannt, welche ihm ihre Vorschläge und Ansichten von einer Verfassung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form; natürlich geschah die Redaction derselben unter seinem unmittelbarsten Einfluß; und der 15. Febr. des Jahr 1815 war der Tag, an welchem die Ständeversammlung zu Stuttgart eröffnet werden sollte, um die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königliches Geschenk und königliches Gesetz aus den Händen des Königs zu empfangen; mit Demuth und Unterthänigkeit, an die man seit neun Jahr gewöhnt war, hofften der König und seine Minister, würden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor dem 15. Febr. in Stuttgart; die ersten meistens unbefangne, und zum Theil, was man heißt, ehrliche Bürgersmänner; aber von ihnen und den andern wie wenige geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen? Sie wurden in Stuttgart frischweg von einigen jener warmen Patrioten in Empfang genommen; in Privathäusern sofort Zusammenkünfte gehalten; die königliche Verfassung, welche noch Geheimniß seyn sollte, vorgelesen, und von einer Mehrheit der Einberufnen sich gegenseitig das Wort gegeben, sie ohne alles Weitere zu verwerfen. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und die ihn berathenden Minister. Am bestimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der Feierlichkeiten, welche früher Sitte waren und worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, übergab seine Verfassung und entfernte sich darauf, im festen Glauben, daß nun alles in Ordnung sey. Aber kaum hatte er der Thüre den Rücken gewendet, als sich sogleich der Verabredung gemäß einige Mitglieder erhoben, in abgelesenen Aufsätzen die Versammlung aufforderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums sich einzulassen, und die ganze Versammlung ohne weitere Berathung, ohne auch nur noch einige Rücksicht auf das zu nehmen, was der König mitgetheilt hatte, nicht mit Worten, sondern bloß durch aufgehobne Hände der Aufforderung beitrat. Noch denselben Nachmittag schickte die Versammlung diese ihre Erklärung, deren erbärmlichem Styl schon das Eilfertige und

überlegte anzusehen ist, dem Könige zu, und somit war seine Verfas-
ung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichts desto weniger
verworfen. Unstreitig war die königliche Verfassung von wenigem Werth
r den Augenblick, und die Stände hätten unverantwortlich gehandelt,
nn sie derselben durch ihre Annahme Gültigkeit gegeben hätten; allein
verdienen Tadel, daß sie auf diese Art sie verwarfen, denn es geschah
ne die Ruhe und Gesetztheit, die in solchem Fall von Männern verlangt
rden muß, ohne alle Form, es geschah revolutionär, und der König
tte aller unbefangnen Welt Rede stehen können, wenn er die Versamm-
ng ohne weiters entlassen, und die, welche an der Spitze standen, be-
aft, und mit strenger Consequenz allen verdächtigen Patriotismus in
chranken gehalten hätte. Allein er und die Minister, denen er sein Ver-
auen in der Sache schenkte, verloren von diesem Augenblick an Halt
nd Standpunkt, und wußten sich nicht mehr gehörig zu fassen; denn
ß man 5—6 Virilstimmführer, welche vom Hof abhingen, mit Gewalt
r königlichen Partei in der Ständeversammlung zu machen suchte, war
ne — zum wenigsten sehr sonderbare Maßregel. Desto muthiger und
ihner operirten die Stände, da der Hof solche Blöße zu erkennen gab.
on den meisten Städten und Aemtern kamen Adressen an sie ein, wo-
urch sie aufgefodert wurden, die Wiederherstellung der Verfas-
ung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obschon
iese Petitionen dem Volke von seinen Abgeordneten zum Theil wirklich ab-
endthigt waren, viele nur emsig von ihnen betrieben eingeschickt wurden,
ennoch erklärten die Stände, auf sie sich berufend, dem Könige, das
esammte würtembergische Volk bestehe einmüthig auf jener Verfassung,
nd sie müßten daher im Namen desselben ihre Wiederherstellung für das
erzogthum und ihre Ausdehnung auf alles neue Land verlangen. Unter
er alten Verfassung verstanden sie nicht bloß die eigentlichen Rechte, so
ie dem Volke gewährt hatte, sondern auch das vollständige äußere Ge-
üst derselben, so weit es für ihre Zwecke tauglich war, nämlich die ge-
waltigen, fortdauernden Ausschüsse, die Cassen, die Officialen, selbst die
andschaftsgebäude. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung
ie aufgegeben und reclamire jetzt sein wohlbegründetes Recht, und ein
Recht darauf sey auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsde-
putationsschlusses von 1803 und des preßburger Friedens vom J. 1805 zu-
getheilt. Um ihre Foderung gewichtiger zu machen, hielten sie dem König
in furchtbares, aber nicht unwahres Gemählde der allseitigen Noth vor,
n welche das Land seit der Zeit der Souverainität gerathen sey, machten
hm nicht undeutlich Meineid zum Vorwurf, indem sie ihn öffentlich an
en Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst beschworen habe;
ingsteten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks, und verlangten
ugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommnen Napoleon
ewaffnen solle; an das würtembergische Heer, um auch dieses sich zu ver-
binden, erließen sie Dankadressen. In Verlegenheit befand sich die Ver-
sammlung nur darüber, ob sie sich für constituirt ansehen sollte oder nicht?
Erklärte sie sich für's Erste, so war es factische Anerkennung eines Theils
der königlichen Verfassung, was sie ärger als Gift und Galle scheute; und
doch hätte das Constituirtseyn so manchen andern Vortheil gewährt! Sie
benahm sich als nicht constituirt, wiewohl sie, wenn ihr gleich anfangs
eingeleuchtet wäre, wie sehr sie sich selbst dadurch lähmen werde, das an-
dere gewählt haben möchte. Was den König betrifft, so hatte er sich be-
reits in schriftliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, schnell
dringende Beschwerden aller Art abgestellt, und da er die Stände auf

der Basis des alten Rechts ungestört bestehen sah, das Zusammentreten einer Commission verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die sein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Versammlung, von dieser gewählt, welche einen Weg ausmitteln sollte, worauf man in der Mitte zusammenkommen möchte. Auch schien es wirklich, als wollte er in einigen Hauptsachen nachgeben u. in anderem, was weniger wesentlich war, die Stände; allein im Ganzen wollte immer die eine Partei rechts und die andere links; der König die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und seine Ausdehnung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Stände von diesem Grundsatz nicht abgehen, und so zerschlug sich die ganze Unterhandlung. Am 8. Aug. vertagte er endlich die Versammlung; sie sollte am 15. Oct. desselben Jahrs aufs neue zusammentreten. Alle ihre Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einstimmig gehandelt; die meist Unmittelbaren hofften noch Wunderdinge für sich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger hatten sich überreden lassen und glaubten, daß auch sie entschieden rechtlich die Verfassung des Herzogthums in Anspruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebst einigen altwürtembergischen Advocaten waren die Seele der ganzen Versammlung gewesen, und es möchte schwer zu entscheiden seyn, welchen Antheil wirkliche Liebe zum Vaterland, welchen Egoismus an ihren Schritten gehabt haben; die andern folgten diesen, wenige aus Ueberzeugung, der größere Theil vom Strome hingerissen. Bereits hatte die ganze Verhandlung durch die Advocaten die Form des bürgerlichen Prozesses angenommen, der, weil es am Richter fehlte, nie ausgefochten werden konnte; die Versammlung selbst war von ihrem ersten unregelmäßigen Schritt an für ruhiges Ueberlegen und Prüfen verdorben, wenn auch nicht die fixe Idee des positiven Rechts sie in ihrer eignen Lage für ihre Bestimmung untauglich gemacht hätte. Die Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten ließen jene Häupter und Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt für ihre Zwecke. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr auf ihre Art das Volk zu bearbeiten, und wirklich brachten sie es endlich zum Theil auf einen beunruhigenden Grad von Erbitterung; aber zwei Schritte derselben in dieser Zwischenzeit sind hauptsächlich merkwürdig. Sie foderten die drei Mächte, Preußen, Dänemark und Hannover, welche in den siebziger Jahrgängen des verflossenen Jahrhunderts dem Herzogthum seine Verfassung garantirt hatten, in öffentlichen Briefen auf, ihnen behülflich zu seyn bei Zurückfoderung derselben, ohne daß sie jedoch von dem einen oder andern dieser Höfe eine Antwort erhalten hätten. Aber ganz einzig in seiner Art ist der zweite. Einige jener Wortführer ließen, nach getroffner Abrede, Schreiben an ihre Collegen ergehen, „sie möchten an einem bestimmten Tage in Kbngen sich einfinden (einem Dorfe fast in der Mitte zwischen Stuttgart und Kirchheim, und bekannt in der Gegend durch sein Wirthshaus zum Schwan), mehrere der Vertreter des würtembergischen Volks würden dort zusammenkommen, und Dinge, wichtig für das Vaterland, wären zu verabreden." Wirklich sammelte sich daselbst am gesetzten Tage eine Gesellschaft von vielleicht 100 Personen; man setzte sich zu Tisch und aß und trank; und als die Gesellschaft von Speise und Trank bereits guter Dinge war, erhob sich einer von den Bestellern des patriotischen Stelldichein und sprach: „Meine Herrn! Am 3. Sept. sollen aus allen ihren Städten und Aemtern sich Abgeordnete in Ludwigsburg einfinden, den König um Wiederherstellung der alten Verfassung zu bitten. Vormittags 9 Uhr müssen

le insgesammt in Kornwestheim, (ein Dorf eine Stunde von Ludwigsburg) beisammen seyn, und von da gehts dann in Masse nach Ludwigsburg.“ Die Versammelten zogen ihre Brieftaschen, merkten sich Tag, Stunde und Orte, und so war, ohne daß ein Wort weiter gesprochen wurde, die Sache abgethan. Man aß und trank weiter. Aber siehe da! Am 1. September strömte es von allen Seiten des Landes mit Schultzen, Bürgermeistern und ähnlichen Männern nach Kornwestheim; der König, wie er denn zum voraus voll Argwohns gegen sein Volk war, befürchtete, als er, wohl mit Uebertreibung, davon benachrichtigt wurde, einen Angriff auf das offne Ludwigsburg und setzte es in Belagerungsstand; eine Polizei trieb die schon Versammelten aus einander, und wies zurück, was noch auf dem Wege war. Hätte er die friedlichen Männer vor sich gelassen, und hinablassend, nach ihrer Fassung, wie er es konnte, mit ihnen gesprochen, sie hätten vergessen, daß sie um die alte Verfassung gekommen seyen und sich hinreißen lassen, ihn zu bitten, daß er doch ja ihr unumschränkter gnädiger König und Herr bleiben möchte. Im October dieses Jahres kam die Landesversammlung aufs neue in Stuttgart zusammen; sie bestand durchaus noch aus denselben Mitgliedern, weil sie im August nicht aufgelöst, sondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbstvertrauen sie auftrat, beweisen ihre Umzüge in den Kirchen, beweist die Feier des 18. Octobers; die Bürgerschaft in Stuttgart war entschieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zusammenkunft am 21. Nov. that der König einen entscheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des ehemaligen Herzogthums auf seine alte Verfassung ward von ihm anerkannt, während er beweisen ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, sie zu verlangen. Zugleich wurden vierzehn sehr liberale Grundsätze als Basis einer für das ganze Land zu entwerfenden neuen Verfassung aufgestellt und erklärt, daß von der herzogthümlichen, was immer noch für die neuere Zeit passe, in sie aufgenommen werden solle. Wenn aber trotz alles dessen das Herzogthum auch jetzt noch auf seiner ehemaligen Verfassung bestehe, so bleibe nichts übrig, als was freilich höchst gefährlich seyn würde, die Theilung des Königreichs in zwei Staaten; jenes sollte dann seine Verfassung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande sollte eine besondre auf die Grundlage jener vierzehn Artikel errichtet werden. Was sollten die Stände thun? Jene Artikel wurden von ganz Deutschland mit Freude und Bewunderung aufgenommen; das gebildetere Publikum in Würtemberg selbst entschied sich größtentheils für sie; die Deputirten der Städte und Aemter aus dem neuen Lande hatten keinen Grund, sich nicht darauf einzulassen. Der Verlust ihrer Achtung bei ganz Deutschland, ihrer Popularität im Vaterlande, eine Spaltung unter ihnen selbst war zu befürchten, wenn sie sich weigerten — sie erklärten, auf jene Basis unterhandeln zu wollen und eine gemeinschaftliche Commission aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeversammlung zu Entwerfung der Verfassung ward sofort niedergesetzt. Bereits hatte damals den bedeutendsten Einfluß in diese Angelegenheiten der Präsident und Staatsrath, Freiherr von Wangenheim, welcher bald nach diesem von dem Nachfolger König Friedrich zum Geheimenrath und Cultminister ernannt wurde und neuerlich in Frankfurt sich befindet als würtembergischer Minister bei dem deutschen Bunde. Früher, zur Zeit des Herrn von Kretschmar, im Dienste von Sachsen-Coburg, hatte er von dort sich entfernen müssen und war einige Jahre darauf von König Friedrich als Präsident seiner Oberstkanzlei angestellt worden, nachdem das höchste Gericht des damals noch be-

stehenden deutschen Reichs selbst, wo er die coburger Sache anhängig gemacht, günstig für ihn entschieden hatte. Noch jetzt besitzt Wangenheim die Achtung aller derer, die in seinem ersten würtembergischen Posten unter ihm arbeiteten, und der König selbst, seine Verdienste anerkennend, beförderte ihn nach einigen Jahren zum Präsidenten des obersten Justizhofs in Tübingen und zum Curator der Universität. Gleich anfangs hatte der geistvolle Mann mit dem wärmsten Herzen lebhaft sich für die neue Stimmung Deutschlands und seine Hoffnungen interessirt, noch lebhafter für das, was in Würtemberg selbst, seinem neuen Vaterland, vorging. Aber aufmerksamer auf ihn, als einen Mann, der vor andern fähig sey, in Staatsverfassungssachen ein Wort mit zu sprechen, wurde man erst dann, nachdem man in ihm den Verfasser der Schrift: die Idee der Staatsverfassung, in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung und den Entwurf zu deren Erneurung, kennen gelernt hatte. Zwar hat diese Schrift zu manchem schiefen Urtheil über ihn Veranlassung gegeben; vielen war Wangenheim im Rückblick auf sie ein philosophischer Phantast, welcher die Erfahrung verachtend seinen Staat nach schimärischen Ideen a priori aufbaue; statt daß man in dieser Schrift den Versuch eines genialen Mannes sah, das, was ihn die Erfahrung und Geschichte gelehrt hatte, nach den Grundsätzen eines ihm liebgewordenen philosophischen Systems zu begründen. Durchaus ist in derselben sichtbar, daß die Erfahrung der Theorie voranging. Sie beurtheilte den königlichen Verfassungsentwurf mit Billigkeit, während sie sich in gerechtem Tadel namentlich gegen die ständischen Cassen erklärte, und diese beiden Umstände veranlaßten wohl den König, ihrem Verfasser, den er von Seiten seines Geistes und Charakters voraus kannte, sein Vertrauen in der ständischen Angelegenheit zu schenken, um so mehr, da er durch den Rath seiner bisherigen Rathgeber je länger, je tiefer in Verlegenheit gerathen war. Schon waren jene vierzehn Artikel Folge des Wangenheimischen Einflußes auf den König; weiter ward jetzt Wangenheim einer der vier königlichen Commissäre, welche in Verbindung mit eben so vielen ständischen auf die vierzehn Artikel die Verfassung des Königreichs entwerfen sollten, und auch diese Commission arbeitete in Anerkennung der Superiorität seines Geistes hauptsächlich nach seinen Ansichten. Namentlich war sein Gedanke die Idee von den beiden Kammern, in die sich die Ständeversammlung theilen sollte, welche von jetzt an allmählig nach allen Seiten im Guten und Bösen beleuchtet wurde. Für ihre Commissäre, welche mit den königlichen zusammensaßen, ernannte aber die Versammlung auch eine eigne, sehr zahlreiche Instruktionscomité, hauptsächlich aus den Advocaten, die in ihrer Mitte waren, bestehend, welcher die vier referiren, und von wo aus sie zu weitern Schritten bevollmächtigt werden sollten; sie mochte dies um so nöthiger halten, weil ihr dieselben bereits sehr Wangenheimisch zu werden anfingen. Aus den Arbeiten dieser Comite bildete sich nach und nach ein eigner Verfassungsentwurf, der später der ganzen Versammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen des ständischen bekannt ist. Die Arbeiten der beiden Commissionen zogen sich unendlich in die Länge, und der Rest der Stände hatte inzwischen gute Muße; körperlich sah man sie allerdings in Stuttgart anwesend, aber von ihrer geistigen Thätigkeit wurde auch nicht das mindeste lautbar. Mit Schmerz sah die Versammlung, wie ihr Ansehen überhaupt unter diesen Umständen allmählig altere, und sie erkannte die Nothwendigkeit, wieder etwas Auffallendes zu thun, um der Welt ihre alte Kraft zu beurkunden. Mit freudiger Begierde ergriff sie daher noch während der Zeit der Unterhandlung

eine vom König ohne ihr Zuthun ausgeschriebne Steuer, so wie sein eben so erlaßnes Gesetz, die Tilgung der Staatsschulden betreffend, und erließ Adressen an den König, worin sie sich im starken Ausdrücken darüber beschwerte. Nicht die Steuer an und für sich selbst griffen sie an, denn sie wußten wohl, daß sie nothwendig war, wenn der Staat nicht still stehen sollte, und auch nicht das Schuldenzahlungsinstitut, gegen das wenig Erhebliches einzuwenden war, sondern das war ihre Klage, daß man nicht sie vorher darum gefragt hatte. Jedoch der Hauptzweck war erreicht, Aufsehen wiederum erregt; man schalt, daß man sich von Seiten des Hofes wenig mehr darum kümmerte, sondern ihnen geradezu erklärte, die Versammlung sey ja ihrer eignen Ansicht nach nicht constituirt, sondern bloß zu Schließung eines neuen Verfassungsvertrags beisammen; das sollte sie bedenken, und sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angingen. Auch ließ sich um diese Zeit bereits eine zwar kleine, aber entschiedene königliche Partei in der Versammlung selbst lautr gegen diese Schritte vernehmen; sie war im Besitz der allgemeinen Zeitungen, griff durch sie hauptsächlich ihre Gegner an und suchte durch ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publicum für sich zu gewinnen; manche gehässige Gerüchte, daß es jenen Hauptsprechern der andern Partei um Consulentenstellen, reiche Besoldungen u. dgl. noch mehr als um die gute Sache zu thun sey, Gerüchte, welche man allerdings in Stuttgart sich in die Ohren sagte, sind durch sie weiter verbreitet worden. Allein dies führte nicht zum Guten, sondern veranlaßte persönliche Erbitterung und machte nur noch Zarrsinniger. Ueberhaupt herrschte in Würtemberg die ganze ständische Periode über bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein widersinniger Terrorismus der Meinung. Die einen, und diese bildeten die Mehrzahl, hielten sich zu rücksichtslos an die dem gesunden Menschenverstande so einleuchtende Idee des alten Rechts, und wer nicht ganz ihrer Meinung war, oder auch nur an dem Benehmen der Stände etwas tadelte, galt ihnen für einen schlechten Menschen und Verräther der guten Sache aller Völker überhaupt; unstreitig war bei dieser Partei persönliche Erbitterung gegen den König und die Härte seiner frühern Regierung mitwirkend; die andern ziehen diese unverständige Beschränktheit und Befangenheit, und dem Wirken der Anführer dieser Partei in der Ständeversammlung legten sie, wie denn dies menschliche Art ist, eben nicht die lautersten Absichten zum Grunde. Endlich wurden dem Könige von jener Commission für Entwerfung der Verfassung einzelne Artikel derselben vorgelegt; eine dritte Commission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergesetzt; und die widersprechendsten Gerüchte, wie er dieses und jenes aufgenommen habe, kamen ins Publicum; so viel ist gewiß, daß er des ganzen Verfassungswesens endlich müde beinahe zu schließen war, dem ehemaligen Herzogthum seine alte Verfassung in ihrer ganzen unvollkommnen, unbehülflichen und zum Theil ausgearteten Form zurückzugeben, und wäre dies wirklich von ihm geschehen, so ist sein Tod, der am 30. Oct. 1816 unerwartet schnell erfolgte, noch ehe etwas in der Sache geschehen war, gewiß auch in dieser Hinsicht als ein nicht unglückliches Ereigniß für Würtemberg zu betrachten. (Das weitere sehe man in dem vorhergegangenen Art. Wilhelm, [König von Würtemberg] und Würtemberg.)

Würzburg, das Großherzogthum, seit dem Jahre 1815 ein Theil des Königreichs Bayern, hat in den neuern Zeiten mancherlei Veränderungen erfahren. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde im Jahr 741 gestiftet, Burchard als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifaz bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einis

gen Besitzungen dotirt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehrere Besitzungen, aus welchen zusammen der nachherige große Territorialumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst, ein geborner Herzog von Sachsen, Bischof zu Würzburg wurde, gab Veranlassung, daß seine Nachfolger, von der Mitte des 15. Jahrh. an, den Titel als Herzoge von Franken annahmen. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof zu Würzburg unter dem Erzbischofe zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. i. J. 1752 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöffliche Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heiligen römischen Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitul, das viel eigenthümliche Besitzungen hatte; angesehne adelige Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöflichen Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern, und die jährlichen Einkünfte des Fürst-Bischofs wurden auf 500,000 Gulden angegeben. In Folge des Friedens zu Lüneville wurde das Hochstift Würzburg, so wie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß vom Jahre 1803 mit Ausnahme einiger andern fürstlichen Häusern zugetheilten, ungefähr 7 Quadratmeilen betragenden Aemter an Bayern, zur Entschädigung für seine verlornen Rheinprovinzen, als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürst-Bischof, aus dem freiherrlichen Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60,000 Fl. und überdieß 30,000 Fl. als Coadjutor des Fürst-Bischofs von Bamberg. Durch den Frieden zu Preßburg (den 26. Dec. 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog von Toscana, der sein im J. 1803 mit dem churfürstlichen Titel, als Entschädigung erhaltenes, Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Oesterreich abtrat, zugetheilt, und der churfürstliche Titel wurde von Salzburg auf Würzburg übergetragen. Als dieser Fürst am 30. Sept. 1806 dem rheinischen Bunde beitrat, nahm er den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereignisse des Jahres 1813 und die Verhandlungen des Wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse aufs neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg wurde an Bayern überlassen. Das Großherzogthum Würzburg, so wie es gegenwärtig einen Theil des Königreichs Bayern ausmacht, hat auf 91½ QM. 290,000 Einw.; die größtentheils kathol. Religion sind. Das Land ist meistentheils eben, aber auf drei Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhönzgebirge, dem Hasberge und Steigerwald, umgeben. Außer andern kleinen Flüssen durchströmt der Main einen großen Theil des Landes, und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt viel Getraide, in einigen Gegenden mehr als der eigne Bedarf erfordert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthales, doch aber auch in andern Districten, betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Stein- und Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt. Der Handel mit diesem Producte ist der beträchtlichste und einträglichste für das Land, das übrigens nicht reich an Mineralien ist und, ungeachtet der starken Bevölkerung, wenig Manufacturen und Fabriken hat. Das Großherzogthum ist in politischer Hinsicht gegenwärtig in 35 Landgerichte eingetheilt. — Die Hauptstadt Würzburg hat eine angenehme, doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des 560 Schritte breiten Mains,

über welchen eine 560 Fuß lange steinerne Brücke führt, die beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Sie hat in ungefähr 1900 Häusern gegen 21,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das große und schöne, 1720 neuerbaute ehemalige Residenzschloß, in welchem auch sehr geräumige Keller sind, vorzüglich aus. Den ersten Rang nach ihm hat das große, reich dotirte und vortrefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Accouchirhaus, einen botanischen Garten, anatomischen Saal und verschiedne Sammlungen hat, und für junge Aerzte sehr interessant ist. Unter den vielen Kirchen zeichnen sich einige aus, so wie es auch verschiedne prächtige Privatgebäude gibt. Die Gassen sind, dem Alter der Stadt gemäß, ungleich und zum Theil eng. Die im J. 1582 von dem Bischof Julius gestiftete, oder vielmehr neuorganisirte Universität hat bisher immer einen hohen Rang unter den catholischen Universitäten Deutschlands behauptet, und mehrere sehr berühmt gewordne Lehrer gehabt. Die Frequenz der Studirenden soll seit einiger Zeit abgenommen haben, doch ziehen die vorzüglichen medicinischen Anstalten viele Fremde herbei. Außerhalb der Stadt, auf dem linken Ufer des Mains, liegt auf einem 400 Fuß hohen Berge die Citadelle, die Marienburg. Auf einem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der Steinwein. Ueberhaupt rechnet man auf 7000 Morgen Weinberge, welche die Stadt umgeben.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc. weil 2 . 2 = 4; 2 . 2 . 2 = 8; 2 . 2 . 2 . 2 = 16. Im ersten Falle sagt man 2 ist die Quadrat- oder zweite Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16.

Wüthendes Heer, oder wie es die Alten nannten, Wütis-Heer, ist nach der Mährchenwelt, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mannsfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebelle umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; viele wollten Gestalten auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d. Art.) hergeleitet hat, und das besonders zwischen Gotha und Eisenach, dann auch im erzgebirgischen Kreise und im Harzwalde seine nächtlichen Promenaden vornehmen sollte, ist ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen gewesen, die durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammengesetzt haben: indessen hat man ehedem mit solch einer Gewißheit an diese Spuckereien geglaubt, und dabei erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehrern seiner Cumpanen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe, daß das Mährchen sehr lange als Volkssage unter dem gemeinen Mann und namentlich auch unter den Jägern gegolten hat. S.

Wyttenbach (Daniel), dieser gelehrte Philolog, geb. zu Bern, seit 1799 Professor der Philologie zu Leyden, zeichnet sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus, die er immer als Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit anfah. Er hat mehrere schätzbare

Ausgaben griechischer und römischer Classiker besorgt, auch mehrere eigne Schriften in seinem Fache herausgegeben, welche sich in Ernesti gelehrtem Deutschlande verzeichnet finden. Wir begnügen uns seine Ausgabe des Plutarch, seine meisterhafte Vita Ruhnkenii, seine Bibliotheca critica und seine Selecta principum historicorum etc. anzuführen. Der Vater dieses Philologen scheint der 1779 verstorbene ehemalige Professor zu Marburg gleiches Vornamens gewesen zu seyn, der 1740 Prediger zu Bernburg, und mehrere dogmatische und moralische Lehrbücher herausgab.

X.

X, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Amiens. Als Zahl bedeutet X. zehn.

Xanthus, ein Name, der bei den alten griech. Dichtern und Schriftstellern öfters vorkommt. Beim Suidas und Strabo wird ein lydischer Geschichtschreiber, und beim Aelian ein griech. Dichter dieses Namens erwähnt; von den Werken Beider ist nichts auf uns gekommen. — Xanthus hieß ein Fluß und eine an demselben gelegene Stadt in Lycien; beim Homer wird eins von den Pferden des Hectors so genannt. — Am meisten ist unter diesem Namen ein mittelmäßiger Fluß in Klein-Asien bekannt, der aus dem Gebirge Ida entspringt und in den Hellespont fällt. Er erhielt später den Namen Scamander, und wird in der Iliade des Homers häufig erwähnt. Der Xantus oder Scamander floß bei Troja vorbei, das Lager der Griechen dehnte sich bis zu demselben aus, und es fielen bei diesem Flusse häufige Gefechte vor. Er entsprang, der Sage nach, aus zwei Quellen, einer warmen und einer kalten; daher pflegten die Trojaner gewöhnlich in dem Flusse zu baden und dem Flußgotte Opfer zu bringen.

Xantippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des athenienischen Weisen Sokrates, die vor noch nicht 50 Jahren der deutschen Jugend in dem ersten Lesebuche unter einer nicht recht passenden Benennung bekannt wurde, und die wohl nicht so viel Celebrität erlangt haben würde, wäre sie nicht die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xantippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben? antwortete Sokrates: Weil sie meine Geduld übt, und üben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von andern wiederfährt, zu ertragen. Auch Xenophon legt in dem bekannten philosophischen Gastmahle dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes auf sie in den Mund. Unter ihren launenhaften Einfällen wird auch dieser von den Schriftstellern erzählt, daß sie oft den Mantel ihres Mannes umgenommen habe und damit ausgegangen sey. Sokrates war dann genöthigt, entweder zu Hause zu bleiben, oder in schlechterer Kleidung zu erscheinen. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon essen können," war alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xantippe ließ aber auch dem Charakter ihres Mannes Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, selbst erschütternden Ereignissen, stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xantippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sey, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen.

Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein widerwärtiges, zänkisches Weib, das dem Manne das Leben sauer macht.

Xantippus, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber durch geistige Fähigkeiten sehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier, von denen er im ersten punischen Kriege (s. d. Art. Carthago) den Carthaginensern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zur Hülfe geschickt wurde. Der römische Consul Regulus (s. d. Art.) hatte die weit überlegne Flotte der Carthaginenser besiegt, die Landung in Afrika bewerkstelligt, die carthaginensischen Feldherrn geschlagen, und war bis gegen Carthago vorgerungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den besiegten vorschrieb, brachten diese zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem Xantippus den Oberbefehl über ihr Heer. Xantippus lockte die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verluste, und machte selbst ihren Anführer Regulus zum Gefangnen. Die Carthaginenser erhielten dadurch wieder ein Uebergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem Xantippus dabei zu danken hatten, so fürchteten sie doch, aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehn erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben ihm aber ins geheim den Auftrag, ihn auf der Ueberfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Diese schwarze Handlung brachte die Carthaginenser um allen Credit, und die Ausdrücke: punische Treue und mehr als punische Treulosigkeit, wurden zum Sprichwort.

Xenien (von dem griech. Worte Xenion), Geschenke, die man den eingeladnen oder zum Besuch gekommnen Gästen bei den Griechen und Römern zu geben pflegte, — eine Gewohnheit, die zum Anstande gehört zu haben scheint. Der bekannte römische Epigrammatist Martial gab die Ueberschrift Xenien dem 13ten Buche seiner Sinngedichte — einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Unter demselben Namen erschien in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 (Tübingen bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, die auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten, manches literarische Unwesen mit Laune und Geist rügten, schlechte Schriftsteller mit feinem, öfter mit bittrem Spotte geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt und Menschenleben überhaupt enthielten. Als Verfasser derselben nannte man öffentlich die beiden großen Dichter Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Die Xenien wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum drittenmale aufgelegt werden mußte. Es fand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider sie auf, unter denen jedoch die Meisten viel Schwäche und bloß den Schmerz der beleidigten Eitelkeit zur Schau stellten. Nicht ungegründet war indessen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieser Distichen auch manche, den Anstand beleidigende und selbst im Versbau fehlerhafte sich finden, und daß ihr Ton bisweilen an die Streitigkeiten eines Scioppius, J. C. Scaligers und Klotz erinnerte. Wie bei jenen Streitigkeiten, liebes auch diesmal beim Alten; der schlechten Schriftsteller sind seitdem eher mehr als weniger geworden, und nach zwei Decennien ist die ganze Fehde so ziemlich vergessen. Ausführliche Nachrichten darüber finden sich in No. 54 — 60 des allgem. literar. Anzeigers, Leipzig 1797.

Xenokrates, gebürtig aus Calcedon, ein griech. Philosoph, der sich einen großen Namen erworben hat. Er war ein Schüler des Plato,

zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talentvollen Mitschüler dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht des Lehrers faßte. Doch schätzte ihn Plato sehr hoch wegen seines eisernen Fleißes und seines sittlich guten Betragens, nur fand er an seinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Er wurde der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie (s. d. Art.) und erwarb sich hier durch seinen Unterricht einen Namen. Er hat verschiedne philosophische Werke geschrieben, aber keines derselben ist auf uns gekommen. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß man vor Gericht von ihm nicht, wie von Andern, verlangte, sein Zeugniß mit einem Eide zu bekräftigen, sondern sein bloßes Wort für hinlänglich annahm. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Er behauptete auch gegen die Großen seinen Character als practischer Philosoph. Von einem ansehnlichen Geschenke, das Alexander ihm sandte, nahm er nach langem Weigern einen sehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht durch Verachtung zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen wußte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Phryne vergebens ihre Künste und alle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, um ihn zu besiegen, und aus Verdruß über die fehlgeschlagne Absicht ihn für eine Statue erklärt habe. — Er ist von einem andern Xenokrates, mit dem Beinamen der Arzt, unterschieden, der zu den Zeiten des Tiber oder Nero lebte, und von dessen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung der Wasserthiere als Nahrungsmittel übrig ist, das einen ziemlich vollständigen Begriff von den Kenntnissen gibt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Conchylien hatte.

Xenophanes, ein griech. Philosoph, berühmt als der Stifter der eleatischen Schule. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes ist nicht ganz gewiß. Er soll ein Zeitgenosse des Pythagoras und Sokrates gewesen seyn, und ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande Kolophon vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Groß-Griechenland, wo er sich zu Elea niederließ. Von diesem Orte seines Aufenthalts hat das System, dessen Urheber er war, den Namen der eleatischen Schule erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen seiner Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt die Mythologie, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und spottete über die Fabeln von den Göttern. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unsrer Erde durch Wasser an, und hielt den Mond für einen bewohnten und angebauten Weltkörper. Er läugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böses in der Welt anzutreffen sey. Im Allgemeinen bestritt er die Gewißheit des menschlichen Wissens, und beschränkte alles auf Wahrscheinlichkeit und Meinung. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andere Gegenstände vorgetragen hatte, finden sich nur noch einige Fragmente beim Athenäus, Plutarch und Andern.

Xenophon, der berühmte griechische Geschichtschreiber und Feldherr, geboren zu Athen, ungefähr 450 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Xenophon war einer der vertrautesten Schüler des Sokrates, und der Liebling dieses seines Lehrers; auch kann man aus seinen Schriften den wahren Geist der Sokrati-

chen Philosophie am besten kennen lernen. Er schrieb die Abhandlungen und die Denkwürdigkeiten des Sokrates; in den letztern, einem ganz vorzüglichen Werke, hat er die Grundsätze seines Lehrers aufbewahrt, doch mag er auch bisweilen seine eignen Ansichten beigefügt haben. Xenophon war nicht bloß speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie auch auf das Leben an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinem Lehrer zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus der jüngere — zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt — seinem ältern Bruder Artaxerxes Mnemon den väterlichen Thron streitig machte, sendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich Xenophon als Freiwilliger befand, und ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebnen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griechischen Hülfsheers blieben in der Schlacht oder wurden durch List gefangen. Xenophon stellte sich nun an die Spitze des noch 10,000 Mann starken griechischen Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, und führte es aus Ober-Asien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich gesinnt waren, auf einem gegen 300 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist der berühmteste in der ganzen Kriegsgeschichte; man hat ihm verschiedne ähnliche Unternehmungen in den neuern Zeiten an die Seite gestellt, aber er ist noch von keiner übertroffen worden. Xenophon selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Expedition des jüngern Cyrus beschrieben. Er begleitete nachher den spartanischen König Agesilaus auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge wurde er den Atheniensern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht, und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiednen Orten Griechenlands, auch zu Corinth, ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß den Wissenschaften, und starb in einem Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb Xenophon das Gastmahl der Philosophen, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des Plato, verschiedne kleinere Schriften zur Politik, Kriegswissenschaft und Oekonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der Cyropädie. Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält Xenophons Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. Xenophon hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und vollendet, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den griech. Classikern, die zum jugendlichen Unterrichte vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosophischen Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griechische Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden, s. Fuhrmanns Handb. der clas. Literatur, 2. B. Halle 1807. — Ein andrer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, war aus Ephesus gebürtig, und schrieb einen Roman: Geschichte des Habrokomes und der Anthia, welchen der Dichter Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg eines riesenhaften Eroberungsplans bekannt. Er war ungefähr 460 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geboren, und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius Hystaspes (s. d. Art.). Er wurde seinem ältern Bruder Artabazanes, der noch in dem Privatstande des Vaters geboren worden war, ohne Zwist in der Thronfolge vorgezogen. Von seinem Vater hatte er zwar die Eroberungssucht, aber nicht die dazu erfoderlichen Fähigkeiten geerbt. Da er sich Aegypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfnen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein ungeheures Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben zu einer Million Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hiebei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des Xerxes doch immer noch hinreichend gewesen seyn, die Griechen zu erdrücken. Aber der Erfolg zeigte ganz das Gegentheil. Xerxes passirte, um aus Asien nach Europa zu gehen, den Hellespont, und ließ über denselben eine Schiffbrücke schlagen. Um sein Heer bequemer mustern zu können, führte er die auch von seinen Nachfolgern beibehaltne Art ein, daß er Schranken einrichten ließ, die 10,000 Mann fassen konnten. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Gränze des Landes, an den Engpässen von Thermopylä (s. d. Art.) und hielten ihn einige Zeit auf. 300 Spartaner starben hier unter ihrem Könige Leonidas den Tod der Helden. — Xerxes drang mit seiner Uebermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlaßne Athen. Nicht so glücklich war er zur See. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für keinen Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt. Aber das zweite Treffen bei Salamis, in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 1200 persische Schiffe gegen 380 griechische fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. Xerxes ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platäa gänzlich geschlagen wurde. Er selbst ging aus Scham und Unwillen nach Persien zurück, und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Franz), Cardinal, Erzbischof von Toledo und spanischer Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torrelaguna, einem kleinen Orte in Altcastilien, wo sein Vater Advocat war, geboren. Er studirte zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offen werdende geistliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo verweigerte es, ihm eine Stelle zu geben, und da Ximenes über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. Ximenes kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchsprengel Siguenza, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franziskanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabella von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielem Weigern an und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er sehr weise Vorschriften und bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Mendicantenklöster in Spanien. Er gründete 1499

die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachhe
ein Werk, welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde — ein
Ausgabe des alten Testaments in vier Sprachen (Polyglotte; s. d. Art.
Er rufte in dieser Absicht die gelehrtesten Männer Spaniens zu sich, scheu
keine Kosten, besonders für den Ankauf guter Manuscripte — er soll a
das ganze Werk 60,000 Ducaten verwendet haben — und nahm selbst A
theil an der Arbeit. Die Arbeit wurde 1522 gänzlich beendigt, und da s
zu Alcala (lateinisch Complutum) gedruckt worden war, erhielt sie de
Namen: Biblia Complutensia. Früher schon (1514) hatte
ebendaselbst eine Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache verar
staltet. Ximenes Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände. E
herrschten in der königlichen Familie Uneinigkeiten. Philipp von Oeste
reich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der ei
zigen Tochter Ferdinands des Catholischen von Arragonien und der Isa
bella, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern e
hielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, de
Königreich Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seine
Schwiegervater Anlaß, die Ximenes beseitigte. Nach Philipps frühe
Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjäh
rigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Carl V. Auch hierbei hatte Ximen
durch sein Ansehn und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vo
Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernan
und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er ab
Ferdinands mißtrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging
sein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedank
diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzü
lich. Er entwarf in dieser Absicht den Plan, nach Afrika überzusetzen, u
die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war.
ist nicht unwahrscheinlich, daß Ferdinand diesen Plan in der Hoffnung g
nehmigte, daß Ximenes bei der Ausführung umkommen würde. Ximen
wendete die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa —
brachte jährlich 300,000 Ducaten ein — zu diesem Zuge an. Eine Me
terei, welche unter einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geist
chen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Stre
ge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöflich
Kleidung, über die er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönche
wie bei einer geistlichen Prozession, umgeben, führte er selbst das gelande
Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welch
die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde gleich darauf erobert, u
die Besatzung derselben niedergemacht. Ximenes ließ Oran neu befes
gen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann als Sieg
nach Spanien zurück, wo ihn der König Ferdinand feierlich empfieng. A
dieser 1516 starb und sein Enkel Carl noch minderjährig war, wurde X
menes Regent von Spanien. Während dieser nur 2 Jahre dauernden A
ministration bewirkte Ximenes außerordentlich viel. Er brachte Ord
nung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die verä
serten Domainen wieder an die Krone. Die spanischen Großen, die it
wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er.
stellte das Ansehn der Gesetze wieder her und setzte die spanische Krieg
macht auf einen respectabeln Fuß. Alle seine Entwürfe und Ideen war
groß. Er besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in s
nen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung. Das spanische E
dauert hatte ihm noch lange nachher das Ansehn zu danken, in welchem
in Europa stand. Daß er die Wissenschaften sehr beförderte, ist schon ob

erwähnt worden. — Ximenes war ein wirklich großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig; seine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verschiednen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund und selbst sein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grausamkeiten. Als er beim Einzug in das eroberte Oran die Menge der erschlagnen Feinde sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige," sagte er, „aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entrissen." Als der bekannte spanische Bischof las Casas (s. d. Art.) den Vorschlag machte, um die eingebornen Indianer in Amerika zu schonen, Sklaven aus Afrika dahin zu führen, verwarf Ximenes den Vorschlag mit einem Unwillen, der sein Andenken ehrwürdig macht. Er hielt es für ungerecht, unschuldige Geschöpfe in die Sklaverei zu führen und ein Volk in das Elend zu stürzen, um ein andres daraus zu befreien. Ximenes ist daher als der erste Gegner des afrikanischen Sklavenhandels, über welchen in unsern Zeiten so viel verhandelt worden, anzusehen. — Sein Leben und die Geschichte seiner Staatsverwaltung ist von verschiednen Schriftstellern beschrieben worden, s. unter andern Histoire du Cardinal Ximenes par Flechier, Evêque de Nismes, Amsterdam 1700. — Historie von dem Staatsministerio des Cardinals Ximenes, Hamb. 1719.

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Y.

Y auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Bourges. Die Figur dieses Buchstabens gibt einem schmalen Busen der Südersee, der sich eben in der Gestalt eines Y bei Amsterdam nordwärts der Stadt nach Westen zudrängt, und die Amstel und Sparre aufnimmt, den Namen. Y wird auch noch der Pythagorische Buchstabe genannt, weil ihm Pythagoras wegen seiner Gestalt, welcher nämlich im Griechischen Υ aussieht, eine besondere geheime Bedeutung zuschrieb, und darin das Leben eines Menschen angedeutet sehen wollte, welcher anfangs den schlichten geraden Weg der Unschuld vor sich hätte, dann aber bei verständigerem Alter den Scheideweg der Tugend und des Lasters vor sich sehe, zwischen welchen er nun wählen müsse. Auch die Chinesen halten den Namen dieses Buchstabens sehr heilig, welchen sie allen Dingen geben, die sie mit einer besondern Ehrfurcht und Hochachtung auszeichnen. — So findet man auch den Buchstaben Y eben so wie den Buchstaben Z bei den Alten in ihre Marksteine eingehauen, um die Nähe eines Quells dadurch anzudeuten.

Yarmouth, eine regelmäßig gebaute und befestigte Stadt in der englischen Grafschaft Norfolk (Norfolkshire) am deutschen Meere, auf einer Halbinsel zwischen der See und dem Flusse Yare, dessen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Der Thurm der alten Kirche zu Yarmouth ist so hoch, daß die Spitze desselben den Schiffern in der See als Zeichen dient. Die Stadt hat 18,000 Einw., die sich mit Handel, besonders in wollenen Waaren, vorzüglich aber mit der Fischerei beschäftigen. Den ganzen Monat Octbr. hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Heringsfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangnen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40 bis 50 Schiffen nach Spanien, Portugall und verschieden Häfen Italiens verführt. Auch der Fang des Kabliau und der Handel mit Steinkohlen gibt den Einwohnern von Yar-

nouth viel Beschäftigung. Die Stadt ernennt zwei Deputirte zum Unterhause des Parlaments. Das Rath- und Zollhaus sind die vorzüglichsten Gebäude. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Prinz-Regenten und zweiter Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien, geb. den 16. Aug. 1763, war von 1783 bis 1802 Fürstbischof von Osnabrück, wurde 1811 d. 25. Mai zum 2tenmale zum Generalissimus der brittischen Landmacht ernannt, ist kaiserl. österr. Feldmarschall, Großmeister des Bathordens, und hat, außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretenen Bisthums Osnabrück, ein Einkommen von 24,000 Pf. Er vermählte sich den 29. Sept. 1791 mit Friederike, Königs Friedrich Wilh. I. von Preußen Tochter, ist kinderlos und wohnt zu Oatlands-Park bei London. Sein öffentliches Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst in dem Parlamente, bloßgestellt. Im J. 1793 erhielt er den Befehl über das brittische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen von Coburg stieß und von dessen Leitung abhing. Unter dem Herzog von York dienten Sir Ralph Abercrombie, Sir William Erskine und andre brave Offiziere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte bei den Fehlern des allgemeinen Feldzugplans keinen glücklichen Erfolg. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kam dem Herzog von York nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Oesterreich mit dem brittischen Cabinet verabredet, um dadurch die Britten zu bewegen, als Hauptmacht an dem Kriege Theil zu nehmen. Nach Playfair Polit. Portraits, I. Lond. 1813, S. 73) sollen selbst Offiziere vom Generalstabe des Prinzen von Coburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Oesterreicher beigetragen hatten, den Britten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Oesterreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog v. York die Schlacht von Hondschoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann eingebüßt hatten. Auch im Helder war der Herzog nicht glücklich. Zeit und Ort waren ohne sein Zuthun schlecht gewählt. Man landete in einer ungünstigen Jahreszeit (Ende Aug. 1799) und stand tief südlich, in Nordholland. Das Wetter war nachtheilig und die Russen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht (did not behave well). Daher fiegte Brune an der Spitze der franz. holländischen Armee bei Bergen (d. 19. Sept.) über die Alliirten, und nachdem der Herzog den 18. Oct. mit Brune die Capitulation von Alkmaar geschlossen, wurde die batavische Republik von den Britten geräumt. Uebrigens hat sich der Herzog als Generalissimus um die innere Ausbildung des Landheeres und um die Verbesserung des Dienstes unläugbare Verdienste erworben. Allein seine Verbindung mit Mistreß Clarke wurde für seinen Ruf sehr nachtheilig. Als er mit dieser listigen Frau Bekanntschaft machte, hielt er sie für eine Wittwe. Sie wußte ihn lange zu täuschen; doch so bald er erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Umgang ab, bezeigte aber den Fehler, ihr eine Pension von 400 Pf. zu verweigern. Sie schloß sich daher an den Obersten Wardle an, welcher den Plan entworfen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterstützt von mehrern Unzufriedenen, welche sich zurückgesetzt glaubten, trat er als Ankläger gegen den Herzog v. York auf und verlangte eine Untersuchung seines Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf dem Herzoge vor, daß er bei Vergebung der Militärstellen, Pensionen u. s. w. Mißbräuche geduldet, Bestechungen zugelassen und besonders durch den Einfluß seiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, sich habe leiten lassen. Die Anklage fand vor dem Unterhause Statt und der Kam-

ler der Schatzkammer bestand auf den Fortgang der Untersuchung. Die Clarke erschien mehrmals vor dem Unterhause persönlich. Ihre frechen Antworten belustigten das Publikum und schadeten dem Herzog in der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweisen. Vielmehr wurde der Herzog freigesprochen, als habe er selbst keinen Antheil an den vorgefallnen Bestechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshaber der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde diese Adresse durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, das Commando der Armee freiwillig niederzulegen. Dies geschah im März 1809. Doch schon d. 25. Mai 1811 setzte ihn sein Bruder, der Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der gesammten brittischen Landmacht wieder ein. Indeß war die Ursache seiner Entlassung, seine ungeziemende Verbindung mit Mistreß Clarke, die unter dem Schutze seiner Gunst Handel mit Militärstellen und Pensionen getrieben haben sollte, noch in frischem Andenken. Daher trugen d. 6. Juni Lord Milton und Francis Burdett im Unterhause auf den Beschluß an: „Es scheine dem Unterhause sehr unschicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten diesem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen," allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Forische Partei dem Prinz-Regenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt sich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königl. Hauses. Uebrigens wird jeder Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne Unordnungen, die vorgefallen seyn mögen, verantwortlich seyn kann. Es ist schon ein großes Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 Mann und 5000 Officiren diese Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Doch ist es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte verschuldet hat. Vielmehr legt ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. K.

York, Graf von Wartenburg, königl. preuß. General der Infanterie, Ritter aller preußischen und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverläßigen Materialien, der uns hindert, etwas Bestimmtes über die frühern merkwürdigen Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit dem Jahre 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps und commandirte in dem Feldzuge d. J. erst die Avant- später die Arrieregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Uebermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Mecklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, ging er dem Schicksale der Blücherschen Armee bei Lübeck und fand dort eine Anstellung. Bei der Reorganisation des preußischen Heeres im J. 1813 ward er als Generalmajor zum Inspecteur sämmtlicher leichten Truppen ernannt. Im J. 1812 bei dem preußischen Hülfscorps *) unter Generallieutenant von Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit das Commando niederlegte; — dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber schwieriger ward die

*) Es bildete dieses 20,000 Mann starke Corps, mit der aus Polen, Bayern und Westphalen zusammengesetzten Division Grandjean das 10te Corps der französischen Armee unter dem Marschall Macdonald, bestimmt den linken Flügel des französischen Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

lage des Generals, als Bonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach de
Memel befahl; er führte hier die dritte Colonne, welche, die Arriergard
bildend am 10. Dec. 1812 von Mitau abmarschirte, verfolgt von den Ab
theilungen der Generale Wittgenstein und Pahlucci (die am 27. bereits i
Memel einrückten), während die Vordertruppen des Feindes sich verein
an der Memel ausbreiteten. Nicht sowohl das Kritische dieser Lage, wel
he wohl durch der Truppen erprobte Tapferkeit verbessert worden wäre
als vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse, veranlaßten den
General von York zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraf
welcher sich das preußische Corps von den Franzosen trennte, und unabhän
gig neutrale Quartiere bezog. Dieser Schritt, der gleichsam das Signa
zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von
dem Könige, der noch durch wichtige Rücksichten beengt war, scheinbar ge
mißbilligt, aber nur zu bald durch die Stellung, die der Staat annahm
auf das Glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch diesen fürwah
nicht leichten Entschluß eben so sehr seine Umsicht und Charakterstärke be
kundet, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und
zu den nachherigen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen; denn ohne die
sen würden die Russen schwerlich ihre Gränzen überschritten, wenigsten
bald wiedergesehen haben. Nachdem das geschmolzene Corps in Preußen
wieder möglichst completirt und ausgerüstet worden, führte es der Genera
an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. Apr. 1813) gegen die aus Mag
deburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien siegreich focht
Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen di
rühmlichen Anstrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tag
vor letzter Schlacht (19. Mai) bei Weissig mit ruhmwürdiger Ausdaue
gegen das überlegne 5te französische Armeecorps unter Sebastiani. Wäh
rend des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt und als erstes Corps de
preußischen Armee dem schlesischen Heere unter dem General Blücher zuge
theilt, nahm es entschiedenen Antheil an dem Siege an der Katzbach (26
Aug.). Der General erfocht darauf, als völlig selbstständig zu betrachten
den Sieg über Bertrand bei Wartenburg (3. Oct. s. d. Art.), in Deſſen
Folge das schlesische Heer seine Operationen auf das linke Elbufer über
trug. — Es ist bekannt, daß er von dieser glänzenden Waffenthat den Ehr
ennahmen Graf York von Wartenburg führt. Eben so selbstständig ist sein
Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern übe
Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps ausschließlich
den wichtigen hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine ge
nauere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit füh
ren; wer aber den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nu
eine so unerschütterliche Festigkeit, wie sie den General v. York auszeichnet
den Sieg fesseln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarschirt, drängt
er schon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Uebergange über di
Instrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf siegreich in Frank
reich eingedrungen waren, fand der General zuerst wieder bei Montmira
(d. 11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs neue und un
so sichrer zu bewähren, da es hier die Rettung eines Verbündeten gal
Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Buonapart
eingelassen, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführte, als de
General York auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnun
gen das Gefecht, wiewohl mit eignem großem Verluste, in so weit wiede
herstellte, daß Sacken wenigstens vom gänzlichen Untergange gerettet war
Ein nicht geringeres Verdienst erwarb er sich in der Schlacht bei Laon (9
März). Dann in Gemeinschaft mit dem General von Kleist unternahm

den — nicht angeordneten, sondern bloß genehmigten — nächtlichen Angriff auf den französischen rechten Flügel, der die Zerstreuung der Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erst einen entscheidenden Charakter gab (es wäre ohnedem bloß ein parirter Stoß gewesen) und unter andern Umständen die Vernichtung Buonaparte's herbeigeführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publikum so gewürdigt worden zu seyn scheint, so hat sein König den Werth der That hinlänglich durch die Verleihung des Großkreuzes des eisernen Kreuzes anerkannt, welches nach den Statuten bloß der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine entscheidende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General dem Monarchen nach England, ward zum Grafen York von Wartenburg erhoben, mit einer ansehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in Schlesien und dem Großherzogthum Posen ernannt. Der Krieg, den Buonaparte's Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, rufte ihn zwar an die Spitze des 5ten preußischen Armeecorps, das sich an der Elbe und Saale sammelte, aber der Umstand, daß dieses Corps zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wohl eben so wie einige Kränklichkeit veranlaßt haben, daß er dessen Oberbefehl niemals wirklich übernahm. — Er erlitt zu dieser Zeit einen schmerzlichen, auf seine Gemüthsstimmung gewiß einflußvollen, Verlust durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Husar im brandenburgischen Husarenregimente in dem unglücklichen Cavalleriegefechte bei Versailles (1. Juli 1815) nach der rühmlichsten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf starb. Im Gefolge dieser Umstände bat er nach der Rückkehr des Königs um seine Entlassung, die ihm endlich, gewiß ungern, bewilligt ward. Er lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Schlesien. T.

York, eine der wichtigsten Grafschaften und die größte, auf 80 Meilen sich erstreckende, Provinz in England, zwar voller Berge, Wälder und Moräste, aber dennoch fruchtbar, und zum Jagen, Vogelfang und Fischen am bequemsten in England gelegen; daher sie auch der Garten von England genannt wird. Alaun, schwarzer Agatstein und Süßholz sind hier sehr ansehnliche Producte; unter den Manufacturen, die z. B. in schönen Sporen, in sehr guten Degenklingen u. dergl. bekannt sind, zeichnen sich noch besonders die in Verfertigung des Tuchs aus. Die Hauptstadt dieser Provinz ist York, nach London die schönste, größte und vornehmste Stadt in England, in einer schönen Ebene, am Flusse Ouse gelegen. Dieser Fluß geht mitten durch die Stadt und ist oft von Schiffen (wohl von 250 Tonnen) bedeckt, die nach verschiednen Häfen, besonders nach London gehen; die 4 Meilen unterhalb der Stadt angelegten Schleusen erhalten diesen Fluß immer hoch und breit. Der Major dieser Stadt führt den Titel Lord; auch haben ihre Deputirten im Parlamento den nächsten Sitz nach denen von London. Ihr Erzbischof, dessen Kathedralkirche für eine der prächtigsten und größten im Reiche gilt, ist der zweite in England.

Yorik, s. Sterne.

Young (Eduard), Dr., ein bekannter englischer Dichter, Sohn eines Landpredigers in Hampshire, geb. 1684. Er studirte zu Oxford die Rechtswissenschaft und wurde daselbst 1719 Doctor der Rechte. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der Dichtkunst und gab von 1719 an nach und nach drei Trauerspiele: Busiris, die Rache und die Brüder (das Letztre von J. H. Schlegel deutsch übersetzt 1764) heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden, aber auch den Fehler seiner spätern Gedichte haben, daß sie zu bilderreich und sententiös sind. Auf diese dramatischen Arbeiten folgten einige moralische und religiöse Gedichte. Da Young mehr Neigung

ur Theologie hatte, so gab er die Jurisprudenz auf, trat in den eistlichen Stand, und wurde 1728 Capellan des Königs Georg II. wei Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und ver- eirathete sich. Der Tod seiner Gattin und ihrer beiden Kinder er- er Ehe, die (1741) bald nach einander starben, versetzte ihn in eine ehmüthige Stimmung, und gab Veranlassung zu seinem berühmten iedichte, Nachtgedanken, das mit großem Beifall in England ufgenommen wurde. Durch Eberts meisterhafte Uebersetzung wurde is Gedicht auch in Deutschland bekannt, und weckte ein Heer von achahmern, die in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu age förderten. Die Periode, da Youngs schwermüthige Poesien in eutschland Lieblingslectüre waren, ging der überspannten Werther- en und der empfindelnden Siegwartischen voran. Außer jenen Ge- chten schrieb Young: Satiren auf die Ruhmbegierde, und n Centaur oder über das Modeleben, nebst einigen kleinern ufsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert mit n Nachtgedanken zugleich übersetzt worden, unter dem Titel: Dr. Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Un- rblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satiren auf die Ruhmbe- rde, übersetzt von J. A. Ebert. Braunschw. 1760 — 72, 5 Bde. — oung starb in seiner Pfarrei zu Wetwyn am 12. April 1769. Er ar ein Mann von Talent, wahrer Religiosität und liebenswürdigen itten. Sein ganzes Wesen war zum Feierlichen gestimmt, und alle ne Handlungen hatten diesen Anstrich. Ueber seinen Werth als chter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil ei- s englischen Kunstrichters stehen. „Die Natur hatte Young eine che Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war lseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge rden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Man- an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack den sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und nzenden Gedanken mit ermüdender bis ins Kleinliche gehenden eitläuftigkeit bis zum äußersten Ende aus; er scheint den ganzen fang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte der und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbil- gskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich weilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu n." — Von dem Dichter Young ist der als statistischer Schrift- er und Verfasser einer Reise durch England und Wales (1771 ff.) nnte Arthur Young zu unterscheiden.

Yfenburg, s. Isenburg.

Yverdun (Iverdon, Ifferten), eine sehr industriöse Stadt des weizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am Neufchateler , in welchen sich hier der Fluß Orbe ergießt. Sie hat 2500 Ein- ner, welche zum Theil in verschiedenen Leinwand-, Zitz- und tunfabriken beschäftiget sind, vorzüglich aber einen sehr bedeuten- Transithandel zwischen Frankreich, Deutschland und einem Theil Schweiz treiben, welcher durch die vortheilhafte Lage der Stadt, auch der hiesige Hafen gehört, sehr begünstiget wird. Zum uf des Handels sind zwei große Kauf- oder Niederlagshäuser anden. Es gibt hier ein gutes Gymnasium. Der nicht unbe- nte Professor de Felice, ein neapolitanischer Gelehrter, legte hier Druckerei an, in welcher er, mit Hülfe einiger französischen

und schweizerischen Gelehrten, in den Jahren 1777 und 1778 eine neue Ausgabe der Encyclopädie (s. d. Art.), unter dem Titel: Dictionnaire universel, X Tom. gr. 4to, veranstaltete. In dem hiesigen alten Schlosse legte der berühmte Erzieher Pestalozzi (s. d. Art.) im J. 1804 sein Erziehungsinstitut an, wo es noch gegenwärtig ist. Der verdienstvolle Pestalozzi, der am 12. Jan. 1818 seinen 74sten Geburtstag feierte, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er die von der Subscription auf eine neue Ausgabe seiner Werke erhaltene Summe von ungefähr 50,000 franzbsischer Livres, als einen unveräußerlichen Fonds zu Gründung einer Armenanstalt nach seinen Erziehungszwecken, und ganz vorzüglich zu immerwährender Beförderung der Erziehungsmittel seiner Anstalt, in sichere Hände niederlegen wolle. Nach etwas frühern Nachrichten war dieses berühmte Institut durch innere Spaltungen erschüttert worden, und einige der an demselben mitarbeitenden Lehrer hatten sich von ihrem Meister getrennt, um sich einen eigenen Wirkungskreis zu eröffnen.

Z.

Z, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Grenoble.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slavonischen Sprache, in welcher noch eine Uebersetzung der Bibel vorhanden ist, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16ten Jahrhundert hießen die Beherrscher der verschiedenen russischen Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samoderscheta an, welches eben so viel als das griechische Wort Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasilei's Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. Im J. 1721 wurde Petern I. vom Senate und der Geistlichkeit, im Namen der russischen Nation, der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lateinische Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europäischen Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, diesen Titel anzuerkennen. Gegenwärtig führt der Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen die Titel: Zaar von Moskwa, von Kasan, zu Astrachan, zu Polen, von Sibirien und des taurischen Chersones. Die ältesten Söhne und präsumtiven Thronfolger der Zaare wurden ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt. Aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserlichen Prinzen wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Constantin, wieder ein. — Auch die ehemaligen Fürsten der dem russischen Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette führten den Titel als Zaare.

Zach (Franz Freiherr von), geb. zu Preßburg am 4. Juni 1754, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen unserer Zeit. Er wurde 1804, nachdem er zuvor in österreichischen Kriegs-

sten gestanden und sich einige Zeit in London aufgehalten hatte, dem Charakter eines Obristlieutenants Oberhofmeister der zu Eiserg wohnenden verwittweten Herzogin von Sachsen-Gotha, die uch von diesem Jahre an bis Ende des Sommers 1805 auf einer se durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer zum Besten der Wissenschaft, der er sich gewidmet hatte, die ection der Sternwarte bei Seeberg von 1787 an, welche er jedoch Sommer 1806 niederlegte. Er hat seine Wissenschaft besonders ch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin sich Gründkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vorgs vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreise sind seine Geographischen Ephemeriden, so wie die Fortsetzung derselben ter dem Titel: Monatliche Correspondenz zur Beförrung der Erd- und Himmelskunde. Ueberdieß hat er er einzelne Beobachtungen am Himmel gehaltreiche Abhandlungen ausgegeben, auch finden sich in mehreren Zeitschriften, z. B. in gothaischen gelehrten Zeitung, treffliche Arbeiten von ihm.

Zacharia (Just Friedrich Wilhelm), Professor der Dichtkunst Carolinum zu Braunschweig, geboren 1726 zu Frankenhausen im rstenthume Schwarzburg. Er studirte von 1743 an zu Leipzig die echte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Litetur und der Dichtkunst. Durch das Beispiel seines Vaters, eines echtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, atte er sich frühzeitig als Dichter versucht. Sein erstes größeres Werk war: der Renommist, ein komisches Heldengedicht, das rste dieser Art in Deutschland; es ist eine Nachahmung von Boieau und Pope, hat aber viel Unvollkommenheiten. Gottsched machte dieses Gedicht zuerst in den Belustigungen des Verstandes und Witzes bekannt, und hat wenigstens das Verdienst, auch diesen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber Zacharia trennte sich, wie andere gute Köpfe, bald von Gottsched, und kam in Verbindung mit jenen vorzüglichen und geistvollen jungen Männern, die sich damals in Leipzig usammen gefunden hatten, und die als die Urheber eines bessern Geschmacks in Deutschland anerkannt sind. Der Beifall, mit dem Zacharia's erstes komisches Gedicht aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine andern komischen Heldengedichte, Phaeton, das Schnupftuch und Murner in der Hölle. Nachdem Zacharia ich ein Jahr in Göttingen aufgehalten hatte, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, und 1761 Professor der Dichtkunst; s wurde ihm auch die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchruckerei des Waisenhauses daselbst aufgetragen, die er, nebst der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehrere Jahre hindurch besorgte. Er eigte als Lehrer und als Schriftsteller sehr viel Thätigkeit. Seinen Ruhm als Dichter hat Zacharia vorzüglich seinen komischen Gedichten u verdanken. Nicht ohne Glück hat er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst versucht; seine besten Gedichte dieser Art sind die Tageszeiten und die vier Stufen des weiblichen Alters. Auch gelangen ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl; in der Ode war r nicht glücklich. Seine komischen und beschreibenden Gedichte sind n einige neuere Sprachen und in die lateinische übersetzt worden. Er selbst lieferte eine deutsche Uebersetzung von Miltons verlornem Paradiese, die aber matt, untreu und unharmonisch ist, und keinen

Beifall fand. Außer verschiedenen andern, zum Theil unvollendet gebliebenen Gedichten sind auch von ihm: Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier (Braunschweig 1771). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken unserer ältern deutschen Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung: Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opiz bis auf gegenwärtige Zeiten ꝛc. (1r Bd. 1766, 2r Bd. 1771) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in 9 Bänden (Braunschweig 1763 — 65); eine zweite verbesserte Auflage — in welcher die Uebersetzung von Miltons Paradies weggelassen ist — in 2 Bänden (Braunschweig 1772). Nach seinem Tode gab Eschenburg noch einen Band hinterlassener Schriften (1781) heraus. Zachariä hatte als Dichter einen Reichthum von poetischen Ideen und Bildern, und wußte ihnen eine gefällige Form zu geben. Er arbeitete mit Leichtigkeit, war aber dabei weniger correct. Er starb am 30. Jan. 1777, im 51sten Jahre.

Zahl. Mehrere Einheiten, oder unzertrennbare, für sich bestehende Ganze zusammen genommen bilden eine Vielheit oder Zahl. Man nennet daher das successive Zusammenbringen des Einen zu dem Andern Zählen. Wird der Einheit kein besonderer Werth beigelegt, sondern sie nur im Allgemeinen gedacht, so wird die aus solchen Einheiten entstehende Zahl eine unbenannte genannt, ist aber der Gegenstand der Einheit bei einer Zahl angegeben, so wird sie unter einer benannten verstanden. Die Zahlen 3, 4, 5 sind daher unbenannte, hingegen 3 Thaler, 4 Pfunde, 5 Meilen benannte Zahlen. Ist die Einheit einer Zahl ein Bruch, so wird eine solche Zahl eine gebrochene genannt. 3/4 ist eine gebrochene Zahl, deren Einheit 1/4 ist; diese gebrochene Zahl kann dann auch wieder benannt seyn, wie 5/8 Ellen. Die Haupteigenschaft der Zahlen bestehet darin, daß sie vermehrt und vermindert werden können, und hierauf beruhet die ganze Operation des Rechnens; alle andern Zweige derselben sind daher bloß Abkürzungsmethoden. P. S.

Zahlensystem. Die wissenschaftliche Formirung eines Zahlengebäudes wird ein Zahlensystem genannt. Das unsrige, sagt man, hätten wir den Arabern zu danken. Es besteht darin, daß wir zehn Einheiten, die eben so viel verschiedene Zeichen haben, zusammen nehmen, und wiederum als eine besondere Einheit, die wir Zehner nennen, betrachten; zehn solcher Zehner werden dann wiederum zu einer Einheit unter dem Namen Hunderter verbunden, und nach diesem Gesetze reihet es sich fort. Es machen demnach zehn Hunderter eine Einheit, die Tausender heißt, aus. Zehn Tausender geben einen Zehntausender; zehn Zehntausender einen Hunderttausender; zehn Hunderttausender eine Million u. s. w. Der Werth einer so geschriebenen Zahlenreihe steigt hierbei von der rechten zur linken Hand, so daß in selbiger die letzte Zahl zur Rechten Einheiten, die folgende Zehner, die dritte Hunderter u. s. w. enthält. Nach diesem Gesetze würden die Zahlen 93120415 wie hier neben einander gestellt, folgenden Werth haben:

9	3	1	2	0	4	1	5
Zehnmillionen	Millionen	Hunderttausender	Zehntausender	Tausender	Hunderter	Zehner	Einer

Da nun dieses Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal zehn Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennen wir es das decadische, nach dem griechischen Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein anderes Zahlensystem ist die Dyadik, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zweie), welches Leibnitz zuerst aufgestellt hat, und welches bloß in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 bestehet; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 sechs, 111 sieben u. s. w. Auf diese Weise lassen sich Zahlensysteme bloß mit drei oder auch vier Zahlen aufstellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. — Die Römer nahmen fünf Einheiten zusammen, und schrieben dieses so: V; dann brachten sie zwei solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen $\overset{V}{X}$, X, entstand; fünf Zehner schrieben sie L; zwei solcher Fünfziger gab einen Hunderter, den sie C (den ersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. Fünf solcher Hunderter gab einen Fünfhunderter D; zwei Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend). Noch gebrauchte man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linkerhand, jedoch unmittelbar an eine andere geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig u. s. w. Auf diese Weise wurde 1818 folgendermaßen geschrieben: MDCCCXVIII. — Nach dem dekadischen Zahlensysteme ist also jede Zahl zur Linken zehnmal größer, als die zur Rechten; läßt man nun aber von der Einheit an weiter zur Rechten in jeder Stelle die Zahl zehnmal kleiner werden, so müssen alle solche folgende Stellen Brüche enthalten, die nach demselben Gesetze, wie die ganzen Zahlen zur Linken steigen, zur Rechten abnehmen; es sind demnach: in der ersten Stelle nach der Einheit zur Rechten Zehntel, in der zweiten Hundertel, in der dritten Tausendel ꝛc. Um nun aber die ganzen Einheiten von den Brucheinheiten gehörig unterscheiden zu können, macht man zwischen den ganzen Einheiten und den Zehnteln in der Linie der Ziffern ein Komma, und es heißt demnach:

4	1	3	6	9	8	,	2	7
Hunderttausender	Zehntausender	Tausender	Hunderter	Zehner	Einer		Zehntel	Hundertel

Der Bruch nach den ganzen Einheiten, wie hier 2/10, 7/100, heißt ein zehntheiliger oder Decimalbruch, weil der Nenner desselben durch 10 theilbar ist. — Noch gibt es ein gewisses System der figurirten Zahlen, oder Reihen der Polygonal- oder vieleckigen Zahlen; dieses sind besondere Zahlenreihen, die bei der Lehre der Progressionen abgehandelt werden, aber sehr wenig practischen Nutzen haben. P. S.

Zähne. Unter allen Knochen des menschlichen Körpers sind die Zähne, die Ohrknöchelchen ausgenommen, die kleinsten; aber dessen ungeachtet sind sie für die Schönheit und Gesundheit sehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Rundung und Fülle des Gesichts davon abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen von ihnen zuerst gekaut und durch sie zermalmt werden müssen, und schlechte Zähne schlechte Säfte im Munde zum Begleiter haben, welche sich dann gleich mit den überdieß unvollkommen gekauten, und also minder leicht verdaulichen Speisen mischen. Zugleich können mehrere Buchstaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgesprochen werden, und die Zähne sind daher auch für die Aussprache sehr wichtig. Die meisten Menschen achten auf ihre Zähne viel zu wenig, weil sie diese Verhältnisse übersehen, und daher gibt es so wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne im Verlauf oder gegen das Ende des sechsten Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im dritten und vierten halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, weil sie vom siebenten Jahre an allmählig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben sollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachsene in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Augenzähne; die übrigen heißen Backenzähne, wovon die zwei hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie spät, oft erst im 25sten Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man den außer dem Zahnfleische stehenden Theil), den Körper, den Hals, der vom Zahnfleische bedeckt ist, und eine oder mehrere Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen sind. Die Schneide- und Hundszähne haben nur eine, die Backenzähne mehrere, zwei bis drei Wurzeln. Die Krone der Zähne ist der wichtigste Theil. Sie ist mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel Beider leicht Risse bekommt. Ist das, so wird dann die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft Preis gegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dieß ist dann die gewöhnlichste Ursache der schlechten, schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zartes Nerven- und Blutgefäßchen liegen, so können auch leicht Krankheitsschärfen darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von innen heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venerische Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu erhalten, muß man sich daher vor zu heißen, wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten den schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeissen sehr harter Körper, das Zerknacken von Nüssen meiden, keine Faden abbeissen, keine Knoten aufbeissen, weil die Zähne durch das Erstere im Schmelz beschädigt werden, und das Letztere sie bis tief in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht,

und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die übrige ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Sehr starke Säuren aller Art lösen den Schmelz der Zähne auf, und müssen daher sorgfältig vermieden werden. Süßigkeiten scheinen ihnen, in wie fern sie durch Gährung Säure entwickeln, auf gleiche Weise nachtheilig zu werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden daher in der Länge auf die empfindlichste Weise, ob sie schon für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstocher, das Stochern mit Nähnadeln, Zahnpulver von Bimsstein, Korallen, Cremortartari ꝛc., Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. — Leute, die viel Fleisch, wenig Brot genießen, nicht die allerbeste Verdauung haben, Tabak rauchen, finden, daß der Schleim im Munde sich an den Zähnen ansetzt, und den Weinstein erzeugt; ein Niederschlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile; er nimmt vorzüglich die Punkte des Zahnes ein, welche bei dem Essen am wenigsten in Berührung kommen, also die untern Theile überhaupt, dann die tiefern, zwischen Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleisch begränzten Punkte. Das Zahnfleisch wird nach und nach dadurch abgetrennt, Verderbniß, häßlicher Geruch aus dem Munde sind die unausbleibliche Folge. Um ihm zuvorzukommen, muß man täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Wasser und einer harten Zahnbürste reinigen. Wo er schon ist, muß man ihn vom Zahnarzte entfernen lassen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weise verhüten. Den Brand an den Zähnen kann man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle entfernen, oder durch Arzneien, Plombiren aufhalten, so daß der Zahn noch viele Jahre gebraucht werden kann. Die berühmtesten Zahnpulver für die Reinigung der Zähne sind das Hufelandische, das C. Schmidtische, das von D. Becker in Leipzig, das Angermannische u. s. f. — Da die mit dem Brande der Zähne entstehenden Schmerzen oft unerträglich sind, und auch außerdem dergleichen Schmerzen entstehen, so ist das Herausnehmen derselben eben so gewöhnlich, als der Verlust der angefressenen Zähne durch allmählige Zerstörung auch da ist, wo sie nicht herausgenommen werden, und je wichtiger sie doch für Sprache ꝛc. sind, desto mehr dachte man darauf, diesen Verlust durch künstliche Zähne zu ersetzen. Man bediente sich dazu gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt macht man sie aus Wallroß-, aus Kuhzähnen, Elfenbein; indem der künstliche Zahn entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt wird. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegen stehenden, natürlichen geschadet werde, daher es auch noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondis Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat. * r.

Zähringen, ein Dorf mit 800 Einwohnern unweit Freiburg im ehemaligen österreichischen Breisgau, jetzt im Dreisamkreise des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schlosse gleiches Na-

mens, von welchem die alten Herzoge von Zähringen, die Ahnherren des jetzigen großherzoglich-badenschen Hauses, sich nannten. Das Schloß Zähringen, dessen Erbauung gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts fällt, war ein Eigenthum der Familie der Bertholde, Grafen im Breisgau, welche unter die edelsten und angesehensten Großen in Deutschland gehörten. Der erste von ihnen, dessen Geschichte etwas bekannter ist, war Berthold I., der bei dem Kaiser Heinrich III. in Ansehen stand, Herzog in Kärnthen wurde, und 1078 starb. Seine Nachkommen führten den herzoglichen Titel, ohne ein eigentliches Herzogthum zu besitzen, und trugen denselben (ungefähr 1130) auf ihr Schloß Zähringen über. Der Stamm dieser Herzoge von Zähringen starb 1218 aus. Ein jüngerer Sohn Bertholds I., Herrmann I., hatte die Grafschaft Hochberg im Breisgau und den Markgrafentitel erhalten. Der Sohn dieses Letztern erhielt auch (1140) Baden, nahm zuerst den Titel eines Markgrafen von Baden an, und wurde der Stammvater der ganzen nachmaligen markgräflichen, jetzt großherzoglichen Familie von Baden. Das Schloß Zähringen kam mit dem ganzen Breisgau in der Folge an die ehemaligen Grafen, jetzt mediatisirten Fürsten von Fürstenberg in Schwaben, und wurde von diesen, nebst andern Besitzungen, im J. 1367 an die Herzoge Leopold und Albrecht von Oesterreich für 55,000 fl. verkauft. Der Breisgau blieb im Besitze des Hauses Oesterreich, bis dieses ihn im Preßburger Frieden (im December 1805) an Baden abtrat, und Letzteres vereinigte dadurch mit sich das Stammland der alten Herzoge von Zähringen. Der jetzt regierende Großherzog stiftete am 26. December 1812 einen neuen Haus-Orden des Zähringischen Löwens, dessen Decoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darstellt. (Vergl. d. Art. Baden.)

Zajonczek (Joseph, Fürst), Vicekönig des Königreichs Polen, gehört zu den historisch-merkwürdigen Charakteren unserer Tage. Er ward am 1. Nov. 1752 zu Kaminieck geboren, ist also 66 Jahre alt. Wie alle junge polnische Edelleute, widmete er sich dem Kriegsdienste. Er wurde Lieutenant in einem Infanterieregiment und durchlief die darauf folgenden Grade so schnell, daß er schon in einem Alter von 32 Jahren, am 19. Nov. 1784, zum Obristlieutenant des Regiments Bulama ernannt wurde. Viertehalb Jahre darauf, am 4. Mai 1793, ward er Obrist und Chef dieses Regiments. Auf diesem Posten nahm er an dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, thätigen Antheil. Er bekämpfte in vielen Gefechten die damaligen Feinde seines Vaterlandes mit großem Ruhme, und zeichnete sich so aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Der Ausgang dieses Kampfes ist bekannt. Das Glück begünstigte die Sache der Polen nicht, und mit vielen seiner Landsleute verließ nun der General Zajonczek seine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu suchen. Auf dem Wege dahin ward er indeß in Gallizien angehalten. Er und sein Bruder, der Mitglied des hohen polnischen Nationalraths gewesen war, wurden verhaftet und in die Festung Josephstadt eingeschlossen. Als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Paris, wo er eine militärische Anstellung suchte. Man schickte ihn zu der französischen Armee in Italien, bei der er den Grad eines Brigadegenerals bekleidete. Die tapfere polnische Legion trug das Ihrige zu den Erfolgen der französischen Waffen in Italien bei, und überall, wo sie gebraucht wur-

e, behauptete auch der General Zajonczek einen ausgezeichneten Platz. Hierdurch war er Napoleon Buonaparte bekannt und lieb geworden. Dieser nahm ihn daher mit sich, als er die denkwürdige Expedition nach Aegypten unternahm. Auch in diesem Himmelsstriche focht der General Zajonczek mit großer Unerschrockenheit und Einsicht, und ehrenvoll erwähnt findet sich sein Name in den Berichten von den mehresten Treffen, welche die sogenannte Armee des Orients lieferte. Zur Belohnung dafür ward er im J. 1802 durch einen Beschluß des damaligen ersten Consuls Buonaparte zum Divisionsgeneral ernannt. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten übertrug ihm derselbe den Oberbefehl über eine Division französischer Truppen in Italien. Der Divisionsgeneral Zajonczek begleitete gleichfalls Buonaparte, als er im J. 1812 den Zug gegen Rußland unternahm. An der Spitze eines französischen Armeekorps riß ihm in diesem Feldzuge eine Kugel das eine Bein weg, dessen Stelle jetzt ein hölzernes ersetzt. Seit diesem Unfall diente der tapfere General Zajonczek nicht mehr in den Reihen der französischen Truppen. Eine höhere Bestimmung gab ihn seinem Vaterlande wieder. Im Jahre 1815 ernannte ihn der Kaiser Alexander, als König von Polen, zu seinem Statthalter, Vicekönig oder Namiestnik, worüber die ganze polnische Nation erfreut war.

Zaleucus, der Gesetzgeber der Republik Locris, einer griechischen Colonie in Großgriechenland (s. d. Art.). Er lebte ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt, und war ein Schüler des Pythagoras. Von seinen Lebensumständen, so wie von seiner Gesetzgebung, ist wenig bekannt, nur einige fragmentarische Nachrichten darüber sind von den alten Schriftstellern aufbewahrt worden. Seine Gesetze scheinen sehr streng gewesen zu seyn. Um den Luxus zu unterdrücken, verordnete er, daß nur öffentliche Dirnen Geschmeide von Gold und Edelsteinen tragen sollten. Der Ehebruch sollte mit dem Verluste beider Augen bestraft werden. Der Sohn des Gesetzgebers selbst wurde überführt, dieses Verbrechen begangen zu haben. Aus Achtung für den Vater hat das Volk inständig, dem schuldigen Sohne die Strafe zu erlassen; aber Zaleucus blieb unerbittlich. Um jedoch die Regung der väterlichen Liebe mit der Strenge des Gesetzes zu vereinigen, ließ er zuerst sich selbst und dann dem Sohne ein Auge ausstechen. Ein sehr charakteristischer Zug, der an das Beispiel eines Regenten einer bekannten deutschen Provinz erinnert, der, vor etwas mehr als hundert Jahren, die auf den Ehebruch gesetzte Todesstrafe abschaffte, weil er sich bewußt war, daß er diese Strafe mehr als einmal zu leiden schuldig gewesen wäre. Das Beispiel strenger Gerechtigkeit, das Zaleucus dadurch gab, soll, nach der Versicherung der Schriftsteller, die Folge gehabt haben, daß man, so lange er lebte, von keinem Ehebruche zu Locris etwas hörte. Um seine Gesetze immer aufrecht zu erhalten, verordnete Zaleucus, daß jeder, der einen Vorschlag zu einem neuen Gesetze machen wollte, mit einem Stricke um den Hals erscheinen sollte, damit man ihn sogleich erdrosseln könnte, wenn sein Vorschlag nicht für besser als das schon bestehende Gesetz befunden würde.

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen Domenichino, ein berühmter Mahler der lombardischen Schule, geboren zu Bologna 1581. Er war ein Schüler von Calvart — einem Niederländer, der zu Bologna eine Schule errichtet hatte — und der Caracci. Sein Talent entwickelte sich langsam, aber er ersetzte

diesen Naturfehler durch unabläßigen Fleiß und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruhm. Seine Kunstgenossen beneideten ihn, und erregten ihm manchen Verdruß. Aus Unmuth darüber, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, starb er zu Neapel 1641 im 60sten Jahre. Zampieri war auch zugleich ein guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die päpstlichen Gebäude. Der Palast und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati sind nach seiner Angabe eingerichtet. Man schätzt in seinen Gemählden vorzüglich die Composition. In Frescogemählden ist er meisterhaft. Nicht immer so in Oelgemählden. Seine Zeichnung ist groß und correct, besonders ist der Ausdruck in den Gesichtszügen ganz vortrefflich. Für ein Meisterstück wird sein heiliger Hieronymus in einer Kirche zu Rom gehalten. Man erzählt von diesem Gemählde eine Anekdote, die der Bescheidenheit des Künstlers große Ehre macht. Er fand einst in der Kirche, wo das Gemählde aufgehangen war, einen Mahler, der es copirte. Zampieri rieth ihm, einige Fehler des Originals zu verbessern. Der Mahler, der Zampieri nicht kannte, ward unwillig über diese Aeußerung, und bot ihm Pinsel und Pallette an, um es selbst zu thun. Zampieri nahm die Ausforderung an, wendete dem Originale den Rücken zu, und verbesserte die angezeigten Fehler desselben in der Copie des fremden Mahlers, der darob höchlich erstaunte. Zampieri's Originalgemählde werden nicht so gar häufig angetroffen; selbst die sonst so reiche dresdner Gallerie besitzt keins derselben. Verschiedene seiner Gemählde sind in Kupfer gestochen worden.

Zannotti (Francesco Maria), Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war 1692 zu Bologna gebohren, als der jüngste von achtzehn Geschwistern. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon im J. 1718 übertrug ihm der Senat von Bologna den Lehrstuhl der Philosophie an der dortigen Universität zugleich mit der Bibliothekarstelle. Im J. 1723 ward er Secretär und 1766 Präsident jenes Instituts. In diesem Zeitraum erschienen seine wichtigsten Werke. Vertraut mit der Dichtkunst, übte er sie nicht nur mit Erfolg sowohl in toskanischen und lateinischen Versen, sondern schrieb auch fünf Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er nach dem Wunsche Benedicts XIV. auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte diese in einer dritten. Alle drei Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in demselben Jahre vereint zu Bologna. Dieselbe Schönheit der Schreibart, wie in den genannten, finden wir auch in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Körper, die zugleich an tiefen und erhabenen Ideen reich sind. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie des Instituts, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Ueberdies enthalten die Schriften dieser Gesellschaft von ihm

hrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische und phy-ılische Gegenstände. Noch erwähnen wir sein Werk De viribus ntralibus, worin er die Lehre Newtons von den Centralkräften beitert und erläutert vortrug. — Er starb im J. 1777.

Zante, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ioni-en Meere an der Küste Griechenlands, welche die sogenannte nische Republik (sieben Inselnrepublik, s. d. Art.), oder, e sie jetzt heißen: die vereinigten Staaten der ionischen nseln, bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach d nach den Griechen und Römern, später den Neapolitanern un-rthan, und wurde gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts der errschaft der Venetianer unterworfen, welche sie über 400 Jahre ndurch besaßen. Im J. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in e Gewalt der Franzosen, denen sie 1799 von den Russen wieder trissen wurde. Seitdem hat sie einen Theil der Republik der ver-nigten ionischen Inseln ausgemacht, die durch den am 5. Novem-r 1815 zu Paris zwischen Rußland und England geschlossenen ractat unter den unmittelbaren und ausschließenden Schutz Groß-itanniens gestellt wurde, und die sich selbst eine Constitution ge-eben hat, welche unlängst von dem Regenten Englands sanctionirt orden ist. Die Insel Zante ist vier Quadratmeilen groß, und at über 30,000 griechische Einwohner. Sie ist großentheils an den üsten mit Bergen und Felsen umgeben, hat aber in der Mitte und ach Mitternacht zu sehr schöne Ebenen. Dem Erdbeben ist sie sehr usgesetzt, und wurde im J. 1791 dadurch stark beschädigt. Sie ist ehr fruchtbar an Oel und Wein, bringt aber wenig Getreide her-or, weil fast alle Ländereien zum Weinbau gebraucht werden; an Holz ist Mangel. Die Einwohner treiben einen beträchtlichen Han-el mit getrockneten Weintrauben (kleinen Rosinen oder sogenannten Corinthen), wovon jährlich gegen 6 Millionen Pfund erbaut werden. Auf der ganzen Insel sind gegen 50 Flecken und Dörfer. Die Haupt-tadt Zante ist groß, hat 12,000 Einwohner und einen guten Ha-fen. Die Insulaner können jetzt unter dem Schutze Englands ihren Handel ungehindert treiben.

Zappi (Giovanni Battista Felice), geboren zu Imola im J. 1667, gehört zu den besten italienischen Dichtern seines Zeitalters. Nachdem er zu Bologna die Rechte studirt und darin so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß ihm schon in seinem dreizehnten Jahre die Doctorwürde ertheilt worden, begab er sich nach Rom, wo er bald nicht bloß als Rechtsgelehrter, sondern auch als Dichter glänz-te. Er war einer der Stifter der Akademie der Arcadier, in wel-cher er den Namen Tirsi Leucasio annahm, und der er zur beson-dern Zierde gereichte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet alle seine Poesien aus; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des Gesuchten und Gekünstelten treffen. Seine Talente hatten ihm die Gunst Clemens XI. erworben, der ihm zu ansehnlichen Pfründen Hoffnung gemacht hatte. Aber noch ehe er zu ihrem Besitz gelangt war, starb Zappi im J. 1719. Seine Gattin, Faustina Maratti, die Tochter des berühmten römischen Mahlers Cavaliere Carlo Ma-ratti, war nicht nur durch Schönheit, sondern ebenfalls durch Dich-tertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglauro Cidonia.

Zarskoje Selo (eigentlich Sarskoje Selo, d. i. Sara's Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Besitzerin, als der

Ort noch ein bloßes Dorf war), ein kaiserliches Lustschloß, 25 Werste oder 3 1/2 deutsche Meile südlich von Petersburg entfernt, von wo aus eine Chaussée durch sehr einförmige Gegenden führt. Catharina I. legte hier ein Lustschloß an, das Elisabeth (1744) vergrößerte und verschönerte, und dem Catharina II., deren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Kostenaufwande seine dermalige Pracht und herrlichen Anlagen verschaffte. Das große drei Stockwerke hohe Schloß ist inwendig und auswendig prächtig verziert, selbst die äußern Gesimse und architektonischen Verzierungen sind vergoldet; doch ist, mit Ausnahme dessen, was Catharina II. erst schuf oder veränderte, das meiste in antikem Geschmack. Man bewundert vorzüglich die große Paradetreppe, den Saal mit Spiegelwänden, die Capelle, die Porzellanzimmer und den Bernsteinsaal, in welchem die Wände von oben bis unten mit Bildhauerarbeit aus Bernstein verziert sind. Die Zimmer enthalten prächtige Meublen und schöne Gemählde, auch ist hier eine Gallerie mit Bronzen, von Künstlern der petersburger Kunstakademie verfertiget. In den Gärten, die in englischem Geschmack gut angelegt sind, findet man eine Eremitage mit Statuen und Vasen, römische und gothische Tempel, Pyramiden, und unter mehrern Säulen und Obelisken, auch Monumente und Triumphbogen, welche Catharina II. einigen Männern, die sich unter ihrer Regierung auszeichneten, dem Grafen Romanzow und den Brüdern Orlow, hier errichtete. Zwei andere kaiserliche Lustschlösser, Gatschina und Pawlowsk, liegen in geringer Entfernung von Zarskoje Selo.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, Laterna magica, heißt ein optischer Apparat, mittelst dessen kleine auf Glas gemahlte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand dargestellt werden können. Die Vergrößerung geschieht durch zwei in eine verschlossene Laterne gesetzte Linsengläser, von denen das erste die Strahlen so auf das zweite sendet, als ob sie von einem entlegnern Gegenstande kämen, als das Gemählde ist. Dadurch wird die Länge des Apparats beträchtlich vermindert, indem man das Gemählde dem ersten Glase näher als sonst bringen kann. Um das Bild desto stärker zu erleuchten, ist an der Rückwand der Laterne ein Hohlspiegel angebracht, in dessen Brennpunkte sich eine brennende Lampe befindet. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Sonnenmikroskops geleitet.

Zauner (Franz), Hofbildhauer, Professor und Rath der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien, wie auch seit 1806 Direktor der dazu gehörenden Mahler- und Bildhauerklasse, ist geboren zu Konutzberg (nach Andern Kauns) im deutschen Tyrol 1746 (nach Andern 1748). Die Lust zur Bildhauerei zeigte sich früh bei ihm, er bildete sie bei einem Vetter, der Bildhauer war, aus. Der Trieb, sich zu vervollkommnen, brachte ihn nach Wien. Er kam 1766 dort an, arm an Geld, aber reich an Enthusiasmus und Kunsteifer. Er arbeitete fünf Jahre bei dem geschickten Professor Schletterer. Jede Nebenstunde benutzte er, um theils nach der Natur, theils nach den wenigen vorhandenen Abgüssen der Antiken sich zu bilden, und so bahnte sich sein Genie den eigenen Weg, frei von dem Zwang der Schule. Er arbeitete unter dem Hofbildhauer Bayer an der Verzierung des Gartens zu Schönbrunn. Rastloses, selbst in der Nacht fortgesetztes Studium brachte ihn so weit, daß er nun wünschte, unter eigenem Namen etwas Schönes auszuführen. Bald

nd sich Gelegenheit. Es sollten Statuen zu einigen Brunnen in
chönbrunn verfertigt werden. Zauner meldete sich deshalb bei dem
nstliebenden Fürsten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen
n Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten. Es sollte die drei
ößten österreichischen Flüsse mit ihren Attributen vorstellen. Das
odell wurde zur bestimmten Zeit fertig, erhielt allgemeinen Bei-
ll und Zauner führte es nun im Großen aus. Er erwarb sich da-
rch die Gunst der Kaiserin Königin Maria Theresia, so wie des
ürsten Kaunitz, und wurde 1776 als Pensionär des Hofes nach
om geschickt, wo er sich vier Jahre hindurch theoretisch und prak-
sch ausbildete. Eben wollte er nach Neapel reisen, als er 1781
ach Wien zu der erledigten Professur der Bildhauerkunst berufen
urde. Dort führte er das in unbestimmte Manier ausgeartete Stu-
ium der Bildhauerei auf richtigere Grundsätze zurück, die ihm die
atur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eigenen Wer-
n führte er folgende aus: Klio, die Muse der Geschichte, sitzend
argestellt, in carrarischem Marmor, für den Fürsten Kaunitz. Das
enkmal der gräflich Friesischen Familie zu Weißlau. Vier colossale
eibliche Caryatiden, am Portal des Palais des Grafen von Fries
m Josephsplatze zu Wien. Zwei Brustbilder Kaisers Franz II.
ymen, im Museum des Grafen von Fries. Die in Bronze gegos-
ne colossale Bildsäule, die Kaiser Franz II. seinem Oheim Kaiser
oseph II. zu Ehren auf dem Josephsplatze bei der kaiserlichen Burg
n Wien 1807 errichten ließ. Da dies sein berühmtestes Werk ist,
rlauben wir uns, etwas Näheres darüber zu sagen. Nach der
dee des Künstlers sollte dies Monument einfach, edel und erhaben
eyn, wie es der große Monarch selbst war. Er wählte daher den
Moment zur Darstellung, wie der geliebte Herrscher in ruhigem
Schritt zu Pferde sitzt, den Arm sanft vor sich hingestreckt, und in
er Mitte seines Volks, für dessen Wohlfahrt wachend, einher reitet.
Durch das römische Costum, durch die Architektur des Piedestals,
nd durch die Wahl der Ornamente, suchte er das Ganze im reinen
ntiken Geschmack zu halten. In den Basreliefs bezeichnete der
Künstler Josephs Reisen, und seine Liebe für Ackerbau, Handel und
Wissenschaften. Diese Bildsäule ist jetzt fast die größte in Europa.
Professor Zauner veranstaltete den Guß in Bronze ganz nach einer
on ihm selbst ausgedachten Methode, welche von dem Verfahren, das
n Mariette's Werke über den Guß der Statue Ludwigs XIV. an-
egeben ist, sehr wesentlich verschieden war. Er erhielt die Erlaubniß,
ie Statue erst im Kleinen zu gießen; hierbei sowohl als bei dem
o schwierigen Guß im Großen bestätigte der glücklichste Erfolg alle
Erwartungen, so daß der Künstler mit dem belohnendsten Vergnü-
gen am 19. Sept. 1800 die Figur des Kaisers und am 26. Febr.
803 die Figur des Pferdes in der möglichsten Vollkommenheit aus
er abgenommenen Form hervorkommen sah. Um sich leichter eine
dee von der Größe dieser prachtvollen Statue zu machen, fügen
ir hinzu, daß allein zur Figur des Kaisers 354 Centner Metall,
nd zum Pferde 374 Centner Metall gebraucht wurden, und daß in
em Körper des Pferdes 23 starke Männer Platz hatten, ohne ge-
fängt zu werden. Das Denkmal Kaisers Leopold II., vom Pro-
essor Zauner in weißem Marmor gearbeitet, befindet sich in einer
Seitencapelle der Augustiner-Hofkirche in Wien. Es stellt diesen
Monarchen auf einem Sarkophage liegend vor, in geharnischtem An-
uge mit römischem Mantel. Ueber ihm gebeugt weint die weinende

Germania, im langen Trauermantel. Außerdem hat man von diesem großen Künstler viele Büsten noch lebender Personen in Marmor, welche die treffendste Aehnlichkeit und den passendsten Ausdruck mit einer sehr feinen Ausarbeitung vereinen. W.

Zeche. Dieses Wort soll ehemals so viel als Innung, Zunft bedeutet haben, und in diesem Sinne noch in Straßburg üblich seyn. Gegenwärtig ist es ein bergmännischer Ausdruck, und man versteht darunter ein nach einem bestimmten Maße abgemessenes Feld oder Gegend, wo unter der Erde durch Stollen oder Schachte gebaut wird: es ist in diesem Sinne eben so viel als Berggebäude, Grubengebäude oder Grube. Wenn, wie gewöhnlich, mehrere Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe (s. d. Art.) heißen. Nach diesen Kuxen werden sodann entweder die Kosten oder Zubuße zusammengebracht, oder der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerken vertheilt. In der bergmännischen Sprache sind viele mit dem Worte Zeche zusammengesetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um die Anstalten und Arbeiten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und sie auf der Zeche arbeiten lassen; das Gegentheil davon heißt, die Zeche liegen lassen, die Arbeit dabei einstellen. Zechregister heißt die Rechnung über Einnahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — Zeche heißt auch so viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche (umzechig, zechum), wechselsweise, einer um den andern. Auf dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrschaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich heißt Zeche so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne, die bei einer Sache aufgelaufenen Unkosten bezahlen müssen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Worte Zecca, die Münze, wo das Geld geprägt wird), war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republick Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Ländern, z. B. päpstliche, türkische, im Italienischen auch Zechinen. Die florentiner Dukaten heißen Gigliati, und die kaiserl. österreichischen, besonders die kremnitzer Dukaten, werden in Italien Ungheri genannt. Die venetianischen Zechinen waren den ungarischen Dukaten am Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig selbst mehr als diese. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin diese Goldsorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren. Vom Zechin ist der Dukaten (dieser Name stammt ebenfalls aus Venedig, s. d. Art. Ducaten) unterschieden; es gibt in Venedig Gold- und Silberdukaten (Ducati d'oro, d'argento); auch in Neapel sind Silberdukaten gewöhnlich.

Zehnte ist eine Naturalabgabe, welche vom rohen Ertrage der Urproduction im Verhältniß einer bestimmten Quote erhoben wird. Diese Quote beträgt nicht immer, wie man aus der Benennung schließen könnte, den zehnten, sondern bisweilen den 8ten oder 12ten

t. Theil vom Ganzen des rohen Ertrags. Die Entrichtung dieser
lbgabe geschieht bald an den Staat, bald an die Kirche, bald an
Privatpersonen. Der Zehnte wird entweder bloß von den Früchten
efodert, welche Grund und Boden trägt, oder von den durch die
andwirthschaft gewonnenen Thieren; jener heißt Fruchtzehnte,
ieser Blutzehnte, Fleischzehnte, Schmalzehnte. Der-
nige Zehnte, welcher von neu urbar gemachtem Lande, vom Rott-
nd, entrichtet wird, heißt Novalzehnte oder Neubruchs-
ehnte. „Von allen je ersonnenen Abgaben," sagt Arthur
oung mit Recht, „ist der Zehnte am verderblichsten; eine wahre
Brandschatzung, welche das Einkommen des Landmanns so stark an-
reift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke
n Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen
riege gegen einander liegen die, welche den Zehnten heben und die,
elche ihn entrichten. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleich-
eit ist diese Abgabe die ungleichste von allen, und verdient schon
n dieser Hinsicht den bittersten Tadel. Diese Ungleichheit entsteht
adurch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben
ird, welches letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung seyn
arf. Es gibt nämlich so fruchtbare Districte, daß die Hälfte ihres
ohen Products völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem ge-
öhnlichen Gewinnst wieder zu erstatten, so daß die Hälfte oder fünf
ehntheile als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleiben; da-
gen gibt es wieder andere, die sehr unfruchtbar sind, deren Anbau
große Kosten verursacht und deren Product so gering ist, daß zur
Wiederersttattung des angelegten Kapitals mit dem gewöhnlichen Ge-
innst vier Fünftheile der ganzen Ernte gehören, so daß nur 1/5
der 2/10 der Ernte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig blei-
en. Der Zehnte kann also auf einem fruchtbaren Boden nur den
inften Theil der Rente und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der
ente wegnehmen. Und eben so wie durch ihre Ungleichheit wirkt
ese Abgabe auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreich-
um, daß sie jede kostspielige Verbesserung und Vervollkommnung
r Bodencultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr
mer mit erntet, wiewohl er zu den Kosten, welche den höhern
rtrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der Zehntpflich-
ge von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden.
uch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den
nbau minder einträglicher Produkte mit dem Anbau ergiebigerer zu
rtauschen, weil diese nicht so leicht gezehntet oder nicht so gut vom
ehntherrn benutzt werden können. So konnte man nach Adam
Smiths Versicherung in England erst versuchen, den Krappbau
npor zu bringen, nachdem eine Parlamentsacte erschienen war,
elche verordnete, daß von jedem mit Krapp bestellten Acker Feld
att des Zehnten fünf Schillinge entrichtet werden sollten; und der
nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaues und der Obst-
ltur thut in mancher Gegend von Deutschland nichts mehr Eintrag
s die Furcht, den Haupttertrag dieser Benutzungsweise der Felder
m Zehntherrn überlassen zu müssen, der ernten will, wo er nicht
säet hat." — Mit Recht ist daher den Regierungen die Ab-
schaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maßregeln anzu-
mpfehlen, eine solche Abschaffung aber ohne Entschädigung des
ehntherrn wäre Ungerechtigkeit. Gehört der Zehnten dem Staate,
ist er zur Bestreitung des Staatsaufwandes bestimmt, und die

Lücke in der Staatskasse, welche durch die unbedingte Aufhebung des Zehntens entstehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen Bürger ergänzt werden; sind aber Privatpersonen die Zentherren, so darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Ersatz abschaffen, ohne eines Eingriffs in wohl erworbene Rechte sich schuldig zu machen. Alles kommt demnach hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine so wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtigte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige etwas zum Nachtheil Jenes gewinnt; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man die Grundstücke nach einem Durchschnittsertrage von mehrern Jahren abschätzt und darnach den Theil, welcher dem Zehntherrn jährlich gebührt, bestimmt; immerhin mag dann dieser Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert oder nach dem Marktpreise in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf solche Weise der Zweck erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbesserung der Bodenkultur nicht abgeschreckt und nicht gehindert wird, seine Grundstücke nach freier Willkühr zu benutzen. K. M.

Zeichnungskunst ist die ältere Schwester der Mahlerei und wird später der Zögling der Geometrie. Umschreibungen durch Linien und Versuche, durch solche auf einer Fläche dasjenige täuschend darzustellen, was wir in der Natur in gerundeten Formen erblicken, dies ist der Anfang alles Zeichnens. Skiagraphie nannte man bei den Griechen solche Linearversuche, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben. Der altgriechischen Sage nach, wurden Zeichnung und Plastik bei derselben Gelegenheit erfunden, denn die Tochter des Dibutades, welche den Schatten des Profiles ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, welchen der Vater dann ausschnitt und in Thon modellirte, wird uns als erste Zeichnerin genannt, so wie der Ritter Sanrias, welcher mit dem Speere den Schatten seines Lieblingsrosses umschrieb, als erster Zeichner. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung, sie will uns Erscheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da sind; nur durch den geistigsten Sinn, nur durch das Auge, spricht sie zu uns, sie läßt sich nicht begreifen, dem tastenden Gefühl bleibt sie fremd. Sie bestimmt die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch die Hülfe der Perspektive. So wie die Plastik schon ihrer Natur gemäß sich eignet, die höchsten Ideale schöner Körperformen zu schaffen und darzustellen, so ist die Zeichnung geeigneter zur Darstellung übersinnlicher Ideen. Sie spricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den frühesten Versuchen im Zeichnen schon verschiedene Epochen annehmen, die sich fast bei allen Nationen wiederholen: 1. bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe formlose Linien, z. B. ein Oval war ein Kopf ꝛc. 2. Um solche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriß mit schwarzer oder anderer Farbe aus, und zeichnete dann in diesen schwarzen Schattenriß mit Weiß die Augen und Augenbraunen, die Nase und die Haare. Zu allen diesen Abbildungen schrieb man die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir sie auf den älteren Vasen finden; dies sind die alt-ägyptischen Worte mit pelasgischen Buchstaben, die selbst bei alten Reliefs oft angebracht sind; diese Sitte blieb aber bei den Griechen selbst in den blühenden Zeiten der Zeichnungskunst, denn die Figuren der großen Gemählde des Polygnot in der Lesche zu Delphi waren sogar durch Ueberschriften bezeichnet. In der 3ten Epoche fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen

illuminiren, man gab nämlich die Farben der verschiedenen Ge-
inder an, aber alles völlig flach. So stickten Helena und Andro-
ache in Homers Gesängen ihre Teppiche. In der 4ten Epoche be-
erkte man bei dieser Flachmahlerei den Mangel der Rundung.
rdices und Telephanes (wahrscheinlich erdichtete Namen) fingen
, durch das Schraffiren inwendig die Rundung der Körper aus-
drücken. So zeichnete in neuerer Zeit Polydor de Caravaggio
ehrere Fresco's in Rom, wo er sich mit einer einzigen Farbe be-
nügte, die Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man
nnt dies: „al sgrafito“ oder: „peintures hachées.“ Diese
anier zu zeichnen war aber äußerst hart. Philocles und Cleanthes
fanden die Monochromen oder einfarbigen Gemählde (die nicht
it den Monogrammen, oder mit Linien skizzirten Zeichnungen
verwechseln sind); bei den Monochromen wurden die Farben mit
Weiß gemischt, so glich dies der Manier, welche man noch jetzt
n camayeu nennt. Dies bildete den Uebergang aus dem Zeich-
en in das eigentliche Mahlen. Die Griechen waren sehr streng und
enau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer
es Apelles, verlangte, daß seine Schüler zehn Jahre bei ihm aus-
alten mußten. Man konnte drei Lehrstufen annehmen; in der er-
ten wurde Festigkeit der Hand und des Striches erworben, die
Lehrlinge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs
überzogen waren; in der zweiten studirten sie die Feinheit und
den zarten Schwung der Striche, hier arbeiteten sie mit dem Grif-
fel auf geglättete Buchsbaumtafeln und bisweilen auch auf Mem-
branen oder zubereitete mit Wachs überzogene Thierfelle. In der
dritten Lehrepoche mußten sie Leichtigkeit und Freiheit erwer-
ben, hier wurde der Pinsel statt des Griffels genommen, und mit
ihm auf weiße Tafeln schwarze oder rothe, auf schwarze Tafeln wei-
ße Skizzen aufgetragen. Hierzu wurden auch oft gekreidete oder ge-
gypste Tafeln genommen. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten
Vollkommenheit gebracht, und in ihr verherrlichten die größten Mei-
ster ihren Triumph. Der Wettstreit des Apelles und Protogenes in
solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien,
welche ganz die Meisterhand verriethen, ist bekannt. Diese Feinheit
und Reinheit der Umrisse ist auch der Hauptvorzug aller berühmten
Vasengemählde; etwas Hartes und Trocknes erhielten selbst die auf
solche Umrisse ausgeführten Gemählde, und man kann wohl behaup-
ten, daß diese Art zu zeichnen der Alten, durch den Einfluß der
byzantinischen Schule auf das westliche Europa, auch den frühern
trocknen und magern Styl der altitalienischen sowohl als altdeutschen
Schule veranlaßte. Wir erwähnen die Tetrachromen (dreifarbigen)
und Polychromen (vielfarbigen Gemählde) der Alten nicht wei-
ter hier, weil sie schon ins Gebiet der Mahlerei gehören. Wenn wir
in der neueren Zeit die Zeichnungskunst betrachten, so theilen sich
die Arten zu zeichnen in drei Hauptgattungen ein: mit der Fe-
der, mit der Kreide, und mit Tusche (en lavis). Man zeich-
net theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern
werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber
werden sie ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas
Hartes, Ungefälliges, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leich-
tigkeit, besonders nützlich sind sie für Landzeichner. Es gibt zweier-
lei Arten von Federzeichnungen: entweder wird an der Schattenseite
die Zeichnung mit Schraffirungen (hachures) verstärkt; oder es werden

nur die Umrisse mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht. Dies ist besondes geeignet für architektonische Zeichnungen, so wie auch für historische Skizzen. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowohl der schwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie schabt und sie verwischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Estompes heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die à l'estompe heißt, eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen gehören auch die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe unterwischt. Diese Gattung eignet sich mehr für Miniaturmahler und Dilettanten als für Meister. Das Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels auf weißes Papier mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Biester, mit Indigo oder Karmin gemischt. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung, und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände sehr anwendbar. Alle Zeichnungen werden in fünf Classen eingetheilt: in Gedanken oder erste Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien und Kartons. Die Gedanken sind die ersten Einfälle, die der Künstler aufs Papier wirft, um ein vorhandenes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck ist bloß, den ersten noch rohen Gedanken hinzuwerfen; so wenig man strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch werden sie doch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt sie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); sie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutung aller Kleinigkeiten ausgearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben, oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler auch Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Mahlerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenbeleuchtung in allerlei Stellungen gesetzt, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf den

Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke b weglich sind, gelegt, und darnach gezeichnet; oft werden diese G wänder naß darauf gelegt, um sich desto bestimmter den Formen a zuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. Kartons sin Zeichnungen auf grauem Papier in derselben Größe, als das da nach auszuführende Gemählde. Der Künstler macht sie, ehe er ei Freskogemählde entwirft. Man heftet sie über den frischen Mört einer Decke oder Mauer fest, und fährt mit einem spitzigen Eise über die Umrisse, damit sie in den Mörtel eingedrückt werden. Ma verfertigt auch Kartons, um Tapeten darnach zu wirken. Man h noch verschiedene Hülfsmittel, deren sich die Künstler bedienen, u den Umriß eines Gemählides auf eine andere Leinwand überzutragen; wenn sie es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwu nun auf dem Grund, auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wie derholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen, so wird leicht in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben seyn, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dadurch dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachzeichnen, so muß man einen Calque machen, das heißt: man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemählde: der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geschabter Kreide bestrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stifte nochmals übergeht; dies nennt man calkiren. Die Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten ausspricht. Es wird eben daher, weil hier alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemählde. Die großen Mahlerschulen unterscheiden sich eben so sehr in der Zeichnung, als in der Mahlerei, und ein geübtes Auge wird die Meister eben so leicht in ihren Zeichnungen unterscheiden können, wie in ihren Gemählden. Der Styl der Zeichnung ist bei der ganz altitalienischen Schule eben so hart, trocken und mager, wie bei der altdeutschen, nur daß dort edlere und schönere Formen durchblicken und richtigere Verhältnisse, bei der altdeutschen oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefsinn, der sich mehr zur Poesie als zur bildenden Kunst hinneigt. Später wurde in Italien die römische Schule, durch Raphaels reinen Sinn für Schöne und charaktervolle Formen, und durch sein Studium der Antiken, die ächte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung; die florentinische Schule wollte sie gerade hierin übertreffen, und verlor durch Uebertreibung, was sie an Gelehrsamkeit und streng anatomischem Studium wohl voraus gehabt hätte. Die Meister dieser Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, nur um ihre Muskelkenntniß zu zeigen. Bei den Römern ist jeder Pinselstrich zugleich gemahlt und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinsel bisweilen als ob er nur ein trockner Zeichenstift wäre. In der lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung

durch den zauberischen Farbenschmelz durch, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln gebildet. Bei der venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbengluth, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so sind es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venetianer sind die italienischen Niederländer, denn an dieser ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die franzöſiſche Schule war zu Pouſſins Zeiten sehr correct in der Zeichnung und mit Recht nannte man diesen Meister den franzöſiſchen Raphael; später wurde der Styl äußerst manierirt, erst durch David wurde richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder eingeführt, durch letzteres und sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die neuere franzöſiſche Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar sehr verschiedenen Styl, um so mehr ist er aus eigenem Gemüth und eigenem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen, und diese Eigenthümlichkeit ist gerade sehr löblich; möchte nur nicht eine so große Anzahl deutscher Kunstjünger durch die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verlockt werden! Die neuern italienischen Meister folgen treuer ihren großen Vorbildern und der Natur. Die Zeichnung bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, da die Mahlerei mehr den Körper desselben bildet und die letzte Ausführung (Retouche) die Seele hineinhaucht. Wl.

Zeit ist die Art oder Form, nach der wir unsere Vorstellungen von succeſſiven Dingen ordnen. Sie ist mithin nichts an sich und außer uns Beſtehendes. Je nachdem die Veränderungen, die wir an den Dingen wahrnehmen, und die in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgen — daher auch die Zeit ein ununterbrochen Fortlaufendes ist — schneller oder langsamer nach einander eintreten, ist nach unserer Vorstellung eine kürzere oder längere Zeit verflossen. Ein solches Zeitmaaß gewährt uns die Natur selbst durch die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unserer Erde um ihre Axe. Dies gibt die Sternzeit (s. d. Art.). Für die bürgerlichen Lebensverhältniſſe aber konnte aus wichtigen Gründen die Sternzeit nicht zum Zeitmaaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d. Art.) nehmen. Da diese aber ungleichförmig ist, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau übereinkommt, so nahm man seine Zuflucht zu der Zeitgleichung, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in eine mittlere verwandelte. (S. Sonnenzeit.).

Zeitmaß (ital. Tempo, franz. Mouvement), heißt überhaupt die Beſtimmung der Dauer eines gewiſſen Zeitraumes. Insbesondere aber verſteht man in der Muſik darunter die Beſtimmung des Grades (oder den Grad) der Geſchwindigkeit, in welcher ein Tonſtück vorgetragen werden ſoll. Das Zeitmaß oder Tempo (auch Bewegung genannt), in welchem ein Tonſtück vorgetragen werden kann, hängt vorzüglich von dem Inhalt und Charakter des letztern ab, und so verſchieden dieſer in den verſchiedenen Gattungen von Tonſtücken iſt, ſo verſchieden kann und muß auch der Grad des Zeitmaßes, in welchem ſie vorgetragen werden, ſeyn. Am beſten theilt man wohl das Zeitmaß in drei Hauptbewegungen ein; nämlich: in die langſame, mittelmäßige oder mäßige, und in

die geſchwinde, von welchen drei Hauptbewegungen jede wiederum mehrere Abſtufungen oder Grade hat, die man durch nachſtehende italieniſche Worte zu bezeichnen pflegt. Nämlich: I. in der langſamen Bewegung: Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto. II. In der mittlern oder mäßigen Bewegung: Andante, Maestoso, Pomposo, Andantino, Moderato, Arioso oder Cantabile, Tempo giusto, Allegretto etc. III. In der geſchwinden Bewegung: Allegro, (zuweilen und zwar in der gebundenen Schreibart, auch Allabreve), Vivace, Presto, Prestissimo. Soll der Grad der durch die hier angegebenen Benennungen bezeichneten Langſamkeit oder Geſchwindigkeit der Bewegung noch vermehrt oder vermindert werden, ſo fügt man zur Vermehrung die Worte: assai, molto oder di molto, und zur Verminderung die Worte: Poco, oder un poco, non tanto, non troppo etc. bei; z. B. Largo oder Adagio assai oder di molto, ſehr langſam, aufs langſamſte. Allegro oder Vivace assai oder molto, geſchwinder als das bloße Allegro oder Vivace. Presto assai, ſehr geſchwind. Ferner z. B. Adagio non troppo oder Poco Adagio, etwas weniger langſam. Un poco Allegro, etwas weniger geſchwind. Vivace non tanto, nicht allzulebhaft u. ſ. w. Man hat auch mehrere Maſchinen erfunden, wodurch das Tempo eines Tonſtücks oder eines Satzes feſtſtehend beſtimmt werden kann, und welche man Tactmeſſer oder Chronometer nennt. Die beſten Tactmeſſer aber ſind und bleiben wohl immer Geſchmack, Einſicht, richtiges Gefühl und Erfahrung.

Zeitalter, die vier, (Mythol). Der Gedanke, daß es einſt eine vollkommen glückliche Zeit des Menſchengeſchlechts gegeben habe, und dieſe durch die allmählige Verſchlimmerung des letztern verſchwunden ſey, hat, ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menſchen, theils für die Phantaſie der Dichter etwas zu Reizendes, als daß man ſich darüber wundern ſollte, daß dieſe letztern ſchon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Man würde ſich vielmehr über das Gegentheil wundern müſſen. Die erſten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend ſeyn ſollende Beſchreibung dieſes Zeitalters und ſeiner allmähligen Verſchlimmerung hinterlaſſen haben, ſind Heſiodus und Ovid (ſ. d. Art.). Nach der Dichtung, die der letztere in ſeinen Metamorphoſen aufſtellt, folgten, ſeit der Entſtehung des Weltalls, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1. das goldene Zeitalter, unter der Regierung des Saturn (ſ. d. Art.). Da lebten die Menſchen frei, ohne Geſetz und ohne Richter; ſie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Krieger und Kriege; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden; es herrſchte in dieſem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiters Regierung folgte 2. das ſilberne Zeitalter: Jupiter theilte das Jahr in vier Jahreszeiten. Die Menſchen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuſer zu beziehen und das Feld zu bauen. Nun trat 3. das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem ſchon Wildheit und Liebe zu den Waffen ſich zeigte, doch aber die Menſchen ſich noch keiner Verbrechen ſchuldig machten. Endlich erſchien 4. das eiſerne Zeitalter. In dieſem hörte Treue und Redlichkeit auf, und Betrug, Hinterliſt, Habſucht und Gewalt traten an ihre Stelle. Man fing

an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen: es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Asträa (s. d. Art.) floh zum Himmel zurück. In diesem Zeitalter wagte es sogar ein boshaftes Geschlecht von Menschen, den Himmel zu stürmen (s. Giganten), bis endlich Jupiter, der Bosheit des Menschengeschlechts überdrüssig, mit Beistimmung der übrigen Götter, um die Zeit des thessalischen Königs Deucalion, durch eine allgemeine Ueberschwemmung das ganze Menschengeschlecht vertilgte. Nur Deucalion und seine Gemahlin Pyrrha blieben übrig. Sie warfen auf einen Ausspruch des Orakels der Themis Steine hinter sich, aus welchen ein neues Menschengeschlecht erwuchs. — Diese Darstellung Ovids, die in neuern Zeiten Ditters von Dittersdorf (s. d. Art.) mit vielem Beifall musikalisch nachgebildet hat, ist von Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Leibrenten.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekannt zu machen, Ideen in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen und dadurch die geistige Cultur zu befördern, endlich auch durch öffentliche Anzeigen den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, war in den ältern Zeiten ganz unbekannt. Es ist eine Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und eines regelmäßigen Postenlaufs begünstigt wurde, und nun eine fast unübersehbare Ausdehnung erhalten hat. Die Bedeutung des Wortes Zeitung als Nachricht von einer geschehenen Begebenheit, ist längst veraltet. Dermalen versteht man bekanntlich unter Zeitungen periodische, geschriebene oder gedruckte Nachrichten von den von Zeit zu Zeit vorgefallenen Begebenheiten. Das Wort kommt jedoch nicht von Zeit her, sondern von dem alten, noch im Englischen gebräuchlichen Worte tidings, geschehene Sachen, Begebenheiten. Die Zeitungen unterscheiden sich, ihrem Inhalte nach, in politische, gelehrte, Kunst-, Handelszeitungen ꝛc., einige beschränken sich bloß auf besondere Classen (Zeitungen für die Jugend, für die Landleute); noch andere sind bloß für die Geschäfte des bürgerlichen Lebens bestimmt (Intelligenzblätter, Anzeigen ꝛc.). Daß die Zeitungen, außer der angenehmen Unterhaltung, einen großen und wesentlichen Nutzen gewähren, bedarf keines Beweises. Sie sind, so wie die geographischen Kenntnisse, ein wirksames Mittel, unsern Ideenkreis zu erweitern, uns mit der übrigen Welt bekannt und dadurch zu Weltbürgern zu machen. Der Nachtheil, der aus dem in unsern Tagen, besonders auch in Ansehung der Zeitungen, zu weit gehenden Lesetriebe entstehen mag, wird unstreitig von dem Nutzen, den sie schaffen, überwogen. Wie groß die politische Wichtigkeit der Zeitungen, ihr Einfluß auf öffentliche Meinung und Denkart, seyn könne, hat sich besonders seit dem Anfange der französischen Revolution gezeigt, wo Staatskunst und Parteigeist, mehr wie sonst jemals, die Zeitungen als Mittel der politischen Tactik gebrauchten. Aber diese Revolution hat auch unter den Zeitungen selbst eine große Veränderung hervorgebracht. Verschiedene der ältern sind verschwunden; mehrere neue sind an ihre Stelle getreten. Die Vorzüge einer Zeitung vor der andern gehörig zu würdigen, ist keine ganz leichte Sache; die Menge der Leser einer Zeitschrift ist nicht

immer ein sicherer Beweis ihrer Vortrefflichkeit. — Die Zeitungen hatten auch, wie so viele andere Dinge, ihren Ursprung in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Solimann II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig vom Jahre 1536 an die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern an einem bestimmten Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Man zahlte das Lesegeld dafür in einer längst außer Cours gekommenen Scheidemünze, Gazetta genannt, und dieser Name ging dann auf die Neuigkeitsblätter selbst in Italien und später in Frankreich (Gazette) über. In Deutschland kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts fortgesetzte Neuigkeitsblätter auf. Es ist noch ein „Aviso, Relation oder Zeitung: was sich begeben oder zugetragen hat, in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich ꝛc., in Ost- und Westindien ꝛc.“ im Jahre 1612 gedruckt vorhanden. Im J. 1615 wurde zu Frankfurt am Main das Frankfurter Journal angefangen, und 1617 erschienen ebendaselbst die Post-Avisen. Beide Blätter haben sich, unter allmählig veränderter Form bis jetzt erhalten. Nach und nach erschienen nun an andern Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent, Courier, Postreiter, Chronik, Realzeitung, Gespräche der Todten ꝛc. öffentliche Blätter, und es gibt gegenwärtig nicht leicht eine Stadt von einiger Bedeutung in Deutschland, die nicht ihre eigene Zeitung, wenigstens ein Intelligenz- oder Wochenblatt hätte. Diese Letztern entstanden später. Das erste Intelligenzblatt kam 1722 zu Frankfurt heraus; das zu Leipzig wurde 1763 angefangen. Man rechnet, und wohl nicht mit Uebertreibung, daß in Deutschland ungefähr 400 Zeitungen und Zeitschriften aller Art jährlich erscheinen. Unter den französischen Zeitungen hält man die von dem Arzte Renaudot 1623 zu Paris herausgegebenen: Nouvelles ordinaires des divers endroits, für die älteste. Die Gazette de France entstand im 30jährigen Kriege, war bis zur Revolution die eigentliche Hofzeitung, und hat sich, freilich mit verändertem Tone, bis jetzt erhalten. Beim Anfange der Revolution (1789) entstand der bekannte Moniteur universel auch Gazette nationale genannt, von Maret, nachherigem Herzog von Bassano angefangen. Diese Zeitung wurde förmlich für officiell erklärt; sie ist es in gewisser Art auch noch jetzt, ist aber auch zugleich die theuerste, denn sie kostet jährlich 100 Franks. Für die Geschichte der Revolution und deren Folgen ist der Moniteur äußerst wichtig, weil er die ganze Reihe der Begebenheiten und der erschienenen Actenstücke enthält. Im J. 1817 erschienen in Paris sechzehn eigentliche Zeitungen und überdies mehr als 100 gelehrte Journale und periodische Schriften aller Art; die Anzahl der jetzt in den übrigen Provinzen Frankreichs jährlich erscheinenden Zeitungen und periodischen Schriften wird auf 120 angegeben; vor der Revolution sollen deren nicht mehr als 30 gewesen seyn. In England gab es schon zu den Zeiten der Königin Elisabeth eine Art Zeitung. Aber erst im J. 1637 kam ein öffentliches Blatt unter dem Namen Intelligencer in Gang. Die gewöhnlichsten Benennungen der englischen Zeitungen sind Chronicle und Post; der Zusatz Morning, Evening, Daily etc. bezeichnet die Zeit ihrer Herausgabe. Doch sind auch allegorische Titel (the Sun, Star etc.) gewöhnlich. In keinem Lande haben sich die Zeitungen so vermehrt, wie in England, welches bei dem Antheil, den jeder Britte an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, nicht zu

verwundern ist. Die Hauptstadt allein hat gegen 50 eigentliche Zeitungen, ohne gelehrte Journale und andere periodische Schriften zu rechnen. Jede Stadt in der Provinz hat ihre eigene Zeitung, einige haben deren drei bis vier. Schottland und Irland haben ihre besondern Zeitungen. Das merkwürdigste dabei ist der starke Absatz einiger Zeitungen; es gibt deren, von denen täglich 4—5000 Exemplare in großem Format abgesetzt werden. In Italien haben die Zeitungen, ob sie gleich da entstanden, nicht großen Fortgang gehabt, und nur wenige derselben gehen in das benachbarte Ausland. Ganz unbekannt sind im Auslande die spanischen und portugiesischen Zeitungen, so wie die wenigen Zeitungen der nordischen Reiche. Im türkischen Reiche gibt es durchaus keine einheimische Zeitung, wohl aber schon seit längerer Zeit in China. In den englisch-ostindischen Besitzungen zu Calcutta, Madras, Bombay und Marlborough werden verschiedene englische Zeitungen herausgegeben. In den vereinigten nordamerikanischen Staaten wurden bereits vor zwanzig Jahren 84 verschiedene Zeitungen herausgegeben, deren Zahl seitdem wahrscheinlich vermehrt worden ist. Auch das neue Reich auf Hayti hat seine besondere Zeitung. Vergl. Ueber Zeitungen — von J. von Schwarzkopf, Frankfurt 1795.

Zeiz, ehemals eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, durch den Vertrag vom 18. Mai 1815 an Preußen abgetreten, und jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg im Herzogthum Sachsen gehörig. Die Stadt Zeiz liegt fünf Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, am rechten Ufer der weißen Elster, und hat in 770 Häusern 6000 Einwohner, die sich theils mit Arbeiten in den hiesigen Tuch-, Zeug- und Ledermanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau beschäftigen. Die Stadt ist alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 4 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek besitzt. Das ehemalige Bisthum Zeiz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der heidnischen Wenden zum Christenthum zu befördern. Hugo war der erste Bischof. Sein Sprengel umfaßte das zeizische und naumburgische Gebiet, einen Theil des Amtes Weißenfels, das Altenburgische, das Voigtland und den ehemaligen Neustädter Kreis. Die unruhigen Wenden bezeigten so wenig Lust, sich zu bekehren, daß sie 976 den Bischof mit seinen Domherren auf einige Zeit von Zeiz vertrieben. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ihren Sitz (1029) nach dem, mehr Annehmlichkeiten darbietenden, Naumburg zu verlegen; das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeiz, doch residirten die Bischöffe selbst gewöhnlich zu Zeiz. Als der letzte catholische Bischoff, Julius Pflug, 1564 starb, wurde dem Churhause Sachsen durch einen Vergleich die Administration des Stifts übertragen. Schon früher hatte Churſachsen die landesfürstliche Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter, ungeachtet der Widersprüche und Bemühungen derselben, sich die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen, behauptet. Churfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeiz, nebst verschiedenen andern Aemtern, seinem vierten und jüngsten Sohne, Moriz, welcher der Stifter der sächsen-zeizischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit seinen Söhnen wieder ausstarb. Der zweite derselben, Christian August, nahm die cath-

ſche Religion an, wurde Cardinal und Erzbiſchoff von Gran und ard gewöhnlich der Cardinal von Sachſen genannt. Der älteſte, Moritz Wilhelm, Nachfolger ſeines Vaters in der Regierung, trat äter auch zur römiſchen Kirche über. Das Stift weigerte ſich deß- egen, ihn ferner als Adminiſtrator anzuerkennen, und dies hatte ie Folge, daß das Stift von Churſachſen beſetzt wurde. Durch ei- en im J. 1726 geſchloſſenen Vergleich wurde das weltliche Stifts- egiment dem Churhauſe Sachſen auf immer übertragen, die Kir- henſachen aber wurden dem ſächſiſchen Geheimenrathscollegio über- aſſen. Dieſe Verfaſſung iſt bis zum J. 1815 beibehalten worden.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden diejenigen, welche für ie Ehre Gottes und ihres Tempels, ſo wie für ihre Geſetze eiferten, nd die öfters ſo weit gingen, daß ſie einen vermeintlichen Gottes- erächter oder Sabbathsſchänder ſogleich ſteinigten oder ſonſt aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. In der Folge, ſo wie auch heut zu Tage belegt man diejenigen mit dieſem Namen, welche ohne Ueberlegung und mit ungebührlicher Strenge ſich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen anders Denkende eifern.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten iſt; daher auch in den alten Ritterroma- nen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern ſich noch findenden Worte, der Zelt (franz. Amble) her, das den Gang ei- nes Pferdes zwiſchen Paß und Trab bedeutete. — Der weiße Zel- ter, den die Könige beider Sicilien (ſ. d. Art. Neapel) ſeit dem Jahre 1130 dem Papſte alle Jahre am Peter-Paulstage, nebſt einer beſtimmten Summe Geld, zur Anerkennung der Lehnsherrlichkeit des päpſtlichen Stuhles über Neapel und Sicilien, übergeben ließen, und deſſen Verweigerung oft Streitigkeiten veranlaßte, wird jetzt nicht mehr gegeben.

Zend-Aveſta iſt der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perſer, die Gebern (ſ. dieſen Art.) oder Gauern in Perſien und die Parſen in Indien, von ihrem Reli- gionslehrer und Geſetzgeber Zoroaſter oder Zerduſcht (ſ. d. A.) vor mehr als 4000 Jahren erhalten zu haben behaupten. Engliſche und franzöſiſche Reiſende hatten ſchon früher über die Religion der Ge- bern und ihre heiligen Bücher einige, aber unvollſtändige Nachrich- ten gegeben. Der bekannte franzöſiſche Gelehrte Anquetil du Perron (ſ. d. A.) erlernte während ſeines Aufenthaltes in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geſchrieben ſind, brachte Abſchriften derſelben bei ſeiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine franzöſiſche Ueberſetzung des Zend-Aveſta her- aus. Es erſchien nachher eine deutſche Ueberſetzung von Kleuker, unter dem Titel: Zend-Aveſta, Zoroaſters lebendiges Wort ꝛc. 3 Thle. Riga 1776—78 und ſpäter: Zend-Aveſta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern, von Kleuker 1789. Engliſche und deutſche Gelehrten erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieſer Schriften. Ueber die deßwegen geführten Streitig- keiten ſ. Anhang zum Zend-Aveſta ꝛc. von Kleuker, 1783. — Der Name Zend-Aveſta bedeutet, nach Anquetil, ſo viel als le- bendiges Wort. Der Zend-Aveſta beſteht aus fünf Büchern, welche in der Zendſprache geſchrieben ſind. Ein Theil derſelben ſoll dem Zoroaſter von Ormuzd, dem höchſten Weltregierer, geof- fenbart worden ſeyn. Sie enthalten die Lehren von dem höchſten,

guten Wesen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Wesen (Arimanes), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt ꝛc. und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein anderer Theil derselben besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Fragmente verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Sittensprüche ꝛc.; diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Dialecten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geographische Notizen enthalten, die jedoch verschiedener Auslegungen fähig zu seyn scheinen. — Freunde der geheimen Wissenschaften haben in diesen Büchern besondere Geheimnisse und die Weisheit des Morgenlandes zu finden geglaubt.

Zenith oder der Scheitelpunkt (Astron.), ist ein arabisches Wort und bezeichnet denjenigen Punkt, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Zenith; und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Axe eines Fernrohrs lothrecht gestellt wird, so daß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fuß-Punkt heißt Nadir (s. d. Art.)

Zeno, ein Name der in der alten Geschichte häufig vorkommt; besonders sind zwei Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1. Zeno, der Eleatiker, aus Elea, der griechischen Colonie in Großgriechenland gebürtig, lebte ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war ein Zögling der von Xenophanes (s. d. Art.) gestifteten eleatischen Schule, in deren Systeme man einige Aehnlichkeit mit dem Spinozismus gefunden zu haben glaubt. Man schreibt diesem Zeno die Erfindung oder doch die weitere Ausbildung der Dialektik (s. d. Art.) oder Disputirkunst zu. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern sind Fragmente seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Man schildert ihn übrigens als einen guten, edlen Mann, voll Energie und Patriotismus. Er unternahm es, sein von dem Tyrannen Clearchus unterdrücktes Vaterland zu befreien. Als der Versuch mißlang, stand er alle Martern der Tortur ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. — 2. Zeno, der Stifter der stoischen Schule (s. d. Art. Stoa). Er war gebürtig aus Citium, einer Stadt auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse Epikurs und lebte ungefähr von 320 bis 260 vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Zeno geweckt und genährt wurde. Aus Begierde sich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie. Für diese Wissenschaft waren damals in Athen mehrere Schulen eröffnet. Zeno hörte zuerst den Cyniker Krates, dann den Akademiker Xenokrates. Da ihm keines von den Systemen, mit denen er sich bekannt gemacht hatte, ganz befriedigend, aber auch nicht ganz verwerflich schien, so bildete er sich ein neues System, das die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute daraus aber in sich vereinigen sollte (Eklekticismus). Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt sein System in der Folge den Namen des stoischen. Er trat mit die-

em Systeme zu einer Zeit auf, wo die Grundsätze der Epikureischen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verschlimmerung als Veredlung der Menschheit zu besorgen war. Von allen den Gegnern, welche Zeno's System fand, hat keiner seinen Charakter verwerflich machen können. Er war Philosoph nicht bloß in der Lehre, sondern auch in seinem ganzen Leben. Ein Beweis, welche Achtung er sich durch seine Tugend erworben, ist der Umstand, daß man die Schlüssel der Befestigungswerke von Athen bei ihm, als an dem sichersten Verwahrungsorte, niederlegte. Durch das Ansehen, das er sich bei dem macedonischen Könige Antigonus erworben hatte, bewirkte er wesentliche Vortheile für die Athenienser. Auch bewiesen sie ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal mit der Inschrift: sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich, setzen ließen. Er soll im späten Alter sich selbst getödtet haben; ein Beispiel, dem nachher mehrere Stoiker folgten. Zeno legte nur den Grund zum stoischen System, seine Nachfolger bildeten es weiter aus; sein zweiter Nachfolger Chrysippus wird allgemein für denjenigen gehalten, der es am festesten begründete. Auch Zeno theilte seine Philosophie in drei Theile: Logik, Physik und Ethik, aber er scheint auf die beiden erstern weniger Fleiß gewendet zu haben, als auf die letztere, und überhaupt bei Bearbeitung der Philosophie nicht allein wissenschaftliche Zwecke, sondern auch zugleich Brauchbarkeit für das wirkliche Leben beabsichtigt zu haben. (Vergl. Geschichte der Philosophie von Dr. Tennemann. Bd. IV. Leipz. 1803.)

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, war 1669 zu Venedig in einer früher patrizischen, damals aber nur bürgerlichen Familie geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, die seinen aufgeweckten und regen Geist früh mit Kenntnissen bereicherte. Seine erste Berühmtheit aber sollte er der Poesie verdanken. Der Erfolg seiner Melodramen, einer damals sehr beliebten, aber auch sehr gemißbrauchten Dichtungsgattung, war eben so glänzend als verdient. Von mehrern Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen; er aber zog es vor, in seinem Vaterlande zu bleiben, und unternahm unter dem Titel: Giornale de' Letterati d'Italia eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als im J. 1715 seine Gattin, mit der er eben nicht glücklich gelebt hatte, gestorben war, ging Zeno auf die Einladungen Carls VI. als kaiserlicher Hofdichter nach Wien. Zwar war sowohl die Reise, auf der er das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthalts in Wien wenig erfreulich für ihn; bald aber änderte sich seine Lage, und er fühlte sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche Auszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies ward er auch zum Historiographen ernannt. Diese Aemter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte, und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen vollen Gehalt gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Melodrama zu schicken. Hier lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literarischer Muße im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, die er wenige Monate vor seinem Tode den Dominikanern von der strengen Observanz schenkte. Als Dichter hat Apostolo Zeno das Verdienst, das musikalische Theater der Italiener durch seine Melodramen, so mittelmäßig auch ihr wahrer Werth seyn mag, wieder-

hergestellt zu haben; ein Verdienst, das selbst Metastasio in ihm anerkennt. Vorzüglicher und von bleibendem Werth ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. In diesen Fächern besaß er die umfassendsten und gründlichsten Kenntnisse. Dies beweisen vor allen seine Anmerkungen zu Fontanini's Biblioteca della Eloquenza Italiana, seine Dissertazioni Vossiane, seine Nachträge zu Foresti's Mappamondo Istorico und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manutius, so wie die Beiträge, womit er Anderer Arbeiten (z. B. Muratori) förderte, und sein reicher handschriftlicher Nachlaß, der zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth wäre.

Zenobia (Septimia), eine berühmte, merkwürdige Herrscherin in der Hälfte des dritten Jahrhunderts, die sich durch viele große Eigenschaften, durch männlichen Heldenmuth und einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Sie, die Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmirenischen Reichs in Syrien, übernahm nach dessen Tode im Jahr Christi 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, hatte sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen; sie vergrößerte ihr Reich bald durch beträchtliche Eroberungen und nahm den Namen der Königin des Orients an. Dem Kaiser Aurelian war es vorbehalten, sie zu überwinden. Nachdem er ihr Heer, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, wurde sie endlich selbst in Palmyra belagert und alle Hoffnungen eines glücklichen Ausgangs für sie waren verschwunden. Aurelian schickte ihr einen Brief eigenhändig geschrieben, und versprach ihr das Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Zenobia verwarf diesen Antrag mit Unwillen und antwortete ihm mit Kaltblütigkeit, daß ihr immer Muth genug übrig bleiben würde, um im verzweifelndsten Falle die Standhaftigkeit der Cleopatra nachzuahmen. Der Kaiser, hierüber aufs äußerste erbittert, wagte einen neuen Angriff, eroberte im Jahre 273 Palmyra und nahm die Zenobia gefangen. Obgleich nun seine Krieger wünschten, daß er ihr das Leben jetzt nicht schenken möchte, so glaubte doch Aurelian, daß solch ein Weib den Tod nicht verdiente. Er nahm sie daher mit sich nach Rom und verherrlichte durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Zenobia erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefesselt, die ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher einen ansehnlichen Strich Ländereien in der Gegend von Tibur, wovon sie so viel Einkünfte hatte, daß sie ihrem vorigen Stande angemessen leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vabollath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Nachkommenschaft soll noch am Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom geblüht haben.

Zentgericht. Zent (gewöhnlicher Cent) ist nur noch in Franken und Oberdeutschland bekannt, und bedeutet Gerichtsbarkeit, Gerichtsbezirk; im engern Sinne die höhere, peinliche Gerichtsbarkeit. Ein solches peinliches oder Zentgericht war im ehemaligen Hochstifte Bamberg; das Hochstift Würzburg war dagegen in Zentämter (Gerichtsbezirke) eingetheilt. Da, wo das Zentgericht

Criminalgericht, Halsgericht gewöhnlich war, wurde es an gewissen dazu bestimmten Tagen von dem Zentgrafen (Criminalrichter) gehalten. — Die wahrscheinlichste Herleitung des Wortes ist von den Centenis oder gewissen Unterabtheilungen der Gauen oder Grafschaften, die man in ältern Zeiten in Deutschland zu besserer Handhabung der Gerechtigkeit gemacht hatte. Es hat also einerlei Ursprung mit Zentner (Centner von Centenarius).

Zephyr, ein schwacher, kühler, angenehmer Abendwind, eigentlich der West-Süd-Westwind. Der Name kommt aus dem Griechischen her, und bedeutet nach der Herleitung einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringern Gottheiten, war ein Sohn des Aeolus und der Aurora, und Liebhaber der Chloris oder Flora. Bei den Römern hieß er Favonius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Man stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte. Bei unsern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, sondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Sposetti ward unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. im J. 1796 das Opfer des Ministerdespotismus und der Hofcabalen. Durch die Empörung in Frankreich war eine besondere Furcht über die andern Höfe und Cabinete gekommen, überall witterten sie die Jacobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann ward verdächtig; mit besonderer Aengstlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Den Aufstand in Breslau im October 1796 verstand der Minister von Hoym nicht zu beschwichtigen, er wähnte sogar, daß die Schlesier gemeinschaftliche Sache mit den Polen machen würden. In diesem Glauben bestärkte ihn ein Brief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, der als ein Beispiel der Freimüthigkeit in der preußischen Geschichte aufbehalten zu werden verdient; einiges daraus soll hier mitgetheilt werden: „es sind (am 6. Oct. 1796) Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohl regierten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hier von auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6ten zum 7ten dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entschlüsse, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt seyn! — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen; Sie beugen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Gränzlinien unausstehlich und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. — Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen so früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehen, was könnten Sie für Schlesien, für Südpreußen thun? und was geschieht durch Sie? — — Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine ge-

sezliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit. — —" Auf dieses Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Zerboni zuerst nach Glatz, dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königliche Gnade gesetzt. Da jener Brief dazu allein nicht hinreichend schien, so hatte der Minister Hoym aus den Briefen, die in Zerboni's Schreibtisch gefunden worden waren, Auszüge machen lassen, woraus sie erheben sollte, daß Zerboni das Haupt einer Verschwörung sey. Drei Jahre lang schmachtete Zerboni im engen Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, in der Form des Rechts seine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigesprochen. — Später trat er in seine Dienstverhältnisse zurück und ist jetzt Oberpräsident des Großherzogthums Posen, geschmückt mit mehreren Orden des Königreichs. — Unter dem Titel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domänenraths Zerboni und seiner Freunde, 1801," machte Zerboni seine Schicksale bekannt.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, ehmals die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums der zerbstischen Linie des Hauses Anhalt, welche im J. 1603 gestiftet worden war, und 1793 mit dem Fürsten Friedrich August (einem Bruder der Kaiserin Catharina II. von Rußland) ausstarb. Die zerbstischen Lande wurden hierauf am 28. Dec. 1797 unter die drei fürstlichen Häuser Dessau, Bernburg und Cöthen vertheilt. Die Stadt Zerbst, die größte in sämmtlichen Ländern der anhaltischen Häuser, liegt an der Nute, eine Meile von der Elbe, in einem ebnen, sandigen Boden, hat ein schönes, außerhalb der Stadt gelegenes Residenzschloß, vier Vorstädte, und in 1580 Häusern 8000 Einwohner. Lutheraner und Reformirte sind hier unter einander vermischt, und der Rath besteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confessionen. Es ist hier ein gutes Gymnasium. Auch gibt es hier eine bedeutende Gold- und Silberfabrik, und eine Wachsfabrik; das zerbster Bier ist berühmt. Daß die Stadt nicht mehr Residenz ist, hat auf dieselbe einen merkbaren Einfluß.

Zerknirschung, s. Anh. z. d. Bde.

Zerlegung oder Zersetzung ist eine chemische Operation, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geschieht, als Abdampfen, Auflösen, Niederschlagen, Schmelzen, Destilliren und Sublimiren, wirken mittelst der chemischen Verwandtschaft (s. d. Art.), denn indem sie mit einem Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt sind, als dieser mit dem ihm verbundenen Bestandtheile, bewirken sie, daß er denselben verläßt und sich mit ihnen verbindet.

Zesen (Philipp von), eine ganz eigene literarische Erscheinung im 17ten Jahrhundert. Ueber den eigentlichen Namen des Mannes herrscht Ungewißheit. Er selbst schrieb ihn auf verschiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Filipp Zese, Zesen, Cäsen, auch Zesen von Fürstenau, und im Lateinischen Caesius. Er war 1619 zu Priorau, einem damals churſächsischen Dorfe, unweit Dessau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magister wurde — und Leipzig, und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, aber er scheint in großem Ansehen ge-

den zu haben. Er wurde kaiserlicher Pfalzgraf, als Poet gekrönt, der Folge geadelt, und erhielt von einigen sächsischen Fürstenhäu- den Titel als Rath. Nach vielen Reisen in Deutschland und land ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er 1689 im 70sten Jahre b. Lange vorher schon (1643) hatte er zu Hamburg eine gelehrte sellschaft: die deutsch gesinnte Genossenschaft oder den senorden, gestiftet, in welcher er den Namen des Färtigen rtigen) führte. Die Verbesserung der deutschen Sprache und chtkunst scheint der Hauptzweck dieses Vereins gewesen zu seyn. ne Nachricht von dieser Gesellschaft und ihren Statuten gab Ze- unter dem Titel: das hochdeutsche helikonische Rosenal ꝛc. ꝛc. Amsterdam 1669, heraus. Im J. 1648 wurde Zesen ch in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen s Wohlsetzenden aufgenommen. Zesen war ein sehr thätiger d fleißiger Mann, der mit ungemeiner Leichtigkeit arbeitete, viel enntnisse besaß und nicht ohne Talente war. Aber sein übertriebe- r Eifer, unsere Sprache umzuschaffen, alles Fremdartige aus der- ben zu verdrängen, statt dessen eine Menge unnöthiger und son- rbarer Neuerungen in dieselbe einzuführen, wobei er nur zu sehr Mangel an Geschmack und Kritik verrieth, haben ihm, statt des ge- fften Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Seine Anhän- r, die Zesianer, erhoben ihn zwar über alles, schadeten ihm ber vielmehr durch die Uebertreibung ihres Lobes, so wie ihres Ei- rs, die Sprache zu reinigen, in welchem sie auf die lächerlichste nd ungereimteste Art noch weiter als ihr Meister selbst gingen. Ze- en und seine Schüler wollten eine veränderte Orthographie einfüh- en. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, daß man so schreiben olle, wie man spreche, aber sie gingen darin offenbar oft fehl. Sie chrieben z. B. Mänsch, wärden, Fäder, statt Mensch, wer- den, Feder. Aber noch weit sonderbarer und auffallender war ihr Bestreben, an die Stelle allgemein bekannter und verständlicher Worte ndere, oft ganz läppische Ausdrücke einzuführen, z. B. Dachna- e, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter ꝛc. anstatt Schornstein, Flinte, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekann- en griechischen und römischen Gottheiten gaben sie abgeschmackte deutsche Namen. Sie nannten die Diana Weldin, Minerva Klu- gin, Venus Lustin, Pomona Obstin, den Vulcan Glutfang. Sie ollten überhaupt alle fremden Wörter oder die nur irgend eine remde Abstammung verriethen, ganz aus der deutschen Sprache weg- chaffen. Einige von Zesen anstatt der fremden eingeführte, die Sa- he ausdrückende deutsche Wörter sind uns doch geblieben, und er hätte unstreitig manches Gute für die Sprache wirken können, wenn r dabei mit mehr Vorsicht und Kritik gehandelt hätte. Die Anzahl einer poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke, die r selbst, in allen Formaten, herausgegeben hat, beträgt über 70, nd mehr als 40 hat er zum Theil unvollendet hinterlassen. Für ins der bessern seiner Gedichte, das zugleich einen Theil seiner Le- ensgeschichte erzählt, hält man: Priorau, oder Lob des Vater- andes, Amsterdam 1680.

Zettergeschrei oder Zettergeschrei, s. Todesstrafen.

Zettelbank, Circulationsbank, ist die Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Banknoten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf setzt, mit dem Versprechen, den Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher

dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze einreicht. Anstalten dieser Art können selbst von einem einzelnen Privatmann, welcher das erfoderliche Vermögen dazu besitzt, errichtet werden; gewöhnlich aber schießen dazu mehrere ihre Kapitale zusammen und wählen einen Director zur Leitung des Ganzen. Ueber die Antheile der Eigenthümer des Bankfonds werden Verbriefungen ausgefertigt, welche Actien heißen; die Eigenthümer selbst heißen Actionäre, und der unter dieselben zu vertheilende Gewinnst der Anstalt wird Dividende genannt; je nachdem letztere groß oder klein ist, haben die Actien eine höhere oder geringere Geltung. Eine Banknote ist nichts weiter als ein Wechselbrief, ausgestellt auf die Bank selbst, der zu jeder Zeit zahlbar ist, und dessen baare Zahlung man nur um deswillen nicht betreibt, weil man sicher ist, oder vielmehr zu seyn glaubt, sie erhalten zu können, wann man will. Die Dividende oder der Gewinnst der Theilhaber der Bank beruht darauf, daß die Bank, so lange ihr Credit feststeht, d. h. so lange der Glaube unerschüttert bleibt, sie werde ihr Versprechen wegen baarer Zahlung der Noten gewiß erfüllen, nicht den ganzen Betrag der ausgegebenen Noten baar in ihrer Casse zu haben braucht, und daher einen Theil desselben zu anderweiten vortheilhaften Geschäften verwenden kann. Setzt die Bank keine größere Summe mittelst Noten in Umlauf, als der zur Umwechslung der Noten gegen baare Münze bestimmte, in ihren Koffern verwahrte Fonds beträgt, so ist kein Gewinnst für die Theilhaber der Bank denkbar; wenn aber die Bank z. B. Noten über 4 Millionen Rthlr. gegen sichere Unterpfänder ausleiht und nur 1 Million Rthlr. zur Deckung der einzureichenden Noten baar liegen läßt, so wird nach Abzug der durch die Verfertigung der Zettel und durch die Verwaltung der Bankanstalt veranlaßten Kosten ein Ueberschuß als Dividende bleiben, welcher den Betrag der gewöhnlichen Zinsen des hinterlegten Bankfonds in der Regel weit übertrifft. — Die Geschäfte einer Zettelbank bestehen gewöhnlich darin, daß sie gegen sicheres Unterpfand auf bewegliche und unbewegliche Güter Darleihen gibt, Wechsel kauft und verkauft, auch den Betrag guter Wechsel vor ihrer Verfallzeit gegen Abzug der hierbei üblichen Zinsen vorschießt. Abgesehen von dem Gewinnste der Theilhaber der Bank sind die Vortheile, welche dem verkehrtreibenden Publikum aus einer solchen Anstalt erwachsen, ausnehmend wichtig; große Summen können nämlich weit leichter mit Papier als mit baarer Münze bezahlt werden, man erspart bei jenem die Mühe des Zählens, ist weniger Irrthümern und Gefahren ausgesetzt, und braucht insbesondere auf Reisen des Transports wegen nicht so verlegen zu seyn, wie bei diesen. Der Dieb entdeckt die Noten nicht so leicht, wie baare Münze, und soll eine Schuld an einem entfernten Orte abgetragen werden, so kann man die Noten durchschneiden und die zweite Hälfte absenden, wenn die Nachricht von der glücklichen Ankunft der ersten eingegangen ist; wird eine Note durch Zufall vernichtet, so verliert freilich der Privatmann, der sie verlor, aber für die Nation geht nur ein Blättchen Papier verloren, kein wirkliches Gut, wie bei der Vernichtung von baarer Münze. Noten lassen sich nicht beschneiden, oder wie Goldstücke in ledernen Beuteln reiben und leichter machen; die abgenutzte Note, welche nicht mehr umlaufen kann, gilt noch, was sie galt, da die Bank sie ausgab; will es der Inhaber derselben, so kann er sie austauschen gegen eine neue. Bei solchen Bequemlichkeiten, welche die Banknoten gewähren, ist es nicht zu verwundern, wenn man sie

häufig, besonders beim Großhandel, der baaren Münze nicht nur gleich achtet, sondern sie ihr sogar noch vorzieht, und in so fern die Bank, welche die Noten ausgestellt hat, hinreichenden Credit besitzt, oft begieriger nach Noten greifen sieht, als nach baarer Münze. Als Grundlagen einer guten Bankanstalt dieser Art sind folgende Bedingungen zu betrachten: 1. die Bank darf keinen größern Betrag in Noten in Umlauf setzen, als die Werthe ausmachen, welche sich in ihrer Gewahrsam befinden; 2. wenn auch die Bankunternehmer finden, daß der größte Theil der zur Sicherheit ihrer Noten dienenden baaren Münze zur Auswechslung nicht nöthig ist, und sie also schon mit einem Theile der baaren Fonds alle Anfoderungen, die in einem gewissen Zeitraume an die Bank gemacht werden mögen, werde befriedigen können, so dürfen sie doch den zur Auswechslung überflüssigen Theil nur auf eine solche Art nützlich gebrauchen, daß die baaren Fonds, sobald es erfoderlich, in kurzer Zeit wieder eingezogen werden können; 3. die Cassen zur Auswechslung müssen allenthalben offen stehen, wo die Banknoten umlaufen. — Zettelbanken, welchen eine dieser drei Grundlagen fehlt, geben immer zu der Besorgniß Anlaß, daß ihre Noten über lang oder kurz unter den Nennwerth sinken und alle jene Uebel zur Folge haben werden, welche stete Begleiter von fehlerhaften Papiermünzen (s. d. Art. Papiermünze) sind. Ob übrigens die Zettelbank von einzelnen Bürgern oder vom Staate errichtet, ob sie also eine Privatbank oder eine Staatsbank sey, ist an sich ziemlich gleichgültig. Beide Gattungen von Bankanstalten können, wenn sie auf richtige Grundsätze gebaut sind, und ihren Hauptzweck, nämlich den Umlauf der in den Tauschverkehr kommenden Gütermasse zu beleben, gehörig erfüllen, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken. Weil aber für die Regierung ein zu großer Reiz darin liegt, in Zeiten öffentlicher Noth die Staatsbank als eine Hülfsanstalt für ihre Finanzen zu betrachten, und da die Geschichte so häufige Beispiele liefert von einem Mißbrauche solcher Anstalten, so erklärt es sich, warum Privatbanken dieser Art in der Regel eines stärkern öffentlichen Zutrauens genießen, als Staatsbanken. Hinsichtlich der erstern sollte sich die Regierung nie einen andern Einfluß erlauben, als den des Schutzes und der Oberaufsicht auf genaue Befolgung der Grundgesetze der Anstalt. Maßt sich dieselbe einen stärkern Einfluß in dieser Hinsicht an, so erhält die Privatbank binnen Kurzem den Charakter einer Staatsbank, und ihr Credit ist denselben Gefahren ausgesetzt, wie der Credit der letztern. — In keinem Lande ist man eifriger bemüht gewesen, Zettelbanken zu errichten, und der Banknoten statt der Metallmünze sich zu bedienen, als in Großbritannien. Seit dem Frieden, welcher dem amerikanischen Kriege ein Ende gemacht, bis auf den heutigen Tag hat dort die Zahl solcher Anstalten mit jedem Jahre zugenommen, so daß daselbst die Metallmünze gegenwärtig aus der Circulation beinahe gänzlich verschwunden und in die Cassen der Bankiers geströmt ist. Im J. 1797 betrug die Anzahl solcher Banken in Großbritanien 353, im J. 1799 bereits 366, im J. 1800 388, im J. 1809 735, im J. 1812 878 und im J. 1815 sogar über 1000. Hiervon befinden sich außer der großen englischen Bank 70 allein in London und die übrigen zerstreut im Lande. — Als die wichtigsten und zugleich merkwürdigsten Zettelbanken in Europa aber sind ohne Zweifel die englische Bank in London und die französische in Paris (s. d. Art. Englische Bank, Französische Bank) zu betrachten. K. M.

Zeuge, s. Anh. z. d. Bde.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1. den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2. ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3. Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (weiß Zeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1. jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden; 2. im engern Sinne, ein Gebäude, in welchem Geschütz und andere zum Kriege erfoderliche Sachen aufbewahrt werden. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von Ars) drückt noch mehr aus, und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe ꝛc.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. Generalfeldzeugmeister ist bei der kaiserlich österreichischen Armee ein Titel, der dem eines Generals der Cavallerie bei andern Armeen gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Chef der Artillerie Krongroßfeldzeugmeister.

Zeus (Mythol.) war bei den Griechen das, was bei den Römern Jupiter (s. d. Art.) war, der Vater der Götter und Menschen, der Herr der obern Regionen, der Blitze und des Donners, der höchste und mächtigste Gott, dem die ewigen Beschlüsse des Schicksals anvertraut waren. Nach den Mythen war er der Sohn des Kronos. Seine Mutter Rhea rettete ihn durch List aus den mörderischen Händen des Vaters. Er wurde in der Einsamkeit erzogen, stieß seinen Vater vom Throne, besiegte die Giganten, die sich wider ihn empört hatten, und theilte die Herrschaft der Welt mit seinen beiden Brüdern Neptun und Pluto. Offenbar liegen diesen Mythen wahre Begebenheiten zum Grunde; nur sind die Thaten mehrerer Personen einer einzigen zugeschrieben worden. Von den Dichtern werden dem Zeus verschiedene Beinamen gegeben, die auf seine Eigenschaften als höchste Gottheit und Regierer der Menschen und ihrer Schicksale Bezug haben. Sein Cultus war sehr ausgebreitet; überall fand man Tempel und Altäre, die ihm geheiligt waren. Die bildlichen Vorstellungen, welche die Künstler des Alterthums von ihm machten, waren verschieden. Die berühmtesten derselben, die aber nicht auf unsere Zeiten gekommen sind, waren: das Gemählde des Zeuxis, Jupiter sitzend auf seinem Throne, von den übrigen Göttern umgeben (s. Hirts Bilderbuch für Mythologie, 2s Heft, Berlin 1805), und die Bildsäule des olympischen Jupiters von Phidias — eins der größten Meisterstücke des Alterthums, das den nachfolgenden Künstlern zum Muster diente. (S. Böttigers Andeutungen zu Vorträgen über die Archäologie, Dresden 1806.)

Zeyst (Zeist), ein Dorf mit mehr als 1200 Einwohnern und einem schönen Schlosse in der niederländischen Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt. Das Dorf liegt in einer sehr angenehmen Gegend, wo sich viele Gärten und schöne Promenaden finden. Es gehörte ehemals dem gräflich nassauischen Hause, wurde aber 1752 an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeine zu Anlegung einer Colonie einräumte. Die Herrnhuther haben nun hier große Brüder- und Schwesterhäuser und andere Gebäude angelegt, und treiben einen beträchtlichen Handel mit verschiedenen, auch weiblichen Arbeiten von vorzüglicher Schönheit und Güte, die in jenen Häusern verfertigt werden.

Zeuxis, ein berühmter griechischer Mahler, der ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Er war gebürtig aus Heraclea in Großgriechenland, und ein Schüler des athenienſiſchen Mahlers Apollodorus, dem man das Verdienſt einer treuen Nachahmung der Natur, richtiger Zeichnung und eines guten Colorits beilegt. Zeuxis brachte die Mahlerei zu einem höhern Grade der Vollkommenheit, und übertraf ſeine Vorgänger. Er verſtand die Kunſt, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, und hatte ein vortreffliches Colorit. Seine Gemählde wurden daher auch ſehr geſucht und theuer bezahlt, ſo daß er ſie zuletzt gar nicht mehr verkaufen wollte, weil ſie, nach der Aeußerung, die man ihm beilegt, nicht zu bezahlen wären. Der Ruhm, den er ſich erwarb, erregte die Eiferſucht ſeines Lehrers Apollodorus, der eine Satire auf ihn verfertigt haben ſoll. Ganz vorzüglich glücklich war Zeuxis in weiblichen Gemählden. Die alten Schriftſteller rühmen beſonders eins ſeiner Gemählde, eine Helena, die er für die Stadt Crotona — nach andern für Agrigent — mahlte. Zum Modell dazu hatte er ſich fünf der ſchönſten Mädchen ausgeſucht. Man hat ſpäter dieſes Verfahren des Künſtlers getadelt, und es für unmöglich gehalten, eine vollkommene Schönheit aus den Gliedern verſchiedener Körper wegen der verſchiedenen Proportion herauszubringen. Die Sache dürfte aber wohl bloß auf den gehörigen Unterſchied zwiſchen Form und Proportion ankommen. Berühmt war auch im Alterthume ſein Gemählde, Jupiter auf dem Throne ſitzend, von den andern Göttern umgeben. Von allen dieſen Kunſtwerken iſt nichts bis auf unſere Zeiten erhalten worden. Er mahlte viel für den König Archelaus von Macedonien. Als vorzügliche Gemählde von ihm werden noch ein Herkules in der Wiege, der die Schlangen erdrückt, ein Athlet und eine Alkmene erwähnt. Zeuxis mahlte langſam, ſeine Werke waren aber deſto vollendeter. Er war ein treuer Nachahmer der Natur. Als er mit ſeinem Kunſtgenoſſen, dem berühmten Parrhaſius, einen Wettſtreit über die größere Geſchicklichkeit in der Kunſt eingegangen war, mahlte er Weintrauben ſo natürlich, daß die Vögel auf dieſelben zuflogen. Parrhaſius ſtellte ihm eine Tafel mit einem gemahlten Vorhang entgegen. Als Zeuxis verlangte, daß der Vorhang aufgezogen würde, um das, ſeiner Meinung nach, hinter demſelben verborgene Gemählde ſehen zu können, bekannte er ſich für überwunden, weil er nur Vögel, ſein Gegner aber ſelbſt einen Künſtler getäuſcht habe. Er ſcheint eine beſondere Geſchicklichkeit in Fruchtſtücken beſeſſen zu haben. Denn als er ein anderes Mal einen Knaben mahlte, der einen Korb mit Weintrauben trug, flogen die Vögel wieder nach den Trauben. Zeuxis fand ſich jedoch dadurch nicht geſchmeichelt, und wiſchte den Traubenkorb weg. „Wäre der Knabe," ſagte er, „eben ſo natürlich dargeſtellt, ſo würden die Vögel ſich vor ihm geſcheut haben." Man erzählt eine, vielleicht nur zum Scherz erſonnene Anekdote von der Art ſeines Todes. Er habe nämlich eine alte Frau (die Hecuba) gemahlt, und ſey bei der Betrachtung des über alle Maßen häßlichen Geſichts der Alten in ein ſo heftiges Lachen gerathen, daß er darüber geſtorben ſey.

Ziegel. So nennt man einen künſtlichen Stein, der aus gebrannter Lehm- oder Thonerde geformt wird. Die Kunſt, Ziegel zu brennen und zu formen, iſt ſo einfach, daß man ſich nicht zu wundern hat, wenn man ihre Spuren ſchon bei den älteſten Völkern antrifft. Schon im erſten Buch Moſis wird der Thurmbau zu Babel ſo beſchrieben, daß man Ziegel gebrannt, und Asphalt zum Binde-

mittel der Backsteine genommen habe. Bekanntlich setzt man den Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das fünfte Jahrhundert nach der sogenannten Sündfluth, und es möchten also wohl wenige menschliche Künste seyn, deren Ursprung sich in so frühen Zeiten findet. Da ausdrücklich vom Brennen des Thons die Rede ist, so kann dieß schwerlich der Thurm seyn, dessen Ruinen man noch zeigt; denn hier sind die Steine von ungebrannem Thon. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt verbunden, aufgeführt seyen. Auch die Kinder Israel wurden von dem Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamses baute. Die Griechen vervollkommneten diese Kunst, nach Plinius Bericht. Sie hatten dreierlei Arten von Ziegeln, wovon die ersteren sechs, die zweiten zwölf, und die größten fünfzehn Zoll lang waren. Auch die Römer müssen es sehr weit darin gebracht haben: denn Trajans Säule, aus diesem Stoffe aufgeführt, ist nach 1700 Jahren noch höchst dauerhaft. Unter den neueren Völkern scheinen es die Holländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens gebracht zu haben, denn sowohl ihre Häuser, als auch das Pflaster ihrer Höfe widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen stehen wenigstens die englischen Ziegel, deren man sich zum Häuserbau in London bedient, weit nach. Dieß rührt daher, weil die wenigsten Hausbesitzer auch Eigenthümer des Bodens sind, worauf sie bauen, sondern ihn nur auf eine gewisse Zeit, selten länger als auf ein Jahrhundert in Pacht bekommen. Natürlich kann nun der Erbauer eines solchen Hauses sein Interesse dabei nicht finden, wenn er auf die Dauer für mehrere Jahrhunderte baut. Auf die Wohlfeilheit kommt es hauptsächlich an. Daher spart man in England, wie in den holzarmen Gegenden Deutschlands, so viel als möglich die Feuerungsstoffe, um desto wohlfeilere Ziegel liefern zu können. — Der beste Stoff, um Ziegel zu machen, besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden nimmt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zusammengesetzt ist; doch darf nicht zu viel Kalk darunter seyn, weil sich sonst der Mergel eher zur Verbesserung der Ackererde, als zum Ziegelbrennen schickt. An mehreren Orten wird auch der Thon durch Verwitterung des Porphyrs erzeugt, indem der Feldspath sich durch die Länge der Zeit an der Luft zersetzt; auch dieser gibt gute Ziegel. So kann man auch Erde, die aus Alaun und Kiesel besteht, zu Ziegeln brennen; sobald aber Kalk zu dieser Mischung tritt, so schmilzt im stärkern Feuer die Masse zu einer Schlacke. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhaftesten Ziegel aus einer Erde bereitet werden, welche drei Theile Thon und einen Theil Kalk enthält. Wird solch eine Mischung einer starken Feuerhitze ausgesetzt, so fängt sie an, sich zu verschlacken, und wird dadurch viel härter und dichter, als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverschlackte Ziegel saugen weniger Wasser ein, und zerfallen also im Winter viel eher, als die gemeinen. Die letzteren nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug sieht, nehmen, der beständigen Nässe des Winters ausgesetzt, die Feuchtigkeiten in ihre Zwischenräume auf. Diese gefrieren, dehnen sich aus, und der Ziegel, wenn das Wasser aufgethaut ist, fällt aus einander. Daher pflegt man in England die gewöhnlichen Ziegel anzustreichen, oder mit einer Art Firniß zu überziehen, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne. — Die Erde,

welche man zu Ziegeln verwenden will, muß, nachdem sie ausgegraben worden, so lange als möglich der Luft und der Witterung ausgesetzt liegen. Denn die Luft vollendet die Zersetzung der Bestandtheile der Erde; sie macht, daß die Ziegelerde sich leichter krümelt, oder selbst in Staub zerfällt; das Letztere ist aber nothwendig, wenn man gute Ziegel haben will. Man könnte dieß noch dadurch befördern, wenn man die Ziegelerde in einer Stampfmühle zerkleinern und zu Pulver zermalmen ließe. Weil an vielen Orten in Deutschland die Ziegelbrenner diese Regeln übersehen, findet man so häufig schlechte Backsteine. Wenn die Lehmerde hinreichend zerkleinert und gleichsam gepulvert ist, so muß sie zunächst mit Wasser zu einem steifen und gleichmäßigen Teig verarbeitet werden. Hierbei kommt nun alles darauf an, daß man weder zu viel Wasser nehme, noch auch einige Theile unangefeuchtet lasse. Der letztere Fehler ist dann unvermeidlich, wenn die Ziegelerde nicht lange genug an der Luft gelegen und nicht gehörig zerkleinert ist. Wo man den Arbeitslohn scheut, oder wo die Arbeiter nicht unter gehöriger Aufsicht stehen, fällt es oft vor, daß aus diesem Grunde die Ziegel nicht ordentlich durchbrennen, und also leicht in Stücke zerfallen. Das Kneten dieser Teigmasse wird gewöhnlich von Menschen mit ihren Füßen verrichtet. An manchen Orten läßt man es auch durch Pferde thun. Aber das Beste und Wohlfeilste würde eine Maschine seyn, wie sie beim Maischen in großen Bierbrauereien üblich ist, und die durch Wasser getrieben werden könnte. Ist der Teig gehörig geknetet, so geht das sogenannte Ziegelstreichen an. Dieß besteht darin, daß man die Teigmassen in einfache hölzerne Formen schlägt, und die Oberfläche des Ziegels mit einem Streichholze eben und glatt macht. Dieses Formen oder Streichen der Ziegel geht gewöhnlich den Arbeitern so rasch von Händen, daß ein Mann jeden Tag 5000 Ziegel streichen kann. Man kehrt dann die Form um und läßt die nassen Ziegel in Reihen auf langen Bretern liegen. Sind sie hinlänglich trocken, so werden sie umgewandt, und endlich in lockeren Wänden aufgethürmt, die man mit Stroh deckt, um den Regen abzuhalten. In dieser Lage läßt man sie stehen, bis sie so trocken sind, als sie in freier Luft werden können. Mancher Thon enthält zu wenig Sand; dann werden die Ziegel beim Brennen so sehr zusammenschrumpfen, daß sie ihre Form verlieren und von einander platzen. Um dieß zu verhindern, setzt man solcher Erde wohl den fünften oder sechsten Theil Sand zu; doch darf derselbe nicht zu fein, sondern muß so grob seyn, daß man die einzelnen Stückchen mit bloßen Augen wohl unterscheiden kann. Flußsand paßt hierzu am besten. Nimmt man aber zu viel Sand, so wird die Stärke der Ziegel dadurch vermindert. In London mischt man noch mit der Ziegelerde ein Drittel Asche von den öffentlichen Feuerplätzen in der Stadt. Diese Asche besteht größtentheils aus unverbranntem Kohlengestübe. Wenn solche Ziegel gebrannt werden, so fängt dieser Kohlenstaub Feuer und brennt, obgleich sehr langsam. So braucht man weniger äußern Feuerstoff bei dieser Operation. Ein Haupterfoderniß zu guten Ziegeln ist, daß sie vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet seyen. Wollte man sie brennen, wenn sie inwendig noch feucht sind, so würde das Wasser, durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, die Massen zum Zerplatzen bringen. Daher trocknet man die an der Luft schon getrockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man sie in den Ofen bringt. Freilich hängt

das Wasser der Thonerde so fest an, daß es auch durch die stärkste Feuerhitze nicht ganz davon zu trennen ist; aber, wenn seiner eine möglichst geringe Menge ist, so macht es mit der Ziegelerde eine durchaus feste Masse aus, die nicht leicht mehr Feuchtigkeit anzieht. — Der Ziegelofen wird gewöhnlich ganz einfach erbaut; man macht ihn ungefähr 12 Fuß hoch, fast eben so lang und breit. Die Wände, ungefähr 1 Fuß dick, neigen sich nach oben schräg gegen einander. Die Ziegel kommen auf flachen Boden zu stehen, und werden, bei jedem Brennen etwa 15 bis 20,000 an der Zahl, mit alten Dachziegeln bedeckt. Dann wird Reisholz zuerst angezündet, und zwei bis drei Tage lang ein mäßiges Feuer unterhalten, bis der anfangs schwarze Rauch anfängt durchscheinend zu werden. Dieß ist ein Zeichen, daß die Ziegel hinlänglich trocken sind. Nun setzt man das Ofenloch mit Ziegeln und Lehm so weit zu, daß nur noch eine Oeffnung zu ein Paar Scheiten Holz oder zu einem Bündel Reisig übrig bleibt. Dann wird dieser Feuerstoff hineingebracht, angezündet und das Feuer so lange verstärkt, bis die Flamme oben aufschlägt, und die Bogen anfangen weiß zu werden. Nach und nach vermindert man dann das Feuer und läßt es ungefähr nach 48 Stunden endlich ausgehen. In Schweden pflegt man auch Schlacken aus den Eisenhütten unter die Ziegelmasse zu werfen, wodurch sie natürlich noch viel dauerhafter wird. Man kann statt dessen auch klein gemahlene alte Ziegel oder gestossenes Glas hinzuthun, wodurch das Verschlacken befördert wird. Die Farbe der fertigen Ziegel beweist nicht immer ihre Güte. Die englischen Ziegel sind hellgelb und etwas bräunlich, welches wahrscheinlich von der Steinkohlenmasse herrührt, die mit den Eisenkalken vermischt eine gelbe Ocher darstellt. Denn Eisen ist in der meisten Ziegelerde. Die Gewalt des Feuers verkalkt dieß, und es kann nun, nach der Verschiedenheit der beigemischten Stoffe, mancherlei Farben geben. Die Alten kannten schwimmende Ziegel, die unter andern Plinius erwähnt. Er sagt, sie würden in Spanien und Klein-Asien aus einer Art Bimsstein gemacht, und sänken im Wasser nicht unter. Erst im Jahr 1791 fand Fabroni bei Castel del Piano auf der Gränze zwischen Toskana und dem Kirchenstaat eine Art Bergmehl, welches aus 79 Theilen Kiesel, aus 12 Theilen Wasser, wenigem Alaun und noch wenigerem Eisen bestand. Wenn aus dieser Erde Ziegel gebildet wurden, so schwammen sie im Wasser, und es ist also dadurch Plinius Aussage bestätigt.

Ziethen (Hans Joachim von), königl. preußischer General der Cavallerie, Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., ward 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geboren, begann seine militärische Laufbahn in seinem 14ten Jahre beim Infanterieregiment von Schwendy, nahm einige Jahre darauf wegen unverdienter Zurücksetzung seine Entlassung, lebte dritthalb Jahre auf dem väterlichen Gute, und trat 1726 beim Dragonerregiment von Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienste, wo er sich nun mit unermüdetem Eifer seiner neuen Waffe widmete; nichts destoweniger ward er von einem unwürdigen Cameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerst einjährigen Festungsarrest, später gar Cassation zuzogen; — er ward jedoch auf einiger Generale Verwendung im J. 1730 wieder bei der Leibhusaren-Compagnie angestellt, die der König in Berlin errichten ließ, und aus welcher sein nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstanden ist. Im J. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich

unter Befehl des österreichischen Generals Barouay, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er im folgenden Jahre zum Major ernannt ward; so wie ihn Friedrich II. im Laufe des ersten schlesischen Kriegs zum Obristlieutenant machte, und als er wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete und seinen vormaligen Lehrer Barouay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments verfügte und ihm den Verdienstorden verlieh. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 als Commandeur der Avantgarde eines von Ollmütz aus detachirten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der österreichischen Hauptstadt nie wieder ein preußischer Feldherr gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744) und Ziethen zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die österreichische Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve commandirte, und besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei katholisch Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf nach der Schlacht bei Kesselsdorf der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die fortwährende Ungnade Friedrichs, die von cabalirenden Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Es würde viel zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Ziethen in diesem Kriege seinen Feldherrnberuf so vielfach beurkundete; wir beschränken uns daher darauf, kürzlich zu erwähnen, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt; bei Collin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Escadrons commandirte, verwundet ward; bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadastischen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen für das Olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Uebermacht und Laudons Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er die österreichische Hauptarmee zurückhielt, zum General der Cavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem Hubertsburger Frieden (1763) erheirathete sich Ziethen in seinem 65sten Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, so wie er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser gewiß so sehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich, wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus

noch an dem bayerischen Erbfolgekriege Theil nehmen; allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit immer gnädig ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Jan. 1786 zu Berlin ein sanfter schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne lange vorherige Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ.

Zigeuner, ein ganz besonderes, wanderndes, in Rücksicht seiner Herkunft räthselhaftes Volk, das in allen drei Theilen der bekannten Welt zerstreut sich befindet. In Deutschland, das sie noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einzelnen kleinen Trupps durchstreiften, sind sie jetzt nur noch dem Namen nach bekannt. Nach allen vorhandenen Nachrichten sind die Zigeuner zuerst im Jahr 1417 in Deutschland erschienen; sie hatten ihren Weg dahin von der türkischen Gränze aus durch Ungern genommen. In Trupps von mehreren hundert Menschen, unter Anführern, die sich die Titel als Grafen, Woywoden oder Herzoge beilegten, durchwanderten sie in elendem Aufzuge Deutschland, die Schweiz, Böhmen und andere Länder. Ihrer Aussage nach waren sie ägyptische Christen, die, um der Sünde ihrer Vorfahren willen, welche Jesum mit seinen Aeltern auf der Flucht nicht hatten aufnehmen wollen, nun zu einem siebenjährigen Irreleben oder Wallfahrt verdammt waren. Nur der Aberglaube jener Zeit und die Unbekanntschaft mit fremden Ländern machen es begreiflich, daß dieses lügenhafte Vorgeben Glauben finden, und daß diese Leute, deren Sittenlosigkeit und Ausschweifungen von mehrern damaligen Schriftstellern geschildert werden, sich einen solchen Anstrich von Heiligkeit geben konnten, daß sie selbst vom Kaiser Sigismund (1423) und andern Fürsten öffentliche Schutz- und Freibriefe erhielten, vermöge deren sie überall aufgenommen und gütlich behandelt werden sollten. Woher ihr Name Zigeuner (Cingari, Cigani) entstanden, ist ungewiß. Von einigen Schriftstellern wurden sie nach ihrem angeblichen Vaterlande oder wegen ihrer braunen Farbe Aegyptier, Pharaonen, Mauren, Tartarn genannt. In Frankreich, wo sie 1427 sich zuerst zeigten, gab man ihnen, vielleicht aus einem geographischen Irrthume, den Namen Bohémiens. Ihre Beschäftigungen auf diesen Wanderzügen bestanden in Schmiedearbeiten, Viehcuren, Wahrsagen aus den Linien der Hand, vorzüglich aber in Rauben und Stehlen. Als die Beschwerden über sie zu häufig und laut wurden, fing man an, sie strenger zu behandeln; aber die härtesten Strafen fruchteten nichts gegen sie. Sie wurden daher nach und nach aus den meisten Staaten verwiesen, und als sie sich dennoch hin und wieder in kleinern Haufen einschlichen, wurden geschärfte Verordnungen gegen sie gegeben. In Ungern, Siebenbürgen und im Banat wurden sie zwar geduldet, aber immer als ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachtet, und es wurde ihnen durch Gesetze der Eingang in die Städte und alle mit Mauern umgebene Plätze untersagt. Durch diese Maßregeln waren die Zigeuner gewissermaßen zu einer herumschweifenden Lebensart verdammt. Die Kaiserin Maria Theresia faßte (1768) zuerst den menschenfreundlichen Gedanken, diese Leute

estitteter und zu brauchbaren Mitgliedern des Staats zu machen. Die herumschweifende Lebensart wurde ihnen untersagt; sie sollten ch unter gewissen Bedingungen ansässig machen, sich der Landesprache und der im Lande gewöhnlichen Tracht bedienen, und nicht mehr Zigeuner, sondern Neubauern heißen. Da diese Maßregeln hne Wirkung blieben, so wurden im Jahr 1773 geschärfte Verordnungen gegeben; besonders wurden den Zigeunern die Kinder, die über fünf Jahr alt waren, mit Gewalt weggenommen und bei Landleuten gegen ein von der Regierung bezahltes Kostgeld untergebracht. Dessen ungeachtet blieb der größte Theil dieses Volks noch bei seinen alten rohen Sitten. Ein Vorfall in Ungern, wo im Jahr 1782 inundvierzig Zigeuner als angebliche Menschenfresser hingerichtet wurden, auch eine noch größere Anzahl derselben ein gleiches Schicksal haben sollte, obgleich sie nur Diebstähle und höchstens einige Mordthaten begangen hatten, erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers Joseph. Er gab neue, weise Verordnungen zur sittlichen und bürgerlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungern, Siebenbürgen und dem Banat. Einige Veränderung ist nun wohl dadurch in dem Zustande der Zigeuner bewirkt worden. Sie führen jetzt nicht mehr diesen Namen, sondern heißen im Banat (s. d. Art.) Neubanater, in den übrigen österreichischen Provinzen Neubauern. Aber es wird vielleicht mehr als eine Generation aussterben müssen, bis, nicht alle, sondern nur die auffallendsten Spuren ihres ehemaligen Charakters völlig verwischt seyn werden. Vor wenigen Jahren war ihre Lebensart noch immer sehr rauh, und sie konnten sich noch nicht recht in die Ordnung und Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft fügen. Ihre Wohnungen waren elende, Thierhöhlen ähnliche Hütten. Ackerbau ist ein ihnen verhaßtes Geschäft, und sie können nur durch Zwang dazu angehalten werden. Eine ihrer gewöhnlichsten Beschäftigungen ist das Schmiedehandwerk und das Ausbessern alter Kessel und Pfannen. Auch verfertigen sie aus Eisen oder anderm Metall Ringe, Nägel und andere Kleinigkeiten, mit denen sie einen unbeträchtlichen Handel treiben. Bei ihrem natürlichen Hange zur Trägheit arbeiten sie nur dann, wenn das Bedürfniß sie dazu zwingt. Sie beweisen übrigens, ungeachtet der schlechten Werkzeuge, die sie zu ihren Arbeiten haben, viel Geschicklichkeit, so wie es ihnen überhaupt nicht an natürlichen Anlagen fehlt. Es gibt bisweilen Leute unter ihnen, die es in der Musik zu einer nicht gemeinen Fertigkeit bringen. In Siebenbürgen und dem Banat beschäftigt sich auch eine Anzahl Zigeuner, die dazu besondere Erlaubniß erhalten, mit Goldwaschen, das heißt, mit Reinigung des bisweilen ziemlich goldreichen Sandes der Flüsse dieser beiden Provinzen. Diese Beschäftigung dauert jedoch nur den Sommer hindurch, und ist keineswegs einträglich. Andre und gewöhnlichere Erwerbszweige der Zigeuner sind Wahrsagen, Betteln und — Stehlen. Die Anzahl der in den Provinzen der österreichischen Monarchie lebenden Zigeuner wird von Einigen, aber offenbar zu hoch, auf 300,000 Seelen angegeben. Nach wahrscheinlichern Nachrichten sind ihrer in Ungern 50,000, in Siebenbürgen gegen 40,000 und im Banat und der Buckowina ungefähr 8000. In der Moldau und Walachei werden Zigeuner häufig angetroffen; sie sind entweder fürstliche Unterthanen, und treiben auch hier zum Theil Goldwäscherei, oder sie sind Sclaven der Edelleute (Bojaren). Noch häufiger sind sie in Bessarabien, in der Tatarei, in Bulgarien und andern türkischen Provinzen; selbst in Constanti-

nopel sind sie zahlreich. Daß in diesen selbst noch so wenig civilisirten Ländern auch die Sitten der Zigeuner äußerst roh, und ihre Beschäftigungen oft die verworfensten sind, läßt sich leicht erachten. Aber in dem toleranten türkischen Staate wird jeder geduldet, der sein Kopfgeld entrichtet. In Rußland hat ihnen Catharina II. unangebaute Ländereien angewiesen, um sie zu einer steten Lebensart und nützlichen Thätigkeit zu gewöhnen. Reisende haben in einigen Gegenden Asiens und in Aegypten Zigeuner angetroffen. — Die eigentliche Herkunft dieses sonderbaren Volks blieb lange räthselhaft; ihre eigene, oben erwähnte Angabe darüber trug offenbar den Charakter der Erdichtung. Erst in den neuern Zeiten sind gelehrte Sprachforscher durch Untersuchung der eigenthümlichen Sprache der Zigeuner auf die höchst wahrscheinliche Vermuthung geleitet worden, daß sie aus Hindostan (s. d. Art.) herstammen, und daß sie zu der niedrigsten und verachtetsten indischen Caste, oder vielmehr zu dem Auswurf aller übrigen Casten, den Parias, gehört haben. Die auffallende Aehnlichkeit der Sprache der Zigeuner mit der in Hindostan gewöhnlichen, nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern auch selbst im Bau der Sprache, und die Gleichheit der Sitten der Zigeuner mit denen der Parias in Hindostan erheben die Vermuthung über ihre indische Herkunft fast bis zur Gewißheit. Da die Parias von den andern Casten stets mit der äußersten Härte behandelt und unterdrückt werden, so ist es wohl denkbar, daß eine Anzahl von ihnen bei irgend einer Gelegenheit, wahrscheinlich bei den Kriegszügen des mogolischen Eroberers Timur (gewöhnlich Tamerlan genannt) nach Indien in den Jahren 1398 und 1399 veranlaßt worden sey, auszuwandern und in fremden Ländern ein günstigeres Geschick zu suchen. Die größere Masse ließ sich in Provinzen nieder, die ihrem Vaterlande näher waren; nur einzelne Haufen, vielleicht von andern gedrängt, wagten Streifzüge in entferntere nördliche Länder. S. historischer Versuch über die Zigeuner ꝛc. von Grellmann. 2te Auflage. Göttingen 1787.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm von), einer jener achtungswerthen deutschen Gelehrten, die sich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß in ihrem Fache vorzüglich ausgezeichnet haben. Er hatte sich das der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie gewählt, und gehörte hier, wenn auch nicht zu denen, die man eigentliche Schöpfer oder Begründer ihrer Wissenschaft nennen kann, doch zu denen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meisterhaft zu benutzen, anziehend darzustellen, und dadurch unter allen Classen der gebildeten Menschheit zu verbreiten wissen. Er war geboren zu Belzen im Celliſchen den 17. Aug. 1743, wo sein Vater — bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutschen — Superintendent war, dann bildete er sich auf der Universität Göttingen, und später zu Leyden. An ersterem Orte hatte er sich Hollmanns und anderer Mathematiker und Physiker Beifall erworben, eine Probeschrift über die Analyse der Curven, und auch schon eine meteorologische Beobachtungsreise auf den Harz geschrieben. In Leyden aber faßte er zuerst den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle seine gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung climatisch zu begränzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierracen, vom Menschen selbst ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Sein eigenes Ver-

ien und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses, dem nit voller Seele ergeben war, setzten ihn in den Stand, mehrere fen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, che für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil ge- rten. Nach England machte er drei verschiedene Reisen, und in London selbst 1788 seinen political Survey of the present te of Europe mit sechszehn statistischen Tafeln heraus. Hier oß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige alten konnte, was im Fache der Physik und Erdkunde auf den tischen Inseln und in Nordamerika erschien. Früchte seiner Reise h Italien finden sich in seinem allgemeinen Blicke auf alien (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in ulien. In Paris befand er sich im Jahr 1789, eben als sich erſten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den n zu seinen geographischen Annalen, wovon drei Jahr- ge erschienen sind; die eigene Ansicht der revolutionären Bewe- gen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welche sie über Frank- ch selbst bringen würden. Eine Vergleichung der französischen aatsumwälzung mit den frühern Ereignissen ähnlicher, wenn schon ht gleicher Art in Amerika führte ihn zu Ausarbeitung des Werks: ankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Ber- 1795, und später der allgemeinen Uebersicht Frank- ichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Frei- aten in Nordamerika (1800) in zwei Bänden. Ersteres ist hr geo- und ethnographisch, das andere politisch-historisch. Der erfasser, welcher seit dem Jahre 1766 Professor der Physik am ollegio Carolino zu Braunschweig gewesen war, wurde nun von nem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte Carolinum entbunden, nachdem er vorher schon von dem Kaiser oppold in den Adelstand erhoben worden war. Das bedeutendste Unter- hmen von Zimmermanns schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig hl sein geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch r Reisen (diesen Titel führt es), welches in zwölf Jahrgängen n 1802 bis 1813 einen großen Theil der uns bekannten Erde in nem höchst gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wo- n eine Art von Auszug, mit den neuen Ansichten und Entdeckun- n bereichert, unter dem Titel: die Erde und ihre Bewoh- er nach den neuesten Entdeckungen, 5 Theile, erschien. Ueberdies schäftigte er sich selbst in seinem hohen Alter ununterbrochen mit ebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die sich auf in Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt sführte. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend en lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedensten Hasser er französischen Tyrannei, welche seit 1806 auf seinem deutschen Va- rlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften darüber mit ei- er Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die rwartung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt n immer aufrecht im Sturme der Zeit. Er starb in der Nacht m 4. Juli 1815 im 73sten Jahre seines Alters, nachdem er dem raunschweig-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast fünfzig Jahre reu gedient hatte. Sein Andenken wird in der Geschichte deutscher elehrsamkeit und Geistesthätigkeit gewiß nie erlöschen.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter von), wurde geboren

zu Brugg, einer kleinen Stadt des Cantons Bern, den 8. Dec. 1728. Sein Vater war Rathsherr und seine Mutter aus der französischen Schweiz, daher der Sohn auch früh schon dieser Sprache ganz mächtig wurde. Er studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft, wurde Doctor und zeichnete sich durch Kenntniß und Geschicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus seiner Vaterstadt gewesen war, kam er im Jahr 1768 als königl. großbritannischer Leibarzt mit dem Titel eines Hofraths nach Hannover. Sein früherer Aufenthalt in Brugg, wo er von allem, für ihn passenden Umgange abgeschieden gewesen war, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn dann sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ und ihm dieses sehr trübte. Als practischer Arzt hatte er einen großen Ruf, den er auch verdiente, besonders wußte er mit seltenem Scharfblicke stets die richtige Natur der Krankheiten zu erkennen. Allein als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreiteteren Ruhms, und seine Schriften wurden auch von solchen gelesen, welche nicht mit gelehrten Vorkenntnissen versehen waren. Seine Darstellung vereinigt Klarheit mit zweckmäßigem Schmuck und einer anziehenden Beredtsamkeit. Sein Werk: Ueber die Einsamkeit, Leipzig 1784 und 1785. 4 Theile, so wie das: Ueber den Nationalstolz, Zürich 1789, sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu nennen, und wurden fast in alle lebende Sprachen übersetzt, dazu kam, daß sie auch von Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweckmäßig mitgetheilten Kenntnisse als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm auch seine Schrift: Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft. Diese Werke verschafften ihm unter andern auch die Zuneigung der Kaiserin von Rußland Catharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte, dafür aber mit dem St. Wladimir-Orden beehrt wurde. Auch Friedrich dem Großen war er bekannt worden. In dessen letzter Krankheit wurde er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlassung, über diesen Monarchen und sein Verhältniß zu ihm mancherlei zu schreiben, was jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt hat. Z. B. Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode; Fragmente über Friedrich den Großen u. s. w. Seine Ansicht von der Welt und dem Leben wurde durch seine immerwährende Kränklichkeit sehr getrübt, so daß er sich durch seine letzten schriftstellerischen Arbeiten fast um den Ruhm brachte, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Sein Leben war daher auch keineswegs glücklich zu nennen. Er starb im 67sten Jahre des Alters den 7. October 1795. Seine sämmtlichen Schriften finden sich verzeichnet in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten.

Zink, ein Halbmetall, das nicht gediegen, sondern vererzt, in verschiedenen Ländern, vorzüglich auf dem Rammelsberge bei Goslar und in Ostindien gefunden wird. Er ist von weißbläulichter, dem Blei ähnelnder Farbe, in seiner Structur blättrig, strahlicht oder würflicht, geschmeidiger als die andern Halbmetalle, und wird im Feuer leicht flüssig. Bei stärkerm Feuer steigt ein Rauch in die Höhe, der sich wie Wolle an andere Körper ansetzt. Man nennt dies die Zinkblume, die auch in den Apotheken gebraucht wird. Man läßt aber auch zu diesem Behufe die ganze Masse von Zink durch eine gewisse Operation in Zinkkalk auflösen. Der Zink vereinigt sich,

Eisen und Wismuth ausgenommen, mit allen Metallen. Mit gereinigtem Kupfer vermischt, gibt er das Messing (s. d. Art.). Ein Pfund gereinigtes Kupfer mit acht Loth Zink vermischt, gibt ein schönes gelbes Messing, das sich vollkommen unter dem Hammer treiben und zu dem feinsten Drahte ziehen läßt. Bekanntlich werden die Nadeln aus dergleichen Draht gefertigt. Eine andere Mischung von einem Pfund gereinigtem Kupfer und 26 Loth Zink gibt einen Tomack von schöner Goldfarbe, der sich auch einigermaßen unter dem Hammer treiben läßt. Aus Kupfer, Zink und etwas Zinn wird Prinzmetall gemacht. In England bedient man sich seit kurzem einer Composition von Zink, um die Schiffe dauerhafter und wohleiler, als bisher mit Kupfer, zu beschlagen. Zu Goslar geschieht die Zubereitung des Zinks im Großen, und es wird ein beträchtlicher Handel damit getrieben. Auch der Handel mit dem ostindischen Zink, der mit einem besondern Namen Tutanego heißt, ist bedeutend. In Sachsen, Polen und Ungern findet man auch hier und da Zink.

Zinke heißt 1. ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern, die Enden am Hirschgeweihe; 2. ein musikalisches Blasinstrument, gerade oder krumm, und von verschiedener Art. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten. Im Italienischen heißt es Cornetto (Cornettino), französisch Cornet à Bouquin. Die gekrümmte Zinke hat beinahe die Figur eines großen lateinischen S. Bei den Orgelbauern heißen Zinken die Orgelpfeifen, die zum Schnarrwerke gehören.

Zinn, ein weißes, weiches, im Feuer leicht flüssiges Metall, das, mit andern Metallen versetzt, diese spröde macht; es ist unter allen bekannten Metallen das leichteste. Man findet es nirgends gediegen, sondern stets vererzt, in Zinngraupen, Zwitter, Zinnstein und Zinnspat. In Europa wird es in England, Böhmen und Sachsen, in Asien auf der Halbinsel Malacca und in China gefunden. Es findet sich auch noch in einigen andern europäischen Ländern, aber nur in geringerer Menge und Güte. England hat unter allen europäischen Ländern die ersten Zinnbergwerke gehabt; sie sind in den Grafschaften Cornwall und Devon (Devonshire), und geben eine jährliche sehr bedeutende Ausbeute. In Deutschland hat ein englischer Bergmann, der aus Mißvergnügen sich dahin geflüchtet hatte, in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (von 1252 an) die ersten Zinnbergwerke eröffnet. Die böhmischen Zinnbergwerke sind zu Schlackenwalde, Zinnwalde, die sächsischen zu Altenberg, Zinnwalde, Eibenstock und Geier. Das englische Zinn behauptet den ersten Rang in Europa, doch steht ihm das böhmische und besonders das sächsische Zinn an Güte wenig nach. Das ostindische wird für das vorzüglichste unter allen gehalten. Das Zinn wird mit andern Metallen vermischt, und es werden dadurch verschiedene Compositionen hervorgebracht; am häufigsten wird es mit Blei versetzt, woraus das sogenannte Pfundzinn entsteht, das nach der Proportion der Mischung verschiedene Namen erhält. Die Zinngießer verfertigen aus dem Zinn die bekannten Hausgeräthe. Es wird häufig zur Verzinnung der Eisenbleche (Weißblech), kupfernen Geschirre, Pferdgebisse, Sporen ꝛc. gebraucht, um die Metalle, die man damit überzieht, länger gegen den Rost zu verwahren. Zu ganz feinen dünnen Blättchen ge-

schlagen heißt es Staniol (s. d. Art.) und wird zum Belegen der Spiegelgläser, oder, gefärbt, zum Belegen anderer Sachen gebraucht. Es wird, mit andern Metallen versetzt, zu Orgelpfeifen, Buchdruckerschriften und Glöckengut verarbeitet. Durch Auflösung kann es zu verschiedenen Arbeiten benutzt werden. Jedes Zinn, auch das beste, ist nicht ganz frei von Arsenik, nicht selten ist es, wie z. B. das englische Stangenzinn, mit Blei versetzt. Es kann daher die größte Vorsicht beim Gebrauch zinnerner oder verzinnter Gefäße nicht genug empfohlen werden, daß man nämlich, da das Zinn sich sehr leicht auflöst, nicht solche Speisen, die leicht scharf und sauer werden, darin zubereite oder sie lange darin aufbewahre.

Zins (von dem lateinischen Census, die Abschätzung des Werthes eines Grundstücks oder sonstigen Vermögens, nach welchem der Besitzer seine Abgabe zu entrichten hatte), bedeutet 1. jede Abgabe, die einer zu entrichten schuldig ist, 2. eine Abgabe für die Nutzung eines Grundstücks, Hauses, Kapitals ꝛc. Nach der ersten Bedeutung hieß in ältern Zeiten Zins (Census) im weitern Sinne jede Abgabe, die der Zinsmann (Censit) seinem Lehn- oder Grundherrn zu entrichten hatte. Der Zins wurde entweder in Gelde bezahlt, und hieß dann Pfennigzins, in Getraide (Korngült), oder in andern Naturalien nach den deßwegen festgesetzten Jahreszeiten. Im Schwabenspiegel (s. d. Art.) war festgesetzt, welche Naturalien zu Ostern, Pfingsten, Martini, Weihnachten u. s. w. verzinset werden mußten. Küchenzinsen nannte man die Naturalien (Gänse, Hühner, Eier), welche die Unterthanen unmittelbar in die Küche des Lehnherrn lieferten, wo sie die Frau vom Hause in Empfang nahm. (Ueber die vielfältigen, in Deutschland ehemals und zum Theil noch jetzt gewöhnlichen Zinsen s. historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung ꝛc. von Lange. Berlin 1793.) — Nach der zweiten Bedeutung ist Zins eine verhältnißmäßige Vergeltung oder Entschädigung für ein, entweder auf immer, oder auf gewisse Zeit zur Benutzung überlassenes Grundstück, Gebäude, Kapital ꝛc. Nach der Verschiedenheit des zur Benutzung überlassenen Gegenstandes sind auch die Benennungen des Zinses verschieden. Erbzins (auch Zins ohne weitern Zusatz) ist die ordentliche Abgabe, welche die Unterthanen von ihren Gütern zu entrichten haben. Der Erbzins ist eine Grundbeschwerde, welche auf den Grundstücken haftet, und mit ihnen auf jeden Besitzer fortgeht. Der Ursprung dieser Zinsen ist in jenen frühern Zeiten zu suchen, da die ganze Flur und alle Grundstücke eines Dorfes Einem Herrn gehörten, der einen Theil derselben seinen Dienstleuten zur Bebarbarung für ihre eigene Rechnung überließ, zur Entschädigung aber für die bis dahin aus diesen Grundstücken gezogenen Nutzungen die Unterthanen zu gewissen Leistungen an Zinsen, Zehnten, Diensten ꝛc. verbindlich machte. Erbzinsgüter dieser Art sind, mit wenigen Ausnahmen, die Bauerngüter in Sachsen. Der Besitzer eines solchen Gutes steht zwar unter einem Ober- oder Lehnherrn, hat aber das nutzbare Eigenthum seines Gutes, und kann es auch, durch Erbschaft oder Veräußerung auf Andere bringen. Ein solches deutsches Erbzinsgut ist von dem römischen Erbzinsgute (emphyteutischen Gute, s. d. Art. Emphyteuse) in gewisser Art unterschieden. Der Zins wird entweder in Gelde (trockene Zinsen), oder in Getreide (Zinsgetreide) entrichtet. Auch sind die Zinshühner (Rauchhühner, weil sie nach den Rauchfängen oder Feuerstätten gegeben werden) gewöhnlich. Noch heutiges

Tages wird, wenn einem ein Grundstück **vererbt**, d. h. zum eigenthümlichen Gebrauch auf immer überlassen wird, ein verhältnißmäßiger, an den Ober- oder Lehnherrn jährlich zu entrichtender **Erbzins** nach dem Acker- oder Feldmaße aufgelegt. **Erbzins** heißt auch das Geld, welches für die Benutzung eines in Erbpacht (s. d. Art.) überlassenen Gutes jährlich zu entrichten ist. Wenn der Erbpachter den Erbzins mehrere Termine nach einander schuldig bleibt, so wird er des Erbpachts verlustig. Dagegen behält der Besitzer eines eigenthümlichen Erbzinsgutes sein Eigenthum an demselben, wenn er auch den Erbzins schuldig bleibt, und der Zinsherr muß deßwegen ordentliche Klage anstellen. Der in den alten sächsischen Rechten verordnete **Rutscherzins** (Zinszins oder Zins vom Zins), da der schuldig verbliebene Zins mit jedem Tage erhöht wurde, ist nicht mehr gewöhnlich. — **Laaszins** (**Laßzins**), die Abgabe, welche von Gütern, die nur auf eine Zeit lang zur Benutzung überlassen worden, (Laßgüter, Laßwiesen), zu entrichten ist. — **Miethzins**, der für die Benutzung eines ganzen Hauses oder einzelner Theile desselben bezahlt wird. — **Zinsen**, Interessen für ein dargeliehenes Kapital, als Entschädigung für den Darleiher wegen Entbehrung des Kapitals auf die Zeit des Darleihens. Der **Zinsfuß** (Betrag der Zinsen) ist nicht überall und zu allen Zeiten einerlei; er richtet sich theils nach der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes, und die Zinsen sind um desto höher, je ärmer ein Staat an Gelde ist. Im Gegentheile aber werden sie niedriger, theils ist er durch die Landesgesetze vorgeschrieben. In den früheren, geldarmen Zeiten waren die Zinsen in Deutschland und andern Ländern sehr hoch; selbst der aus Amerika gekommene Reichthum machte keine Aenderung darin. Die Päpste fanden für nöthig, Verordnungen deßwegen zu geben; Clemens VII. setzte sie 1592 auf 7 Procent herab. In Deutschland wurden sie durch Reichsgesetze auf fünf vom Hundert festgesetzt. Dieser Satz wird noch in den meisten deutschen Ländern als der höchste erlaubte angesehen; nur in Wechseln sind sechs vom Hundert erlaubt. Aber weder diese Verordnungen der Gesetze, noch die in denselben für die Uebertreter gedrohten Strafen können verhindern, daß nicht **Wucher** getrieben und weit höhere Zinsen, als die Gesetze erlauben, von Darleihern verlangt und von Schuldnern zugestanden werden. In keinem Lande sind so hohe Zinsen, selbst von der Regierung bezalt worden, als in Spanien, wohin doch so große Schätze aus Amerika fließen. Zu den Zeiten Carls II. war der spanische Hof genöthiget, die aufgenommenen Kapitalien mit zwölf bis funfzehn vom Hundert zu verzinsen; so groß war der durch die äußerst schlechte Staatswirthschaft erzeugte Mangel. — Noch gibt es **Verzugszinsen**, unter denen man gewöhnlich diejenigen verstebt, die bezahlt werden müssen, wenn das schuldige Kapital nicht zu bestimmter Zeit bezahlt worden ist.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf von), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (s. d. Art.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgesellschaft, wurde am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der churfächsischer Conferenzminister war und in großer Achtung stand, wurde er in der Lausitz auf dem Lande, in dem Hause seiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, die eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen herausgab, und mit dem gelehrten Schurzfleisch latei-

nische Briefe wechselte. Zinzendorfs erste Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietisten (s. d. Art.) oft und viel besprochen wurden. Dieß und der Umstand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau von Gersdorf kam, da den jungen Zinzendorf sah und einsegnete, trug, nebst den Andachtsübungen, die täglich im Hause gehalten wurden, unstreitig viel bei, in dem lebhaften Knaben religiöse Gefühle zu erregen, die bald in eine gewisse Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie zum Fenster hinaus in der Hoffnung, daß der Heiland sie schon finden werde. Diese Stimmung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, 10 Jahre alt, in das Pädagogium zu Halle unter des berühmten Frankens besondere Aufsicht kam. Hier errichtete er geheime Zusammenkünfte zur Erbauung, und stiftete einen mystischen Orden vom Senfkorn. Sein Onkel und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geschäftsleben vorbereiten wollte, schickte ihn 1716 auf die Universität Wittenberg, deren theologische Lehrer, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigsten Gegner der Halleschen Pietisten waren. Zinzendorf blieb jedoch unverändert bei seiner Denkart, und als im J. 1717 das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, schloß er sich ein, und betrauerte den Verfall der Kirche durch Fasten und Weinen. Neben seinen übrigen Studien trieb er für sich allein und ohne alle Anleitung die theologischen Wissenschaften, und faßte schon jetzt den Vorsatz, künftig in den geistlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg, und machte eine Reise nach Holland und Frankreich, die er selbst unter dem Titel: Attici Wallfahrt durch die Welt beschrieben hat. Er suchte vorzüglich berühmte Geistliche auf, und sein Hauptgeschäft war, Unterredungen über Religionsmaterien zu halten. Er wurde 1722 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, welche Stelle er aber 1727 wieder niederlegte. Er hatte während dieser Zeit sehr wenig Antheil an den Geschäften seines Amtes genommen, dagegen aber sich mit der Theologie beschäftiget, und häufige Andachtsübungen gehalten. In gedachtem Jahre (1722) vermählte er sich mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf, und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Diese Colonie erhielt 1724 den Nahmen Herrnhut (s. den. Art.). Zinzendorf faßte nun den Vorsatz, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften und machte diese letzteren in verschiedenen, sich bisweilen widersprechenden Schriften öffentlich bekannt. Es erhob sich daher auch eine große Anzahl Gegner wider ihn, so wie die Anlegung der neuen Colonie selbst ihm mancherlei Verdrießlichkeiten zuzog. Doch ließ er sich durch keine Schwierigkeiten und Widersprüche von seinem Vorhaben abwendig machen. Dahin gehörte auch dieß, daß er sich nun entschloß, in den geistlichen Stand zu treten. Er ging deßwegen (1734) unter einem angenommenen Nahmen nach Stralsund, ließ sich da als Candidat der Theologie examiniren, und hielt in der Stadtkirche daselbst seine erste Predigt. Mit einer fast unglaublichen Thätigkeit machte er Reisen in verschiedene Länder, um die Glieder seiner Gemeine, von welcher schon Missionen ausgingen, zu vermehren, aber nicht überall fand er eine günstige Aufnahme. Aus seinem eigenen Vaterlande wurde er (1736) durch ein landesherrliches Reskript förmlich verwiesen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die

von dem Grafen Zinzendorf eingeführten Neuerungen, Conventiculn, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet würde, angegeben. Doch wurde dieser Befehl im Jahre 1747 zurückgenommen. Zinzendorf hatte sich unterdessen in Berlin zum mährischen Bischoff ordinieren lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, so hielt er eine Zeit lang Privatandachten in seinem Quartiere, die so häufig besucht wurden, daß eines Tages nicht weniger als 42 Equipagen vor seinem Hause standen. Im Jahre 1739 machte er eine Reise nach Westindien auf die Inseln St. Thomas und St. Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese zu besuchen und ganz einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine sechzehnjährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter einigen entferntern indianischen Völkerschaften seine Gemeine auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Correspondenzen und Bücherschreiben beschäftiget, und man muß in der That über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch eine vortreffliche körperliche Constitution unterstützt wurde, erstaunen. Unter den während dieser Zeit von ihm herausgegebenen Büchern fanden vorzüglich das Gesangbuch der Gemeine in Herrnhut und die Wunderlichkeiten den größten Anstoß. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeine befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt und er wurde auf kaiserlichen Befehl unter militärischer Bedeckung über die Gränze gebracht. Er machte hernach mehrere Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterem Lande länger als vier Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stets wuchs, doch die von ihm gestiftete Gemeine immer weiter verbreitet und neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien zu Trankebar, entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen starb er zu Herrnhut am 9. Mai 1760 und wurde auf dem dasigen Gottesacker der Brüdergemeine begraben. Ein ziemlich unparteiisches Urtheil über ihn von einem seiner Zeitgenossen steht in von Löns kleinen Schriften, Th. 1. S. auch: Leben des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Leipzig 1790.

Zirkel (circulus) ist bekanntermaßen ein Werkzeug von Stahl, Messing, auch wohl von Holz, gemeiniglich aus zwei oben in einem Kopfe, in einem Gewinde beweglichen, unten aber spitzigen Schenkeln bestehend, womit man nicht allein einen Umkreis beschreiben, sondern auch den vorkommenden Größen andere ähnliche nachmachen und abtragen kann. Die Unentbehrlichkeit eines solchen Instruments in der ausübenden Geometrie sowohl, als in allen übrigen damit verbundenen Wissenschaften ist eben so leicht abzusehen, als die Verschiedenheit desselben in Rücksicht des davon zu machenden Gebrauchs; daher denn auch die verschiedenen Benennungen desselben: Bogenzirkel, Hohlzirkel, Reißzirkel, Stangenzirkel u. s. w.

Ziska (Zischka), der bekannte Anführer der Hussiten, ein allerdings merkwürdiger Mann. Er hieß eigentlich Johann Zischka von Trocznow, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und war gegen das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunderts — sein eigentliches Geburtsjahr ist unbekannt — zu Trocznow oder Trautenau im Bechiner Kreise geboren. Er kam als Page an den Hof des böh-

mischen Königs Wenzel VI., war bei diesem sehr beliebt und diente an dessen Hofe später als Kämmerer. Er zeigte von Jugend auf viel Geistesanlagen und eine vorzügliche Neigung für den Soldatenstand. Er befand sich mit unter dem Hülfscorps, welches Böhmen dem König von Polen, Wladislas V., wider die deutschen Ritter zuschickte, und zeichnete sich dabei, besonders in dem blutigen Treffen bei Tanneberg (den 14. Juli 1410), durch seine Tapferkeit und Klugheit so aus, daß Wladislas ihn durch ein besonderes Schreiben dem Könige von Böhmen empfahl. Doch verlor Ziska in diesem Feldzuge, ungewiß durch welchen Zufall, ein Auge. Daß er deßwegen den Namen Ziska (Einäugiger) erhalten haben soll, ist ungegründet; denn dieser Name war sein eigentlicher Geschlechtsname. Nach seiner Rückkunft aus dem Feldzuge blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Die Bewegungen, die in den letzten Regierungsjahren dieses Königs durch das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der beiden Reformatoren, Huß und Hieronymus (s. d. Art.), entstanden, eröffneten Ziska's unruhigem und thätigem Geiste Gelegenheit, sich auszuzeichnen. König Wenzel hatte, aus Besorgniß eines Aufstandes der Hussiten, den Befehl gegeben, daß sämmtliche Bürger zu Prag alle ihre Gewehre auf das königliche Schloß abliefern sollten. Auf Ziska's Rath und unter seiner Anführung gingen alle Bürger zugleich vor das königliche Schloß. Der König, über diesen Schritt und Ziska's Anrede an ihn betroffen, ließ den Bürgern ihre Waffen. Ziska hatte sich dadurch zwar den Zorn des Königs zugezogen, aber auch die allgemeine Achtung der Hussiten erworben, und da diese 1419 auf die Reichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt drangen, setzte Ziska es in Prag mit Gewaltthätigkeit durch, daß es geschehen mußte. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Da sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigmund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen, so gewann Ziska dadurch Zeit, seinen Anhang und seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag entfernen und nach Pilsen begeben. Ein Haufe schwärmerischer Hussiten hatte sich unterdessen auf den Berg Tabor im Bechiner Kreise begeben und legte da eine neue Stadt an, wovon sie den Namen Taboriten erhielten. Dieses Unternehmen war das Signal zum Bürgerkriege in Böhmen; denn die Taboriten überfielen die benachbarten Städte und verwüsteten sie. Ziska stellte sich an ihre Spitze und befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm die Wiedereinführung und Verbesserung der Wagenburg (s. d. Art.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe sicherte. Er bewährte sein Feldherrntalent auch dadurch, daß er seinen schlecht bewaffneten und undisciplinirten Haufen in sehr kurzer Zeit zu einem Heere organisirte, dem man nicht widerstehen zu können glaubte. Einige Vortheile, die er über die sich ihm entgegenstellenden Truppen erfocht, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Diese Taboriten, die bei ihrer Entstehung ganz unbedeutend geschienen hatten, waren es, die, in ein regelmäßiges Heer durch Ziska umgeschaffen, durch ihre, von religiösem Enthusiasmus entflammte, aber freilich mit ungezähmter Wildheit begleitete Tapferkeit sich in der Folge so furchtbar machten. Ihre ersten Unternehmungen bewiesen deutlich, daß sie nicht von Raubbegierde, sondern mehr von Rachsucht geleitet wurden. Die

nicht zu entschuldigenden Grausamkeiten, die Ziska selbst beging, wurden theils durch die Absicht, sich furchtbar zu machen, theils durch die Nothwendigkeit, der Stimmung seiner Anhänger nachzugeben, veranlaßt. Um Prag gegen den Kaiser Siegmund, der mit großer Macht gegen Böhmen anrückte, zu vertheidigen, begab sich Ziska mit seinen Anhängern dahin. Er wurde hier am 14. Juli 1420 von einem viermal stärkern Heere, das der Kaiser durch die Hülfe einiger deutschen Fürsten zusammengebracht hatte, lebhaft angegriffen, schlug über alle Stürme tapfer zurück. Geldmangel, den der Kaiser nur zu sehr fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. Im folgenden Jahre (1421) eroberte Ziska das, von den Königlichen noch besetzte, Schloß zu Prag und bekam da die vier ersten Canonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, so wie das kleine Feuergewehr, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Ziska setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Besiegten mit Grausamkeit. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge; doch hinderte ihn seine Blindheit nicht, das Commando seines Heeres fortzuführen. Er ließ sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, so daß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Siegmund aufs neue wider ihn schickte, trieb er zurück, und drang 1422) selbst in Mähren und Österreich ein. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen; es war dieß das einzigemal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Eine pestartige Krankheit überfiel ihn plötzlich, als er eben das Schloß Przisbislaw im Czaslauer Kreise belagerte, und er starb am 11. Oct. 1424. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Monumente aufgehangen. Man erzählt den Umstand, daß Kaiser Ferdinand I. mehr als 130 Jahre nachher, als er auf einer Reise nach Prag die Kirche zu Czaslau besuchte und erfuhr, daß Ziska da begraben läge, darüber so betroffen worden, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, sondern die Stadt selbst, wo er übernachten wollte, verlassen habe. Das Grabmal wurde im J. 1623 auf kaiserlichen Befehl abgebrochen, und Ziska's Gebeine fortgeschafft. Eine Fabel ist es, daß Ziska befohlen habe, seine Haut als Trommelfell zu gebrauchen, weil die Feinde dadurch in Furcht gesetzt werden würden. Im Commando der Hussiten folgte ihm Prokop, der den Krieg noch lange mit Glück fortsetzte, aber auch die an Böhmen gränzenden Länder mit Grausamkeit verheerte. (Vergl. d. Art. Hussiten.)

Zittau, s. Anh. z. d. Bde.

Znaim (Znoym), eine Stadt im Markgrafthum Mähren und Hauptort eines Kreises gleiches Namens, in einer angenehmen Gegend auf einem Berge, an dessen Fuße die Taga fließt. Die Stadt hat 700 Häuser und 6000 Einwohner. Am Fuße des Berges liegt eine ehemalige, schöne Abtei der Prämonstratenser, die jetzt zu einer großen kaiserlichen Tabaksfabrik eingerichtet ist, welche jährlich über

8,000 Centner Tabak liefert. Znaim ist wegen des Waffenstillstandes merkwürdig, der in der Nähe der Stadt am 12. Juli 1809 zwischen den Oesterreichern und Franzosen abgeschlossen wurde. Als die Oesterreicher am 6. Juli die Schlacht bei Wagram gegen die Franzosen verloren hatten, führte der Erzherzog Carl die österreichische Armee nach Böhmen über Znaim. Es kam am 11. Juli in der Nähe dieser Stadt noch zu Gefechten. Am folgenden Tage wurde, auf den Antrag von österreichischer Seite, noch spät in der Nacht im französischen Hauptquartiere ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen und eine Demarcationslinie festgesetzt, innerhalb welcher die beiderseitigen Armeen während dieser Zeit stehen bleiben sollten. Nachdem dieser Waffenstillstand ohne Unterbrechung drei Monate gedauert hatte, wurde am 14. Oct. 1809 der Friede zu Wien geschlossen, der Oesterreich verschiedene seiner Provinzen entriß.

Zobel (ein russisches Wort, eigentlich Sobol), ein bekanntes vierfüßiges Thier, das zum Geschlecht der Marder und Wiesel gehört, und dessen kostbarer Pelz sehr geschätzt wird. Der Zobel ist blos in einem Theile des nördlichen Asiens, in Sibirien, einheimisch. Er lebt da in dichten, einsamen Wäldern und nistet in hohlen Bäumen oder unter ihren Wurzeln in der Erde. Er ist sehr schnell und springt mit vieler Leichtigkeit auf den Bäumen umher. Am Tage schläft er; des Nachts geht er seinem Raube nach, der gewöhnlich in kleinen Säugethieren und Vögeln besteht; doch frißt er auch, wenn es die Jahreszeit mit sich bringt, Beeren und Früchte. Die Farbe der Zobelfelle ist schwarzgrau, blaßroth, braun oder schwarz; die Felle werden am meisten geschätzt, die recht schwarzbraun, dickhaarig und glänzend sind. Die Zobel sind nicht bloß in Ansehung der Farbe, sondern auch der Güte ihrer Felle, nach den verschiedenen Gegenden, wo sie sich aufhalten, verschieden. Die, welche von dem großen Gebirge an, das Rußland und Sibirien trennt, bis an den Fluß Oby gefangen werden, sind die schlechtesten. Je mehr die Landschaften gegen Osten liegen, desto schöner sind die Zobel. Am schönsten und zahlreichsten findet man sie an dem Lenastrome in der Landschaft Jakutsk, im Gouvernement Irkutsk. Der eigentliche Zobelfang dauert vom November bis in den Februar. Man fängt sie mit Schlingen oder schießt sie auch wohl mit stumpfen Bolzen, um das Fell nicht zu verletzen. Daß die nach Sibirien verwiesenen Staatsgefangenen oder Verbrecher zum Zobelfange gebraucht würden, ist eine zwar lange angenommene, aber ungegründete Nachricht. Gewöhnlich vereiniget sich eine Gesellschaft von zehn oder zwölf Mann zur Zobeljagd, die sich einen Anführer wählen, dem sie gehorchen, und alle Zobel, die sie fangen, unter sich theilen. Sie bauen sich zu diesem Behuf an einem passenden Orte eine Hütte, versorgen sich auf geraume Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln, und stellen dann Fallen auf, in denen sich der Zobel fängt. Die Tartarn legen sich besonders auf diese Jagd und wissen die Zobel auf alle Art zu verfolgen. Wenn der Zobel sich nicht mehr zu retten weiß, so klettert er auf einen hohen Baum; die Tartarn zünden diesen an, und wenn der Zobel herunterspringt, so fängt er sich in den umhergespannten Netzen und wird todtgeschlagen. Die Zobel sind eigentlich ein Regale der Krone, die den Fang derselben nur denjenigen Einwohnern Sibiriens überlassen hat, die einen Theil ihres Tributs damit bezahlen müssen. Es werden aber jetzt weniger Zobel an die Krone eingeliefert, als sonst; denn theils haben die Zobel, weil man sie zu häufig gefangen, über-

haupt abgenommen, theils sind die Tartarn klüger geworden, verkaufen die gefangenen Zobel an Schleichhändler für einen besseren Preis und zahlen jetzt ihren Tribut in andern Thierfellen, oder auch in baarem Gelde. In früheren Zeiten, da sie das Pelzwerk noch so brachten, wie sie es fingen, kamen oft Zobel von hohem Werthe bei den kaiserlichen Cassen ein. Die eingelieferten Zobelfelle werden mit einem Siegel bezeichnet und nach Petersburg geschickt. Ungeachtet des strengen kaiserlichen Befehls, alle Zobelfelle einzuliefern, werden doch sehr viele heimlich verkauft. Der Preis der Felle ist nach der Güte derselben sehr verschieden; auch die Größe der Felle, ob sie mehr oder weniger dickhaarig sind, und einen gewissen Glanz haben — den die alten verlegenen Bälge gewöhnlich verlieren — wird dabei berücksichtiget. Von den guten Fellen wird das Stück zwischen fünf bis zehn Rubel bezahlt. Man hat auch weiße und graue Zobel, ferner von kastanienbrauner Farbe mit einem Goldglanze und schwarze mit einem Silberglanze. Die weissen sind sehr rar und werden als eine Seltenheit theuer verkauft; von den kastanienbraunen wird das Stück mit 20 bis 40 Rubel bezahlt. Zu einem Zobelpelz gehören viele Fellchen, und wenn er aus lauter schwarzen Fellen besteht, die einen Silberglanz haben, so wird er auf 5 bis 10,000 Rubel geschätzt und nur zu Geschenken für fürstliche Personen gebraucht. Die Russen verstehen die Kunst, die Zobel zu färben oder durch Räuchern zu schwärzen. Die gefärbten Zobel kann man leicht an dem Mangel des Glanzes, den die von Natur schwarzen haben, oder dadurch erkennen, daß sie, wenn man sie mit einem weissen Tuche reibt, abfärben. Daß sie durch Räuchern schwarz gemacht sind, erkennt man an den gekrümmten Haaren, denn bei einem guten Felle müssen die Haare alle gleich seyn, und wenn man es mit der Hand streicht, nach allen Richtungen folgen. Die Chinesen sollen die Kunst, die Zobel zu färben, in einem so hohen Grade der Vollkommenheit besitzen, daß man sie von den ächten nicht unterscheiden kann.

Zobtenberg, ein bekannter Berg in Schlesien, zwei Meilen von Schweidnitz, fünf Meilen von Breslau entfernt. Er hat wahrscheinlich seinen Namen von dem nicht weit entlegenen Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch der Zottenberg (Zothenberg) genannt. Er steht mit dem sudetischen Gebirge in Verbindung, hat eine fast kegelförmige Gestalt, eine senkrechte Höhe von mehr als 2200 Fuß und 10,400 Schritte im Umfange. Auf drei Seiten wird er von einer weitläufigen Ebene umgeben, gegen Mittag aber gränzt er an den Geiersberg. Auf der höchsten Spitze desselben stand schon im elften Jahrhunderte ein Schloß, das, nach mancherlei Veränderungen der Besitzer, 1471 als Raubschloß zerstört wurde. Seit 1702 ist an dessen Stelle eine kleine Kirche erbaut worden, zu welcher am Feste Mariä Heimsuchung zahlreiche Wallfahrten gemacht werden. Südwestwärts hinter der Kirche ist ein hoher und steiler Felsen, von welchem man fast ganz Schlesien übersehen kann. Der übrige Theil des Berges ist mit Holz dicht bewachsen. Es finden sich da auch gute Marmorbrüche. Der Berg dient übrigens den Landleuten in Schlesien zum Wetteranzeiger. Wenn er mit Gewölk bedeckt ist, so erwartet man Regen; ist er lichtblau und hell, so steht gutes Wetter bevor. Auch erzählt man von diesem Berge allerhand abenteuerliche Mährchen aus ältern Zeiten.

Zodiakus, s. Anh. zu d. Bde.

Zoega (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthums-

forscher unserer Zeit und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Er war im Jahre 1756 in Mögeltonder in Jütland geboren. Er studirte in Göttingen und zeichnete sich schon vor dem 21sten Jahre durch viele gelehrte Abhandlungen aus, die er in deutscher und dänischer Sprache schrieb. 1777 ging er nach Italien, und kam 1779 in Rom an. Seitdem wandte sich all sein Streben auf die Archäologie. Zoega hatte unstreitig durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tieferen Erforschen der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem ernsten rastlosen Streben, ihrem regen Schönheitssinn und ihrer Gelehrsamkeit waren, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, er sah in den antiken Kunstwerken die freigewordene Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich gleichsam veräußerlicht und andern sichtbar erscheint. Zoega hingegen las in den Werken der alten Künstler und Dichter mehr den tiefverborgenen Gedanken, sie waren ihm geheimnißvolle, deutungsreiche Sinnbilder, die ihn stets wieder in das Heiligthum des inneren Gemüthes zurückführten; er ließ sie auf seine Seele wirken, wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Dollmetscher sie ihm waren. Er trennte und verband auf solche Weise immer selbstthätig den innern geistigen Sinn und die vollendete äußere Schönheit eines Kunstwerks, und in diesem Scheiden und Vereinen lag eben Zoega's Hinneigung zu den, von ihm so tief durchdachten, Orphikern und Neuplatonikern. Zoega hatte die ächt antike Bildung nicht bloß mit Verstand und Gedächtniß aufgefaßt, sie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geister neuerer Zeit berührten seine Weltansicht und sein innerstes Leben so vielfach wie die Alten. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher fühlte man dieß, sein Umgang hauchte griechischen Sinn, selbst durch die Form seines Gespräches, das in leichter und anmuthiger Kürze reich an den menschlichsten Beziehungen war und absichtlos belehrte. Sein Ernst und seine Richtung nach innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen sich neigte, hätte leicht durch viele Sorgen und Leiden ganz darin untergehen können, wenn nicht aus Griechenland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre. So reizbar er auch für kleine Verdrießlichkeiten war, so überwand er doch diese Stimmung durch große Geduld, und erwarb sich eine stete ruhige Heiterkeit. Dieß drückte sich sehr wohlthuend in ihm aus, als ein stiller Frieden, der durch Ertragen und Vergessen erworben wurde, und der das Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Zoega war unausgesetzt theilnehmend gegen seine Freunde und wahrhaft verklärte Seelenblicke verriethen oft, in welcher heitern Höhe seine Gedanken über der beschränkten Gegenwart schwebten. Auffallend war in seinen früheren Jahren ein gewisser geistiger Cybeledienst, eine Anbetung Gottes in der Natur, vorherrschend in ihm. Der Einfluß seiner Zeit, die durch die kalte Aufklärung zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens überging, wirkte später auch auf ihn. Im Beobachten des Aeußerlichen der Religion war er streng, er ließ es gern als heiliges Sinnbild auf sich wirken, aber er haßte die nur halbverstandenen Worte dabei; so nahm er seinen kleinen Sohn Federico alle Sonntage mit in die Messe, aber er litt es nicht, daß seine Gattin die Kinder Gebete hersagen lehrte. Im äußern Leben bewies Zoega den freien Mann, und war entfernt von Zwang und zwecklosen Schicklichkeiten. Für sinnige kunstliebende Fremde, die

Rom besuchten, war Zoega ein trefflicher Führer. Die seelenvolle Friederike Brun erwähnt es oft dankbar, wie viel sie seiner Leitung schuldig war. Matthisson sagt treffend über ihn in seinen Andeutungen über Rom: „Auch befand sich ein wahrer Weiser in unserer Mitte, auf dem, was Denk- und Handlungsart betrifft, der Geist des Socrates zwiefach ruht. Zoega, groß als tiefgelehrter Prüfer alter Münzen, geschmackvoller Schilderer griechischer und römischer Basreliefs, scharfsinniger Ausleger der Obeliskenschrift, aber noch weit größer als Mensch. Tugend und Weisheit predigt sein Wandel und noch nie ward er im Widerspruch mit seinen festbegründeten Maximen gefunden.“ Man kann Zoega richtiger schildern durch das, was er war, als durch das, was er that, denn so unermüdet auch der Fleiß war, womit er eine bewundernswerthe Menge des Einzelnen prüfte und mit genauer Kenntniß umfaßte, so beklagt man doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten im größeren Zusammenhange auszusprechen. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er durch den Professor Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgestellt, dessen Gunst und Schutz er sich bald erwarb. Dieser Cardinal hatte eine Vorliebe für ägyptische Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Zoega, der die coptische Sprache verstand, wurde bald der Oedip dieser uralten Räthsel. 1787 machte er eine vollständige Sammlung ägyptischer Münzen bekannt, mit ausführlichen Erläuterungen. Der allgemeine Beifall, den dieß für Geschichte und Chronologie so wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Zoega aufmerksam, und er trug ihm die schwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er sein großes Werk über diese Obelisken heraus, welches ihm den Ruhm der scharfsinnigsten, ausgebreitetsten und gründlichsten Gelehrsamkeit erwarb. Das Museo Borgiano Veliterno war reich an coptischen Schriftrollen; Zoega unternahm die höchst schwierige und mühevolle Arbeit, diese zu erläutern; erst 1810 konnte diese Frucht namenloser Anstrengungen bekannt gemacht werden. Zoega schrieb in deutscher Sprache einen archäologischen Wegweiser durch Rom, der vielen kunstliebenden Reisenden sehr nützlich wurde. Er selbst begleitete die ausgezeichnetsten derselben; so war er unter andern ein ganzes Jahr lang der Führer Sr. H. des Prinzen Gustav von Meklenburg Schwerin. Ein größeres Werk Zoega's, welches Schätze der seltensten Kenntnisse enthält, ist in zwei Foliobänden bei Piranesi in Rom 1808 herausgekommen, unter dem Namen: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Rom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Oft bedauerte Zoega in spätern Jahren, nicht auf das griechische Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen widmete. Dieß hinderte mehr, als irgend etwas anderes die Ausführung seines früheren Planes, die ganze griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forschungen für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus. Ueberdieß hatte Zoega mit immerwährenden Hindernissen und dem Mangel aller äußeren günstigen Verhältnisse zu kämpfen. Das Schicksal, über so gründlich und weit angelegte Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne an das Hauptwerk desselben zu kommen, theilt Zoega mit vielen großen Gelehrten. Keine feurige Ruhmliebe trieb ihn zu seinen Arbeiten an, er hatte stets den Hang, nicht unmittelbar das größere Publikum zu berühren, sondern lieber nur von wenigen verwandten Geistern verstanden zu werden. Er sprach nie von seinen

Planen, sondern erwähnte seine Arbeiten und Schicksale erst, wenn sie fertig und abgerundet hinter ihm lagen. Er wurde von dem dänischen Hof zu dessen Generalconsul in dem Kirchenstaate ernannt; wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Professor der Universität Kiel und Mitglied der Akademien zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom ꝛc. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemessenen Wirkungskreis finden konnte. Zoega starb den 10. Febr. 1809 an einem Nerven- und Gallenfieber, tief betrauert von allen, die ihn kannten; er wurde in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben. Der Secretär der italienischen Akademie Sign. Thiébaut de Berneaud entwarf eine Lobrede Zoega's, die genaue Rechenschaft von seinen Werken gibt und 1809 in Paris herauskam. Sein großer Landsmann, Ritter Thorwaldsen, zeichnete den edeln ausdrucksvollen Kopf Zoega's, und dies Portrait findet man nebst einer kurzen von F. A. Visconti geschriebenen Biographie Zoega's, dessen „Bassirilievi" beigefügt. Wl.

Zoilus, ein griechischer Rhetor (s. d. Art.), gebürtig aus Amphipolis, einer Stadt in Thracien, lebte zu den Zeiten des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 270 Jahre vor Christi Geburt. Er ist bloß durch seine hämischen Kritiken der Werke des Plato und besonders der Gedichte des Homers bekannt oder vielmehr berüchtigt worden; wegen der letztern wurde er die Geißel des Homers (Homeromastix) genannt. Von seinen Schriften ist jedoch nichts auf die Nachwelt gekommen, und der Verlust derselben scheint nicht zu bedauern zu seyn. Er kam nach Alexandria, und überreichte dem Ptolomäus seine Kritik der Homerischen Gedichte, welche aber dieser Freund und Beschützer der Wissenschaften mit Unwillen zurückwies. Als Zoilus ihn nachher um eine Unterstützung bat, gab ihm der König die bittere aber verdiente Antwort: „Da Homer noch lange nach seinem Tode so vielen Menschen Verdienst und Unterhalt (nämlich durch das Abschreiben der Gedichte) verschaffte, so würde es dem Kritiker, der mehr Geist als Homer zu haben glaubte, leicht werden, sich seinen Unterhalt zu verschaffen." Auch der Lehrer des Zoilus, Polykrates, hatte, wie die alten Schriftsteller erwähnen, eine Schmähschrift gegen Sokrates herausgegeben. Zoilus wollte sich auszeichnen, that es aber auf eine für ihn nicht vortheilhafte Art. Er ging in einem auffallenden, schmutzigen Anzuge einher, widersprach Allen und redete von Jedermann Böses. „Ich rede von allen Leuten Böses," antwortete er einst auf die Frage, warum er es thäte, „weil ich selbst nicht so viel Böses thun kann, als ich thun möchte." Zur verdienten Strafe bezeichneten die Alten jeden hämischen, schmähsüchtigen Tadler mit dem Namen Zoilus.

Zoll (Mauth, Douane), ist eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem Werthe oder nach dem Gewichte oder nach dem kubischen Inhalte der Waaren erhoben wird. Die Begriffe von Zoll und andern ähnlichen Abgaben sind in den wenigsten Ländern streng gesondert, gewöhnlich werden Geleits- und Wegegelder mit eigentlichen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen verwechselt, und gar häufig wird eine Abgabe als Zoll aufgeführt und bezeichnet, welche in der That nichts anders als Accise ist. In ältern und neuern Zeiten hat man die

Zölle als eine nützliche Abgabe empfohlen, weil man glaubte, der Kaufmann zahle sie von seinem Handelsgewinnste, weil man vermittelst derselben den Fremden bei der Durchfuhr eine Steuer aufzulegen vermochte, und weil man damit den Handel leiten zu können wähnte. Es ist aber in der Regel nicht der Kaufmann, welcher den Zoll wirklich bezahlt, sondern dieser schießt denselben nur vor und läßt sich ihn demnächst mit Zinsen für den geleisteten Vorschuß im Preise seiner Waaren von den Consumenten wieder vergüten; die Steuer aber, welche beim Transito den Ausländern aufgelegt werden kann, ist, am Sunde angenommen, immer nur unbedeutend und ihre Anlegung erfodert große Vorsicht, soll sie dem Handel nicht verderblich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch Zölle beabsichtigt, so beruht es hauptsächlich auf irrigen, durch das Merkantilsystem (s. d. Art.) auf die Bahn gebrachten Vorstellungen, wenn eine Regierung daraus große Vortheile für den Nationalwohlstand ziehen zu können wähnt. Als eigentliche Consumtionssteuer aber hat diese Abgabe noch die besondern Fehler, 1. daß sie lange Zeit vor der Einführung des besteuerten Gegenstandes in den Kreis der Consumtion erhoben wird; 2. daß sie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zur Consumtion gelangt, sondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3. daß sie als eine Abgabe, welche vom Capitale erhoben wird, die Betriebsamkeit der Bürger hemmt und eben dadurch ihre Production schwächt. Was die Wirkung der Zölle auf den Verkehr selbst betrifft, so ist dieselbe folgende: Zölle auf die Einfuhr vertheuern uns die Waaren der Ausländer; Zölle auf die Ausfuhr vertheuern unsere Producte den Ausländern. Jener Streben geht auf Verminderung unserer Nachfrage nach ausländischen Waaren, mithin auf Verminderung des Absatzes eben dieser Waaren in unserer Heimath; unser Streben geht auf Verminderung der Nachfrage nach unsern Producten im Auslande und mithin auf Verminderung des Absatzes unserer Producte im Auslande. Erreichen beide ihr Ziel, so vermindern sie zu gleicher Zeit den Verdienst, den wir den Ausländern gaben, und denjenigen, welchen wir von den Ausländern erhielten. Der Erreichung dieses Ziels aber kann die Nation entgegenarbeiten, wenn sie das mit dem Zoll belegte Product zu einem wohlfeilern Preise liefert und auf gleiche Weise kann eine weiter getriebene Theilung der Arbeit zehnfach den Zoll ersetzen, auch kann, vermindern sich die Kapitalgewinnste des Zolls, ungeachtet der Preis der Waare derselbe oder fast derselbe wie vorher bleiben. — Je nachdem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Wasser erhoben werden, heißen dieselben entweder Landzölle oder Wasserzölle; letztere sind auf den schönsten Flüssen Deutschlands hin und wieder zum wesentlichen Nachtheil des Handels so vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegenden, welchen der Fluß vortrefflich zu Statten kommen konnte, die Landfracht vorziehen, sobald der Werth der Waare beträchtlich und deren Masse klein genug ist, um sie auf der Achse verfahren zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz desselben Landes in die andere entrichtet werden, heißen Binnenzölle; diese sind die nachtheiligsten von allen, denn sie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Besteurung der einzelnen Bürger, sondern hemmen zugleich den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr;

weise Regierungen haben denselben daher auch in ihren Ländern gänzlich abgeschafft und den Unterthanen dadurch eine große Wohlthat erwiesen. — In mehrern Staaten, namentlich in Großbritannien, wird dem Kaufmanne die auf den inländischen Verbrauch einer Waare gelegte Abgabe ganz oder zum Theil zurückgegeben, wenn er die Waare nach andern Ländern ausführt; eine Vergütung dieser Art heißt Rückzoll und ist in der Regel wegen der Erleichterung, die sie dem Handel gewährt, sehr zu empfehlen, nur ist dabei die gehörige Vorkehrung zu treffen, daß nicht die Waare, bei deren Ausfuhr der Rückzoll bezahlt worden, heimlich wieder ins Land eingeführt werde, wodurch natürlich der Zweck gänzlich verfehlt und der Staat unrechtlicher Weise eines Theils seines Einkommens beraubt werden würde. KM.

Zollikofer (Georg Joachim), Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Leipzig, einer der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts, geboren zu St. Gallen in der Schweiz am 5. August 1730. Von seinem Vater, einem braven Rechtsgelehrten, der früher selbst Theologie studirt hatte, erbte er die Neigung, sich dem geistlichem Stande zu widmen, und erhielt auch von ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht, der auf der Schule seiner Vaterstadt, dann auf den Gymnasien zu Frankfurt am Main und zu Bremen, und zuletzt auf der Universität zu Utrecht weiter fortgesetzt wurde. Bald nach seiner Rückkunft von der Universität wurde er (1754) Prediger zu Murten in der Schweiz, erhielt aber, da er sich vortheilhaft auszeichnete, in kurzer Zeit den Ruf an einige andere Orte, und 1758 als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig. Diese Stelle hat er, ungeachtet verschiedener vortheilhaftern Anträge, bis an seinen Tod behalten, weil er sich bei derselben auf einem Standpunkte befand, von wo aus er sehr viel Gutes wirken konnte. Der Ort, wo er nun lebte, die höhere Cultur der Gemeinde, deren Lehrer er war, der Umgang mit mehrern ausgezeichneten Gelehrten, alles trug dazu bei, Zollikofers Talent weiter auszubilden, und ihn allmählig auf die Stufe zu heben, auf welcher er seinen hohen Ruhm als Kanzelredner bis an sein Ende behauptet hat. Während seiner dreißigjährigen Amtsführung hat er als öffentlicher Lehrer ungemein viel Gutes gewirkt, nicht nur bei seiner Gemeinde, sondern auch bei den zahlreichen Zuhörern, die nicht eigentlich dazu gehörten, vorzüglich unter den jungen Studirenden, die in ihm ein freilich schwer zu erreichendes Muster der Nachahmung fanden. Zollikofers Vortrag als Kanzelredner war, wie sein äußerer Anstand, ruhig und würdevoll, tief eindringend und überzeugend, ohne hinreißend zu seyn, nicht eigentlich populär, aber lichtvoll und faßlich, vorzüglich auf den Verstand und durch diesen auf das Herz gerichtet. Ein Hauptzweck seiner Vorträge war, den Vorurtheilen und herrschenden Uebeln der Zeit entgegen zu arbeiten, und im wahren Sinne des Worts aufzuklären oder richtigere moralische Begriffe zu befördern. Er besaß die so seltene Kunst, ganz specielle Verhältnisse, Fehler, Gewohnheiten, selbst Vergnügungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, auf der Kanzel mit Würde zu behandeln. Einige Worte, die er mit dem ihm eignen feierlichen Anstande sprach, waren hinreichend, einen äußern Anstand beim Gottesdienste zu bewirken, den sonst wohl strenge Befehle nicht würden bewirkt haben. Zollikofers Charakter, sein öffentliches und Privatleben waren völlig vorwurfsfrei, auch

wurde er allgemein geachtet. Er entfernte sich von dem gewöhnlichen Systeme, und ging, wo er, nach sorgfältiger Prüfung, sich eines andern überzeugt hatte, mit freiem Geiste und ohne Furcht von mehrern vorhin geglaubten Sätzen ab. Von seinen Predigten sind ungefähr 250 im Druck erschienen, und alle sind mit dem Beifall aufgenommen worden, mit dem man sie vorher gehört hatte. Er selbst hat von 1769 bis 1788 vier Sammlungen Predigten in sechs Bänden herausgegeben, die mehreremale wieder aufgelegt worden sind. Nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Predigten in neun Bänden herausgegeben. Alle diese Sammlungen haben auch den Titel: Zollikofers sämmtliche Predigten, 15 Bände, Leipzig 1789—1804. Ein großes Verdienst erwarb sich Zollikofer durch die Herausgabe eines Neuen Gesangbuchs (Leipzig 1766 — und achte Aufl., Ebend. 1786), das Nachahmung fand, und wodurch er einem großen und sehr gefühlten Bedürfnisse abhalf. Sein Freund, der Kreissteuereinnehmer Weiße (s. d. Art.), stand ihm bei diesem Werke thätig bei. Außer den Verbesserungen alter Lieder sind auch verschiedene (ungefähr 12) neue Lieder von Zollikofer selbst in dieser Sammlung. Auch die von ihm herausgegebenen Andachtsübungen und Gebete haben einen großen Werth. Noch sind von ihm Uebersetzungen einiger Werke aus dem Französischen und Englischen, z. B. Unterhaltungen der Emilie, a. d. Fr., Leipzig 1774; Bryone's Reise durch Sicilien und Malta, a. d. Engl., Leipzig 1774. Zollikofer starb, nach einer schmerzhaften, mit der größten Geduld ertragenen Krankheit, am 22. Januar 1788. Siehe auch: Ueber den Charakter Zollikofers, von C. Garve, Leipzig 1788.

Zone, ein griechisches Wort, das einen Gürtel, das Kleid zu gürten, auch eine sogenannte Geldkatze bedeutet. Die alten Mathematiker benannten so, der Aehnlichkeit wegen, die Theile der Erde, in so fern sie sich durch den größern oder geringern Grad der Wärme oder Kälte unterschieden, die wir im Deutschen Erdstriche (s. d. Art.), Erdgürtel, nennen, und deren bekanntlich fünfe sind. Die Theile der Erde, die zwischen den beiden Polen (s. d. Art.) und den Polarzirkeln liegen, heißen die kalten Zonen, nördliche und südliche). Die Erdstriche, die zwischen den Polar- und Wendezirkeln (s. d. Art. Tropicus) liegen, heißen die gemäßigten Zonen. Derjenige Raum endlich mitten um die Erde, der von den beiden Wendezirkeln eingeschlossen wird, und durch dessen Mitte der Aequator geht, heißt die heiße Zone. In diesem heißen Erdgürtel (Zona torrida) sind Tag und Nacht beständig fast ganz einander gleich; die senkrecht oder fast senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen verursachen hier die größte Hitze, daher auch die Alten diese Zone für unbewohnbar hielten, wovon wir freilich das Gegentheil wissen. In den beiden gemäßigten Erdstrichen fallen die Sonnenstrahlen nur in schräger Richtung und die Hitze wird dadurch vermindert. Beide sind übrigens darin einander entgegengesetzt, daß wenn im gemäßigten nördlichen Erdgürtel Sommer ist, so ist im südlichen Winter; nehmen im erstern die Tage zu, so nehmen sie im letztern ab, und so umgekehrt. Von den beiden kalten Polen bleibt die Sonne immer weit entfernt, und weil ihre Strahlen hier nur sehr schräg niederfallen, so entsteht dadurch die große Kälte. In der nördlichen kalten Zone gibt es noch bewohnbares Land, aber die südliche ist ganz unwirthbar. Beide haben dieses mit einander gemein, daß sie fast ein halbes Jahr nach

einander Tag, und eben ſo lange wieder Nacht haben. Zum Glück ſind dieſe beiden unfreundlichen Erdgürtel die kleinſten. Wenn man die ganze Oberfläche der Erde in tauſend gleiche Theile theilt, ſo kommen auf die heiße Zone 398, auf die beiden gemäßigten 520, und auf die beiden kalten 82 ſolcher Theile.

Zoolithen, ein aus zwei griechiſchen Wörtern (eben ſo wie Zoologie, Zoophyten) zuſammengeſetztes Wort, wodurch man in der Naturgeſchichte foſſile thieriſche Körperarten bezeichnet, die bisweilen gefunden werden, und die für die Naturkunde der organiſirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig ſind. Sie unterſcheiden ſich von den eigentlich ſogenannten Verſteinerungen (ſ. d. Art.) oder den wahren Petrefacten dadurch, daß dieſe letztern organiſirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene, und durch die Länge der Zeit verhärtete und ſteinartig gewordene Körper ſind. Man unterſcheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeſchichte angenommenen Eintheilung der Thiere in ſechs Claſſen, in Tetrapodolithen oder foſſile ſäugende Thierarten und deren Theile; zu dieſen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (ſ. d. Art.), welche man am Ohio in Nordamerika findet; Ornitholithen oder foſſile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; Amphibiolithen oder foſſile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder foſſile Fiſche, von denen ſich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieſes Beſondere iſt, daß in einer gemeinſchaftlichen Lage Fluß- und Seefiſche, und von letztern aus den entfernteſten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder foſſile Inſecten, beſonders im Bernſtein; Helmintholithen oder foſſile Gewürme und Theile derſelben, die zum Theil ſehr häufig gefunden werden.

Zoologie, ſ. Thier.

Zoophyten, ſ. Thier.

Zoroaſter, oder Zerdutſch, ein Lehrer der Weisheit in Perſien, der wenigſtens ſechshalbhundert Jahr vor Chriſti Geburt gelebt haben muß. Aber ſein Leben iſt beinahe in ein eben ſo undurchdringliches Dunkel gehüllt, als die Lebensgeſchichte des Hermes Trismegiſtus. Bei mehrern alten Völkern hat man einen Zoroaſter zu finden geglaubt; und daher vermehren manche die Anzahl der Zoroaſter bis auf acht. Der perſiſche — von dem wir noch das Meiſte wiſſen — war ein Verbeſſerer der Volksreligion, und trug deshalb ein neues Religionsbuch unter dem Namen Zend-Aveſta (lebendiges Wort) zuſammen, worin zwei höchſte Grundweſen, ein gutes, Ormuzd (oder Oromazes), dem man alle Anbetung und göttliche Verehrung ſchuldig ſey, und ein böſes, Arimanes, angenommen werden, und überhaupt die Lehren von Gott, den Engeln, den Belohnungen und Beſtrafungen in einer andern Welt ꝛc. enthalten ſind. Spuren dieſer Zoroaſteriſchen Religion finden ſich noch in Indien; und ein gelehrter Franzoſe, Anquetil du Perron, unternahm im Jahre 1755 eine Reiſe dahin, in der Hoffnung, die Schriften Zoroaſters aufzufinden. Wirklich machte er auch nach ſeiner Rückkunft, und nachdem er die deshalb in Indien geſammelten Schriften in der königlichen Bibliothek zu Paris niedergelegt hatte, eine franzöſiſche Ueberſetzung des Zend-Aveſta bekannt; allein es iſt ſehr zu bezweifeln, ob dieſes das ächte Werk des Zoroaſter ſey, wiewohl Kleuker, der deutſche Ueber-

ezer desselben, ganz davon überzeugt zu seyn scheint, und die Aechtheit gegen die sehr scharfsinnigen Angriffe Meiners ganz in Schutz nimmt. Die übrigen dem Zoroaster beigelegten Schriften tragen die Spuren der Unächtheit noch auffallender an sich, und enthalten ein Gemisch von heidnischen und christlichen Sagen in einer dunkeln Schreibart. Es braucht kaum erinnert zu werden, daß die Freunde der geheimen Wissenschaften in den Werken des Zoroaster die Entdeckung des Steines der Weisen, den Aufschluß der höhern Magie und allverborgene Weisheit des Morgenlandes zu finden glauben. — Uebrigens soll dieser Weltweise in der Einsamkeit auf einem Berge gelebt und die Perser gelehrt haben, die Gottheit unter dem Bilde des Feuers zu verehren. Daher befahl er, daß in Persien ein immer brennendes Feuer zur Ehre der Gottheit unterhalten werden solle.

Zschokke (Johann Heinrich), ein beliebter und geachteter Schriftsteller, wurde zu Magdeburg geboren, beschäftigte sich zuerst mit dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste, und war (1794) Lehrer der Moralphilosophie und Aesthetik auf der Universität Frankfurt an der Oder. Hierauf begab er sich in die Schweiz, und erhielt im J. 1797 von der Regierung des Cantons Graubünden das Bürgerrecht. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde er vom helvetischen Minister der Wissenschaften Stapfer zum Mitarbeiter erwählt, und vom helvetischen Directorium im Frühlinge 1799 zum Regierungscommissär in Unterwalden, im August desselben Jahres zum Regierungscommissär des ganzen Cantons Waldstätten, im Frühling 1800 zum Regierungscommissär der italienischen Schweiz, Ende des Jahres zum Regierungsstatthalter von Basel ernannt. Seit dem Jahre 1801 aber lebt er als Privatgelehrter auf dem ehemaligen Oberamtsschlosse Biberstein bei Aarau, und ist seit dem August 1804 auch Mitglied des Oberforst- und Bergamts dieses Cantons. Er hat viele historische, ästhetische und philosophische Schriften herausgegeben, welche sich besonders durch einen gefälligen, belebten und einnehmenden Vortrag auszeichnen. Auch ist er dramatischer Dichter, und als solcher durch seinen Abällino, seine Uebersetzung der Molierischen Lustspiele und andere Arbeiten bekannt, welche Beifall auf der Bühne fanden. Unter seinen neuesten Schriften zeichnet sich besonders aus: die Geschichte der Baiern in 4 Theilen, dann seine Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte der neuesten Zeit, welche an die Stelle der Miscellen der neuesten Weltkunde getreten sind. Außerdem hat er noch mehrere Romane geschrieben, zum Theil historische, wie die Prinzessin von Wolfenbüttel, auch verschiedene kleinere Erzählungen, zerstreut und in Sammlungen. So gibt er gegenwärtig noch in Verbindung mit mehrern guten darstellenden Schriftstellern eine Zeitschrift heraus, die bloß unterhaltende Darstellungen enthält, unter dem Titel Erheiterungen, und des Titels nicht unwerth sich zeigt. Auch über die Forstwissenschaft hat er geschrieben. Der Gebirgsförster, eine Anweisung zu Benutzung der Gebirgswaldungen, 3 Theile, 1806.

Zuchthäuser (Strafanstalten; franz. maisons de force, de correction). Der Name zeigt schon die eigentliche Bestimmung dieser Anstalten an; sie sollen Erziehungshäuser für Erwachsene, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts seyn; die Sträflinge sollen darin nicht nur gestraft,

sondern auch gebessert werden. In wie fern dieser doppelte Zweck in unsern Zuchthäusern erreicht werde oder werden könne, wird sich in Folgendem zeigen. Eine kurze Geschichte von der Entstehung dieser Anstalten mag jenen Bemerkungen vorangehen. — Zu der Zeit, da eine geläuterte Philosophie die Menschen menschlicher machte, und den Werth des Menschenlebens schätzen lehrte, da hörte man auf, nicht nur wirkliche Verbrechen, sondern auch Vergehungen gröberer Art, mit dem Tode zu bestrafen, und errichtete Anstalten, in denen die Strafbaren ihre Schuld abbüßen mußten, ohne doch der Gesellschaft ganz entzogen zu werden; vielmehr sollten sie derselben dereinst gebessert zurückgegeben werden. Bei den Römern war Verbannung die Strafe für Staatsverbrecher aus den Classen der Bürger, Arbeit in den Bergwerken die Strafe für Leibeigene und Sclaven, die sich wichtige Vergehungen hatten zu Schulden kommen lassen. In spätern Zeiten wurden in den Ländern, die eine Seemacht unterhielten, die Verbrecher auf den Galeeren eingeschmiedet; ein Gebrauch, der am letzten bei dem Maltheserorden, als dieser noch Galeeren hatte, üblich war, jetzt aber nicht mehr Statt findet. In andern Ländern wurden sie, und werden noch jetzt, als Knechte des Stadts, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In einigen Ländern ist die Deportation der Verbrecher in noch unangebaute Gegenden entfernter Provinzen gewöhnlich; so schickt England seine Verbrecher nach Botanybay, Rußland die seinigen nach Sibirien. Auch in Deutschland hat man, jedoch nur einmal, eine solche Deportation versucht. Der eigentliche Zeitpunkt, wo Zuchthäuser entstanden, ist unbekannt. In England bestand zu Bury (Südbury) in der Grafschaft Suffolk bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, dessen Reglement Morton Eden in seiner Geschichte der arbeitenden Classen in England erwähnt. Die gewerbfleißigen und speculativen Niederländer gaben uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin ein Beispiel, die Kräfte und Fähigkeiten selbst böser und verdorbener Menschen zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menschen dieser Art in eigends dazu errichteten Anstalten von weitern Vergehungen abgehalten wurden, suchte man zugleich sie durch Arbeiten zu beschäftigen und nützlich zu machen. In dieser Absicht wurde zu Amsterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für liederliche Weibspersonen errichtet. Bald nachher waren fast in allen niederländischen Städten ähnliche Anstalten zu finden. In Deutschland entstanden diese Anstalten erst mit dem 17ten Jahrhunderte. Die freien Reichsstädte, die durch Gewerbsamkeit blühend geworden waren, und früher, als in souveränen Staaten geschah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen hierin mit ihrem Beispiele voran. Der Magistrat zu Hamburg faßte im Jahr 1609 den Beschluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, „damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeschafft, und allerhand Unheil gewehret würde.“ Zu Bremen bestand 1617 ein Zuchthaus. Mehrere andere Reichsstädte folgten diesen Beispielen. Später thaten es auch die Regenten souveräner Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Waldheim in Sachsen auf den Antrag der Landstände ein Zucht- und Armenhaus errichtet. Gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren schon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland vorhanden. Kleinere Städte verbanden sich zu gemeinschaftlicher Errichtung solcher Anstalten, oder gaben ihre Sträflinge in ausländische Zuchthäuser gegen eine gewisse

ährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem er-
ten Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt. Als aber in Deutsch-
and die Tortur nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst ge-
öhnlichen Landesverweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt
urde, da fand man es in verschiedenen Ländern nöthig, nicht nur
ie schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern, sondern auch
eue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Ge-
etze unserer Tage, durch die seltener vollzogene Todesstrafe der Ver-
recher, sind leider! unsere Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art
rößtentheils überfüllt. Aber wer wollte deswegen jene strengern Ge-
etze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen. Daß die härtesten
Strafen den Verbrecher nicht abschrecken, hat längst die Erfahrung
elehrt. Es sind genug Beispiele vorhanden, daß während der Zeit,
a man einen Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze
elbst Diebstähle begangen wurden. Das erste und wirksamste Mittel,
ie Uebervölkerung der Zuchthäuser nach und nach zu vermindern —
essen weitere Erörterung jedoch nicht hierher gehört — ist, durch
erbesserte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein gleich
ichtiger Gegenstand ist der, daß die Zuchthäuser, ihrer ursprüng-
ichen Bestimmung nach, nicht bloß Straf-, sondern auch wirkliche
Besserungsanstalten seyn möchten, und in dieser Rücksicht
st immer noch nicht genug Ernst bewiesen worden. Schon oft genug
st die auf häufige Erfahrung gegründete Bemerkung gemacht worden,
aß Zuchthäuser, wo nicht schlimmer machen, doch nur wenig mo-
alische Besserung bewirken. Die Einrichtung der Häuser selbst ist
Schuld daran. Man vermischt den noch nicht ganz verdorbenen,
ielleicht bloß leichtsinnigen Sträfling mit dem größten Bösewichte;
er junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrnern unterrich-
et, und nach seiner Entlassung aus der Anstalt dem Staate dop-
elt gefährlich. Selten wird man einen berüchtigten Verbrecher fin-
en, der nicht früher, vielleicht mehr als einmal, Zuchthausstrafe
rlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen und die eifrigsten
Bemühungen der Zuchthausprediger können nur selten bei einem oder
em andern Besserung bewirken. Es gibt kein anderes Mittel, grö-
ere Immoralität in den Anstalten selbst und die Folgen derselben,
enn die Sträflinge wieder entlassen werden, zu verhüten, als sol-
he Anstalten in zwei Abtheilungen, das Besserungshaus und das
igentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzusondern. In Sach-
en sind zu Zwickau die Sträflinge in zwei Classen, die härtere und
elindere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der
m Jahre 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanstalt getroffen.
Auch erkannte die sächsische Regierung die Nothwendigkeit, Gemüths-
ranke und Waisen, denen man in frühern Zeiten denselben Aufent-
alt mit den Sträflingen angewiesen hatte, abzusondern, und jede
Classe in eigenen Anstalten unterzubringen. — Unter allen Büchern,
ie über zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser
eschrieben worden, behauptet unstreitig das edeln Britten John Ho-
ards (s. d. Art.) oft aufgelegtes Werk den Vorzug. (S. auch:
Ueber Gefängnisse und Zuchthäuser, im Auszuge a. d. E. des Ho-
ard, von Köster, Leipzig 1780.) Auch er dringt auf eine Abson-
erung der Züchtlinge in gewisse Classen, nach den Graden ihrer
Verbrechen und Vergehungen, und auf einen Unterschied in ihrer
ibrigen Behandlung, z. B. in Ansehung der Kost, der auferlegten
Arbeiten, des Genusses mehrerer oder minderer Freiheit ꝛc. Sein

Landsmann Macfarlan, und dessen deutscher Herausgeber, Garve (J. Macfarlans Untersuchungen über die Armuth ꝛc. a. d. E. mit Zusätzen von Garve, Leipzig 1785), stellen eben dieß als das sicherste Mittel dar, die Einrichtung der Zuchthäuser zu verbessern. Es läßt sich freilich dagegen einwenden, daß diese gutgemeinten Vorschläge nicht überall ausführbar sind. Sehr viel hängt hierbei von dem Charakter und dem Benehmen des Hausverwalters oder Vorstehers einer solchen Anstalt ab, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die gute Verfassung, die irgend eine Anstalt dieser Art unter einem ganz dazu geeigneten Vorsteher hatte, unter seinem minder fähigen Nachfolger in Verfall gerieth. Was von Seiten des Religionslehrers für die moralische Verbesserung der Züchtlinge gethan werden könne und müsse, hat Wagnitz in seiner Schrift: Ueber die moralische Verbesserung der Zuchthausgefangenen, Halle 1787, gezeigt. S. auch: Wagnitz Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland, 2 Th., Leipzig 1791 fgd. — Ueber Zuchthäuser und Zuchthausstrafen ꝛc., von C. E. Wächter, Stuttgart 1786, und Dr. Knüpfer: Von Verbannung der Missethäter zur Bergarbeit, Leipzig 1795.

Zucker ist eine süße Substanz, die in vielen Vegetabilien vorkommt, crystallisirbar, verbrennlich und durch Gährung in Weingeist zu verändern ist. Er leuchtet, wenn er im Finstern geschlagen wird; durch Salpetersäure wird er in der Siedhitze in Zuckersäure verändert. Man kann ihn durch Eindicken des abgeklärten Saftes der Weintrauben, der Möhren, Runkelrüben erhalten. Hundert Pfund Runkelrüben liefern durch Auspressen ihres Saftes, der sogleich geschäumt und mit Kalk geklärt wird, durch nachheriges Einkochen und Abscheiden von allen trüben Theilen zwei Pfund guten Zucker. Der Saft der Ahornbäume gibt mit Blut und Kalk behandelt ebenfalls Zucker. Der mehrste aber wird aus dem Zuckerrohre gewonnen. Schon die Soldaten Alexanders des Großen sollen auf dem indischen Zuge Rohr mit süßem Safte gefunden haben; auch erzählt man von den Kreuzfahrern, daß sie das jetzige Zuckerrohr von Tripolis mitgebracht hätten. Mit Gewißheit aber ist nur so viel bekannt, daß es im 15ten Jahrhundert in Sicilien einheimisch war und von dort 1419 durch den Herzog von Vislo nach Canaria und Madeira verpflanzt ward; 1643 kam es nach Barbados; 1648 nach Guadeloupe. Es gleicht dem Schilfe, hat sehr schwammiges Mark, erreicht an 6 Fuß Höhe, einen halben Zoll Dicke, und hat einen knotigen, blätterigen Halm. Man schneidet es, sobald die Blätter abfallen wollen, bricht diese ab, und quetscht durch Walzen den Saft aus den Halmen. Dieser sogenannte Zuckerwein läuft in einer Rinne in den großen Kessel ab, worin er sogleich mit Kalk oder Potasche aufgekocht wird, um alle Säure wegzunehmen, die sonst eine schnelle Gährung einleiten würde. Der klare Saft wird in einen andern Kessel genommen, dort nochmals gekocht, auch wohl mit Blut oder dem eiweißstoffhaltigen Fruchtsafte des Robinus esculentus geklärt, und dieses Verfahren so lange wiederholt, bis der Saft beim Auskühlen gerinnt. Das Gerinnen sucht man durch heftiges Rühren in Kühltrögen zu befördern. Sobald es eintritt, schüttet man den Saft in Fässer mit Bodenlöchern und läßt ihn zu Rohzucker oder Moscovade erstarren. Nach dem Erstarren tröpfelt durch die geöffneten Löcher der Syrup oder die Melasse ab. Bisweilen wird der Rohzucker mit feuchtem Thone bedeckt und dadurch noch mehr von der Melasse befreit, er bekommt

ann den Namen Sucre terré. Die Rohzucker werden in Kisten erpackt, als Cassonade oder Cassonade nach Europa versandt; die chlechtesten Sorten heißen Thomaszucker, die bessern Martinique und Guadeloupe, die besten Canarien- und Madeirazucker. Diese Rohucker reinigt man nochmals von anhängenden färbenden und schleinigen Theilen in der Raffinerie. So wird das Haus genannt, das m Erdgestock mehrere Kessel zum Klären, Sieden, Schäumen, Läuern und Pfannen zum Kühlen hat, in dessen obern Bodenräumen Platz genug ist, die gefüllten Zuckerformen aufzunehmen und den geeinigten Zucker zu trocknen. Zu dem Ende wird der Rohzucker mit einem Kalkwasser gekocht, Rindsblut zum Abklären zugesetzt und er geklärte Saft durch Flanell geseihet. Der durchgeseihete bekommt urch rasches Einkochen die gehörige Dicke, in der er sich körnen ann, wird darauf in einer besondern Kühlpfanne gerührt, und wenn r zu erstarren anfängt, in thönerne kegelförmige Formen gegossen. Diese Formen sind von verschiedener Größe, haben an ihrer Spitze ine verstopfte Oeffnung, und werden vor dem Füllen vier Tage in Wasser eingeweicht, worauf man sie ablaufen läßt und mit der Spitze n Untersetztöpfe stürzt. Hat sich der Zucker in ihnen gekörnt, so stellt nan selbige auf den Trockenboden, öffnet die Löcher an ihrer Spitze, amit der nicht geronnene Syrup ablaufe, und schlägt über den erstarrten Zucker eine Decke von feuchtem, wohl gereinigtem und geschlämmtem Thone, dessen Wasser durch den Zucker sickert und den nhängenden Syrup in den Untersetztopf mit sich nimmt. Der so gereinigte Zucker (von seiner Form Zuckerhut, Zuckerbrot genannt) muß außer der Form vollends trocknen, wird geputzt und in Papier gepackt. Der feinste, Canaria Königszucker, wird durch dreimaliges Raffiniren gewonnen; ihm folgen in der Güte: 1. super Fein, 2. ordinär Fein, 3. fein Raffinade, 4. mittel Raffinade, 5. ordinär Raffinade, 6. fein klein Melis *), 7. fein groß Melis, 8. ordinär groß Melis, 9. fein Lumpen, 10. mittel Lumpen, 11. ordinär Lumpen. Farinzucker und Syrup sind Abfälle. Kandiszucker wird durch Crystallisation aus einer nicht zu dicken Auflösung des Zuckers erhalten; der braune Kandis wird absichtlich gefärbt. Das Raffiniren des Zuckers ward in Venedig erfunden; seit 1570 bestehen aber schon in Deutschland Zuckerraffinerien. Sonst kann man auch aus Stärke, durch Sieden mit Schwefelsäure und nachherige Entfernung derselben mittelst Kalks, eine zuckerähnliche Masse erhalten, welche als Stärkenzucker zur Zeit der Continentalsperre den Rohrzucker ersetzen half, und dessen Bereitung durch den Petersburger Akademiker Kirchhoff entdeckt ward. Fs.

Zugvögel, s. Vögel.

Zumsteeg (Johann Rudolph), war der Sohn eines württembergischen Kammerlakais. Er wurde im J. 1760 zu Sachsenflur im Schüpfergrunde im Rittercanton Odenwald geboren, und auf die Bitte seines Vaters später in die militärische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Anfänglich bestimmte man ihn zum Bildhauer, aber sein musikalisches Talent sprach sich zu laut und nächtig aus, als daß man noch länger anstehen konnte, ihn von einer Bahn zurückzuhalten, auf der er in der Folge mit so vielem Ruhme wandelte. Die herzogliche Capelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Zumsteeg genoß den Unterricht der vorzüglichsten Mei-

*) Melis hat seinen Namen ursprünglich von der Insel Malta.

ster mit vielem Erfolge. Schon während seiner akademischen Laufbahn componirte er mehrere Singspiele, Cantaten und die Gesänge zu Schillers Räubern, dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf als Hofmusikus bei der herzoglichen Capelle angestellt wurde, componirte er Klopstocks Frühlingsfeier, eine Messe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofes und des Publikums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Abgange des Capellmeisters Poli zum herzoglichen Concertmeister ernannt wurde. Am 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben, zu früh für die Kunst, der er so viel war. Er war der erste deutsche Componist, der sich in Balladencompositionen mit entschiedenem Glück versuchte; der Beifall, den seine Büßende, des Pfarrers Tochter von Taubenheim u. a. m. erhielten, war allgemein und gerecht. Auch seine Lieder sind ausgezeichnet gelungen, besonders ist seine Kolma ein herrliches Product. Unter seinen Opern sind die Geisterinsel, Elbondokani und das Pfauenfest die gelungensten. Nicht nur als Künstler, auch als Mensch war Zumsteeg hoher Achtung werth.

Zündwurst, ein wurstähnlicher, mit Pulver gefüllter Sack, vermittelst dessen beim Miniren das Feuer an den bestimmten Ort geleitet wird.

Zünfte, s. Gilde.

Zunge. Mit dem Namen der Zunge bezeichnen wir den fleischigen, mit Haut umgebenen Körper in der Mundhöhle, und theilen sie in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und in die Spitze. Die Haut, welche sie umgibt, ist eine Fortsetzung der, die den Mund im Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie sehr gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern und der Schleim im Munde sie befeuchtet. Unten schlägt sich diese Haut zusammen und bildet das Zungenbändchen, das bei neugebornen Kindern bisweilen zu weit vorgeht und dann einen kleinen Einschnitt fodert. — Die Zunge ist das Organ des Geschmacks. Zu diesem Zwecke wurden ihr die Zungenwärzchen am hintern Theile, davon zwischen 7 — 12 von bedeutender Größe und noch viel mehr von minder bedeutender Größe sind. Es bestehen diese Wärzchen aus feinen Gefäßenden und Nervenenden. Die Zunge selbst besteht aus Muskeln, die ihr, da sie nur hinten im Rachen befestigt ist, erlauben, sich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen und auf alle Weise zu verändern, um so die Speisen nicht nur zu schmecken, sondern auch theils zwischen die Zähne zu bringen, theils in die Speiseröhre zu leiten, theils um zur Sprache zu dienen u. s. f. Der Gefäße und Nerven hat sie eine große Menge; von den Nerven aber ist nur einer, der vorzüglich als Geschmacksnerv zu betrachten ist, in wie fern er sich bis in die Geschmackswärzchen verfolgen läßt.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Maltheserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. (S. Johanniterorden.)

Zurechnung, s. Anh. z. d. Bde.

Zürich, der erste der 22 Cantons der helvetischen Eidgenossenschaft, nach der im J. 1814 unter ihnen festgesetzten Rangordnung, und einer der drei Vororte oder Cantons, welche abwechselnd die Bundesangelegenheiten leiten (s. d. Art. Helvetien). Der Canton

Zürich enthält auf 45 Quadratmeilen 184,123 Einwohner, folglich über 4000 Menschen auf einer Quadratmeile, er gehört daher zu den am meisten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Der Canton enthält Berge, Thäler und Ebenen, und gehört zu den ebenern Theilen Helvetiens, in welchen sich keine eigentlichen Alpen finden; nur einige Aeste derselben durchziehen ihn. Die Thäler und Ebenen sind sehr fruchtbar. Getreide wird überall, doch nicht mit gleichem Erfolge und für die starke Bevölkerung nicht hinreichend, erbaut; das fehlende wird durch Zufuhr aus Schwaben ersetzt. Auf den Bergen ist gute Viehzucht, und in einigen Gegenden, besonders am Züricher See und an der Thur, wächst viel Wein. An Mineralien finden sich bloß verschiedene Thonerden, Steinkohlen und Torf; Metalle und Salz fehlen gänzlich. Die Cultur des Landes wird mit dem größten Fleiß und Sorgfalt betrieben; man findet kein unangebautes Stück Land, obgleich viele Dorfbewohner Manufacturisten sind. Die häufigen Dörfer haben, besonders in der Nähe der Hauptstadt, ein schönes Ansehen. Der Canton gibt, nach dem Verhältnisse seiner Bevölkerung, das stärkste Contingent zum Bundesheere, 4584 Mann, und den stärksten Beitrag zu den allgemeinen Kosten, 91,695 Schweizerfranken. Der Canton ist, in Rücksicht seiner besondern Staatsverwaltung, aristo-demokratisch. Die Regierung ist in den Händen des großen und kleinen Raths. Jener, aus 195 Mitgliedern bestehend, deren jedes wenigstens 30 Jahre alt seyn und ein Vermögen von 30.000 Schweizerfranken besitzen muß, gibt die Gesetze und übt die souveräne Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 aus dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Gesetze und entscheidet in letzter Instanz, legt aber dem großen Rathe Rechnung von seiner Verwaltung ab. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr hindurch den Vorsitz in beiden Räthen. Ueber geistliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über Schulsachen der Erziehungsrath, beide aus mehreren Mitgliedern bestehend, besondere Aufsicht. Der ganze Canton ist in 11 Districte abgetheilt, deren jedem ein Oberamtmann vorsteht. Die erste Instanz machen die Friedensrichter. Der größte Theil der Einwohner ist der reformirten Religion zugethan. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 Schweizerfranken, die Ausgaben etwas weniger. Der Betrag der von dem Canton an das Ausland geliehenen Capitalien wurde vor einigen Jahren zu 2,400,000 Schweizerfranken angegeben. — **Zürich**, die Hauptstadt des Cantons, liegt an der schnell fliessenden Limmat, da, wo diese aus dem Züricher See herausstritt, in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die Limmat, welche im Canton Glarus entspringt, anfangs die Linth heißt, und erst bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben, und hat in 1160 Häusern 10,800 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das große Münster, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrnstift ist, das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, das sehr zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus und das große Bürgerspital. Zu den vielen öffentlichen Promenaden, die zum Theil in der Stadt selbst sind, gehört der Schützenplatz, wo des Idyllendichters, Salomon Gessners, marmornes Denkmal steht. An dem 1520 gestifteten akademischen Gymnasio oder der Akademie sind 25 Professoren angestellt. Die vom Professor Usteri

im Jahr 1773 errichtete Töchterschule ist das Muster für andere Anstalten dieser Art geworden. Zürich enthält verschiedene literarische, Kunst- und andere Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek nebst dem Münzcabinet, die an Handschriften reiche Bibliothek der Chorherren; die physikalische Gesellschaft besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Instrumente. Auch Privatpersonen haben ausgezeichnete Sammlungen. Die Züricher Gelehrten haben sich unter allen Schweizern am meisten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geboren, hielt hier am 1. Jan. 1519 seine erste Predigt, und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die sich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und Breitinger (beide rüstige literarische Kämpfer gegen Gottsched), Conrad Geßner, Salomon Geßner, Heidegger, Lavater, sind in der Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Auch die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viel Bildung; Hirzels philosophischer Bauer liefert ein Beispiel davon. Die Sitten der Einwohner Zürichs sind einfacher und strenger, als in verschiedenen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. In Zürich herrscht große Industrie; diese Stadt ist nebst den zunächst liegenden Dörfern der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenen Zweige von Manufacturen, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet sind, vereinigen. Die Baumwollen- und Musselinmanufacturen sind die wichtigsten unter allen; bedeutend sind auch die Manufacturen leichter seidener Stoffe, weniger wichtig die Leinwand-, Wollen- und Ledermanufacturen, obgleich auch mit diesen Fabrikaten ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird. Außer dem Handel mit Manufacturwaaren beschäftigen auch der Speditionshandel mit Gütern zwischen Deutschland und Italien und die dadurch entstehenden Wechselgeschäfte einen Theil der Einwohner Zürichs, unter denen man zwar viele wohlhabende, aber doch keine außerordentlich reiche Personen findet. Auch Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Spannung zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Canton verhältnißmäßig weniger als andere litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein sehr bedeutender militärischer Punkt. Am 4. und 5. Juni 1799 focht hier der Erzherzog Carl gegen die Franzosen mit Glück, und besetzte am 7. Juni die Stadt. Im August fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. schlug Massena die vereinten österreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man, unter andern Merkwürdigkeiten, Wilhelm Tells Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert.

Züricher See, nach dem Genfer See der größte in der Schweiz, 5 Meilen lang, aber in der größten Breite nur 1 1/2 Stunde breit. Er wird in den obern und untern See unterschieden. Der obere See fängt in der Gegend von Uznach vom Einfluß der Linth in denselben an, und geht in einer Länge von 4 Stunden bis Rapperswyl, wo eine hölzerne, 1850 Fuß lange Brücke über denselben führt. Der untere See geht von Rapperswyl bis Zürich, welches

im Ende deſſelben liegt, iſt 6 Stunden lang, gegen 100 Klaftern tief und ſehr fiſchreich. Da, wo er an Zürich ſtößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demſelben hervor (ſ. d. Art. Zürich). Der See iſt ſehr wichtig für den Tranſitohandel mit Kaufmannswaaren, die aus Deutſchland und Italien kommen oder dahin gehen. Die Ufer deſſelben ſind, beſonders in der Nähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen großen und gut gebauten Manufacturdörfern beſetzt. Ueber den Weinbergen erheben ſich nach und nach andere Berge, die immer höher anſteigen, und zuletzt erblickt man die Gletſcher von Glarus, Schwyz und Bünden. Im Gaſthauſe zum Schwert in Zürich hat man eine vortreffliche Ausſicht auf den See. Noch mehr Genuß durch die ſich nach und nach öffnenden mannigfaltigen Ausſichten gewährt die Fahrt auf dem See ſelbſt, die von allen, die ſie gemacht haben, gerühmt wird, und von Dichtern oft beſungen worden iſt. Sie erzeugte auch Klopſtocks treffliche Ode: „Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht.“ Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Inſel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Ausſicht hat, war in einer Capelle das nun zerſtörte Grab Ulrichs von Hutten (ſ. d. Art.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier ſtarb. So wie Zürich ſelbſt im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militäriſcher Punkt war, ſo wurde auch der See in gleicher Abſicht benutzt. Eine Flotille von bewaffneten Kanonirſchaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams ſollte auf dem See die Operationen der Verbündeten zu Lande unterſtützen.

Zuyder See (Süderſee), ein 60 Quadratmeilen großer See, oder eigentlich Meerbuſen, welchen die Nordſee (das deutſche Meer) im 13ten Jahrhunderte durch Ueberſchwemmungen, die einen beträchtlichen Theil des feſten Landes verſchlangen, gebildet hat. Er wird von den niederländiſchen Provinzen Holland, Utrecht, Geldern, Overyſſel und Friesland umgeben. Ein Arm des Rheins, die Yſſel, ergießt ſich in denſelben. Als Ueberreſte des ehemaligen feſten Landes ſind in dem See noch einige Inſeln vorhanden; die kleinſten derſelben ſind Urk und Schokland, die von Seeleuten und Fiſchern bewohnt, und auf welchen Feuerbaken unterhalten werden, nach denen ſich die Schiffer in der Nacht richten. Das Harlemer Meer, ein Landſee, ſteht mit der Süderſee durch das Y (holländiſch het Y, ſpr. ey) oder das breite Waſſer, welches bei Amſterdam vorbeigeht, und deſſen Ausfluß der Pampus heißt, in Verbindung. Die Süderſee iſt für den Handel der niederländiſchen Provinzen äußerſt wichtig, aber die Einfahrt in dieſelbe iſt, beſonders zwiſchen Texel und Helder (ſ. d. Art.), wegen der ſeichten Stellen und Sandbänke nicht bloß ſchwierig, ſondern ſelbſt bisweilen gefährlich.

Zwanzigguldenfuß, ſ. Conventionsfuß.

Zweibrücken (franzöſiſch Deux-Ponts), eine jetzt zum Königreich Bayern gehörende Stadt in der am linken Ufer des Rheins gelegenen Provinz, ehemals die Hauptſtadt eines beſondern Fürſtenthums gleichen Namens im oberrheiniſchen Kreiſe. Nach dem Abſterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieſes Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürſtenthum Zweibrücken genannt. Aus dieſem Hauſe ſtammte Carl Guſtav, der, als ſeine Verwandte, die Königin Chriſtina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den ſchwediſchen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode ſeines Enkels, Carls XII.,

(1718) kam Zweibrücken an einen der nächsten Verwandten, und nach dessen unbeerbtem Absterben an die Nebenlinie des pfälzischen Hauses Birkenfeld. Von dieser pfalz-zweibrücken-birkenfeldischen Linie stammt das jetzige königl. bayerische Haus ab (s. Bayern). Das Fürstenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzosen besetzt, durch den Lüneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, und machte nachher einen Theil des Departements des Donnersbergs aus. Es enthielt auf 36 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 70,000 Menschen. Durch den Frieden zu Paris am 30. Mai 1814 wurde es an Deutschland zurückgegeben, und in der Folge dem Königreiche Bayern zugetheilt. Die Stadt Zweibrücken ist nicht groß, aber gut und regelmäßig gebaut, hat ein schönes 1723 erbautes Residenzschloß der ehemaligen Herzoge und in 550 Häusern 5000 Einwohner. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die lutherische Kirche. In der Literargeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine gut geschriebene französische Zeitung (Gazette de Deux Ponts), und von dem Jahre 1779 an gab eine Gesellschaft von Gelehrten in der hiesigen herzoglichen Druckerei eine Reihe von correcten Handausgaben griechischer und römischer Classiker heraus.

Zweifel, s. Anh. z. d. Bdn.

Zweikampf. Der Name bezeichnet schon die Sache, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert. Die alten Geschichtschreiber erzählen uns jedoch nur Beispiele von solchen Zweikämpfen, die im Angesichte zweier einander gegenüberstehenden Heere geschahen, und durch welche der Streit zwischen zwei Völkern entschieden werden sollte. Ein solcher Zweikampf war der, welcher zwischen den Horatiern (s. d. Art.) und Curiatiern Statt fand. Ganz verschieden davon waren die gerichtlichen Zweikämpfe der Deutschen, da nämlich in zweifelhaften und schwer zu entscheidenden Fällen die Richter durch das Gesetz verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vor Gericht anzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Man ging dabei von dem, zwar in seinen Vordersätzen vollkommen richtigen, aber in der daraus gezogenen Folgerung falschen Grundsatze aus, daß Gott, als der Regierer der Welt, die Unschuld in seinen Schutz nehme, daß er daher auch — und hierin lag der Irrthum — so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person an das Licht bringen werde. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man also eben das zu bewirken, was durch die sogenannten Gottesurtheile oder Ordalien (s. d. Art.) bewirkt werden sollte. Die Zeit, wann diese Gewohnheit der gerichtlichen Zweikämpfe entstanden, ist ungewiß. Zu den Zeiten des Tacitus scheint sie noch nicht üblich gewesen zu seyn, sie würde sonst wohl seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn, und er würde ihrer in seiner umständlichen Beschreibung von der gerichtlichen Verfassung der Deutschen gewiß erwähnt haben. Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter sich einführten. Da der Charakter dieser Nationen durch die beständigen Kriege verwildert war und Tapferkeit mehr als jede andere Tugend galt, so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß der Tapfere auch immer das Recht auf seiner Seite habe.

nd so kam denn die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise sei-
er Behauptungen sich auf sein Schwert zu berufen. Beim gänzli-
en Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter
Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts
nd Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse For-
en festgesetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen
weder selbst auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte foderte
einen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst
ie Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu
estätigen. Wenn die Parteien an dem vorherbestimmten Tage und
Orte erschienen, wurden Kampfrichter (Gricswärtel) bestellt,
eren Amt es war, genau Acht zu geben, daß keiner von den Strei-
enden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben möchte.
Die Waffen wurden untersucht, und Sonne und Wind unter beide
etheilt, so daß keinem die Sonnenstralen oder der Wind beschwer-
cher als seinem Gegner fallen konnten. Der Ueberwundene oder der,
elcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehr- und rechtlos, oft
uch für vogelfrei erklärt und seine Güter wurden confiscirt. Betraf
ies Schicksal den Kläger, so mußte er noch dem Richter und dem
Beklagten eine Geldstrafe erlegen. Wenn der Ueberwundene im Zwei-
ampfe blieb, so wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anständiges
Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Besiegten, wenn er
icht um Leben und Schonung bat, den letzten Todesstoß zu geben.
Nicht die Adeligen allein, sondern alle Freigebornen überhaupt hat-
en das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden,
weil kein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer
en Zweikampf ausschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Per-
onen, die nicht selbst fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise
nd Schwache, mußten Verfechter stellen, die sich für sie schlugen.
Diese gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, ob man
leich das Barbarische und Unzweckmäßige derselben erkannte. Die
Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu
Hall in Schwaben sich am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Geg-
er an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die
Einführung der päpstlichen Decretalen (1235) und einer bessern Ge-
richtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, so wie die Or-
alien, nach und nach abgeschafft. Als im eilften Jahrhundert der
Geist des Ritterwesens sich ausbildete, wurden auch außergerich-
liche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor selbstgewählten Schiedsrich-
ern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Auch
diese verschwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle
(s. d. Art.) auf, die noch jetzt in allen gesitteten Staaten mehr oder
weniger üblich, weder durch Gesetze, noch durch angedrohte Strafen
unterdrückt worden sind, und, wie sehr man auch im Allgemeinen
von ihrer Immoralität überzeugt zu seyn scheint, wohl nicht leicht
ganz aufhören werden, weil man sie in einzelnen Fällen für ein noth-
wendiges Uebel ansieht. Ueber die gerichtlichen Zweikämpfe s. Meiers
Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in
Deutschland, Jena 1795.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des
Menschengeschlechts. Die Pygmäen (s. d. Art.) der Alten, die Quin-
no's, die Commerson (s. d. Art.) gefunden haben will, und andere
Zwergnationen sind bloß Geschöpfe der Einbildungskraft. Es ist bis-
weilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich

größer und starker Aeltern sich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt diese Geschöpfe nicht immer ganz stiefmütterlich, und wenn gleich kein Beispiel von einem Zwerge vorhanden ist, der sich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, so sind sie doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der sie besonders charakterisirt und sie den Kindern noch mehr gleich macht, ist die hervorstechende Eigenliebe und hohe Meinung, die sie gewöhnlich von ihrer kleinen Person haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, um des Contrastes willen, bei Fechterspielen gebraucht. In den Ritterromanen kommen sie als Pagen, Botschafter und Wächter in den Ritterburgen oft vor. Am türkischen Hofe zu Constantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälliger Weise zugleich taub und stumm oder verschnitten sind, werden als theure Leute vorgezogen. Auch an den deutschen Höfen fehlte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter der Hofdienerschaft nicht an einem Cammerzwerk, wie man ehemals schrieb, der bisweilen auch die Rolle eines Hofnarren spielte. Der Geschmack an dergleichen Belustigungen hat sich zur Ehre der Aufklärung verloren. Am weitesten trieb es damit in Rußland Peter der Große, der die Zwerge seines Reichs an seinem Hofe versammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranstaltete. — Bei den Gärtnern heißt Zwerg ein Gewächs, das in seiner Art niedriger als andre ist; Zwergbaum, ein Baum, der durch Pfropfen und besondere Wartung so gezogen ist, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, sondern bald über der Wurzel sich in Zweige ausbreitet, und nichts desto weniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, eine Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, der Sitz eines Amtes, welches mit den Aemtern Wildenfels, Wiesenburg und Schwarzenberg den zweiten Bezirk des Kreises ausmacht und unter einem besondern Amtshauptmanne steht. Die Stadt liegt an der Mulde, welche hier viele Mühlen treibt, in einem sehr anmuthigen Thale, und hat in ungefähr 900 Häusern etwas über 9000 Einwohner. Es werden hier Tücher und Kattune fabricirt, Leder zugerichtet und Werkzeuge für die Wollarbeiter verfertigt. In der Stadt gibt es drei Kirchen und eine lateinische Schule, die immer in Ansehen gestanden hat, und eine nicht unberächtliche Bibliothek nebst einer Naturaliensammlung besitzt. In dem hiesigen Schlosse wurde im J. 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt. Die Sträflinge sind hier in zwei Classen, die härtere und gelindere, getheilt. Die Arbeiten derselben, die zweckmäßig eingerichtet sind, verschaffen einen nicht unbedeutenden Ertrag. Eine Stunde von Zwickau, bei Planitz, finden sich sehr reichhaltige Kohlenwerke.

Zwillinge (Dioscuri) waren nach der Mythologie zwei Söhne des Jupiters und der Leda, Castor und Pollux. Beide zeichneten sich als Kämpfer und Helden aus; jener besonders durch seine Geschicklichkeit im Reiten, dieser im Ringen; daher auch beide als Vorsitzer bei den Wettkämpfen verehrt wurden. Sie befreiten das Meer von Seeräubern, waren mit bei dem berühmten Argonautenzuge, befreiten ihre vom Theseus entführte Schwester Helena u. s. w. Da aber nur Castor unsterblich, Pollux aber ganz menschlicher Natur war, so theilte jener diesem seine Unsterblichkeit mit, und sie wurden endlich beide von ihrem Vater Jupiter unter die zwölf Zeichen des Thierkreises am Himmel, gewöhnlich mit

wei Sternen überm Haupte, gesetzt. Die Seefahrer besonders riesen diese Gestirne bei gefährlichen Stürmen um Rettung an, die ihnen denn auch, sobald jene am Himmel erschienen, wiederfuhr.

Zwingli (Ulrich). Dieser mit Luthern gleichzeitige Reformator wurde zu Wildenhausen in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg im 1. Jan. 1484 geboren. Er legte von seinem zehnten Jahre an die Grundlage zu seiner künftigen Gelehrsamkeit in Basel und Bern, wo er besonders unter der Anleitung des in der damaligen Zeit als Dichter und Gelehrten berühmten Heinrich Wölflein die Alten studirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er theils auf der Universität zu Wien, wo er sich der Philosophie, und dann in Basel unter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus, und hier that er, was Luther im Augustinerkloster zu Erfurt that, er las nämlich die heilige Schrift fleißig. Die Briefe Pauli schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm hernach bei seinen Disputationen gute Dienste that. 1516 wurde er als Prediger in das, durch die vielen Wallfahrten berühmte Kloster, Maria-Einsiedeln, wo in der Vorzeit besonders ein altes und der Sage nach wunderthätiges Marienbild hoch verehrt wurde, berufen. Hier zeigte sich sein Geist als erhaben über den Geist der damaligen Zeit, und ihm weit vorstrebend, als er mit einer bessern Einsicht ausgerüstet, wider die in der Kirche eingerissenen und für sie selbst in moralischer Hinsicht so verderblichen Mißbräuche, ja sogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit Eifer predigte, und die Bischöffe zu Sitten und Costanz aufforderte, die Verbesserung der Religionssätze nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu befördern. 1518 kam er als Pfarrer im großen Münster nach Zürich, wo er 1521 in die Zahl der Chorherren aufgenommen wurde. In seinem jetzigen Pfarramte that er sich besonders durch seine Predigten über die biblischen Bücher hervor und man kann als sicher annehmen, daß diese Predigten nebst denen wider Irrthümer, Aberglauben und Laster den Grund zu seinem nachmaligen Reformationswerk legten. Er hatte eben dieselbe Veranlassung dazu, die Luther hatte. 1518 fand sich nämlich Bernardin Samson, ein Franziskaner aus Mailand, in der Schweiz ein, in der Absicht, für den päpstlichen Hof durch den Ablaßkram Geld zu gewinnen. Zwingli, der bei Samsons erstem Erscheinen noch in Einsiedeln predigte, widersetzte sich ihm sowohl hier als in Zürich mit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedtsamkeit, und erlangte, da der Ablaß schon überall verhaßt geworden war, doch so viel, daß er in Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischoff von Constanz, den Samsons mönchische Arroganz sehr beleidigt hatte, unterstützte Zwingli in seinem Angriffe auf Samson. Von nun an ging Zwingli mit dem einstimmigsten Beifall der Zürcher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter; denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen dergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb Zwingli sein erstes Buch gegen die Fasten der römischen Kirche. Die von Adrian VI. an Zwingli gemachten Anerbietungen zu hohen klericalischen Ehrenstellen machten diesen nicht wankend. 1523 und der Stand Zürich alle Theologen, die Zwingli eines bessern

überführen konnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieser Disputation waren an 600 geistliche und weltliche Personen beisammen. Zwingli hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand derselben seyn sollten, an der Zahl 67, aufgesetzt; allein die Einwendungen des berühmten Johann Fabers, nachmaligen Bischoffs zu Wien, schienen der Obrigkeit zu Zürich so wenig befriedigend, daß sie vielmehr Zwingli's Lehrart als richtig anerkannte und denselben nebst seinen Gehülfen bei derselben bestätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Zwingli nebst seinem Amtsgenossen in Gegenwart von mehr als 900 Personen die Verwerfung des Bilderdienstes und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des züricher Gebiets entwerfen mußten, damit diese einen richtigen Begriff von Zwingli's Lehren bekämen, fällt in eben dasselbe Jahr und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künste aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, so wie 1524 die Abschaffung der Messe zur unmittelbaren Folge. Zwingli trat in eben diesem Jahre in den Ehestand, gab im folgenden sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion heraus und hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande auf einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demselben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer sehr thätig unterstützt hatte, schaffte jetzt die Bettelmönche ab, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Zwingli war mit Luthern und den übrigen deutschen Reformatoren völlig einig. Er nahm wie sie die Bibel zum einzigen Entscheidungsgrunde an, verwarf alle menschlichen Zusätze, bestritt die Herrschaft und den Eigennutz der Geistlichkeit so wie den Aberglauben mit Kraft und Erfolg, und, wollte mit einem Worte die christliche Kirche wieder auf die Einfalt der ersten Jahrhunderte zurückgebracht wissen. Nur in einigen Punkten, von welchen indessen die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl der einzige wichtige war, da die andern fast sämmtlich Gegenstände der Liturgie betrafen, war seine Ansicht von der ihrigen verschieden. Um auch diese Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahle und eine seit 1524 ausgebrochene Absonderung der beiden neuen Religionsparteien Luthers und Zwingli's zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Großmüthigen, eine Zusammenkunft zwischen den sächsischen und schweizerischen Reformatoren 1529 zu Stande gebracht. Von Seiten der erstern erschienen als Hauptpersonen Luther und Melanchthon und von Seiten der Schweizer Zwingli und Oecolampadius. Man unterredete sich mit Sanftmuth und besonders behandelte der sonst so heftige Luther den wackern Zwingli mit brüderlicher Liebe. Ob nun zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, so kam doch so viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in dessen dreizehn ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenslehren bestimmte und im vierzehnten festsetzte, daß, wenn man gleich nicht übereinstimme, ob im Abendmahle der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig sey, man sich doch gegenseitig mit christlicher Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen Jahre Zwingli einigen Verfolgungen und persönlichen Nachstellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwischen Zürich auf einer und den catholischen Can-

nen Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug auf er andern Seite aus, und Zwingli mußte auf Befehl des züri- er Raths mit dem Panner des Cantons, dessen Führer jederzeit in Geistlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. zum An- riff und Zwingli rief seinen Landsleuten zu, „Gott zu vertrauen." Da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und uch besser angeführt waren, so wurden die letztern geschlagen und Zwingli war unter denen, die im Kampfe den schönen Tod für as Vaterland starben. Durch Calvin erhielt hernach das refor- mirte Glaubensbekenntniß die Gestalt, die es noch jetzt hat, obgleich Zwingli sein erster Urheber ist. W—r.

Zwirn wird von vorzüglicher Güte zu Mecheln, Ryssel und Antwerpen gemacht, sonst liefert das sächsische Erzgebirge ebenfalls iel davon. Die älteste Art des Zwirnens ist die mit der Spindel, euer schon das Zwirnen auf dem Spinnrade und auf der Zwirnma- chine, auf welcher mehrere hundert Spulen zugleich zwirnen. Es wird so vorgenommen, daß mehrere einfache, gebleichte oder unge- bleichte Fäden von Flachs oder Hanf fest zu einem einzigen zusam- mengedreht werden. F.

Zwischenact (Entre-Act) nennt man im Allgemeinen über- haupt bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche (gleich- sam als ein Ruhepunkt zur Erholung für die Schauspieler und für das Publikum) entweder zwischen zwei verschiedenen Stücken oder zwischen den verschiedenen Abtheilungen eines Stückes (welche Acte, französisch Acts heißen) Statt findet. In Deutschland wird während dieser Zeit jedesmal die vordere Gardine (der Vorhang) herabgelassen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann geschieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu verändern oder sonst andere Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf dem Theater zu treffen sind. Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen u. dergl. wird (wenigstens in Deutschland) diese Zwischenzeit gewöhnlich mit Instrumentalmusik, welche entweder zur Handlung des Stückes passend ausgesucht, oder auch eigends dazu componirt ist, ausgefüllt. Daher nennt man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigends hierzu componirten), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre- Acts (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantomimischen Bal- lets fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zu- hörer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern solche Entre-Acts Statt, welche vom Componisten als eine Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteristischer Beziehung auf die Handlung des folgenden Acts eigends dazu com- ponirt werden. Von dem größten Theil des Publikums (an jedem Orte) werden solche Zwischenacte gewöhnlich als etwas Außerwesent- liches und durchaus Willkührliches und Zufälliges unbeachtet ge- lassen. Für den verständigern (freilich aber überall kleinern) Theil aber sind sie keineswegs eine bloße bedeutungslose Zeitverkürzung, sondern stehen (oder sollen es ihrem Zwecke nach wenigstens) in ge- nauer Verbindung mit der Wirkung der ganzen Darstellung. Zweck und Bestimmung dieser Entre-Acts ist: dem Zuschauer oder Zuhörer einen Ruhepunct zu geben, um durch zu anhaltende Anstrengung der Seele und des Gemüths nicht Ueberspannung oder Erschlaffung zu erzeugen, zugleich aber auch, um zu vermeiden, daß die Seele des- selben nicht während dieser Zeit durch andere heterogene Gegenstände gänzlich allen Zusammenhang des Vorhergegangenen mit dem Fol-

genden verliere, einen leisen Nachklang der durch das Vorangegangene erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in die zur Empfänglichkeit für das Nachfolgende nothwendige Stimmung zu versetzen und darauf vorzubereiten. Man sieht hieraus, in welcher genauen Verbindung diese Zwischenmusik mit dem Ganzen steht und wie bedeutend dadurch der Eindruck desselben unterstützt oder (durch unzweckmäßige Wahl derselben) gestört werden kann. Hieraus entspringt daher die so bedeutende und unerläßliche Verpflichtung für jeden Orchesterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieser Zwischenmusiken sehr behutsam und mit steter Rücksicht auf den Inhalt und Charakter der Darstellung überhaupt, und auf den Ausgang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stückes insbesondere zu Werke zu gehen. Denn welchen störenden, widrigen Eindruck es macht, wenn z. B. ein Act eines Stückes mit Verzweiflung oder Trauer schließt, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in voller Thätigkeit ist, das Orchester mit einem lustigen Rondo, einer Symphonie, oder (wie es wohl auch geschieht) gar mit einer muntern Polonaise oder Menuet einfällt, und so jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle in einem Moment gewaltsam erstickt, davon kann man sich fast in jedem Theater überzeugen. Vormals wurden bei den Italienern die Zwischenacte der sogenannten großen (d. h. ernsten) Opern durch Ballets oder durch kleine Zwischenspiele, die man Intermezzi nennt, ausgefüllt.

Zwitter (Hermaphroditen) nannte man sonst Geschöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geschlechter versehen sind. Wir wissen nicht, ob es eine bloße Künstlergrille gewesen, die sich darin gefallen, die männliche und weibliche Natur gemischt in einem und demselben Körper zu bilden, oder ob Thatsachen zum Grunde gelegen, welche das Daseyn ähnlicher Verbindungen zu erweisen scheinen. Genug, Hyginus und Ovid erzählen: Atlantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, habe sich einst in der halikarnassischen Quelle Salmakis gebadet, die Nymphe der Quelle, entzückt von seiner Schönheit, umfaßte ihn und schwur, ihn nicht verlassen zu wollen. Da erhörten die Götter ihren Wunsch, und verbanden beide zu einem Körper, der aber beide Geschlechtstheile hatte und beiderlei Naturen vereinigte. Freilich erklärt man diese Fabel aus der Weichlichkeit und dem weibischen Wesen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er den Halikarnaß beschreibt, ausdrücklich hindeutet. Genug, die Idee war einmal da, und, was sonst Künstlergrille gewesen, das glaubten Naturforscher und Aerzte in ältern und neuern Zeiten, als wirkliches Vorkommen beobachtet zu haben. Ja, die Gesetzgeber der Juden unterschieden schon, wie gewöhnlich sehr fein, vier Arten von Zwittern, bei den einen herrsche das männliche, bei den andern das weibliche Geschlecht vor, bei den dritten seyen beiderlei Geschlechter gleich, und bei der vierten Classe sey weder das eine noch das andere Geschlecht vorherrschend. Nimmt man die Sache genau, so kann nur der ein wahrer Zwitter genannt werden, dessen äußere Geschlechtstheile nicht allein beiderlei Formen zeigen, sondern der auch neben den Hoden und Saamensträngen zugleich Eierstöcke und einen Uterus besitzt. Gibt es solche Geschöpfe, so sind es Zwitter. Allein diese sind und bleiben fabelhaft. Alle Beispiele vorgeblicher Zwitter zerfallen in zwei Classen, entweder sind sie männlichen Geschlechts und ihre äußern Theile sind nur nicht ge-

ßrig ausgebildet, oder sie sind weiblichen Geschlechts, ohne daß die äußern Theile ihre Vollkommenheit erreicht hätten. Der Grund dieser mangelhaften Ausbildung liegt in dem Fehler des Stehenbleibens auf den frühern Stufen der Bildung. Denn, je näher der Embryo einem Ursprung ist, desto weniger kann man ein Geschlecht bei ihm unterscheiden. Nicht allein sind die Hoden verborgen, sondern man sieht auch an männlichen Embryonen weit mehr Spaltung der Ruthe; man kann diese, da sie undurchbohrt ist, eher mit der Clitoris vergleichen, und, was später Hodensack wird, ist dann bloße Haut, die in der Mitte eine längliche Spalte hat. Bleibt diese Bildung, so ist es natürlich, daß man ein solches Geschöpf für einen Zwitter halten muß. Es gibt nun aber solche Mißbildungen nicht selten, die man wohl Androgyne zu nennen pflegt. Sie haben keine Hoden; der Hodensack hat in der Länge eine Spalte, die aber nicht in den Unterleib führt; doch kennt man einzelne Beispiele, wo wirklich diese Spalte in einen blinden Sack überging und sogar einen periodischen Blutfluß erlitt, der aber von fehlerhafter Richtung der Hämorrhoiden herrührte. Gewöhnlich ist die männliche Ruthe sehr klein und undurchbohrt, oder sie ist in der Mitte gespalten, wie sie es im frühesten Zustande des Embryo's war, woraus dann wieder der Verdacht der weiblichen Natur entsteht. Es gibt Fälle, wo solche Geschöpfe in den Jahren der Mannbarkeit starke Brüste bekommen, wie Baillie einen solchen Fall erzählt. In jenen Jahren entscheidet sich aber gewöhnlich das Geschlecht. Die, welche vorher für Mädchen gehalten wurden, zeigen sich auf einmal als Knaben, oder vielmehr als Jünglinge, durch Ausbrüche des Geschlechtstriebes und durch Aufrichtung der Ruthe, auch Ausfließen des Saamens, wenn sie stärker gereizt werden. Indessen sind solche Geschöpfe oft schwächlich, und es dauert oft lange, ehe sie einmal den Geschlechtstrieb fühlen. Seltener sind die Fälle, wo Zwitter ursprünglich weiblichen Geschlechts sind, aber durch ungemein große Clitoris und durch verengte Scheide, deren Lefzen vielleicht herabhängen, als Männer erscheinen. Solche Zwitter (Gynandrae) sind leicht zu erkennen. Denn die Clytoris ist nie durchbohrt; der Urin fließt immer aus der noch so engen Spalte der Scheide; und, wenn auch die Brüste platt bleiben, so stellt sich der Monatsfluß aus der Scheide, als ein sicheres Merkmal des Geschlechts, ein.

Zwölftafelgesetze, s. Rom.

Zygia, die Bindende, ein Beiname der Juno als Schützerin der Ehen.

Anhang

zu diesem

zehnten Bande,

verschiedene nachträgliche Artikel zum neunten und zehnten Bande enthaltend.

Tauentzien von Wittenberg (Graf), königlich-preußischer General der Infanterie, commandirender General in den Provinzen Brandenburg und Pommern, Ritter aller preußischen und vieler fremden Orden. Wir bedauern, über die frühern Verhältnisse desselben, aus Mangel an gründlichen Nachrichten, nichts weiter sagen zu können, als daß er — ein Sohn des berühmten Vertheidigers von Breslau — von Jugend auf in preußischen Kriegsdiensten stand und bis zum Jahre 1806 auch zu einigen diplomatischen Sendungen gebraucht wurde. In diesem Jahr commandirte er als Generalmajor das kleine in Bayreuth aufgestellte Observationscorps, zu welchem auch einige sächsische Truppen stießen, mit welchem er am 9. Oct. das erste unglückliche Gefecht jenes unglücklichen Feldzugs lieferte und dessen schwierigen Rückzug umsichtig leitete. In der Schlacht von Jena commandirte er sodann die Vordertruppen, die am frühen Morgen bei Lützerode ꝛc. das Gefecht eröffnend, erst nach hartnäckigem Widerstande zurückgeworfen wurden. Als nach der Doppelschlacht dieses Tages die Trümmer der preußischen Armee in ein Corps unter des Fürsten von Hohenlohe Oberbefehl formirt nach der Oder zurückgingen, hatte er dabei ein Commando und theilte das Schicksal desselben bei Prenzlow. Bei Reorganisation der Armee nach dem tilsiter Frieden als Chef der brandenburgischen Brigade angestellt, ward er, als sich Preußen im Jahr 1813 gegen Frankreich erklärte, zum Militärgouverneur von Pommern ernannt und mit der obern Leitung der Belagerung von Stettin beauftragt. Es war ihm erst nach dem Waffenstillstand vergönnt, unmittelbar gegen den Feind zu kämpfen, denn als das Heer, durch die Landwehr auf das doppelte gebracht, in Corps getheilt ward, erhielt er das — meist aus Landwehr bestehende — dritte, welches, der Nordarmee unter des Kronprinzen von Schweden Oberbefehl zugewiesen, bei dieser als Reservecorps betrachtet ward. In diesem Verhältnisse nahm er an dem Siege von Grosbeeren in so fern nur mittelbar Theil, als er auf dem linken Flügel des Heeres bei Blankenfelde die Angriffe des überlegenen vierten französischen Corps (Bertrand) zurückwies, während das siebente (Regnier) bei Beeren gegen Bülow focht. Wenn die Resultate jenes Kampfes nicht so glänzend als die des letztern waren,

o sind sie darum doch als sehr wesentlich zu betrachten; denn ohne ie ausharrende Vertheidigung jener Stellung wäre wenigstens ein so ntscheidender Sieg bei Bären nicht denkbar gewesen. Fast eben so erhält es sich mit seiner Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz; denn nachdem eine Brigade seines Corps am 5. Sept. ei Zahne dek von Wittenberg vordringenden Ney'schen Armee festen Widerstand entgegensetzte und dadurch des Feindes Meinung, er abe die Hauptmacht der Verbündeten vor sich, bestärkte, mußte asselbe am folgenden Tage vorwärts Jüterbogk aufgestellt, eine Zeit ang den überlegenen Angriff aushalten und ward auch zurückgedrängt. Während dieses Kampfes waren aber die Colonnen des Bülow'schen Corps in des Feindes linker Flanke angekommen, das Gefecht wendete sich nun hauptsächlich gegen sie, und ward auf die bekannte ruhmwürdige Weise beendet. (Der Graf Tauentzien gerieth am Tage vorher, von einer Conferenz mit dem General Bülow zurückkehrend, in die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen und rettete sich nur durch Geistesgegenwart, indem er sich für einen französischen General ausgab, vor der Gefangenschaft). Als sich nach der Schlacht bei Dennewitz die Nordarmee der Elbe näherte, deckte der Graf Tauentzien den linken Flügel derselben und folgte ihr dann über diesen Fluß. Da aber die schlesische und Nordarmee vereinigt am 11. Oct. über die Saale gingen, um Buonaparte auszuweichen, ward sein Corps mit dem Auftrage bei Dessau zurückgelassen, die Brücke bei Roßlau zu decken, so wie Brandenburg, besonders aber die Hauptstadt zu schützen. Dies ward auch bald genug nöthig, da sich zwei französische Colonnen (das vierte und siebente Corps) gegen Dessau und Wittenberg bewegten, wovon die letztere besonders gefährlich war. Der General zog sich daher, nachdem er das Blokadecorps von Wittenberg aufgenommen, über Zerbst und Gbrizke nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er in der Nacht zum 15. Oct. ankam und nicht wissend, daß bereits alle französischen Corps wieder zur Schlacht bei Leipzig zurückberufen seyen, zur Deckung der Hauptstadt mehrere Tage stehen blieb, die indessen zur Wiederherstellung der Bekleidung der Truppen bestmöglichst benutzt wurden. Wie nun die siegreichen Heere dem Rheine zueilten, ward ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, so wie die Blokade von Magdeburg übertragen. Die erste Festung ging nach einer lebhaft geführten Belagerung und Bombardement am 26. Dec. durch Capitulation über, kraft welcher die Besatzung kriegsgefangen ward. Wittenberg, bis dahin eigentlich nur blockirt, wurde nunmehr ernstlich belagert und in der Nacht zum 13. Jan. 1814 durch Sturm genommen. Der General ward dafür mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes belohnt, und seinem Familiennamen (bei der spätern Erhebung mehrerer Heerführer in den Grafenstand) der Name Wittenberg hinzugefügt. Den Rest dieses Feldzugs füllt die Blockade von Magdeburg aus, die durch keine besonders merkwürdigen Ereignisse bezeichnet ist. Im Jahre 1815 erhielt der Graf Tauentzien das sechste preußische Armeecorps, welches nebst dem fünften an der Elbe zurückgehalten, erst nach der Schlacht von Belle-Alliance nach Frankreich marschirte und dort in die Bretagne verlegt, durch die eingetretenen friedlichen Verhältnisse verhindert ward, sich mit dem Feinde zu messen.

Türkische Sprache und Literatur. So wie die Türken oder Osmanen ein tartarischer Stamm sind, so ist auch ihre

Sprache eine tartarische Mundart. Sie ist ihrem ganzen Bau nach sowohl von der persischen, als von der arabischen, und den mit dieser verwandten Sprachen durchaus verschieden; alle diese Sprachen weichen unter einander eben so ab, wie die russische und die derselben verwandten Sprachen von der lateinischen und deutschen. Die türkische Sprache hat für das Ohr etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Ernstes. Die Morgenländer haben verschiedene Sprichwörter, wodurch sie den Charakter der drei jetzt in einem großen Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, persischen und türkischen, zu bezeichnen pflegen; z. B. die arabische Sprache überrede, die persische schmeichle, die türkische strafe; Arabisch habe im Paradiese die Schlange unsere Stammmutter angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von Liebe und Gegenliebe unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er den ersten Aeltern das Paradies versagen müssen. Die türkische Sprache ist zwar in ihrem grammatischen Bau sehr regelmäßig, aber an sich ist sie arm. Dieser Armuth ihrer Sprache haben die Türken jedoch dadurch abgeholfen, daß sie den ganzen arabischen und persischen Sprachschatz sich angeeignet und mit ihrer Sprache so verschmolzen haben, daß man ohne Kenntniß des Arabischen und Persischen zu keiner gründlichen Kenntniß des Türkischen gelangen kann. Durch die Vermischung drei so ganz verschiedener und sich ungleicher Sprachen wird aber auch die Erlernung des Türkischen sehr schwierig; denn eigentlich türkische, arabische und persische Wörter und ganze Redensarten wechseln sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens, als in Schriften ohne Unterschied mit einander ab. Das Persische ist den Türken nöthig, ihrer Sprache im Umgang, in der Poesie, und in allem dem, was zum feinen Geschmack gehört, Annehmlichkeit und Zierlichkeit zu verschaffen; das Arabische aber, um wissenschaftliche und religiöse Begriffe und Gegenstände mit Bestimmtheit und Würde auszudrücken. Sie bedienen sich der arabischen Buchstaben mit einigen geringen Veränderungen, und lesen auch, wie die Juden und Araber, von der Rechten zur Linken. Sie schreiben auf eben diese Weise. Das Papier erhalten sie aus Europa, meistens aus Venedig, lassen es aber vor dem Gebrauche so glätten, daß es wie unser Glanzleinwand aussieht. Ihre Federn werden von einem feinen Rohr geschnitten, und ihre Dinte gleicht unserer Buchdruckerfarbe. Sie schreiben auf den Knieen, und höchstens dient ein Pappdeckel zur Unterlage. Die Lautbuchstaben oder Vocale, welche in kleinen gerade oder gekrümmten Strichen bestehen, und bald über, bald unter die Consonanten gesetzt werden, sind, den Kasan ausgenommen, selten beigeschrieben. Das Lesen wird überdieß noch durch die vielen ungleichen Alphabete und Charaktere, deren man sich im Schreiben bedient, ungemein erschwert; ein ganz anderes Alphabet wird in der Kanzlei, ein anderes in Briefen, ein anderes in den Gerichten, ein anderes in wissenschaftlichen Aufsätzen, ein anderes in Rechnungen u. s. w. gebraucht. Wer das eine recht fertig lieset, kann darum noch nicht ein Wort in dem andern lesen. — Die türkischen Horden, welche sich zuerst in Klein-Asien setzten, und von da in der Folge nach Europa übergingen, waren in dem dreizehnten Jahrhundert von den hinter ihnen hervorstürmenden Mongolen aus dem westlichen Theile der großen Tartarei in größern und kleinern Haufen in das mittlere und vordere Asien getrieben worden, und hatten, einzeln nicht stark genug zu eigenen Unternehmungen, bei den Dynastien, in

die sich damals Vorderasien getheilt hatte, Kriegsdienste genommen. Während dieser Lage traten sie zu Mohammeds Religion über, und nahmen mit dem Koran zugleich die arabische Schrift an. Aus jener früheren Periode ist keine Spur eines schriftlichen Denkmals vorhanden, welches vermuthen ließe, daß sich die Türken mit Wissenschaften beschäftiget hätten. Erst nachdem sie mit dem Mohammedanischen Religionsbuch eine Schrift erhalten, und, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, unter einem ihrer Emire, Osman, in Kleinasien auf den Trümmern des griechischen Kaiserreichs von Byzanz eine selbstständige Macht begründet hatten, fingen sie allmählig an, das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung zu fühlen. Schon Sultan Orkhan, Osmans Nachfolger, obgleich mit Krieg und Eroberungen beschäftiget, stiftete im J. 1336 zu Brussa in Natolien eine wissenschaftliche Lehranstalt (Mädrása), welche durch die Gelehrsamkeit der dabei angestellten Lehrer so berühmt wurde, daß selbst Araber und Perser es nicht verschmähten, Schüler der Osmanen zu werden. Ihre eigenen Geschichtschreiber bemerken, daß die Monarchen dieser Dynastie, von Osman, ihrem Gründer, bis auf Achmed den Ersten, obgleich sie ihre Regierungen nicht alle in gleichem Maße durch rühmliche Unternehmungen und Regententugenden verherrlichten, sich doch alle durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, und durch die Aufmunterungen, die sie denselben zu Theil werden ließen, auszeichneten. Das goldene Zeitalter der türkischen Literatur war (in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) die Regierung Suleimans, mit dem Zunamen der Gesetzgeber, des Urenkels Mohameds II., dessen Siege dem römischen Reich ein Ende machten. In den türkischen Schulen und höheren Lehranstalten, die gemeiniglich mit Moscheen verbunden sind, und deren Zahl sich in Constantinopel auf mehrere Hundert beläuft, wird hauptsächlich arabische Grammatik, Logik, Rhetorik, Dialektik nach Lehrbüchern gelehrt, die im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden sind. Ueberhaupt sind die Araber des von uns sogenannten Mittelalters in Philosophie, Mathematik, Physik, Heilkunde, Gesetzwissenschaft und Theologie noch immer die Lehrer der Türken, über die sie sich nie zu erheben vermochten. Schriften über Astrologie, Traumdeuterei, und alle Arten von Wahrsagungskünsten machen keinen unbeträchtlichen Theil der türkischen Literatur aus, und werden noch immer studirt. Besonders behauptet die Astrologie bei den Türken nicht nur noch immer den Rang einer Wissenschaft, sondern sie ist auch von bedeutendem Einflusse auf alle Staats- und Privatangelegenheiten. Der Munedschim Baschi, d. i. der Ober- oder Hofastrolog ist einer der wichtigsten Hofbeamten, indem die Zeit der wichtigsten Geschäfte von ihm bestimmt wird. Unter seiner Aufsicht werden auch die jährlichen Calender gefertiget. Allein die Werkzeuge, ohne welche die Untersuchungen des scharfsinnigsten Physikers unvollkommen bleiben würden, sind in der Türkei entweder ganz unbekannt oder man kennt sie bloß als kindisches Spielzeug, das Anstaunen der Unwissenheit zu erregen, oder eine leere Neugierde zu befriedigen. Das Teleskop, das Vergrößerungsglas, die Elektrisirmaschine und andere dergleichen Hülfsmittel der Naturwissenschaften wissen die Türken nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Selbst des Compasses bedienen sie sich bei ihrer Schifffahrt nicht allgemein. Es ist daher natürlich, daß Nautik, Astronomie, Geographie, Ackerbau, Chemie, und alle

die Wissenschaften, die nach den großen Entdeckungen der beiden letztverflossenen Jahrhunderte, fast ganz umgeschaffen worden sind, bei den Türken in einem höchst unvollkommenen Zustand seyn müssen. Geschichte lieben die Türken; aber ihre Geschichtswerke sind größtentheils entweder in einem trockenen Chronikenstyl, oder in einer schwülstigen, mit Bildern überladenen, poetisch-prosaischen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer ältesten und geschätztesten Annalisten ist Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane gewesen war, als Mufti zu Constantinopel im J. 1599 starb. Seine Chronik hat den Titel Tadsch-et-tawarich, d. i. die Krone der Annalen, und geht vom Ursprung der Osmanen bis auf Selims I. Tod (1520), und wird von den Türken als ein classisches Werk betrachtet. Es ist von Launclavius in die lateinische, von Bratutti in die italienische, und von Podesta in die deutsche und lateinische Sprache übersetzt worden. In den Werken Naima's Raschid's und Tschelebisade's sind die Annalen des türkischen Reiches vom Jahre 1592 bis 1727 in ununterbrochener Folge fortgeführt. Ausgezeichnet durch seine unter türkischen Gelehrten ungewöhnlichen historischen und literarischen Kenntnisse war Hadschi Chalfa, mit dem Zunamen Tschelebisade, der als Beisitzer des Centralrechnungsbureau (Basch Muhasseba) im Jahr 1657 zu Constantinopel starb. Unter dem Titel: Aufgedeckte Bücher- und Wissenschaftskunde verfaßte er ein vielumfassendes encyclopädisches und bibliographisches Werk, worin die Namen aller von den Arabern, Persern und Türken gepflegten Wissenschaften, und die Titel aller in den Sprachen dieser drei Völker geschriebenen Werke vom ersten bis zum tausend und funfzigsten Jahre der Hedschra (1640 der christlichen Zeitrechnung) aufgeführt sind. Dieses Werk diente zur Grundlage der Encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients (von Joh. von Hammer), Leipzig 1804, welcher Hadschi Chalfa's Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, vorgesetzt ist. Außer jenem bibliographischen Werke verfaßte Hadschi Chalfa mehrere Schriften, unter welchen besonders Chronologische Tafeln bemerkt zu werden verdienen, die von Adam beginnen, und bis zum Jahr 1640 gehen. Die von Reiske verfertigte lateinische Uebersetzung derselben befindet sich noch ungedruckt auf der königlichen Bibliothek zu Coppenhagen. Wie in den Wissenschaften, so sind auch in der Dichtkunst den Türken Araber und Perser die Muster, die sie nachahmen. Der Inhalt ihrer Gedichte ist größtentheils auf Mystik, Moral und Liebe beschränkt. Auch Räthsel, Logogryphen, Chronogrammen und andere dergleichen poetische Künsteleien sind bei ihnen sehr beliebt. Alle ihre dichterischen Erzeugnisse sind gereimt. Die Prosodie und die poetische Technik ist ganz dieselbe, wie die der Araber und Perser. Mesnevi ist ein langes Gedicht, worin jedes Distichon seinen besondern Reim hat; Gasel und Kasside sind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaji (Tetrastichon ist meistens epigrammatisch; das Kitaa hat vier bis acht Strophen mit verschiedenen Reimen, und ist auf alle Gegenstände anwendbar. Nachrichten von türkischen Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält Latifi, oder biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monka Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi, übersetzt von

homas Chabert, Zürich, 1800, 8. — Im J. 1727, unter der egierung Achmeds III., wurde von einem aus Ofen gebürtigen enegaten, Namens Ibrahim, mit Beihülfe eines Prager Juden, acham Jonas und durch Unterstützung des Großvezirs, Ibrahim ascha, zu Constantinopel eine türkische Buchdruckerei errich-t, in welcher bis zum Jahr 1742 siebzehn Werke in 23 Bänden id 13,000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem Stillstand n 43 Jahren ward die Buchdruckerei im J. 1783 unter der Regie-ng des Sultans Abdolhamid wieder hergestellt. Doch arbeitete sie ir etwa zwei Jahre, nach welchen sie wieder durch sieben andere thätig stand. Im J. 1793 wurde sie von Abdorrhaman Efendi, nem verdienstvollen türkischen Geometer, welcher der Pforte als bgränzungscommissär nach dem Frieden zu Sistov gute Dienste ge-istet hatte, wieder in Thätigkeit gesetzt, und mit der in Chaskoj inker Vorstadt Constantinopels auf der Seite Pera's) neu errichte-n Ingenieurschule verbunden. Hier blieb sie jedoch nur einige ahre, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward sie in ie Skutari angelegten Casernen der neuen Miliz verlegt. Bis um Jahr 1806 wurden in derselben 26 Werke gedruckt. In den Stürmen der beiden Revolutionen von 1807 und 1809 wurde aber uch diese Buchdruckerei zerstört, jedoch von dem jetzt regierenden Sultan Mahmud IV. sogleich im J. 1809 wieder hergestellt. Ein voll-ständiges Verzeichniß der in Constantinopel bis zum J. 1813 gedruckten Werke hat von Hammer in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 42. es J. 1813 und Nr. 197 u. 198 des J. 1814 gegeben. Vergl. auch Toderini's Türkische Literatur, den ganzen dritten Band und Füdecke's Beschreibung des türkischen Reichs 3r Th. S. 51 fgg. Alle in die Theologie und in die Gesetzwissenschaften einschlagenden Bücher sind vom Druck ausgeschlossen; die Verbreitung aller übrigen wissenschaftlichen Bücher durch den Druck ist durch besondere Gut-achten der Ulema's (Gesetzgelehrten), welche einigen der vorzüglichsten Werke vorgedruckt sind, gut geheißen und empfohlen. — In Europa begann das Studium der türkischen Sprache erst mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Der kaiserliche Historiograph, Hie-ronymus Megiser, gab im J. 1612 die erste Türkische Sprach-lehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türkischen Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Oesterreich und die Pforte durch Nachbarschaft und durch mannigfaltige Unterhandlungen in Angele-genheiten des Kriegs, des Friedens und der Handlung stets in Be-rührung mit einander standen, wobei es der erstern Regierung immer einleuchtender werden mußte, wie viel besser ihr Interesse bei der Pforte durch Gesandte und Geschäftsmänner, welche selbst der türki-schen Sprache mächtig wären, würde wahrgenommen werden, als durch gewöhnliche Dollmetscher, wie sie der Zufall in dem Augenblicke des Bedürfnisses und der Geschäfte darbot. Das größte Verdienst um das Studium der türkischen Sprache erwarb sich Franz von Mesgnien Meninski, kaiserlicher Hofkriegsrath und Hofdollmet-scher, welchem man nicht nur die beste türkische Sprachlehre (in l.-teinischer Sprache, zuerst Wien, 1680, Fol.), sondern auch das voll-ständigste türkische Wörterbuch verdankt. Die erstere wurde, mit Bemerkungen im Analysiren und Lesestücken vermehrt von Kollar (Wien, 1756, 4.), das letztere, gleichfalls stark vermehrt, von Je-nisch, auf kaiserliche Kosten (Wien 1780 — 1803) aufs Neue her-ausgegeben. Türkische Sprachlehren in französischer Sprache, in

welchen die türkischen Worte mit lateinischen Lettern gedruckt sind, hat man von Preindl (Berlin 1789, 8. mit einem Wörterbuche), und von Viguier (Constantinopel 1790, 4.). Aus der von der Kaiserin Maria Theresia im J. 1753 zur Bildung junger Diplomatiker für Geschäfte mit der Pforte gestifteten orientalischen Akademie zu Wien gingen mehrere gelehrte Kenner des Türkischen hervor, von welchen besonders von Jenisch, von Stürmer, von Chabert und von Hammer genannt zu werden verdienen. Außerdem haben sich auch Toderini (durch sein in italienischer Sprache verfaßtes Werk über die türkische Literatur, Venedig 1787 in drei Octavbänden), Muradgea d'Ohsson, Joh. Christ. Clodius, Goldermann und von Diez um die Kenntniß der türkischen Sprache und Literatur verdient gemacht.

Twiste. Das berühmteste Baumwollengarn ist das englische (Twist) besonders seit der Zeit, wo es auf Maschinen gesponnen wird, und deshalb Maschinengarn heißt. Es zeichnet sich vor allen übrigen in Europa durch Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden aus. Das stärkste wird Wassergarn (Water twist), die andere weniger gedrehte Sorte Mulegarn (Mule twist) genannt. Die Spulenmaschinen, welche (nach geschehenem Verspinnen auf der Vorspinnmaschine) den Twist liefern, heißen Mulemaschinen (Mules). Zum Einschlaggarn oder Weft (Weft) hat man eine andere Maschine, die den Namen Jenny führt. Das Garn oder der Twist wird aufgehaspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. Man berechnet den Twist auf folgende Art: 54 englische Zoll oder 1 1/2 Yard machen einen Faden (Thread); 80 Fäden machen ein Unterband (Lea oder Wrap); sieben Unterbänder machen eine Zaspel (Hank) und zwanzig Zaspel einen Strang (Derting). Zur Erleichterung solcher Berechnungen gibt es in Englands Fabriken eigene gedruckte Tafeln. Wassergarn hat einen festern Faden, und ist theurer als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, welche man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische; die beste aber ist die brasilische; smirnische und andere levantische sowohl, als auch Surate-Baumwolle lassen sich gar nicht zu Twist spinnen. Wassergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nr. 50. gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nr. 10., Mulegarn hat einen weichern, nicht so stark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlage. Zu allen Mousselinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht bloß zum Einschlage, sondern auch zur Kette. Von Nr. 40. an bis zu Nr. 200., 250. auch wohl 300. wird das Mulegarn gesponnen. Manche spinnen dieses Garn so fest, daß es dem Wassergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbers aushalten kann. Daher findet man auch auf solche Garnpäcke die Worte: Warranted Turkey red geschrieben. Dies versteht sich indessen bloß von Nr. 40. bis 60. Mulegarn von Nr. 40. bis 50. kann aus westindischer Baumwolle gesponnen werden; Nr. 70. bis 120. aus Georgia-Baumwolle. Um höhere Nummern zu spinnen, muß man sogenannte ostindische Baumwolle nehmen. Diese kann man ungefähr bis zu Nr. 300. bringen. Weft dient bloß zum Einschlage. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen aus einander rupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird Weft gesponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen; denn zweier-

ft Sorten nehmen nicht recht dieselbe Farbe an, sondern es wird
tellleicht eine dunkler als die andere. So würde also leicht eine un-
ngenehme Ungleichheit der Farbe entstehen. Indessen lassen sich alle
rten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin
uch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Das Garn
ommt entweder zum Weber oder es wird verschickt. Wassergarn
ird in der Quantität von 10 Pfund, und Mulegarn in der von
oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses
rst mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier um-
ickelt. Die Päckchen werden mittelst einer besondern Packmaschine
anz fest zusammengeschraubt. Wenn Weft verschickt werden soll,
o wird es gemeiniglich gehaspelt. Dieses ist aber sehr unnöthig.
Denn wenn Weftgarn gewebt werden soll, so muß man es doch wie-
er auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung
n Kops, d. h. so wie das Garn von der Spule kommt. Der Un-
erschied der Benennungen von Reeled Weft und Kop Weft
ezieht sich auf das oben gemeldete, und zeigt also keine verschiedene
Quantität an. — Ein Päckchen Weft hält zwölf Pfund. (Poppe
ind Schedels Waar. Lex.)

Tyrol, eine gefürstete zu den deutschen Staaten des Erzhauses
Oesterreich gehörige Grafschaft. Sie wird westlich von Helvetien und
war vom Canton Bünden und von dem Vorarlberge, südwestlich
und südlich von dem lombardisch-venetianischen Königreiche,
östlich vom Königreiche Illyrien, und von dem Kreise Salzburg des
Landes ob der Ens, nordwärts vom Königreiche Baiern begränzt.
Vorarlberg, obgleich nur ein Kreis Tyrols, wird bei seiner ei-
genen ständischen Verfassung und abgesonderten Verwaltungszweigen
besonders behandelt. Tyrol zählt 443 1/2 Quadratmeilen, in 29
bewohnten Thälern und mehr als 80,000 Häusern, achtzehn Städ-
ten (Insbruck, Hall, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühl, Sterzing,
Bruneken, Lienz, Brixen, Clausen, Botzen, Meran, Glurns,
Trient, Ritna, Arko, Ala, Roveredo), neunzehn Marktflecken,
653 Dörfern, gegen 619,000 Individuen (ohne Vorarlberg), mit-
hin auf eine Quadratmeile 1375 Seelen, so daß die Population Ty-
rols noch unter jener der Schweiz ist, die auf einer Quadrat-
meile über 1700 Menschen zählt. — Die Conscription von 1788 wies
um mehr als ein Drittheil mehr Familien als Häuser, auf jedes
Haus mehr als sieben Menschen nach, und schon der fünfte Mensch
war ein Familienvater, während das benachbarte Kärnthen um 1/49
mehr Häuser als Familien zählte, und etwa sechs Menschen auf ein
Haus trafen, indem dort erst der sechste Mensch ein Familienvater
war. — Eben diese Conscription zählt 55,300 Bauern, 13,600 Bür-
ger in den Städten und Professionisten auf dem Lande, 1500 Be-
amte, 3100 Adelige, 4024 Geistliche, wovon auf das Hochstift
Trient allein über 1300, also auf 151 Menschen ein Geistlicher kam.
Der Ueberschuß der Gebornen über die Verstorbenen war im Jahre
1806 bei der Abtretung Tyrols an Baiern 1514. — Der große Un-
terschied der Bevölkerung unter sich (im Landgerichte Lienz auf eine
Quadratmeile 804 Seelen, und in Trient 7340) ergibt sich sehr na-
türlich durch die Verschiedenheit der größern oder geringern Produc-
tivität des Landes. Unter die Auffallenheiten der Bevölkerung ge-
hört auch, daß das vom Landgericht Roveredo durch die zunehmen-
de Seidenfabrikation 1706 nicht volle 7200, und 1806 über 21,000
Seelen zählte. — 1807 waren unter 21,220 Geburten 541 unehe-

liche, in Insbruck das sechste, im Landgerichte Kufstein schon das fünfte Kind ein uneheliches; ein jedoch höchst unzuverlässiger und mangelhafter Sittlichkeitsmesser. Das ganze Land scheidet die Natur, zu geschweigen mehrerer andern großen und Seitenthäler, vorzüglich in zwei Hauptthäler, gebildet von den zwei Hauptflüssen des Landes, von dem Inn und von der Etsch. — Der aus Graubünden herübertretende Inn wird nördlich durch eine Kalkgebirgskette von Baiern geschieden, südlich begleitet ihn ein vom hohen Alpenstocke des Gotthard ausgehender Granitrücken, über diesen bildet das Thal der Sill, vom Brenner nordwärts, und der Eisack südwärts wieder die Thäler der Heerstraße und der Verbindung zwischen dem Süden und Norden. — Die Sill mündet sich in den Inn, der Eisack in die Etsch, also daß merkwürdig genug das Posthaus auf dem Brenner seine südliche Dachtraufe in das adriatische, die nördliche in das schwarze Meer ergießt! — Die Rienz und die Drau bilden das Pusterthal. — Der oberste Theil des Laufes der Etsch heißt das Vintschgau. Die Brenta bildet das Val Sugan, die Sarca das Thal Judicarien, und tritt aus dem Gardsee als Mincio hervor. — Der Fleiß und der Erfindungsgeist der Einwohner besteht einen harten Kampf mit dem stiefmütterlichen Boden, und nicht ohne Erstaunen ist es wahrzunehmen, wie der deutsche Tyroler die durch Sommer- und Herbstregen abgespülte Erde im Frühling auf dem Rücken wieder auf seine Hügel hinaufschleppt, wie er die von Waldströmen mit Steinen und grobem Sande überschüttete Erde durch vierfaches Umwenden wieder gewinnt, wie er jedes Fleckchen Erde, sey es auch nur auf einem vom Gebirge in die Ebene herabgeschleuderten Felsstücke, zum Gras- oder Maisbau benutzt, die ungeheuern Steinmauern wider die Wuth der Bergströme, die mehrere Stunden weit geführten Wasserleitungen, die unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher Aecker, Wiesen und Dörfer aus dem Schutte von Bergstürzen und Erdlavinen wieder erstehen! — Eben die Seltenheit guten Bodens ist die Ursache, daß nirgends Brache besteht. Die vielen natürlichen Weideplätze machen es dem Bauer möglich, eine so große Anzahl Vieh zu halten, als er zur jährlichen Düngung seiner Felder nöthig hat. Meist wird durch drei Jahre mit dem Bau der Getreidearten abgewechselt, und im vierten der Ackergrund als künstliche Wiese benutzt. — Die Verschiedenheit der Lage und des Bodens gibt trotz des ungemeinen Fleißes sehr verschiedene Resultate, so erlaubt an verschiedenen Orten des Oberinnthales die hohe Lage die Winterfaat nicht, das Sommerkorn gibt den Samen meist nur vier-, höchstens sechsfach wieder, südwärts doch auch sieben- bis achtmal, das türkische Korn hundertfach, dafür mißräth es aber gewöhnlich jedes dritte oder vierte Jahr. Mit Kornstroh wird gefüttert, und Nadelholz, Stroh vom türkischen Korn dem Viehe untergestreut, auch wohl Binsenstroh, weshalb in einigen Etschgegenden die Erhaltung der dortigen Moräste sogar gewünscht wird. Das Verhältniß der verschiedenen Getreidearten zu einander war beiläufig Rocken 101, Mais 70, Gerste 44, Weitzen 35, Hafer 30. Das Erzeugniß in guten Jahren 2,800,000 Star. — Das Haidekorn, Formentazzo, kam aus Italien heraus, der jetzt so überaus wichtige und wohlthätige Kukuruz von durchmarschirenden Kroaten, in deren Hafersäcken sich zufällig einige solcher Körner vorfanden. Erst seit beiläufig 1760 werden Kartoffeln gebaut. Gegen 700 Star müssen in gewöhnlichen

Fahren aus Baiern, aus Südschwaben, aus dem Mantuanischen eingeführt werden. 30,000 Menschen wandern alljährlich, wenn der Winter weicht, aus, suchen in der Fremde Nahrung und Verdienst, und kehren im Spätherbst mit dem Erworbenen wieder in die Heimath zurück. — Die Verschiedenheit der Maße und Gewichte zeigen gleichfalls das Gränzland zwischen Deutschland und Italien. Der Weinbau gab in guten Jahren schon bei 500,000 Ihren, davon gibt das Landgericht Botzen ganz allein mehr als den vierten Theil. Der darauf gewendete unglaubliche Fleiß verwandelt dort die Gegend in den anmuthigsten Garten. Alle Nebengeländer sind von beschnittenem Holze. Die Erde wird häufig bewässert und gedüngt, die lachenden Abhänge der Berge (Leiten, Colline) sind terrassenförmig mit ungeheuern trocknen Mauern unterstützt. Verschiedenheit der Weinbereitung macht, daß der tyroler Wein (den das Ausland meist als ungarischen trinkt, als tyroler aber nur einen halb gegohrnen süßen Most, den in Tyrol selbst niemand genießen kann) schon im ersten Jahre trinkbar wird, dagegen aber um so weniger das Alter aushält. Beinahe durch ganz Europa ist das edle tyroler Obst bekannt. Ein Botzner Bauer, Namens Oswald, versuchte zwischen 1730 — 40 die erste Pflanzung der Citronen im kalten Grunde, und nun trägt jeder Baum im kalten Grunde im guten Jahre ein Tausend bis zwei Tausend Stück. Die Ausfuhr geht bis in das tiefste Rußland. — Der tyrolische Handelsverkehr zeigt die seltsamsten Anomalien; die Obstzucht war dem Lande immer ein bedeutender Nebengewinn, dennoch betrug 1779 die Einfuhr der Früchte um 280,000 Pfund mehr als die Ausfuhr. Die Handelsbilanz stand immer gegen Tyrol. Die rohen Producte (Vieh, und jene der Milchwirthschaft, Holz, Früchte, Salz, Metalle) waren immer die bedeutendsten Ausfuhrartikel Tyrols, welches sich dagegen mit allen und jeden Kunsterzeugnissen und mit einem großen Theile seines Getreides aus dem Auslande ersetzen mußte. Dennoch nahm das Land bis 1806 zur Abtretung an Baiern in seinem Wohlstande beständig zu, statt immer mehr zu verarmen, wie es nach dem sogenannten kaufmännischen System unausbleiblich hätte geschehen müssen! Von Handelskräutern sind Tabak, Flachs und Hanf sehr bedeutend. Der Flachs von Winsing und Axam steht nicht weit hinter dem brabanter. Ungeschickte ältere Versuche zur Beschränkung des Tabak- und Weinbaues und zur erzwungenen Aufnahme des Getreidebaues standen so ganz im Gegensatze mit jener berühmten Forderung des französischen Kaufmannsstandes an den Minister Colbert: „Laissez nous faire!“ welches in der That die erste Grundbedingung alles Gelingens im Reiche der Wissenschaften, des Handels, ja selbst der innern Administration ist. Schlechte Haushaltung mit dem großen Holzreichthum dieses Gebirgslandes, obgleich wenigstens im Innthale die Salinen und Hüttenwerke schon von den ältesten Zeiten her strengere Grundsätze über das Forstregale veranlaßten. Die auffallend, daß das nördliche Tyrol Holz aus Graubünden einführte, unfähig, sein Bedürfniß selbst zu decken, wogegen im Wälschtyroler der Lauf der aus dem Lande hinausströmenden Etsch, Brenta und Piave sein Holz wohlfeil und schnell, vorzüglich zum Schiffbau nach Venedig zu verflößen vergönnten. Nebst dem Acker- und Weinbau, dann dem Holzwachs, gibt die Viehzucht noch eine vorzügliche Nahrungsquelle. Man zählt bei 25,000 Pferde und

41,000 Ochsen. Die Ausfuhr von Käse betrug über 5000 Centner, die von Butter und Schmalz 1400. Es wird viel junges Vieh aufgekauft und dann nach Italien als Mast- oder Lebvieh verkauft. Die Schafzucht ist noch bedeutend zurück. Die Seidencultur in Wälschtyrol bringt dort ein Capital jährlicher 3,000,000 Fr. in Umlauf. Die Feldzüge von 1796 und 1800 schadeten nicht wenig, die Nachfrage fiel, das Interesse des Königreichs Italien war der tyrolischen Seidencultur nicht günstig. Die steigende Theurung förderte dagegen den Acker- und Weinbau, welchen die Maulbeerbäume durch ihre austrocknenden Wurzeln schaden. Im Mineralreiche behauptet Tyrol einen vorzüglichen Platz. Die Silber- und Kupfergruben des untern Innthales hatten einst eine europäische Wichtigkeit. Nun ist der Bergbau im Ganzen so verfallen, daß der Gewinn vom Bau der unedlen Metalle (Eisen, Kupfer, Blei) nicht mehr hinreicht zur Deckung der Einbuße, die sich aus dem Bau der übrigen ergibt. Wenig glänzend sind die Resultate der sogenannten Industrie, die mit Recht nur eine Nebenbeschäftigung neben der Viehzucht, dem Acker-, Wein- und Bergbau ist. — Baumwollenspinnerei und Strickerei in Schwaz, Leinwandweberei im Oetzthal, Pusterthal und zu Axam, Deckenweberei zu Welsberg, Spitzenklöppeln in Nieder-Traufers und Gründen, die berühmten Holzwaaren in Gründen, Eisenwaaren in Stubai, der Kupferstichhandel der Tesineser (von welchen allen in Rußland, Holland, Spanien, ja selbst in Amerika, große tyrolische Handlungshäuser existiren), die Fabrikation der Seide, des Tabaks, der künstlichen Blumen zu Garzzano bei Civezzano, der Hauptbekleidung des Landmannes, der sogenannten Lodens, eines dicken Wollenzeuges ꝛc. Aber selbst diese wenig bedeutenden Industriezweige erhielten nur Schwung durch die bedeutenden Zollbegünstigungen in Oesterreich, deren Entbehrung bei der Abtretung des Landes 1806 um so bitterer empfunden wurde. Eigentliche (Entrepise) Fabriken erhielten sich in Tyrol nur, wenn das Local oder andere bedeutende Umstände sich als Monopolisten begünstigt, wie die Seidenspinner und Färbereien zu Roveredo, oder in so fern sie einen rohen Stoff bearbeiten, der durch die Verfrachtung zu sehr im Preise steigen würde, wie bei den Metallfabriken; beide Rücksichten sind anwendbar auf Tabak, Glashütten und Papiermühlen. Von unendlicher Wichtigkeit ist der tyrolische Transito, weil in diesem Lande die niedrigsten Pässe und die herrlichsten Straßen über die Alpen gehen. Die vier bozner Märkte, schon über sechs Jahrhunderte im Schwunge, beförderten ungemein die Circulation von Waaren und Geld, und waren ein äußerst wichtiger Stapelplatz zwischen Oberdeutschland, Oberitalien und der Schweiz. Schwerlich ist außer der Schweiz noch ein Land in ganz Europa, welches, durch verschiedene Stämme bevölkert, auf keiner Seite von der Natur begränzt, wohl aber durch sie zerschnitten und getrennt, bei aller Verschiedenheit von Himmelsstrich und Anbau, von Verfassung, Sprache, Sitten und Charakter der Bewohner, im Laufe von sieben Jahrhunderten aus lauter abgerissenen Stücken größerer Länder zusammengesetzt, dennoch eine solche Einheit des Willens und der Kraft bewiesen hätte, wie Tyrol. Dem römischen Weltjoch unterworfen durch Augustus Stiefsöhne, Drusus und Tiber, bevölkert mit Römern, und damals ein Theil von Rhätien, Windelizien, den beiden Norikum, im fünften Jahrhunderte die Heerstraße der aus dem rauhen Norden nach Italiens mildem Himmel ziehenden

Barbaren, in der folgenden Zeit der Tummelplatz der Ostgothen, Longobarden und Franken, und ein Theil der von ihnen nach einander gestifteten Reiche, im siebenten von Osten her bedrohet, slowakisch zu werden, im Süden italienisch, in ungewissen schwankenden Landmarken, im Norden deutsch, unter einem Herrn, als Carl der Große den wankenden Thron des longobardischen Desiderius endlich gestürzt, und bei Thassilo's Treubruch auch das agilolfingische Herzogthum Baiern mit seiner Krone vereinigt hatte, und durch Grafen verwalten ließ. — In der gewaltigen Zeit des Mittelalters war Tyrol fortwährend zwischen Deutschland und Italien, zwischen vielen geistlichen und weltlichen Herren getheilt. Die Kaiser selbst befestigten diese Theilung, damit kein Einzelner gebieterische Oberhand gewinne in diesen Bergen, die ihnen für die Heerfahrten nach Italien so ungemein wichtig waren. Ein allzumächtiger Baierherzog, wie Otto von Nordheim oder die Welfen auf Papstes Seite, hätte dem Kaiser gar leicht Italien verschließen können. Es herrschten im Süden die Bischöffe von Trient im beständigen hartnäckigen Kampfe zwischen Adel und Städten, Feudalsystem und Communalwesen, mehr als einer aus ihnen von den mächtigen und eifersüchtigen Landherrn ermordet oder vertrieben, am schwersten bedroht von denen, welche sie hätten beschützen sollen, von den Grafen zu Tyrol, ihres Hochstiftes Schirmvögten. Im Etschthale saß ein übermächtiges und übermüthiges Geschlecht welfischer Abkunft, die Grafen von Eppan, Ulten und Greifenstein. In unaufhörlicher Ahnenfeindschaft mit ihnen, in Veitschgau und tief in Engadein bis in Hohenrhätien, die Gaugrafen, Schirmvögte von Trient, deren Hauptschloß, Tyrol, in der Folge dem ganzen Lande seinen Namen gab. Am Inn und Eisack waren verschiedene Zweige der Häuser Andechs (späterhin Herzoge von Dalmatien, Croatien und Meran) und von Scheyern-Wittelsbach mächtig, welches Haus durch Heinrichs des Löwen Fall noch größer geworden. Im Pusterthale an der Rienz und Drau herrschten die Gaugrafen von Lurn, späterhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen. Langsam, aber mit Macht, erhoben sich die Städte, Botzen insonderheit und Insbruck, auch Trient, fast gegen seinen Bischoff. Durch den italienischen und levantischen Waarendurchzug floß ein guter Theil des Reichthums von Venedig, Genua, Pisa und Florenz in ihre Hände, keine Zölle drückten. — Niederlagen und Rottordnungen und frühe Abstellung alles Faustrechts lockten den Kaufmann und seine Waare. Das Hirtenleben war einförmig, der Wein- und Ackerbau beschwerlich, der dienst- und lehnspflichtige Adel verschuldet durch lange und weite Heeresfolge, durch die Kreuzzüge ins heilige Land, nach Aegypten, später über die Tartarn und Mongolen. — Gern gaben sie allzu weitläufige Grundstücke um geringen Preis, meist nur um Grundzins oder Hörung an Freigelassene oder Bauleute, welche abzustiften nicht mehr in ihrer Macht stand. Auch waren die Zeiten vorüber, wo Feldbau und Handarbeit die Beschäftigung der Mönche gewesen sind. Adel und Geistlichkeit haben die Aufnahme des vierten oder Bauernstandes auf diese Weise unwillkührlich mit gefördert. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erscheinen zahlreich in Urkunden freie Gutseigenthümer aus dem Bauernstande oder sogenannte Freisassen. Gerade in der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, während des doppelten großen Zwischenreichs in Oesterreich

und im Reiche, erloschen die Herzoge von Meran, und die Grafen von Eppan, auch die alten Grafen von Tyrol. Ihr Erbe war Mainhard von Görz, der zugleich die Macht von Brixen, Trient, Chur und Aquileja, als Schirmvogt aller dieser Hochstiften, vereinigte. Funfzigjährige Fehden und drückende Heerfahrten hatten den Bürger und Bauer (bei ihnen, den Juden und Kowertschen, war in denselben Zeiten alles baares Geld) allzuwohl überzeugt, erträglicher sey die Gewalt eines Einzigen, als Vieler! — Was vierzig Jahre später unklug und darum auch mit ungünstigem Erfolge sein Schwager, König Albert, versuchte, die Waldstädte durch den Druck unmenschlicher Reichsvögte zu zwingen, zu Habsburg zu schwören, führte Mainhard langsamer und sicherer aus. Er stritt für Bürger und Bauern wider die häufigen Schloßtyrannen von Adel, lohnte die Gehorsamen mit Lehen, Anwartschaften, Aemtern und Würden, den Ungehorsamen warf er ihre Burgen nieder, trieb sie aus dem Lande, und schlug ihre reiche Habe seiner Kammer zu. Die von den Hochstiftern erhaltene Gewalt ihres Schirmvogts kehrte er wider sie selbst, die Zeiten des Zwischenreiches kamen ihm zu Statten. Nach dem Pfalzgrafen Ludwig hatte er den größten Antheil an der Wahl Rudolphs von Habsburg, mit dessen Sohn Albrecht seine ältere Tochter Elisabeth verlobt war. Als seine Söhne, Otto, Ludwig und Heinrich (Kronprätendent von Böhmen und Polen, wider Luxemburg, als Gemahl Anna's, der ältesten Schwester Wenzels IV., des Letzten von der eingebornen Przemysliischen Dynastie) nach Mainhards Tode gemeinschaftlich regierten, ohne seinen Geist, schwach und uneinig, hob der Adel sein Haupt von neuem, und machte die beschenkte Geistlichkeit, Bürger und Landvolk auf die Folgen der Gewalt aufmerksam, welche sie mit unweiser Hitze Mainharden in die Hände gespielt, und wirklich versammelten sich im Juli 1323 zu Botzen „die Herren, Ritter und Knechte, Städte, Märkte, Gericht und Thäler der Grafschaft zu Tyrol, und der Landschaft an der Etsch und in dem Innthal, und der drei Bisthümer zu Trient, zu Chur und Brixen" und schwuren, nicht ferner gefährden zu lassen die Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten, so sie von ihren Altvordern ererbt hätten. Die tyrolischen Stände sind die ältesten in ganz Deutschland. Der letzte Schatten der alten Freiheit sank, und die Landeshoheit arbeitete sich vollends aus, als durch die Vermählung der Enkelin Mainhards und Görzischen Erbtochter, Margarethens der Maultasche, mit dem böhmischen Johann Heinrich und dem Baiernherzoge Ludwig dem Brandenburger, die ganze Macht der beiden eifersüchtig um die Kaiserkrone ringenden Geschlechter Luxemburg und Wittelsbach auf das Land fiel, und selbiges 1363 von Margarethen, mit Zustimmung der Stände und mit Vorbehalt ihrer Rechte, an die Herzoge von Oesterreich, Rudolph, Albrecht und Leopold, Urenkel Rudolphs von Habsburg, überging. — Dieses bei Sempach von den Schweizern erschlagenen Leopolds Sohn, Friedrich, zugenannt mit der leeren Tasche (weil er dem Papste Johann das für dessen persönliche Sicherheit auf dem Constanzer Concilium gegebene Wort treu gehalten, und darüber in Reichsacht und Bannfluch verfallen und fast alles verloren), erhielt das Land durch die Treue der Bürger und Bauern sowohl gegen die verführerische Stimme der Freiheit und Gleichheit aus den Thälern Appenzells, als gegen die seinem Bruder, Herzog Ernst dem Eisernen, anhängenden Prälaten

und Edlen. Er gab dem Bauer gänzliche Freiheit, Eigenthum und Landstandschaft. Er vergönnte ihm, an der Seite derjenigen zu sitzen, vor welchen er ehehin auf den Knieen lag. In diesen Bergen hatte die schwere geschlossenene Streitsart der Ritter keinen Vorzug, und der, welcher die spröden Felsen bezwang und anbaute, leistete in der That mehr als derjenige, der ihn in seltenen Fällen mit Schwert und Lanze verfocht! — Die österreichischen Fürsten handhabten auch diese gesetzliche Freiheit und Verfassung, welche die schöne Oeffentlichkeit, und das allgemeine Interesse republikanischer Form mit der belebenden Willens- und Krafteinheit monarchischer Regierungsform auf das Glücklichste vereinigt. Darum blieb auch Tyrol unwandelbar getreu dem Glauben, der Sitte, der Constitution und dem Fürsten seiner Väter, auch als die verführerische Stimme des großen Bauernkrieges und jene der Reformation Luthers ertönten, als in allen andern österreichischen Provinzen Aufruhr, Bürger- und Religionskrieg wütheten, Thron- und Nachfolgewirre eintraten, der Winterkönig Pfalzgraf Friedrich und Bethlen Gabor die Krone Böhmens und Ungarns trugen. An den Felsen Tyrols scheiterte die Gewalt der schmalkaldischen Bundesverwandten, der Schweden, Gewalt und List der Franzosen. — Als mit Wallensteins Ermordung zugleich die letzte Hoffnung und die bängste Furcht des Kaisers gefallen war, vereinigten sich, nach sechzigjährigem Kaltsinn, in Tyrol wiederum die deutsche und die spanische Linie Habsburgs, kamen unter dem Cardinal-Infanten jene Truppen, die den Sieg bei Nördlingen entschieden, und dadurch den Prager Frieden. — Im spanischen Successionskriege vereinigten sich hier zwei der größten Helden, der baierische Churfürst Max Emanuel, des Kaisers Schwiegersohn, und der einzige gleiche Gegner Eugens, Vendome, um aus Tyrol nach Kärnthen und Untersteyer vorzubrechen, und den ungarischen Mißvergnügten die Hand zu bieten, welche bis an die Thore der Kaiserstadt streiften, und das Marchfeld verheerten. Sie fanden in Tyrol Niederlage und schimpfliche Flucht. Dieselbe tapfere Treue bewährten die Tyroler in der großen Bedrängniß Theresiens, als dem baierischen Churfürsten und Kaiser Carl VII. in Linz und Prag bereits gehuldigt war. Im französischen Religionskriege hinderte Tyrol wiederum beständig die Vereinigung der feindlichen Armee im Herzen der Monarchie. Im Sommer 1796 bedrohten es Buonaparte im Süden, Moreau im Norden; im März 1797, als Buonaparte gegen Wien vordrang, vertrieben die Tyroler seinen linken Flügel unter Joubert; 1799 drang Lecourbe mit dem Mordstahl und der Brandfackel, aber mit geringem Glücke ein. Der Vorarlberger Heldenmuth vereitelte bei Feldkirch Massena's wüthende Stürme, die den Erzherzog Carl um alle Früchte seiner glorreichen Siege bei Ostrach und Stockach hätten bringen können; 1800 wurde im Süden und Norden des Landes rühmlich widerstanden. Kraft des Steyrer Waffenstillstandes wurde es nur durch beiderseitige Sauvegarden besetzt, wie es überhaupt gar niemals durch Waffengewalt erobert, sondern nur evacuirt, oder durch einen Vertrag übergeben wurde. Die Wunder seines Muthes und seiner Begeisterung für den alten Herrn und das alte Recht im Kriege von 1809 sind weltbekannt. Im Spätjahre desselben, nach dem Wiener Frieden, wurde es nach höchst unnatürlichen und widersinnigen Gränzlinien zwischen Baiern, Illyrien und Italien in drei Theile zerrissen. Im September und October 1813 wurde der illyrische und italienische Antheil durch den

F. Z. M. Baron Hiller erobert, der baierische durch den Pariser Vertrag zurückgewonnen, und im Juni 1814 das ganze Land wieder unter Oesterreich vereinigt, unter dessen mildem Scepter es 443 Jahre lang glücklich und unüberwindlich gewesen. — Die tyroler ständische Verfassung wurde vom Kaiser Franz unterm 24sten März 1816 feierlich wieder hergestellt, und am 30. Mai, gerade am Jahrestage, als die Tyroler 1809 zum zweitenmale in ihre wiedereroberte Hauptstadt einrückten, empfing der Monarch die feierliche Erbhuldigung. Die Nationalrepräsentation war vierfach: 1. die beiden perennirenden ständischen Activitäten in Insprück und Botzen; 2. der engere oder kleinere Ausschuß; 3. der weitere oder größere Ausschuß; 4. der offene Landtag. Ihnen präsidiren der Landeshauptmann und der Landmarschall. Die erstere Stelle ist jetzt mit jener des Landesgouverneurs vereinigt. — Der erste Grundpfeiler der Verfassung ist die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche die größte Aehnlichkeit mit dem alten Heerbann hat, weil die Vertheidigungspflicht auf dem Grundeigenthume beruht, und nur innerhalb der Landmarken zum Dienste verpflichtet, einige mit dem spätern Feudalsystem, weil zu Dienst und Ablösung bestimmte Fristen festgesetzt sind. — Die Fundamentalgesetze der tyrolischen Vertheidigung waren das Landlibell Maximilians I. von 1511, verbunden mit den Landtagsschlüssen von 1508. Tyrol war der Knoten, Stützpunkt und Hebel der militärischen Operationen Max I. und Carls V. wider Venedig und Frankreich, ein Beobachtungsposten gegen die an Frankreich festgeketteten Eidgenossen. Gegenwärtig, in den alten glücklichen, heißersehnten und blutig wieder verdienten Verhältnissen wird Tyrol seinen alten Beruf mit erneuerter Kraft bewähren, das Bollwerk, die Vormauer, die feste Burg Oesterreichs zu seyn.

Ukräne, das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dneyr bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosacken umfaßt und bis auf Peter den Großen der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen ist. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seiner herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt meistens verschwunden, und lebt bloß noch in dem Gouvernement der slobodischen Ukräne.

Umdrehung der Erde. Copernicus war der erste, der die Umdrehung der Erde um ihre Achse lehrte, welche Lehre nachher durch Newtons Entdeckung von der Abplattung der Erde bestätigt wurde, so wie durch die Versuche über die Abnahme der Schwere gegen den Aequator (s. d. Art.). Ebenfalls lehrte Newton: daß man durch sehr genaue Versuche mit fallenden Kugeln entscheiden könne, ob die Erde sich um ihre Achse drehe. Denn wenn sie sich um ihre Achse drehe, so müssen die Kugeln, die von einer großen Höhe, z. B. von 300 Fuß fielen, etwa einen halben Zoll nach Osten abweichen. Denn wenn die Kugel in der Spitze des Thurms hänge, so sey sie von der Achse entfernter, als der Fuß des Thurms, sie habe also einen größern Schwung nach Osten. Diesen verliere sie nicht während des Fallens, und sie falle daher nicht in der Lothlinie, sondern eile dieser ein wenig vor, und schlage daher unten nicht im Lothpunkte auf, sondern einen halben Zoll nach Osten. Die Versuche, so Guglielmini und Benzenberg hierüber in Bologna, Hamburg und Schlebusch gemacht haben, und wodurch dieser Satz von Newton bestätigt worden, finden sich in dem Artikel: Bewegung der Erde, angeführt.

Upsala, eine alte schwedische Stadt und Hauptstadt eines ichnamigen Läns im vormaligen Upland mit 4897 Einwohnern; rühmt als Sitz eines Erzbischofs, der besuchtesten Universität Schwens und mehrerer gelehrten Vereine. Hier lehrte einst der berühmte nné. — Eine Meile im Norden von der Stadt liegt das alte oder amla Upsala, wo in Schwedens Urgeschichte der Nationaltempel, n alle nordische Stämme ehrfurchtsvoll besuchten und der Sitz der herkönige belegen war, und eine Meile im Südosten auf einer Wiese e Morasteine, bei welchen Schwedens Könige im Mittelalter feierch installirt wurden.

Ural, ein großes russisches Gebirge, das in geographischer Hincht als der Scheidepunkt zwischen Asien und Europa betrachtet werin kann. Es zieht sich durch die ganze Breite des Reichs von seien Wurzeln am caspischen und aralschen See bis zum Eismeer, reicht zwar nirgends Alpenhöhe, ist aber im hohen Norden fast urchaus mit ewigem Schnee bedeckt und in seiner Mitte reich an rzen und mancherlei Mineralien. Von demselben lösen sich mehrere ergketten ab, wie der Obtschaifyrt, der Ulutän, das Alginskische, Rangischlakische und Nowaja Semljasche Gebirge.

Verfangenschaft, das Verfangenschaftsrecht, Verangsrecht ist in gewissen Gegenden von Oberdeutschland dasjeige Recht, welches den Kindern erster Ehe auf die von ihren Aeltern achgelassenen unbeweglichen Güter zusteht (welche ihnen verfangen ewesen), doch so, daß dem übergebliebenen Gatten die Nutznießung avon bleibt. Doch nennen auch einige die sonst sogenannten Fideommisse oder Stammgüter — verfangene Güter.

Verfassung, Staatsverfassung. So lange die Menchen einzeln lebten, war keine Gesellschaft und kein Staat vorhanen, und keine Staatsverfassung. Als die Familien sich bildeten, so ntstand Familienverfassung und väterliches Hausregiment. Diese pariarchalische Verfassung ist die älteste, weil der Mensch nirgends inzeln lebt, sondern sich zu seinem Weibe hält und zu den Kinern, die sie ihm geboren. Diese Familienverfassung ist noch heutiges Tages bei Jägervölkern und Hirten, welche einen großen Raum u ihrem Jagdbezirke und zu ihren Viehtriften bedürfen, und wo die Familien daher immer entfernt von einander wohnen müssen, wie wir ieses in der Geschichte von Abraham und Loth sehen. Verbinden ich mehrere Familien, die desselben Geschlechts und Ursprungs sind, mit einander, so entsteht ein Stamm, der größer oder geringer an Volksmenge nach der Zahl der verbundenen Familien ist. Diese Form der Gesellschaft finden wir noch in Arabien, in Asien, in Amerika und überhaupt bei allen Völkern, die in kleinen Staaten oder Verbindungen leben, weil keine großen unter ihnen möglich sind. Diese Einrichtung war bei unsern Vorvätern, als die Römer unter Julius Cäsar zuerst Deutschland entdeckten. Die kleinen Völkerschaften führten vielfach Kriege unter sich, wie dieses immer benachbarte Staaten thun, sie mögen klein oder groß seyn. Da immer nur eine kleine Völkerschaft mit der andern kriegte, und höchstens nur zwei oder drei mit einander verbunden waren, so ward ihre Staatseinrichtung auch nur auf diese kleinen Kriege eingerichtet, und sie vermochten nicht, den Römerheeren zu widerstehen, weil diese von einem großen Staat ausgingen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet war. Die erste Verbindung der kleinen deutschen Völkerschaften brachte Hermann zu Stande, und mit Hülfe dieser Verbindung schlug und vernichtete er

den Varus mit seinen Legionen, als er ihn im Teutoburger Walde unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zwang. Als 16 Jahre später Germanicus mit einem frischen Heere nach Deutschland kam, so vermochte Hermann nicht, zum zweiten Male einen Bund zu Stande zu bringen, der mächtig genug gewesen, den Römern zu widerstehen. Diese hatten in ihrem Cäsar eine große Einheit gefunden, und August hatte damals alle Macht in seiner Hand vereinigt. Auch führte er diesen Krieg mit aller Anstrengung, da er eines mächtigen Feindes bedurfte, um seiner Regierung Ansehen, seiner Familie Lorbeeren und einigen unruhigen Köpfen einen rühmlichen Untergang zu verschaffen. Hermann wurde geschlagen, da ihm alle Versuche mißlangen, die kleinen Völkerschaften zu einem großen Staate zu vereinigen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet wäre. Er erregte vielmehr die Eifersucht der Kleinen, welche glaubten, daß er so wie der römische Cäsar nach Alleinherrschaft strebe, und der Befreier des Vaterlandes wurde von den Seinigen ermordet, nachdem er sein 36stes Jahr erreicht und das 12te seiner Feldherrnschaft. — Man sieht an diesem Beispiele, daß es ungemein schwer ist, eine Anzahl kleiner Völkerschaften auf dem Wege der Ueberredung und der Gründe zu einer größern Gesellschaft, zu einem größern Staate zu vereinigen. Jeder fürchtet, an seiner Freiheit zu verlieren, und eine allgemeine Eifersucht regiert: daß ein Anderer etwas voraus haben möge. Hierzu kommt noch, daß Niemand vorhanden, der Kenntniß von der Einrichtung eines großen Staates hat, und der weiß, wie es zu machen, daß die Gleichheit der Rechte geschützt werde, und daß die Freiheit des Einzelnen nicht verloren gehe, indem das Ganze stark werde. Man weiß wohl, wie man einen kleinen Staat einrichten soll, allein nicht, wie ein großer Menschenverein zu ordnen sey. — Man ist in Deutschland immer auf Bundesstaaten gekommen; zuerst der Bund der Markomannen, den die Sueven gegen die über die Elbe eindringenden Völker stifteten. Darauf der Bund der Allemannen, der wieder von den Sueven ausging. Dann der Völkerverein, der unter dem Namen des Frankenbundes im Jahr 70 nach Christo entstand. Endlich der Sachsenbund, bei dem der Stamm der Chrusker das ausschreibende Volk war. Als an der Spitze des Frankenbundes das Haus der Merovinger blühte, dehnte dieser seine Eroberungen nach dem Main hin und nach Thüringen und der Weser hin aus, und als dieses Haus durch den Major Domus gestürzt worden, als dieser die Krone auf den Degen stellte, fand Deutschland endlich jene Einheit, nach der Hermann 800 Jahre früher vergeblich gestrebt. Carl war der große Germane, der den alten Thron der Cäsaren bestieg, und als Kaiser alle Gauen Deutschlands zu einem Reiche vereinigte. In 33jährigen Kriegen hatte er den Sachsenbund zertreten und unterjocht, und so Deutschlands Einheit mit dem Schwerte erzwungen. — Will man von Staatsverfassung reden, so ist es am besten, daß man vorher sieht, wie die Staaten, wie die Menschenvereine entstehen, man erkennt dann am leichtesten, welchen Gesetzen diese Vereine in der innern Natur nach folgen müssen. Das Meiste hängt von der Größe desselben ab, und indem ein kleiner Staat andere Einrichtungen hat, wie ein großer, so kann man deswegen noch nicht sagen, daß diese unvernünftig sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Staatseinrichtungen des Mittelalters beurtheilen, welche für ihre Zwecke sehr gut eingerichtet waren, und die nur manches Unbequeme hatten, weil sie alle aus einer Menge

leiner Staaten zusammengesetzt waren, die alle souverän waren. Die anze Einrichtung war auf den Krieg berechnet, der von allen alten Völkern als der Naturzustand des Menschen angesehen wurde, wo ingegen der Friede nur die Ausnahme sey. Um den Krieg glücklich führen zu können, um Freiheit und Eigenthum zu erhalten, vereinigen sich mehrere Familien zu einem Geschlechte, mehrere Geschlechter u einem Stamme, mehrere Stämme zu einem Volke. Im Kriege wurde Alles an Alles gesetzt, und das Volk, welches geschlagen wurde, verlor Freiheit und Eigenthum. Die Sieger, die bei diesem Kriegsspiele ebenfalls Alles an Alles gesetzt, theilten die Beute und die Wohnsitze des unterjochten Volkes. Gewöhnlich nahmen sie die Hälfte oder ein Drittel aller Ländereien für sich, und die übrigen überließen sie wieder an die unterjochte Nation gegen Zins. Die Ländereien, welche sie für sich nahmen, gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, dem Staate, welcher sie an Einzelne zu Lehn überließ. Auf diese Weise entstanden bei den Römern die großen Gemeinländer von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen (ager publicus), der nachher die Veranlassung zu dem agrarischen Gesetze wurde, welches den Gracchen fallend so großen Ruhm verlieh. (S. d. Art. Gracchen.) So nahmen die Franken, als sie Gallien eroberten, den dritten Theil aller Ländereien für sich, welche nun dem Frankenstaate gehörten, und die dieser auf Lehn gab, so daß der, welcher Ländereien vom Staate zu Lehn hatte, gehalten war, auf seine eigene Kosten ins Feld zu rücken, sobald der Lehnherr ihn rief. Die Franken waren kein einzelnes Volk, sondern ein Verein von Völkerschaften, die der Frankenbund gestiftet, an deren Spitze die Edelinge und Grafen standen, welche nun fortwährend kleine Staaten bildeten, die alle souverän waren, und die, wenn sie eben keinen auswärtigen Feind hatten, gegen den sie sich vereinigten, mit einander Krieg führten. Als das Haus der Carolinger gefallen und Hugo Capet König wurde, vereinigte er die Domänen, welche er besaß, mit dem königlichen Domän, und bildete so ein neues großes Domän, welches die Domänen der Vasallen durchschnitt, indem es sich von den Mündungen der Somme bis nach Blois erstreckte. Nach und nach vereinigte er und seine Nachfolger immer mehr Domänen mit dem königlichen Domän, nachdem Eudes, Graf von Arpin, mit dieser Vereinigung den Anfang gemacht, indem er seine Grafschaft Berry an den König abtrat. Theils durch Heirath, theils durch Kauf, theils durch Krieg waren zu Carls VII. Zeiten schon alle Domänen der Vasallen mit dem Krondomän verbunden, und bloß das der Herzoge von Burgund war noch übrig. Indem so alle kleine Staaten in einen großen verschmolzen wurden, mußten natürlich die Unbequemlichkeiten, die aus den kleinen Staaten entstanden waren, wegfallen, wozu besonders gehörte: ihr Recht, sich zu bekriegen, ihr Recht zu münzen, ihre besondern Gerichtssprengel u. s. w. Indem die königliche Münze münzte, erhielten alle Münzen gleichen Werth, so ungleich sie früher gewesen. Indem der Königsfriede herrschte, konnten die einzelnen Provinzen sich unter einander nicht mehr bekriegen, und bei der Anlegung von Landstraßen und Kanälen wurden jetzt bloß allgemeine Verhältnisse berücksichtigt, statt daß bei der frühern Verschiedenheit der Territorien fast nichts Gemeinsames konnte zu Stande kommen. Carl der Große hatte überall Städte angelegt und begünstigt, um die rohe Zeit zu zähmen, und indem der Geldreichthum und die Gewerbe mächtig wurden, hatten die Könige an

ihnen immer eine Hülfe gegen ihre mächtigen Vasallen, die sehr schwer an die Unterwerfung unter die Krone gingen, *da ihr Domän ursprünglich so frei und so bevorrechtet gewesen, wie das königliche*. Ungefähr in fünf Jahrhunderten haben die französischen Könige mit Hülfe der Städte und des dritten Standes es dahin gebracht, daß der Staat die Einheit erhielt, die er jetzt hat, daß die kleinen Staaten, aus denen er früher bestand, verschwanden, und daß sich das Ganze in ein zusammenhängendes und gleichförmiges Königthum verwandelte. Wenn man jetzt von Verfassung redet, so geschieht es häufig so, als wenn dieß eine ganz neue Erfindung wäre, und als wenn vor 1789 noch keine vorhanden gewesen. Alle diese kleinen Staaten hatten ihre Verfassung, die für ihren Zweck wohl geordnet war. Als aber das Geld und die Städte mächtig wurden, als die Magnetnadel erfunden, Amerika entdeckt, als der Welthandel eine neue Richtung genommen, als die Buchdruckerei, die Zeitungen, die Posten eine andere Art des gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt, da mußte sich die Gesellschaft, wenn sie dauern wollte, nach andern Formen bewegen, und sich eine andere Einrichtung und eine andere Verfassung geben. — Es würde uns hier zu weit führen, von den verschiedenen Verfassungen reden zu wollen, die unter den europäischen Völkern Statt gefunden haben. Wir wollen hier nur von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft reden und das Wort *Verfassung* in dem Sinne nehmen, in dem es seit 1789 gebraucht worden. Die kurze historische Einleitung, die wir vorausgesendet, wird uns eine hinlängliche Basis geben. Der Hausvater ist das erste Element des Staates. Er ist das Haupt des kleinen Staates, den man eine Familie nennt, und vertritt diesen in Wort und That. Frauen, Kinder, Gesinde stehen unter der Mundbarkeit des Hausherrn. Wohnen mehrere Familien auf einem gemeinschaftlichen Hofe, so entsteht Hofesverfassung — ein ganz kleiner Staat, von dem in einem besondern Artikel geredet wird (s. Bauerhof). — Vereinigen sich mehrere Männer zu einem Manne, so entsteht ein kleiner Staat, der eine kleine Republik ist (und so wie Rom eine Republik von Königen), da in jedem Hausvater die priesterliche und königliche Gewalt wohnt, mit der er auf seinem Ackerhofe herrscht. Ist Adel vorhanden, so entsteht eine Aristokratie. Um die Natur der Aristokratie zu begreifen, müssen wir vorher der Natur des Adels gedenken. Unter allen europäischen Völkern ist Adel, und diesem verdankt Europa wohl zum großen Theile seine Ueberlegenheit an Sitte und Zucht vor den andern Welttheilen. Nur die Türken haben keinen Adel als ein asiatisches Volk. In seiner Tiefe beruht der Adel darauf, daß der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen ist, sondern mit andern Wesen, die er seine Familie nennt, zusammenhängt — und daß er hierdurch nicht allein der Gegenwart gehört, sondern der Vergangenheit und Zukunft. — Alles aber ist göttliche Natur, das diesen Zusammenhang der Menschen unter sich beurkundet — das zeigt, daß der Mensch nicht bloß ein *Einzelnwesen* ist. — Doch ist die Ehe, diese gesetzliche Verbindung zweier Wesen zur Fortpflanzung des Geschlechts, stets göttlicher Natur gewesen. So finden wir sie selbst in den heidnischen Gesetzgebungen. In Rom konnten nur die Patricier rechtsgültige Ehen schließen und Geschlechter (gentes) stiften. Sie hatten die Geheimnisse der Gesetze und der Religion; die Plebejer hingegen lebten nur in einer Art von Concubinat, und vermehrten sich, ohne Geschlechter zu stiften. Erst später, als die

Plebejer zahlreich geworden und ihre Macht gefühlt, erkämpfte Canulejus den Plebejern das Recht, rechtsgültige Ehen (connubia parum) gleich den Patriciern schließen zu dürfen und Geschlechter zu stiften. Und als sie dieses erkämpft, so entwickelte sich unter ihnen ener niedere Adel Roms, der bald mächtiger wurde, als der alte ohe Adel der Patricier, weil er fast alle große Magistraturen des Staates erhielt, und endlich im Senate selbst den Mittelpunkt seiner Stärke hatte. Rom verdankte seine Größe seinen Gesetzen, und seine Gesetze seinem Adel; da gerade dadurch, daß der Adel in Familien Geschlechter — gentes) fortlebte, sich in diesen Familien eine gewisse Verständigkeit entwickelte, politische Staatsmaximen, die vom Vater auf den Sohn erbten, und nun als beständige Größe fortwirken, da sie nicht in jeder Generation verloren gingen, wie solches immer der Fall ist, wenn die Menschen nicht in Geschlechtern leben. Die Plebejer hatten bessere Kenntniß von der Natur des Adels, als unsere modernen Schriftsteller, die über ihn geschrieben, und sie sahen wohl ein, daß sie zu nichts gelangen könnten, wenn sie keine rechtsgültige Ehe schließen könnten und Geschlechter stiften, in denen sich die politischen Maximen eben so fortpflanzten, wie in den Geschlechtern der Patricier. Bei den alten Deutschen, wo jeder Erbe eine rechtsgültige Ehe schloß, und auf seinem Erbe (Ackerhofe) sein Geschlecht fortpflanzte, war jeder Bauer, jeder Wehre adelig, sobald er auf wehrigem Gute saß. Unter ihnen entwickelte sich der Adel in anderer Weise. Da die Vertheidigung des Landes eine Erbelast war, die auf der Größe des Heerbanns-Gutes beruhte, so entstand aus den Besitzern der großen Oberhöfe ein Adel, weil diese zu Anführern und Richtern gewählt wurden. Dieses war ein Bauernadel, so wie in den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden die Herren von Attinghausen, von Reding u. s. w., die seit langen Zeiten zu Landammännern von den andern gewählt worden, weil sie zu den Meistbegüterten gehören. — Bei den Franken, die nicht wie die Sachsen auf geschlossenen Höfen wohnten, sondern ihren Boden nach Belieben theilten, beruhte der Adel auf der Kriegsehre und auf adeligem Grundbesitz — auf der Allode. Ein Adel ohne Grundbesitz ist heimathlos und irrend. Ein heimathlicher Boden muß vorhanden seyn, auf dem das Geschlecht wurzelt und fortlebt. Als die Franken Gallien erobert hatten, entstand eine neue Art Adel. Die siegende Nation wird immer für edler und tapferer gehalten, als die besiegte, weil man gerade der größern Tapferkeit den Sieg verdankt, der als ein Gottesurtheil über beide Nationen gerichtet hat. Jeder Franke war im Vergleich mit dem unterworfenen Gallier ein Edelmann. In Hinsicht der Volksmenge mochten die Franken vielleicht nur ein Zehntel von der Volksmenge der Gallier seyn, und sie konnten daher füglich als die Edelleute unter ihnen wohnen. Als beide Nationen mehrere Jahrhunderte vermischt gelebt hatten — als sie dieselbe Sprache redeten — die lingua romana rustica — und vielfach durch einander geheirathet, so wurden einzelne gallische Familien gegen eine Abgabe in den Staat in den Stand der Franken aufgenommen. Diese Cerimonie hieß affranchir und war eine Art Adeln. So wie überall die Territorialhoheit mächtig wurde, und diese im Lande durch ihre Beamte herrschte, so entwickelte sich eine neue Art Adel, der Dienstadel. So ist in vielen Ländern der Geheimerath adelig, so wie auch der Major, wenn auch beide bürgerlichen Ursprungs sind. Carl der Große hatte den Grund zum Dienstadel gelegt, indem alle seine Kron-

bedienten als adelig betrachtet wurden, und es auch wohl größtentheils durch ihre Geburt seyn mochten. Sein Graf (comes), sein Sendgraf (missus), sein Markgraf bildeten bald mächtige Vasallen der Krone, und aus diesem Dienstadel entstanden die nachherigen großen Dynastenhäuser Deutschlands. — Den richtigsten Begriff vom Adel erhält man, wenn man sieht, wie er sich in allen europäischen Ländern entwickelt und gebildet, und wie er sich überall anders gebildet hat und überall der Zeit gemäß. Ist die Regierung in den Händen des Adels, wie z. B. in Venedig, in Genua und in Rom in seiner zweiten Periode, so ist der Staat eine Aristokratie, ein Wort, welches aus dem Griechischen stammt, und das eine Regierung der Besten, der Vornehmsten bezeichnet, zum Unterschiede von Demokratie, wo alle Bürger ohne Unterschied an der Regierung Theil nehmen. — Die Monarchie hingegen ist die Regierungsform, wo alle Gewalt in der Hand eines Einzigen liegt, in der Hand des Fürsten oder des Königs. Sie ist erblich, wenn ein regierendes Geschlecht vorhanden, aus dem der Monarch nach dem Rechte der Erstgeburt den Thron besteigt, so wie er durch den Tod seines Vorfahren erledigt worden. Die erbliche Monarchie hat den Vorzug mit der Aristokratie gemein, daß der Monarch adelig ist, daß er einem Geschlechte angehört, und daß sich in diesem Geschlechte gewisse Grundsätze, gewisse Maximen fortpflanzen, welche vom Vater auf den Sohn vererben, und als beständige Größen aus einem Jahrhunderte in das andere hereinwirken, und dem Staate dadurch eine gewisse Richtung geben und eine Dauer, die beim Wechsel der Geschlechter nie kann erreicht werden. So ist z. B. bei dem Geschlechte Zollern, das in Brandenburg herrscht, die Idee eines strengen und wohl geordneten Staatshaushaltes eine Regierungsmaxime gewesen, die sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und die mit am meisten dazu beigetragen, das Geschlecht so mächtig und den Staat so groß zu machen. Die Völker fühlen dieses Wohlthätige der Erbmonarchie vermöge eines inwohnenden Triebes, und daher rührt ihr unaufhaltbarer Drang gegen diese Regierungsform, wie Justus Möser es nennt. — Fragt man nun, welche von diesen dreien Regierungsarten die beste, ob die, wo das Volk regiert, oder die, wo die adeligen Geschlechter regieren, oder die, wo nur ein Geschlecht regiert, so kann man hierauf antworten: Jede ist gut unter gewissen Umständen, und jede ist schlecht unter andern Umständen und in andern Zeiten. Die Erhaltung der Freiheit und des Eigenthums ist der Zweck jeder Staatsverfassung. Deßwegen begeben sich die Menschen in Gesellschaften. Die Entwickelung der Cultur und der gesellschaftlichen Anlagen und Annehmlichkeiten ist eine Folge der Gesellschaft, aber nicht ihr Zweck. Freiheit und Eigenthum sind die ersten und die einzigen Bedingungen des gesellschaftlichen Vereins. — Bei einer Volksregierung ist nie von einer Regierung des Pöbels die Rede, sondern bloß von einer Regierung der Haus- und Familienväter, die etwas sind und etwas haben, und die sich in eine Gesellschaft verbinden als Actionärs zu wechselseitigem Schutz und Hülfe. Unter Menschen, die weiter nichts sind wie Menschen, kann keine Staatsverbindung Statt finden, weil nichts Festes unter ihnen zu finden, was sie zusammenhält, was dem Ganzen das gehörige Gewicht, die gehörige Schwere gibt — das aplomb, was zu jedem Bestehen nothwendig. Dieses ist der Besitz, diese mystische Verbindung, die zwischen dem Menschen und den Dingen Statt findet, die

r sein Eigenthum nennt. Die Dinge sind so ziemlich den einen Tag vie den andern — besonders das Grundeigenthum oder das unbewegliche Vermögen — und indem dieses den Menschen und der Gesellschaft eine gewisse Festigkeit gibt, kann sich etwas Gesetzmäßiges in ihr entwickeln. Eine Menge Menschen ohne Besitz gleichen einer Sandscholle, auf der nichts wachsen kann, weil der Wind den Sand eden Tag umlegt, und wenn diese Menschen die besten und aufgelärtesten sind, und wenn der Sand der fruchtbarste wäre, man bringt doch nichts drauf in die Höhe, gerade der großen Beweglichkeit wegen, die nichts anschlagen läßt. Vieler leerer Rednerei über Volksregierung entgeht man, wenn man sich vorher über den Begriff des Volks näher erklärt, und unter Volk bloß Hausherren und Familienväter versteht. So ist es auch in allen Volksregierungen, die nirgend aus besitzlosen Menschen zusammengesetzt sind. So hat Hamburg bei einer Volksmenge von 100,000 Menschen nur 9000 Bürger. Es kann nämlich Niemand das große Bürgerrecht erhalten und durch Abgebung seiner Stimme Antheil an der Regierung des Staates nehmen, der kein Grundeigenthum von 3000 Mark Banko hat, oder der nicht 3000 Mark Banko als Hypothek auf Grundstücken stehen hat. Die andern Bürger, die bloß das kleine Bürgerrecht haben, wohnen als Schutzverwandte unter diesen, und müssen als passive Staatsbürger die Gesetze befolgen, die jene als active Staatsbürger machen und an deren Abfassung sie keinen Theil haben. Eine solche Volksregierung kann aber nur bei einem ganz kleinen Menschenvereine Statt finden, der nahe liegende Zwecke hat, und solche, die jeder Bürger begreift und übersieht. Ist der Verein größer, so kann er sich nur dann erhalten, wenn sich regierende Geschlechter in ihm bilden, wenn Patricierfamilien entstehen, welche den Senat bilden, und wenn in diesen Familien sich bleibende Regierungsmaximen entwickeln. Ist der Staat noch größer, so bedarf er zu seiner Erhaltung eines einzigen regierenden Geschlechts, welches ihm Dauer in seinen Regierungsmaximen gibt und Einheit in allen seinen Bewegungen und Handlungen. Dieses Bedürfniß führt dann zum erblichen Königthume. Wenn man jetzt von Verfassungen redet, so redet man immer in Beziehung auf große Staaten. Frankreich, das durch seine Revolution diese Ideen hervorgerufen, ist ein solcher großer Staat, der unter allen seinen Verfassungsversuchen sich doch im Ende nur bei derjenigen beruhigen konnte, die einem großen Staate angemessen ist, in welchem die Bevölkerung eine solche Dichtigkeit erhalten, daß 3000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen *). Frankreich kann uns als Anhaltpunkt und als Leuchtthurm bei unsern Untersuchungen dienen. Das Königthum hatte sich nach und nach unter dem regierenden Geschlechte der Capetinger völlig ausgebildet und entwickelt, und Frankreich war ein königliches Domän von 10,000 Quadratmeilen, in welchem der König unumschränkt herrschte. Eine solche Herrschaft läßt sich nur durch eine große Persönlichkeit des Fürsten führen, so wie die von Carl dem Großen und Friedrich dem Großen. Da es aber nicht im Laufe der Dinge liegt, daß große Fürsten ohne Unterbrechung auf einander folgen, so müssen die Insti-

*) Nordamerika, wo erst 300 auf einer Quadratmeile wohnen, kann bei allen diesen Untersuchungen nicht eher in Betracht kommen, bis seine Bevölkerung die Dichtigkeit der europäischen Staaten hat, welches ums Jahr 1900 seyn wird.

tutionen des Staats dasjenige ersetzen, was der Persönlichkeit des Fürsten abgeht. Auch der größte Fürst kann nicht ohne Gesetze regieren, selbst wenn er ein Antonin oder ein Mark Aurel ist. Sein Wille, seine Einsicht kann nicht überall seyn, und er muß, wenn die Haushaltung des Staates sich regelmäßig bewegen soll, allgemeine Vorschriften geben, nach denen sich Alles bewegen soll — nach denen seine Amtleute verwalten, seine Richter Recht sprechen — da der Fürst doch nicht überall selbst verwalten, nicht überall selbst Recht sprechen kann. Könnte er dieses, so bedürfte es freilich solcher Vorschriften und solcher Gesetze nicht, da der König in allem, was er thut, unfehlbar, weil kein Höherer über ihn gestellt ist, der solches zu beurtheilen und zu richten vermag. Diese Gesetze, die der König gibt, wird er selbst nie übertreten. Wie sollten andere sie achten, wenn er sie selbst nicht achtete? Auch finden wir, daß große Fürsten stets den Gesetzen eine große Ehrfurcht erwiesen. So ehrte Friedrich der Große den Spruch seiner Gerichtshöfe, wenn sie das Recht nicht zu Gunsten der Majestät bogen, und gegen ihn sprachen, und als jener Müller ihm sagte: Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, dann könnten Sie mir wohl die Mühle abnehmen — da mochte er wohl fühlen, daß sein kleiner Staat auf einer starken Grundfeste liege, da der Begriff des Rechts und des Gesetzes so stark im Volke geworden. — Die Entwerfung guter Gesetze ist aber ungemein schwierig, weil sie eine große Kenntniß des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks voraussetzt und zugleich eine große Kenntniß der Gesetzgebung anderer Völker, um sich an dieser zu belehren, da jede Gesellschaft in ihrer Bewegung doch immer eine große Aehnlichkeit mit andern Gesellschaften hat, die in derselben Zeit leben, die auf derselben Stufe der Cultur stehen und ähnliche Einrichtungen unter sich getroffen. Der Fürst wird daher bei der Entwerfung der Gesetze kenntnißreiche Männer zu Rathe ziehen, die seine Einsichten mit den ihrigen unterstützen. Ist der Fürst so geartet, wie Antonin der Philosoph oder wie Mark Aurel, so wird er, indem er einsieht, daß von der Vollkommenheit der Gesetze die Vollkommenheit der Regierungsweise zum größten Theil abhängt, eine Anstalt im Staate gründen, wodurch diese Vollkommenheit der Gesetze der Nation für immer gesichert wird, auch wenn das Recht der Erstgeburt einmal einen Fürsten auf den Thron führen sollte, der weniger Talente, auch weniger guten Willen hätte. Er wird eine Institution gründen, wodurch es dem Fürsten unmöglich wird, schlechte Gesetze zu machen, wenn er gleich immer die Macht behält, gute Gesetze nicht zu machen, indem er solchen Gesetzentwürfen die königliche Sanction nicht ertheilt, die seinen Beifall nicht haben. Bei der Gesetzgebung muß das Streben des Gesetzgebers immer dahin gehen, daß der Gesetze möglichst wenige sind, weil sie ohne dieses dem Volke nicht bekannt und gegenwärtig seyn können, und es sie schon übertritt aus Unkenntniß derselben. Es ist daher gut, wenn die Entwerfung der Gesetze durch gewisse Formen erschwert wird, die dabei beobachtet werden müssen. Allein dieses reicht nie hin, um die Gesetze auf der möglichst kleinsten Zahl zu halten, wenn der Mechanismus ihrer Entwerfung nicht zu gleicher Zeit so geordnet ist, daß die Gesetze sehr vollkommen und sehr einfach werden, so daß jedes Gesetz eine große Menge Fälle unter sich begreift. Wenn die Gesetzgebung in der Weise geordnet ist, wie in England und Frankreich, so erhalten die Gesetze diese Einfachheit und Allgemeinheit, wie die Erfahrung, die immer die beste Lehrmeisterin ist,

olches gelehrt hat. Der Fürst wird deßwegen die Gesetzgebung in ihnlicher Weise ordnen und festsetzen, daß die Minister, welche mit er Ausführung der Gesetze beauftragt sind, ihm den Entwurf zu inem neuen Gesetze vorlegen, wenn sie finden, daß ein solches noth- vendig ist; daß aber dieser Entwurf, ehe er dem Könige vorgelegt vird, der solchen heiligt (sanctionirt) und zu einem Gesetze erhebt, orher im Staatsrathe entworfen werde, der aus weisen und kundi- en Männern besteht, welche der König um sich versammelt; daß, enn er in diesem überlegt und entworfen, er in die Kammer der Deputirten des Volks gebracht werde, welche ein zweiter Staatsrath ist, in den das Volk durch Wahl die kundigsten Männer aus seiner Mitte sendet; daß, wenn er auch in diesem Staatsrathe gebilligt, r in die Kammer der Pairs gebracht werde, in welcher die Stamm- halter der alten Geschlechter sitzen, die durch einen großen Besitz und urch einen erlauchten Namen an die bestehende Ordnung der Gesell- chaft geknüpft sind. Und erst wenn der Gesetzentwurf in diesen drei Staatsräthen jede Art von Widerspruch erfahren, und wenn jede Einwendung gegen ihn gemacht worden, die sich gegen ihn machen äßt, kann er dem Fürsten vorgelegt werden, der nun, nachdem er lle diese Einwendungen gehört, nach eigener Einsicht beurtheilt, ob r ihn zu einem Gesetze heiligen will oder nicht. Diese Einrichtung der Gesetzgebung macht die Grundlage von dem, was man heutiges Tages unter einer Verfassung versteht, und von dem viele, die dar- über reden und schreiben, nicht die klarsten Begriffe haben. Man sieht, daß eine solche Regierungsart den Vortheil der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen Verfassung in sich verei- nigt. Zuerst hat der Staat eine große Einheit in seinem Könige, in welchem die gesetzgebende, die richterliche und die ausübende Ge- walt liegt. Er ist es, der das Gesetz heiligt und ihm den Charakter und die Macht des Gesetzes gibt. Er ernennt seine Minister, Regie- rungsräthe und Amtsleute, die die Verwaltung des Landes zu besor- gen haben; er ernennt die Richter, welche in den Gerichtshöfen das Recht sprechen, und alles, was geschieht, geschieht in seinem Namen, und überall erscheint dieselbe Einheit und dieselbe Majestät, und nir- gends eine Zweiheit. — Da die Königswürde erblich, so ist der Thron nie unbesetzt, und jeder Prinz des regierenden Hauses besteigt ihn, so wie die Natur ihn heraufführt, ohne Wahl, ohne eigenes Zuthun und ohne Zuthun Anderer. Also ist nie ein Zwischenreich mit seinen gewöhnlichen Zerrüttungen, nie eine Wahl-Capitulation, in der die Wähler die Rechte der Krone kränken können, und was die Haupt- sache ist, es ist nie ein Emporkömmling auf den Throne. Jeder, der nicht von der Natur nach den Rechten der Erbfolge heraufgeführt wird, ist ein Staatsverbrecher (die Fälle ausgenommen, die das Fa- miliengesetz vorgesehen, als Blödsinnigkeit u. dergl.). Der gefeierte Feldherr, der große Minister, der Majordom des Hauses findet den Abstand zwischen sich und dem Throne immer noch unermeßlich und fühlt den Vorrang, den der entfernteste Prinz des Hauses vor ihm hat. Alle Factionen, die sich um die Krone entspinnen können, sind dadurch in ihrer Wurzel durchschnitten, und der König ist, wie ein großer politischer Schriftsteller sich ausdrückt, schon dadurch eine Wohlthat, daß er existirt, daß er die Stelle besetzt hält, nach der der Ehrgeiz großer Generale oder mächtiger Dynasten streben könnte und so das Volk durch Factionen und Bürgerkriege entzweien. Diesem großen Unglücke wird durch nichts so sicher, als durch ein regierendes

Geschlecht vorgedeutet, wo alle Prinzen des Hauses die Stufen des Thrones umstehen und verhindern, daß Keiner ihn gegen die Gesetze der Erbfolge einnehme, auch dann nicht, wenn diese einen schwachen Fürsten zur Regierung gerufen. Das zweite Element der Staatsverfassung ist das aristokratische — die Kammer der Pairs. Eine Aristokratie stirbt nicht, und indem sie aus einem Jahrhundert ins andere fortdauert, entwickeln sich in ihr gewisse Regierungsmaximen, die sie nie verläßt, und indem sie solche befolgt, gewinnt der Staat eine große Dauer. Eigennützig für sich ist das Symbolum jeder Aristokratie, allein die Macht der Krone ist zu groß, als daß sie Rechte von dieser usurpiren könnte, — und Vergünstigungen zum Nachtheile des Volks an sich zu ziehen, ist ihr völlig unmöglich, da ihr die Kammer der Deputirten gegenübersteht. Das dritte Element ist das demokratische, das des Volks. Es liegt in den Deputirten, welche die Meistbeerbten unter sich wählen und in die Kammer der Deputirten senden. In England haben 150,000 Hausväter das Stimmrecht, in Frankreich 100,000. In diesem Lande hat es Jeder, der 500 Franken Steuern bezahlt und 30 Jahre alt ist. — Wählbar ist jeder Hausvater, der 1000 Franken Steuern bezahlt und 40 Jahre alt ist. Dieser Meistbeerbten, aus denen die 243 Deputirten gewählt werden, sind in allen Departements und in allen Städten, Flecken und Dörfern über 17,000 zerstreut. Dieses Element wird stets aus der Gegenwart genommen, und bleibt stets bei der Gegenwart; es vereinigt immer alle Fortschritte des Zeitalters und der Gesellschaft in sich, und verhindert das Veralten der Institutionen, an dem endlich selbst die besten Einrichtungen zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit der Gesellschaft fortschreiten. Aber gerade weil dieses Element aus der Gegenwart genommen ist, ist es auch in der Gegenwart stark, und weil es stark ist, kann es geneigt werden, Mißbrauch von dieser Stärke zu machen. Der gewöhnlichste aber ist der, daß es, durch den Widerstand gereizt, den es in dem aristokratischen und königlichen Elemente findet, die ganze Macht an sich nehmen und den Staat aus einem Königthum in eine reine Republik verwandeln will. Diesen Irrthum beging das demokratische Element im Jahr 1791 in Frankreich und stürzte den Thron. Nachdem es diesen gestürzt, ging es selbst in der Anarchie unter, und die Anarchie wurde dann wie gewöhnlich ein fruchtbarer Boden für die Despotie. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist das demokratische Element unstreitig das gefährlichste, weil es das stärkste ist, und es muß mit großer Vorsicht dabei verfahren werden, wenn man es mit in die Verfassung eingehen läßt. Alle gute Köpfe sind im 20sten Jahre Republikaner, und ein Gemeinwesen, das auf die Basis einer vollkommenen Gleichheit geordnet, scheint ihnen das beste. Im 30sten Jahre, nachdem sie Machiavelli, Montesquieu, Möser studirt, finden sie, daß die Gesellschaft sich auf eine andere Weise bewegt, als sie es sich vor 10 Jahren vorgestellt haben. Im 40sten sind sie der Meinung, daß die erbliche Monarchie die vollkommenste Verfassung für einen großen Staat ist, und daß die Völker nicht ohne Ursache immer nach dieser gestrebt. Man gewinnt also schon dadurch ungemein, wenn man, wie in Frankreich, bestimmt, daß die, welche gewählt werden, 40 Jahre alt seyn müssen, und die, welche wählen, 30. Ferner dadurch, daß nur Meistbeerbte können gewählt werden, denen mit bürgerlichen Unruhen und mit einem Déplacement des fortunes nicht sonderlich gedient ist, und die daher in sich gehen, wenn die

Minister ernsthaft zu ihnen reden und ihnen die Gefahr zeigen, in welche sie den Staat bringen — und nicht bloß das Ministerium. Endlich regelt man die Deputirtenkammer durch das aristokratische Element der Pairskammer, das jeden Beschluß der Deputirtenkammer lähmen kann, indem es nicht denselben Beschluß faßt und hiedurch keine Zustimmung gibt. Hierzu kommt, daß es zu den Vorrechten der Krone gehört, daß sie in jedem Augenblicke die Deputirtenkammer vertagen kann, oder aber auflösen und dann von den Meistbeerbten eine neue kann wählen lassen. In dieser Einrichtung liegt eigentlich das Geheimniß der Erhaltung; denn wie auch eine Deputirtenkammer beschaffen seyn mag, die Krone kann sie zum Stillstande bringen, weil sie die Maschine auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen kann, wo dann alle Deputirten sich gleich wieder unter das Volk verlieren und ihr Urtheil von den Meistbeerbten empfangen, indem sie vor den Richterstuhl der Wahlen gestellt werden. Tacitus sagt (33, 878): „Denn alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke, oder den Vornehmsten, oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von jeder dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzupreisen, als hervorzubringen, und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt, von keiner Dauer seyn." Das Urtheil eines Mannes, der so viel über Staatsverfassung nachgedacht und so sehr in der großen Welt gelebt, ist von einem großen Gewichte. Aber Tacitus kannte die neuen Formen der Gesellschaft nicht, welche diese angenommen, seit durch die Erfindung des Papiers, der Druckerei, der Zeitungen und der Posten eine öffentliche Meinung anderer Art entstanden ist, welche über die ganze Fläche des Staates zerstreut ist, und nicht bloß in der Hauptstadt concentrirt, wie in den Staaten der Alten. Das Fache Land und die Städte in den Provinzen reden ebenfalls mit, und da sie die Mehrheit der Stimmen haben, da 3/4 aller Einwohner immer auf dem Lande wohnen, so kann keine Faction in der Hauptstadt gegen sie aufkommen. In diesem Verständigtseyn über das allgemeine Interesse des Staates liegt die Möglichkeit der Erhaltung der Staatseinrichtung, und dieses ist jetzt durch den leichten Verkehr, in welchem alle gebildete Männer mit einander durch Bücher und Zeitungen stehen, leichter möglich, als zu den Zeiten der Römer. Soll die öffentliche Meinung gut unterrichtet seyn, so muß über das Oeffentliche auch öffentlich geredet werden. Dieses geschieht in der Kammer der Gemeinen, in welcher die Minister mit den Verständigsten des Landes die Angelegenheiten desselben verhandeln, und indem diese Verhandlungen in den Zeitungen gedruckt werden, verbreitet sich eine große Verständigkeit über die Landesangelegenheiten, da jeder hört, wie die Männer darüber reden, die am besten unterrichtet sind, und dies sind doch unstreitig die Minister. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt bleiben, der ungemein zur Erhaltung dieser Verfassung beiträgt, wenn sie einmal im Staate vorhanden ist. Der Fürst lernt alle Talente kennen, die in der Nation vorhanden, da diese durch den natürlichen Mechanismus der Dinge in die Höhe getragen werden, selbst wenn sie auch bloß als Advocat oder Zeitungsschreiber ihre politische Laufbahn anfangen. Unter diesen Talenten wählt er seine Minister. Er hat keine Ursache, daß er den beschränkten Köpfen den Vorzug geben sollte, und am Ende hält sich auch einer Kammer gegenüber immer nur ein talentvolles Ministerium. — Denn sobald größere Talente in der Kammer sind, muß entweder das Mi-

nisterium fallen, oder es muß sie an sich ziehen und in sich aufnehmen. Hierdurch kommt es dann, daß stets die größten Talente im Ministerio sind, wie man auch jetzt solches in Frankreich sieht, wo von Allem, was in der Kammer gesprochen wird, stets das beste, das klarste, das stärkste von der Seite der Regierung und der Minister kommt. Eine Regierung, die stark ist und aus großen Talenten besteht, ist zugleich eine kühne, und eine solche geht nicht zu Grunde. Hierzu kommt noch, daß bei dieser Staatseinrichtung das Ministerium immer aus gleichartigen Elementen besteht — indem es sich durch eine Coalition bildet — und daß es immer einig ist, weil es sich immer vertheidigen muß. Ein Fürst von großem Geiste — so wie die beiden Antonine es waren — wird eine solche Verfassung als die würdigste erkennen und zugleich als die, in welcher es ihm am leichtesten ist, das ganze Leben des Staates zu übersehen und seine Pflicht als Fürst zu erfüllen. Das Königthum ist keine Magistratur und ein Fürst soll nicht arbeiten wie ein Regierungsrath und nichts thun, was einer seiner Diener eben so gut thun kann oder vielleicht besser. Seines Amtes ist es, den Staat zu erhalten, indem er die Ordnung der Gesellschaft erhält, in der sie sich bewegt. Die Bewegung selbst überläßt er aber der Gesellschaft, so wie der Natur die Folge der Jahreszeiten. Ein solcher Staat ist eigentlich eine Republik in monarchischen Formen. Jeder Staat ist ein Gemeinwesen, jedes Gemeinwesen ist nach Gesetzen geordnet, und ob die Einrichtung nun so oder anders gemacht, ob die Maschine so oder anders berechnet, das ist gleich, der Staat ist immer ein Gemeinwesen; und so lange man den Begriff eines Gemeinwesens nicht verläßt, wird man jedem Gliede desselben immer seine richtige Stelle anweisen können, dem Könige, dem Adel, den Ministern, dem Volke. An diesen Begriff des Gemeinwesens hat auch wohl Friedrich der Große gedacht, als er sagte: der König wäre der erste Beamte des Staates. Aber der Ausdruck war irrig, denn das Königthum ist keine Magistratur. — Jede Gesellschaft ist, so wie jede Ehe, göttlicher Natur, und indem das Königthum der Gipfel der Gesellschaft ist und der Mittelpunkt aller Institutionen, ist in ihm jenes Göttliche in höherem Grade vorhanden, als in jedem andern Theile der Gesellschaft, so wie im Haupte des Menschen mehr von jenem göttlichen Lichte wohnt, als in seinen übrigen Gliedern, obgleich alle zu demselben Körperbunde gehören. Aus der Lehre des Papstthums hat sich ein Wahnbegriff von der göttlichen Sendung der Könige entwickelt, und aus diesem jene Lehre des blinden Gehorsams, zu dem die Völker verpflichtet wären, weil ihnen Gott die Könige als seine Statthalter gesendet. Diese Lehre hat England lange bewegt, und die Stuarts, welche sie behaupteten, um einen der schönsten Throne von Europa gebracht *). Bei den Germanen konnte

*) Das gratia Dei, welches die Könige in ihren Titeln haben, ist anderen Ursprungs. Bei den Germanen konnte kein Mann den andern strafen, da alle in ihrer Wehre mit priesterlicher und königlicher Gewalt herrschten. Nur der Priester der Manni war beim Zuge der Gemeine gewaltiger und er konnte strafen, allein nicht auf Befehl eines Menschen, sondern als auf den Befehl Gottes, „gratia Dei.“ Hierdurch blieb die Würde des Mannes ungekränkt. Die gesalbten Könige nahmen dieses gratia Dei mit in ihren Titel als Zeichen, daß die priesterliche und königliche Würde in ihnen vereinigt sey.

eder Hausherr (Wehre), der in eine Mannie getreten, sich von die-
er trennen und in den Naturzustand des Krieges zurücktreten, ver-
ubge der souverainen Gewalt, die in jedem Hausvater wohnte, der
uf seinem Ackerhofe und dessen Umwallung als Prieſter und König
errſchte. Indem nun die Gesellschaft sich gegen ihn bewaffnete,
traste sie ihn, wenn er unterlag, nicht jure imperii, sondern jure
elli. Und so ist es auch noch, und alle Rednerei, die man über
ie Rechtmäßigkeit des Aufruhrs geführt, ist leer, wenn man nicht
on diesem Gesichtspunkte ausgeht (s. d. Art. Aufruhr). Es leidet
einen Zweifel, daß jeder Hausherr sich von dem Staatsvereine, in den
r getreten, wieder lossagen kann, vermöge der prieſterlichen und königi-
chen Gewalt, die in jedem Hausherrn wohnt. Er tritt dann in den
Naturzustand des Krieges zurück, in welchem er seine Gefahr auf seine
igene Hand bestehen mag. Da er nicht mehr im schützenden Vereine
er Gesellschaft lebt und wenn er in diesem Kriege unterliegt und
Gut und Leben verliert, so verliert er dieses jure belli und nicht
ure imperii. Anders ist es mit den Schutzverwandten, welche zwi-
chen den Staatsbürgern wohnen. Diese werden als Aufrührer ge-
traft, die sich gegen die Gesellschaft auflehnen, in deren Schutz sie
ich begeben. Man hat eine Staatseinrichtung wie die angeführte
ſt auf eine unrichtige Weise eine Verfassung genannt, in der die
Gewalt getheilt sey. Dieses ist nicht. Die ganze Gewalt wohnt
m Könige, und es ist sicher ein großes Unglück, wenn in einem
Staate zweierlei Gewalt ist. Eben so hat man sie eine beſchränkte
Monarchie genannt. Auch dieser Ausdruck ist unrichtig. Eine Mo-
narchie, die sich nach Gesetzen bewegt, ist deßwegen keine beschränkte,
o wenig als ein Mensch, der Gesetzen gehorcht, ein Sklave kann
enannt werden. Wenn ein Fürst wie Carl der Große oder Friedrich
er Große regiert, so handelt und denkt der ebenfalls nach Gesetzen,
uch wenn sie nicht geschrieben sind, und das Königthum ändert
eine Natur nicht, sobald es sich nach geschriebenen Gesetzen bewegt,
tatt nach ungeschriebenen. Nur die Despotie, in welcher es jeden
Tag anders ist, bewegt sich nicht nach Gesetzen, so wie der Tolle,
er jeden Tag eine andere fixe Idee hat, nicht nach Gesetzen denkt.
Eine Monarchie, wie die angeführte, ist das vollendete Königthum.
Ihre Grundlage ist das regierende Haus, das im Laufe der Jahr-
underte mit dem Volke zu einem Ganzen verwachsen ist. Ihre
Stärke liegt in der Einheit, die der regierende König gibt und in
er Vollkommenheit der Gesetzgebung, da der ganze Staat sich nach
Gesetzen bewegt. Eine Theilung der Gewalt findet nicht Statt. Die
anze Gewalt wohnt in dem Könige, der zu gleicher Zeit Gesetzge-
er, Regent und Richter ist. Nur in den Gliedern des Staates fin-
et eine Theilung der Geschäfte Statt. Die, welche Recht sprechen,
aben keinen Theil an der Verwaltung, und die, welche Einfluß auf
ie Entwerfung der Gesetze haben (die Volksdeputirten), haben kei-
en auf die Ausführung derselben; sie sprechen kein Recht nach die-
en Gesetzen und sie haben keinen Antheil an der Verwendung der
Steuern, die sie bewilligt. Durch diese Theilung der Geschäfte hält
ine Institution immer die andere in den Schranken der Verfassung
nd verhindert sie, ihre Gränze zu überschreiten, zu der jede geneigt.
Die Institution der Minister hält die Institution der Deputirten in
hren Schranken und diese wieder jene. Das Wesentliche dieser
Staatseinrichtung beruht darauf, daß jeder Act der Verwaltung und
er Rechtspflege sich auf ein Gesetz beziehen muß, das vom Könige

ausgegangen, so daß immer den königlichen Gesetzen gehorcht wird und nicht bloß den königlichen Dienern. Nun können aber die Minister dem Könige keinen Gesetzentwurf vorlegen, der nicht früher die Zustimmung der Kammern gehabt. Das Volk gehorcht also immer solchen Gesetzen, zu deren Entwurf es seine Zustimmung gegeben. Unter diesen Gesetzen ist das wichtigste das der Steuererhebung. Bei dem Regierungsantritt des Fürsten werden die Steuern in ihren Hauptabtheilungen für die ganze Regierungszeit des Fürsten bestimmt. Auch ist der Fürst von dieser Steuerbewilligung in Hinsicht der Unterhaltung seines Hofes unabhängig, weil für diesen die Krondomainen vorhanden sind. Indeß da für die neu hinzugekommenen Ausgaben neue Steuerausschreibungen erforderlich sind, muß auch der Finanzplan immer aufs neue vorgelegt werden, weil die neuen Bewilligungen immer nur auf ein Jahr gemacht werden. Da die Minister ohne das Steuergesetz die Verwaltung nicht fortsetzen können, sind sie genöthigt, sich so zu betragen, daß sie in den Kammern immer die Mehrheit auf ihrer Seite haben. Sie müssen also dasjenige wollen, was die Mehrheit will, weil nur in diesem Falle die Mehrheit will, was sie wollen. Ein unredlicher, ein verschwenderischer, ein talentloser Minister wird sich aber nie in der Mehrheit erhalten können, und so wird denn diese Regierungsart zuletzt immer die Aristokratie der rechtlichsten und talentvollsten Männer, die in der Gesellschaft vorhanden. Für gewisse Arten von Vergehen können die Kammern die Minister vor Gericht stellen. Nämlich, wenn sie der Verrätherei oder der Verschwendung oder Veruntreuung des Staatsvermögens sich schuldig gemacht haben. In diesem Falle tritt die Kammer der Gemeinen als Kläger bei der Kammer der Pairs auf, welche sich dann in den hohen Gerichtshof des Reichs umbildet und die in den Anklagestand gestellten Minister vorfodert. Dieses ist ein Fall, der indeß fast gar nicht eintritt, denn das Ministerium ist immer das Ministerium der Mehrheit in den Kammern, und sobald es schlecht wird, fällt es, indem es die Mehrheit verliert. Denn bei der großen Durchsichtigkeit des ganzen Staatshaushaltes und bei den Kenntnissen, die die Opposition vom Regierungswesen hat, können die Fehltritte der Minister kaum auf eine Woche lang der Kammer verborgen bleiben. Die Oeffentlichkeit und die Freiheit der Presse sind nothwendige Bedingungen dieser Regierung. Das Nähere hierüber findet sich in dem Artikel Preßfreiheit und Preßgesetze. Wir haben in dem gegenwärtigen Artikel alles zusammengestellt, was sich auf Staatsverfassung bezieht, ohne ihn in so viele einzelne Artikel zu zerlegen, als besondere Elemente in ihm vorhanden. Es schien uns zweckmäßig, in den Artikeln König, Pair, Kammern, Deputirtenkammer nur ganz kurz zu seyn und auf den Hauptartikel zurückzuweisen, in welchem von diesem allem im Zusammenhange gesprochen wird, weil man hierdurch Wiederholungen vermeidet, denen man sonst nicht entgehen kann, ohne undeutlich zu werden — und verstanden zu werden ist doch immer dasjenige, weßwegen man die Mühe übernommen, zu schreiben. Bg.

Vergesellschaftung der Ideen, s. Association der Ideen.

Verkohlen, s. Kohle.

Verlag, Verlagsrecht, Verleger. In einer Zeit, wo die Vervielfältigung von Geisteswerken durch äußere mechanische Vorrichtungen noch mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Zeitauf-

vande, deßhalb aber auch mit großen Kosten verbunden war, konnte ieſe Vervielfältigung und der Vertrieb der dadurch erhaltenen Exmplare nicht wohl ein Gegenstand kaufmänniſcher Speculation werden, weil das darauf zu verwendende Kapital und der zu erwartende Absatz in keinem Gewinn verſprechenden Verhältniſſe geſtanden haben würden. Erſt als durch Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit gegeben war, Geiſteswerke auf eine ſolche Art zu vervielfältigen, daß die Menge der in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringern Kosten zu verfertigenden Exemplare einen Preis zuließen, der die Hoffnung eines ſichern und ſchnellen Abſatzes derſelben verbürgte, erſt dann konnte der Handel mit Schriften und andern durch die Preſſe vervielfältigten Geiſtesproducten, wie Kupferſtiche, Holzſchnitte, Landkarten u. ſ. w. ein Gegenstand der Speculation des Kaufmanns oder desjenigen werden, der jene Werke ſelbſt erzeugt hatte. Der Verlag eines Geiſteswerkes iſt nämlich nichts anders, als die Erwerbung des Eigenthumsrechtes an demſelben in dem Maße, daß der Erwerber davon auf ſeine Koſten eine beſtimmte oder beliebige Anzahl von Exemplaren verfertigen laſſen, und dieſelben zu ſeinem Vortheile ausſchließlich verkaufen darf. Der Verlag erſtreckt ſich alſo nicht bloß auf Bücher, ſondern auch auf Kupferſtiche, Landkarten, Holzſchnitte u. dergl. Es iſt nie beſtritten worden, daß der Erzeuger eines Geiſteswerkes der vollſtändigſte Eigenthümer deſſelben ſey, folglich damit ganz nach ſeiner Willkühr verfügen, es daher auch zum Gegenſtande einer Handelsſpeculation machen könne, in ſo fern die Geſetze eines Staats darüber nicht beſondere beſchränkende Verfügungen enthalten, welches jedoch in keinem deutſchen Staate wenigſtens der Fall iſt. Dies iſt das angeſtammte Verlagsrecht, und wenn der Erzeuger des Werkes ſolches ausübt, der Selbſtverlag. Hat er jedoch dieſes unbeſtrittene Verlagsrecht einem Dritten überlaſſen, ſey es durch Kauf oder ſchenkungsweiſe, dann tritt zwiſchen ihn und das Publikum der Verleger, meiſtens ein Buch- oder Kunſthändler, d. i. ein Mann, der den Handel mit Geiſteswerken zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens gemacht hat, und als ſolcher dem Staate ſeine Verpflichtungen leiſtet, z. B. Steuern zahlt und andere Laſten trägt. Jetzt entſtehen Rechtsfragen, welche vorher nicht denkbar waren. Zuerſt die: Wie darf der Verleger ſein Verlagsrecht benutzen? — Antw. Ganz in dem Maße, wie es der Erzeuger ſelbſt konnte, oder in Gemäßheit des mit dieſem geſchloſſenen Vertrags. Iſt daher die Zahl der zu vervielfältigenden Exemplare nicht beſtimmt, ſo kann der Verleger, wie es der Erzeuger konnte, ſo viele davon machen laſſen, als er will, und dieſe ſo lange verkaufen, als er will. Iſt die Zahl der Exemplare beſtimmt, ſo hört mit dem Verkaufe des letzten das Verhältniß auf, und der Verleger darf ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Autors keine neue Auflage des Werkes machen. Ein Werk wieder auflegen, heißt eben, es von neuem vervielfältigen laſſen zum Behuf des Verkaufs. Eine neue Ausgabe aber iſt eine neue vom Verfaſſer ſelbſt oder jemanden anders auf rechtmäßigem Wege beſorgte und veranſtaltete Erſcheinung des Werkes, ſey es in der erſten oder in einer neuen Geſtalt. Das mit einer beſtimmten Zahl von Exemplaren übertragene Verlagsrecht — als das am meiſten vorkommende — iſt nur auf die erſte Ausgabe beſchränkt und der Verleger hat kein Recht, zu verlangen, daß der Autor mit ihm eher, als mit einem Andern über

eine neue Ausgabe contrahire. Eine andere Frage ist die: Hat der Erzeuger eines Geisteswerkes das Recht, während die erste Ausgabe seines Werkes noch nicht verkauft oder vergriffen ist, eine neue davon zu veranstalten? Das Nein scheint hier als Antwort sehr nahe zu liegen; doch wenn nun die neue Ausgabe verbessert oder wenigstens verändert ist? Dann ist ja das Werk nicht mehr dasselbe, worüber anfangs der Vertrag geschlossen ward und dem Autor wird man doch das Recht nicht abstreiten, sein Werk willkührlich verändern zu können? Das nicht! Allein dem Verleger darf doch auch die durch den Vertrag mit dem Verfasser rechtmäßig erlangte Hoffnung, von dem auf diesen Verlag verwendeten Kapitale den möglichsten Gewinn zu ziehen, auf keine Art entrissen werden. Dieser Gefahr würde er stets aber ausgesetzt seyn, wenn man dem Verfasser das Recht, neue Ausgaben seines Werkes nach Belieben zum Verkauf auszubieten, uneingeschränkt zugestehen wollte. Will er Verbesserungen oder Veränderungen seines Werkes dem Publikum mittheilen, so muß er dieses auf einem besondern Wege thun, oder ein neues Werk über denselben Gegenstand ausarbeiten, welches ihm Niemand wehren kann; da es ja auch jedem Andern freisteht, den nämlichen Gegenstand in Schriften oder andern Darstellungen zu behandeln. Für ein neues Werk aber kann nur ein solches geachtet werden, welches in Stoff und Form solche Veränderungen erlitten hat, daß es eine von dem erstern wesentlich verschiedene Wirkungskraft bekommt, oder etwas ganz Anderes, wenn auch nicht der Art, doch dem Grade nach leistet, als das erste Werk. Daß das Verlagsrecht auf die Erben des Verlegers übergehe in dem Maße, wie er es selbst ausgeübt oder auszuüben befugt war, leidet wohl keinen Zweifel; denn der Verleger hat ja einen Theil seines andern Eigenthums, durch Vervielfältigung der Exemplare des Werkes auf seine Kosten, in diese Exemplare umgewandelt, und sich so ein neues Eigenthum geschaffen. Eine besondere Rücksicht auf die Person des Verlegers kann in der Regel nicht angenommen werden. Ganz andere Verhältnisse treten bei einem Commissionair ein, d. h. einem Manne (Buchhändler oder nicht), der den Verkauf der auf fremde Kosten vervielfältigten Exemplare eines Werkes im Namen des Verlegers oder Autors als Selbstverlegers besorgt. Ein solcher Commissionair ist allerdings als mit Hinsicht auf seine Persönlichkeit gewählt zu betrachten; der mit ihm geschlossene Contract ist rein persönlich, kann folglich auf die Erben nicht übergehen, wenn gleich sie eben sowohl im Stande wären, das Geschäft zu besorgen, als ihr Erblasser. Hier sind alle Grundsätze anwendbar, welche das Vernunftgesetz über persönliche Contracte überhaupt aufstellt. Daß bei der Frage vom Verlagsrechte keine andern Rücksichten als bloß rechtliche genommen werden können, versteht sich von selbst. Und eben so klar ist es auch, daß der Staat dieses Recht mit Hinsicht auf die Erreichung der höhern Zwecke der Menschheit durch Beförderung geistiger Thätigkeit und Mittheilung von Erzeugnissen derselben vielfach modificiren könne, ja müsse, weil die Streitigkeiten darüber dem Besten des Ganzen höchst nachtheilig werden können. Die Frage: Welche Rechte den Erben eines Autors an den Erzeugnissen seiner geistigen Thätigkeit zukommen? dünkt uns gleichfalls leicht entschieden werden zu können. Nicht mehr und nicht weniger, als der Autor selbst hatte, aber auch alle, die er hatte. So das Recht auf neue Ausgaben, in so fern die ersten vergriffen sind. Aber wie lange?

So lange die Erbfolge überhaupt dauert. Demnach würden die Werke eines Gelehrten oder Künstlers nie Gemeingut des Volkes oder der Menschheit? Nein, als Handelsgegenstand nie! oder bis sie als eine herrnlose Sache (Res nullius, oder derelictæ) zu betrachten sind. Allein läugnen läßt sich wohl nicht, daß es ersprießlich ist für die Verbreitung von Geistesbildung, wenn der Staat eine Zeit bestimmt, nach deren Verfluß die Schriften und Werke von verstorbenen Gelehrten und Künstlern, die ein Gegenstand der Handelsthätigkeit geworden, auch wenn rechtmäßige Erben der Verfasser da sind, für Gemeingut der Nation in dem Maße erklärt werden, daß Jeder nach Belieben sich mit Veranstaltung neuer Ausgaben derselben befassen darf. Dies ist z. B. in Frankreich der Fall, wo der erwähnte Zeitpunkt, wenn wir nicht irren, auf zehn Jahre nach dem Tode des Autors bestimmt ist. Wir haben im Obigen bei Bestimmung des Begriffes vom Verlagsrechte ein Merkmal in demselben aufgenommen, welches als wesentlich zu demselben gehörend noch immer von Vielen bestritten wird, nämlich das des ausschließlichen Verkaufs der vervielfältigten Exemplare. Man glaubt nämlich dagegen Folgendes einwenden zu können: wer ein Exemplar von einem Buche oder Kupferstiche u. dergl. rechtmäßig erworben hat, kann damit als mit seinem Eigenthume nach Gefallen schalten und verfügen, folglich muß er es auch vervielfältigen, und davon allen möglichen Vortheil ziehen können. Diejenigen, welche diese Schlußfolge nicht für stattshaft halten, nennen eine solche Vervielfältigung eines Geisteswerks ohne Verlagsrecht darauf Nachdruck (auch Nachstich bei Kupfern und Landkarten) und erklären sie für eine Beeinträchtigung der eigentlichen Verleger, welche schon durch Vernunftgründe als unrechtlich sich nachweisen lasse. Das Naturrecht, sagen sie, worauf sich die Vertheidiger des Nachdrucks berufen, kennt das ganze Verhältniß des Bücherverlags nicht, sondern dieses ist erst in einer geordneten menschlichen Gesellschaft denkbar, die sich sehr über den Naturstand erhoben hat, und wo die Verhältnisse der Menschen gegen einander sich dergestalt modificirt haben, daß man ohne die genaueste Kenntniß derselben über die aus ihnen abzuleitenden Rechte nicht entscheiden kann. Man muß daher bei jedem Geschäfte oder Verhältnisse den Zweck betrachten, zu dessen Erreichung es eingegangen wurde. Dieser Zweck kann als verstanden, anerkannt und gebilligt vorausgesetzt werden von jedem, der sich in der Gesellschaft befindet, sobald er selbst daran Theil nimmt oder zu demselben stillschweigend mitwirkte. Die Verhältnisse eines Verlegers zum Verfasser und zum Publikum müssen daher auch als bekannt angenommen werden, indem sich jeder wenigstens leicht davon unterrichten kann, sobald er es soll. Kauft man also ein Buch, so erkennt man stillschweigend die Gültigkeit des Verhältnisses des Verlegers zu dem Publikum an, muß ihm also auch das Recht des ausschließlichen Verkaufs zugestehen, weil sonst sein ganzes Unternehmen, als darauf berechnet, vereitelt und ihm die Aussicht auf einen Gewinn entzogen werden würde, die ihm auf rechtmäßige Art eröffnet worden. Wollte man einwenden: alle diese Voraussetzungen seyen erkünstelt und nur scheinbar verbindend, so läßt sich entgegnen: daß kein verständiger Mensch dem Erzeuger eines Geisteswerkes das Eigenthum an demselben und die möglich größte Nutzung absprechen wird, weil es sonst gar kein Eigenthum davon geben könnte. Vervielfältigt er es und verkauft er die Exemplare davon, so thut er es, um von dieser Vervielfältigung

den Vortheil für sich zu ziehen, der ihm zukommt. Kaufe ich von ihm Exemplare, so erkenne ich sein Recht zum Verkauf an, sonst könnte ich sie ihm ja mit Gewalt wegnehmen, also darf ich nicht ein gleiches Verkaufs- oder Vervielfältigungsrecht mir anmaßen, weil ich sonst mit mir selbst im Widerspruche seyn würde. Ich würde dem Eigenthümer oder Verleger eines Geisteswerkes sein Eigenthumsrecht und die alleinige Benutzung desselben zugestehen, und doch diese durch die That selbst hindern oder unmöglich machen. Daher ist denn auch wohl der Nachdruck bei weitem von den meisten Gesetzgebungen gebildeter Völker an sich für etwas Unerlaubtes angesehen und ausdrücklich, wenn gleich unter gewissen Modificationen, verboten worden. Dergleichen Modificationen aber kann die Staatsgewalt allerdings eintreten lassen, weil ihr das Befugniß zugestanden werden muß, zu bestimmen, wie weit der Einzelne zum Besten des Ganzen sich in der Ausübung seiner natürlichen Rechte beschränken soll. In Deutschland besteht noch kein allgemeines Gesetz über den Nachdruck, doch ist zu erwarten, daß ein solches durch die hohe Bundesversammlung zu Stande kommen werde. Uebrigens ist auch aus den oben angeführten Gründen der Nachdruck fremder, d. h. im Auslande verlegter Werke eigentlich unerlaubt und widerrechtlich, wenn er auch minder schädlich wäre, denn die Vernunftrechte, oder diejenigen, welche sich unmittelbar aus der Anwendung natürlicher Rechtsprincipien auf Lebensverhältnisse, welche allen gebildeten Staaten gemein sind, ergeben, müssen auch von den Bürgern dieser Staaten gegen einander geachtet werden. Das Recht der Wiedervergeltung ist nur eine erlaubte Vertheidigungsmaßregel, anzuwenden, um einen dauerhaft rechtlichen Zustand wieder herbeizuführen. — Ist der Nachdruck an sich widerrechtlich, so kann von dem Nutzen seiner Zulassung für den Staat vernünftiger Weise nicht die Rede seyn, denn das Widerrechtliche oder Unerlaubte ist nie nützlich, höchstens scheinbar auf einige Zeit. Eine der besten Vertheidigungen des Nachdrucks ist die von dem bayerschen Regierungsrath Krause unter dem Titel: Ueber Büchernachdruck, Stuttgart bei Macklot. Für das Gegentheil gibt es eine große Menge von Schriften, welche größtentheils in der Krauseschen Abhandlung angeführt sind.

Vers, Versmaß, Verskunst. Zuvörderst verlangt die Vieldeutigkeit des Worts Vers eine Vorbemerkung. Vom lateinischen Wort vertere, drehen, wenden, kehren, entsprungen ist Vers überhaupt eine in sich beschlossene, innerhalb bestimmbarer Gränzen gezogene, sich gleichmäßig wiederholende Linie; daher Zeile, Furche, Reihe. Im technischen Theile der Poesie wird Vers die Gestalt für den innern Sinn genannt, welche der Laut durch gesetzliche Bewegung und Maß gewinnt, oder eine Reihe, ein Ganzes metrisch gegliederter Rhythmen. Also sind Rhythmen dessen Entwicklung in Bild und Gegenbild (s. d. Art. Strophe und Rhythmus); Metrum oder Tact dessen Maß und Begränzung. Er ist mithin das höchste Gebild der Tonsprache und elementarisch bereits in den Vocalen angekündigt. In modernen, d. i. accentuirenden, Bild und Gegenbild nicht durch Länge und Kürze, sondern Accent und Accentlosigkeit der Sylben unterscheidenden Sprachen ist der Reim, als Gleichlaut der Töne in Sylben, gesteigerte Alliteration und Assonanz, ein vorschlagendes und intensives Moment des Verses. Auch das Ganze so verbundener Verse heißt wiederum Vers, wie man von Liederversen spricht, wofür freilich besser wäre, Str-

he, Stanze, Gesatz oder Absatz zu sagen. Eben so hat das Wort Versmaß, welches für Metrum gebraucht wird, eine mehrfache Bedeutung. Einmal nämlich ist es das Verhältnißmaß der Arsis und Thesis, oder des Bildes und Gegenbildes (s. Strophe). Mit erweiterter rhythmischer Form aber wird das Hauptmoment der metrischen Periode, der Fuß, Versmaß. Endlich wird die metrische Periode selbst noch mehr erweitert Maß des Verses. Verskunst ist die Anwendung dieses Maßes. — Da bereits in den angeführten Artikeln hinlänglich, so weit es die Gränzen dieses Werks gestatten, über das Wesen des Rhythmus und Metrum gesprochen worden ist, so ist eine Wiederholung überflüssig. Eben so wenig kann hier von dem Folgerichtigen, in den Zahlen Zwei und Drei, oder im Geraden und Ungeraden liegenden Princip der Reimstellung gehandelt werden. Wir erinnern nur kurz, daß Rhythmus ohne Tact nicht denkbar sey; daß es geraden und ungeraden Tact gebe, mithin dreierlei Metra, a. das spondeische = Zwei- oder Viervierteltact; b. das molossische = schweren Dreivierteltact; c. das trochäische = leichten Sechs- oder Neunachteltact. Die Versarten in ungeradem Tact sagen mehr dem Antiken, die in geradem mehr dem Modernen zu. Die alten Grammatiker maßen nach Fußen und wurden dadurch zu manchen Irrthümern verleitet. Denn Fuß ist nur Form eines einzelnen Hauptmoments der metrischen Periode (des Tactes), oder prosodische Composition (s. Rhythmus), dessen verhältnißmäßiger Gehalt eben erst rhythmisch und metrisch bestimmt zu werden verlangt, also erst an diesen meßbar, nicht aber ihr Maß ist. Dies Maß führt nun aber auf eine, früherhin ganz unbekannte, oder doch mindestens nur dunkel und verworren gefühlte, obgleich in der Tonsprache aufgewahrte, dreizeitige Länge, wie auf einen doppelten, nämlich leichten, dem dreizeitigen, und schweren, dem geraden Tact angehörigen, Daktylus. Diese von dem gründlichen Kenner Apel gemachte Entdeckung mußte, zumal für accentuirende Sprachen, von wichtigen Folgen seyn, indem damit die Gebiete des Prosodischen und Metrischen schärfer abgemarkt, aber auch innerhalb ihrer selbst genauer vermessen und bestimmt wurden (s. Prosodie). Die Grammatiker dagegen, deren Fuß nur ein Sylbenhaufwerk war, suchten, um das Maß zu bestimmen, einen Grund- und Hauptfuß, der im Ganzen waltete, auf. Da sie nur Lang und Kurz, nicht aber das Wie lang und Wie kurz kannten, dies aber gerade, nämlich das verschiedene Verhältniß, auch Verschiedenheit der Bewegung gab, so entstanden hieraus allerlei Willkührlichkeiten, Verkennungen und Verwirrungen, welche zu Gesetzen erhoben wurden, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus nur mehr verdeckt und erschwert wurde. Mißt man dagegen, wie es das Ohr und die feine Rechte behauptende folgebeständige Wissenschaft fodert, musikalisch und tactmäßig, so sucht man die regelmäßig wiederkehrende metrische Periode auf, scheidet sie von ihrem Auftact und gewinnt so die Melodie des Verses, wo sich denn der prosodische Sylbengehalt von selbst zum rhythmischen und metrischen steigert. Wie denn nun das Wahre in mancherlei Verrückungen und Entstellungen dennoch mindestens als eine Ahndung leise berührt und leitet, so erging es auch hier. Es galt freilich nur als Herkommen und Ueberlieferung, daß Verse entweder nach Füßen oder nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden müssen — die dipodische, oben als Neunachtel angedeutete, kannten sie nicht —; aber sie maßen doch daktylische, kretische, choriambische, ionische,

päonische und antispastische Verse nach Füßen, so daß jeder ein Metrum war; nach Dipodien dagegen anapästische, trochäische und jambische Verse, wo ein Doppelfuß ein Metrum machte. Je nachdem nun die metrische Periode in einem Vers ein oder mehrmal enthalten ist, heißt der Vers Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter (ein, zweitactiger Vers ꝛc.) u. s. w. Da mancher Tact nur intentionell auszufüllen, nicht aber jederzeit real ausgefüllt ist, so gründet sich hierauf die Eintheilung in katalektische, oder unvollzählige, und akatalektische, oder vollzählige Verse. Schloß der Vers in der Mitte der Periode, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig; war er um eine Sylbe länger, so hieß er hyperkatalektisch, oder überzählig. Nach der Tacttheorie fallen diese Eintheilungen als irrig und überflüssig weg, wie jeder, der sich einen Vers musikalisch bezeichnen kann, leicht findet. Eben so fallen die sogenannten polyschematischen, oder vielformigen, mehrerer Formen oder Variationen fähigen, Verse, als Ausnahme, wie die widersinnig zusammengemischten, die unzusammenhängigen, selbstständige, angeblich unvereinbar neben einander stehend, deren Erfinder Archilochus seyn soll, nach gehöriger Messung an ihre gehörigen, nach rhythmischen Gesetzen ganz richtigen Stellen, und in manchen offenbart sich gerade ein recht lieblicher, anmuthiger Tanz. — Eine consequente Tacttheorie führt alle Versgattungen, wie sich schon aus dem hier und in den übrigen hierher gehörigen Artikeln Gesagten ergibt, auf eine Grund- und Urform zurück, wovon es mancherlei Variationen gibt, welche unter einer Menge Namen in den Lehrbüchern vorkommen. Es kann aber hier unmöglich eine Aufzählung aller einzelnen Gattungen und Arten gefodert werden, welches Geschäft einer Metrik ist; und eine solche ist noch die zuletzt erschienene Verskunst der Deutschen aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleich mit der griechisch-römischen, zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musik, von J. H. Fr. Meineke, Quedlinb. u. Lpz. 1817, II. 8. Aus dem oben Gesagten ergibt sich von selbst, daß die Erfoderniße eines guten Verses sind Correctheit hinsichtlich der Prosodie und der rhythmischen und metrischen Messung, so wie des Reims; Cäsur oder Gränze der rhythmischen Figur auf der metrischen Reihe, Endung des logischen Satzes und Wortrhythmus, wodurch die Wortrhythmen schicklich gruppirt werden (s. d. Art. Cäsur); große mehrsylbige Wortfüße, wie die Wörter nach ihrer prosodischen Quantität heißen, wenn sie in ihrem metrischen Verhältniß betrachtet Wortrhythmen heißen; Wohlklang, d. i. Mannigfaltigkeit und Wechsel der Laute in klarer Sylbenaustönung, mit Vermeidung der Rauhheit und des Hiatus, d. h. des unmittelbaren Zusammenstoßes zweier Vocale oder Doppellauter (z. B. redete also, Europa allein) außer der Commissur des Worts. — Schauspielern und Vorlesern, wie die heutige Form der Geselligkeit sie fodert, ist Kenntniß der Verskunst um so unerlaßlicher, je tiefer ein vorgelesener Vers eingreift, anspricht, und Ton wie Farbengebung des Gedichts ausmacht, und je mehr Nachhülfe die meisten Verse der gangbaren Dichter oder Dichterlinge brauchen. Denn auch hier hat der unserer Zeit eigene Uebermuth und Ueberschwank leider in der erst seit Klopstock allmählig wieder weichenden Unkunde und Unaussprechbarkeit für Richtigkeit und Wohlklang der Verse, wie in der durch den sonst geistreichen Mori

eförderten irrigen Ansicht unserer Prosodie eine Stütze seiner Nachässigkeit gefunden. Die Unwissenheit und das Vorurtheil der stimmührenden Kennerlinge, welche in der That oft weniger als Schulnaben von der Sache verstehen, macht dies nur noch schlimmer. Selbst die Besseren finden es natürlicher, einen Vers schwarz auf weiß zu sehen, als zu hören, ähnlich den heutigen Tonsetzern, welche die künstlich symmetrisch vertheilten Stimmen auf dem Papier der Partitur, trotz aller Unklarheit, Trockenheit, Herbheit und Zerstückelung des Melodienflusses und der Grundharmonie, für einen Beweis der Kunsttrefflichkeit ihrer Compositionen gelten, wenn gleich ein Herz ergriffen, kein Ohr geschmeichelt wird durch diese erkünstelte krause Abenteuerlichkeit. So ist denn gekommen, daß man, mit Voß zu reden, in Freund, komm heut Nachmittag her, lieb Herrn Blanchards neu Luftschiff hoch aufziehn einen sehr prachtvollen Hexameter und feurigen Satz für die Baßgeige, in Höchstdero Vers übertäubt unser Ohr, gegen Zeitmaß und Tonmaß einen besonders lebhaften für den munstern Vortrag der Violine erblickte, übrigens daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebecca für einen untadelhaften Hexameter hielt. Und so lassen wir Gutmüthigen uns ein abgezähltes Sylbenaufwerk, wo Daktylen, Molossen, Kretiker ꝛc. für gleichgeltend gebraucht werden, eben wie Eier dutzend- oder mandelweis, nachdem es fällt, verkaufen, richtige und schön gemessene Verse für aufgedunsene und schwülstige. Dabei sieht nicht zu läugnen, wie denn die Extreme sich immer berühren und unsere Zeit überall sie schroff einander gegenüber aufthürmt, daß auch bessere Verskünstler, aus Abbitterei mit der Form, unserer Sprache so sehr Gewalt angethan haben, daß manche Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen zu ihrem Verständniß erst eben die Kenntniß der Ursprachen erfodern. Indeß wird wohl auch hier die Zeit Ausgleicherin werden. Genug, daß Klopstock, Voß, Schlegel, Apel, Baggesen, Fouqué, den Reigen führen! Wa.

Victoria (Mythol.) ist die Siegesgöttin, welche gewöhnlich als jugendliche weibliche Figur, mit Lorbeern oder einer goldenen Krone geziert, in einer Hand einen Palmenzweig, in der andern einen Lorbeerzweig haltend, abgebildet wird. Auf Münzen und Monumenten, welche zu Ehren eines erfochtenen entscheidenden Treffens geprägt oder errichtet worden, sieht man sie gemeiniglich.

Vieharzneikunde, Vieharzneikunst. Die Kenntniß der Thierkrankheiten, die Kunst sie zu verhüten, zu behandeln, ist der Gegenstand dieser Wissenschaft, die für jeden Staat überhaupt, für jeden darin lebenden Oekonomen und Geschäftsmann so wichtig ist, als irgend eine andere. Selbst dem Arzte kann sie ein nicht unbedeutender Zweig seiner Kunst seyn. Die Analogie vieler Krankheiten der Thiere und Menschen ist auffallend und die genaue Beobachtung der einen führt zu einer genauern Kenntniß der andern. Wenn Jenner die Kuhpocken nicht genau erforscht hätte, so würden wir noch immer die Menschenpocken Gesundheit, Schönheit, Leben bedrohen sehen. Die Beobachtung, daß einer Seuche unter den Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren vorangiing, daß solche Thierepidemien mit den menschlichen ungemein oft viel Aehnliches haben, darf hierbei gewiß auch nicht übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest im griechischen Lager zuerst damit anfing, daß

Mauthiere und Hunde stürzten dahin,
Und die rächenden Pfeile trafen zuletzt die Menschen.

II. IX.

Die Entzündungskrankheiten spielen bei Thieren und Menschen in ihrem Ursprunge, Fortgange, Ausgange eine ganz gleiche Rolle und die Behandlung ist in der Hauptsache dort und hier gleich. Ein Aehnliches ließe sich noch von vielen andern Krankheiten beider behaupten. Man sieht daher, daß Viehärzneikunde nichts als ein Zweig der Arzneikunde überhaupt ist, der, um cultivirt zu werden, alle die Hülfswissenschaften bedarf, die diese unterstützen: Chemie, Naturgeschichte, Botanik, Kenntniß der Arzneimittel; daß er in alle die Nebenzweige zerfällt, in welche wir die Arzneikunde eintheilen, in Physiologie, Pathologie ꝛc., nur in Anwendung auf die Thiere gedacht, die uns umgeben ꝛc. So wichtig aber auch diese Wissenschaft und Kunst immerhin erscheint, so wenig ist doch für sie mehrere tausend Jahre lang geschehen. Gingen schon viele Jahrhunderte hin, ehe der Arzt zu Ehren, zu bürgerlicher Würde kam, ehe ihm erlaubt wurde, jedes Hülfsmittel seiner Wissenschaft frei und ungestört zu benutzen — z. B. die Anatomie —; so traf dieß Schicksal noch mehr denjenigen, der sich damit beschäftigte, die Leiden der den Menschen so wichtigen Hausthiere zu erforschen, und dies war die Ursache, daß noch selener ein Mann von Kopf und Bildung daran ging. Columella ist unter den Alten der erste, der einen Abschnitt in seinem Werke de re rustica über die Krankheiten der Pferde und Kühe hat. Celsus soll mehreres darüber geschrieben haben, doch haben wir es nicht. Ein eigentliches Werk darüber schrieb zuerst Vegetius, der im vierten Jahrhunderte lebte und vier Bücher de arte veterinaria schrieb. — Mit dem dann beginnenden Verfalle der Wissenschaften überhaupt konnte von dieser am wenigsten die Rede seyn, und was in dieser Art bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts etwa geleistet wurde, bezog sich fast ganz auf die Krankheiten des Pferdes, als des Thieres, das wegen seines hohen Preises den eigennützigen Menschen noch am ersten, besonders in England und Frankreich, bestimmte, seine Krankheiten zu erforschen, zu heilen. Inzwischen wüthete im 18ten Jahrhunderte zwischen 1746—1750 eine große Rindviehpest, und sie war es, die die Aufmerksamkeit großer Aerzte, wie der Regierungen auf sich zog. Ramazzini Lanzisi in Italien, Feuvages in Frankreich schrieben darüber. In Frankreich wurden in dieser Zeit Roßarzneischulen zur Bildung tüchtiger Kurschmiede und Roßärzte angelegt, die ein gewisser Bourgelat, Professor in Lyon, unter seiner Oberaufsicht hatte. Dieser Bourgelat erwarb sich nicht allein durch seine Vorträge in diesem Zweige der Viehärzneikunde große Verdienste, sondern noch mehr trug er zur Verbreitung richtiger Kenntnisse durch seine zahlreichen Schriften und seine Aufsätze in der Encyclopädie bei. Er war ein ungemein wissenschaftlich gebildeter Roßarzt und übertraf darin noch seinen Collegen Genson in der Dauphiné, den die Leser in Marmontels Denkwürdigkeiten näher kennen lernen (2r Th. S. 50 u. folg.). Alle die Namen aufzuführen, die vorzüglich in Frankreich, jedoch auch in Deutschland, in diesem Fache berühmt wurden, wäre hier zu weitläuftig. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß sich darunter die eines Linné, eines Camper, eines Gibson, der aus einem geschickten Wundarzte ein noch geschickterer Roßarzt wurde, eines Brecken, der Boerhave's Schüler war, u. s. f. befinden. In Lon-

von ward im J. 1790 eine große Anstalt zu Bildung von Roßärzten errichtet, wozu die angesehensten Grundeigenthümer beitrugen. — Inzwischen kann es Keinem aus diesem Ueberblicke entgehen, daß es 1. eigentlich nur vorzüglich Aerzte waren, die hier die Bahn brachen und das Vorurtheil besiegten, das dagegen sprach; 2. daß die Roßarzneikunde vorzugsweise der Zweig war, der am frühesten und am besten cultivirt wurde. Es verging noch manches Jahr, ehe über die Krankheiten des Rind- und Schafviehes gleiches Licht verbreitet wurde, und noch jetzt in diesem Augenblicke handelten nur wenige Schriftsteller die Krankheiten dieser Thiere, noch weniger die der Schweine, der Hunde ꝛc. mit der Genauigkeit ab, welche in Hinsicht des Pferdes schon lange beobachtet wurde. In Deutschland ist das Rohlwessche Vieharzneibuch noch immer das umfassendste in der Art. Noch seltener finden sich aber gebildete Thierärzte. Gute, wackere Roßärzte findet man wohl, wenigstens in allen großen Städten, bei großen öffentlichen Gestüten, und für ihre Bildung ist durch eine Menge Anstalten von Seiten der meisten Staaten gesorgt. Die Behandlung des Horn-, Schaf- und Borstenviehs ist aber meistentheils fast überall dem Landmann selbst und dem meist eben so ungebildeten Hirten überlassen. Was wir noch von Thierarzneischulen haben, läuft fast allein auf Roßarzneikunde hinaus und was für Thierarzneikunde überhaupt gethan ward, verdanken wir, in Deutschland wenigstens, fast allein den Aerzten, die diesen Gegenstand zu einem Nebenstudium machten. Auf solche Art droht eine Rindviehpest, Schafseuche ꝛc. allemal dem Wohlstande des Landes einen empfindlichen Stoß zu versetzen, weil es immer an Männern fehlt, die mit gehöriger Kenntniß und kräftigem Willen ihr entgegen arbeiten. Aus gleichem Grunde geht jährlich eine Menge der herrlichsten Kühe zu Grunde, weil die Entbindung den rohen Händen eines unkundigen Hirten anvertraut bleibt. Gewiß würde der Staat ein verdienstliches Werk beginnen, der für die Bildung tüchtiger Hirten in dieser Hinsicht sorgte; eine Sache, die den Wohlstand der einzelnen Landleute, denen eine Kuh oft alles ist, wie des Landes überhaupt — in so fern z. B. die Ausbreitung einer Rindviehpest am sichersten dadurch gehemmt würde — in unzähligen Fällen sicherte.

Visconti (lat. Vicecomites), eine lombardische Familie zu Mailand, die sich durch ihre bedeutende politische Rolle und durch mancherlei Verdienste um die Wissenschaften im Mittelalter und in neuerer Zeit berühmt gemacht hat. Ueber den Ursprung des Geschlechtes und seines Namens ist man ungewiß; jenes leiten Einige sogar von den longobardischen Königen, diesen von einem angeblichen Rechte her, den Königen von Italien die Krone aufzusetzen. Schon im eilften Jahrhundert erwähnt die Geschichte nicht unrühmlich einiger Visconti, dann aber verschwinden sie wieder, als Friedrich Barbarossa Mailand zerstörte, und die Visconti nebst einigen andern adeligen Familien der Gegenpartei der Torrianer weichen mußten. Der erste, der den Grund zur Macht seines Hauses legte, war Otto Visconti, Erzbischof von Mailand (gest. 1258), der seine Feinde besiegte und die Herrschergewalt seinem Neffen Matteo I. (gest. 1322) hinterließ. Dieser hatte anfänglich viel von den Torrianern auszustehen, mußte sogar zwei Jahre hindurch in der Verbannung leben, erlangte aber, als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam, durch geschicktes Benehmen den Titel eines kaiserlichen Statthalters, den er bald mit dem eines Herrn von Mailand ver-

rauschte. Er ließ das Erbe seinem erstgebornen Sohne Galeazzo, der indeß von mächtigen Feinden und seinen eigenen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Bayer 1327 im Schlosse zu Monza eingekerkert wurde und bald darauf in Brescia starb. Ihm folgte sein Sohn Azzo, der seine Herrschaft weit umher ausdehnte, und eben so tapfer im Felde, als liebenswürdig im Frieden, in seinem 37sten Jahre (1329) der Hoffnung seines Volkes entrissen wurde. Weil er keine Söhne hatte, folgte ihm sein Oheim Luchino (ein Sohn Matteo's) der die großen Besitzthümer noch vermehrte, und zuerst in seiner Familie sich als Beschützer der Wissenschaften und Künste zeigte. Er schätzte den Petrarca, mit dem er in Briefwechsel stand, und verschmähte selbst nicht, den Musen zu opfern, wie ein Sonett beweist, welches Crescimbeni von ihm aufbewahrt hat. Nach seinem Tode 1349 folgte ihm sein Bruder Giovanni V. (gest. 1354), Erzbischoff von Mailand, der noch Genua unter seine Herrschaft bekam und noch eifriger sich für die Wissenschaften interessirte. Er ernannte sechs Gelehrte zu Anfertigung eines Commentars über den Dante, beschützte die Universität Bologna und hielt den Petrarca in hohen Ehren, den er bei seiner Ankunft in Mailand auf das Ausgezeichnetste empfing und nicht wieder von sich lassen wollte, ja er schickte ihn sogar in wichtigen Angelegenheiten als Gesandten nach Venedig. Auf Giovanni folgten gemeinschaftlich seine drei Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo starb schon nach einem Jahre, die beiden andern Brüder, obwohl sehr tapfer im Kriege, machten sich ihren Unterthanen sehr bald durch Grausamkeit und andere Laster verhaßt. Galeazzo indessen erwarb sich als Mäcen hohe Verdienste; er ließ es sich nicht minder als sein Oheim angelegen seyn, den Petrarca bei sich zu behalten und sich seiner bei verschiedenen Gesandtschaften zu bedienen, auch spricht Petrarca stets mit Achtung und Dankbarkeit von ihm und soll ihn veranlaßt haben, die Universität Pavia zu stiften. Ihm folgte 1378 sein Sohn Gian Galeazzo, der seinen Oheim Bernabò in das Castell zu Trezzo steckte, und allein die Regierung des mächtigen Staates übernahm. In ihm erreichte die Familie Visconti den Gipfel der Größe und des Glanzes. Er verschaffte ihr 1395 vom Kaiser Wenzel die Herzogswürde und mehr Besitzthümer als irgend einer seiner Vorgänger. Seiner Herrschaft wurden sogar Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna unterthan, und nicht undeutlich ließ er die Absicht merken, den Königstitel von Italien anzunehmen, als der Tod durch Gift (1402) seine ehrgeizigen Plane vereitelte. Mit erhabenem Sinne beförderte er Wissenschaften und Künste, indem er die berühmtesten Männer an seinen Hof zog, die Universität Piacenza wiederherstellte und Pavia mit ihr verband, und eine große Bibliothek stiftete. Auch große Werke der Baukunst wurden unter seiner Regierung ausgeführt. Mehr aber als die berühmte Brücke über den Tessin bei Pavia und mehrere hier wie zu Mailand erbaute Paläste hat die Erbauung des herrlichen Mailänder Domes, die in den Jahren 1386 — 1397 erfolgte, sein Andenken verherrlicht. Gian Galeazzo hinterließ drei Söhne, zwei rechtmäßige, Giammaria und Filippo Maria, und einen natürlichen, Gabriel, unter welche das weitläufige Reich vertheilt wurde. Uneinigkeit, Unbesonnenheit und andere Fehler der Jugend dieser Fürsten untergruben seine Macht; es stürzte zusammen und wurde nun auf die engsten Gränzen beschränkt. In den meisten lombardischen Städten warfen sich einzelne

nächtige Bürger zu Gebietern auf, und die benachbarten Staaten ergriffen die günstige Gelegenheit auf Kosten des Viscontischen Besitzes ihr Eigenthum zu vergrößern, oder ein ehemals besessenes wieder an sich zu bringen. So nahmen die Florentiner Pisa, und die Venezianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und andere Städte weg. Giammaria machte sich durch Grausamkeiten verhaßt und wurde das Opfer einer Verschwörung (1412). Sein Bruder Filippo Maria regierte nun allein und sah sich während der 35 Jahre, die er noch lebte, bald auf dem Gipfel des Glücks, bald im Abgrund des Elends. So oft er einige der verlorenen gegangenen Städte wieder eroberte, eben so oft büßte er sie auch wieder ein; besonders wurden seine letzten Lebensjahre durch die Feindseligkeiten der Venezianer verbittert, die oft bis unter die Mauern von Mailand rückten und alles Land ringsum verheerten. Er starb 1447 ohne männliche Erben; eine natürliche Tochter, Bianca, hatte er an Francesco Sforza, einen der berühmtesten Feldherren jener Zeit, verheirathet. Zwar wünschten die Mailänder wieder in den Besitz ihrer alten Freiheit zurückzukehren. Wie sollten sie aber gegen den Andrang so vieler mächtiger Fürsten sich wehren, die das schöne und reiche Land sich anzueignen strebten? Sie wählten daher Francesco Sforza zu ihrem Schutze und riefen ihn 1450 zum Herzog von Mailand aus. So wurden die Visconti vom Throne abgelöst und ihre Rechnung im Buche der Geschichte geschlossen. Die auch in neuerer Zeit zuweilen vorkommenden Visconti sind allerdings Abkömmlinge des alten Geschlechtes, doch meistens in fremden Diensten ruhm- und bedeutungslos vorübergegangen. **

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmtesten Archäologen und Alterthumskenner, war 1752 in Rom geboren. Sein Vater, Giovanni Battista Visconti, zeichnete sich auch schon durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse sehr aus. Dieser studirte Mathematik, Rhetorik, Physik und besonders Numismatik. Nach Winkelmanns Tode (im J. 1768) wurde er Oberaufseher der Alterthümer in Rom. Er gab verschiedene wissenschaftliche Werke heraus, doch der größte Dienst, den er den Wissenschaften erwies, war, daß er ihnen seinen ältesten Sohn von frühester Kindheit an durch die sorgfältigste Erziehung widmete. Man kann den Ennio Quirino Visconti unter die ausgezeichnetsten Wunderkinder zählen. Er kannte schon die Kaiserköpfe auf den Münzen, als er noch Mühe hatte, ihre Namen auszusprechen. Das Journal von Florenz erzählt interessante nähere Umstände darüber (Novelle Letterarie, 1755. tom. XVI. p. 666). Im zehnten Jahre bestand er im Palast des Cardinals, Fürst Fernando di Rossi, eine öffentliche Prüfung in der römischen und in der biblischen Geschichte, der Numismatik, Chronologie, Geographie und Geometrie, und im zwölften Jahre übte er bei einer andern Prüfung in der Bibliothek der Engelsburg die schwierigsten Aufgaben der Trigonometrie und der Analysis. Er übersetzte die griechischen Dichter metrisch, im 13ten Jahre ließ er seine Uebersetzung der Hecuba des Euripides drucken, wobei er zugleich Rechenschaft gab von der Methode, die er bei dem Sprachstudium anwendete, und kurz darauf unternahm er eine metrische Uebersetzung des Pindarus. Sein Vater hatte den Plan einer Beschreibung des Museum Pio-Clementinum entworfen, und einige Artikel dazu ausgearbeitet; der erste Band, der 1782 erschien, trägt seinen Namen, aber der jüngere Visconti hatte schon diesen größtentheils geschrieben,

und setzte später dieß große Werk fort. (Il Museo Pio-Clementino descritto; t. I. 1782, t. II. Roma 1784, t. III. 1788, t. IV. 1790, t. V. 1792, t. VI. 1796, t. VII. 1807). Diese Arbeit allein wäre hinreichend gewesen, ihn unsterblich zu machen, doch er gab außerdem noch viele kleinere archäologische Aufsätze heraus, theils in Guattani's Sammlungen, in der römischen Anthologie, in dem Journal von Mantua, und theils auch einzeln. Von letztern bemerken wir folgende: Monumenti degli Scipioni, 1785 von Piranesi herausgegeben. — Monumenti scritti del Museo del Sig. Tommaso Jenkins, Roma 1797. — Monumenti Gabini della villa Pinciana, Roma 1787. — Osservazioni su due Mosaici antichi, istoriati, Parma 1788. — Osservazioni sopra un antico Cammeo, rappresentante Giove Egioco, Padova 1793. — Iscrizioni greche Triopee, ora Borghesiane, Roma 1794. — Pitture di un antico vaso fittile, trovato nella Magna Grecia, ed appartenente a S. A. il Principe St. Poniatowsky, Roma 1794. — Lettera su due Monumenti di Antonia Augusta, Roma, anno VII. — Als die berühmtesten Antiken nach Paris geschafft wurden, folgte Visconti diesen ihm so theuren Kunstschätzen. Er ordnete das Museum der Antiken, und schrieb den Catalog desselben, wo er bei jeder Antike kurze, aber unterrichtende, sinn- und geschmackvolle Bemerkungen hinzufügte. Die neueste Ausgabe dieses Catalogs erschien 1815 unter dem Titel: „Notice des statues, bustes et bas-reliefs de la galerie des Antiques du Musée Napoléon". Im J. 1817 schrieb er die „Description des Antiques du Musée Royal." Noch ausführlicher beschrieb er die reiche Sammlung, die unter dem Namen „Musée français" bekannt war. — Visconti wurde Mitglied des Institutes. In vielen Journalen und gelehrten Werken findet man belehrende Notizen von seiner Hand. Jedermann befragte ihn gern, und der Werth jedes alten Denkmals schien erhöht, wenn der forschende, sinnige Visconti es beschrieb. Nichts war noch verworrener, als die Iconographie; zahllose Bildnisse großer Männer des Alterthumes sind uns geblieben, aber die Archäologen waren in ihrer Erklärung unsicher. — Visconti faßte den großen Plan einer griechischen und römischen Iconographie. Die erste wurde von ihm vollendet: Iconographie grecque, Paris 1811, 2 Thl. in Fol., und von der römischen kam der erste schwerere Theil, der die berühmten Männer enthält, 1818 heraus, es bleiben nur die Kaiser noch zu beschreiben, was durch die Münzen und Medaillen sehr erleichtert ist. Herr Mongez wird diesen zweiten Theil vollenden. Auch Ausländer suchten Visconti's Belehrung. Lord Worsley vertraute ihm die Beschreibung der Monumente an, die er vor 25 Jahren aus Griechenland brachte, und das englische Parlament lud ihn nach London ein, als es Lord Elgins Sammlung kaufte; Visconti machte einen trefflichen Catalog über diese berühmten Alterthümer. Eine schwere Krankheit raffte diesen rastlos thätigen, bescheidenen, sanften und liebenswürdigen Gelehrten den 14. Febr. 1818 hinweg. Er ward allgemein betrauert. Wenige Alterthumsforscher haben in allen Fächern, die zu ihrem Studium nöthig sind, wie die alten Sprachen, die Numismatik, die Paläographie, so ausgebreitete Kenntnisse, als Visconti hatte. Er verstand es, gedrängt, sorgfältig, gründlich und angenehm zu schreiben. Er lebte einzig in der Vergangenheit und dem Reiche der Ideen, und bekümmerte sich wenig um weltliche Vorfälle. Er hinterläßt zwei noch sehr junge, hoffnungsvolle Söhne; der

längste widmet sich der Baukunst, seine Zeichnungen zur Iconographie eines Vaters beweisen sein Kunsttalent, und lassen es doppelt bedauern, daß er nicht unter der Leitung seines Vaters sich dessen Fach widmen konnte, da man gewohnt ist, die Geheimnisse der Alterthümer von dem Geschlechte der Visconti entschleiern zu sehen, so wie das der Eumolpiden bei den Griechen stets die eleusinischen Mysterien erklärte. Der Graf von Clarac wurde Oberaufseher der Antiken in Paris an Visconti's Stelle. Wl.

Voltaire (François Maria Arouet de). Wenn irgend ein Mensch bewiesen hat, daß dem Geiste die Herrschaft der Welt gehöre, und daß ohne Geistesbildung aller irdische Glanz nur ein Puppenspiel für Kinder bleibt, so ist es dieser ausgezeichnete Mann, der es unternahm, unter einem Volke und zu einer Zeit, wo man Gelehrte und Künstler nur für edlere Domestiken der Großen hielt, ihnen einen Rang nicht nur neben diesen zu sichern, sondern sie als Wesen höherer Art von ihnen geachtet und verehrt zu machen. Die Wirkung dieses Strebens ging auf die ganze civilisirte Welt über, und nie hat wohl ein Dichter, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber eines solchen Publicums sich zu erfreuen gehabt, als Voltaire, nie ein Mensch durch bloße Geisteskraft seiner Nation ein solches Uebergewicht auch in politischer Hinsicht erworben, als Voltaire. Darum wird hier eine ausführliche Schilderung seines Lebens und seiner Persönlichkeit wohl mit Dank aufgenommen werden. Voltaire war geboren zu Chatenay bei Paris den 20. Febr. 1694, und zwar als ein Kind von so ungewöhnlicher Schwächlichkeit, daß er erst den 21. Nov. getauft werden konnte. Sein Vater, François Arouet, war Notar des Chatelets und zuletzt Schatzmeister der Rechnungskammer gewesen, und besaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, dem Sohne eine ganz vorzügliche Erziehung zu geben. Seine erste Bildung erhielt er in dem Jesuitercollegium Ludwigs XIV. unter dem Pater Porée und Le Jay, und schon hier zeigte er Talente, welche zu den größten Hoffnungen berechtigten. Seine Liebe zur Dichtkunst erwachte früh, und schon in seinem dritten Lebensjahre vermochte er, Lafontainische Fabeln auswendig herzusagen und späterhin lernte er ein Gedicht von Rousseau, la Maisade, auswendig, das er vor der berühmten Ninon de l'Enclos recitirte, welche ein solches Gefallen an dem talentvollen Knaben fand, daß sie ihm ein Legat von 2000 Livres zu Anschaffung einer kleinen Bibliothek hinterließ. Nach der Sitte der Zeit mußte er den Familiennamen dem ältesten Sohne des Hauses überlassen, und nun nahm er den an, der durch ihn so viel Glanz erhalten hat. Sein Vater wünschte in ihm einen Rechtsgelehrten und Advocaten zu sehen, daher er auch dieses Studium beginnen mußte, allein seine Liebe zur freien Geistesthätigkeit ließ es ihn nicht weit darin bringen. Er machte immerfort Verse, und nährte diese Neigung in der Gesellschaft geistreicher und witziger Männer, in der er sehr Zutritt erhielt und unter denen sich Chaulieu, der Marquis de la Fare, der Marschall von Villars, der Großprior von Vendome, der Fürst von Conti und Andere befanden. Hier lernte er zuerst den Ton der feinern Welt kennen, der ihm immer auch als Schriftsteller eigen blieb, und wodurch er sich eigentlich vorzüglich sein Publicum und seinen Einfluß verschaffte. Der Vater sah dieß ungern und bat daher den Marquis v. Chateauneuf, damaligen französischen Gesandten in Holland, den jungen Voltaire als Pagen mitzunehmen. Dieß

geschah; allein Voltaire verliebte sich in die Tochter der Frau von Noyer, einer Geflüchteten in Holland, und wurde deshalb wieder zu seiner Familie zurückgeschickt, wo er aber eben deswegen sich nicht wohl aufgenommen sah, und nur dadurch wieder in Gunst kommen konnte, daß er das Geschäft eines Advokaten oder Anwaldes wirklich übernahm, dem er doch so abgeneigt war. — Hiervon erlöste ihn endlich ein Freund seines Vaters, Herr von Caumartin, indem er ihm einen stillen Aufenthalt auf seinem Landgute anbot, wo Voltaire mit dem ältern Caumartin bekannt wurde, der, ein großer Bewunderer Heinrichs IV. und Sully's, ihn mit seiner Begeisterung für diese großen Männer entzündete, zugleich aber auch, da er den Hof Ludwigs XIV. genau kannte, Voltaire'n ein lebhaftes Bild davon entwarf. Dieß war denn die Veranlassung zu der Henriade und dem Siècle de Louis XIV., Werke, die den jungen Schriftsteller vortheilhaft empfahlen. Seine Neigung zu Spottgedichten zog ihm bald darauf, weil man ihn beschuldigte, eins gegen die Regierung geschrieben zu haben, einen Verhaft in der Bastille zu, den er jedoch dazu benutzte, ein Gedicht über die Ligue zu entwerfen und sein Trauerspiel Oedipus zu verbessern, das er kurz vorher geschrieben hatte, und im Jahre 1718 auf die Bühne brachte, wo es mit dem größten Beifalle aufgenommen wurde. Der Herzog von Orleans, damals die Regentschaft führend, war selbst so erfreut darüber, daß er dem Dichter erlaubte, von dem Orte, wohin er nach seiner Befreiung aus der Bastille verwiesen worden war, nach Paris zurückzukehren. Sein Vater selbst wurde von einer Vorstellung dieses Trauerspiels dergestalt ergriffen, daß er den Sohn mit Thränen in den Augen umarmte, und ihm von nun an seinen freien Willen ließ. Voltaire verliebte sich zum zweiten Male ernstlich in die Marschallin von Villars, wodurch er einige Zeit der Dichtkunst entzogen wurde, aber geheilt von dieser Leidenschaft schrieb er ein Trauerspiel Artemire, welches jedoch nicht gefiel. Erst als es unter dem Namen Mariamne einige Jahre später wieder auf die Bühne kam, fand es Beifall und wurde oft vorgestellt. Im J. 1722 begleitete er die Frau von Rupelmonde nach Brüssel, wo er auch Rousseau's Bekanntschaft machte, die jedoch mit einer völligen Entzweiung beider endigte, welche sich nie wieder ausgleichen ließ, zumal da Beider Lebensansichten so sehr sich widersprachen. Im J. 1726 hatte er das Unglück, abermals in die Bastille gesetzt zu werden. Er hatte nämlich einen Chevalier von Rohan, einen adelstolzen jungen Mann, durch bittere Aeußerungen beleidigt. Dieser rächte sich thätlich an Voltaire, der ihn zum Zweikampf foderte, worauf jener von dem Regenten einen Verhaftsbefehl gegen Volkaire auswirkte. Sechs Monate war er eingesperrt. Seine Befreiung dankte er seinem poetischen Talente, wodurch er der Marquise de Prie, der Geliebten des Regenten, zu gefallen gewußt hatte, doch mußte er das Reich verlassen. — Er ging nach England und nahm seine Henriade mit, welche hier auf Subscription, nach Verwendung des Königs Georg I., besonders aber der Prinzessin von Wallis, gedruckt wurde. Er hatte davon bedeutenden Gewinn. In England wurde er mit vielen Leuten von Stande und großen Gelehrten bekannt, allein seine gesellschaftliche Bildung sprach die Engländer nicht an. Er erlaubte seinem Witze viel, so daß man sagt: Pope's Mutter sey bisweilen durch ihn von ihres Sohnes Tische vertrieben worden. Als er die Erlaubniß erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukehren (1728),

er seinen Gewinn in eine Lotterie, wodurch er, so wie durch
e glückliche Speculationen ein großes Vermögen erwarb, das
stets vermehrte, so daß er endlich, nachdem er seines Vaters
Bruders Erbschaft erhalten hatte, fast 130,000 Livres jährlicher
en besaß, wovon er jedoch einen sehr löblichen Gebrauch machte,
n er besonders aufkeimende literarische Talente unterstützte. Er
hatte das glückliche Loos gehabt, niemals um seinen Unterhalt
ten zu dürfen. Im J. 1730 brachte Voltaire die Tragödie
ttus auf die Bühne, ein Stück, welches, wenn gleich ausge-
tt mit viel Energie und manchen nicht zu verkennenden Vorzü-
doch nicht allgemein gefiel. Jetzt wurde sogar sein Talent zum
natischen Dichter so bezweifelt, daß Fontenelle und la Motte ihm
en, nicht mehr in diesem Gebiete der Dichtkunst zu arbeiten.
ne Antwort war die Zaire, ein Trauerspiel, das einen so tie-
und allgemeinen Eindruck hervorbrachte, daß es zu allen Zeiten
Lieblingsstück auf der französischen Bühne geblieben ist. — In
taire's Geist lag ein Streben nach Opposition. Wo er die min-
e Blöße bemerkte, griff er an, und zwar mit allen Waffen, die
o geschickt zu führen wußte. So widersetzte er sich den Anmaßun-
der kirchlichen Autorität durch seine lettres philosophiques
) zwar dergestalt, daß das Parlament von Paris das Buch (doch
ht den Autor) zum Feuer verdammte. Er selbst sollte verhaftet
rden, allein er verließ Paris, und brachte einige Jahre in Ver-
rgenheit zu Cirey bei Vassi in der Champagne zu, wo er von
: Besitzerin, der Marquise du Chatelet, mit Freundschaft über-
uft, seine Elémens de la philosophie de Newton schrieb, wo-
rch er die großen Ansichten des unsterblichen Britten seinen Lands-
uten begreiflich zu machen suchte. Er wollte, wie er sich ausdrück-
, den Briareus in Miniature als Zwerg darstellen. Indessen ge-
ng ihm diese Art wissenschaftlicher Bestrebungen, lange nicht so,
e die im Felde der Dichtkunst, und schönen Literatur überhaupt.
eshalb kehrte er auch bald zur erstern zurück, und schrieb im J.
736 seine Alzire und 1741 seinen Mahomet. Die Ausfälle in
em letztern gegen den Fanatismus machten, daß er der Geistlichkeit
issiel und daß er es auf den Rath des Ministers Fleury selbst zu-
cknahm; doch ist es nachher eine der besten französischen Arbeiten
ieser Art und auf der Bühne geblieben. Seine Merope, im J.
743 gegeben, war das erste Beispiel eines wirksamen Drama's voll
athos und ohne Liebe. Hier wurde auch zum erstenmal die Sitte
es Hervorrufens des Verfassers von einem beifällig aufgenommenen
Stücke bemerkt. Schon vor diesem Zeitraume hatte sich Voltaire
mit dem Hofe durch einen politischen Dienst versöhnt. Er hatte näm-
ch seit einiger Zeit mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem
önig von Preußen, Friedrich dem Großen, der eine große Vorlie-
e für die französische Literatur hegte, in Briefwechsel gestanden.
Als Friedrich im J. 1740 den Thron bestieg, hielt man in Frank-
eich seine Allianz für wünschenswerth. Voltaire wurde nach Ber-
in gesandt und es gelang ihm, den Grund von Friedrichs Neige-
ung zu entdecken. Die Allianz erfolgte, als Frankreich sich gegen
Oesterreich erklärt hatte. Jetzt wünschte Voltaire als Belohnung sei-
er Dienste einige Zeichen der Gunst des Hofes, wodurch seine Auf-
ahme in die Akademie, der seine zahlreichen Feinde so sehr entgegen-
rebten, erleichtert werden könnte. So erhielt er den Auftrag, zu den
ierlichkeiten wegen der Vermählung des Dauphins ein Gelegenheits-

stück zu fertigen. Dies ward die Prinzessin von Navarra. Es gefiel, wenn auch nicht dem Publikum, doch dem Hofe, und sein Lohn war die Stelle eines Gentilhomme ordinaire und Geschichtschreibers von Frankreich. Als solcher entwarf er auch eine Geschichte des damals noch dauernden Kriegs von 1741. Endlich im Jahre 1746 gelang es seinen unablässigen Bemühungen, eine Stelle in der Akademie zu erhalten. Indessen ruhten seine Feinde auch nunmehr nicht, man verfolgte ihn mit Spottschriften aller Art, so daß er endlich sich zurückzog und mit Madame du Chatelet an den Hof des Königs Stanislaus nach Luneville sich begab. In diese Zeit fällt die Entstehung der Semiramis und des Oreſt, auch eines Stücks, Rome sauvée, welches die Verschwörung des Catilina behandelt. Nach dem im J. 1749 erfolgten Tode dieser gelehrten und geißvollen Frau kehrte er nach Paris zurück, wo er jedoch nicht lange verweilte, denn er folgte den dringenden Einladungen des Königs von Preußen, und begab sich im Juni 1750 nach Potsdam, wo ihm eine Pension von 22,000 Livres nebst andern Vortheilen zugesichert worden war. Er wurde hier auf das Auszeichnendste empfangen, erhielt ein Gemach unter dem des Königs, mit der Erlaubniß, ihn zu bestimmten Stunden zu besuchen, und dabei freie Tafel und Equipage. Täglich mußte er zwei Stunden mit dem Könige arbeiten und seine Aufsätze durchsehen, wo er denn, wie er selbst sagte, nie verfehlte, alles Gute zu loben und das Schlechte still zu durchstreichen. Dabei entwickelte er dem lernbegierigen Monarchen seine Gründe, und las ihm auf diese Art ein Collegium über den Styl und die Poesie, welche der König besonders liebte und übte. Ein Streit aber zwischen Maupertuis, dem Präsidenten der berliner Akademie und einem Mathematiker König, an dessen Voltaire Theil nahm, zog ihm Friedrichs Mißfallen zu. Dieser sandte ihm seine Entlassung, Voltaire aber dem Könige den Kammerherrnschlüssel und das Ordenskreuz zurück mit einigen Versen, worin er sich mit einem Liebhaber vergleicht, der seiner Geliebten Bildniß zurücksendet. Der König aber sandte ihm Band und Schlüssel wieder. Voltaire machte jetzt einen Besuch bei der Herzogin von Gotha, und während seiner Abwesenheit suchte ihn Maupertuis auf alle Weise in der Gunst des Königs herabzusetzen. Der König wurde auch wirklich kälter gegen Voltaire, und dieser beschloß, nicht wieder nach Berlin zu gehen, sondern zurück nach Frankreich. Als er nach Frankfurt am Main kam, wurde er auf Veranlassung von Friedrich dem Großen angehalten, weil er noch verschiedene Arbeiten des Königs bei sich hatte, und dieser einen Mißbrauch davon von Seiten Voltaire's befürchtete. Auch mußte dieser seinen Kammerherrnschlüssel, seinen Orden und seine Pensionsversicherung zurückgeben. Nun war der Bruch zwischen Friedrich und Voltaire nicht mehr zweifelhaft. Voltaire wünschte jetzt die Erlaubniß zu erhalten in Paris wohnen zu können; allein ein sehr indecentes und frivoles Werk, seine Pucelle d'Orléans, hatte so viel Widerwillen gegen den Verfasser erregt, daß dieß ihm abgeschlagen wurde. Er verweilte daher einige Jahre zu Colmar, wo er den Orphelin de la Chine schrieb, und kaufte dann ein Landhaus in der Nähe von Genf. Allein er mischte sich in die damals in Genf herrschenden politischen Streitigkeiten, und da er dadurch mit vielen angesehenen Leuten dieses Freistaates in Zwist gerieth, hielt er es für gut, diesen Aufenthalt zu verlassen und das Landgut Ferney im Pays de Gex zu kaufen. Hier be-

hloß er, den Rest seines Lebens in stolzer Unabhängigkeit zu ver-
ben. Er zog Manufacturisten und Colonisten in sein Gebiet, ver-
haffte ihnen durch seinen großen Einfluß bedeutende Vortheile und
errschte wie ein kleiner Fürst unter seinen Unterthanen. Ein ent-
hiedener Feind jeder Tyrannei und Unterdrückung gewährte er man-
jem Verfolgten Schutz und Hülfe, unter andern der unglücklichen
amilie des Jean Calas, der als ein Opfer des Fanatismus ge-
allen war. Auch die Enkelin des großen Corneille fand bei ihm ei-
e Freistatt und anständige Versorgung. In den zahlreichen Schrif-
en, welche er in diesem von dem Geräusche der Welt geschiedenen
ufenthalte verfertigte, bekämpfte sein freier Geist mit den ihm so
ehr zu Gebote stehenden Waffen der Satire, so wie mit männlicher
Beredtsamkeit Alles, was sich nicht mit seinen Ideen von Freiheit
nd Selbstständigkeit, sowohl in weltlichen als religiösen Dingen,
ertrug. Der Geistlichkeit war er wegen des Glaubenszwanges, den
e so oft in Schutz genommen hatte, besonders abhold, nur kränkte
r oft die Religion selbst, indem er ihre Diener angreifen wollte.
Nicht immer leiteten ihn auch die edelsten Beweggründe. Jetzt
chrieb er unter andern auch den Candide, einen philosophischen
Roman, der sich sowohl von Seiten des Styls als der geistreich be-
andelten Ideen unter die Meisterwerke dieser Art stellen darf. Im
J. 1757 erschien die erste Ausgabe seiner Werke, unter sei-
ien eignen Augen veranstaltet, auch war dieß die Epoche seiner
Aussöhnung mit Friedrich dem Großen. Letzterer erneuerte seinen
Briefwechsel mit ihm und sandte ihm seine eigene Statue aus Por-
ellan mit der Unterschrift: Immortali! Die Kaiserin Catharina
on Rußland sandte ihm gleichfalls prächtige Geschenke von den ar-
igsten Briefen begleitet. Auch ging kein Fremder von Rang und
Bedeutung Ferney vorüber, ohne dem merkwürdigen Manne seine
Achtung zu bezeugen. Indessen war Voltaire doch nichts weniger
ls glücklich. Zu sehr an die immerwährende Bewunderung der Welt
ewohnt, wurde er bald seines stillen Aufenthaltes überdrüssig und
egab sich in seinem schon weit vorgerückten Alter noch einmal auf
den Schauplatz des Kampfes aller, auch der kleinlichsten, Leiden-
chaften, nach Paris. Es war im Februar 1778, als er hier sehr
nerwartet ankam. Paris war zwar voll von Bewunderern des
Mannes, der der Nation so viel Ehre machte, allein es fanden sich
och auch nicht wenige, die ihn mit Augen des Hasses und Wider-
willens betrachteten. Er fühlte seine Lage, und als sein Wagen an
den Barrieren von den Zollbedienten angehalten und er gefragt wur-
de, ob er nicht Contrebande bei sich habe, antwortete er: Nein,
keine, als meine Person! — Die Frage des Königs bei seiner
Ankunft, ob das Decret des Parlaments gegen Voltaire'n noch sei-
ne Kraft habe? machte ihn besorgt, indessen wurde nichts daraus
gegen ihn vorgenommen. Die französische Akademie sandte drei ihrer
Mitglieder zu seiner Bewillkommnung ab, da sonst eines gesandt zu
werden pflegte, die Schauspieler warteten ihm in corpore auf.
„Wir sind gekommen, sagten sie, Sie zu bitten, daß Sie uns mit
Ihrem Odem beseelen!" — „Ich lebe nur für Sie und durch Sie,"
war seine Antwort; ein Beweis, daß er seine dramatische Wirk-
samkeit für die bedeutendste hielt, und in der That waren auch dra-
matische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. So schrieb
er seinen Tancrede im 66sten Jahre seines Lebens. Der Besuche wa-

en so viele, daß er sich fast dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde rstickt," sagte er, „aber mit Rosen!" Er hatte ein neues Trauerpiel, Irene, mitgebracht, welches den 16. Mai vor einem sehr länzenden Auditorium aufgeführt wurde. Die ganze königliche Familie war zugegen, und das Stück wurde mit unbegränztem Beifalle aufgenommen. Die französische Akademie wünschte ihm Glück dazu und stellte seine Büste neben die von Corneille. Bei der sechsten Vorstellung kam er selbst ins Theater, und als er sich in der Loge niedergelassen hatte, trat ein Schauspieler herzu und überreichte ihm einen Lorberkranz, und nach Beendigung des Stücks wurde seine Büste auch auf dem Theater bekränzt. Alle diese Aufregungen seines Gefühls, verbunden mit ununterbrochenen literarischen Arbeiten und der Veränderung seiner gewohnten Lebensweise wirkten dergestalt auf seine Gesundheit, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Er bemerkte dieß sehr wohl, und verfiel in eine Art von Schwermuth. „Ich bin nur nach Paris gekommen," sagte er, „meinen Ruhm und mein Grab zu finden!" — Er konnte nicht mehr schlafen, und eine zu große Dosis Opium, welche er ohne den Rath des Arztes genommen hatte, scheint seinen Tod beschleuniget zu haben. Als er sich den letzten Augenblicken näherte, sandte der Marquis von Villette, bei dem er zu Paris lebte, nach dem Oberpfarrer von St. Sulpice, um zu versuchen, ob er nicht Voltaire'n bestimmen könnte, sich den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfodert werden, um als ein catholischer Christ aus der Welt zu scheiden. Man hat die Umstände dieses Besuchs verschieden erzählt; so viel ist indessen gewiß, daß Voltaire, ohne die Sacramente empfangen zu haben, den 30. Mai 1778 im 85sten Jahre seines Alters starb. Der Erzbischof von Paris soll dem Todten durchaus ein christliches Begräbniß verweigert haben, und sein Leichnam daher im Geheim zur Beerdigung nach Scellieres, einer Bernhardinerabtei zwischen Nogent und Troyes, gebracht worden seyn. Durch ein Decret der Nationalversammlung im Jahr 1791 wurden seine Ueberreste in dem Pantheon (der alten Genovevен-Kirche) zu Paris nebst denen mehrerer großen Männer des Vaterlandes beigesetzt. — Voltaire hatte in seinem Aeußern schon etwas Ausgezeichnetes. Man sagt: er habe in seinem Gesichte etwas von dem Adler und der Meerkatze gehabt, so wie er auch mit dem kühnen Aufstreben des erstern etwas von der Bösartigkeit der letztern vereinigt haben soll. Bei den trefflichsten moralischen Ansichten und Grundsätzen waren seine Handlungen nicht immer die löblichsten, und viele gute flossen wenigstens nicht aus den löblichsten Quellen. Er behielt in seinem Charakter stets etwas Schwankendes, und trotz seines Hasses gegen Vorurtheile huldigte er doch diesen nicht selten auf eine ihm wenig Ehre bringende Weise. So schmeichelte er aus Eitelkeit den Großen, und suchte bloß deßhalb oft ihre Gesellschaft. Er war zu selbstsüchtig, um Liebe einzuflößen, besonders beherrschte ihn der Geiz. Daher läßt sichs auch erklären, daß er aller Bewunderer ungeachtet keinen Freund gewann. Er war ein großer Geist, aber kein großer Mensch, daher auch seinen Schriften der Zauber mangelte, den nur eine große Seele zu verleihen vermag. — Condorcet, in seinem Leben Voltaire's, sagt von ihm als Schriftsteller: Niemand hat vielleicht das, was man Justesse de l'esprit nennt (Richtigkeit des Blicks), im höhern Grade besessen, als Voltaire. Er behauptet diese mitten in seinem poetischen Enthusiasmus, so wie in der höchsten Lustigkeit; überall leitet sie seinen Geschmack, lenkt sie seine Ansichten; sie ist eine der

vornehmsten Ursachen des unbeschreiblichen Reizes, den seine Werke für alle Menschen von gesundem Geiste haben. Nie hat vielleicht Jemand mehr Ideen auf einmal umfaßt, und mit mehr Scharfsicht alles durchdrungen, was keine lange Analyse oder tiefes Nachdenken erfodert. Sein Adlerblick setzte mehr als einmal auch diejenigen in Erstaunen, welche diesen Hülfsmitteln tiefere Ideen und umfassendere oder bestimmtere Ansichten verdankten. Oft sah man ihn in Gesellschaft in einem Augenblicke unter mehrern Ideen wählen, sie sogleich ordnen, und sie aufs glücklichste und glänzendste darstellen. Daher der Vorzug seiner Schriften, daß sie stets einfach und klar, doch nie fad werden, und daß sie der gemeine wie der denkende Leser fast mit gleichem Vergnügen benutzt. Lies't man sie mit Nachdenken, so findet man in seinen Werken eine Menge Grundsätze einer tiefen Philosophie, welche dem flüchtigen Leser entschlüpfen, weil sie nicht Aufmerksamkeit erzwingen und keine Anstrengung erfodern, um verstanden zu werden. — Unter seinen zahlreichen Werken stehen wohl seine dramatischen auf der ersten Stufe. Unter allen seinen Landsleuten hat er am glücklichsten mit Racine und Corneille um die Palme gerungen. Auch sind seine Trauerspiele noch jetzt Lieblingsstücke der Franzosen. Im Lustspiele war er trotz allem Witze nicht glücklich. Außer diesen dürfte die Henriade einer vorzüglichen Auszeichnung werth seyn. Außer seinen historischen Arbeiten sind das Siècle de Louis XIV. et XV., so wie die Histoire de Charles XII., letzteres jedoch mehr in Hinsicht des Styls und der Darstellung beachtenswerth. Die philosophischen Romane, Abhandlungen, kleineren Poesien, Erzählungen, Dialogen u. s. w. zeigen überall den oben geschilderten umfassenden Geist und gewandten feinen Darsteller. Unter allen französischen Schriftstellern ist er vielleicht derjenige, der die Eigenthümlichkeiten seiner Nation am treuesten in seinen Werken spiegelt, daher er auch immer ein Lieblingsautor für die Weltleute bleiben wird. Seine Werke sind in vielen Ausgaben erschienen, und werden noch immer von neuem gedruckt.

Verschwörung. So groß die Fortschritte der Wissenschaft des Criminalrechts in neuern Zeiten gewesen sind, so herrscht doch selbst bei den ausgezeichnetsten Bearbeitern desselben (Beccaria, Pastoret, Feuerbach, Stübel, Fichte, v. Grolmann, Tittmann u. A.) keine völlige Uebereinstimmung in Hinsicht der genannten Bezeichnung der zum Theile verwandten Begriffe: Hochverrath, Rebellion, Landesverrätherei u. Verschwörung. Wenn wir mit Fichte (Grundlage des Naturrechts, Th. 2. S. 110.) den Hochverrath als diejenige Handlung bezeichnen, durch welche ein Bürger die ihm vom Staate verliehene Macht zur Vernichtung des Daseyns des Staats überhaupt, oder der ihm nach den Grundverträgen des bürgerlichen Vereins zukommenden Verfassung vorsätzlich anwendet; so verstehen wir mit Tittmann (Grundlin. der Strafrechtswissenschaft, F. 138) unter Rebellion (bellum civile) eine gewaltsame (durch bürgerlichen Krieg bewirkte) Vernichtung des Daseyns des Staates oder seiner rechtlichen Verfassung; und nennen mit Filangieri (System der Gesetzgeb. Th. 4. S. 415) Landesverrätherei eine jede, zu Gunsten eines feindlichen Staates unternommene Handlung, wodurch die Vernichtung des Daseyns des vaterländischen Staates und seiner rechtlichen Verfassung bewirkt werden soll. Bei dieser Unterscheidung der Begriffe sind Hochverrath, Rebellion und Landesverrätherei nicht dem Zwecke nach, wohl aber

durch die Art ihrer Ausführung von einander verschieden. Die Verschwörung nun kann sich auf alle drei beziehen. Sie ist eine geheime Verbindung von Staatsbürgern, entweder zum Umsturze der Existenz des Staates selbst, oder zur Veränderung des Regierungsoberhauptes, oder zur Vernichtung der bestehenden Verfassung des Staates. Sie kann daher die Vernichtung der Existenz des Staates selbst und seiner Verfassung beabsichtigen; sie kann aber auch zunächst nur gegen die regierende Dynastie, oder selbst nur gegen die Person des Regenten ausschließend gerichtet seyn; sie kann endlich zunächst nur eine völlige Umbildung der bestehenden Grundverfassung des Staates beabsichtigen, wobei der Angriff auf die Persönlichkeit des Regenten, die Bemächtigung seiner Person, die Nöthigung desselben zur Resignation, oder zur Veränderung der Regierungsrechte u. s. w. nicht gerade der nächste Zweck ist. Die vielen Verschwörungen, welche die alte und neue Geschichte in despotischen, monarchischen, constitutionellen und republikanischen Staaten aufgestellt hat, liefern für diese verschiedenen Zwecke bei den Verschwörungen den Beweis. Wie verschieden war die Verschwörung der sieben vornehmen Perser, wodurch Darius Hystaspis den Thron bestieg, von den unzähligen Verschwörungen der griechischen Freistaaten, in Rom zur Zeit der Republik und der Imperatoren, in Indostan, China ꝛc. Wie verschieden z. B. die Pulververschwörung in England von der Verschwörung des Fiesco in Genua und von der neuesten Verschwörung der Ultra's in Frankreich zur Wiederherstellung der unbeschränkten Monarchie und zur Vernichtung der constitutionellen Charte vom Jahre 1814! Wie ganz anders war der Plan bei der Verschwörung gegen den König Joseph Emanuel (3. Sept. 1758) von Portugal, als (3. Nov. 1771) gegen den König Stanislaus Augustus von Polen und gegen Peter III. von Rußland (9. Jul. 1762). Wie anders erfolgte die Thronresignation Gustavs IV. von Schweden (1809), Selims III. (1807) und der plötzliche Tod Pauls I. (24. März 1801). Es muß daher bei den einzelnen Verschwörungen genau unterschieden werden, ob sie gegen die Existenz des Staates selbst zu Gunsten des Auslandes, oder gegen die regierende Familie, oder gegen die Person des Regenten ausschließend, oder gegen die bestehende Verfassung gerichtet, ob sie bloß die Wirkungen der Unzufriedenheit im Innern, oder ob sie unter den Einflüssen und der Leitung des Auslandes zur Reife gebracht worden sind.

Vulkan, bei den Griechen Hephästos. Nach Hesiod war er ein Sohn der Juno, die ihn aus sich selbst gebar, nach Homer ein Sohn des Jupiter und der Juno. Er war der Gott und das Symbol des Feuers, dann auch der Künste, besonders derer, die mit Hülfe des Feuers arbeiten. Juno, die sich seiner wegen seiner Häßlichkeit schämte, stürzte ihn aus dem Olymp; die Seegöttinnen Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihrer Grotte auf, und er verweilte bei ihnen neun Jahre. Als er seiner aufgehangenen Mutter helfen wollte, schleuderte Jupiter ihn auf die Insel Lemnos. Er war lahm, und erscheint bei Homer zuweilen als Lustigmacher unter den Göttern. Als Werkmeister aller künstlichen Arbeiten im Feuer hatte er seine Werkstatt nach Homer im Olymp, nach Andern auf Lemnos, unter dem Aetna auf Lipara oder Hiera. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunstwerke. Dahin gehörte auch das künstliche Netz, mit welchem er seine Gemahlin, die Venus, als er sie in den Armen des Mars überraschte, sammt diesem umfing. —

Sein Dienst war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom wurden ihm eigene Feste gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde spitze Mütze auf dem Haupte, und in der rechten den Hammer, in der linken die Zange.

Wunder sind Ereignisse, welche denen, die sie sahen, nach den ihnen bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen und daher Bewunderung abnöthigten. Die Erzählung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Wundergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären, als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhoben, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Wundergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände erzählt sind, mußten freilich die sogenannten natürlichen Erklärungen derselben Versuche bleiben, die mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkühr verdienen. Als Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, uns werden sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubiget. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vergl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat.“ Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt.“ E.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die zweite Stadt im königlich-sächsischen Landestheile dieser Provinz, an der Mandau, welche nahe bei der Stadt in die Neisse fällt, hat 1100 Häuser, von denen die meisten nach dem Brande, welcher 1757 fast die ganze Stadt verheerte, geschmackvoll aufgebaut worden, an 60 aber noch traurige Brandstellen sind. Die Einwohner, an 7800, sämmtlich evangelisch-lutherischer Confession, nähren sich hauptsächlich vom Handel, wozu theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhmischen Gränze, theils die in den umliegenden Dörfern stark betriebene Leinwand- und Damastweberei Gelegenheit gibt. Gegenwärtig ist der Transitohandel mit Colonial- und Schnittwaaren und Garnen sehr lebhaft, der sonst sehr bedeutende Leinwandhandel aber sehr gesunken. Auch andere Ge-

werde haben hier guten Fortgang, doch mehr im Kleinen, und auch das starke Tuchmachergewerk liefert seine Fabrikate meistentheils an auswärtige Tuchhandlungen. Der Magistrat, die einzige Behörde in der Stadt, hat bedeutende Vorrechte (s. Lausitz) und übe die Gerichtsbarkeit mit allen herrschaftlichen Gerechtsamen über 43,000 Seelen, da eine große Anzahl von Dörfern mit ansehnlichen Rittergütern der Stadt gehören. Daher sind auch die Einkünfte der Communalcassen sehr beträchtlich, und alle öffentlichen Anstalten wohl fundirt. Darunter gehört ein blühendes Gymnasium, eine allgemeine deutsche Stadtschule, welche nach dem Muster der Leipziger Bürgerschule 1811 errichtet wurde, und an 800 Schüler beiderlei Geschlechts zählt, ein Seminarium für Landschullehrer, eine mit der Stadtschule verbundene Industrie- und Arbeitsanstalt, das reiche Jacobsspital mit einer eigenen Kirche u. s. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die im besten Geschmack aufgeführte, aber im Innern jetzt noch nicht vollendete Hauptkirche zu St. Johannis, die interimistische Hauptkirche zu St. Petri und Pauli, drei Begräbnißkirchen, das Zuchthaus, welches das einzige in der Provinz ist, und in seinen Mauern eine eigene Kirche hat, das neue Schauspielhaus und der Marstall mit den Salz- und Getreideniederlagen aus. Wohlerhaltene Kunststraßen mit Baumpflanzungen und Spaziergängen umgeben die innere Stadt, Gärten, deren Besitzer einen starken Handel mit Gartengewächsen und Gemüsen auf sechs Meilen weit nach allen Seiten hin treiben, füllen die Vorstädte. Die um die Mitte des 17ten Jahrhunderts hier gebildete böhmische Exulantengemeine hat einen eigenen Prediger und neben der Peter-Paulkirche ihre eigene Kirche, über welcher in zwei großen Sälen die an historischen und philologischen Werken reiche Rathsbibliothek würdig aufgestellt ist. E.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Astronomie derjenige Streifen an der scheinbaren Himmelskugel, innerhalb dessen sich jederzeit die Planeten befinden. Dieser Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik) und wird von zwei mit derselben parallel laufenden Kreisen begränzt. Er enthält zwölf Sternbilder, die im Art. Sternbilder genannt sind. Den Namen Thierkreis hat er von diesen Sternbildern, die meist von Thieren hergenommen sind.

Schlußbemerkung der Redaction.

Es ist noch im Laufe dieses Bandes auf die Artikel

1. Tiedge (Biographie)
2. Zerknirschung (theol. philos. Begriff)
3. Zeuge (Jurisprudenz)
4. Zurechnung
5. Zweifel

} (theol. philos. Begriffe)

verwiesen worden. Da jedoch die Verfasser, welche deren Ausarbeitung übernommen hatten, uns vergebens die Ablieferung haben erwarten lassen (eine Noth, die uns im Verfolg unsrer langen und schwierigen Arbeit oft gedrückt hat), die Vollendung und Ausgabe des letzten Bandes aber unmöglich dieser an sich unbedeutenden Artikel wegen verzögert werden konnte, haben sie wegbleiben müssen.

Verzeichniß

der

im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

aldo	Seite 1
ast	2
bolsk	—
ccator	3
ckay	—
d	—
d (mytholog.)	5
desstrafen	6
di	11
dte Hand	—
dten-Austragung	12
dtengericht	—
dtenkopf	13
dtenkranz	—
dtes Kapital	14
oga	—
ggenburg	15
oilette	16
oise	17
ökölv	—
oledo	18
oleranz	—
olly (Barclai de)	—
omback	19
ombucto	20
on, Tonart, Ton-system	—
onleiter	27
onkunst	—
onica	—
onne	—
onsur	28
ontine	—
opas	—
öpferkunst	29
opik	32
opisch	33
öplitz	—
opographie	34
ora	—
oreutik	—
orf	—
orgau	35
orricelli	—
Torso	Seite 36
Torstensohn	—
Tortur	38
Torys und Whigs	42
Toskana	43
Totaleindruck	44
Totalität	45
Totila	—
Toulon	48
Toulouse	—
Tournefort	49
Toussaint l'Ouverture	50
Tower	52
Toxicologie	53
Toze	—
Trabanten	54
Tradition	—
Traditoren	55
Trafalgar (Schlacht von)	—
Tragisch	56
Tragödie	—
Trajanus	—
Tramontane	60
Trancheen	—
Trankebar	61
Transfiguration	62
Transito	—
Transparent	—
Transporteur	—
Transsubstantiation	63
Transzendent	—
Trapezunt	64
Trappe (La)	65
Trassiren	66
Traube	—
Traubenhagel, Traubenschuß	—
Trauermonumente	—
Trauerspiel	—
Traum	—
Trauung	72
Travestirung	75
Treckschuyten	S. 78
Treibhäuser	—
Tremulant	80
Trenk (Franz, Freiherr von der)	—
Trenk (Friedr., Freiherr von der)	—
Trepaniren	81
Triangel	83
Trianon	—
Tribaden	—
Tribonianus	—
Tribunal	84
Tribunat	—
Tribunus	85
Tribut	86
Tridentinisches Concilium	—
Trient	92
Trier	—
Triest	93
Triglyphen	94
Trigonometrie	—
Triller	—
Trinidad	95
Trinitarier	96
Trinität	—
Trio	—
Triolett	—
Tripel	97
Tripolis	—
Triptolemus	98
Trissino	99
Triton	100
Triumph	—
Triumvirat	101
Trochäus	102
Troglodyten	103
Troja	—
Trokar	104
Trollhätta	—
Trommel	105
Tromp	—
Trompete	108

Trope 108
Tropenländer 109
Tropfstein —
Trophäen 110
Trophonius —
Tropicus 111
Troubadour —
Truchseß 123
Trüffeln —
Truhe (geheime) 124
Truhten 125
Trunkenheit —
Tschaiken 127
Tscherning 128
Tschirnhausen —
Tuba 129
Tübingen —
Tübinger Vertrag 130
Tubus 132
Tudor 133
Tuffstein 137
Tugendbund —
Tuilerien 141
Tuiscon 142
Tula 143
Tunguſen —
Tunica —
Tunis 144
Tunkin 145
Turban 146
Turenne —
Turgot 149
Turin 150
Türkis 151
Türken, Türkiſches Reich —
Türkiſche Sprache 165
Turmalin —
Turniere —
Turnkunſt 167
Tuſche 173
Tuſchmanier 174
Tusculanum 175
Tutel —
Tutti —
Twiſt (Water) —
Tycho Brahe —
Tympanum 176
Tyndariden —
Typhon (ägyptiſche Mythol.) —
Typhon (griechiſche Mythol.) 177
Typhus 79
Typographie 185
Typus —
Tyr 188
Tyrann —
Tyrtäus —
Tyrus 189
U 190
Ueberſetzungskunſt —
Ubiquität 191
Uhr —
Ukaſe 194
Ulanen —
Ulemà —
Ulfilas 195
Ulloa —
Ulm 196
Ulpianus 197
Ulrich, Herzog von Würtemberg —
Ultramarin 199
Ultramontan —
Ultrarevolutionärs —
Ultimatum 200
Ulyſſes —
Umber 201
Umlaufendes Kapital —
Ummerapura —
Umriß 202
Uncialbuchſtaben —
Unehelich —
Ungern —
Ungeriſche Militärgränze 207
Ungerweins —
Unger 208
Unglaube —
Unigenitus Dei filius etc. 209
Union 211
Unioniſten 216
Unirte Griechen 217
Uniſonus —
Unitarier 219
Unität 220
Univerſitäten —
Univerſum 225
Unmittelbarkeit 226
Unmündigkeit —
Unſchuld —
Unſterblichkeit —
Unterleib 227
Unterthanen 230
Unterwalden 230
Unterwelt 231
Unüberwindliche Flotte —
Unze 232
Upſala —
Urakan 233
Ural —
Uralsk 234
Uranig —
Uranium —
Uranus —
Urchriſtenthum 235
Uri 236
Urkunde 239
Urlaub —
Urne —
Urphede —
Urproduction 240
Urſache 241
Urſprache —
Urſulinerinnen —
Urtheil 242
Urtheilskraft —
Urverſammlungen 243
Uſo —
Uſufructus 244
Uſurpator —
Utopien —
Ut, Re, Mi etc. —
Utraquiſten 247
Utrecht —
Utrechter Friede —
Uz 250
V 253
Vaccíniren —
Vademecum —
Valencia —
Valenciennes 254
Valentinian —
Valentinianer —
Valerianus —
Valerius Flaccus 255
Valerius Maximus —
Valetta —
Valkenaer —
Valla 256
Valladolid —
Valle (Pietro della) —
Valliere 257
Valmy (Canonade bei) —

Valuta 260
Valvation —
Vampyren —
Vandalen 261
Vandamme 263
Van Dyk —
Vanille —
Vanini 264
Vanloo 265
Vapeurs 266
Varianten —
Variation —
Varinas 267
Varro —
Varus 268
Vasall —
Vasari 269
Vase —
Vasco da Gama 270
Väterliche Gewalt —
Vatican 271
Vauban —
Vaucanson 272
Vaucluse —
Vaud (Pays de) —
Vaudeville 273
Vauxhall —
Vedam —
Vedette 274
Vega (Lope de) —
Vega (G. Freih. v.) —
Vegetabilien —
Vehikel 275
Vehmgerichte —
Veitstanz 277
Veleda —
Velin 278
Veliten —
Vella —
Vellejus Paterculus 279
Velten —
Vendée, 280
Vendome 284
Venedig (Republik) 286
Venedig (Stadt) 287
Venerabile 289
Venerische Krankheit —
Venezuela 291
Ventil —
Ventilator 292
Venus (Aſtron.) —
Venus (Mythol.) —
Vera Cruz Nueva 293
Verbannung —
Verbindlichkeit 294
Verbindungen (geheime) 295
Verbrechen —
Verbrennen —
Verbum —
Verdauung —
Verdeck 298
Vereinigte Staaten von Nordamerika —
Verfangenſchaft 304
Verfaſſungen —
Verfolgungen der Chriſten —
Vergennes 308
Vergeſellſchaftung der Ideen —
Vergiftung —
Vergleich 309
Vergniaud —
Vergolden 310
Vergrößerungsgläſer 311
Verhärtung —
Verhau 314
Verjährung —
Verklärung —
Verkohlen —
Verlagsrecht —
Verlöbniß —
Verlorene Poſten —
Vermächtniß —
Vermeſſen 315
Vermögen —
Vermont 316
Vernageln —
Vernet —
Vernunft —
Verona 318
Verpuffen —
Vers, Versmaß —
Verſailles —
Verſchanzung 319
Verſchollen —
Verſchwörung 320
Verſöhnung 321
Verſtand 322
Verſteigerung 323
Verſteinerungen —
Vertagen —
Vertebralſyſtem —
Vertheidigungsſchriften 325
Vertical —
Vertot d'Auboeuf 325
Vertrag —
Vertumnus 326
Verviers —
Verwandtſchaften 327
Verzierungskunſt —
Veſpaſianus 328
Veſper 329
Veſpucci —
Veſta —
Veſtalinnen —
Veſuv 330
Veteranen —
Veterinarius —
Veterinärſchule —
Veto —
Vezier 331
Viaticum —
Vibration 332
Vicarius —
Vice 333
Vico —
Vicogne 334
Victoria —
Vida —
Vieleck 335
Vierwaldſtädter See —
Vigilien —
Vignetten 336
Villa —
Villani —
Villars 337
Villers 339
Villoiſon 340
Vinalea 341
Vincent (St.) —
Vinci (Leonardo da) 342
Vindicta 344
Vineis (P. de) —
Viola (Alfonſo) —
Viola (Inſtrument) 345
Violine 347
Violoncello 349
Viotti 350
Virgilius 351
Virginien 352
Virtuoſe —
Visconti 353
Viſionen —
Viſiren —
Viſta —
Visum repertum 354
Vitellius —
Vitriol —